








S&F



Die neue Rundschau

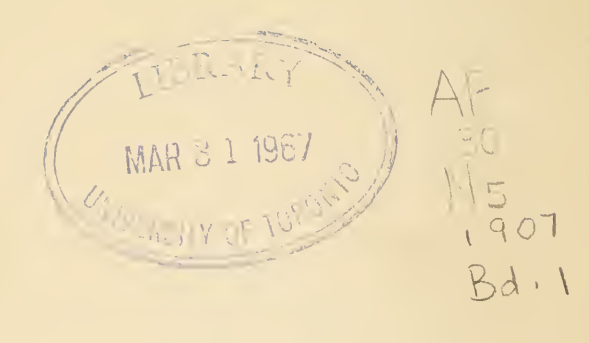
XVIII ter Jahrgang der freien Bühne

Erster Band

1907



Berlin / S. Fischer / Verlag





Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

Briefe, Reisen, Memoiren:

Rundschau:

Seite

Schmuck des ersten Halbjahresbandes von E. R. Weiß



Einladung zum Abonnement auf den im Januar beginnenden neuen Jahrgang.





er große Aufschwung, den die Neue Rundschau in den letzten Jahren genommen hat, ist ein Zeichen dafür, daß ihre Absicht, eine kulturbildende Kraft in der Zeitschriftenliteratur darzustellen, in immer weiteren Kreisen erkannt und gebilligt wird. Im Januar 1907 beginnt sie ihren neuen, den *XVIII.* Jahrgang. Für alle Gebiete ihres Programms steht ihr reiches Material zur Verfügung.

Romane und Novellen:

Herman Bang: Das graue Haus. Roman.
Henning Berger: Ysail. Roman.
Helene Böhlau: Das Haus zur Flamm'. Roman.
J. J. David: Philippinens Kind. Novelle.
Paul Ernst: Die selige Insel. Erzählung.
Karl Ewald: Mein großes Mädel. Novelle.
Johannes V. Jensen: Hoang-Tschin-Fo. Novelle.
E. Graf Keyserling: Dumala. Novelle.
Thomas Mann: Königliche Hoheit. Novelle.
Jakob Schaffner: Grobschmiede. Novelle.
Jakob Wassermann: Die Gefangenen auf der Plassenburg. Novelle.

Briefe, Reise- und Memoirenwerke:

Unter den sonstigen Publikationen der Neuen Rundschau sollen im neuen Jahr Briefe und Memoiren, als unmittelbare, quellenhafte Dokumente menschlich-geistiger Entwicklungen, besonders reich vertreten sein.

Hector Berlioz: Briefe an Liszt.
Hans von Bülow: Briefe.
Eine Gruppe von Künstlerbriefen.
Henriette Feuerbach: Briefe an Fritz Gurlitt.
Theodor Fontane: Briefe an seine Freunde.
Otto Erich Hartleben: Briefe an seine Frau.
Alexander Herzen: Briefwechsel mit seiner Braut.
Henrik Ibsen: Aus seinem Nachlaß.
Johannes V. Jensen: Wälder. Eine Dschungelreise.
John Keats: Briefe.
Julius Meier-Gräfe: Eine Reise in Spanien.
E. Nordenskjöld: Aus dem Urwald.
Oscar Wilde: Briefe.

Essays:

Das Gebiet der öffentlichen und gelehrten Arbeit in all seinen Verzweigungen wird sich in Essays bedeutender Schriftsteller darbieten, die nicht in der Materie und Belehrungstendenz stecken geblieben sind, sondern auch hier ihre Erfahrung und ihre Erlebnisse mit dem Geist ihrer Persönlichkeit durchdrungen haben. Um von der Vielseitigkeit dieser Beziehungen einige Beispiele zu geben, nennen wir folgende Essays:

Hermann Bahr: Dialog vom Laster.
Oscar Bie: Das Wetter.
Paul Bjerre: Ein spiritistischer Fall.
Ernst Heilborn: Von Bienen, Ameisen und Menschen.
Moritz Heimann: Strindberg.
Hugo von Hofmannsthal: Der Dichter und seine Zeit.

Carl Jentsch: Volkspolitik, Diplomatenpolitik, Zeitungspolitik.
Alfred Kerr: Theater.
Ellen Key: Nietzsche und Goethe.
E. Graf Keyserling: Die Liebe.
Hermann von Keyserling: Philosophie als Kunst.
Maurice Maeterlinck: Die Intelligenz der Blumen.
Julius Meier-Gräfe: Constables Skizzen.
Hermann Muthesius: Architektur und Publikum.
Franz Oppenheimer: Der Staat.
Felix Poppenberg: Moderne Novellistik.
C. L. Schleich: Das Gehirn.
Bernard Shaw: Richard Wagner-Brevier.
Georg Simmel: Soziologie der Sinne.
J. von Uexküll: Die kommende Weltanschauung.
Albrecht Wirth: Weltpolitik.

In der *Kleinen Rundschau* werden angesehene Autoren zu Ereignissen der Zeitgeschichte, zu Büchern, Aufführungen und Ausstellungen ihre persönlichen Bemerkungen und Einfälle in bunter Reihe veröffentlichen.

Von den in den letzten drei Jahrgängen veröffentlichten Beiträgen nennen wir die folgenden:

Hermann Bahr: Der Klub der Erlöser. Ein Akt / Herman Bang: Michael. Roman / Otto Julius Bierbaum: Die Liaisons der schönen Sara. Novelle / Wilhelm Bölsche: Zukunft der Menschheit / Otto Brahm: Ibsenforschung / Georg Brandes: Erinnerungen an Paris / Hans v. Bülow: Briefe / Richard Dehmel: Die Tochter der Sonne. Ballade / Theodor Fontane: Briefe an seine Familie / Gustaf af Geijerstam: Andreas Vik. Novelle / Knut Hamsun: Schwärmer. Roman / Otto Erich Hartleben: Aus dem Luckauer Tagebuch / Gerhart Hauptmann: Elga / Gerhart Hauptmann: Das Hirtenlied / Hermann Hesse: Heumond Novelle / Hugo v. Hofmannsthal: Der Kreuzweg im Lande Phokis /

Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Intelligenz der Blumen / von Maurice Maeterlinck



Ich will hier nichts als an einige, allen Botanikern geläufige Tatsachen erinnern. Ich habe keine neue Entdeckung gemacht und mein bescheidener Beitrag beschränkt sich auf einige Elementar-Beobachtungen über den Kleesamen und die Blütenmechanik der Salbei — das ist ungefähr alles. Ich habe natürlich nicht die Absicht, alle Beweise von Intelligenz, die uns die Pflanzen geben, zu wiederholen. Diese Beweise sind unzählig und fortwährend, namentlich in der Welt der Blumen, in denen sich das Trachten des vegetabilischen Lebens nach Licht und Geist am stärksten verkörpert.

Wenn es Pflanzen und Blumen gibt, die ungeschickt und unglücklich sind, so ist doch keine vorhanden, die ohne jede Klugheit und Erfindungsgabe wäre. Alle streben danach, ihre Aufgabe zu erfüllen; alle haben den prächtigen Ehrgeiz, die Erdoberfläche zu überziehen und zu erobern, indem sie die Daseinsform, die sie darstellen, unendlich vervielfältigen. Zur Erlangung dieses Zieles haben sie, infolge des organischen Gesetzes, das sie an die Scholle kettet, weit größere Schwierigkeiten zu überwinden, als die, welche die Tiere bei ihrer Vermehrung finden. Und darum nimmt auch die Mehrzahl unter ihnen seine Zuflucht zu Listen und Kombinationen, zu einem Mechanismus und zu Fallen, die unter dem Gesichtspunkt der Mechanik, der Ballistik, des Fluges, der Beobachtung der Insekten u. a. m. den Erfindungen und Kenntnissen des Menschen oft vorausgewesen sind.

Es ist überflüssig, die großen Systeme der Blumenbefruchtung noch einmal zu schildern: das Spiel der Staubblätter und des Stempels, die Verführung der Düfte, der Lockruf der harmonischen und leuchtenden Farben, die Bereitung des der Pflanze völlig unnötigen Honigsaftes, den sie nur zum Anlocken und Festhalten des fremden Befreiers und Liebesboten hervorbringt: der Biene, Hummel und Fliege, des Schmetterlings oder Nachtfalters, der ihr den Kuß des fernen, unsichtbaren, unbeweglichen Geliebten bringen soll . . .

Die Pflanzenwelt, die uns so friedlich, so resigniert dünkt, in der alles Ergebung, Schweigen, Gehorsam, Sammlung scheint, ist im Gegenteil eine Welt, in der die Ungeduld, die Auflehnung gegen das Schicksal am heftigsten und hartnäckigsten ist. Ihr wesentlichstes Organ, das Nahrungsorgan der Pflanze, die Wurzel, kettet sie unlöslich an die Scholle. Wenn es schwierig ist, unter den großen Gesetzen, die auf uns lasten, das zu entdecken, das am schwersten auf unsere Schultern drückt, so ist bei der Pflanze kein Zweifel darüber möglich: es ist das Gesetz, das sie von ihrer Geburt bis zum Tode zur Unbeweglichkeit verdammt. Darum weiß sie auch besser als wir, die wir unsere Kräfte zersplittern, wogegen sie sich zuerst aufzulehnen hat. Und die Energie ihrer fixen Idee, die aus dem Dunkel ihrer Wurzeln emporsteigt, um sich im Licht ihrer Blüte zu organisieren und zu entfalten, bietet ein unvergleichliches Schauspiel. Sie ist ganz auf ein einziges Ziel eingestellt: dem Schicksal ihrer Wurzel durch ihre Blüte zu entrinnen, das drückende und düstere Gesetz zu übertreten und seiner zu spotten, sich freizumachen und die enge Sphäre zu zerbrechen, sich Flügel zu erfinden oder sie anzulocken, so weit wie möglich zu entkommen, den Raum zu besiegen, worin das Schicksal sie gefangen hält, sich einem andern Naturreich zu nähern, in eine lebende und bewegte Welt einzudringen . . . Und daß ihr das gelingt, ist das nicht ebenso erstaunlich als ob wir uns zusammentäten, um außerhalb der Zeitschranken zu leben, die ein anderes Geschick uns gezogen hat, oder uns in eine Welt aufzuschwingen, die von den lastendsten Gesetzen der Materie befreit ist? Wie wir sehen werden, gibt die Pflanze dem Menschen ein wundersames Beispiel der Unbotmäßigkeit, des Mutes, der Beharrlichkeit und Erfindsamkeit. Hätten wir nur halb so viel Energie aufgewandt, wie die kleine Gartenblume, um den Druck mehrerer schwerer Notwendigkeiten, z. B. den des Schmerzes, des Alters und des Todes zu erleichtern, so ist es verstattet zu glauben, daß unser Schicksal von dem, was es jetzt ist, sehr verschieden wäre.


ieses Bedürfnis nach Bewegung, dieser Hunger nach Raum betätigt sich bei der Mehrzahl der Blumen sowohl in der Blüte wie in der Frucht. In der Frucht erklärt er sich leicht oder verrät hier doch nur eine minder komplizierte Erfahrung und Voraussicht. Im Gegensatz zu den Vorgängen im Tierreich hat das Samenkorn — dank dem furchtbaren Gesetz der völligen Unbeweglichkeit — seinen ersten und schlimmsten Feind in seinem Heimatboden. Wir sind hier in einer wunderlichen Welt, wo die Eltern unfähig sind, sich vom Fleck zu rühren, und wissen, daß sie dazu verdammt sind, ihre Sprößlinge verhungern zu lassen oder ersticken zu müssen. Jeder Same, der zu Füßen des Baumes oder der Pflanze niederfällt, ist verloren oder muß elendiglich verkümmern. Daher die ungeheure Anstrengung, um das Joch abzuschütteln und den Raum zu erobern. Daher die wunderbaren Systeme der Ausstreuung, Verbreitung und Beflügelung der Samenkörner, die wir allerorten in Wald und Flur finden. So, um nur einige der merkwürdigsten Beispiele zu streifen, die Luftschraube des Ahornsamens, die Flügelschraube der Linde und der Distel, des Löwenzahns und

Ziegenbarts, die knallenden Sprungfedern der Wolfsmilch, den außerordentlichen Spritzball der Spritzgurke (Momordica), die Wollhäkchen der Eriophilen und abertausend andere unerwartete Mechanismen, die uns in Verwunderung setzen, denn es gibt sozusagen keinen Samen, der nicht ein ganz besonderes Verfahren erfunden hat, um dem Schatten seiner Mutter zu entgehen.

Wenn man nie Botanik getrieben hat, glaubt man es in der Tat nicht, welche Fülle von Erfindungskraft und Geist von all diesen Pflanzen ausgegeben wird, deren Grün unser Auge erlabt. Man braucht nur am Wegrain im ersten besten Grasbüschel ein Hälmchen zu pflücken, und man belauscht eine kleine selbständige, unermüdliche, unverhoffte Intelligenz in ihrem Wirken. Da gibt es z. B. zwei armselige Kletterpflanzen, die schon ein jeder auf seinen Spaziergängen getroffen hat, denn sie wachsen allerorten bis in die undankbarsten Winkel, in die sich ein bißchen Erde verirrt hat. Es sind zwei Spielarten der wilden Luzerne (Medicago), beide Unkraut im bescheidensten Sinne des Wortes. Die eine hat eine rötliche Blüte, die andere eine gelbe Quaste von der Größe einer Erbse. Sieht man sie sich kriechend unter den stolzen Gräsern verstecken, so ahnt man nicht, daß sie — lange vor Archimedes — die erstaunlichen Eigenschaften der Schraube entdeckt und verwertet haben, nicht zwar zur Hebung von Flüssigkeiten, wohl aber zur Beflügelung des Samens. Sie bewahren den ihren in leichten, viermal gewundenen Spiralen von bewundernswerter Bauart, mit der klugen Absicht, seinen Fall dadurch zu verlangsamen und folglich mit Hilfe des Windes seine luftige Reise zu verlängern. Die gelbe Spielart hat die Vorrichtung der roten sogar vervollkommnet, indem sie die Ränder der Spirale mit einer doppelten Reihe kleiner Stacheln versehen hat, in dem augenscheinlichen Bestreben, daß sie an den Kleidern der Vorübergehenden oder am Fell der Tiere hängen bleibt. Sie hofft offenbar die Vorteile der Aërophilie, d. h. die Ausstreuung des Samens durch Schafe, Ziegen, Kaninchen usw. mit denen der Anemophilie oder Samenverbreitung durch den Wind zu vereinen.

Das rührendste an diesem ganzen Bemühen ist seine Vergeblichkeit. Die arme gelbe und rote Luzerne hat sich geirrt. Ihre hervorragenden Schrauben dienen zu nichts. Sie könnten nur dann funktionieren, wenn sie aus beträchtlicher Höhe herabfielen, vom Wipfel eines hohen Baumes oder von einem hochragenden Grashalm. Jetzt, wo sie sich fast am Boden befinden, haben sie noch keine Viertelsumdrehung gemacht, wenn sie schon die Erde berühren. Es ist dies ein seltsames Beispiel von Irrtum, Tasten, Experimentieren und kleinen Verrechnungen, die in der Natur nicht zu selten sind; denn nur die, welche sie nie studiert haben, behaupten, sie irre sich nie.

Nebenbei gesagt besitzen andere Spielarten der Luzerne (der weiße Inkarnatklee, der Hasenklee) diese Flugapparate nicht, gar nicht zu reden von dem eigentlichen Klee, einem andern hülsentragenden Schmetterlingsblütler, der mit der Luzerne vielfach verwechselt wird. Alle diese halten sich an die primitive Methode der Hülse oder Schote. (Bei einer von ihnen, Medicago aurantiaca, kann man ziemlich deutlich

den Übergang von der gewundenen Hülse zur Schraube beobachten; bei einer andern Varietät, Medicago sentellata, rundet sich die Schraube zur Kugel usw.) Wir wohnen hier also anscheinend dem aufregenden Schauspiel einer Art bei, die sich aufs Erfinden und Versuchen verlegt hat, einer Familie, die ihr Schicksal also noch nicht fest bestimmt hat und eine bessere Methode sucht, um die Zukunft sicher zu stellen. Vielleicht hat die gelbe Luzerne während dieser Versuche, als sie sich in der Spirale verrechnet hatte, die Spitzen oder Häkchen hervorgebracht, indem sie sich nicht ohne Grund sagte, daß die Schafe, die ihre Blätter anlocken, die Sorge für ihre Nachkommenschaft gerechter und unvermeidlicher Weise übernehmen müssen? Und dankt die gelbe Luzerne es dieser neuen Anstrengung und diesem guten Einfall nicht, daß sie ungleich verbreiteter ist als ihr robusterer rotblühender Vetter?



Aber nicht allein in Blüte und Samenkorn, sondern in der ganzen Pflanze, in ihren Blättern, Stielen und Wurzeln, entdeckt man, wenn man ihre bescheidene Arbeit belauscht, manche Spuren eines gewitzigten und lebendigen Verstandes. Man denke nur an die prächtigen Versuche, zum Licht zu gelangen, die unterdrückte Äste machen, oder an den erfindungsreichen und mutigen Kampf bedrohter Bäume. Ich für meinen Teil werde nie das bewundernswerte Beispiel von Heldenmut vergessen, das mir eines Tages in der Provence, in den wilden und veilchendurchdufteten Schluchten des Loup, ein prächtiger hundertjähriger Lorbeerbaum gab. Auf seinem gequälten und krampfhaft gekrümmten Stamme stand gleichsam das Drama seines zähen und schwierigen Lebens geschrieben. Ein Vogel oder der Wind, die Herren seines Geschicks, hatten das Samenkorn an den Abhang eines Felsens getragen, der senkrecht hinabstürzte wie ein eiserner Vorhang. Dort war der Baum entstanden, zweihundert Meter über dem Bergwasser, unzugänglich und einsam, zwischen glühendem, unfruchtbarem Gestein. In der ersten Zeit hatte er seine blinden Wurzeln auf die lange und mühsame Suche nach dem unsicheren Wasser und nach Humus ausgesandt. Aber dies war nur die angeerbte Gewohnheit einer Pflanzenart, welche die Dürre des Südens kennt. Das Bäumchen hatte ein viel ernsteres und unverhoffteres Problem zu lösen: es stand auf einer senkrechten Wand, so daß sein Wipfel, statt in den Himmel zu wachsen sich über den Abgrund neigte. Es mußte also, trotz der zunehmenden Schwere der Zweige, in seinem ersten Schuß innehalten, den verblüfften Stamm hartnäckig an den Fels anlehnen und derart seine schwere Blätterkrone, wie ein Schwimmer mit zurückgebogenem Kopfe, durch unaufhörliche Willensanspannung und Selbstbezwingung in den Äther emportreiben.

Und fortan hatte sich um diesen Lebensknoten alles Streben, alle Energie, all der freie und bewußte Geist des Baumes konzentriert. Die riesige, hypertrophische Krümmung offenbarte die ganze Reihe der Besorgnisse einer Art von Denken, das die Ratschläge, die Sturm und Regen ihm gaben, zu benutzen wußte. Von Jahr zu Jahr wurde die Blätterkrone schwerer, ohne ein andres Streben, als sich in Licht und Wärme zu entfalten, während ein dunkler Brand sich tief in

den verkrümmten Arm einfraß, der sie über dem Abgrund hielt. Nun sandte er, ich weiß nicht, von welchem Instinkt beseelt, zwei starke Wurzeln, zwei haarige Taue, mehr als zwei Fuß über der Krümmung aus, um sich an der Granitwand zu verankern. Waren sie wirklich durch seine Besorgnis hervorgerufen, oder sahen sie wohl seit den ersten Tagen die Stunde der großen Gefahr voraus, und warteten sie ab, um doppelt hilfreich zu sein? War's nur ein glücklicher Zufall? Kein menschliches Auge wird je diesen stummen und für unser kurzes Leben zu langen Dramen beiwohnen.*

Unter den Pflanzen, die die sinnfälligsten Beweise von Intelligenz und Initiative liefern, verdient das Geheimnis der Farrenkräuter besondere Beachtung. Ebenso die Bewegungen gewisser Hedysareen z. B. Hedysarum Gryans, das wirklich „lebendig" ist, oder gewisse Wasserpflanzen, darunter die Valisnera oder Valisnerie, eine Hydrocharidee, deren Befruchtung die tragischste Episode in der Liebesgeschichte der Pflanzenwelt bildet.

Die Valisnera ist ein ziemlich unansehnliches Gewächs, ohne die seltsame Grazie der Wasserrose oder gewisser Seegräser. Aber man möchte sagen, daß die Natur sie zur Trägerin eines schönen Gedankens erwählt hat. Ihr ganzes Dasein vollzieht sich im Wasser in einer Art Halbschlaf, bis zu der hochzeitlichen Stunde, wo sie zu neuem Leben erwacht. Dann rollt die weibliche Blüte langsam die Spirale ihres Stiels auf, steigt und taucht empor, schwimmt auf der Oberfläche des Teiches umher und entfaltet ihren Kelch. Die männlichen Blüten einer benachbarten Staude, die sie durch das sonnige Wasser erblicken, steigen hoffnungsvoll zu ihr empor, die sich auf der Flut wiegt, sie erwartet und in eine schönere Welt hinaufruft. Aber auf halbem Wege sehen sie sich plötzlich festgehalten; ihr Stengel, der Quell ihres Lebens, ist zu kurz. Sie werden nie das Licht des Tages erblicken, das einzige, in dem die Vereinigung des Stempels mit den Staubfäden stattfinden kann! . . .

Gibt es in der Natur eine grausamere Unachtsamkeit oder Prüfung? Man vergegenwärtige sich die Tragödie dieses Verlangens, das Unerreichbare, das doch fast berührt wird, das durchsichtige Verhängnis, die Unmöglichkeit ohne sichtbares Hindernis! . . . Sie wäre unlöslich wie das Drama unseres eignen Erdenlebens, hätten die männlichen Blüten nicht vielleicht ein Vorgefühl ihrer Enttäuschung. Jedenfalls umschließen sie mit ihrem Kelche eine Luftblase, wie man in seinem Herzen einen Gedanken an verzweifelte Befreiung hegt. Sie zaudern einen

---

* Man vergleiche hiermit den Akt von Intelligenz einer andren Wurzel, von der Brandis („Über Leben und Polarität") uns erzählt. Indem sie sich in die Erde senkte, traf sie auf eine alte Stiefelsohle. Um dies Hindernis zu durchdringen, das sie jedenfalls als erste ihrer Art auf ihrem Wege gefunden hat, teilte sie sich in ebensoviel Teile, als Löcher für die Schuhnähte vorhanden waren; nach Überwindung des Hindernisses wuchsen alle ihre getrennten Wurzelfasern wieder zu einer Wurzel zusammen.

Augenblick, dann machen sie eine prächtige Kraftanstrengung, die übernatürlichste, die ich in der Geschichte der Insekten und Blumen kenne, um sich zum Glück zu erheben: sie zerreißen freiwillig das Band, das sie ans Leben kettet. Sie reißen sich von ihrem Stiel los und mit unvergleichlichem Aufschwung, von Perlen des Frohsinns umgeben, durchbrechen ihre Blütenblätter die Wasseroberfläche. Zu Tode getroffen, aber strahlend und frei, schwimmen sie eine kurze Weile neben ihren sorglosen Bräuten; die Vereinigung vollzieht sich und die Geopferten gehen unter, während die Gattin, die bereits Mutter ist, ihren Kelch, in dem ihr letzter Hauch fortlebt, schließt, ihre Spirale zusammenrollt und wieder in die Tiefen hinabsteigt, um dort die Frucht des heroischen Kusses zu zeitigen.

Die Schmarotzerpflanzen bieten uns ähnliche seltsame und bösartige Schauspiele, so z. B. die erstaunliche Flachsseide (Cuscuta epilinium), im Volksmund Mönchsbart genannt. Sie ist blätterlos und kaum ist ihr Stengel ein paar Zentimeter lang, so verläßt sie mit Vorbedacht ihre Wurzeln, um ihr erwähltes Opfer zu umspinnen und ihre Saugwurzeln hineinzusenken. Fortan lebt sie fast ausschließlich auf Kosten ihrer Beute. Es ist unmöglich, ihren Scharfsinn zu täuschen, sie weist jede ihr nicht zusagende Stütze ab und sucht, unter Umständen ziemlich weit, nach dem Hanf-, Hopfen-, Lein- oder Luzernenstengel, der ihrem Temperament und Geschmack zusagt.

Die Flachsseide lenkt unsern Blick unwillkürlich auf die Kletterpflanzen, die sehr merkwürdige Gewohnheiten haben und ein Wort der Beachtung verdienen. Überdies haben die unter uns, die ein wenig auf dem Lande gelebt haben, gewiß oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, mit welchem Instinkt oder welcher Art von Vision die Ranken des wilden Weins oder der Winde nach einem Harkenstiel streben, den man an eine Mauer gelehnt hat. Man stelle die Harke wo anders hin — und am nächsten Tage hat sich die Ranke umgedreht und sie wiedergefunden. Schopenhauer faßt in seiner Betrachtung „Über den Willen in der Natur" bei dem Kapitel, das der Pflanzenphysiologie gewidmet ist, eine Menge von Beobachtungen und Experimenten über diesen wie über mehrere andre Punkte zusammen. Es würde mich zu weit führen, darauf einzugehen; ich bitte den Leser, das Kapitel nachzulesen: er findet dort zahlreiche Quellen und Nachweise angeführt. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß diese Quellen sich seit fünfzig Jahren seltsam vermehrt haben und daß der Stoff nahezu unerschöpflich ist.

Unter diesen zahllosen Beispielen der List und der mannigfachen Vorsichtsmaßregeln möchte ich noch das des Schweinssalats (Hyoseris radiata) anführen, einer kleinen, gelbblühenden Pflanze, die dem Löwenzahn ähnlich ist. Man findet sie häufig auf den alten Mauern an der Riviera. Um sowohl die Samenausstreuung und die Stabilität ihrer Rasse zu sichern, trägt sie gleichzeitig zwei Samenarten: die einen fallen leicht ab und haben Flügel, um im Winde zu fliegen, während die anderen flügellos sind und Gefangene des Blütenstands bleiben, so daß sie erst frei werden, wenn die Pflanze verfault.

Bei der Choleradistel (Xanthium spinosum) sehen wir, wie fein durchdacht

gewisse Systeme der Samenausstreuung sind und wie glücklich sie funktionieren. Die Choleradistel ist ein scheußliches Unkraut, mit Stacheln gespickt; sie war bis vor kurzem in Westeuropa unbekannt und natürlich hatte niemand daran gedacht, sie hier einzuführen. Sie verdankt ihre Verbreitung ihren mit Häkchen besetzten Fruchtkapseln, die sich in die Tierfelle festkrallen. In Rußland heimisch, ist sie zu uns in Wolleballen gekommen, die aus den russischen Steppen stammten. Man kann die Etappen ihrer Wanderschaft und Welteroberung auf der Karte verfolgen.

Das italienische Leimkraut (Silene Italica), ein harmloses weißes Blümchen, das man massenhaft unter den Ölbäumen findet, hat sein Denken in einer anderen Richtung betätigt. Anscheinend sehr ängstlich, sehr besorgt, daß keine unliebsamen und unsaubren Insekten seinen Kelch besuchen, hat es seine Stengel mit drüsigen Haaren besetzt, die einen klebrigen Leim ausschwitzen. Durch diese werden die Schmarotzer so gut gefangen, daß die Bauern sie im Süden als Fliegenfalle in ihren Häusern benutzen. Gewisse Leimkrautgewächse haben das System übrigens sinnreich vereinfacht. Da sie vor allem die Ameisen fürchten, so haben sie es zu deren Abwehr für ausreichend gefunden, einen breiten klebrigen Ring unter dem Knoten jedes Stengels anzubringen. Genau dasselbe machen die Gärtner, wenn sie die Stämme der Obstbäume mit einem Teerring umgeben, um zu verhindern, daß Raupen hinaufkriechen.

Ehe ich dies Kapitel jedoch schließe, möchte ich noch einer Blume Erwähnung tun, nicht als ob sie eine besondre Erfindungsgabe aufzuweisen hätte, aber sie hat eine wunderbare Liebesgebärde erfunden. Es ist der Schwarzkümmel (Nigella Damascena), dessen Volksnamen reizend sind: Braut in Haaren, Gretchen im Busch, Jungfer im Grünen usw., lauter glückliche Versuche der Volkspoesie, um eine kleine Pflanze, die dem Volk gefällt, zu beschreiben. Im Süden findet man sie wild an Wegrainen und unter Ölbäumen; im Norden wird sie oft in altmodischen Gärten gezogen. Die Blume ist zartblau, schlicht wie ein Blümlein auf alten Bildern, und die „Brauthaare" sind die wirren, schmalen und leichten Blätter, welche die Blütenkrone mit einem „Busch" dunstigen Grüns umgeben. Beim Wachsen der Blüte stehen die fünf Stempel* eng um die Mitte der

* Bei Beginn dieser kleinen Studie, die das goldne Buch der Blumensitten werden könnte, wenn ich dies zu schreiben nicht Berufeneren überließe, ist es vielleicht zweckmäßig, auf die mangelhafte und verwirrende Terminologie zu verweisen, die in der Botanik für die Fortpflanzungsorgane der Blumen üblich ist. In dem weiblichen Organ, dem Stempel, der sich aus dem Fruchtknoten (ovarium), dem Griffel (stylus) und der Narbe (stigma) zusammensetzt, scheint das meiste männlichen Geschlechts, wohingegen die männlichen Organe, die Staubblätter (stamina), die an ihrem oberen Ende die Staubbeutel (antherae) tragen, in der gelehrten Sprache Junge-Mädchen-Namen führen. Es ist gut, sich diesen Widersinn ein für allemal klar zu machen.

azurenen Krone, wie fünf Königinnen in grünen Gewändern, hochmütig, unzugänglich, umdrängt von der zahllosen und hoffnungslosen Schar ihrer Liebhaber, der Staubfäden, die nicht bis an ihre Kniee heranreichen. Und nun beginnt im Schoße dieses Saphir- und Türkispalastes, im Glück der Sommertage, das Drama ohne Worte und ohne einen Schluß, der sich bei dem ohnmächtigen, unnützen, unbeweglichen Starren voraussehen ließe. Aber die Stunden, welche die Jahre der Blume sind, verrinnen und ihr Glanz wird trüber. Die Blütenblätter fallen ab und der Stolz der großen Königinnen scheint sich unter der Last des Lebens endlich zu beugen. In einem bestimmten Moment, gleich als gehorchten sie einer geheimen und unwiderstehlichen Losung der Liebe, welche diese Prüfung für hinreichend hält, beugen sich alle zusammen gleichzeitig nieder, sinken zurück in einer symmetrischen Bewegung, wie der fünffache harmonische Bogen eines fünffachen Wasserstrahls, der in seine Schale zurückfällt, und küssen holdselig den Goldstaub des hochzeitlichen Kusses von den Lippen ihrer demütigen Liebhaber.



Die Züge dieser Art lassen sich fast ins Unendliche wiederholen, so viel Unerwartetes ist hier zu finden. Man könnte ein dickes Buch über die Intelligenz der Pflanzen schreiben, wie Romanes ein solches über die der Tiere geschrieben hat. Aber diese Studie soll keineswegs als Handbuch zu diesem Kapitel dienen; ich will weiter nichts, als die Aufmerksamkeit auf einige kleine interessante Vorgänge richten, die rings um uns stattfinden in einer Welt, in der wir uns ein wenig eitel für privilegierte Wesen halten. Diese Vorgänge sind nicht ausgewählt, sondern nur als Beispiele genommen, wie es Beobachtung und Zufall gefügt haben. Außerdem beabsichtige ich mich in den folgenden Zeilen vor allem mit den Blumen zu befassen, denn in ihnen treten die größten Wunder zutage. Von den fleischfressenden Pflanzen will ich zunächst nicht reden. Die Sonnentaugewächse (Droseraceæ), Kannenstauden (Nepentheæ) u. a., die das Tierreich berühren und eine ausführliche Spezialstudie erfordern, will ich übergehen, um mich nur mit der wirklichen Blüte, der eigentlichen Blume zu befassen, die man für unbeweglich, fühllos, passiv und leblos hält.

Um Tatsachen und Theorien zu trennen, wollen wir von ihr reden, als hätte sie nach Menschenart vorausgesehen und begriffen, was sie verwirklicht hat. Wir werden weiterhin sehen, was man ihr lassen und wieder nehmen muß. Augenblicklich steht sie allein vor uns, wie eine prächtige Fürstin, mit Vernunft und Willen begabt. Unleugbar besitzt sie diese Eigenschaften, und um sie ihr zu nehmen, müßte man zu vielen dunklen Hypothesen seine Zuflucht nehmen. Sie blüht also regungslos auf ihrem Stengel und schirmt die Fortpflanzungsorgane der Pflanze in einem leuchtenden Tabernakel. Anscheinend braucht sie die geheimnisvolle Vereinigung der Stempel und Staubfäden im Schoße dieses Heiligenschreins der Liebe nur vor sich gehen zu lassen, und viele Blumen tun dies auch. Aber für viele andre entsteht das unter normalen Verhältnissen unlösbare, von furchtbaren Gefahren bedrohte Problem der kreuzweisen

Befruchtung. Zahllose und unerdenkliche Erfahrungen müssen sie zu der Einsicht geführt haben, daß die Selbstbefruchtung, d. h. die Befruchtung der Narbe durch den Pollen der Staubbeutel, die sie in dem eignen Kelch umgeben, die Entartung rasch herbeiführt. Sie haben von dieser Erfahrung nichts erkannt, nichts profitiert, sagt man uns. Die Gewalt der Dinge ließ ganz einfach die durch Selbstbefruchtung geschwächten Pflanzen und Samen verschwinden. Bald blieben nur die übrig, die durch irgend eine Anomalie, z. B. die übermäßige Länge des Stempels, der sich mit den Staubblättern nicht berühren konnte, die Selbstbefruchtung ausschloß. Diese Ausnahmen überlebten allein in tausend Kämpfen, die Erblichkeit legte das Werk des Zufalls schließlich fest und der normale Typus verschwand.



Wir werden weiterhin sehen, daß mit diesen Erklärungen nichts erklärt ist. Augenblicklich wollen wir in den Garten oder ins Feld gehen, um zwei oder drei seltsame Erfindungen des Blumengeistes näher zu beobachten. Aber schon ehe wir das Haus verlassen, sehen wir, von Bienen umschwärmt, einen duftigen Salbeibüschel, in dem ein sehr geschickter Mechaniker wohnt. Jeder, auch wer noch so wenig aufs Land kommt, kennt die gute Salbei. Sie ist eine anspruchslose Lippenblume und trägt eine sehr schlichte Blüte, die sich energisch öffnet wie ein hungriger Rachen, der nach den vorbeikommenden Sonnenstrahlen schnappt. Es gibt viele Varietäten davon, die — eine merkwürdige Einzelheit — das Befruchtungssystem, das wir uns näher ansehen wollen, nicht alle angenommen noch zur gleichen Vollendung gebracht haben.

Doch wir beschäftigen uns hier nur mit der gemeinen Salbei, die jetzt, wie um den Einzug des Frühlings zu feiern, alle Mauern meiner Ölbergterrassen mit ihren violetten Draperien schmückt. Die Balkone großer Marmorpaläste, die einen König erwarten, sind nie mit prächtigerem, glücklicherem, duftigerem Schmuck geziert worden. Man wähnt den Duft des hellen Sonnenscheins zu greifen, wenn er am heißesten niederfällt und es Mittag läutet . . .

Die Narbe, d. h. das weibliche Organ, ist also in der oberen Lippe eingeschlossen, die eine Art Helm bildet. Hier befinden sich ebenfalls die beiden Staubblätter oder männlichen Organe. Damit sie nun nicht die Narbe befruchten, die mit ihr in dem gleichen Hochzeitspalast wohnt, ist diese zweimal so lang wie sie, so daß sie keine Möglichkeit haben, sie zu erreichen. Um aber auch jedem Zufall vorzubeugen, hat die Pflanze sich protandrisch gemacht, d. h. die Staubblätter werden früher reif als der Stempel; ja wenn das weibliche Organ empfangsbereit ist, sind die männlichen schon verschwunden. Es muß also eine äußere Macht hinzutreten, um die Vereinigung zu vollziehen und einen fremden Pollen auf die verlassene Narbe zu tragen. Eine gewisse Zahl von Blumen, die man Anemophilen nennt, vertrauen dem Wind diese Sorge an. Aber die Salbei — und das ist der weit häufigere Fall — ist entomophil, d. h. sie liebt die Insekten und rechnet nur auf deren Beihilfe. Überdies weiß sie wohl — denn

sie weiß so manches — daß sie in einer Welt lebt, in der man auf keine Sympathie, auf keine barmherzige Hilfe zu rechnen hat. Sie wird ihre Kräfte also nicht damit vergeuden, die Gefälligkeit der Bienen umsonst anzurufen. Die Biene lebt, wie alles, was auf unsrer Erde mit dem Tode ringt, nur für sich und ihre Art und denkt nicht im mindesten daran, den Blumen, die sie ernähren, Dienste zu leisten. Wie also kann sie gezwungen werden, ihre hochzeitliche Pflicht wider Willen oder doch wenigstens unbewußt zu verrichten? Folgendes ist die wunderbare Liebesfalle, welche die Salbei erfunden hat: in der Tiefe ihres violetten Seidenzeltes bereitet sie einige Tropfen Honigsaft als Lockspeise. Aber der Zugang zu dieser Flüssigkeit ist versperrt durch zwei parallele Stiele, ähnlich wie die Drehbäume einer holländischen Zugbrücke. Auf der äußersten Spitze jedes dieser Stiele befindet sich ein dicker Staubkolben, der von Pollen strotzt; weiter unten dienen zwei kleinere Warzen als Gegengewicht. Dringt nun die Biene in die Blume ein, um an den Honigsaft zu kommen, so muß sie die kleinen Warzen mit dem Kopf anstoßen. Die beiden Stiele, die sich auf einer Achse drehen, geraten sofort in Schaukelbewegung und die beiden Staubkolben des oberen Endes schlagen gegen die Flanken des Insekts und bedecken sie mit fruchtbarem Staube. Sobald die Biene die Blüte verlassen hat, federn die Stengel in ihre ursprüngliche Lage zurück und alles ist zu einem neuen Besuche bereit.

Aber das ist nur die erste Hälfte des Dramas, die folgende spielt sich auf einer anderen Szene ab. In einer benachbarten Blüte, deren Staubblätter bereits verwelkt sind, hat der Stempel, der den Pollen erwartet, den Helm langsam verlassen, sich gestreckt, geneigt, ist umgefallen und hat sich gegabelt, so daß er nun seinerseits den Eingang seines Pavillons versperrt. Beim Befliegen der Blüte gelangt die Biene mit dem Kopfe ungehindert durch die hängende Gabel, streift sie aber mit ihrem Rücken und ihren Flanken genau an den Stellen, wo die Staubblätter sie getroffen haben. Die zweispaltige Narbe verschluckt gierig den silbrigen Staub und die Befruchtung vollzieht sich. Übrigens kann man mit einem Strohhalm oder einem Streichholz, das man in die Blume einführt, leicht den Apparat in Bewegung setzen und sich von der Kombination aller dieser Bewegungen, von ihrer wunderbaren und rührenden Genauigkeit selbst überführen.

Die Spielarten der Salbei sind sehr zahlreich und ich erlasse dem Leser die Aufzählung der meisten gelehrten Namen, die nicht immer elegant sind: Salvia Pratensis, Officinalis (unsre Gartensalbei), Horminium, Horminoïdes, Glutinosa, Scarlarea, Roemeri, Azurea, Pitcheri, Splendens (die prächtige scharlachrote Salbei unsrer Blumenkörbe). Es gibt vielleicht nicht eine einzige, die in den Einzelheiten des soeben erörterten Mechanismus nicht ihre Besonderheiten hat. Einige darunter haben, was ich für eine zweifelhafte Vervollkommnung halte, die Länge des Stempels verdoppelt, ja verdreifacht, so daß er nicht allein aus dem Helm hervorragt, sondern sich vor dem Eingang der Blüte wie eine Helmfeder nach rückwärts biegt. Sie vermeiden dadurch die immerhin mögliche Gefahr einer

Befruchtung der Narbe durch die in demselben Helme befindlichen Staubkolben. Andrerseits kann es geschehen, wenn die Protandrie nicht streng ausgeübt wird, daß das Insekt beim Verlassen der Blume den Pollen der Staubkolben, mit denen die Narbe zusammenwohnt, auf diese abstreift. Bei andren divergieren die Staubblätter im Augenblick der Schaukelbewegung mehr, so daß die Flanken des Insekts mit größerer Sicherheit getroffen werden. Anderen schließlich ist es nicht gelungen, alle Teile des Mechanismus richtig auszubilden. So finde ich nicht weit von meinen violetten Salbeipflanzen, neben dem Brunnen, unter einem Busch von Rosenlorbeer, eine Familie mit weißen, blaßlila gesprenkelten Blüten. Hier ist weder eine Absicht noch eine Spur von einer Schaukelvorrichtung zu entdecken. Staubblätter und Narbe erfüllen in wirrem Durcheinander die Mitte des Blumenkelches. Alles scheint dem Zufall überlassen und in chaotischem Zustand. Ich zweifle nicht daran, daß man die ganze Geschichte dieser Lippenblume rekonstruieren könnte, wenn man alle ihre zahlreichen Spielarten zusammenstellte. Man könnte alle Etappen der Erfindungen, von dem ursprünglichen Chaos der weißen Salbei, die ich vor Augen habe, bis zu den letzten Vervollkommnungen der violetten Salbei verfolgen. Was soll man dazu sagen? Ist das System bei diesem duftenden Blumenvolk noch nicht festgestellt? Ist es immer noch im Stadium des Probierens und Versuchens, wie die Familie des Klees bei der Schraube des Archimedes? Ist die Vortrefflichkeit der automatischen Klappvorrichtung noch nicht einmütig anerkannt? Also wäre nicht alles unerschütterlich und vorbestimmt? Man erörterte und experimentierte also noch unter unseren Augen in dieser Welt, deren mechanische Routine wir für vorbestimmt und organisch bedingt halten?


ie dem aber auch sei, die Mehrzahl der Salbeiblüten bietet uns eine elegante Lösung des Problems der kreuzweisen Befruchtung. Aber ebenso wie in der Menschenwelt jede neue Entdeckung sofort von einer Menge kleiner Suchender aufgenommen, vereinfacht und verbessert wird, ist auch in der Blumenwelt, die man als „mechanisch" hinstellen möchte, das Patent der Salbei verändert und in mancher Einzelheit seltsam vervollkommnet worden. Ein ziemlich gemeines Braunwurzgewächs (Pedicularis sylvatica), das gewiß manchem schon auf sumpfigen Wiesen und an feuchten Plätzen begegnet ist, hat außerordentlich sinnreiche Verbesserungen angebracht. Die Form der Blumenkrone ist fast genau die gleiche wie bei der Salbei, aber die Narbe und die beiden Staubkolben sind alle drei in dem oberen Helm untergebracht. Nur die kleine feuchte Kugel der Narbe ragt über den Helm hinaus, während die Staubkolben gänzlich gefangen bleiben. In diesem seidigen Tabernakel sind also die beiderseitigen Geschlechtsorgane sehr eng beieinander, ja fast in unmittelbarer Berührung; trotzdem ist die Selbstbefruchtung, dank einer ganz andren Anordnung als bei der Salbei, gänzlich ausgeschlossen. In der Tat bilden die beiden Staubkolben zwei pollenstrotzende Beutel, die nur je eine Öffnung haben und so nebeneinander stehen,

daß diese Öffnungen sich decken und sich gegenseitig verschließen. Sie werden im Innern des Helmes auf ihren federartigen Stielen durch zwei Arten von Zähnchen gewaltsam festgehalten. Die Biene oder Hummel, die die Blume befliegt, um den Honigsaft zu schlürfen, biegt diese Zähnchen notwendig auseinander, und alsbald kommen die befreiten Staubkolben zum Vorschein, quellen aus dem Helm heraus und entleeren sich auf den Rücken des Tieres.

Aber dabei bleibt der Verstand und die Voraussicht der Blume nicht stehen. Wie H. Müller dartut, der zuerst den wunderbaren Mechanismus der Pedicularis völlig studiert hat, „würde, wenn die Staubblätter bei der Berührung des Insekts ihre Stellung zu einander behielten, nicht ein Pollenkorn herauskommen, da ihre Öffnungen sich gegenseitig versperren. Aber ein ebenso einfacher wie sinnreicher Kunstgriff besiegt die Schwierigkeit. Die Unterlippe der Blumenkrone ist nicht symmetrisch und wagerecht, sondern unregelmäßig und schräg, so daß die eine Seite um ein paar Millimeter höher steht als die andre. Die darauf befindliche Hummel kann selbst nur eine schräge Stellung einnehmen. Daraus folgt, daß ihr Kopf die vorspringenden Teile der Blumenkrone nur einen nach dem andern berühren kann. So findet also auch das Aufklinken der Staubbeutel nur sukzessive statt; einer nach dem andern trifft das Insekt mit seiner freien Öffnung und bestreut es mit fruchtbarem Staub ... Geht die Hummel dann zu einer anderen Blüte über, so befruchtet sie sie unvermeidlich, denn das erste, worauf sie trifft, indem sie den Kopf in die Kelchöffnung steckt, ist die Narbe, die sie genau an der Stelle streift, wo sie sich befindet, einen Augenblick, nachdem sie von den Staubblättern berührt worden ist, gerade an der Stelle, wo sie schon die Staubblätter der zuletzt verlassenen Blüte getroffen haben."



Man könnte diese Beispiele ad infinitum vermehren. Jede Blume hat ihre Idee, ihr System, ihre erworbene Erfahrung, die sie zu benutzen weiß. Sieht man sich ihre kleinen Erfindungen, ihre verschiedenen Methoden aus der Nähe an, so glaubt man sich in einer Ausstellung von mechanischen Werkzeugen, wo der mechanische Sinn des Menschen all seine Hilfsmittel offenbart. Aber unser mechanischer Sinn ist von gestern, wogegen die Mechanik der Blumen seit Jahrtausenden funktioniert. Als die Blumen auf unserer Erde erschienen, hatten sie kein einziges Muster um sich, nach dem sie sich hätten richten können. Sie mußten alles aus eignen Mitteln erfinden. Als wir noch mit Keule, Bogen und Flegel bewaffnet waren, in der noch gar nicht so lange verflossenen Zeit, wo wir das Rad, die Rolle, die Winde, den Rammklotz erfanden, in der Zeit — es war sozusagen vorgestern — wo unsre Meisterwerke das Katapult, die Uhr und der Webstuhl waren, hatte die Salbei die Drehbäume und Gegengewichte seiner Präzisionsschaukel, hatte die Pedicularis wie durch ein wissenschaftliches Experiment ihre verschlossenen Staubkolben, das sukzessive Aufklinken ihrer Federn und die Kombination ihrer schiefen Ebenen geschaffen. Wer ahnte vor hundert Jahren wohl etwas von den Schraubenvorrichtungen, die Ahorn und Linde seit

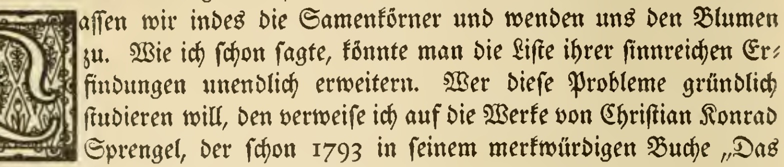
der Entstehung der Bäume benutzen? Wann wird es uns gelingen, einen Fallschirm oder einen Beflügelungsapparat zu bauen, der so fest, so leicht, so subtil und so sicher ist wie der des Löwenzahns? Wann werden wir das Geheimnis entdecken, wie man aus einem so zarten Gewebe wie der Seide der Blütenblätter eine so kräftige Feder schneidet wie die des spanischen Ginsters, der seinen Pollen mit solcher Gewalt in die Luft schleudert? Und wer nennt uns das Geheimnis der wunderbaren Kraft der Spritzgurke oder Damenpistole, deren Namen ich zu Beginn dieser Zeilen erwähnte? Kennt man die Spritzgurke? Sie ist ein schlichtes Gurkengewächs, am Gestade des Mittelmeers ziemlich gewöhnlich. Ihre fleischige Frucht, die einer kleinen Gurke gleicht, ist mit unerklärlicher Vitalität und Energie begabt. In der Zeit ihrer Reife springt sie bei der leisesten Berührung plötzlich von ihrem Stiel ab, indem sie sich krampfhaft zusammenzieht, und spritzt aus der Öffnung, die durch das Abreißen entsteht, zahlreiche Samenkörner, vermischt mit einem Schleimstrahl von so fabelhafter Intensität, daß dieser den Samen vier oder fünf Meter von der Pflanze fortschleudert. Diese Bewegung ist ebenso außerordentlich, als ob wir imstande wären, uns in einer einzigen krampfartigen Bewegung zu entleeren und alle unsre Organe, unsre Eingeweide und unser Blut einen halben Kilometer von unsrer Haut und unserm Knochengerüst weit zu schleudern. Übrigens gibt es eine große Zahl von Samen, die ballistische Methoden anwenden und Energiequellen besitzen, die uns mehr oder minder rätselhaft sind. Man denke z. B. an das Platzen des Ginsters und des Raps; aber eine noch größere Meisterin der Pflanzenartillerie ist der Wunderbaum (Rhizinus communis), eine Euphorbiazee unserer Himmelsstriche, ein großes, ziemlich schmuckes „Unkraut", das oft über mannshoch wird. Ich habe hier auf meinem Tisch in einem Glas Wasser einen Zweig dieser Pflanze mit dreispaltigen grünlichen Kapseln, welche die Samenkörner enthalten. Von Zeit zu Zeit platzt eine dieser Kapseln geräuschvoll und die Samenkörner, mit einer wunderbaren Anfangsgeschwindigkeit begabt, prallen nach allen Seiten an Wände und Möbel. Trifft eines davon ins Gesicht, so glaubt man anfangs von einem Insekt gestochen zu sein, so scharf dringen diese stecknadelkopfgroßen Samenkörner auf einen ein. Betrachtet man die Kapsel und sucht nach den Springfedern, so findet man das Geheimnis dieser Kraft dennoch nicht; sie ist ebenso unsichtbar wie unsre Nervenkraft.



Der spanische Ginster (Spartium Junceum) hat nicht nur federnde Schoten, sondern auch federnde Blüten. Vielleicht kennt der Leser diese prächtige Pflanze. Sie ist die stolzeste Vertreterin der großen Ginsterfamilie, die so widerstandsfähig, arm, nüchtern und kräftig ist, daß sie keinen Boden, keine Prüfung verschmäht. Im Süden steht sie längs der Bergpfade in mächtigen runden Büschen, die oft drei Meter hoch werden und sich im Mai und Juni mit einem prächtigen Flor lauteren Goldes schmücken, dessen Düfte sich mit denen ihrer gewöhnlichen Nachbarin, des Gaisblatts, mischen und unter dem Gluthauch der dörrenden Sonne Wonnen ausströmen, die man

nur mit himmlischem Tau, paradiesischen Quellen und der durchsichtigen Kühle einer blauen, gestirnten Grotte vergleichen kann ...

Die Blüten dieses Ginsters wie die aller hülsentragenden Schmetterlingsblumen ähneln der Erbsenblüte unserer Gärten und ihre unteren Blütenblätter, die wie ein Schiffssporn angelötet sind, verschließen hermetisch den Stempel und die Staubfäden. Solange die Blüte nicht reif ist, findet die Biene, die sie auskundschaftet, sie unzugänglich. Aber sobald den gefangenen Brautpaaren die Stunde der Mannbarkeit schlägt, sinkt der Sporn unter der Last des darauf sitzenden Insekts, die goldne Kammer springt wollüstig auf und bestäubt den Eindringling und die nächsten Blüten energisch mit einer Wolke leuchtenden Staubes, die ein breites vorstehendes Blütenblatt eigens auf die Narbe herablenkt, die befruchtet werden soll.



Lassen wir indes die Samenkörner und wenden uns den Blumen zu. Wie ich schon sagte, könnte man die Liste ihrer sinnreichen Erfindungen unendlich erweitern. Wer diese Probleme gründlich studieren will, den verweise ich auf die Werke von Christian Konrad Sprengel, der schon 1793 in seinem merkwürdigen Buche „Das entdeckte Geheimnis der Natur" die Funktionen der verschiedenen Organe bei den Orchideen studierte, ferner auf die Werke von Charles Darwin, H. Müller-Lippstadt, Hildebrand, dem Italiener Delphino, Hooker, Robert Brown u. v. a.

Bei den Orchideen finden wir die vollkommensten und harmonischsten Kundgebungen der Pflanzenintelligenz. In diesen seltsamen und gequälten Blumen erreicht der Geist der Pflanze seinen höchsten Gipfel und dringt mit einer unerwarteten Flamme durch die Wände, welche die Naturreiche scheiden. Übrigens darf uns der Name Orchidee nicht verwirren, als handelte es sich um eine seltne und kostbare Blume, um eine jener Königinnen des Treibhauses, die eher die Fürsorge eines Juweliers als eines Gärtners zu erheischen scheinen. Unsre eingeborene, wilde Flora, die alle unsre bescheidenen „Unkräuter" einbegreift, zählt mehr als 25 Arten von Orchideen, unter denen sich gerade die sinnbegabtesten und kompliziertesten befinden, sie, die Charles Darwin in seinem Buche „Von der Befruchtung der Orchideen durch Insekten" beschrieben hat, das die wunderbare Geschichte der heldenmütigsten Anstrengungen der Blumenseele enthält. Es kann nicht der Zweck unserer Studie sein, diese reiche, feenhafte Biographie hier in wenigen Zeilen zusammenzufassen. Trotzdem müssen wir, da es sich hier um die Intelligenz der Blumen handelt, einen ungefähren Begriff von der Lebensart und den geistigen Gewohnheiten derjenigen geben, die eine Meisterin in der Kunst ist, den Schmetterling oder die Biene zur genauen Ausführung ihrer Wünsche in der vorgeschriebenen Form und Zeit zu zwingen.



Der äußerst komplizierte Mechanismus der Orchidee ist ohne Figuren nicht leicht auseinanderzusetzen; trotzdem will ich versuchen, einen genügenden Begriff davon zu geben, indem ich mehr oder minder naheliegende Vergleiche heranziehe und den Gebrauch gelehrter Ausdrücke wie Retinaculum, Rostellum, Pollinarien

möglichst zu vermeiden suche, da sie bei Nichtbotanikern kein konkretes Bild auslösen.

Nehmen wir eine der in unseren Breiten häufigsten Orchideen, wie die Orchis maculata, oder besser eine etwas größere, die Orchis latifolia (breitblättriges Knabenkraut), weil hier die Beobachtung leichter ist. Es ist eine lebhafte Pflanze, die dreißig bis sechzig Zentimeter Höhe erreicht. Sie kommt in Wäldern und feuchten Wiesen ziemlich häufig vor und trägt einen Thyrsusstab kleiner rötlicher Blüten, die im Mai und Juni aufgehen. Der Typus unserer Orchideen stellt ziemlich genau den phantastischen, weit geöffneten Rachen der chinesischen Drachen dar. Die sehr lange, herabhängende Unterlippe, einer ausgefransten oder zerfetzten Schürze ähnlich, dient dem Insekt als Trittbrett oder Ruhepunkt. Die Oberlippe rundet sich zu einer Art von Hütchen, das die Hauptorgane schützt, während im Rücken der Blüte neben dem Blumenstiel eine Art Sporn oder langes spitzes Horn herabwächst, das den Honigsaft enthält. Bei den meisten Blüten ist der Stempel, d. h. das weibliche Organ, eine kleine, mehr oder minder klebrige Quaste, die auf der Spitze eines zarten Stiels geduldig der Ankunft des Pollens harrt. In der Orchidee ist diese klassische Einrichtung nicht leicht zu erkennen. Im Grunde des Rachens, da, wo das Zäpfchen sitzt, befinden sich zwei miteinander verwachsene Narben, über denen sich eine dritte erhebt, die zu einem außergewöhnlichen Organ umgeschaffen ist. Sie trägt auf ihrer Spitze eine Art von Täschchen oder besser eine Halbschale, die man Rostellum nennt. Dieses ist gefüllt mit einer klebrigen Flüssigkeit, in welche zwei winzige Kügelchen tauchen; diese tragen ihrerseits zwei Stielchen, auf deren oberem Ende ein wohlverschnürtes Päckchen Pollenkörner sitzt.

Sehen wir nun zu, was geschieht, wenn ein Insekt die Blüte befliegt. Es setzt sich auf die Lippe, die sich ausstreckt, um es zu empfangen, und sucht, von dem Honigsaft gelockt, das Horn zu erreichen, das ihn enthält. Aber der Eingang ist absichtlich sehr verengt, und der Kopf des Insekts stößt beim Hereinkriechen notwendig an die Halbschale, die, gegen den leisesten Stoß empfindlich, in einer bestimmten Linie durchreißt, so daß die beiden in die klebrige Feuchtigkeit tauchenden Kugeln zutage treten. Diese, die den Kopf des Insekts unmittelbar berühren, kleben daran fest und heften sich an ihn, so daß das Insekt sie beim Verlassen der Blume mitnimmt, mitsamt den zwei Stielchen, die darauf sitzen und die festverschnürten Pollenmassen tragen. So ist das Insekt mit zwei geraden Hörnern in Form zweier Champagnerflaschen geschmückt. Als unbewußter Handlanger dieses schwierigen Werkes befliegt es die nächste Blume. Blieben seine Hörner steif, so würden sie mit ihren Pollenmassen einfach an die Pollenmassen stoßen, deren Stiele in die wachsame Schale tauchen, und aus der Vermischung von Pollen um Pollen würde nichts entstehen. Hier tritt nun die Klugheit, Erfahrung und Voraussicht der Orchidee glänzend zutage. Sie hat genau die Zeit berechnet, die das Insekt braucht, um den Honigsaft zu saugen und die nächste Blüte zu befliegen, und sie hat berechnet, daß hierzu durchschnittlich 30 Sekunden erforderlich

sind. Wie wir sahen, ruhen die Pollenmassen auf zwei Stielchen, die auf den klebrigen Kügelchen sitzen. Nun befindet sich aber an der Berührungsstelle der Stielchen und Kügelchen eine kleine membranartige Scheibe, deren einziger Zweck der ist, ihr Stielchen nach 30 Sekunden zusammenzuziehen und umsinken zu lassen, so daß dies sich in einem Bogen von 90° neigt. Das ist das Ergebnis einer neuen, nicht zeitlichen, sondern räumlichen Berechnung. Die beiden Pollenhörner auf dem Haupte des Hochzeitsboten stehen jetzt wagerecht und nach vorn gerichtet, so daß sie, wenn das Insekt die nächste Blüte befliegt, genau auf die zusammengewachsenen Narben treffen, die von der Halbschale überragt werden.

Das ist aber noch nicht alles und der Genius der Orchidee hat seine Voraussicht noch weiter getrieben. Die Narbe, die den Stoß der Pollenmasse empfängt, ist mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt. Hätte diese eine ebenso heftige Adhäsionskraft wie die, welche in der kleinen Schale ruht, so würden die Pollenmassen nach Zerbrechen ihres Stielchens daran haften, sich festkleben und ungelöst hängen bleiben, so daß sie ihr Schicksal nicht erfüllen könnten. Das darf aber nicht geschehen; die Möglichkeiten der Pollinarien dürfen sich nicht in einem einzigen Ereignis erschöpfen, sie müssen vielmehr möglichst vermehrt werden. Die Blume, welche die Sekunden zählt und die Winkel mißt, ist auch Chemiker und destilliert zwei Arten von Klebstoff. Die eine ist außerordentlich klebkräftig und wird bei Berührung mit der Luft unmittelbar hart, um die Pollenhörner auf dem Kopf des Insekts zu befestigen; die andere ist sehr verdünnt, damit die Narbe in Tätigkeit treten kann, und gerade stark genug, um die dünnen, elastischen Fäden, welche das Pollenpaket umschnüren, zu entknoten oder zu verwirren. Einige Pollenkörner kleben daran fest, aber die Pollenmasse wird nicht zerstört, und wenn das Insekt andere Blüten befliegt, fährt es in seinem Befruchtungswerk fast endlos fort.

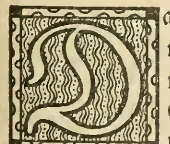
Habe ich das ganze Wunder damit erklärt? Nein, es fehlt noch manche Einzelheit, so die Bewegung der kleinen Schale, die, nachdem ihre Membran gerissen ist, um die klebrigen Kügelchen freizugeben, ihren unteren Rand unmittelbar aufrichtet, um die Pollenmasse, die das Insekt etwa nicht mitnimmt, in der klebrigen Flüssigkeit in gutem Zustand zu erhalten. Auch die höchst merkwürdige Divergenz der zwei Pollenstielchen auf dem Haupte des Insekts verdient Erwähnung, ebenso gewisse chemische Vorsichtsmaßregeln, die allen Pflanzen gemeinsam sind; denn die neuesten Entdeckungen von Gaston Bonnier scheinen dartzutun, daß jede Blume zur Intakterhaltung ihrer Art gewisse Gifte ausscheidet, die alle fremden Pollenarten ertöten oder zerstören. Das ist fast alles, was wir sehen; aber hier wie in allem fängt das wahre und große Wunder dort erst an, wo unser Blick ein Ende hat.



Soeben finde ich in einem unbebauten Winkel des Olivengartens einen prächtigen Zweig der Bocksorchis (Oroglossum hircinum), eine Spielart, die Darwin, ich weiß nicht warum, nicht studiert hat (vielleicht ist sie äußerst selten in England). Sie ist ganz gewiß von allen unsern Orchideen die bemerkenswerteste, die phantastischste

und verblüffendste. Hätte sie den Fühler der amerikanischen Orchideen, so könnte man behaupten, daß es keine phantastischere Blume gibt. Man denke sich einen Thyrsusstab in der Art der Hyazinthe, aber doppelt so hoch, symmetrisch umgeben von streitlustigen Blüten mit drei Hörnern, grünlichweiß mit blaßvioletten Punkten. Das untere Blumenblatt ist von Anfang an mit bronzefarbenen Forunkeln, mit Merowingerbärten und übel aussehenden lila Beulen bedeckt und verlängert sich endlos, toll und unwahrscheinlich in Gestalt eines schraubenzieherartigen Bandes in der Farbe einer Wasserleiche von einem Monat. Diese Blume, die an die schlimmsten Krankheiten gemahnt und in Gott weiß welchem Lande des höhnenden Albdrucks und des Verbrechens zu blühen scheint, strömt einen starken, abscheulichen, giftigen Bocksgeruch aus, der sich weit verbreitet und die Gegenwart eines Ungeheuers offenbart. Ich schildere diese ekelhafte Orchidee so genau, weil sie in Frankreich ziemlich häufig ist und man sie leicht erkennt; auch eignet sie sich wegen ihrer Größe und der Deutlichkeit ihrer Organe sehr gut zu den Experimenten, auf die es uns hier ankommt. Es genügt in der Tat, ein Streichholz in diese Blume einzuführen und es vorsichtig bis in die Tiefe des Honigbehälters zu stoßen, um alle Stadien der Befruchtung mit bloßem Auge aufeinanderfolgen zu sehen. Streift man das Rostellum, so senkt es sich und läßt die kleine klebrige Membran hervortreten (deren die Bocksorchis nur eine besitzt), auf der die beiden Pollenstielchen sitzen. Sofort klebt die Membran an dem Holzende heftig fest, die beiden Falten, welche die Staubgefäße festhalten, öffnen sich der Länge nach und wenn man das Streichholz zurückzieht, kleben an seiner Spitze zwei divergierende Hörner, steif und fest, von zwei Goldkugeln gekrönt. Leider genießt man hier nicht, wie bei der Orchis latifolia, das hübsche Schauspiel des stufenweisen, genauen Umsinkens der beiden Hörner. Warum bleiben sie gerade? Man braucht das gehörnte Streichholz nur in die Tiefe eines andern Kelches einzuführen, um zu konstatieren, daß dieser Versuch vergeblich ist. Die Blume ist viel größer als die Orchis maculata oder latifolia und das Horn, das den Honigsaft enthält, derart angebracht, daß, wenn das gehörnte Insekt in sie eindringt, die Pollenmassen genau in Höhe der zu befruchtenden Narbe gelangen.

Hinzugefügt sei noch, daß man, soll das Experiment gelingen, eine ganz reife Blüte wählen muß. Wir wissen nicht, wann sie reif ist, aber das Insekt und die Blume wissen es, denn diese lockt ihre notwendigen Gäste erst dann mit einem Honigtropfen an, wo ihr ganzer Apparat bereit ist zu funktionieren.


Das ist das allgemeine Befruchtungssystem, das die Orchideen unserer Breiten angenommen haben. Aber jede Art, jede Familie modifiziert und vervollkommnet seine Einzelheiten je nach ihren Erfahrungen, ihrer Psychologie und ihrer besonderen Bequemlichkeit. Die Orchis oder Anacamptis pyramidalis z. B., eine der intelligentesten, hat ihrer Unterlippe zwei kleine Kämme hinzugefügt, die den

Rüssel des Insekts zu dem Honigsaft lenken und es genau das zu zwingen tun, was sie von ihm erwartet. Darwin vergleicht diese geniale Zutat sehr richtig mit einem Instrument zum Einfädeln einer Nadel. Eine zweite interessante Verbesserung ist diese: die zwei Kugeln, welche die Pollenhörner tragen und in die Halbschale tauchen, sind durch eine einzige klebrige Scheibe in Form eines Sattels ersetzt. Führt man auf dem Wege, den der Rüssel des Insekts nehmen muß, eine Nadelspitze oder Schweinsborste in die Blume ein, so merkt man sehr deutlich die Vorteile dieser vereinfachten und praktischeren Vorrichtung. Sobald die Borste die Halbschale berührt hat, bricht diese in einer symmetrischen Linie auseinander und läßt die sattelförmige Scheibe frei, die sich sofort an die Borste anheftet. Zieht man diese rasch zurück, so hat man gerade Zeit genug, um die hübsche Bewegung des Sattels zu beobachten, der, auf der Borste oder Nadelspitze aufsitzend, seine zwei unteren Flügel umklappt und so den Gegenstand, der ihn trägt, eng umschließt. Der Zweck dieses Vorgangs ist aber nicht nur der, das Festsitzen des Sattels zu gewährleisten, sondern auch vor allem, die notwendige Divergenz der Pollenhörner besser zu sichern, als bei der Orchis latifolia. Sobald der Sattel sich um die Borste geklappt hat, und die Pollenhörner, die darauf sitzen, durch seine Zusammenziehung nach außen gebogen sind, beginnt die zweite Bewegung der Stielchen, die sich nach der Borstenspitze zu neigen, genau wie in der vorhin erwähnten Orchidee. Diese beiden kombinierten Bewegungen nehmen 30 bis 34 Sekunden in Anspruch.

Und entstehen die menschlichen Erfindungen nicht auf genau die gleiche Weise, durch Richtigkeiten, Wiederaufnahmen und allmähliche Verbesserungen? Wir haben in der neusten unserer mechanischen Industrien die winzigen, aber unaufhörlichen Vervollkommnungen der Zündung, Vergasung, Unterbrechung und des Geschwindigkeitswechsels alle mit verfolgt. Man möchte wirklich meinen, die Ideen kämen den Blumen auf die gleiche Weise wie uns. Sie tasten in derselben Nacht, begegnen den gleichen Hindernissen, dem gleichen bösen Willen in dem gleichen Unbekannten. Sie kennen dieselben Gesetze, dieselben Enttäuschungen, dieselben langwierigen und mühsamen Siege. Sie haben anscheinend unsre Geduld, unsre Beharrlichkeit, unsre Eigenliebe, den gleichen abgestuften, mannigfachen Verstand, ja fast dieselbe Hoffnung und dasselbe Ideal. Sie kämpfen gleich uns gegen eine große gleichgültige Macht, die sie unterstützt. Ihre erfindungsreiche Phantasie folgt nicht nur den gleichen klugen und minutiösen Methoden, denselben kleinen, engen, ermüdenden nnd gewundenen Pfaden, sie macht auch unerwartete Sprünge, durch die eine ungewisse Entdeckung mit einem Schlag entscheidend wird. So hat eine Familie großer Erfinder unter den Orchideen, eine seltsame und reiche amerikanische Familie, die der Catasetideen, plötzlich mit keckem Einfall eine gewisse Zahl von Gewohnheiten über Bord geworfen, die ihr zweifelsohne allzu primitiv vorkamen. Zunächst ist die Trennung der Geschlechter eine absolute; jedes hat seine besondere Blüte. Schließlich taucht die Pollenmasse ihren Stiel nicht mehr in ein Gefäß mit Klebstoff, in dem sie ein wenig

träg und auf alle Fälle jeder Initiative beraubt, den guten Zufall abwartet, der sie auf den Kopf des Insekts befestigen soll. Sie ruht in einer Art Helm auf einer starken Feder. Dieser Helm lockt das Insekt durch nichts besonderes an. Daher haben die stolzen Catasetideen auch nicht, wie die gewöhnlichen Orchideen, auf gewisse Bewegungen des sie befliegenden Insekts gerechnet, Bewegungen, die, zwar in bestimmter Richtung sicher geleitet, trotzdem zufällige sind. Nicht mehr in einen wunderbaren Blumenmechanismus, nein, in eine lebendige und buchstäblich sensible Blume kommt der Besucher hinein. Kaum hat er sich in der prächtigen Vorhalle aus kupferfarbner Seide niedergelassen, so alarmieren seine langen, nervösen Fühlhörner, die sie notwendig berühren müssen, das ganze Gebäude. Sofort zerreißt der Helm, worin sich die, in zwei Päckchen gesonderte Pollenmasse befindet, die auf ihrer zusammengedrückten Sprungfeder ruht. Kaum befreit, schnellt die Feder, die auf einer großen klebrigen Membran aufliegt, hoch und schleudert diese mitsamt den zwei Staubbeuteln hinaus. Dank einer merkwürdigen ballistischen Berechnung fliegt die Membran immer zuerst heraus und heftet sich an das Insekt, das, von diesem Stoß betäubt, den agressiven Blumenkelch schleunigst räumt und sich in eine benachbarte Blüte rettet. Und das ist alles, was die amerikanische Orchidee wollte.


Soll ich auch noch die merkwürdigen und praktischen Vereinfachungen vermelden, die eine andre exotische Orchideenfamilie, die Cypripedieen, an dem allgemeinen System anbringt? Erinnern wir uns dabei stets der Umwege menschlicher Erfindungen; wir haben hier ein scherzhaftes Gegenstück vor Augen. In der Werkstatt sagt ein Maschinenmonteur zum Fabrikherrn, im Laboratorium ein Gehilfe, ein Schüler, zum Dozenten: „Wenn wir nun versuchten, genau das Gegenteil zu machen? Wenn wir die Bewegung umkehrten? Wenn wir die Mischung der Flüssigkeiten umkehrten?" Das Experiment wird versucht, und aus dem Unbekannten entspringt plötzlich das Unverhoffte. Man möchte wirklich glauben, daß die Cypripedieen solche Gespräche geführt haben. Wir alle kennen den Frauenschuh (Cypripedium); er ist mit seinem riesigen pantoffelartigen Kinn, seinem mürrischen und giftigen Ausdruck die auffallendste Blume unserer Treibhäuser und erscheint uns sozusagen als der Typ der Orchideen. Der Frauenschuh hat tapfer all den komplizierten und zarten Apparat der Pollenpakete auf Sprungfedern, der divergierenden Stielchen, der klebrigen Membranen, der verschiedenen Klebstoffe über Bord geworfen. Sein pantoffelförmiges Kinn und ein steriles, schildförmiges Staubblatt versperren den Eingang dergestalt, daß das Insekt mit seinem Rüssel zwei kleine Pollenmassen streifen muß. Aber dies ist nicht der springende Punkt: was ganz unerwartet und abnorm ist, das ist der Umstand, daß im Gegensatz zu dem, was wir bei allen andern Arten konstatiert haben, nicht mehr die Narbe, das weibliche Organ, klebrig ist, sondern der Pollen selbst. Seine Körner sind nicht pulverartig, sondern von einem so zähen Schleim umkleidet, daß man ihn dehnen und zu Fäden ausziehen kann. Welche Vorteile und Nachteile bietet diese neue

Erfindung? Es ist zu befürchten, daß der Pollen, den das Insekt entführt, sich an alles andre heftet als an die Narbe; andrerseits braucht diese keine Flüssigkeiten auszuscheiden, um jeden fremden Pollen zu ertöten. Jedenfalls erforderte dies Problem eine minutiöse Spezialuntersuchung. Es gibt Patente, deren Nützlichkeit nicht gleich erhellt.



Um die Betrachtung über das seltsame Geschlecht der Orchideen abzuschließen, erübrigt es noch, ein paar Worte über das Hilfsorgan zu sagen, das den ganzen Mechanismus in Bewegung setzt, nämlich die Honigdrüse. Sie ist übrigens, von seiten des Genius der Art, der Gegenstand von Versuchen und Experimenten gewesen, die ebenso sinnreich und mannigfach sind, wie die, welche die Einrichtung der Hauptorgane unablässig verändern.

Die Honigdrüse besteht, wie wir wissen, im Prinzip aus einem langen Sporn, einem langen spitzen Horn, das sich ganz am Ende der Blüte neben dem Blumenstiel öffnet und mehr oder weniger das Gegengewicht gegen die Blütenkrone bildet. Sie enthält eine zuckrige Flüssigkeit, den Honigsaft, den die Schmetterlinge, Käfer und andre Insekten trinken und den die Biene in Honig verwandelt. Sie dient also dazu, die notwendigen Gäste anzulocken. Sie hat sich ihrer Größe, ihren Gewohnheiten und ihrem Geschmack angepaßt; sie ist stets so angeordnet, daß sie ihren Rüssel nur dann einführen und zurückziehen können, wenn sie alle von den organischen Gesetzen der Blüte vorgeschriebenen Riten erfüllt haben.

Wir kennen den phantastischen Charakter und die phantastische Erfindungsgabe der Orchideen schon zur Genüge, um im voraus zu wissen, daß hier wie überall und selbst mehr als wo anders — denn das gefügigere Organ bot sich mehr dazu an — der erfindungsreiche, praktische, beobachtende und tastende Geist der Blume freien Lauf nimmt. So gelingt es einer von ihnen, dem Sarcanthus Teretifolius, anscheinend nicht, einen schnell trocknenden Klebstoff hervorzubringen, um die Pollenmasse auf dem Kopf des Insekts zu befestigen. Sie hat die Schwierigkeit umgangen, indem sie das Insekt zwingt, in dem engen Zugang zum Honigsaft möglichst lange zu verweilen. Das Labyrinth, das sie geschaffen hat, ist derart verwickelt, daß Bauer, der geschickte Zeichner Darwins, sich für besiegt erklären mußte und darauf verzichtete, es wiederzugeben.

Einige haben, von dem trefflichen Prinzip ausgehend, daß jede Vereinfachung eine Vervollkommnung ist, die Honigdrüse tapfer ganz abgeschafft. Sie haben sie durch gewisse fleischige, seltsame und jedenfalls saftige Auswüchse ersetzt, an denen die Insekten nagen. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß diese Auswüchse so angebracht sind, daß der Gast, der sich daran gütlich tut, den ganzen Pollenmechanismus notwendigerweise in Bewegung setzen muß. Ohne uns indes bei tausend kleinen, sehr wechselnden Listen aufzuhalten, wollen wir dieses Märchen mit der Betrachtung der Lockspeisen der Coryanthes macrantha beschließen. Wir wissen in der Tat nicht mehr, vor welcher Art von Wesen wir hier stehen. Die erstaunliche Orchidee hat folgendes ersonnen. Ihre Unterlippe

bildet eine Art von großem Becher, in den fortwährend aus zwei darüber befindlichen Hörnern fast reines Wasser tropft. Ist dieser Becher halb voll, so fließt das Wasser auf der einen Seite durch eine Rinne ab. Diese ganze hydraulische Einrichtung ist schon an sich sehr bemerkenswert; aber das Beunruhigende, ich möchte sagen Teuflische ihrer Kombination ist dies: Die Flüssigkeit, welche die beiden Hörner ausscheiden und in die Seidenvase tropfen, ist kein Honigsaft und keineswegs bestimmt, die Insekten anzulocken; sie hat eine viel heiklere Aufgabe in dem wahrhaft machiavellistischen Plane der seltsamen Blume. Die harmlosen Insekten werden durch den Zuckerduft der fleischigen Auswüchse, von denen wir oben sprachen, dazu verlockt, in der Falle Platz zu nehmen. Die Auswüchse befinden sich über dem Becher in einer Art von Kammer mit zwei seitlichen Eingängen. Die dicke Biene, die sie besucht, — die riesige Blume lockt nur die schwersten Hautflügler an, gleich als ob die anderen sich schämten, in so geräumige und prunkvolle Gemächer einzudringen — beginnt also die schmackhaften Warzen anzunagen. Wäre sie allein, so würde sie nach Beendigung ihrer Mahlzeit friedlich von dannen ziehen, ohne den Wasserbehälter, die Narbe und den Pollen auch nur zu berühren, und nichts von dem, was nötig ist, träte ein. Aber die schlaue Orchidee beobachtet das Leben, das sich um sie abspielt. Sie weiß, daß die Bienen ein unzähliges, gieriges und geschäftiges Völkchen bilden, daß sie in sonnigen Stunden zu tausenden ausschwärmen, daß ein Duft nur an der Schwelle eines sich öffnenden Blütenkelches zu beben braucht wie ein Kuß, damit sie in Scharen zu dem Festmahl unter dem hochzeitlichen Zelte herbeieilen. Es sind also zwei oder drei beutemachende Bienen in dem zuckrigen Raume. Die Kammer ist winzig, die Wände schlüpfrig, die Gäste brutal. Sie drängen und schupsen sich derart, daß schließlich eine in den Becher fällt, der unter der heimtückischen Speise wartet. Sie findet dort ein unverhofftes Bad, durchnäßt ihre schönen durchsichtigen Flügel gründlich und kann trotz der größten Anstrengungen nicht wieder fortfliegen. Darauf aber hat die verschlagene Blume nur gewartet. Aus dem magischen Becher gibt es nur einen Ausweg durch die Rinne, durch die der Überfluß des Wassers sich nach außen entleert. Sie ist gerade breit genug, daß das Insekt hindurch kann, wobei es mit seinem Rücken zunächst die klebrige Oberfläche der Narbe und dann die schleimigen Staubbeutel streift, die in der Wölbung hängen und harren. So entschlüpft das Insekt, mit dem klebrigen Staub behaftet, und gelangt in eine benachbarte Blüte. Hier nimmt das Drama der Mahlzeit, des Gedränges, des Falles, des Bades und des Entschlüpfens den gleichen Verlauf, und der mitgebrachte Pollen gelangt in Berührung mit der lüsternen Narbe.

Fürwahr, diese Blume kennt die Leidenschaften der Insekten und weiß sie auszunutzen! Man sage nicht, dies alles sei nur eine mehr oder minder romantische Auslegung. Die Tatsachen sind genau und wissenschaftlich beobachtet, und es ist ausgeschlossen, die Anordnung und Zweckmäßigkeit der verschiedenen Organe dieser Blume anders zu erklären. Man kann sich dem Augenschein nicht

verschließen. Diese unglaubliche und wirksame List ist um so erstaunlicher, da sie hier nicht darauf berechnet ist, das unmittelbare, dringende Nahrungsbedürfnis zu stillen, das auch den stumpfsten Verstand schärft; die Biene hat nur ein fernes Ideal im Auge: die Fortpflanzung der Art.

Aber wozu, wird man sagen, diese phantastischen Komplikationen, die nur dazu führen, die Gefahren des Zufalls zu vermehren? Urteilen und antworten wir nicht zu voreilig! Wir wissen nichts von den Gründen der Pflanze. Kennen wir die Hindernisse, die sie nach der Seite der Logik und Einfachheit findet? Kennen wir im Grunde auch nur ein einziges der organischen Gesetze ihres Daseins und Wachstums? Ein Beobachter, der uns aus der Höhe des Mars oder der Venus zuschaute, wie wir an die Eroberung der Luft gehen, würde sich ebenso fragen: Wozu diese plumpen und ungetümen Apparate, diese Ballons und Luftschiffe, diese Fallschirme, wo es doch so einfach wäre, die Vögel nachzuahmen und die Arme mit einem Flügelpaar zu versehen?


Die etwas kindliche Überhebung des Menschen pflegt diesen Beweisen von Intelligenz mit dem traditionellen Einwand zu begegnen: jawohl, sie schaffen Wunder, aber diese Wunder bleiben sich ewig gleich. Jede Art, jede Varietät hat ihr System, und bringt von Geschlecht zu Geschlecht keine merkliche Verbesserung hervor. Gewiß: seit wir sie beobachten, d. h. seit etwa 50 Jahren, haben wir nicht gesehen, daß die Coryanthes macrantha oder die Catasetideen ihre Falle verbessert hätten; das ist alles, was wir behaupten können, und das ist wahrscheinlich unzureichend. Haben wir auch nur die elementarsten Experimente gemacht, und wissen wir, was die Geschlechter unserer erstaunlichen Orchidee im Laufe eines Jahrhunderts aus ihrer Badeeinrichtung machen würden, wenn sie in eine andre Umgebung, unter ungewohnte Insekten versetzt würden? Überdies täuschen uns die Namen, die wir den Arten, Gattungen und Varietäten geben, schließlich nur selbst, und wir schaffen derart imaginäre Typen, die wir für festgelegt halten, während sie wahrscheinlich nur die Repräsentanten ein und derselben Blume sind, die fortfährt, ihre Organe andauernden Verhältnissen entsprechend zu gestalten und zu verändern.

Die Blumen gingen auf der Erde den Insekten voraus; sie mußten also, als diese erschienen, den Sitten dieser unverhofften Mitarbeiter Rechnung tragen und einen ganz neuen Mechanismus erfinden. Diese Tatsache allein, geologisch unanfechtbar unter allem, was wir nicht wissen, genügt, um die Entwicklung zu beweisen — und bedeutet dieses etwas unbestimmte Wort im letzten Grunde nicht Anpassung, Modifikation, bewußten Fortschritt?

Übrigens braucht man dieses prähistorische Ereignis gar nicht. Es läßt sich ohne Mühe eine große Zahl von Tatsachen zusammenstellen, welche dartun, daß die Fähigkeit zur Anpassung und zum intelligenten Fortschritt nicht allein dem Menschengeschlecht eigen ist. Ohne auf die ausführlichen Kapitel zurückzukommen, die ich dieser Frage in meinem „Leben der Bienen" gewidmet habe, möchte ich

nur zwei oder drei lokale Einzelheiten erwähnen, die ich dort angeführt habe. Die Bienen haben z. B. den Bienenstock erfunden. Im wilden, ursprünglichen Zustand und in ihrer Urheimat arbeiten sie in freier Luft. Die Ungewißheit und Unbill unserer nordischen Jahreszeiten gab ihnen den Gedanken ein, in einem hohlen Baum oder in einer Felshöhle Zuflucht zu suchen. Dieser geniale Gedanke machte tausende von Arbeitsbienen, die unbeweglich um die Waben saßen, um die nötige Wärme darin zu erhalten, zur Tracht und zur Beschäftigung im Brutnest frei. Es kommt, namentlich im Süden, nicht selten vor, daß sie in ausnehmend milden Sommern zu den Gewohnheiten ihrer Voreltern zurückkehren.*

Eine andre Tatsache. Nach Australien oder Kalifornien gebracht, verändert unsre schwarze Biene ihre Gewohnheiten völlig. Vom zweiten oder dritten Jahr an, sobald sie bemerkt hat, daß ewiger Sommer herrscht und die Blumen niemals ein Ende nehmen, lebt sie in den Tag hinein, begnügt sich damit, den notwendigsten Honig und Pollen zu ernten, der den täglichen Bedarf deckt, und speichert keine Vorräte mehr auf: ihre neue, überlegte Beobachtung hat den Sieg über die anererbte Erfahrung davon getragen. Ein andrer, in das gleiche Gebiet gehörender Zug, den Büchner** erwähnt, beweist gleichfalls ihre Anpassung an die Umstände, die nicht langsam, im Lauf der Jahrhunderte stattfindet, die nicht unbewußt und fatalistisch, sondern unmittelbar und intelligent ist. In Barbados, wo sie das ganze Jahr lang in den Zuckerraffinerien reichlichen Zucker finden, haben sie völlig aufgehört, die Blüten zu befliegen.

Gedenken wir zum Schlusse noch der belustigenden Art, wie sie zwei gelehrte englische Entomologen, Kirby und Spence, Lügen gestraft haben. „Man zeige uns," sagten diese, „einen einzigen Fall, wo sie durch die Umstände gedrängt, Ton oder Mörtel statt Propolis verwandt haben, und wir wollen einräumen, daß

---

* Ich hatte gerade diese Zeilen beendet, als E. L. Bouvier in der Académie des Sciences (siehe den Bericht vom 7. Mai d. J.) von zwei Nestbildungen in freier Luft in Paris berichtete, die eine auf einer Sophora Japonica, die andre auf einem indischen Kastanienbaum. Diese letztere hing an einem kleinen Ast mit zwei ziemlich benachbarten Gabelungen; sie war die bemerkenswertere wegen der augenscheinlichen klugen Anpassung an besondere, schwierige Umstände. „Die Bienen", heißt es in dem Resumé von M. de Panville in der Revue des Sciences (Journal des Débats vom 31. Mai d. J.) bauten Verstärkungspfeiler und benutzten wahrhaft bemerkenswerte Schutzmittel; sie verwandelten die doppelte Astgabelung einer Kastanie schließlich in eine solide Zimmerdecke. Ein Mensch mit Erfindungsgabe hätte es ohne Zweifel ebenso gemacht. Um sich vor Regen zu schützen, hatten sie Verschlüsse, auch Verstärkungen und Vorhänge gegen die Sonne angebracht. Um sich von der Vollkommenheit der Bienenbaukunst einen Begriff zu machen, muß man sich die Architektur der beiden Nestbildungen, die sich heute im Museum befinden, mit eignen Augen ansehen."

** In seiner „Geistesgeschichte der Tiere." Der Übers.

sie fähig sind zu denken." Kaum war dieser ziemlich willkürliche Wunsch ausgesprochen, als ein anderer Naturforscher, Andrew Knight, der die Rinde gewisser Bäume mit einer Art von Zement aus Wachs und Terpentin bestrichen hatte, die Beobachtung machte, daß seine Bienen das Eintragen von Propolis vollständig aufgegeben hatten und nur noch diesen neuen, unbekannten Stoff benutzten, den sie in der Nähe ihres Stockes im Überfluß und völlig vorbereitet fanden. In der Praxis der Bienenzucht kommt es überdies oft vor, daß man ihnen, wenn Mangel an Pollen herrscht, etwas Mehl gibt — und sofort begreifen sie, daß dies ihnen die gleichen Dienste leisten und zu den gleichen Zwecken benutzt werden kann wie der Blütenstaub, wiewohl Geruch, Geschmack und Farbe ganz anders sind.

Und was ich hier eben über die Bienen anführte, läßt sich mutatis mutandis auch auf die Blumenwelt beziehen. Wahrscheinlich würde es genügen, das wunderbare Entwicklungsvermögen einer Pflanze wie der Salbei einigen Experimenten zu unterwerfen und methodischer zu studieren, als ich Laie es vermag. Inzwischen lehrt uns neben vielen anderen Anzeichen eine merkwürdige Studie über die Cerealien von Babinet, daß gewisse Pflanzen, aus ihrem heimatlichen Klima entführt, die neuen Verhältnisse beobachten und ihren Vorteil daraus ziehen, genau wie die Bienen. So wird unser Getreide in den heißesten Gegenden Asiens, Afrikas und Amerikas, wo der Winter es nicht alljährlich ertötet, wieder zu dem, was es ursprünglich war, zu einer perennierenden Pflanze wie der Rasen. Es bleibt immer grün und vermehrt sich durch die Wurzel, trägt keine Ähren und Körner mehr. Als es aus seiner tropischen Urheimat in unsern kalten Norden kam und sich dort akklimatisierte, hat es also seine Gewohnheiten und eine neue Fortpflanzungsart erfinden müssen. Wie Babinet ausgezeichnet sagt, scheint der Organismus der Pflanze durch ein unbegreifliches Wunder die Notwendigkeit vorausgeahnt zu haben, durch den Zustand des Samenkorns hindurchzugehen, um während der kalten Jahreszeit nicht völlig umzukommen.



Jedenfalls würde es genügen, — um dem Einwand zu begegnen, den wir oben erwähnten und dessentwegen wir diese lange Abschweifung gemacht haben — daß die Tatsache des intelligenten Fortschritts ein einziges Mal außerhalb der Menschheit festgestellt wird. Aber wenn man von dem Vergnügen absieht, das die Widerlegung eines allzu dünkelhaften und veralteten Arguments erweckt: wie ist diese Frage der persönlichen Intelligenz der Blumen, Insekten und Vögel doch im Grunde so bedeutungslos! Ob man angesichts der Orchidee oder der Biene sagt, es sei die Natur und keineswegs die Pflanze oder das Insekt, die da rechnet, kombiniert, schmückt, erfindet und überlegt, — welchen Belang kann dieser Unterschied für uns haben? Eine viel höhere Frage, die unsre lebhafteste Beachtung weit mehr verdient, überragt alle diese Einzelheiten. Es handelt sich um das Erfassen des Charakters, der Eigenschaften, der Gewohnheiten und vielleicht des Zwecks dieser allgemeinen Intelligenz, von der alle Akte von Intelligenz, die sich auf dieser Erde vollziehen, ausgehen. Unter diesem Gesichtspunkt gehört

das Studium von Geschöpfen wie die Bienen und Ameisen, bei denen sich das Verfahren und das Ideal dieses Genius außerhalb der Menschenwelt am deutlichsten offenbart, zum merkwürdigsten, das man betreiben kann. Nach alledem, was wir konstatiert haben, scheinen diese intellektuellen Tendenzen und Methoden mindestens ebenso verwickelt, ebenso vorgeschritten, ebenso fesselnd bei den Orchideen wie bei den geselligen Hautflüglern. Ja fügen wir hinzu, daß ein Teil der Logik dieser unruhigen und schwer zu beobachtenden Insekten uns noch entgeht, während wir bei der friedlichen Blume all die schweigsamen Motive, all die beständigen und weisen Überlegungen ohne Mühe erfassen.



as aber beobachten wir nun, indem wir die Natur in ihrem Wirken belauschen, die allgemeine Intelligenz oder den universellen Geist (der Name tut nichts zur Sache) in der Orchideenwelt? Vielerlei, und um nur das Eine zu streifen, denn der Gegenstand würde eine Spezialstudie erfordern, zunächst dieses, daß ihr Ideal von Schönheit und Heiterkeit, ihre Verführungskünste, ihre ästhetischen Geschmacksrichtungen den unseren sehr nahe stehen. Oder, um uns korrekter auszudrücken, die unseren sind den ihren angepaßt. Es ist in der Tat sehr unsicher, daß wir eine uns allein gehörende Schönheit erfunden hätten. Alle unsre architektonischen und musikalischen Motive, alle unsre Farben- und Lichtharmonieen usw. sind unmittelbar der Natur entlehnt. Ich will nicht erst von Meer, Gebirge, Himmel, Nacht und Dämmerung reden, um unseren Gegenstand nicht zu verlassen; aber was könnte man zum Beispiel über die Schönheit der Bäume sagen? Ich spreche nicht nur vom Baum im Walde, der eine der Mächte der Erde ist, ja vielleicht die Hauptquelle unserer Instinkte, unseres Weltgefühls, sondern von dem Baume an sich, dem einzelnen Baume, dessen grünes Alter von tausend Jahreszeiten bedeckt ist. Unter den Eindrücken, die unser ganzes Dasein ohne unser Wissen mit einer durchsichtigen Glocke umgeben, ja vielleicht seinen unterirdischen Reichtum an Glück und Ruhe ausmachen, hat jeder von uns die Erinnerung an ein paar schöne Bäume. Wenn man die Mitte des Lebens hinter sich fühlt und das Ende der Periode des Staunens erreicht, wenn man ungefähr alle Eindrücke empfangen hat, die Kunst, Genius und Luxus der Zeiten und Menschen einem geben können, wenn man vieles empfunden und miteinander verglichen hat, so kommt man zu sehr einfachen Erinnerungen zurück. Sie lassen zwei oder drei unschuldige Bilder am geläuterten Horizont erstehen, so unveränderlich und frisch, daß man sie in den letzten Schlaf mit hinübernehmen möchte, wenn anders es wahr ist, daß ein Bild die Schwelle überschreiten kann, die beide Welten trennt. Ich für meinen Teil glaube nicht an ein Paradies, an ein Leben nach dem Tode, so prächtig es auch werden mag, wo nicht eine herrliche Eiche aus Sainte-Beaume*, eine Cypresse oder Pinie aus

* Grotte und uralter Wald in der Gegend von Marseille, wo nach der Legende die hl. Magdalene ihre Tage beschloß. D. Übers.

Florenz oder der schlichten Einsiedelei in der Nähe meines Hauses stünde, die dem Wandrer ein Vorbild aller großen Taten des notwendigen Widerstandes, des friedlichen Mutes, des Aufschwungs, des Ernstes und des schweigenden Sieges der Beharrlichkeit geben.

Doch ich komme zu weit ab. Ich wollte nur anläßlich der Blumen bemerken, daß die Natur, wenn sie sich schmücken und gefallen will, wenn sie erfreuen und beglücken will, ungefähr das Gleiche tut, was wir täten, wenn wir über ihre Schätze verfügten. Ich weiß wohl, ich spreche hier etwas wie jener Bischof, der die Güte der Vorsehung bewunderte, weil sie die großen Flüsse immer an großen Städten vorbei fließen ließe, aber es ist schwer, diese Dinge mit anderen als menschlichen Augen zu betrachten. Unter diesem Gesichtspunkt aber müssen wir zugeben, daß wir wenige Zeichen für den Ausdruck des Glückes hätten, wenn wir die Blumen nicht kennten. Um die Macht ihrer Heiterkeit und Schönheit recht zu beurteilen, muß man in einem Lande wohnen, wo sie ungeteilt herrschen, wie in meinem provençalischen Weltwinkel zwischen Siagne und Loup, wo ich diese Zeilen schreibe. Hier ist Flora in der Tat die einzige Beherrscherin von Tal und Hügel. Die Bauern haben die Gewohnheit verloren, Getreide zu bauen, als ob sie nur noch den Bedürfnissen einer veredelten Menschheit zu genügen hätten, die sich von Ambrosia und süßen Düften nährt. Die Felder bilden nur noch einen unaufhörlich sich erneuernden Strauß, und der Reigen ihrer Düfte scheint sich durch das ganze azurene Jahr zu schlingen. Anemonen, Levkojen, Mimosen, Veilchen, Nelken, Narzissen, Hyazinthen, Reseda und Jasmin erfüllen die Tage und Nächte, die Winter-, Sommer-, Lenz- und Herbsttage mit ihrem Dufte. Aber die Stunde der größten Pracht ist die Rosenblüte im Mai. Dann ergießt sich von den Berglehnen bis zu den Hohlwegen der Ebenen, zwischen den Terrassen der Vignen und Ölberge ein wahrer Strom von Rosen, aus dem die Häuser und Bäume hervortauchen, ein Strom in den Farben, die wir der Jugend, der Gesundheit und Freude geben. Dieser warme und doch so frische Duft, der die Luft zu weiten, der den Himmel zu öffnen scheint, strömt, so meinen wir, aus den Quellen der Glückseligkeit selbst. Die Straßen und Fußpfade sind in das Mark der Blume, in den Stoff des Paradieses selbst geschnitten. Zum erstenmal im Leben scheint man einen befriedigenden Anblick des Glückes zu haben.

Stets von unserem menschlichen Gesichtspunkt ausgehend und um in der so nötigen Illusion zu verharren, möge zu der ersten Bemerkung noch eine zweite treten, die etwas höher, etwas weniger gewagt und vielleicht folgenschwer ist: daß der Genius der Erde, der wahrscheinlich der des Weltalls ist, im Lebenskampfe genau ebenso verfährt wie ein Mensch handeln würde. Er benutzt die gleichen Methoden, die gleiche Logik. Er kommt mit den gleichen Mitteln zum Ziel, die auch wir anwenden würden. Er tastet, zaudert, kommt auf Altes zurück, fügt hinzu,

merzt aus, erkennt und berichtigt seine Irrtümer, wie wir es an seiner Statt tun würden. Er nimmt alle Kraft zusammen, erfindet mühsam und Schritt für Schritt, ganz wie die Arbeiter und Ingenieure unserer Werkstätten. Er kämpft gleich uns gegen die schwere, riesige und dunkle Masse seines Wesens. Er weiß ebensowenig wie wir, wohin er geht; er sucht sich und entdeckt sich nach und nach. Er hat ein oft verworrenes Ideal, in dem man gleichwohl eine Anzahl großer Linien entdeckt, die sich zu einem glühenderen, komplizierteren, nervöseren, geistigeren Leben erheben. In materieller Hinsicht verfügt er über unerhörte Hilfsquellen; er kennt das Geheimnis der wunderbaren, uns unbekannten Kräfte; aber in geistiger Hinsicht scheint er genau unsre Sphäre innezuhalten; wir können bis jetzt nicht feststellen, daß er seine Grenzen überschreitet, und wenn er jenseits davon nichts schöpft — heißt das nicht so viel, als daß es jenseits dieser Sphäre nichts gibt? Heißt das nicht, daß die Methoden des Menschengeistes die einzig möglichen sind, daß der Mensch sich nicht getäuscht hat, daß er weder eine Ausnahme noch ein Ungeheuer ist, sondern das Wesen, durch das die großen Willensstrebungen und Wünsche der Welt am intensivsten hindurchgehen und sich am intensivsten kundgeben?

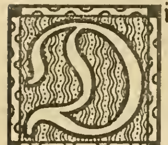


Wir werden in die Welt ausgesetzt wie verkappte Falken und was wir außer uns sehen, ist höchst ungewiß. Die Merkzeichen unseres Bewußtseins tauchen langsam und spärlich auf. Vielleicht reicht Platos berühmtes Gleichnis von der Höhle, an deren Wänden sich unerklärliche Schatten zeigen, nicht mehr hin, aber wenn man ein neues, genaueres Bild an seine Stelle setzen wollte, so wäre dieses nicht tröstlicher. Man denke sich diese Höhle vergrößert und nie dränge ein Lichtstrahl hinein. Mit Ausnahme von Licht und Feuer hätte man sie sorgfältig mit allem versehen, was unsere Zivilisation bietet, und die Menschen wären von klein auf darin gefangen. Sie würden sich nicht nach dem Lichte sehnen, das sie nie gesehen haben; sie wären nicht blind und ihre Augen nicht tot, aber da sie nichts zu sehen hätten, würden sie wahrscheinlich zum sensibelsten Tastorgan werden.

Um uns in ihren Gebärden wiederzuerkennen, stellen wir uns diese Unglücklichen inmitten von all den unbekannten Gegenständen vor, die sie umgeben. Wie viele wunderliche Irrtümer, unglaubliche Mißgriffe und unerwartete Erklärungen gäbe es da! Aber wie rührend und oft genial wäre es anzusehen, wie sie aus den Dingen, die nicht für die Nacht geschaffen sind, ihren Vorteil zögen! . . . Wie oft würden sie das Rechte getroffen haben und wie groß wäre ihr Staunen, wenn sie plötzlich bei hellem Tageslicht erkennen, welcher Art die Apparate und Werkzeuge sind und wozu sie wirklich dienen, die sie in der Ungewißheit ihrer Finsternis so gut wie möglich benutzt hatten!

Und doch scheint ihre Lage, mit der unsren verglichen, leicht und einfach. Das Mysterium, in dem sie herumtasten, ist begrenzt. Ihnen fehlt nur ein Sinn, während es unmöglich ist zu sagen, wie viele uns fehlen. Ihre Irrtümer haben nur eine Ursache, und die unseren zahllose.

Und da wir in solch einer Höhle leben, ist es da nicht von Belang, wenn man feststellen kann, daß die Macht, die uns hineingesetzt hat, oft und in wichtigen Punkten ebenso verfährt wie wir selbst? Es ist ein Lichtblick in unsere Höhle, der uns zeigt, daß wir uns nicht über den Gebrauch aller in ihr befindlichen Gegenstände getäuscht haben.



iese Feststellung scheint mir zu den beruhigendsten zu gehören, die man machen kann. Wir haben lange Zeit soviel törichten Stolz darein gesetzt, uns für wunderbare, einzige und seltsam zufällige Wesen zu halten, die wahrscheinlich aus einer anderen Welt gefallen sind, ohne sichre Bande, die uns mit dem übrigen Leben verknüpfen, und jedenfalls mit einer ungewohnten, unvergleichlichen und ungeheuerlichen Fähigkeit begabt. Es ist bei weitem vorzuziehen, daß wir keineswegs so wunderbar sind, denn wir haben gelernt, daß die Wunder in der normalen Naturentwicklung rasch verschwinden. Es ist viel tröstlicher festzustellen, daß wir den gleichen Weg gehen wie die Weltseele, ja, daß wir die gleichen Gedanken, Hoffnungen, Prüfungen und fast den gleichen Charakter hätten, wenn wir nicht unsern besondren Traum von Gerechtigkeit und Mitleid besäßen. Nichts ist beruhigender als die Gewißheit, daß wir zur Verbesserung unseres Loses, zur Nutzbarmachung unserer Kräfte wie der Gesetze und Gelegenheiten der Materie genau die gleichen Mittel anwenden wie sie, um ihre ununterworfenen, unbewußten, ungeordneten Teile zu besiegen, zu erleuchten und zu ordnen, daß es keine anderen gibt, daß wir in der Wahrheit sind und auf unserem rechten Platze, daß wir zu Hause sind in dieser Welt, die aus unbekannten Stoffen geknetet ist, deren Denken für uns jedoch nicht undurchdringlich und gegen uns nicht feindlich ist, sondern dem unsren analog und entsprechend.

Wenn die Natur allwissend wäre, wenn sie sich nie irrte, wenn sie überall und in allen ihren Unternehmungen von Anfang an vollkommen, unfehlbar und sicher wäre, wenn sie in allen Dingen eine unermeßlich höhere Vernunft entfaltete, als die unsre ist, so müßten wir sie fürchten und den Mut verlieren. Wir müßten uns für das Opfer und die Beute einer fremden Macht halten, die wir nie hoffen dürften zu erkennen und zu ermessen. Es ist bei weitem vorzuziehen, wenn man sich überzeugen kann, daß diese Kraft — wenigstens in intellektueller Hinsicht — der unseren eng verwandt ist. Unser Geist schöpft aus den gleichen Quellen wie der ihre. Wir gehören derselben Welt an und sind fast gleich und gleich. Wir verkehren nicht mehr mit unerreichbaren Göttern, sondern mit einem zwar verhüllten, aber brüderlichen Willen, den es zu belauschen und zu leiten gilt.



ch meine, die Behauptung wäre nicht sehr verwegen, daß es keine mehr oder minder intelligenten Geschöpfe gibt, sondern eine verstreute, allgemeine Intelligenz, eine Art von universellem Fluidum, welches die Organe, die es trifft, mehr oder minder durchdringt, je nachdem sie gute oder schlechte Leiter des Geistes sind. Der Mensch ist bis auf diesen Tag die Lebensform, welche diesem von den Religionen als göttlich

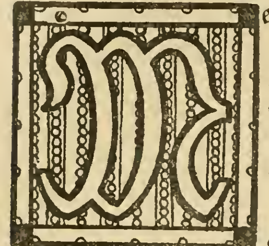
bezeichneten Fluidum am wenigsten Widerstand entgegensetzt. Unsere Nerven sind die Drähte, durch welche sich diese feinere Elektrizität mitteilt. Die Windungen unseres Hirns sind sozusagen die Induktionsspule, in der sich die Kraft des Stroms vervielfältigt, aber dieser Strom ist nicht anders geartet, stammt aus keiner andern Quelle als der, welcher durch Stein und Stern, Blume und Tier geht.

Aber das sind Mysterien, deren Befragung recht müßig ist, vorausgesetzt, daß wir noch nicht das Organ besitzen, das ihre Antwort aufzunehmen vermag. Begnügen wir uns also damit, gewisse Kundgebungen dieser außermenschlichen Intelligenz beobachtet zu haben. Alles, was wir in uns beobachten, ist mit gutem Grunde verdächtig; wir sind zugleich Richter und Partei, und uns liegt zuviel daran, unsre Welt mit prächtigen Illusionen und Hoffnungen zu bevölkern. Aber das kleinste äußere Anzeichen soll uns teuer und kostbar sein. Die, welche die Blumen uns gegeben haben, sind wahrscheinlich winzig im Vergleich zu dem, was uns die Berge, das Meer und die Sterne zu sagen hätten, wenn wir die Geheimnisse ihres Lebens belauschten. Sie gestatten uns gleichwohl, mit größerer Sicherheit zu behaupten, daß der Geist, der alle Dinge beseelt oder von ihnen ausgeht, wesensgleich ist mit dem, welcher unsren Körper belebt. Wenn er uns gleicht, wenn wir ihm somit auch gleichen, wenn alles, was in ihm ist, sich in uns selbst findet, wenn er unsere Methoden, Gewohnheiten, Bestrebungen und Tendenzen zum Besten teilt, so ist es nicht widersinnig, alles das zu erhoffen, was wir instinktiv und unbezwinglich erhoffen; denn es ist wahrscheinlich, daß er diese Hoffnung teilt. Und wenn wir eine solche Summe von Intelligenz ins Leben des Weltalls ausgegossen sehen, ist es da nicht wahrscheinlich, daß dieses Leben für diese Intelligenz wirkt, d. h. daß es als Ziel das Glück, die Vervollkommnung und den Sieg über das hat, was wir das Böse, den Tod, die Finsternis, das Nichts nennen und was wahrscheinlich nichts ist als der Schatten seines eigenen Angesichts oder sein Schlummer?



Das Haus zur Flamm'/ Roman von Helene Böhlau

Aus Mottens Tagebuch:



Mein Nest! Meine schimmernde Muschelschale!

Draußen liegt die Frühlingsregennacht wie ein großes dunkles Meer. Ich höre ferne Harmonie. — Klavierspiel. — Irgendwo, auch in einer Muschelschale, die im Grund der alten Nacht liegt, regt sich Leben. Es ist schon spät.

Das dunkle feuchte Frühlingsnachtmeer, das sich über alles Lebendige goß, hat noch nicht jedes Bewußtsein eingeschläfert.

Das meine ist noch so bewegt. Nur die tiefbewegten Herzen, die sich von großer Liebe und großem Schmerz nicht trennen können, wachen jetzt.

Ja, was zu dieser Stunde lebendig ist, ist ganz lebendig — nicht einzuschläfern. Herr, du mein Gott, laß diese Lebendigen Glück und Leid nicht zu tief empfinden!

Ach alles hier auf Erden muß einst vergessen werden. Ein alter, alter Spruch. Alles muß auch jede Nacht aufs neue vergessen werden. Nur so ist's möglich, die großen Bewegungen der Seele zu ertragen. Ich aber fühle mich noch so wohlauf und ging soeben in meinem Zimmer auf und nieder, so leicht, so beflügelt.

Es grenzt fast an Schmerz dies Wohlbefinden. Der Raum, in dem ich auf- und niederwandle, weil meine wache Seele mich nicht ruhen läßt, ist mir so nah verwandt. — Wie alles heute zu mir spricht! Ja, es ist das Wachsein der Seele, das mir, was ich schaue, so begreiflich macht. — Wie wundervoll leuchtet und schimmert's um mich her!

Ich weiß, als ich den tiefgoldgelben, alten seidenen Stoff im dunklen kleinen Laden sah, klopfte mir das Herz und mir war, als trüge ich Sonnengold und Ährengold und Sonnenuntergänge heim, als ich ihn erhandelt hatte.

Unmöglich schien es fast zu warten, bis dieser Zauberstoff die Wand verkleidete — und dann schimmerte bald Gold darauf und Perlmutter und ich flocht dichte Rosenkränze und zauberte die Rosen aus zartem durchsichtigen Stoffe und glühte und bebte dabei, als schüfe ich eine schöne lachende Welt, aller Weltschöpfung zum Trotze und hockte mit Friedel dem Kindchen und wir schauten in die Herrlichkeit hinein, andächtig und gläubig und ich ging mit kleinen Statuetten und glänzenden farbigen Dingen und stellte sie so, daß sie für meine Augen Funken und Lichter zu sein schienen. Mein Herz schlug in Glückseligkeiten, wie das Herz eines seligen Schöpfers. Ich fühlte mich hier so sehnsuchtsvoll in meinem grauen Gewändchen, im Mottenkleid. Silbergraue Motte im Sonnenglanz.

Ja, mein Professor, mein lieber, in deinem Hause, so würdig es ist und so berühmt und hochgeachtet du geworden bist, ist eine Ecke, in der sehnsüchtiges

Leben mit Rosen spielt und Zauberei treibt. — Da stecken Friedel, das Kindchen und ich.

Du hast jetzt oft vergessen aufzublicken, wenn wir beide morgens bei dir eintraten, du hast auch deinen guten Morgengruß vergessen vor lauter wichtigen Geschäften — du! du Lebensvergesser —! du Nichtunterscheider des Wichtigen vom Unwichtigen!

Ja wart, ich kenne dich! du kannst ja nichts dafür. Es hat dich gepackt. Du bist in den großen, großen Trott gekommen — Ram tam —, Ram tam —, Ram tam. — Keine Pause, keine Umschau! Weiter — weiter, — denn das Leben ist kurz und die Sache ist wichtig. — Weiter, weiter in Reih und Glied dem Ziele zu, durch wundervolle Gegenden, durch wundervolle Jahre marschiert der Riesenzug, jene gewaltige Maschine. Über das Leben hinweg. Ihr Armen! Ist's denn gar so wichtig? Natürlich, wichtig wird's wohl sein. Ich nenne das aber nicht Leben! Für uns Arme, aus dem Grauen aufgestiegene unbestimmte Wesen, für uns Läuslein auf dem Schimmel dieser Erde ist Erfolg, was man so Erfolg nennt, etwas so Wunderliches, so Ungereimtes, so Enges. Fett vor Ruhe und Befriedigung sollten wir hier nicht werden.

Aber du bist fett geworden, mein Professorchen, und das verzeihe ich dir nicht. Ich wollte, ich ließe mir von irgend etwas so recht innerlich imponieren; aber ich muß eigentlich immer lachen, über alles lachen. — Es kommt mir alles nicht so schrecklich wichtig vor. — Nur das eine scheint mir wundervoll, daß man sich hier auf Erden lieben kann, ein Geschöpf das andere Geschöpf, von Mutter und Kind angefangen, bis zu allen Arten von Lieben und Hinneigungen und Hingebung, bis zur großen, großen Liebe.

Ach, mein Professorchen, wie du mich in Zorn bringen kannst! Nicht eigentlich in Zorn — aber ich könnte alles durcheinander verwünschen, was dich so vortrefflich gemacht hat, so anständig herzlos, wie sie alle sind — fast alle.

Und was bin ich? Zuerst da war das Herz ein ganz winziges lachendes Kindchen, was man auf den Arm nehmen und schaukeln konnte, kaum zu spüren, dann wuchs und wuchs es und nun trägt's mich, — trägt mich durch die Welt, wohin es will; froh bin ich, wenn ich neben ihm hin und wieder dreinlaufen kann, ohne daß mich's erwischt und mit mir dahin rennt, wohin es will.

Mein Professorchen, dein kleines handliches Gebrauchsstückchen im Gehrock und mein Herz, dem ich ganz gehöre, das ich ganz bin, sind wir nicht ein sonderbares Paar? Wie unbequem für dich und mich.

Ich muß mir des Tags manchmal sagen so dumm es klingt: Ehe? Ehe? Ehe? — Und dann: Ehefrau? Ehemann? was ist das? Und dann antworte ich mir. Das ist eine schöne Geschichte! — — Danke.

Ich finde, eine Frau kann gottlob alles sagen, den größten Unsinn —! Wir sind in den Augen würdiger Herrn so wie so halb unzurechnungsfähig. Das macht nichts, es ist ganz bequem. — Und sie sind soweit davon entfernt, uns zu kennen, kennen uns so nicht und so nicht. Es ist ganz egal.

Mein Professorchen habe ich trotz seiner gewachsenen Herrlichkeit wahrhaft gern. Ärgere mich viel über ihn, er sicher auch über mich. Doch erst seit er berühmt geworden ist, habe ich diesen Ärger auf ihn bekommen. Mir sind berühmte Leute lächerlich.

Oft möchte ich ihm davonlaufen und möchte ihm die Zunge herausstrecken. Ich streck sie ihm auch heraus, wenn er so würdevoll davongeht mit so einem kalten Buckel. Mir ist's ganz gleichgültig, ob er berühmt ist oder nicht! Ich wollte lieber, er wäre statt dessen — ... Nein, nein — um Gottes willen nicht! Er soll nun auch der Herr Professor bleiben. Ja, ja er setzt Fett an, seine Augen werden kleiner. Er sieht über mich hinweg wie über ein Stückchen Vergangenheit.

Oft habe ich in heißen Tränen deshalb gelegen. Heimatlos ist man ohne Liebe.

Es gab eine Zeit, da war er fast übermager, da hatte er keinen Erfolg; da war er mein Schatz. O du liebe Zeit der Magerkeit, der Erfolglosigkeit, der bangen großen Liebe.

Dich trieb's nach Erfolg und deshalb littest du. Dein Leid brachte dich mir nahe, du spürtest meine weiche dich heilende Seele, meinen dich heilenden Körper.

Deine Herzenswunde brannte nicht, wenn du bei mir warst. O diese schillernde Liebe jener Zeit!

Das war Lebenshöhe, jene gesegnete Erfolglosigkeit. Das war ein menschliches Leben!

Weißt du mein lieber, berühmter Mann, wie wir beide im Landwägelchen zu deinen Patienten fuhren? — Ich mit dir? Stell dir das jetzt einmal vor?

Ich, dein Assistent damals, wenn ich oft auch nichts weiter zu tun hatte, als kleine Rotznäschen zu putzen, wenn du das arme Hausmutterl unter den Händen hattest. Oft waren meine Pflichten auch ernster und schwerer für mich, den Ekel überwinden, aber es ging alles — dir zulieb — ging alles. Und wir waren beide gern gesehen in den dumpfen Krankenstuben.

In früher Jugend so miteinander mit Tod und Schmerz und Qual so nah verkehrend, ist das nicht tief erschütternd gewesen? Bei mir, so empfand ich, baute sich alles in mich selbst hinein. Ich wurde aus den Dingen, die ich sah und erfuhr. Du aber, mein Lieber, wie mir scheint, baust, so hatte ich den Eindruck, neben dir etwas, was nicht zu dir gehört.

Das, was du baust, sehen und bewundern die Leute. Es ist etwas geworden und dich hat's berühmt gemacht. — Aber selbst bist du's nicht, was ich in mir baute, sehen gottlob die Leut nicht; aber es ist mein! — Mein! Mein!

Es ist mein Unsinn — mein Durcheinander, mein Schmerz, mein Schauen, mein mühseliges Wachstum der armen törichten Seele. Ich bin's!

In jener Zeit allererster Jugend und der großen, großen Liebe lernte ich mit Grauen den leidenden, angefressenen, Ekel erregenden Menschenkörper kennen, das Welken und Verderben.

Man kennt das geheimnisvolle trübe Lied vom Wachsen und Welken auch in der starken Jugend. Aber es wird da nicht für uns gesungen. Wir hören das Sterbeglöckchen zu sonniger Sommerstunde in der weiten duftenden Luft. — Es wird nicht für uns geläutet, für irgend einen. Es läutet, damit wir uns freuen.

Ich aber habe die welke Haut mit ihren Wunden und Qualen gegriffen. Ich kenne die verkrüppelten, arbeitsmüden Glieder. Die verfallenen Lippen haben mir den mühseligen Atem in die Ohren geschnauft. Ich habe unsagbare Furcht empfunden. Wenn wir im holpernden Wägelchen, das so unvergeßlich nach uraltem Leder und unserer kleinen Scheuer roch, von den Krankenbesuchen heimfuhren, hast du mich oft in heißer Liebe an dich gepreßt, als wäre deine Zärtlichkeit, deine Lebenslust dir doppelt erwacht, nach Eindrücken, die meinen Lebenswillen erstarren ließen.

Befremdend erschien mir deine Liebe in diesen bangen Stunden und ich suchte bei dir Hilfe in meinen Ängsten.

„Dummes Zeug", sagtest du, alle Schrecknisse gingen dich, deine Person nichts an; sie waren der ganz bekannte Weg, auf dem du deinem Ziele zugingst, ja, sie waren dir notwendig. Du warst der Arbeiter — sie waren dein Arbeitsfeld. So wenig berührten sie dein inneres Leben, als wärst du aus anderem Stoffe als deine armen Sterbenden.

Ja, — das erstaunte mich damals. Du konntest mich nicht trösten. Wir verstanden einander nicht, — trotz aller Liebe.

In jener Zeit tiefer Melancholie, und der Erkenntnis des Wachsens und Welkens, war jeder Augenblick mir durchdrungen vom Bewußtsein, daß der Tod da war. Das Gegenwärtige erlebte ich als schon vergangen. — Ich selbst erschien mir oft als schon vergangen. Und auch du, mein Lieber, erschienst mir so. Ich sah durch alles hindurch, als wäre es nicht da. Rätselhaft war mir die Zeit geworden, verdächtig, ein wunderlicher Betrug unserer Sinne. — Verdächtig und traurig wie alles.

Ich liebte mich damals nachts in zarte, sehr lange weiße Nachtgewänder zu kleiden, die mir über die Füße fielen. Ich hatte sie mir selbst genäht, und es war mir wie ein Bedürfnis, abends vor Schlafengehen still in ein so langes weites Gewand gehüllt, auf meinem Bette zu liegen und zu denken, daß alles, alles was atmet, sterben muß. Dieser einfache Gedanke war unerschöpflich für mich, zog mich an wie ein Meer, und ich schaute den Wellen gleichsam zu und ihrem ewigen Auf und Nieder.

Ich wuße nicht, stimmte mich dies bange Schauen traurig, es war ein ganz eigentümliches, auflösendes Empfinden. Nicht Todesangst — aber der Tod war da — unendlich, unsagbar groß; vor ihm neigte sich alles wie ein Ährenfeld im Winde.

War ich damals krank?

Du, mein Lieber, fandest mich nervös —. — Ja, wenn krank sein weniger

dumpf empfinden als gebräuchlich heißt, so war ich krank. Unser erstes Kindchen machte sich damals auf den Weg und starb wenige Tage nach der Geburt. — Es hatte sich an dem Todesbewußtsein seiner Mutter vergiftet. — Ich dachte damals: es hat sich gerettet. Es wollte nicht auf dieser Welt des Todes bleiben. Du, mein Lieber, ahntest wenig von dem schweren, schweren Schauen deiner Motte, — so nanntest du mich, weil ich mich grau zu kleiden liebte, wie ich es heute noch liebe.

Du warst gut, ein so zärtlich besorgter Gatte und Arzt — so ein guter Mensch.

Mir kam es ganz eigentümlich vor, mit welcher Hoffnungsfreudigkeit du unserem ersten Kinde entgegensahst, du, der den sicheren Tod und das sichere Elend alles Lebens täglich unter den Händen hattest.

„Motte," sagtest du in jener Zeit der Erwartung, „es wird ein strammer Bub, mein Schatz." Ich sehe und hör dich noch. Unbegreiflich, dachte ich, wie sie alle schlafen die Menschen. — Und ich beneidete, wie ein Schlafloser, deinen tiefen, tiefen Lebensschlaf.

An all das denk ich heut.

Ein Mensch, der mich liebt und der mir lieb ist, ging diesen Abend hier aus jener Türe. Ich sah den Kampf seiner Seele, als er mir sagte, was er mir sagen mußte. Ich habe ihn reden lassen, schön sah er aus, wie es uns stumpfen Tieren, in unserer Extase vergönnt ist, auszusehen.

Und ich? Aus einem kühlen Zimmer hinaus in den blühenden Sommer!

Leben! — Ganz unschuldig leben! Große süße Freude!

Das schreibe ich — so wie die Sonne scheint und der Regen fällt — ich — die glückliche Frau? Aber wie soll ich's sagen? Es ist einfach wahr. Ich finde auf Erden nur Liebe lebenswert.

Heilige geheimnistiefe Worte: ich liebe dich. — Und zu sagen: ich liebe dich! Was ist dagegen alle Musik der Erde?

Gott gebe, daß ich niemandem wehe tue.

Aber daß du mich liebst! du Lieber, ist eine wundervolle Freude! — Ich ging, jetzt flieg ich. — Ich sprach — jetzt sing ich. — Ich atmete — jetzt lebe ich glückselig. — Das kann ich mir nicht verschweigen, trotz allem, — allem — allem.

Ich kenne ein Grab unter dem schönsten Lindenbaum; da ruht mein Urgroßmütterchen. Sie starb jung. Ein dicker Strähn lichtbraunen Haares ist von ihr, durch drei Generationen, auf uns gekommen. Es ist so fein wie Seide — und duftete nach welken Rosen. Diese schöne Urgroßmutter liebte ich, als aufblühendes Kind. Der wundervolle Lindenbaum war, so glaubte ich, aus ihrem Herzen gewachsen. Die goldenen Blüten und das Bienengesumm des mächtigen Baumes im Sommer waren mir ihre Träume, — die süßen heiligen Worte, die sie nie vergessen hatte. Ich sah die zarten Wurzeln des herrlichen Baumes im Grund der Erde, wie ein goldenes Netz die schneeweißen Knöchlein umfangen halten, wie ein Heiligtum.

O du heiliges Urgroßmütterlein im goldenen Netz. Jeden Sommer flocht

ich dir einen Rosenkranz und hing ihn an den Lindenstamm. Das war der Gruß meines jungen lebendigen Blutes — an dein Blut, das von dir weg in den tausend goldenen Blüten blühte.

Was sagst du Urgroßmütterchen? Gleichgültig zueinander, so nebeneinander im Alltag, im Gedränge der armen wichtigen Dinge dieser Erde. Und Liebe gekannt? Ganz in Liebe gelebt! Ist das etwas für uns beide, Urgroßmütterchen? Du, die in tausend und tausend goldenen Blüten heute noch blühen muß, — sag, was ist das für ein Leben? Kann da Gott weiß was trösten?

Was meinst du denn? Du hast auch im Leben nicht tot sein können? Hast tot nicht tot sein können. Das können wir beide nicht — du und ich nicht! — Nicht wahr, du verstehst mich? Ein geliebter Mensch, der mich wieder liebt! — Großes seliges Glück! — Urgroßmütterchen! — Urgroßmütterchen! — Deinen Kranz vergeß ich nicht — und ich vergaß ihn, denn ich war selbst tot.



ir ist alles so gegenwärtig heute. Sonnige Kindertage ziehen an mir vorüber. Die kalten Regentage unserer Kindheit aber sind für immer verschwunden. Kirschenzeiten und quäkendes Blasen von Jahrmarktspfeifchen hör ich und sehe einst geliebte angenehme Kleider — und höre teure Stimmen und empfinde Gerüche, die ich mochte. Alles ist so liebenswert, so sehnsuchtswert.

Dann wieder lebe ich in der gesegneten Zeit, als ich mein zweites, mein einziges Kind erwartete — meinen Herzensbuben. — Ich fühle wie er mein Leben trank.

Nie träumte ich davon, daß er, wie die Welt es nennt, ein berühmter Mann werden sollte; aber ein Mensch mit weitem, weitem Herzen und großen Augen, ein verstehender, weiser Mensch, der das Leben in jungen Jahren heiß an die Brust drückt, der die schöne wehe Welt schaut und bald durchschaut, und der in späteren Jahren wehmütig ruhig das heißgeliebte Leben von sich läßt ohne Leid, wie einen Freund, über den hinaus er gewachsen ist.

Ach mir ist wohl heut und sonnenleicht. Geliebt sein mit neuer Liebe!

Und es ist meine Sache! Ganz und gar nur meine Sache, daß ich mich freue. Niemand soll leiden. —

Ja, ich denke auch an die ganze Zeit, als Friedel mein Kind wurde, eine so gesegnete Zeit. Überwunden war die junge starke Melancholie, die den kleinen Schatten eingesogen hatte. Als Friedel mit dem Leben anzubändeln begann, war es Mai, Daseinslust. Ich hatte mich an der Natur festgesogen, weil man sich ihr hingeben muß, weil nichts anderes da ist. Ich hatte das kinderhaft gläubige Gefühl, es wird schon recht sein. Die Wellen, die ich so fürchtete, trugen mich. Ich wurde viel ruhiger und besser. Eine große Harmonie war zwischen meiner und Friedels Seele, schon vor seiner Geburt. Ich gab ihm was ich geben konnte, an Friede und Gelassenheit. Ja, ich gab ihm mehr als ich hatte, was ich nur ahnte, bekam er als vollendet, so wunderlich das klingt.

Er hatte große Macht über mich. Ich fühlte mich nur für ihn da, und hatte

das Empfinden: was ich ihm jetzt nicht tue, kann ihm nie getan werden, und sollte ich sterben, würde er doch ein reiches Erbe seiner Mutter haben.

Mir schien diese Zeit überschwenglich selig, wie einem Künstler seine große Schaffenszeit.

Und ich weiß es, Friedel hat seine Erziehung, die innigste Erziehung zum guten, seelischen Menschen vor seiner Geburt erhalten.

Welche geheimnisvolle Macht ist uns Frauen gegeben über Leben und Tod, über gut und böse, über weise und töricht.

Die Menschen aber leben im vollsten Barbarentum gesegnet dahin. Alles was rein menschlich ist, ist mit dem Beile zugehauen zu niederstem Gebrauche bestimmt.

An einem andern Abend



Allein in meiner Muschelschale! — Gottlob bei sich selbst zu Haus ist's heimisch! so süß heimisch. — Alles so nah bekannt. Vor sich selbst fürchtet man sich doch nicht. — Man kann mit sich selbst so traulich verkehren, alles Fremde ist fort — man kann so dumm sein und so klug sein, wie man will und so sündhaft und heilig wie's einem gefällt. Man ist gut mit sich selbst. — Gottlob. Man hat ein Nest.

Und was hat man denn weiter als sich selbst? Alles andere ist fremd.

Nur das: ich liebe dich, so wie du mich. — Nur das ist Leben, wirkliches Leben! Alles andere ist tiefste — tiefste Einsamkeit.

Nur dann sieht und hört man einander, nur dann weiß man von einander — nur dann.

Alles andere ist tot —, ist Traurigkeit, ist Suchen, ist Weinen. Gute Nacht.



Es sind sanfte Tage vergangen. — Friedel ist viel bei mir. Ich sagte zu ihm: „Friedel, liebst du mich?"

„Da braucht's kein Geschwätz, Muttchen," antwortete er so treu und ruhig. Nein, bei uns braucht's kein Geschwätz gottlob.

Was für ein wundervolles Geschöpf ist er doch. — Heute saßen wir am Vormittag miteinander im Gärtchen.

Wie liebt er die Tiere, jedes Geschöpf, jeden Regenwurm.

So einen armen Regenwurm trägt er auf seinen Händchen und spricht mit ihm: „Du wunderliebes, du herziges Viechlein! Wie schön bist du! Wie lieb!"

Als ich den Wurm über den Zaun warf, da sagte er: „Jetzt wirft sie meinen allerliebsten Wurm fort."

Spinnen nennt er Freunde. Freund Spinne. Solche Freunde im Garten besucht er der Reihe nach und schaut ihnen andächtig zu und spielt, daß er selbst einen Faden im Bäuchlein hat und ein Netz spinnt über den ganzen Garten hin. Er denkt so wunderlich einfach und klar. Als ich ihm neulich sagte: „Ich komme in einer Viertelstunde zurück," da frägt er:

„Meinst du eine fröhliche oder eine traurige Viertelstunde. Die fröhliche ist viel kürzer."

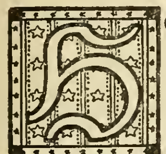
„Eine fröhliche," sagte ich.

Neulich sahen wir Frühlingsblumen und er meinte mit seinem süßen Stimmchen: „Blumen haben eigentlich die größten Seelen, denn sie können nicht sprechen und nicht schimpfen." Er ist unendlich friedliebend und von so tiefer Scheu: „Denk dir wie drollig, wenn ich unartig bin, schäme ich mich gar nicht, kein bißchen, — aber gar nicht. — Und wenn ich gut bin, schäme ich mich. Und es sollte doch verkehrt sein."

Noch ist er nicht sechs Jahr und schon hab ich ein Büchlein voll wunderlicher schöner und kluger Dinge, für die sein scheues Seelchen Worte fand.

Wie hell denkt so ein Kindchen. Wir werden erst künstlich dumm gemacht. So dumm wie wir alle sind, sind wir gar nicht.

Samstag abend



eut abend ging ich heim am englischen Garten hin. Die Nebel lagen auf der Wiese in langen duftigen Streifen. Die Bäume standen in unaussprechlich knospender Weichheit. Die Luft herb und frisch, von all dem Erstlingsleben, an dem sie vorbeigestrichen.

Aus manchem der Häuser klang Musik und ich sah, als ich vorüberging, durch niedere Fenster einsame Frauchen am Klavier und sah ein Bewegen ihrer klugen und geschickten Hände und hörte die Töne, durch die sie sich in stiller sanfter Stunde wohltaten. Oft hab ich schon dies traute, abendliche Spiel im Vorübergehen gehört: aber heute erschien es mir so lieblich, so lebenswert, so heimisch. Wie gut, dachte ich, daß es solche Frauen gibt, die zwischen ihren Lichtern sitzen und sich an sanften schönen Tönen freuen — und draußen liegt der Nebel auf den Wiesen und in der Stadt hetzen die dummen lauten Leute — und die Frauchen in ihrer Stille, genießen das süße, sanfte, schöne Leben, vermengen ihre Seele mit den reinen Tönen, tauchen darin unter.

Ich fühle mich den eisamen Spielerinnen so nah.

Mein Herz spielt mit seiner Liebe. Mit dem sonnigen Gefühl, geliebt zu sein. Es spielt Melodie auf Melodie.

Mir ist, als wäre ich in der Stille zu einer zarten Lebenskünstlerin geworden, als spänne ich aus dieser Liebe ein Kunstwerk, an dem ich mich freute, etwas Leichtes — Schwebendes und doch sauge ich Sonnenkräfte in mich ein. Das Leben liegt schön und groß vor mir. Ich freue mich an allem. Ich fühle und sehe alles so lebendig, dringe tief in das Wesen der Dinge. Ja ich lebe! Ich bin lebendig! Und freue mich am Leben. Ich weiß alles — alles — alles! — Ich weiß Friedel — ich weiß meinen Professor — ich weiß ihn und mich selbst!

Aber kann ich denn sagen: Geh heute schon an mir vorüber! — Kann ich's? — Ich werde es einst sagen müssen — ich werde es einst sagen müssen.

Auch er weiß das —. Auch er!

Aber er fühlt auch, was er mir ist.

O — du Welt mit deinem kurzen Leben und deinem langen Tod! Wie kann ich mich von ihm trennen? — Heute nicht! Nein, heute nicht.

Ich muß mich gewöhnen zu sagen: er gehört dir nicht — und wie er mir gehört!

Zwischen den tausenden kalter Menschen, die man nicht ansieht — der eine! den man so ganz, ganz in sich hineinsieht — der einzige, der lebendig ist! Der einzig Wohltätige, der einzige! Der einzige, der ein Gesicht hat — der einzige, der sprechen kann — der einzige, dessen Berührung Leben ist — wie kann man sich vom einzig Lebendigen trennen?

Aber noch nicht — — heut noch nicht! Heute? — Nein, nein! Mein Gott behüt uns.

Heute abend kam er zu mir und sagte:

„Ich möchte Sie nur so ganz einfach ruhig und glücklich sehen. — Das soll das Ziel meiner Liebe zu Ihnen sein. Sie sind wie ein einsames Kind, — und sind doch Heimat für mich. — Für mich gibt's nur Heimat oder Sehnsucht nach Heimat —. Ich bin kein Mensch für die Fremde."

Er war heut tief erregt. „Weißt du, Liebe ist eben Liebe — ganz einfach Liebe," sagte er „und wenn du noch so sanft bist und wie ein Mondstrahl über mich hingleitest."

Er stand auf und ging heftig durchs Zimmer und dann sank er vor mir in die Knie und verbarg sein Gesicht wie aufschluchzend in meinen Kleidern.

„Laß mich still bei dir sein —. Das Liebste wäre mir, ich könnte so bei dir einschlafen, du machst mich müde."

„Müde?"

„Ja, müde."

Ich wär ihm gern über das Haar gestrichen, es lag eine süße Wonne in dem Wunsch, es zu tun. Ich mußte meine Hand an mich drücken, um es nicht zu tun. Sein Haar hatte meine Wange schon einmal zart berührt und es waren Lebensströme über mich hingeglitten.

„Weißt du," sagte er, „ich verstehe nicht, daß du nicht mein bist. Ich weiß alles — ich bedenke alles — aber verstehe nichts — will nichts verstehen."

Er hob seinen Kopf und richtete sich auf.

„Sonderbar, du hast mich bei dir ruhen lassen wie du Friedel bei dir ruhen läßt, aber wie konntest du's übers Herz bringen, deine Hände nicht auf mein Haupt zu legen? — mich so zu segnen! — Ich hätte das nicht gekonnt."

Er sprach wie ein Kind, so einfach und auch die große Traurigkeit, die in seinen Worten lag, klang wie die Traurigkeit eines Kindes.

Dann nahm er meine beiden Hände in die seinen, stand so vor mir und schaute mich an.

„Du sollst ganz ruhig sein. Du sollst durch meine Liebe nur Freude haben. Erlösung von allem. —

Ich spreche wie aus dem Schlaf heraus, wie betrunken. — Verzeih. — Ich fühle dich so urlebendig. Du gehörst zu mir Unberühmtem, zu dem, der sucht! Du solltest mein Kamerad sein, mein Schatz, mein Kind."

Ich machte meine Hand, die er weich hielt, aus den seinen los — und sah ihn an, traurig und fern.

„Nein — nicht traurig, dankbar sollst du sein. Daß du so geliebt wirst —"

Ich dachte:

„Was ist so ein geliebter Mensch für ein wundervolles Ding. Ich sehe ihn und denke: ja, er ist der einzige auf Erden. Ich höre ihn und möchte die Stimme halten, sie spielt auf der Seele wie auf einem mittönenden Instrument. Alles ist Jubel! Und die zarteste Berührung ist Offenbarung einer fremden, vorüberrauschenden, liebenden, lebendigen Welt. Ein Meer von Feuerempfindungen, in dem wir versinken.

Daß sich die Geschöpfe Gottes so genießen können!

Das ist wert zu leben. Mensch zu sein, Weib zu sein, Mann zu sein. Ich verstehe, daß die Götter Menschen wurden. — Oder wurden sie's nicht?

O, du wunderbare Welt, voller Grauen und Wonne! Lebendig sein! Lebendig sein!

Und wer es verstände, leichtfüßig auf dieser Welt zu stehen, mit beflügelten Sinnen — wer nicht bis zum Gift dränge und nicht bis zum Feuer. Wer die Dinge dieser Welt mit der zartesten Fingerspitze berühren könnte, in der alles Leben, alle Nerven fibrieren. Wer in einem Hauch den Sturm spüren könnte, in einem zarten Gleiten alle Schrecken und Wonnen der Welt."

Er sprach mit mir von seinen Plänen, mit demselben Feuer, mit dem er sagte, daß er an mir hinge mit der ganzen Kraft seiner Natur.

Ja, ein paar Buben wollte er draußen auf dem Lande erziehen zu gesunden Menschen, zu ganz einfachen Menschen; — „und will alle Kräfte daran setzen und nichts weiter auf Erden wollen".

Unbeschreiblich wie er das aussprach, bescheiden und stark und voller Zuversicht.

„Ich will ihnen die Nerven schützen", sagte er. „Ich will ihnen zeigen, wie man wohl und stark diese grüne Erde lieben soll, und was man darauf tun soll, und daß uns nichts gehört auf Erden, als unsere lebendige Seele. Und weißt du, was unser Gebet sein wird, mit dem wir den Tag beginnen werden und beschließen: möge ich Gott in mir finden, das unendliche Meer Gott, von dem ich ein Tropfen bin.

Nicht wahr, schön!" Er lachte so unschuldsvoll auf.

„Wie wirst du das aber erreichen können, da wir nicht unter freien Menschen leben?"

„Ach geh, geh," sagte er eifrig, „alles geht. Gelehrt bekommen sie, was, Gott sei's geklagt, auf den armen Menschen lastet. Aber wie eine Maske wird ihnen das nur umgelegt, die man nun einmal tragen muß; aber hinter der Maske sollen sie ihr menschlich, göttlich Angesicht haben, — und sollen ohne Scham ihre Maske ablegen können. Sie sollen leichten Herzens arbeiten, mitten in der Natur. Jeder Atemzug muß ihnen sagen: wir sind Erdenmännchen, nicht Schul-

bankpilze — Schulbankauswüchse. Sie werden an den Schuhen täglich Wald- und Ackererde tragen, und frohe Gedanken im Hirn und frohe stolze Herzen sollen sie bekommen."

Das alles ist, was mich zu ihm hinzieht. Er ist durchdrungen und erfüllt von seiner Idee, er arbeitet wie mit doppelten Kräften, um allem, was von ihm verlangt wird, gerecht zu werden. Dabei stammt mein Guter aus armer alt-adliger Rasse-Familie.

Er hat den Vorteil des Rassenmenschen; aber sein Aus-der-Art-geschlagen-sein hat ihn schon nervös gemacht und unduldsam bis zur undisziplinierten Bosheit. — Wir plaudern glücklich über dies und jenes, da kommt irgend jemand ins Zimmer, den er vielleicht nicht mag und seine Züge werden nervös gespannt, seine Farbe wechselt, alle Güte ist verschwunden. Dann tut er mir so leid — ich spüre den Riß in dieser prächtigen Natur.

„Es wäre gut," sagte ich ihm, bei so einer Gelegenheit, „wenn Sie von Bauern abstammten."

„Ah, ausgeruht", sagte er, „sind meine Eltern und Ahnenleute unglaublich, ausgeruht seit Jahrhunderten, aber verwöhnt, dienen haben sie nicht gelernt, und ihre guten Formen haben sie sensibel gemacht und ungerecht und zwei Generationen langes Sparen und Klügeln auf ihrem Besitz, der nicht abwarf was sie brauchten, hat sie verdrießlich gemacht und unausstehlich."

„Ach, meine liebe, liebe Frau", sagte er an diesem stillen Abend. „Komme ich dir nicht dumm vor, bin ich dir angenehm? Stell dir vor: ich mag mich. Ich gefall mir oft. Ich bin mir gar nicht widerlich — und bin doch so empfindlich. Ich möchte es laut hinsingen, daß ich dich liebe. Sag, wie kann nur all diese Freude in einen Menschen gehn?"

Wundervoll erschien er mir. Wie einfach er spricht; aber erst seit jenem Abend, seit er mir sagte, daß er mich liebt.

Vordem sprach er meist wenig, und was er redete, begleitete er mit einer Art Lächeln, das ich umsonst zu deuten schien. Jetzt erst scheint es mir nachträglich verständlich, als hätte er sagen wollen, ich sage ja nicht das, was ich sagen will. Was wollt ihr denn von mir? Ich bin ganz anders als ihr glaubt. — Laßt mich doch. Ich kann nur mit jemand reden, der mich liebt, weil er mich versteht. Alles andere ist unnatürliche Pein.

„Laß uns zu Friedel hinaufgehen", sagte er. „Ich möchte ihn schlafen sehen." Und er sah ihn schlafen.

Er kniete vor des Kindes Bett und drückte die kleinen warmen Hände an seine Lippen.

„Dein Kind ist mir unsagbar lieb. Durch ihn lieb ich jetzt die Menschheit. So ein herrliches Geschöpf bei sich haben und dafür leben. Gibt es etwas Göttlicheres! Wie wunderbar die Frauen! Die größte Liebe sich selbst geboren zu haben, das, was das ganze Leben mit unauslöschlicher Wonne und Schöpferkraft und Seligkeit erfüllt!

Was seid ihr für gottbegnadete Geschöpfe, heilige wandelnde Mysterien. Die schönsten Gottideen! Aus sich heraus die geliebte Welt schaffend!"

„Und wer weiß das, so ganz wie man die Dinge wissen müßte, vom innersten Herzen aus." „Wir wissen ja alle nichts. Undurchdringliches ist über diese Welt gebreitet, das alles erstickt und erdrückt. Niemand ahnt bis auf den Grund, ja nicht bis zur leichtesten Oberfläche das Grauen vor dem Einander-Vertilgen und -Zerstören — und die Wonne des Einander-Genießens wissen sie auch nicht."

Er legte seinen Kopf neben Friedels Kopf.

„Sie wissen alle von sich selbst und vom Leben so wenig."

Ich erzählte ihm flüsternd, um Friedel nicht zu stören, eine rührende Geschichte. Wir fanden eine zertretene Schnecke, die sich zusammenzog, da gab es heiße Tränen bei Friedel.

Er wollte sie trösten und sprach zu ihr. Auf einmal sagte er ganz fest: „Die kann nicht mehr erlöst werden, töte sie!"

Ich tat es und er sagte: „Nun tragen wir das Bißchen ins kühle Wasser. Vielleicht spürt sie doch noch etwas Gutes."

Ganz traurig meinte er:

„Ich habe geglaubt, alle Tierlein können erlöst werden. Das ist aber nicht so."

Gibt es etwas Bewegenderes als ein Kind, das zum erstenmal die Qualen der Welt ahnt?

Erwin küßte seine blonden Locken, die ausgebreitet wie ein Büschel Staubfäden einer großen Wunderblume auf dem Kissen lagen.

„So etwas muß auch Schmerzen kennen lernen und Qual und Nöte aller Art! Weißt du, ich gehe jetzt —!" sagte er zu mir, „ich renne — ich laufe — wie ein Besessener. Ich hätte nie geglaubt, daß so eine Liebe, wie ich sie zu dir fühle, solch ein Brand würde.

Wenn ich jetzt nicht rennen könnte, wenn ich den Fuß bräche! — Stell dir vor, was aus mir würde!"

„Sei nur sanft und kühl zu mir — ich kenne dich, ich weiß, wie du bist. Ich fühle dich. — Ich bin ja auch nur gekommen, dir zu sagen, daß du so ganz einfach ruhig und glücklich sein sollst, daß dies das Ziel meiner Liebe zu dir sein soll." Ich lächelte.

„Du lächelst." Auch er lächelt. „Sag deinem Manne, ich brenne sein Haus nicht an — ich schlepp ihm Frau und Kind nicht davon, trotzdem ich nicht übel Lust dazu hätte." Er küßte mir die Hand und fort war er.

An einem andern Abend

Ich kam mit Friedel von einem Spaziergang zurück. Moidel öffnete uns und war nicht gnädiger Laune.

Sie stammt aus meinem lieben, sonnigen Bergland, aus meiner kleinen Doktorstadt, in der ich so glücklich war. Sie führte damals schon unsere Wirtschaft und ist uns nachgekommen. Ich

war so froh damals, als ich sie wieder hatte. Die herbe sonnige Moidel ist ein Stück jener guten Heimatsnatur, die ich so liebe. Moidel brachte zum Willkomm ein Säckchen voll Schwarzplenten mit, einen Topf voll Hollermus und einen voll Schmalz. Wir kochten am selben Abend noch Hollermandel. „Es alpelet, Mutterl, es alpelet", sagte sie. Mutterl nannte sie mich seit Friedel geboren war — nicht gnädige Frau und nicht Frau Professor. Heut aber war sie unfreundlich. „'s Barönle is drin beim Herrn, schon mal wieder."

Ich trat bei meinem Manne ein. Sie saßen sich gegenüber und plauderten —, schwerer Zigarrendampf lag im dämmerig beleuchteten Raum.

— Trennungsschmerz — tiefer namenloser Trennungsschmerz fiel mir aufs Herz. Alles Glücksempfinden war wie weggewischt — Trennung! — Trennung! — Trennung!

„Ich habe unsern guten Freund geärgert", sagte mein Mann. „Ich finde uns nicht in dem Maße, wie er meint, reformbedürftig, und ich muß gestehen, ich fürchte solche Ideen, wie Sie sie mir jetzt entwickelten, gehen auf eine Verweichlichung unserer Jugend hinaus. — Sich plagen — sich plagen! Ja — ja, darüber hinaus kommen wir nun einmal nicht."

„Ja, gewiß sich plagen — bis aufs Blut, von ganzer Seele; aber um Dinge, die es wert sind."

Er empfahl sich bald, schien mißgestimmt.

„Verträgt keinen Widerspruch. Neurastheniker —" sagte mein Professor, als Erwin gegangen war und schenkte sich aus dem Bierkrug, der neben ihm stand, sein Glas voll.

Wir sprachen von einer kleinen Gesellschaft, die wir vor Frühjahrs Anfang noch geben wollten und einer Abreise meines Mannes. Moidel trat ein um den Amerikanerofen, der noch immer, der Behaglichkeit wegen, schwach brannte, nachzufüllen.

Mein Professor sagte: „Also für nächsten Donnerstag, richte es ein." Moidel horchte auf. „Da soll's Gesellschaft geben?" frug sie im Ton eines Oberauffehers.

„Ja", sagte ich bescheiden.

„Mir is schnuppi", meinte Moidel, ohne daß uns beiden dieser Ausdruck besonders auffiel, denn Moidel hatte ihre eigene Art, mit uns zu verkehren, beibehalten, wie damals schon in der lieben Doktorstadt, als sie, die stolze Südtirolerin, bei uns in Dienst trat, wie zu ihresgleichen.

Als ich wieder in meinem Zimmer war, kam sie zu mir herein, stand eine Weile an meinem Tisch, ohne zu sprechen, dann reckte sie den Kopf zurück, auf eine komische störrische Weise. Da war etwas im Anzug; ich kannte Moidel.

„Habt ihr früher aller nasenlang Gesellschaften gegeben? Wenn ich Einen hätte, wie den Ihren, Mutterl, ich ließ frei die fremde Bagagi nöt ins Haus. Das beste an den niedern Leuten find i, ist, daß sie sich nött um fremdes Volk zu kümmern brauchen. Wenn ich denk, ich hätt' Einen und es tät aller nasenlang schellen, bedanken würd i mi — rein tuiflisch würd i, ich kenn's eh schon daran,

wie's die Glocken ziehen, und wann's nur ihre Schnüffelnasen reinstecken bin i schon rabiat. Keins von allen tät Euch einen Pfennig geben, wann Ihr's brauchtet.

Nicht geschenkt nahm i an Herrischen! Mei Ruh will i.

Unser Kooperater daheim mag's a nöt, wenn Eins ewig um die Ehleut rum is. Ganz unnotwendig. Ich kann's nu mal nöt leiden."

Wenn Moidel jemand meldet, sagte sie: „Die Frau so und so, der Herr so und so steht draußen. So viel unfein ist das. Was habt's denn an der, was habt's denn an dem?

Und unser Barönle, was ewig daher rennt. — Der soll erst mal seine Rechnung beim Charkutier zahlen. Wie ich gestern wegen was von uns ins Buch schau, sieh i, daß unser Barönle nöt übel ankreidet ist.

Und immer Lachsschinken, Lachsschinken, Ölsardinen, — allen Kuckuck. Herrgott noch einmal, wenn er's nicht zahlen kann, soll er doch Streichwurst essen, oder Leoni, oder an Leberkäs wie unsereins, aber!"

„Moidel," sagte ich, „Sie werden ein rechter Drache!"

„Wenn einem die Leut nöt fürchten, nachher is gar. Fürchten muß einem das Tuifelszeug", antwortete Moidel.

Ich ließ sie reden, denn ihre Kritik mußten wir immer bescheiden hinnehmen und taten es auch.

Wie wunderlich diese Welt ist! Ich bin überzeugt, Moidel sieht nur seine monatelang nichtgezahlten Abendessen. — Ich bin überzeugt, daß er für sie sonst ein „Lackel" ist, wie sie sich auszudrücken liebt, sonst nichts weiter. Für meinen Mann ist er Neurastheniker, für mich ein lieber, reicher Mensch, dem ich mich nahe fühle. — Wer aber ist Erwin sich selbst? Jeder, den wir kennen, trägt uns so, wie wir ihm erscheinen, umher. Jeder verschieden — und auch wir selbst tragen ein Bild von uns, verschieden vielleicht von allen den andern, aber nicht weniger unbestimmt oder unwahr! Jeder einzelne läuft, als so viel Persönlichkeiten durch die Welt, als er Menschen kennt. Jeder einzelne spaltet sich in hunderte voneinander verschiedener Wesen.

Aber wer sind wir selbst? — Wer sieht klar? — Wer denn? — Gehen wir ganz unerkannt, ganz verschüttet vor lauter Irrtum hier auf Erden? Ach, wie dunkel ist diese Welt!

An einem andern Abend



ein Professor verreist dieser Tage auf ein paar Wochen und erlaubt mir, mit Friedel und Moidel währenddem wieder einmal die alte liebe Doktorstadt zu besuchen, meine liebste Heimat!

Ich hab es mir von ihm ausgebeten. — Es mußte sein. — Für ihn — für Erwin — für mich. Ich gehe in mein liebes Bergland.

„Ja, gewiß, Motte", sagte mein Professor. „Natürlich, geh nur. Wächst du

denn aber gar nicht hier an? Wär's denn nicht vernünftiger, du verwendetest deine Kräfte, dich hier heimisch zu fühlen, als an die Sehnsucht nach dem alten Heckennest. Was hast du denn da eigentlich gehabt? Nicht begraben möcht ich dort sein! Weißt du, du machst dir da etwas vor, was gar keine Berechtigung hat.

Nur immer ungeheuer kalt, Motte."

Das ist seine stehende Redensart, in der soviel Humor, Lebenskunst und Abwehr liegt. Fest steht er im Leben, wie ein Fels. Gegen ihn komme ich mir vor, wie ein Feld, in dem der Wind wühlt.

„Also," sagte mein Professor, „ich lasse dich und Friedel zu Marianne, sei nur vernünftig, Motte. Laß nur den Bub nicht zu viel angeschwärmt werden von dem verrückten Menschenvolk, was dort ein- und ausgeht. Schick ihn mit Moidel, wohin du willst. Er soll den ganzen Tag im Walde stecken — und du?

Grüß mir die Marianne und sag: Es gibt ein dummes Wort, das mit A anfängt — und ob sie noch immer nicht weiß, wie es weiter buchstabiert wird?"

„Du bist wie alle Männer," sagte ich, „ganz ungeduldig, wenn sie eine schöne Frau eine Weile kennen und die tut ihnen nicht den Gefallen mit mathematischer Sicherheit zu altern. Besonders wenn sie sie nichts angeht und sie nur hin und wieder von ihr hören, ist ihnen das langweilig."

„Ist's auch", sagte mein Professor und lachte sein unwissendes sorgloses Lachen. „Aber grüß sie von Herzen und sag ihr, wenn ihr Pulsschlag noch immer so wundervoll geht, so ist er mir lieber wie das herrlichste Gedicht."

Mir ist's, als müßt' ich mich ganz in mich selbst verbergen, als müßt' ich alle Herzenstüren schließen, um in mir selbst zu sein.

Ach ich werde seine Liebe durch sonnendurchschienene Meilen spüren!

Welches Weh! Wie ist's möglich, sich voneinander trennen zu wollen.

Noch liegt die Sonnenglut nicht auf meiner lieben Stadt.

Und ich gehe jetzt schon die Wege unter den alten Edelkastanien, auf halber Höhe der Berge hin. Bald kommen die gelben Blütentrauben, die wie Goldfiligran über den dunklen Blättern sich hinspinnen.

Dort umherzuwandeln, jung, gesund, geliebt wie neugeboren durch seine Liebe! Und Moidel wird dort wie besessen sein. Es wird die Heimatswonne nur so von ihr ausstrahlen. Sie ist ein Stück lebendig gewordene Heimatserde.

Wenn nur Marianne, meine liebe Marianne noch nicht zu viel Leute bei sich hat. — Sicher ist sie schon in ihrem alten Steinnest. Sie hält's auch nicht aus, davon zu bleiben, wenn die Edelkastanien blühen. Ob wir bei ihr wohnen werden? Natürlich! Wie sollte sie uns bei Fremden wohnen lassen!

Wir kommen, steigen im Winkelhof ab und gehen dann hinauf. O dieser liebe Weg! Zuerst eine kurze Weile steil über Pflastersteine, die einem anfangs so beschwerlich sind beim Steigen — dann durch Wald, den warmen sonnigen Kiefernwald. Harz duftend. Dann über die flache Wiese mit ihren Kastanien und Nuß-

bäumen, den tiefen Schatten und den hellen Sonnenbildern, — und nun den steilen Bergkegel hinauf — im Laufschritt. — Ich sehe Friedel, was er für Beine machen wird. Er weiß ja genau, was auf ihn wartet. — Die kleinen Fenster des Schlößchens schauen friedlich blinkend auf uns nieder. Und jetzt tauchen wir in den frischen Bergwind. Er faßt uns an den Schöpfen wie eine lustige Willkommenshand. Da oben weht es immer. Der Wind kommt von fernen Gletschern, die wie im Sonnenglast schimmern und ist sonnendurchschienen. Dort oben sind Frühling, Sommer und Herbst immer Frühlingstage. Die Glut aus dem Tale kommt hier nicht herauf.

Im Norden Wald. Da steigt der Berg weiter an. Die bleichen Dolomiten schauen wie Geister aus fernen dunkeln Wäldern. Im Süden, Osten und Westen die fröhlichste Landschaft. Unter uns die Schlangenlinie des Flusses, des glasklaren Gebirgswassers.

Bergkirschbäume auf dem Rasen, vor Mariannens Haus. Groß und mächtig und immer sanft im Winde rauschend. — Der fließende Brunnen, kurzes, samtiges Gras mit gelbem Bergklee durchwebt. — Die weißen Bänke unter den Bäumen, die grasende Kuh und der grün eingezäunte Garten, der von Blumen und Beerensträuchern überquillt und nach allen Gartenblumen duftet, nach denen je eines Menschen Herz Sehnsucht trug. — Und die Gemüse stehen in strotzender Kraft und ziehen Kräfte aus Erde und Luft. Über die niedere Mauer, die den Garten vom sanften Abhang scheidet, hängen ganze Wolken lustiger Gewächse in Blüte.

Und das Steinnest selbst! Ein alter Edelsitz fröhlicher Geschlechter, die hier im Sommer hausten, — die den lustigen Wind spürten, in dem warmen Sonnenschein gediehen, die den Berggarten liebten und die alten Kastanien- und Nußbäume auf der Wiese.

Es ist, als hörte man fröhliches geisterhaftes Lachen um das Haus, wenn der Wind geht; als webte die Sommerliebe längst verstorbener Menschen um Haus und Garten.

Du, von Verstorbenen und Lebendigen vielgeliebte heimische Behausung. Du langes niederes, einstöckiges Haus, mit dem angebauten Flügel, der sich in den Garten hineinzieht, wie schaust du aus! — Alte Aprikosenstöcke haben dich ganz eingesponnen. Auf der Südseite Birnen und Weichseln. Ein ganz grünes Kleid trägst du, und ich kenne dich von Früchten überladen! Ein grünes Kleid mit goldig rötlichen halbversteckten Kugeln und blauem Pflaumen- und Birnenschmuck, und deine quadratischen Fenster breiten grüne Flügel aus, als wollten sie all das Schöne um dich her umarmen. Und an der Nordseite gedeiht der wilde Wein und hängt im Herbst um dich wie ein roter Festteppich.

Mein Gott, du bist ein übermütiges Haus. Man sieht dir an, du warst die Wintersehnsucht vieler Menschen und ihre Sommerfreude. Sie haben dich gesegnet und jeder hat in seiner Herzensfreude dir etwas Gutes angetan, an deinem grünen Laubkleid gewebt oder gebessert. — Du bist verhätschelt worden. — Und

nun siehst du so herrlich aus, daß einem das Herz aufgeht, wenn man an dich denkt.

Ich glaube und glaubte immer, die dich liebten und starben, müssen nach dir die Sehnsucht nicht verlieren. Deshalb habe ich mich nie in deinen Räumen, auf deinen Gartenwegen und unter deinen Blumen allein gefühlt, zwischen den Lebenden webte und glitt Vergangenes.

Ob Marianne wieder in efeugrünem Kleide geht?

Sie liebt diese Farbe, und die langen losen Falten, die bauschigen Ärmel und den kleinen viereckigen Ausschnitt, der den weichen Hals sich so frei bewegen läßt. Ich kann sie mir gar nicht anders vorstellen. Wenn wir miteinander in die Stadt hinuntergingen oder Ausflüge machten, und sie wie andre Frauen sich trug, war sie mir fremd. Ihre Gestalt schien mir dann etwas zu breit, zu gedrungen, der Kopf fast zu bedeutend für ein Frauenzimmer, was so unter den andern mit dahin geht, die braunen Augen waren zu liebestief, das dunkle lockige Haar zu ungebändigt. Wer ist die? — Wer ist denn das? — hörte ich oft hinter uns dreinreden.

Ja, wer ist denn die?

Das ist die Herrin vom alten Haus zur Flamm'. Aber sie gehört auf ihren Berg, in ihren duftenden Berggarten, in ihren mit Laub und Früchten umsponnenen Edelsitz, in die niederen großen Zimmer, unter ihre Bücher und Blumen und in den weichen Bergwind.

Die Menschen müssen zu ihr kommen, in ihr Reich, sie nicht zu ihnen.

Und so ist es auch. Mühselige und Beladene kommen zum Berghaus. Und sind sie nicht beladen, so wollen sie sich doch wenigstens wärmen und Lebenswärme holen, wie die Leute früher, wenn ihnen das Feuer ausging, glühende Kohlen vom Nachbar heimtrugen.

Sie kommen Alle verlangend.

Ich sehne mich auch darnach neben ihr zu gehen. Ich will ihr wehendes Kleid im Winde mich halb mitverhüllend spüren; ihre Kraft und Heiterkeit soll mich durchdringen.

Wir reisen bald. Ich bekomme ein hellgraues fließendes. Wie schön, daß man sich so im Frühjahr sein Fellchen wählen kann, in dem man den Sommer feiern will.

Du brauchst vor mir nicht zu fliehen," sagte Erwin, als ich ihm von unserer nahen Reise sprach.

Sein Blick bekam das Stumpfe, von allem Äußeren Abgeschlossene, das ich an ihm kenne. Er ist dann nur bei sich selbst. Nie sah ich das so scharf ausgedrückt bei irgend einem andern Menschen. Er kann sich zu sich selbst retten, sich in sich selbst verschließen. Wir saßen in meinem kleinen Salon, in meiner Muschelschale.

Mir war nicht möglich zu sprechen. — Jedes Wort hätte mir die ganze Kraft genommen.

Diese stumme Liebe, die sich nicht verraten darf. — Welche Qual!

Ich gab ihm die Hand und sagte irgend etwas so ungeschickt und arm — so arm.

Jetzt an sein Herz stürzen dürfen, in seine Arme und die ganze Seele in heißen Tränen ausweinen.

Im Nebenzimmer war Moidel. Jeden Augenblick konnte die Türe sich öffnen.

„Und wenn du mich gar nicht liebtest und würdest so geliebt wie du geliebt wirst! Was sag ich! Du atmest erlöst, lebendig, wie kannst du gehn!"

Erregt und leise sprach er, daß ich's kaum verstand.

„Aus eignem Entschluß gehen. — Du bist sehr verschieden von mir. Deshalb liebte ich dich wohl so tief! Ein schweres Geschick, eine so fremde Welt zu lieben."

Sein ganzes Wesen war wundervolle Heftigkeit und Zorn.

Ja zornig und stumm war sein Abschied. Ich, fast bewegungslos, um nicht alle Fassung zu verlieren, — stumm. Er wendete sich noch in der Tür nach mir um und sagte außer sich: „Ich werde grenzenlos einsam sein." Die Tür tut sich noch einmal auf. Zwei heftige leidenschaftliche Hände faßten die meinen.

„Du sollst gesegnet sein. Ich war voller Haß gegen dich, daß du gehst."

„Nein! Nein! Allen Segen alles Gute über dich."

Dann saß ich allein in dem schillernden Raum, — matt — das Herz weh, als dürfte es nie mehr heilen — ganz ohne Heimat. Weltverloren. —

Und nun wußte ich, daß solch ein Abschied des Todes Bruder ist.



Das frischgrüne Aprikosenlaub, von dem das uralte Mauerwerk des Berghauses dicht überzogen war, drängte sich im Winde noch haltlos aneinander, war noch so zart, kaum verdichtet, daß es nicht rauschte; klanglose zärtliche Laute begleiteten den Flüsterwind, der sich schwer an herbem, duftendem Laubgeruch trug, den die sanften Blätter ihm mitgaben.

Das Haus war ganz umduftet. Aus dem Walde kam die frische Tannenluft, die an den abertausend, hellgrünen, weichen, sanften Tätzchen vorübergestrichen war, die die rauhen Zweige dem Mai entgegenstrecken und im Garten blühten Jasmin, Goldregen, Iris und Pfingstrosen.

Die Beete mit den runden Salathäuptern, und alles, was da keimte und wuchs, ließ Opferduft aufsteigen. Der Abendhimmel so schützend mild, das Sonnengefunkel vorüber. Sanft war die liebe Welt und schön, als sollten zarte Herzen in ihr Heimstatt finden.

Im Haus zur Flamm' saßen, im tiefen breiten Zimmer mit der niedern Decke und den geblümten weichen Stühlen, den alten Schnörkelmöbeln, Marianne Gamander, ihr Sohn und der kluge Freund Geheime Rat Bernus. Die Fenster standen offen. Das Duften und Flüstern, die Abendsanftheit drang ein.

Stille und Abgeschiedenheit rings umher.

Eine große Benareslampe brannte schon, — die mächtige getriebene Vasen-

form, aus dunklem Messing, die den Beleuchtungskörper trug, schimmerte in Lichtpunkten, die von geheimnisvollen Zeichen, Schriften Tier- und Menschengestalten ausgingen. Zart wie Spitzengewebe waren diese getriebenen Gestalten und Zeichen untereinander verwoben. Ein großer Lichtschirm aus seidenweichem japanischen Papier in rosa Farbentönen lag über der Flamme, wie eine vielblättrige kaum rötlich angehauchte Rose.

Diese Lampe war wundervoll anzusehen, wer nichts zu sprechen wußte, schaute auf sie hin und träumte und fühlte sich wohl. Für den Einsamen war sie ein Trost, eine liebliche Gesellschaft. Sie verbreitete Freude und Seelenruhe.

Wo Marianne Gamander sich auch aufhielt, diese Lampe begleitete sie immer. Sie hatte ein eigenes Gehäuse für sie bauen lassen, um sie auch auf Reisen bei sich zu haben, so daß sie mühelos in jedem Hotelzimmer sofort aufzustellen war. Der fremdeste Raum wurde traulich durch sie.

Und hier, im mit Maienlaube umfiederten Berghaus, in das durch offene niedere Fenster Frühlingswürzluft zog und die Lampe Gesichter beleuchtete, die im Wohlwollen zueinander strahlten, da war sie wie eine Hüterin schöner stiller Stunden.

Auf dem kleinen runden Tische, um den die drei Personen saßen, lagen Originalphotographien Botticellischer Madonnen. Bernus, der Sybarit, Ästhetiker und Geheimrat, hatte sie Marianne Gamander mit aus Florenz gebracht.

„Frau Marianne," sagte der lebhafte, gedrungene kleine Mann mit den starken Zügen und dem sprühenden Ausdruck, „Gott weiß, wie oft werde ich wohl noch diesen Bergkegel hinaufkeuchen müssen. Ich bin kein Freund vom Klettern, um die zu sehen, die mir der liebe Gott, wenn er den Bernus wirklich kennte, hätte durch unzertrennliche .... und so weiter — und so weiter ...."

„Hermann," damit legte er die feste runde Hand auf des jungen Gamanders Schulter, der seiner dunkeläugigen Mutter glich, „du warst kein guter Kamerad, mein Junge, du hast mich hier schlecht vertreten." Auf seine verfehlte Werbung bei Frau Marianne mit Humor zurückzukommen, mochte ein alter Scherz des prächtigen Mannes sein, ein alter Scherz mit immer neuem Stachel. Sein Blick war so warm und voller Liebe und Bewunderung auf die dunkeläugige Frau im efeugrünen Kleider gerichtet.

„So geht's", sagte er, „ein dummer Kerl, wie hier einer sitzt, steckt in jede Kirche, in jede Gemäldesammlung seine einsame Nase — auf der Jagd nach Schönheit und Leben voller Sehnsucht und Erregung, wie vom Teufel getrieben. Unsinn! Diese verfeinerte tolle Erdenliebe hat mich am Schopfe.

Und ein gewisses schwarzes Erdenluder, Gott verzeih mir die Sünde," er faßte Frau Mariannens beide Hände, „hätte alle Unruhe von mir nehmen können und wir hätten uns friedlich selig in die Schönheit der Welt geteilt."

„Und tun wir's nicht?" sagte sie mit weicher klangvoller Stimme.. „Wir sind viel zu gute Freunde, Bernus, als daß wir uns hätten heiraten dürfen. Wir sind zu treuen Freunden bestimmt. Ich hüte dir eine Heimat, in die du klettern mußt, die du längst verloren hättest, lehr du mich dich kennen!"

„Sie hat recht", sagte Hermann trocken.

Er sieht sehr herb und eckig aus, der junge Gamander, wenn die weichen tiefen Augen nicht wären!

„Natürlich," meinte Bernus, „Dein Bub!"

Der legte seinen Arm innig um seine Mutter und sagte einfach: „Wer sollte sie denn kennen und verstehen, wenn nicht ich? Ich hab doch ihr ganzes Wesen getrunken, als sie mich in sich trug. Nicht wahr, Goldele?"

„Ja, Bub," sagte Marianne, „und was du nicht getrunken hast, das hab ich in dich hineingehämmert, gebetet, geschmeichelt, was alles hinuntergetreten und heraufgelockt. Da läuft der Bernus in Galerien herum und sucht! — Die Menschen stecken ihre stumme Kunst in traurige Säle, statt Kunst frei und glücklich, lebendig umherlaufen zu lassen! — Merken gar nicht die große Kunst zwischen Menschen, zwischen uns Dreien zum Beispiel hier. Bildernarr! Du Sybaritchen! Deine Lieben aller Art, die ich mit dir erlebte, wo sind sie hin? Und unsere Freundschaft? Was sagst du? Doch schöner wie je? Wenn dir's auch sauer wird, zum Berghaus zu klettern!"

„Weischt," er verfiel in seinen behaglichen schwäbischen Dialekt, „du bischt eine ganz wüschte Person, so wahr mir Gott helf, du weischt ja nichts von Liebe, du verzettelscht dich in Kleingeld. Ich mein, du hascht viel zu viel Freund und Leut."

„Gottlob! Nur ein Schiff auf der See, möcht ich nicht haben, und wenn's das größte und schönste wär, dann erst recht nicht." Sie schenkte ihrem Freund, Hans Bernus aus der geschliffenen Flasche roten Terlaner ein. Der legte die lebensvolle feste Hand ums Glas mit einer freudigen Bewegung.

Hans Bernus liebte die gefährlichen Früchte dieser schönen Erde. Das war ihm auch anzusehn, dem verwegenen Geheimrat, dem die verfeinerte Lebenslust aus den Augen sprühte. Deshalb liebte er auch Marianne Gamander und nannte sie in der Tiefe seines Gemüts ganz einfach und ohne jede Zeremonie das „schwarze Erdenluder" und wenn er sich vor dem Bourgeois, der vor Kraftausdrücken erschreckt, bändigen mußte, sagte er auch wohl die „schwarze Lurelei". Diese Ehrennamen aber verdienten nach seiner Ansicht sonst kein Ding und keine Menschenseele auf Erden, als eben nur Marianne Gamander.

Sie sprachen jetzt davon, daß er in seiner Villa in Baden Veränderungen vornehmen wollte und es fehlten ihm allerlei Sachen. Er war auf der Suche nach einer grünen Farbe für sein Arbeitszimmer.

„O, das überläßt du mir", sagte Marianne lebhaft. „Ich weiß einen roten Stoff..."

„Rot? — Wieso denn rot! Mein Arbeitszimmer war immer grün."

„Nimm rot", sagte sie mit einem so warmen Ausdruck, als wollte sie sagen, du wirst wieder jung, wenn du rot nimmst. „Und ein Rot," fuhr sie fort — „gar keine Rede von dem was man so „rot" nennt. Es ist das Rot meiner Seele — mein Rot! Soll ich dir eine Probe schicken lassen? Ich habe dem Kaufmann eine Gefälligkeit erwiesen, der geht für mich fürs rechte Rot durchs Feuer. Und so billig ist der Stoff! Aber das ist ja bei dir nicht nötig. Ist das

langweilig, so reich zu sein, das führt nicht durch Winkel und um Ecken auf die Suche. Sieh," sagt Marianne, „bei mir lebt jedes Ding, hat seine Geschichte. Fast hinter jedem Kauf steht eine Persönlichkeit und ein Erlebnis. Der Mann, der mir den roten Stoff, mein Rot verschafft — der hat mir hinter seinem Ladentisch gebeichtet. Ich verlangte lachend ein Rot, was aussieht wie brennende Liebe — ich meinte die altmodische liebe Blume, die in Großmutters Garten blühte, deren Namen mich schon als Kind entzückte.

‚Ach, Frau Gamander', sagte er ‚die brennende Liebe' — und erzählte eine Geschichte, die mir Shakespeare abkaufen würde. Bei euch aber hat alles nur dieselbe mathematische Geschichte einer dummen, riesengroßen Rechnung — einfach leblos! Der geflickte Rock von einem Bettelmann ist eine Welt gegen eure mausetoten Rechnungen."

„Ja, die Mutter! Weißt du — Onkel Bernus, ohne mich geht sie mir jetzt in keinen Laden mehr. Jeder Kommis und jede Ladnerin hängt ihr ein Schicksal auf und die Mutter nimmt so ein Schicksal von irgendwem ganz geduldig und schleppt's nach Hause — und weißt du, dann haben wir's, dann wird's bei uns vollends ausgebrütet. Davon hast du gar keine Ahnung, Onkel Bernus."

„Gemütlich ist's bei euch", sagte Hans Bernus, stand auf, zündete sich seine Zigarre, die Marianne ihm gereicht hatte, an und ging elastischen Schrittes im Zimmer auf und nieder.

Alle drei fühlten sich behaglich. Sie sprachen über Menschen, die sie miteinander kannten. Bernus erzählte von seiner letzten Römerfahrt. Marianne schaute sich still die Botticellis an und sprach dabei leicht über diesen und jenen ihrer beiderseitigen Bekannten.

„Wie du deinen lieben Nächsten kennst. Wie machst du das nur? Bist du immer noch so indiskret und horchst an den Türen?"

„Ja," sagte sie, „das bin ich immer noch, ich horche. Ich habe alle die Philistertugenden nicht, die sie auf den Thron setzen, um ungestört, undankbar und gedankenlos verräterisch zu sein. Ich möchte den Menschen bis ins tiefste Herz sehn, ich möchte sehn, mit wem ich's zu tun habe; hab schon mit viel zu viel Lumpen unnütz meine Zeit verloren. Ich will auch Lumpenzeug helfen; aber wissen will ich's, daß es Lumpenzeug ist, deshalb horch ich an den Türen. Ich verlange auch meine Geschenke zurück, wenn ich meinen Dank nicht bekomme, oder wenn sie unanständig werden, halte ich es ihnen auch vor, was ich für sie tat, wenn sie es, wie üblich, vergessen haben. Ich räche mich auch, wenn man mir etwas tut. Sie sollen mich fürchten, und ich bin in meiner Bosheit immer noch besser wie sie, und wenn sie mich nicht gerade brauchen, bin ich für Philister und ihren warmen Flaus noch immer so unbequem wie je. — Und weißt du, Bernus, daß du so oft von deinen drei Gemeinheiten redest, die du einmal tun möchtest, macht mich sehr bedenklich. Mut hab ich, daß ich so einen Geheimrat aus allerbester Familie so unbewaffnet empfange."

„Ist schon recht; aber meine drei Gemeinheiten, die ich gut habe, sind nun einmal zwischen uns abgemachte Sache, — sonst —! Ich danke für Liebe und

Freundschaft, wenn sie nicht über drei nette, meinetwegen graziöse, rassige, kleine Gemeinheiten hinweggucken kann! Freundschaft mit Vollkommenheitsverpflichtung ohne Pause, nein."

„Nein, du," sagte Marianne, „du Sündenfroher, gerade diesmal wollt ich dir sagen: „unsern Vertrag heben wir jetzt auf. Du warst immer so vertrauenswürdig. Wozu ..."

„Das will ich dir sagen," unterbrach er sie „wozu. Ohne unsern Vertrag wär's einfach aus mit uns. Ich würde mich vor dir fürchten. Ich würde meinen Hut nehmen. Adieu Gnädigste. Da kennst du den Bernus nicht!"

„Ob ich den kenne!" Marianne lächelte ihm warm zu.

„Weißt du, mein Junge," sagte Bernus zu Mariannens Sohn, „bei euch scheint's endlich vernünftiger zuzugehen! Alle Achtung! Gestern einen behaglichen Abend, ganz unter uns, und heute, so weit unberufen. — Es wird doch nicht die Stille vor dem Sturme sein. Da sitzt ihr nun auf 'nem infamen Gipfel, habt keine Klingel am Haus und 's ist doch die reinste Feuermeldestation. Jeden Augenblick lauft's mir kalt den Rücken hinunter, ob l'homme interrompu oder la femme interrompue kommt, irgend welcher unerwarteter Wohnungsfeind."

„O," sagte Hermann, — „Onkel Bernus, wir holen einfach unseren Fremdenhammer. Weißt du noch voriges Jahr?"

„Fremdenhammer!" sagte Bernus wegwerfend, „wenn deine Mutter keine Ruhe hält, hilft aller Fremdenhammer nichts. Meine gnädige Freundin, du bist nun einmal mit e i n e m Montecuculi nicht zufrieden wie wohl dein Freund in Capri hieß, du mußt immer noch einige Montezucuculi haben."

„Das glaubst du ja selbst nicht," sagte Marianne. „Ums Zugucken handelt es sich bei mir doch wirklich nicht; aber bei mir selbst ums Hineingucken ins Lebendige. Ich kann keine Wachsfiguren vertragen, keine dressierten Affen. Das Leben, was jeder schleppt, zieht mich an; ich will nicht, ich muß gucken.

All die toten Leut um mich her wollt ich doch schon als Kind lebendig machen, lachen sehen, weinen sehen, ich hatte wenig mehr als roten Mohn, und den hätt ich ihnen schenken mögen."

„Du Hexe, du", sagte Bernus und küßte ihr die Hand. „Roten Mohn hast du mir freilich geschenkt. Ohne daß die toten Leut es sehn, trage ich deinen roten Mohn Sommer und Winter in der Hand."

„Du steckst ja gottlob", sagte Marianne, „selbst im Mohn, bis über die Ohren."

„Liebe gnädige Freundin," antwortete er, „du solltest den Geheimrat Bernus einmal in seinen Stoppelfeldern begegnen. — — Jetzt aber bin ich im roten, leuchtenden Mohn, bei euch beiden — jetzt — sagen wir heut Abend und ich hoff drauf, daß nicht wieder einer oder der andere Montezugukuli auf der Wanderschaft zu dir begriffen ist. Was sie nur Alle wollen?"

„Sei nicht bös", sagte Marianne, „und kein solcher Egoist. Gestern hab ich dich gefeiert in aller Stille; aber heute muß ich den Bezirksrichter annehmen, so leid mir's selber tut, ich wollte dir den Verärger ersparen; aber er kommt nun

einmal, ich konnte es ihm nicht absagen und er bringt sogar noch einen sonderbaren Freund mit.“ „Natürlich! Dacht ich's doch! Da haben wir's! Was fehlt ihm denn? Was will er denn? Was wird er dir denn aufpacken?“ „Nichts,“ sagte Marianne, „nichts, hoffe ich.“

„Kennen wir,“ brummte Bernus, „du, die ein Schmuck dieser Welt sein sollte, eine wirkliche Königin, bist Dienstmann von allen. Träger, Schlepper — Gott weiß was! Sie verschütten dich ja schließlich mit ihren Anliegen, diese Barbaren! Du wirst vergraben wie ein Götterbild!“

„Ach du lieber Gott,“ sagte Marianne lachend. „Wie du mich mißverstehst. Was soll man denn in dieser Welt als Götterbild. Da würden keine Geheimräte zu mir kommen, da fiel ich unter die modernen Strafparagraphen. Was ihr Deutschen mit Götterbildern anfingt! Das bißchen Göttliche, was man sich rettet, muß man so vorsichtig genug maskieren, wenn man nicht zu den Verrückten geworfen werden will; denn das geistige Göttlichnacktgehen, was das Göttliche ist, — ist unerlaubt. Ich liebe Eleganz, weil ich nicht nackt gehen kann und da sagen sie: ‚Die mit ihrer Weltflucht und ihren schönen Kleidern.‘ Ich muß mich immer erklären! Schrecklich! Als Feinde empfind ich die Kleider, Zeiträuber, Lufträuber, Mauern zwischen mir und der Sonne. Ich schwöre es bei der lieben heiligen Natur, daß ich auch kein Gefälligkeitskrämer, Dienstmann oder Liebenswürdigkeitstrottel bin. Versteh's wer's kann! Mein Horizont ist so groß und weit, ich fühl immer die ganze ewige Natur um mich her, das große Grab oder das große Bett, was dasselbe ist, und ich greife euch geistig, ihr seid nicht zu fassen. Ihr strömt zwischen Tod und Leben grobsinnig an mir vorüber. Ich kann euch nur rasch auf eurer blöden Eilwanderschaft füttern —: dich, den satten Herrn Geheimrat mit Farben und Wärme, die Ärmeren mit Bildchen und Büchern und Brot, die Ärmsten, die, so oft sie das Leben aus ihrem Schlaf aufstört, gleich schlottern, mit einem festen Wort, die Allerärmsten, die ohne Liebe leben, mit einem Wink, da, dort tu Gutes, schlag Feuer aus dem Stein durch Taten! Ich höre euer Seufzen und Lachen und tappe nach Seelen.

Ja, wißt ihr denn nicht, daß ich zuerst nur Seelen wollte und nur nach Seelen suchte. Die sind aber verschlossen und verschlafen. Wenn ihr nicht eben manchmal seufztet oder lachtet, wüßte man gar nichts von Euch.

Und so kommt es wie für Kinder: — ich hole und suche und schenke. Da sie keine Seele brauchen, bring ich Sachen, tue was ich kann, reden hilft nichts — und ich will empfunden werden! Fruchtbarkeit ist Leben. Einen Baum, von dem hin und wieder ein Apfel fällt, verstehen sie alle. — — — Und wie einsam ist diese Frau doch dabei,“ sagte Marianne leise. „Jeder Baum, jeder Strauch ist ihr vertrauenswürdiger als ein Mensch. Die Wiese wird doch nächstes Jahr wieder grün. Bei Wald und Wiese möcht ich mich entschuldigen, daß ich nicht ganz so natürlich bin wie sie.“

„Kind,“ sagte Bernus, „du bist viel zu zerstreut für die Liebe!“

„Für die Liebe! — Liebe? Das wird wohl sein wie's überall ist,“ sagte Marianne. „Man sucht süßestes Verstehen und findet Arbeit und Mühe.“

„Die Mutter," sagte Herrmann weich aber unbestimmt und spielte mit seiner schlanken Knabenhand mit ihrem losen lockigen Haar. Er tat es mit der Zärtlichkeit, mit der man ein geliebtes Kind herzt.

„Goldele," sagte er, „Goldfisch."

„Sahst du Liebe wie hier?" frug Marianne, „aber was hab ich da niedergestampft, was ich an ihm nicht wollte. Wie er so groß war, — so groß, Bernus, da hab ich an ihm geschaffen, mit einer Glut, Bernus, und einem Willen, wie der heißeste Künstler. Ich wollte mir meinen Menschen schaffen, meinen Versteher, mein Bestes. Wahrhaftig nicht nur für mich. Weißt du, wie er neun Jahr, zehn Jahr alt war, sagte er mir einmal: „Mutter möchtest du eine Kohle sein?"

„Möchtest du eine Kohle sein?" frug ich.

„Ja", sagte er. „Aber Mutter, möchtest du eine Kohle sein, die man findet, oder eine Kohle, die man nicht findet?" „Die man findet."

„Ich auch, Mutter, ich möchte gefunden werden, ich möchte brennen und wärmen und die Flamme soll bis in den Himmel kommen." Von da an gehörte er mir. Seele von meiner Seele."

Als hätte sie beide Botticelli gemalt, wie der große Bub an der Schulter seiner Mutter lehnte. Sie schauten tiefer und inniger als andere Menschen, ein wenig wissender und wärmender, wie sie sich mit ihren großen braunen Sommeraugen ansahen.

„Geheimnisvoll und unerkannt lebt man doch auf dieser Erde," sagte Marianne leise. „Ach, Bernus, du mein Lieber," fuhr sie ruhig fort, „würdest mich nicht ertragen haben. So ein ganzes großes Stück Natur wie ich bin; das war auch so eine Phantasie von dir. Du hättest mir gegenüber ganz schutzlos gestanden, bald in der Sonne, bald in Hagel und Regen, du Armer, trotzdem ich dich so gerne hatte und habe."


Und wie Marianne Gamander es vorhergesagt, so kam es. „Gnädige Frau", rief eine etwas steife Stimme vor dem Fenster. Bernus stand geärgert auf, „da haben wir's, da kommen sie — die —." Man konnte sich etwa nach der Stimme draußen einen sehr korrekten, langen steifen Menschen vorstellen. Marianne beugte sich zum Fenster hinaus. „Guten Abend, Herr Bezirksrichter." Sie sah zwei Gestalten. „Guten Abend." „Wirklich", sagte sie, „bringen Sie Ihren Freund mit, das ist schön von Ihnen." „Gnädige Frau, haben uns freundlich gestattet." „Natürlich", brummte Bernus hinter der Szene.

„Gnädige Frau", sagte jetzt eine lebendige Stimme aus der Dunkelheit herauf. „sind außerordentlich gastfrei, mit mir ist aber keinerlei Staat zu machen. Lassen wir's. Ich schlendere eben so gern unter Ihren Bäumen hier auf und nieder, während mein Freund bei Ihnen plaudert."

„Bravo", sagte Bernus, „soll's nur tun."

Frau Marianne aber lud den Fremden warm ein.

„Mutter Natur gab Ihnen eine lebende Stimme", sagte der unten, „wollen sehen, also auf meine und Ihre Verantwortung."

Marianne begrüßte sich mit den Ankömmlingen in der Tür des Hauses. Sie trug den siebenarmigen Leuchter, den sie liebte, mit den sieben brennenden Kerzen.

„Jüdische Leuchte", sagte der vom Bezirksrichter Mitgebrachte. „Jüdisches Blut?"

„Ja", sagte Marianne. „Gott sei Dank, daß meine Mutter aus dem alten Testamente kam."

„Dann wag ich's eher, dann ist's immerhin möglich. Ohne das glaube ich, kehrte ich auf der Schwelle um. Einen Funken Orient sollte jeder Germane haben, dann würde es um einige Grad wärmer in Deutschland werden, vielleicht."

Dabei waren sie in den Vorplatz getreten. Bernus und Hermann standen wie Verbündete und hatten zugehört. Bernus: „Einen Funken Orient, ja, aber nur den glühenden, der aus den Feuerherzen der Makkabäer stammt."

Der Fremde schaute gespannt auf Bernus, den Geheimrat.

„Es wäre hinterlistig", sagte er herb, „mich hier einzudrängen. Herr Bezirksrichter, wenn du deinen Besuch beendet hast, suche mich unter den Nußbäumen. Auf den Spitzbubenpfiff hör ich. Einen guten Abend und gute Unterhaltung", und fort war er.

„Ich muß mich entschuldigen", sagte Herr von Rößler, der Bezirksrichter, „gnädige Frau. Verzeihen Sie, mein Freund ist etwas unberechenbarer Natur."

Marianne sprach ihr Bedauern aus, daß nun schließlich der geheimnisvolle Freund wieder abgesprungen sei.

„Geheimnisvoll, gnädige Frau, ist kaum das richtige Wort. Für mich ist er eine sehr einfache Natur."

Herr von Rößler war eine wirklich elegante, etwas zu korrekt geratene Persönlichkeit. Seine Stimme hatte nicht getäuscht, auch die Steifheit seiner Stimme hatte nicht getäuscht. Er machte den Eindruck eines Mannes, der viel auf sich hält.

Seit wenigen Wochen war er erst in das kleine Nest, das am Fuße von Frau Mariannens Berghaus lag, versetzt worden. Er ließ im Gespräch durchblicken, daß er an ganz andere Verhältnisse gewöhnt sei.

„Fader Kerl", flüsterte Bernus seiner guten Freundin unbemerkt zu.

Marianne goß dem Gast ein Glas Wein ein. „Nun sagen Sie, weshalb blieb er nicht?"

„Weil er", sagte Herr von Rößler, „mit sogenannt wohlsituierten Leuten eigentlich nicht verkehrt und sie vielleicht mit ihm nicht."

Bernus lächelte und stieß mit dem korrekten Herrn an.

„Kein Ding ohne Ausnahme."

„Ja, bei mir liegt der Fall eigentümlich." Herr von Rößler bekam etwas ganz besonders Zugeknöpftes.

„Er ist Ihr Freund?" frug Marianne.

„Jawohl — ja — mein Freund."

„Sagen Sie, Herr Bezirksrichter, Sie machten doch neulich eine Andeutung, oder hab ich mißverstanden — er ist .... wie soll ich sagen?"

„Er ist Büßer", unterbrach er sie — umschreiben wir's: „Büßer".

Herr von Rößler wurde steifer und steifer. Sein schwarzer Gehrock schien noch tadelloser als bisher zu sitzen. Seine Wäsche leuchtete vor Vollkommenheit. Seine Kleider, sein Rock, sein tadelloses Schuhwerk. Alles sprach für ihn und mit ihm. Noch nie war in der kleinen Stadt so ein Bezirksrichter gewesen wie dieser. Immer hatten sie kleine dicke, etwas ausrangierte Herren gehabt.

„Ei der tausend," sagte Geheimrat Bernus.

„Ja, sonderbar, nicht wahr?"

„Das sind ja eigentümliche Verhältnisse hier", meinte Bernus amüsiert.

„Wie man's nimmt. Die Gefängnisverhältnisse sind ganz abweichender Art — sagen wir liberal.

Es könnte sein, daß mich gerade diese bewogen hätten — — lassen wir das. — Den Baumgarten muß man kennen. — Wenn man ihn kennt — — man kann nicht anders."

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Bezirksrichter", sagte Bernus.

„Ja, verehrter Herr, es bleibt mir nichts übrig; auch wenn ich ganz klar sprechen würde, rätselhaft bliebe es Ihnen auf alle Fälle."

„Sagen Sie mal ernstlich, er sitzt also jetzt augenblicklich wirklich bei Ihnen unter Ihrer richterlichen Obhut? Und wie kommt es denn, daß Sie mit ihm — so vertraulich — verzeihen Sie . . . ."

Herr von Rößler sah dem heitern Geheimrat fest ins Auge. „Herr Geheimrat, er ist jetzt — soeben auf Urlaub, — sozusagen."

„Ist er," frug Marianne teilnahmsvoll, „durch Unglück in diese Lage gekommen?"

„Durch Unglück?" wiederholte der Bezirksrichter — „Nein." Er rieb sich mit der Hand über die Stirne. „Außergewöhnliche Verhältnisse, meine Gnädigste. Er ist eine reine Seele — sozusagen — er mag tun was er will, ich habe nie bemerkt, daß Schmutz an ihm hängen blieb. Er lebt wie er will; es ist eine Freude mit ihm zusammen zu sein. — — Er ist nie alltäglich. — Er rüttelt einen immer auf — und das braucht man. Den zu verstehen — ich sage Ihnen, da fallen wir alle durchs Examen! Ja wohl Herr Geheimrat." So sprach Herr von Rößler ungeschickt, steif und verlegen von seinem sogenannten Freunde.

„Vielleicht lernen sie ihn kennen, trotzdem er keine rechten Ehrgeize hat. Er treibt sich den ganzen Sommer zwischen Bauern und Volk umher. Wenn ich ihm nicht manches von der gnädigen Frau erzählt hätte, würde ich ihn schwerlich bis hierher gebracht haben."

„Ja, von der gnädigen Frau," sagte Bernus schelmisch, „der fliegt so manches zu. Sei es wie es sei: ein Bezirksrichter, der mit seinem Strolch, oder Büßer, wie Sie sagten, nachts einsame, verschwiegene Wege geht, findet sich wie von selbst zu Frau Marianne, der Allverstehenden.

Überhaupt, was täten wir ohne so manche liebe Frau, die still und wissend durch die Welt geht und vereinsamte Herzen begreift. Das Unbekannteste auf Erden ist die Frau. Das ist mal Tatsache. — Jetzt machen sich die Herrn Professoren und gelehrten Herren darüber her, das Rätsel zu lösen. — Aus dieser Löserei wird

so eine Art Hexenverbrennung im modernen Stil — und die gelehrten Hexen sind gerade noch so kollerig und zutappend, und allweise wie Anno dazumal.

Unserer lieben Frau Gamander!" Bernus hob sein Glas und nickte seiner Freundin zu.

„Sonderbar, Hans," sagte Marianne, „du bist doch ein dankbarer Mensch! Es ist wahr, nur ein dankbarer Mensch mit feinem Gedächtnis, kann die Frauen begreifen. Was wir auch tun und sagen, verschwindet wie Wellenbewegung. Nirgends ist's aufgeschrieben wie in den Herzen der Menschen und die sind hart wie härtester Stein oder weich wie Butter. Im besten Falle verschwinden wir in die große Schar der guten Geister, die wie schönes Wetter an den Männern vorüberfliegen. Um ihnen lebendig zu bleiben, müßte man sich ihnen schon materieller in Erinnerung bringen. Weißt du noch, als wir einmal, zu lustiger Stunde, uns das Dankbarkeitsmenü von einem Lebemann ausdachten?

Jede Frau, die er geliebt hat und die mit dem Räuschchen verschwand, verwandelte sich aus purer Güte in seine Lieblingsspeise. Es könnte einer am Ende seiner Liebeslaufbahn oft ein ganz stattliches Menü beieinander haben. Die erste zarte Liebste, weißt du noch, versänke wie alle späteren und wäre dann ein köstliches Wunschsüppchen geworden für ihn, im zierlichen Gefäß, der Anfang zu einem Tischchen deck dich. Wieder eine verschwände und statt ihrer besäße er eine Kristallflasche voll ewig frischen Weines, frisch und stark wie des Weibes Liebe war. An Weinen, Forellen, zarten Braten, würzigen Puddings und Zuspeisen aller Art würde es dem Herrn nicht fehlen. Selbst die kalte Schöne würde zu Vanilleeis oder irgend einem Creme und eine ganz besonders kleine feine Schlanke läge als lebenslängliche Henry Clay in seinen Händen; eine andere dampfte als Mokka-Kaffe und erinnerte an pikante Abenteuer und es wäre eine Ehre und Freude für jede so hinzuschmelzen in Wohlgeschmack für ihn." Mariannes Augen lachten. „Er verschlänge sie auf diese Weise gern des öftern, treu in der Erinnerung."

„Ja, ja", sagte Bernus „stimmt. Als was würdest du mir erscheinen?"

„Ich glaube", sagte sie zögernd, „ein Mohnstrauß würde nicht genügen."

„Ich habe nicht gewußt, daß gnädige Frau so humoristisch und boshaft sein kann."

„Ja, Herr Bezirksrichter, so eine lange, manchmal mißhandelte Sanftheit will auch ihre Feiertage haben."

So plauderten die Leute im Berghaus, beschienen von der Benareslampe und jeder sprach zu Frau Marianne gewendet, nicht aus Höflichkeit zur Frau des Hauses, sondern weil ihr die Herzen zuflogen wie der brennenden Kerze die Falter. Es war auch nicht ihrer Schönheit und ihrer geistigen Regsamkeit wegen; das alles nebenbei. In ihr strömte das Leben stark und gütig und voller Wonne am Dasein, in ihrer Nähe erwachten die Halbschläfer, denn sie saßen am Quell des Lebens.


(Fortsetzung folgt)

Henriette Feuerbach/ Briefe an Fritz Gurlitt



olfgang Gurlitt, der Sohn des um die Einführung moderner großer Kunst so verdienten Fritz Gurlitt, gibt im folgenden einen Teil der Briefe heraus, die Henriette Feuerbach an seinen Vater geschrieben hat. Sie sprechen im allgemeinen für sich selbst, in den äußeren Schicksalen, die sie berühren, und den inneren. Die erwähnten Bilder Anselms sind heut ein Mittelpunkt künstlerischen Interesses, das „Vermächtnis" ein ewiges Dokument geworden. Bekannt sind die erwähnten Personen, wie Feuerbachs Biograph Allgeyer, und höchst erfreulich, daß gerade in diesen Tagen die Nationalgalerie, auch mit dem „Konzert", den Anfang einer würdigen Neuordnung von Feuerbachs Bildern gemacht hat. Die Orthographie der Briefe wurde im wesentlichen belassen.

Hochgeehrter Herr! Ansbach 12. October 83.

Ich war eine Woche verreist und beantworte deshalb Ihren freundlichen gütigen Brief erst heute.

Ihr Name ist mir gar wohl bekannt und, hätte sich die Gelegenheit ergeben, so würde ich gewiß mit vollem Vertrauen Ihnen entgegengekommen sein. Selbst die Initiative zu ergreifen, fehlte mir der Muth. Wenn Sie wüßten wie viele trübe Erfahrungen mir der Weg des Kunsthandels gegeben hat, so würden Sie dies natürlich finden. Ich habe den künstlerischen Nachlaß meines Sohnes, so gut ich es vermochte, allmählich, zwar um geringe Preise, aber an gute und geehrte Orte verkauft, nachdem auf der Ausstellung in Berlin doch auch ein bedeutender Theil desselben verwerthet ward. Meine Verpflichtungen sind bis auf einen kleinen Theil gelöst und das Fehlende ist durch Ausstände gedeckt.

Ich selbst habe in meiner Wohnung nur noch wenige Andenken, die ich, wenn auch mit einigem Herzweh weggeben möchte, wenn sich eine passende Gelegenheit finden sollte. Sie kennen diese kleinen Sachen von Berlin her: — Eine kleine römische Pinienlandschaft, ein Blumenstück (schöne Rosen) ein paar Studienköpfe aus früherer Zeit von welchen einer der Meyerschen Sammlung angehörte, dann die Ihnen gewiß bekannte Grablegungsskizze eben daher, die ich aber bis an meinen Tod behalten möchte, so wie die Selbstportraits meines Sohnes. Dann eine Gartenskizze aus Villa Borghese mit Staffage, die bis jezt keinen Käufer gefunden hat; endlich eine Portraitstudie aus dem Jahr 52, die ich aber nicht verkaufen darf, da ich sie selbst als Geschenk erhielt. Hinter allen diesen kleinen Dingen steht noch die große Amazonenschlacht unverkauft in München. Ich gedenke sie der Pinakothek testamentlich zu vermachen, da eine andere Verwendung nicht zu erhoffen ist.

Wenn Sie so freundlich sein wollten zu überlegen ob für eines oder das

andere der genannten kleinen Bilder noch eine mäßige Summe aufzubringen wäre, so würde ich Ihnen dankbar sein. Ich bin zwar durch eine ganz freiwillig angebotene Pension des Königs von Bayern vor Noth gesichert, aber ein kleiner Vorrath für unvorhergesehene Fälle ist in meinem hohen Alter doch wünschenswerth, und wenigstens wäre es mir angenehm meine Schuld bei Ihnen auf solche Weise lösen zu können.

Im Ganzen hat sich mein Geschäft wie durch ein Wunder ruhig und sicher abgesponnen und ich bin für diese günstige Wendung zwei Männern den tiefsten Dank schuldig, die in dem ersten schrecklichen Moment für mich eingetreten sind; der erste ist mein Neffe, Rechtsanwalt Heydenreich in Bayreuth welcher mir durch Vorschuß die Möglichkeit der Erwerbung des Nachlasses gegeben hat und der zweite, Herr Director Jordan, der durch die Ausstellung in Berlin den Künstlerruhm meines Sohnes gerettet und verewigt hat. Das sind Dinge über die man mit gewöhnlichen Worten gar nicht reden kann.

Nun denke ich alles Nöthige kurz berührt zu haben und bitte Sie gelegentlich um Ihren gütigen Rath hierüber. Daß für eine „Ausstellung" das Material viel zu klein und gering ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Die kleinen Perlen eignen sich nur für zufällige Auffindung.

In vollkommener Hochachtung Ihre ergebene H. Feuerbach.

Hochgeehrter Herr! 9. Nov. 83 Ansbach.

Ich habe gestern Abend die 4 kleinen Skizzen packen lassen und sie sind gegen meinen ausdrücklichen Auftrag aus Versehen unfrankirt abgeschickt worden, wofür ich sehr um Verzeihung bitte.

Eigentlich schäme ich mich, Sie mit so kleinen Sachen zu behelligen, aber ich habe sonst nichts mehr, was ich weggeben könnte und der Wunsch, mit den finanziellen Angelegenheiten in völlige Ordnung zu kommen, ist so mächtig in mir, daß ich auf Ihr freundliches Anerbieten ohne Zögern sündige.

Es beruhigt mich, daß Sie mit meiner Handlungsweise in Beziehung auf die Amazonen einverstanden sind. Meine Verhältnisse, und die Rücksichten, welche ich nach ganz verschiedenen Seiten zu nehmen habe, von denen mehrere nicht ausgesprochen werden können und dürfen, machen diese lezte Klippe in meinem Geschäfte ganz besonders schwierig. Es ist ein Glück, daß ich nur an Namen und Ehre des Verewigten denken darf und nicht gezwungen bin nach eigenem Vortheil zu trachten.

Wenn ich überlege, welche Last sich hier bis jezt abgetragen hat, ohne Hülfe und Rath, nur durch guten Willen, so ist es mir selbst ein Wunder.

Was die Preise der kleinen Skizzen betrifft, so wäre ich sehr dankbar wenn Sie mir die Bestimmung, den Umständen nach abnehmen wollten. Ich habe das Vertrauen gewonnen Sie darum zu bitten. Bei der Ausstellung in Berlin waren diese Sachen, so wie mehrere andere kleine Oelskizzen von Hr. Director Jordan zu je 1000 M. angeschlagen. Sie wurden nicht verkauft und ich bin auch

bis jezt nicht im Preise heruntergegangen, weil ich diese kleinen Sachen, welche alle an gewisse Tage und Stunden erinnern, als Geschenke und Andenken, nicht gerne herausgab. Nun aber möchte ich so viel davon verkaufen, als nöthig ist die lezten Rückstände zu decken, um das was noch an Geld aussteht, für vorkommende Fälle zurückzulegen. Die Studienköpfe gebe ich sehr gerne her, die kleine Landschaft am schwersten. Ich bitte Sie mir nur mit zwei Zeilen mitzutheilen, wie Ihre Meinung in Beziehung des Verkaufspreises ist und versichere Sie zum Voraus meines ehrlichen warmen Dankes.

In vollkommener Hochachtung Ihre ergebene H. Feuerbach.

Sehr geehrter Herr! Sonntag 14. Sept. 84.

Da ich Ihre Münchner Adresse nicht weiß, muß ich Ihnen diesen Brief über Berlin nachschicken. Von Vielem, was Sie mir mittheilten, bewegt und erschüttert, war ich im Moment nicht Herr meines Gedächtnisses. Der Amazonenrahmen ist wirklich nicht mehr vorhanden. Die Münchner Herrn ließen ihn für das Urtheil zusammen schneiden, ehe es nach Hamburg geschickt wurde. Ich erfuhr es erst später. Reste davon müssen noch in der Residenz sein, so wie auch der braune Schutzrahmen des zweiten Gastmahls in der Kiste. Sie können das Nähere bei Herrn L. Allgeyer, Rottmannsstr. 13 erfahren. Er war dabei thätig.

Dann wollte ich Sie auch bitten den beabsichtigten Brief nicht zu schreiben. Ich könnte ihn doch nicht benützen, sondern ich würde einfach und offen die Hälfte des Betrags anbieten, dabei hätte ich den Schaden, das mir so liebe Bild zu vermissen, das hat keinen rechten Sinn. Es ist am Besten ich behalte das Wenige was ich habe bis ich sterbe oder blind werde, was auch geschehen kann. Dann sollen die Bilder bis auf einige Andenken in Ihre Hände kommen. Ich werde dies meinem Neffen auftragen, auf den ich mich verlassen kann und der officiell zu meinem Testamentsexecutor bestimmt ist.

Ihr freundlicher Besuch hat mich sehr erfreut aber auch tief und nachhaltig erschüttert. So nahe die Hülfe und doch nicht zu erreichen! Müßte ich mir von diesem Versäumniß eine Schuld zuschreiben, so könnte ich nicht leben. Ich that eben was ich konnte, das Rechte konnte ich nicht thun. Vom Hafis in der Schenke bis auf zweites Gastmahl und Amazonenschlacht, waren alle im Mindesten bedeutenden Bilder in Berlin — vierundzwanzig Jahre lang und stets vergeblich, nicht die kleinste Aufmunterung kam ihm von dort, und nun wäre vielleicht Rettung gekommen, als das Opfer vollzogen war.

Es ist nicht zu verwinden und giebt keinen Trost dafür, denn leider tröstet mich, daß Andern so gut geholfen wird, nur sehr schwach.

Mögen Sie Ihres jungen Glückes sich stets ungetrübt erfreuen und ein freundliches Andenken dem Geschiednen bewahren, der Ihrer Hülfe werth gewesen wäre wie kaum ein Anderer.

In aufrichtiger warmer Hochachtung Ihre ergebene H. Feuerbach.

Sehr geehrter Herr! 4. Oct. 84.

Haben Sie Dank für Ihren lieben freundlichen Brief, den ich auch gleich beantworten will.

Daß es Ihnen mit Allgeyer geglückt ist, beruhigt und freut mich. Jedenfalls ist es für ihn eine momentane Erleichterung. Helfen kann Niemand. Er hat Freunde, die ihm mit Aufopferung ihrer selbst oft geholfen haben. Für die Länge fruchtet Nichts, weil nichts ihn schützen kann vor seinem unüberwindlichen Feinde, der ist Er selbst. „Wo Allgeyer seine Hand hinlegt, da wächst kein Gras mehr," sagte mein Sohn kurz vor seinem Tode, und so ist es in Beziehung auf seine Freunde wie auf ihn selbst. Nun ist er auch krank. — Nochmals herzlichen Dank. Ich empfinde Ihre That als eine doppelte Wohlthat, Rettung des Bildes und Vortheil für den unglücklichen Mann. Ich will ihm schreiben, damit er sich ganz beruhigt.

Und nun habe ich Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die Sie erschüttern wird. Herr v. Gerold liegt seit 14 Tagen zwischen Leben und Sterben. Er schrieb mir von München aus, daß er das Münchner Portrait für das Vermächtniß wünsche, da das Profilbild ihm und Frau Rosa mißfiele. Nach einem stillen Kampf von 24 Stunden gab ich nach. Und wie froh bin ich jetzt darüber, denn mir gegenüber ist dies wohl der letzte Wunsch. Der Factor der Druckerei schrieb mir „Herzentzündung in Folge von Nicotinvergiftung." Näheres über diesen unheilvollen Zufall weiß ich nicht. Die Hoffnung ist gering, doch hält sich Frau Rosa noch daran.

Das Verzeichniß ist mir abverlangt worden. Es ist sehr fehlerhaft gedruckt und ich habe um eine zweite Uebersendung gebeten, die ich Ihnen dann schicken werde. Einstweilen Dank für die Notiz von der schwarzen Dame. Ich habe sie in das Jahr 1864 gesezt, aus verschiedenen, wie ich glaube, triftigen Gründen.

Ueber das Portrait antworte ich Ihnen Anfang nächster Woche definitiv. Ich muß mir die Sache erst noch etwas klarer machen, wozu ich ein paar Nächte brauche.

Die Schöffersche Angelegenheit lege ich in Ihre Hände. Sie wissen meine Beweggründe und ich bitte Sie nach Ihrem Ermessen zu schalten. Ich hielt Herrn Schöffer für einen sehr reichen Mann und den Romeo als ein besseres Bild nach der Schätzung des Herrn Director Jordan, sonst wäre ich nicht darauf eingegangen. In meinem Leben ist es noch nicht vorgekommen, daß ich Jemand übervortheilt habe. Sie werden es richtig machen, damit ich wieder ruhig werden kann. Mein Vertrauen auf Sie, ist so groß, daß ich meine Sorge nun schon beendigt glaube.

Hätte mein Sohn Sie gekannt, wie anders wäre Alles gekommen. Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin

In warmer Hochachtung Ihre ergebene H. Feuerbach.

Meine schlechte Schrift werden Sie entschuldigen wenn Sie die erste Seite des Briefes gelesen haben werden.

Hochgeehrter Herr! 25. 2. 85.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen zuerst meine herzliche Freude über Ihr neues

Familienglück ausspreche. Daß Alles so gut vorübergegangen, ist mir eine große Beruhigung und im Glauben an Ihren guten Stern hoffe ich auch auf ein wenig Licht für mich, obgleich der gegenwärtige Augenblick mehr auf Dunkelheit für meine Person schließen läßt. Ich weiß nehmlich seit einigen Tagen daß in meinen beiden Augen ein Staarleiden vorhanden ist, ob grau, grün oder schwarz ist mir noch unbekannt. Ich gehe nächste Woche nach Würzburg und werde dann mein Urtheil in der Klinik des Professor Michel hören. Daß ich bei Allem was mich allein selbst betrifft, ruhig sein kann, ist ein großes Geschenk. Mein Neffe kam ganz aufgeregt und glaubte mich trösten zu müssen. Er war verwundert da dies gar nicht nöthig war. Ich finde auch wirklich diesen Abschluß logisch und in gewissem Sinne harmonisch, wenn auch nicht angenehm und wünschenswerth.

Was die Bilder betrifft, so weiß ich natürlich wenig zu sagen. Mir ist nur so viel klar, daß wir das Bild wieder haben müssen, und sollte es aus der Concursmasse gekauft werden. Ich glaube nicht, daß ich mich je beruhigen könnte, wenn es verschleudert würde. Weshalb hätte ich alle die großen Opfer gebracht, wenn ich jetzt kleinmüthig nachgeben wollte? Was von meiner Seite dazu nöthig ist, das soll geschehen so weit ich irgend vermag. Mein Vertrauen auf Sie ist fest und sicher. Ich weiß daß Sie für mich thun werden was möglich ist, darüber bedarf es keiner Worte. So nehmen wir den Kampf auf und werden auch wahrscheinlich siegen, auf eine oder die andere Weise. Auch ich habe im Jahr 80 viel größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt als die jetzige ist, und ich war unerfahren und allein und von Schmerz gebrochen und es ist doch bisher immer gelungen, so wird auch das Lezte nicht scheitern. Mein Neffe hat mir aufgetragen Ihnen zu schreiben, daß wenn Sie irgend einen vertraulichen oder subtilen Rath juristischer Art bedürften, er mit Freuden Ihnen nach Vermögen dienlich sein würde.

Was nun die Geldsache betrifft, so wäre das Einzige was mir nicht eigentlich nöthig wäre, aber zur Beruhigung gereichen würde, die Zahlung von 140 Mark an die Geroldsche Buchhandlung. Ich war so unvorsichtig, im Glauben an die Februar-Zahlung des Herrn Voß zur Vertheilung an unvermögende Akademieschüler 100 Exemplare des Vermächtnisses zu bestellen, von denen bereits 80 „im Auftrag eines Kunstfreundes" zu München, Dresden u. Nürnberg ausgegeben sind. Bis auf die genannte Summe habe ich auch schon Zahlung geleistet. Zu diesem Rest aber wollte es bis jezt nicht reichen. Ich schreibe Ihnen dies nicht eben als Bitte, denn Herr Gerold könnte wohl warten nach dem guten Geschäft, das er an mir gemacht hat, da Sie aber so freundlich waren meine Bedürfnisse zu berühren, so wollte ich es einfach erwähnen. Eine zweite leichtsinnige Handlung wollte ich begehen, als Ihre Nachricht vom 14. Januar rechtzeitig dazwischen kam. Ich wollte eine Wohnung in Nürnberg miethen. Zum Glück war ich noch nicht gebunden. In allem Sonstigen sind meine Verhältnisse ganz geordnet.

Die Freundlichkeit S. K. H. des Großherzogs von Weimar hat mir sehr wohl gethan. Ein schön gebundenes Exemplar geht morgen nach Weimar ab, wobei ich mich auf die von Ihnen freundlichst vermittelte Erlaubniß berufen werde.

Seit 2 Tagen ist auch eines der 4 ersten Kupferstichblätter der Madonna bei mir angekommen. Ich bin über die malerische Wirkung des Stiches höchst erstaunt und erfreut. Er giebt wirklich das Bild in voller Wahrheit.

Von Lenbach habe ich eine Kohlenzeichnung, Anselms Portrait, erhalten von dem ich im Anfang durch die lebendige Wirkung erschüttert war, jezt aber doch unbefriedigt bin. Es ist eine Mischung von Derbheit und forcirter Idealisirung, die beide nicht zusammen passen.

Gestern hörte ich, daß Herr Graf v. Schack hoffnungslos krank sei, und die Gallerie unmittelbar nach dem Tode an die Nationalgallerie in Berlin geschickt werden sollte. Für diesen Fall muß ich eine in meinem Testament beabsichtigte Bitte jezt gleich aussprechen. Es betrifft die Aufstellung des Gastmahls mit den andern Bildern. Bei Gelegenheit bitte ich Sie um die genaue Adresse des Hr. Prof. Dohme. Ich möchte an ihn schreiben, denn er war immer gut und verständig gegen mich gesinnt. Dem Gastmahl muß man auf ebenem Boden wie in guter Gesellschaft gegenüber treten, sonst kennt man es nicht. So ist die Meinung meines Sohnes gewesen.

Dies wäre Alles was für heute nöthig. Im Bewußtsein gegenseitigen Einverständnisses und unverbrüchlichen Vertrauens Ihre ergebene H. Feuerbach.

Hochgeehrter Herr! 16. März 85.

Sie können sich denken, wie sehr Ihre Nachricht mich beruhigte und erfreute. Einmal zunächst um der Rettung des Bildes selbst willen, dann um Ihretwillen, denn Ihr pecuniärer Verlust wird überwunden werden und das Vertrauen sich verdoppeln; zulezt um meiner selbst willen. Die Ruhe wird mir wohl thun. An die Zukunft denke ich nicht sondern lege die Sache in Ihre Hände. Gelingt Ihnen ein Verkauf, so ist es gut, wo nicht, so giebt es immer noch ein leztes Mittel, welches dem Bilde eine feste Heimath für die Zukunft gewährt. Vor der Hand gebe ich es Ihnen zu freier Verfügung; die gewünschte Schrift liegt bei. Wünschen Sie dieselbe in anderer Form, so bitte ich um Anweisung. Sie müssen wohl recht schlimme Erfahrungen bei Ihren Künstlern gemacht haben. daß Ihnen meine einfache vernünftige Anschauung auffällig ist. Ich begreife nicht recht wie man in dieser Sache überhaupt hätte anders denken und handeln können. Daß Sie dem Manne vertraut haben ist menschlich gut und schön. Lieber 10 mal vertrauen wo das Gegentheil richtig gewesen wäre, als einmal mißtrauen Dem, der Vertrauen verdiente.

Wie mag es dem armen Mann im Gefängniß zu Muthe sein. Mich schaudert's wenn ich daran denke. Gefühllos ist er doch nicht, sonst hätte er nicht den Brief schreiben können, den Sie mir gezeigt oder vorgelesen haben. Es hat ihn wohl Leichtsinn von Stufe zu Stufe in's Verderben gestürzt.

Nun — mir haben Sie die größte Last vom Herzen genommen. Was mir sonst auferlegt ist, werde ich mit Ruhe ertragen und es mir zum Nutzen wenden so gut ich eben vermag.

Ich war inzwischen bei dem Würzburger Professor, der einer der bedeutendsten Specialisten sein soll und erfuhr, daß ich wirklich den grauen Staar auf dem linken Auge habe, welches ohngefähr in einem Jahre für die Operation fähig sein würde. Das rechte Auge ist noch zu gebrauchen, doch wird es mit der Zeit demselben Schicksal anheimfallen. Vor der Hand habe ich Brillen erhalten, die die Sehkraft stärken und bei denen das kranke Auge durch getrübte Gläser ganz beseitigt wird, da es mich stört.

Wenn die Sache normal verläuft, werde ich ja wohl nie völlig erblinden, indessen ist eine Operation in meinem Alter doch eine ernstliche Sache. Der Professor war sehr gut gegen mich, fast wie ein vorsorglicher Sohn und ich habe gar keine Furcht. So wissen Sie nun Alles. Anselms Bilder hoffe ich noch einmal zu sehen.

Das Vermächtniß ist zur bestimmten Zeit an den Großherzog v. Weimar abgegangen. Eine Antwort habe ich bis jezt nicht erhalten.

In aufrichtiger Hochachtung Ihre Henriette Feuerbach.

Hochgeehrter Herr! 6. Nov. 85.

Ich habe mich sehr über Ihren lieben Brief gefreut, wenn er auch manchen Schattenstrich enthält. Es ist nicht anders möglich, als daß Sie in Kampf mit Unverstand und Eigennutz geriethen, abgesehen von andern Hemmnissen. Aber es ist doch zu hoffen, daß der bedeutende Einfluß, den Sie durch die neue Wirksamkeit ausüben werden, ein Schutz gegen die beiden ärgsten, gefährlichsten Feinde sein könnte, natürlich auch wieder durch eigennützige und unverständige Ansichten und aus Feigheit.

Gerne hätte ich Ihnen gleich geantwortet, aber das Schreiben wird mir recht schwer und die Unbehülflichkeit aus Mangel am Sehen hemmt auch die Gedanken und läßt Sie schwerer in Fluß kommen. Verzeihen Sie wenn der Brief schlecht aussieht und klingt. Er ist doch gut gemeint.

Was die Amazonenschlacht betrifft, so haben Sie ganz freie Hand, so wie wir es ausgemacht haben. Was aber mich selbst betrifft, so glaube weder an Leipzig noch an Bucharest. Die Leipziger haben immer verhandelt, aber nie Etwas gekauft, außer die Kinderbadescene aus der allerersten Zeit von Hr. v. Wedekind in Hannover. Man sagte mir, die vielen von der Stadt geschenkten Bilder nähmen die besten Plätze weg und verhinderten Neukäufe. Der Herr Direktor ist mir sorgfältig aus dem Weg gegangen als ich 1880 in Leipzig war. Sind Sie glücklicher, desto besser! Bucharest scheint mir in den gegenwärtigen Umständen von vornherein nicht in Betracht zu kommen. Die Photographie ist nach 4 Wochen von München aus dort angelangt und hat der Königin großen Eindruck gemacht. Dies ist Alles was ich weiß. Frl. Hitz hat sich über Ihr gütiges Versprechen sehr gefreut. Sie geht Mitte dieses Monats nach Paris.

Noch habe ich eine vielleicht unbescheidene Bitte, die Sie unerfüllt lassen können, nur bitte ich mir nicht böse zu werden. Ich wünschte, daß Sie nach Anselms Lieblingsschüler in Paris ausschauen möchten. Er heißt Hynais und ist von Geburt ein Böhme, der in Anselms Schule in Wien war und den er vor allen andern Schülern liebte und hoch hielt. Frl. Hitz kennt ihn gut und sagte mir, man glaube, daß er im nächsten Salon den großen Preis erhalten würde.

Mein Wunsch ein Studienalbum veröffentlicht zu sehen, heftete sich an den Amazonenverkauf. Ich wollte die Kosten tragen um jede Ersparniß die die Kunst beeinträchtigen könnte, fern zu halten. Das ist natürlich nun unmöglich. Ich dachte mir 10—12 Zeichnungen in Lichtdruck mit kurzem Text. Die mir hierzu tauglich scheinenden Studien (nur Zeichnungen) sind folgende:

Zwei zu den Madonnastudien gehörende Kinderköpfchen, welche auf dem Bilde keinen Platz gefunden und unbekannt sind. (Münchner Kupferstichkabinett.)

Eine stehende Iphigenie, für mich das Schönste und Liebste was ich je besessen verloren und wiedergewonnen habe.

Zwei Gastmahlzeichnungen nach beliebiger Auswahl. (Berliner Nationalmuseum).

2 Amazonen Studien. Vater, der den verwundeten Sohn aus der Schlacht tragen will. Jugendliche Frauenfigur die in die Kniee gesunken die Hand gegen den Todesstreich erhebt.

2 prachtvolle Zeichnungen zum Titanensturz. Prometheus. Herr Alexander Flintsch in Berlin. Nereustochter. Großherzogin von Meklenburg.

Mit einem Portrait wären dies schon 10 und genug.

Ich bedaure daß Sie dieses krankhafte Geschreibsel lesen sollen. Aber trotz des besten Willens will es nicht besser gelingen. Zum Schluß will ich Ihnen doch sagen, daß ich mit dem Plan umgehe, womöglich im nächsten Monat nach Leipzig und Berlin zu gehen um meine dortigen Freunde noch einmal im Leben zu begrüßen und Anselms Bilder noch einmal zu betrachten, ehe die Blindheit eintritt. Wie sehr ich mich freuen würde Ihre Schätze von Angesicht zu Angesicht zu schauen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Gewiß ist es noch nicht und kommt auf verschiedene Umstände an. Das „Vielleicht" aber wollte ich Ihnen doch einstweilen melden.

Mit herzlichem Gruß Ihre ergebene H. Feuerbach.

Hochgeehrter Herr! Ansbach 18. Nov. 1884.

Anliegend sende ich Ihnen ein Exemplar des verschmähten Lichtdruckbildes, einen Brief Anselms vom Jahr 78 und einen Brief von Hr. Allgeyer, welchen ich vorgestern erhielt, nachdem er mir in einem früheren Briefe angedeutet hat, daß er auch gerne ein Portrait verkaufen wollte, das sich bei Hofkapellmeister Levi befindet, so wie, daß auch Levi geneigt wäre seine kleine Feuerbachgallerie unter guten Schutz zu bringen, da er sich kein langes Leben zutraue. Ich habe darauf geantwortet, daß Levi, wenn er verkaufen wolle sich an Sie wenden möge,

falls er aber testiren wolle, die Bilder an die Nationalgallerie zu vermachen. Allgeyer rieth ich entschieden sein Bild zurückzunehmen, selbst im Fall er es Levi geschenkt hätte, der sicher dazu bereit sei, und sich in Allem und Jeden vertrauensvoll an Sie zu wenden.

Was ich auf den gegenwärtigen Brief antworten soll weiß ich nicht. Ich kann ja nicht rathen in einer Sache, die ganz allein von Ihnen abhängt. Ich habe also bei ihm angefragt, ob ich diesen Brief nicht direct an Sie schicken dürfe, was er bereitwillig annahm. Wenn Sie ohne eigenes Risico Etwas für ihn thun können so bitte ich Sie darum. Allgeyer ist ein treuer guter Mensch, aber er steht sich selbst im Licht durch die Unbeweglichkeit seines Geistes und die Unnachgiebigkeit in vorgefaßten Meinungen, die nicht einmal seine eigenen sondern von seinen Freunden aufgefaßte sind, mit denen er blindlings Mauern durchrennen will, ohne sie selber ganz zu verstehen. Ich kenne keinen Menschen, in welchem Unselbstständigkeit und die äußerste Hartnäckigkeit so dicht beisammenstehen ohne sich zu berühren und ich weiß auch keinen dem man leichter verzeihen kann als ihm, weil seine Fehler wie Krankheiten erscheinen, die seiner innersten Natur fremd sind. Ueber die Bedeutung seiner Erfindung habe ich natürlich kein Urtheil, doch geht ihm Künstlerisches nicht ab. Und nun genug. Wenn Sie ihm helfen können, so geschieht dies Einem, welcher der Theilnahme wirklich werth ist. Sie haben diesen Eindruck ja selbst empfunden.

Levi besitzt den Aretino, ein Frühlingsbild: „Gesangesscenen". Einen weiblichen Studienkopf, ohne Datum, (ohngefähr 1864). Einen Pariser leichtsinnigen Studienkopf — etwa 53, und einige kleine Bildchen aus der Karlsruher u. römischen Zeit.

Nehmen Sie diese Zeilen freundlich auf. Ich stehe noch unter dem Eindruck der lezten Vermächtnißverhandlungen und fühle mich gedrückt und muthlos.

In warmer Hochachtung Ihre ergebene H. Feuerbach.

Beilage.

Liebe Mutter! Venedig 19. 10. 76.

Ich danke Dir für die 3 Briefe. Dem Sekretär habe ich geschrieben alles an Dich gehen zu lassen. Ich denke Ende des Monates zu reisen und bin ganz wohl, langen Schlaf und ruhiges Herumgehen und sehen ohne Schöpfungsgedanken, es ist die Ruhe jezt alles nach diesem Meer von Halbheiten und Unnöthigkeiten. Wenn ich Geld brauche schreibe ich 2 Zeilen und Cohn kann einen Wechsel schicken.

Die Münchner Gespensterbude habe ich längst vergessen und mit Wien werden wir im Dezember klar machen. Jezt ist nicht daran zu denken.

Es ist kaum nöthig daß Du nach Stuttgart gehst, doch wie Du willst. Die Bilder sind zu groß gefaßt, als daß alles in nihilo aufgehen könnte. Die Münchnerei war eine berechnete Gemeinheit und die Spekulation von Wien aus mich arm zu halten, war falsch — denn je mehr Geld ich habe, desto größere Chancen hätten sie gehabt mich wieder zu bekommen. Bei spärlichen Mitteln bin ich hier

besser, wo alles die Hälfte billiger ist und Luft und Volk sympatisch sind und wo das Gemüth nicht mit Niederträchtigkeiten abgehezt und verbittert wird. Die russische Freundschaft wird zur Achillesferse werden. Hier laufen blaue, braune und graue Ehepaare herum, die einen sehen dumm vergnügt, die andern gelangweilt aus, es mag schwer sein für eine gewisse Bildungsstufe richtig leben und sehen zu verstehen.

Die Luft ist gleichmäßig abgekühlt so daß ich meinen Winteranzug ohne Überzieher tragen kann, er sitzt bequem. Bekommst du einen der lezten Romane von der Sand, Mademoiselle la Quintinie, eine serieuse Pfaffengeschichte zur Hand dann lese ihn, es ist ein vortrefflicher alter Confusions General darin. Von Stuttgart kann dann ein passendes Wort in der allg. Zeitung am Platze sein.

Bald mehr   Dein Anselm.

Geehrter Herr Gurlitt!   Ansbach 15. Mai 86.

Ich gehe für einige Tage nach Heidelberg und will Ihnen vorher noch für Ihren Brief danken, der mich sehr erfreut hat, einmal weil er die Nachricht Ihrer vollständigen Genesung enthält und dann auch, weil Sie mit dem was ich in der Handzeichnungssache gethan, zufrieden sind; der Erfolg muß abgewartet werden. Wenn Sie in der nächsten Zeit nach Dresden kommen sollten, so bitte ich sehr nach den dortigen Handzeichnungen zu sehen. Es sind für die Herausgabe die 4 Kinderköpfchen vom Madonnenbild nöthig, dann eine Amazonenschlachtgruppe, (der alte Krieger, welcher den Sohn vom Schlachtfeld trägt) und ein paar Kinderstudien, oder was Sie sonst für passend erachten. Ich werde dann um Absendung bitten wenn Herr Hanfstängl sie braucht. Die übrigen Zeichnungen sind so ziemlich besorgt.

Inzwischen bin ich überrascht worden durch die Aufforderung zur Mithülfe eines Planes, welcher von dem Directorium der Nationalgallerie ausgeht und auf eine ausführlichere Biographie meines Sohnes gerichtet ist. Ich war im Anfang nicht einverstanden, da es mir verfrüht vorkam und mir auch — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, das Vermächtniß genügend vorkam. Aber es verkauft sich ja schon die zweite Auflage nicht mehr. Das Vergessen deckt wie schnellsegelnde Wolken. So mag es vielleicht richtig sein, und — da ich es nicht verbieten kann, will ich doch lieber helfen. Bitte, schreiben Sie mir im Vertrauen, was Sie von dem Herrn „Directorial-Assistenten" halten. In Leipzig sah ich einen Berliner Bildhauerprofessor, der sagte von ihm: „Oh, der ist pf pf!" er meinte oben hinaus. Derselbe aber war auch pf pf, denn er wollte die Handzeichnungen auf Staatskosten gedruckt wissen und gleich zum Minister laufen. Die Beiden, der Herr Professor und Frau Ribbeck stürmten so auf mich los, daß ich gar nicht zu Worte kommen konnte und erst ganz zulezt ein bescheidenes Veto einlegte. Später wurde mir der Vorschlag gemacht mit der Herausgabe bis zum nächsten Jahr zu warten und dieselbe im Anschluß an die von der Nationalgalerie beabsichtigten Editionen erscheinen zu lassen. Dazumal aber hatte ich mit Hanfst.

bereits abgeschlossen und es war mir dies auch lieb, denn ich bleibe mit diesen Dingen lieber allein.

Nun also die Biographie! Die Wahrheit zu sagen, glaube ich nicht daran trotz des guten Willen des Herrn Directors und seines Stellvertreters, aber es ist ja kein Schade, wenn ich das Material ordne und auf diese Weise vorder Hand festhalte. Das Uebrige wird sich finden. Ich theile Ihnen dies Alles mit, damit Sie orientiert sind, falls Sie davon hören. Bis jezt habe ich zur Probe das gesammelte und geordnete Material zu einem Abschnitt eingesandt und erwarte nun den Erfolg.

Wenn ich durch meine eigene Gefälligkeit es erringen kann, daß Anselms Bilder in der Gallerie bessere Plätze erhalten und das Concert nicht mehr wie ein bestraftes Schulkind, oder eine Schildwache vor der Thüre stehen muß, so werde ich mich reich belohnt erachten.

Dies Alles im Vertrauen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau. Ich muß immer an das kleine süße Kind denken, das mit seinen großen glänzenden Augen so verwundert in die Welt schaut und schon so viele Schmerzen darin hat finden müssen.

In Hochachtung und Freundschaft Ihre H. Feuerbach.

Geehrtester Herr Gurlitt! Ansbach, 18. 11. 86.

Seit Monaten gehe ich damit um Ihnen zu schreiben und es verdrießt mich, daß ich es nicht gethan habe, weil mir jeder Grund der Entschuldigung fehlt. Dies soll aber jetzt aufhören und das Erste was ich schreibe ist die Bitte, den Brief, nachdem Sie ihn gelesen, zu vernichten, weil ich in einigen Dingen aufrichtiger sein werde, als für mich und für Andere recht ist.

Zuerst will ich Ihnen sagen, daß ich, nach langen und peinlichen innerlichen Kämpfen, den vollkommen gesichteten und geordneten Nachlaß meines Sohnes in Schriften und Briefen, so weit ich dies für richtig und gerathen hielt, der Nationalgalerie übergeben will. Vernichtet dürfen diese Papiere nicht werden, meinen Verwandten kann ich sie nicht übergeben, weil ich voraussehe daß in der zweiten Generation jedes Interesse geschwunden sein wird; also sollen die lieben und herrlichen Briefe Anselms da, wo auch der größte Theil seiner Werke sich sammeln wird, aufbewahrt werden, und zwar in einer Art und unter Bedingungen, die jeden Mißbrauch ausschließen, dafür habe ich gesorgt.

Der Plan einer Biographie besteht allerdings noch, aber ich bin ganz sicher überzeugt, daß dies nicht geschehen wird, eben weil es nicht möglich ist. Wenn nach 10 oder 20 Jahren eine Hand sich findet, die sich dazu berufen fühlt, dann wird die Lebensgeschichte so ziemlich fertig aus ihrem Schrank hervorgehen; Jahrgang für Jahrgang, mit Beilagen und biographischen Erläuterungen und Notizen. Ich habe gethan und thue was ich vermag. Mit der Direction der Nationalgalerie stehe ich auf das Beste, und so muß es auch bleiben. Anselms Bilder werden gesammelt in einen Raum kommen, wenn auch erst spät. Ich habe

dafür testamentlich gesorgt, dies ist das Wesentliche was der Zukunft angehört; alles Andere kommt in zweiter Linie. Sollte die Lebensgeschichte doch, wider mein Erwarten, in Angriff genommen werden, so ist, wie das Material vorliegt, wohl nicht viel daran zu verderben und die letzte Handanlegung würde mir jedenfalls gehören.

So bin ich denn endlich nach langem Quälen zur Ruhe gekommen und hoffe gehandelt zu haben wie es recht und vernünftig war, für Anselms Andenken förderlich, und für die Zukunft vorsorglich. Von Berlin aus habe ich mich der größten Freundlichkeit und Rücksichtnahme zu erfreuen. Der Feuerbachsaal ist mir so gut wie versprochen, darum gebe ich Alles was daneben liegt. —

Nun kommt noch die letzte Sorge, die Amazonenschlacht. Ich denke mir, daß Sie jetzt auch die Hoffnung auf den Verkauf aufgegeben haben werden, wie ich schon lange. Die lange Gefangenschaft des Bildes in seiner Kiste ist traurig, vielleicht auch schädlich. Ich kann das Bild in Nürnberg sowohl in das Germanische Museum als auch in das Rathhaus zur Aufbewahrung geben und — falls sich, wie ich glaube, keine Verkaufsgelegenheit zeigen wird, so würde ich das Bild der Stadt Nürnberg vermachen. Ich würde dasselbe der Nationalgalerie anbieten, wenn ich mich nicht scheute zur Last zu fallen, oder auch zwei Bilderschenkungen anspruchvoll erscheinen möchten. Diesen Punkt würden Sie vielleicht an Ort und Stelle, ohne mein Zuthun ergründen können. Der Nürnberger Plan ist kein Geheimniß und darf ganz rückhaltlos besprochen werden. Ich bitte hierüber um Ihren Rath.

Im Fall mein Nürnberger Plan sich vollziehen würde, möchte ich Sie auch bitten mir meine Schuld an Sie zu berechnen, die mich seit lange drückt. Ich hoffe nach Neujahr im Stande zu sein wenigstens den größten Theil derselben klar machen zu können. Wenn Sie Etwas von meinen Sachen brauchen können, dürfen Sie es nur schreiben. Vielleicht wächst die Theilnahme wieder ein wenig nach dem Erscheinen der Handzeichnungen, die Herr Hanfstängl jetzt wohl bald in Angriff nehmen wird.

Dies ist nun wohl Alles was ich geschäftlich zu schreiben habe. Von mir selbst ist nicht viel zu sagen. Ich war seit 8 Monaten in die Briefarbeit vergraben und habe nichts Wesentliches erlebt. Sehr verlange ich zu erfahren wie es Ihnen und den Ihrigen ergeht. Ich habe Ihre liebe Frau und Ihre Kinder unauslöschlich im Gedächtniß. Darf ich bitten sie auf das Herzlichste zu grüßen. Noch bitte ich, daß Sie in diesem Briefe auch zwischen den Zeilen lesen möchten und ihn dann beseitigen.

In warmer Hochachtung. Ihre stets treu ergebene H. Feuerbach.

Lieber Herr Gurlitt! Ansbach, 1. 12. 86.

Ich habe mich so sehr über Ihren Brief gefreut, daß ich Ihnen sofort antworten muß. So ist ja jezt der Verlust ersezt und Alles gut. Ich hatte eigentlich gar kein Recht mich zu ängstigen und doch ist Ihr Unfall mir schwer im Sinn gelegen.

Wenn man für liebe Menschen zu sorgen hat, dann ist das Geld Etwas, das Macht über die Seele hat. Wahre Theilnahme ist aber auch ein Reichthum, wenn selbst im Schmerz und Unbehagen. Ich wünsche Ihnen aus aufrichtigem Herzen Glück und ungestörtes Gelingen und eine ungetrübte Zukunft. Wegen Briefschuld sich zu entschuldigen, das brauchen Sie bei mir nie. Ich thue dies immer gleich selbst vorher.

Diesen Sommer habe ich ein Großnichtchen kennen gelernt, eine kleine Feuerbach, die hat mich mit den Augen Ihrer Margaretha angesehen, mehrere Minuten lang unverwandt, ernsthaft, forschend, dann endlich flog ein Lächeln über das Gesichtchen und ich war in Gnaden angenommen, gerade so wie bei Ihrem Kinde. So etwas kann man nicht vergessen, aber es kann nur geschehen daß die Erinnerung an diese 4 räthselhaften glänzenden Sterne zuweilen in zwei zusammen fließt.

Ihre Nachricht über Herrn Stauffer Bern war mir sehr beruhigend. Sein zweiter Brief gefiel mir auch sehr gut. Er schrieb: daß er Anselm als den einzigen verstorbenen, unter die lebenden Künstler versetzen, und mit ihm beginnen wolle, „weil er doch von allen Zeitgenossen die größte Bedeutung für die Zukunft haben werde."

Es ist nicht möglich Großes mit kürzeren Worten auszusprechen. Ueber alles Folgende werde ich Ihnen Bericht erstatten. Ich bin ohne alle Illussionen und will auch Ihrem Rathe wegen der Amazonenschlacht folgen. Im Nothfall muß ich eben einen Rahmen machen lassen. Ein großer v. braunem Holz freilich nur schmal und für ein anderes Bild — das Gastmahl gemacht, liegt noch in München. Anselm wollte für die Schlacht einen Goldrahmen und sie hatte ja auch einen breiten prachtvollen Rahmen, den aber Herr Allgeyer aus eigener Macht zerschneiden und für das Urtheil zurecht machen ließ, während ich den Holzrahmen für letzteres Bild bestimmt hatte. Herr v. Stromer (d. Bürgermeister v. Nürnberg) hat mir Platz im Rathhaus zur Aufbewahrung angeboten. Dies Alles hat Zeit bis in's nächste Jahr.

Daß es mich sehr freuen würde Ihren Herrn Bruder bei mir empfangen zu dürfen, ist selbstverständlich und es wäre allerdings eine große Beruhigung für mich, die Biographie-Arbeit in sicheren Händen zu wissen, aber es ist jezt noch nicht die Zeit dazu. An der Nationalgalerie steht der Plan noch ganz fest, und es ist mein ernstlicher Wunsch mit der Anstalt, in welcher sich der größte Theil von Anselms Werken sammeln wird in Frieden und Freundschaft zu bleiben, so lange ich lebe, weil mir den höchsten Wunsch, die Bilder in einem Raum beisammen zu wissen, Niemand erfüllen kann als die Nationalgalerie. Es wird aber die Zeit kommen, in welcher das Unvermögen, welches jezt schon im Gefühl aufdämmert, zum Bewußtsein kommt, und wenn dann Ihr Bruder das Material aufnehmen will, so ist es mir lieb und recht und ich weiß es getrost in seinen Händen. Die Papiere werden in einem eigenen Schrank unter Verschluß gehalten, und nur für Einzelne welche ein wirkliches ernstes Interesse haben zur Durchsicht eröffnet. Ich

habe mir hierüber officielle Gewähr erbeten. Die Papiere stehen also Ihrem Herrn Bruder jederzeit zur Einsicht offen so wie alles beisammen sein wird. Bei seinen Studien haben sie ja überhaupt für ihn Interesse. Ich bitte aber für jezt um strengstes Schweigen, denn „ich darf nichts Anderes denken und wissen, als daß das Directorium der Nationalgalerie diese Biographie veröffentlichen wird" und in diesem Hinblick darf ich die Wünsche aussprechen welche mir im Andenken meines Sohnes die höchsten sind. Alles Schriftliche verschwindet gegen die Wirkung der Werke. Nicht wahr, Sie verstehen dies Alles richtig und gründlich? Selbst eine ungenügende Druckschrift kommt mir nicht in Betracht, gegen diesen einen Hauptgedanken. Ich will nicht daß das mir heilige lezte Bild, das Concert, wie ein bestraftes Schulkind vor der Thüre steht, ich will nicht, daß das Gastmahl durch das Treppengeländer schräg zerschnitten wird. Dieses Bild muß den Beschauer empfangen, wie eine feine Gesellschaft einen lieben Gast in ihrer Mitte. Was ich in Berlin bei dem Anblick meiner Bilder empfunden, das weiß Niemand auf der Welt. Und nun will ich langsam und allmählich das Verständniß aufwecken, welches Andere wie ein Bliz trifft.

Mit herzlichem Gruß an Ihre liebe Frau, H. Feuerbach.

Geehrtester Herr Gurlitt! Ansbach 11. 10. 87.

Es ist eine sehr lange Zeit her, seit ich mich eines freundlichen Wortes von Ihnen nicht mehr erfreuen durfte. Wenn ich in irgend einer Sache mich verfehlt habe, so dürfen Sie mir doch glauben, daß es nicht mit Willen geschehen ist, sei es in Gedanken, Wollen oder Thun. Der Nachsicht freilich bedarf ich Jahr für Jahr mehr. Man geht den Achtzigen nicht ungestraft entgegen.

Was mich heute veranlaßt das lange Schweigen zu brechen ist eine Nachricht, welche ich in bester Absicht und in tiefem Vertrauen aus München erhielt und welche die, wie ich höre, gegenwärtig in Oldenburg befindliche Amazonenschlacht betrifft. Ich theile sie Ihnen mit, weil ich nicht anders kann, und bitte Sie um strenges Stillschweigen, auf welchem die Möglichkeit des noch sehr unsicheren Gelingens beruht.

Die Sache verhält sich folgendermaßen: Dem bayrischen Landtag wird von der Regierung bei der Budgetberathung ein Posten von 40000 Mark vorgelegt werden zur Genehmigung für Anschaffung von Kunstwerken, und ich wurde von ziemlich maßgebender Seite aufgefordert „unmittelbar nach dieser Genehmigung, von welcher ich sofort Nachricht erhalten soll, eine Eingabe an das Cultusministerium in München, nebst ein paar Briefe an bestimmte Persönlichkeiten zu richten, in welchen ich die Bitte um Berücksichtigung der Amazonenschlacht ausspreche." Der Zeitpunkt für diese Schritte wird nicht sehr lange auf sich warten lassen, da die Budgetberathungen doch immer zu Anfang der Sitzungsperioden an die Reihe zu kommen pflegen.

Daß ich im Allgemeinen recht wenig Hoffnung für diese Sache habe, mag ich nicht verhehlen. Erstens ist die Genehmigung nicht sicher; dann, wenn sie erfolgt,

wird wohl wahrscheinlich eine Wahlkommission ernannt werden, die möglichst rasch den Riegel vorschieben wird, damit nicht ein zweites Bild von Feuerbach in die Pinakothek schlüpft, wenn auch, wie ich Ursache habe zu glauben, das Ministerium noch so günstig gestimmt ist. Jedenfalls aber ist es mein Wunsch nichts zu versäumen was zu einer günstigen Wendung beitragen könnte; und weil, im Fall einer solchen Entscheidung oder vielleicht auch nur zur Ansicht, das Bild möglicherweise rasch nach München befördert werden müßte, so bitte ich diese vorläufige Benachrichtigung einstweilen freundlich aufzunehmen.

Es hatten sich im Laufe dieses Jahres hie und da entfernte Aussichten aufgethan, die sich aber stets eben so schnell wieder geschlossen haben.

Ihre liebe Frau und Ihre Kinder bitte ich zu grüßen. Ich werde sie in treuem Gedächtniß behalten so lange ich lebe. Ich selbst habe keinen guten Sommer gehabt und das Leben wird mir allmählich etwas schwer, wie dies den Umständen nach nicht anders möglich ist.

Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, ich bitte. Es ist im Alter schwerer Jemand, der uns werth geworden aus dem Gesichtskreis zu verlieren als in der Jugend.

In aufrichtiger und warmer Hochachtung

Ihre ergebene Henriette Feuerbach.

Verehrter Herr Gurlitt! Ansbach 19. 5. 88.

Ihr lieber freundlicher Brief hat mich recht sehr erfreut und gerührt und ich zögere auch nicht zu erwiedern, wie gerne ich mich auf Ihr Geheiß im Berliner Kirchenbuch einzeichnen lasse. Auch einen zweiten Namen möchte ich dem kleinen Wolfgang zulegen dürfen, wenn es Ihnen und Ihrer lieben Frau recht ist, und zwar den Namen der Ihnen auch werth ist — Anselm. Haben Sie aber bereits Pathen und Namenüberfluß, so heben Sie ihn für die Zukunft auf. Den Zeitpunkt der Taufe möchte ich wohl gerne wissen.

Was das arme verschmähte Bild betrifft, so ist es freilich recht gütig von Ihnen sich der undankbaren Arbeit nochmals unterziehen zu wollen. Der Preis ist mir ganz gleichgültig, wenn es nur eine sichere Heimath findet. Auch kleine Ratenzahlungen sind mir recht, nur möchte ich, daß dgl. Vereinbarungen nicht in die Oeffentlichkeit dringen würden. Nicht wahr, Sie begreifen dies?

Daß Sie mit den Zeichnungen zufrieden sind, ist mir eine große Beruhigung. Mir ist Mehreres nicht recht, was ohne mein Wissen aus Leichtsinn oder Irrthum anders geordnet ist, als ich es wollte. Aber als ich das Werk sah, war es mir doch so, daß ich nicht daran mäckeln wollte. Ihrem Herrn Bruder bin ich herzlich dankbar.

Von mir selbst weiß ich nichts Besonderes zu sagen, als daß das Alter sich mir geistig u. körperlich doch sehr fühlbar macht. Auch ist mein Aufenthalt in Ansbach nicht gut für mich. So ohne alle geistige Anregung wie diese kleine fränkische Stadt giebt es doch gewiß wenige Orte, das Fehlende in mir selbst zu ersetzen,

dazu gebricht mir ganz und gar die Kraft. Für einen Ortswechsel aber sind mein Alter und sonstige Verhältnisse nicht geeignet, namentlich für eine große Stadt. Nach einem Orte hat es mich immer gezogen, ich brauche Ihnen den Namen nicht zu nennen, denn Sie haben den ganz richtigen Ihrem Sohne gegeben. Nun ist eben Alles zu spät.

Mit innigem Gruß und Glückwunsch an Ihre liebe Frau

Ihre ergebene H. Feuerbach.

Geehrtester Herr Gurlitt! A. 5. 12. 88.

Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit einem unangenehmen Anliegen belästigen will. Ich möchte nur in einer Frage Ihr einfaches Ja oder nein erbitten: nehmlich, ob Sie nicht glauben, daß es an der Zeit sei dem Nürnberger Gemeinderath wegen unserer unglücklichen Amazonenschlacht einen Schritt näher zu treten, da der Boden vorbereitet ist. Gekauft wird das Bild in Nürnberg so wenig als irgend wo anders, selbst wenn der äußerste Schleuderpreis begehrt wird, aber es wäre möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß mir in Nürnberg, entweder eine städtische Wohnung oder eine kleine lebenslängliche Rente für die Uebergabe des Bildes an den neuerbauten Flügel des Rathhauses angeboten würde. Ich bin 76 Jahre alt, habe an Hülflosigkeit sehr zugenommen, so daß eine kleine Zugabe kein Luxus wäre, den Nürnbergern aber droht nicht die Gefahr einer allzulang andauernden Abgabe, während für mich die Nähe eines Bildes von Anselm in guter Aufstellung und sicherer Heimath doch eine große Freude und Beruhigung sein würde.

Es giebt in Deutschland nur 3 Orte — glaube ich — wo wirkliches Interesse für meinen Sohn vorhanden ist, ich meine Weimar, Meiningen und Oldenburg, welches leztere nicht mehr in Betracht kommen kann. Auch in Nürnberg ist kein künstlerisches Verständniß vorherrschend, aber persönliches Interesse in freundlicher Erinnerung.

Wollten Sie die Güte haben mir mit ein paar Worten Ihre Ansicht über diese Sache mittheilen. Die Verhandlung müßte ich im Fall Ihrer Einstimmung selbst übernehmen. Mein Geschäftsführer in Nürnberg würde der Stadtsekretair sein und ich glaube auf die Geneigtheit des ersten Bürgermeisters rechnen zu dürfen.

Dieses ist Alles was ich zu schreiben habe, nächst dem herzlichen Gruß an Ihre liebe Frau. Auch Ihren Herrn Bruder bitte ich zu grüßen. (In der Nationalgalerie ist nichts zu fürchten.)

In steter dankbarer Hochachtung Henriette Feuerbach.

Geehrtester Herr Gurlitt! 16. Juni 89.

Ihr lieber gütiger Brief hat mich sehr gerührt und mir so wohl gethan, daß ich Ihnen nicht umgehend antworten konnte weil ich den vollen Eindruck erst ausnützen und genießen wollte. Daß Sie mir die äußerliche Sorge abnahmen,

war es nicht so wohl als die Art wie Sie es thaten was mich so wohlthätig berührt hat, daß ich Ihnen von ganzem Herzen dafür danken muß.

Selbstverständlich gebe ich Ihnen die Kreuzabnahme. Ich liebe sie allerdings sehr und sie hat mir in dem lezten Jahrzehnt oft mit tröstlichem Erfolg ihr „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch" in die Seele gesprochen, aber ich bin 77 Jahre alt, dem möglichen Erblinden nahe, da will ich meine Lieblinge doch lieber zu rechter Zeit weggeben, als sie in kalte Hände kommen lassen. Ich habe meine Verwandten lieb und möchte ihnen wenn ich es könnte, gerne viel Geld vererben, aber keine Bilder von Anselm. Auch darf ein ungelöstes Geschäft nicht übrig bleiben. Es ist das Beste für mich, wenn ich selbst meine Angelegenheiten glatt zu Ende führen kann. Ich sende Ihnen die Kreuzabnahme Anfang Juli. Die Farbe muß wohl ein wenig geweckt werden. Ich wollte es besorgen, überlasse es jezt aber Ihnen selbst.

Die Sache in Nürnberg wird nun doch noch in diesem Monat zur Entscheidung kommen. Der neue Flügel des Rathhauses hat eine prächtige Facade nach Norden, einen 25 Meter großen Saal mit Oberlicht (Wandvertäfelung und Parkettboden wird eben gelegt) dazu eine Treppe nach venetianischem Muster. Vom Kirchhof ist das Rathhaus kaum eine Viertelstunde entfernt. Die Bedingung zu meinem Vortheil habe ich ganz fallen lassen, da meine Verwandten sie unpassend und zu kurz bemessen fanden. Mir desto lieber.

Ich habe nun noch 2 Portrait und 4 kleine Skizzen, desgleichen eine Handzeichnung: stehende Iphigenie, die in der Mappe unkenntlich geworden ist. Mein höchster Schatz, die ich Ihnen schenken will, wenn es mit mir Matthäi am lezten ist. Früher nicht.

Haben Sie tausend Dank, für alle Ihre Mühe und Sorge. Bei Gelegenheit geben Sie mir wohl Nachricht über meine Rechnung. Sie sollen und dürfen nichts verlieren. Ganz gewiß nicht.

Die innigsten Grüße an Frau und Kinder von Ihrer dankbarst ergebenen

H. Feuerbach.

Geehrtester Herr Gurlitt! 4. 7. 89.

Ich habe die Kreuzabnahme den 28. Juni an Sie abgesandt. Die Kiste wird hoffentlich angekommen sein? Möge sie Ihnen dienlich sein.

Lieber Herr Gurlitt, Sie sind verstimmt und nennen mich Gnädige Frau. Ich bin aber nur eine alte gute Frau und Freundin — und so dankbar! — Sie haben um das arme verschmähte Bild ja noch mehr gelitten als ich und jedenfalls 20 mal mehr dafür gethan als ich. Warum wollen Sie sich trübe Gedanken machen, da Sie der Kunst und so vielen Künstlern förderlich und Lebengebend sind, muß Ihnen dies eine vergebliche Unternehmen, dessen Mißlingen durch zeitliche Ursachen herbeigeführt wurde, die zu wenden Niemand Macht hat, nicht die frohe Thatkraft stören.

Ich hoffe daß das Werk jezt gerettet und für alle Zeit würdig bewahrt ist.

lassen Sie sichs nicht reuen, daß ich ein wenig helfen konnte. Der Zweck ist erreicht und das ist für jezt die Hauptsache. Ich glaube daß Nürnberg die einzige Stadt ist, die das Bild mit freudiger Überzeugung aufnehmen konnte. Das Grab, Familienbeziehungen — die herrschende Kleinkunst, die in ihrer Enge vorüberrauschende Strömungen ausschließt — der intelligente Bürgermeister, ein Jugendfreund Anselms, dies Alles hat die Sache leicht gemacht. Meine Verhandlung hat 10 Minuten gedauert.

Meine Skizzen habe ich unverkauft zurückerhalten. So ist es mit dem Vermächtnißplan nichts. Wären Sie nur für Ihre Opfer belohnt!

Mit herzlichem Gruß an die liebe Frau Ihre treuergebene H. Feuerbach.

Geehrtester Herr Gurlitt! 17. 8. 89 Ansbach.

Daß der Dank für Ihre mir so liebe und werthe Sendung so spät kommt, ist nicht meine Schuld. Ich habe seit mehreren Wochen einen ernstlich kranken Neffen zu Besuch und Pflege und die Umstände waren der Art, daß ich recht sehr in Sorgen steckte, die Wahrheit zu sagen bin ich noch nicht frei davon, obschon mein Patient seit 2 Tagen wieder zuhause in Bayreuth ist.

Haben Sie herzlichen, innigen Dank für das schöne lebensvolle Portrait, das mir ein theures Andenken bleiben wird, so lange ich lebe — ein Zeichen aufrichtiger Freundschaft bis an das Ende.

Was Sie von mir schreiben ist doch wohl zu hoch gegriffen und beschämt mich; doch bleibt der gute Wille immer und überall, troz vielen Verfehlens aus Mangel an Einsicht, und die feste Treue der Anhänglichkeit. Beides ist schon Etwas werth. Das gebe ich selbst zu. Alles Andere giebt und nimmt die Zeit.

Es freut mich sehr, daß Sie mit Nürnberg zufrieden sind. Was mich betrifft, so ist dieser Entschluß vielleicht die einzige That meines Lebens, die ich in allen ihren Wandlungen nie bereuen werde. Es war die innere Nothwendigkeit. Der Saal ist noch nicht fertig und es sind auch bis jetzt nur ein paar kurze Notizen als „Thatsache" veröffentlicht worden. Ist das Bild erst fertig aufgestellt, dann soll eine ausführlichere Anmeldung im fränkischen Courier erfolgen, die ich ihnen sofort senden will. Es paßt Alles gut; die Dimensionen, die Art der Ausstattung des Raumes und vor Allem die Nähe des Johanniskirchhofes. Ich lege Ihnen einen etwas alterthümlich gehaltenen Brief des Stadtmagistrats über die Aufnahme des Bildes bei, der Ihnen gefallen wird. Die Unterschrift ist von dem 1. u. 2. Bürgermeister u. zwei Stadträthen.

Und nun nur noch einen herzlichen Gruß an Ihre liebe schöne, kluge Frau und Ihnen die besten Wünsche für Alles was Sie sich selbst wünschen.

In unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft

Ihre treu ergebene Henriette Feuerbach.

Hochgeehrter Herr Gurlitt! 30. X. 89.

Meinem Versprechen gemäß will ich Ihnen Nachricht geben über das Bild,

welches Ihnen langjährige Mühe und Sorge und mir schmerzliche Bitterniß bereitet hat.

Leider war es ernstlich beschädigt, eine böse Querfalte, ein Bug, durch den größten Theil des Bildes, außerdem ein Loch in einer Ecke Farbenabreibung u. s. w. Ich habe dies Alles erst allmählich erfahren, weil man mich schonen wollte. Die erstgenannte Verletzung bedurfte langer Zeit zur Abhülfe, deshalb die Verzögerung. Die Reparatur soll mit auswärtiger Hülfe ganz vorzüglich gelungen sein, so daß das Bild vollkommen heil und gesund ist. Ich selbst kann auch mit meiner schärfsten Brille nicht darüber urtheilen. Ich kann nur den allgemeinen Eindruck und die Figuren im Vordergrund fassen. Das Bild steht jetzt aufgerichtet an seinem Platz und ich habe es vorgestern nach 10 Jahren zum erstenmal wiedergesehen.

Wie es mir zu Muthe war weiß ich mit Worten kaum anzudeuten. Ich hatte mich durch die siebenzehnjährige Verachtung, welche die Amazonen erlitten gewöhnt anzunehmen, daß in dem Bilde doch Einiges Abfällige oder Zurückstoßende vorhanden sein müsse und nun stand ich davor und war ich weiß nicht wie ich anders sagen soll — tief erschrocken über diese wunderbare Macht und Schönheit. Es ist der unmittelbare Ausdruck des Genius, das ächte Geschichtbild — gereinigt und verklärt wie es bei wirklichen Erlebnissen die Zeit thut. Beflügelt und gehoben durch die künstlerische Begeisterung. Genug — ich war wie verzaubert, dann stieg allmählich die Vergangenheit in mir auf und ein bitterer verzweifelnder Schmerz. Wie ist es möglich! Das war die nächste Frage. Und dabei will ich jetzt stehen bleiben.

Verzeihung! Ich bin noch ganz unter dem Druck. Das Lokal ist noch unfertig und für die Dimension des Bildes natürlich zu klein, namentlich zu niedrig. — Aber es wirkt doch, glaube ich, wie es kann und soll und es ist für alle Zeit gerettet. Wenn ich an das Stiegengeländer denke, das in Berlin das Gastmahl durchschneidet und das Concert, das wie ein ausgewiesenes Schulkind vor der Thüre am Pfeiler steht, so bin ich zufrieden. Das Bild ist unter Verschluß und über viele Gänge und Treppen im obersten Stockwerk zu erreichen. Ein Aufzug soll gemacht werden. Herr von Stromer will Sie benachrichtigen und einladen.

Ich habe noch ein paar kleine persönliche Anliegen. Das Vermächtniß ist, seit Herrn Moriz Gerolds Tode in einem sehr lieblosen und zweifelhaften Verlag seiner Nachfolger. Viele Exemplare werden nicht mehr da sein. Sie sind auf 2 Mark im vorigen heruntergesezt worden. Ich möchte das Verlagsrecht ablösen und wieder gewinnen, nicht für eine sofortige neue Auflage, sondern um testamentarisch für die Zukunft zu verfügen. Nun fehlt es mir natürlich an disponiblem Geld und ich möchte eine von den kleinen Skizzen verwerthen, die Sie kennen. Das würde wohl ausreichen da ich doch noch ein wenig zulegen kann. Ich weiß, daß es in Berlin nicht geht. Wissen Sie keinen andern Rath? Auf der Ausstellung waren sie zu 1000 M. geschätzt, vielleicht wären sie für einen Feuerbachsfreund jetzt Etwas mehr werth als Letztes Verkäufliches.

Wüßte ich Jemand so wollte ich gerne betteln gehen. Das Vermächtniß vor meinem Tode wieder zu besitzen ist mein allereinziger und letzter Wunsch.

Dann möchte ich Sie auch bitten mir zu sagen, wie meine Rechnung bei Ihnen steht, wenn Sie die Skizze verkaufen oder nicht verkaufen. Ich darf keinen Pfennig Schulden hinterlassen. Ich bitte glauben Sie mir dies. Außer dieser Einen habe ich auch keine.

Ich habe Ihnen lauter Mühe und nie einen Vortheil gebracht. Sie wissen ja aber auch, daß ich nicht dafür kann. Ich glaube daß dieser Bittbrief keinen Nachfolger mehr haben wird. Dafür Freundschaft und Anhänglichkeit bis an das Ende. Ich war längere Zeit in Würzburg und meine Augen sind schlimmer als zuvor. Die Operation scheint überhaupt als erfolglos angesehen zu werden und unterblieb deshalb. Die Aussichten für die nächste Zukunft sind etwas trübe. Das hat nicht viel zu sagen. Das Oelkrüglein geht noch nicht zur Neige, ich meine die Geduld.

Darf ich bitten Ihre liebe Frau zu grüßen und die Kinder. Auch Ihrem Herrn Bruder möchte ich gerne einen Gruß schicken. An der Nationalgalerie ist Alles still. Sonst werden wohl, — so scheint es, einige Anzeigen zu Anselms zehnten Todestag laut werden.

In stetem treuen Andenken Ihre ergebne H. Feuerbach.



Filippinas Kind/ Erzählung von J. J. David



er Personenzug hatte die Station eben verlassen. Dünne Glockensignale bimmelten ihm eilfertig und dennoch elegisch eine Scheide- und wiederum Anmeldungsweise nach. Noch war er in Sehweite; eine starke Rauchwolke, welche die Sonne durchschien und durchgoldete, hinter sich, in gemäßigtem Tempo, vorüber an zahlreichen, leeren Waggons, welche auf toten und auf Nebengeleisen der Beladung in den nahenden, einander dann drängenden Kampagnen harrten, schnob er zur Ferne.

Der Bahnhof selbst lag ziemlich verödet. Die zahlreichen Geleise liefen scheinbar wahllos ineinander, blinkten und flimmerten, trennten sich wiederum und verrannen mit gemindertem Glanz im weiten. Ein ansehnlicher Verkehr kreuzt sich nämlich hier. Es stoßen zwei Nebenlinien zur Hauptstrecke. Ins nahe Grenzgebirge gegen Ungarn führt die eine, durchs mährische Flachland mit seinen reichen Dörfern und hernach zur geringen Erhöhung der Oderquellen ansteigend zieht die andere. Zwischen den Schienen stand der Vorstand. Er hatte seine Dienstkappe mit dem flammend roten Rand auf und schrie mit einer ganz grundlosen und unverständlichen Heftigkeit auf einen Streckenwärter ein, der ihm ganz unterwürfig und hingegeben horchte. Das ist nun einmal Amtston und Amtsmanier. Geschrien wird im Dienst immer; sonst hat es kein Gewicht, was man sagt. Endlich tat er einen jähen, knacksenden Rucker mit den Schultern. Mit sonderbar steifen und dennoch weiten und hastigen Schritten, die wiederum Amtsgeheimnis scheinen, weil sie nur Eisenbahner an sich haben und treffen, hopste er zu seiner Stube zurück. Denn er hatte nun ein gutes Weilchen Ruhe vor sich.

Einmal grüßte er unterwegs militärisch und respektvoll. Er sah dabei aber deutlich nach rechts, damit nicht der mindeste Zweifel darüber aufkomme, wem der Gruß gelte. Denn links stand ein Haufen Slovakinnen, wie sie der Lumpen- und Bummelzug gebracht, der nirgends weiterkommt, weil er sich sein bißchen Fracht und die Kohlenkosten jammervoll erst zusammenbetteln muß, immer noch beisammen, hielt umständliche Beratungen und schnatterte in seiner melancholischen Sprache allerhand durcheinander. Vor denen wird man doch keine Achtung bezeigen und es wird sie niemand grüßen, der in Amt und Würden ist und Grund hat, etwas auf sich zu halten, denn sie sind ein richtiges Diebs-, Hunger- und Bettelvolk. Nicht einmal Schnaps hätten sie zu saufen, wie sie's gerne tun, um hernach ihre melancholischen Lieder zu plärren, vor denen die Kuh scheut, wenn nicht die Zwetschen in guten Jahren bei ihnen so reichlich wüchsen, daß sie unmöglich alle frisch oder damit sie zu Mus verkocht werden ins Flachland verkaufen können. So machen sie denn vielen Branntwein davon und lieben ihn. Rechts aber stand allerdings eine Person von Ansehen und

Geltung vor dem Fahrplan und studierte ihn emsig und sah immer wieder ungeduldig nach der silbernen Uhr, die wohl evangelische Armut und Bescheidenheit andeuten sollte, obwohl der Zug mit seinem Gönner, dem Olmützer Domherrn, den er erwarten durfte, immer noch nicht kommen wollte — der Herr Dechant des Ortes. „Es ist keine Verspätung! Hochwürden." Hochwürden dankte liebenswürdig, aber mit einer gewissen zerstreuten Überlegenheit, wie sie einem nicht übel ansteht, der kein Vertrauen zurückstoßen und niemanden verletzen will und es endlich doch nicht verbergen mag, daß er es in sehr frühen Jahren zur vielleicht einträglichsten Pfarrei des ganzen, reichen Landes gebracht hatte. Dort hielt er mit seiner älteren Schwester Haus, die lange und kinderlos verwitwet war.

Er war also ein noch junger Mann und er hielt offenbar etwas auf sich. Das bleibt jedem unbenommen. Zu den vielen und schweren Opfern, welche die Kirche von ihren Dienern begehrt, gehört das der persönlichen Eitelkeit und Wirkung nicht, so oft man auch darnach handelt, als würde just das gefordert. Sich stattlich zu gehaben, war aber gerade damals gut und nützlich. Denn der Fürstbischof war selber einmal schön gewesen und nun in seinem Alter zwingend und gebietend in seiner hohenpriesterlichen Würde und Überlegenheit. Er hatte eine Vorliebe für elegante und männliche Erscheinungen in seiner Diözese, förderte sie nach Möglichkeit und soweit es nur ohne Unrecht ging, und hatte höchstens seinen gnädigen Spaß mit versimpelten und verbauerten Pfarrern, wie sie von seinem leutseligen und minder uradeligen Vorgänger her noch vereinzelt zu finden waren. Er aber bevorzugte die Jugend und gab ihr gern zeitig Raum, zu wirken. Der einmal über ein gewisses Alter hinaus in einem Elendsnest gesessen und sich vielleicht von den sehr schmalen Brocken des Religionsfonds genährt hatte, der mochte sich noch so bemühen, noch solche Hoffnungen aus der immer gleichen, immer bereiten, immer freilich erdfernen und also zu nichts verpflichtenden Freundlichkeit seines Oberhirten schöpfen — er kam unter keiner Bedingung weiter als bis zu einer sehr kümmerlichen Versorgung. Er galt für stumpf; für unbrauchbar geworden zum Rüstzeug des Herrn, wenn er's nicht immer gewesen war; im besten Fall für einen, der sich nicht durchzusetzen verstand. Wenn das aber für sich selber so durchaus nicht geraten wollte, wie mochte der etwas für höhere, für Zwecke des Höchsten erreichen? Wissenschaftliche Leistungen verschlugen nichts; sie taugten zu nichts in der Seelsorge, auf die allein es endlich ankam. Aber er verlangte, daß sein Klerus nach Kräften und Vermögen repräsentiere. Er wünschte keinen zu engen Verkehr mit den Pfarrkindern. Die mußten Distanz halten lernen und Respekt gewinnen. Und die Schule gut im Auge haben, damit man im rechten Moment nach ihr greifen konnte, die man sich für die Dauer nicht entfremden lassen durfte! Die Kirche sollte herrschen. Dazu war sie eingesetzt. Sie hatte hier im Lande ungefähr, freilich auch nur ungefähr, die ihr gebührende Stellung, die man aber immer noch ausbauen und befestigen mußte. Denn wer konnte bestimmen, wann ein

neuer Ansturm der Feindseligen begann? Wer somit die Ehre hatte, der Kirche dienen zu dürfen, der mußte sich dankbar und demütig vor ihr und nur vor ihr auch erkennen; mußte sich darnach nehmen und durch seine Würdigkeit und sein ganzes Wesen und durch alle seine Gaben und nicht nur von Amts wegen ob er den Leuten erscheinen und bleiben und durfte, was nur zu gern geschah, das Ansehen seines Berufes keineswegs verkegeln oder verkarteln.

Der Herr Dechant nun hatt' es schon von Kindesbeinen verstanden, sich zur Geltung zu bringen. Er gehörte zu jenen Glücklichen, deren erste Schritte schon die frohe Erwartung wecken, sie geschähen einem guten Ende zu. Er war ein sehr hübscher Knabe gewesen, also auch in dieser Hinsicht ein Ganzopfer dem Herrn, sonder allen Fehl und das man sich sehr behagen lassen konnte. So war er schon im Seminar dem hohen Herrn, da der eben Kanonikus geworden war und zum erstenmal inspizierte, sehr angenehm und unter allen seinen Kollegen aufgefallen. Dazu wußt' er sich ohne alle Unterweisung, ganz aus sich, sehr gut und sicher zu benehmen. Er strengte sich niemals an und war immer eifrig und unter den Besten; wußte just nur, was notwendig war, das aber immer und sicher. Er schloß mit niemandem eine nähere Freundschaft. Aus Instinkt eines Strebers, der erst nichts auf den Weg mitnimmt, was im gegebenen Augenblick abzuschütteln er doch entschlossen ist? Oder hatte er damals schon eine Witterung, der kommende Mann werde keine Verbindung unter den Weltgeistlichen, nicht einmal den fernen Ansatz dazu gerne sehen? Er kam sehr glatt und leicht durch das Gymnasium, bezog im tadellosesten Ruf die theologische Fakultät und brachte auch seine höheren Studien samt dem Doktorat mühelos und mit gutem Erfolg und ohne ein einzigmal wie immer Anstoß zu erregen hinter sich. Zeugnis für das alles war der breite Goldreif mit dem künstlich gravierten, großen Amethyst darin, den er sehr dekorativ zu verwerten wußte, wenn er den Segen spendete, an seiner starken und tadellosen Hand. Er war kein Zelot und war schlimmer: aus Kälte bewußt hart und rücksichtslos. Er hatte das Gefühl innerlich ganz Herzloser für die Wehrlosigkeit anderer. Er wußte ganz genau, wem er trauen, wen er wurzen könne und vor wem sich zu hehlen geraten sei. Er war maßlos hochmütig und durchdrungen vom Glauben an sich, der Haltung gibt. Andere witterten das wohl. Es war ihnen ungemütlich, und sie förderten ihn doch, weil sie weder glaubten, ihn niederhalten zu können, noch wünschten, er käme gegen sie und wohl gar mit feindseligen Gedanken zur Höhe. Denn ihn hielt man nicht für einen, der leicht verzeiht. So hatt' er ein kurzes Kaplanat in der Slovakei wie zur Prüfung seiner Befähigung für die Seelsorge. Dann war der Stuhl von Olmütz verwaist worden. Sein Gönner hatt' ihn wohl im Auge behalten und rief ihn, der sich bewährt hatte, in seine Nähe.

Da nun lernt' er sich an größeren Aufgaben versuchen und gewann Horizont und die Kunst, seine Tritte so zu setzen, wie sie gerade klingen mußten — gebietend oder sehr schleichend. Er fand sich bald hinein; er begriff rasch, daß man

bei keinem Mandat oder Auftrag der Oberen fragen oder auch nur aus wahrer Demut, ob man ihm wohl auch gewachsen sei, zögern dürfe, ehe man ihn annahm. Man mußte sich daran machen, wie immer es geriet. So fand er nur Gunst und sah eine Professur sehr nahe. Dann aber, ganz plötzlich und ihm selber kaum so recht erwünscht, der wider die Regel nicht einmal für bedürftige Angehörige zu sorgen hatte, vielmehr einer leidlich begüterten Bürgerfamilie entstammte und über Wunsch einer sehr andächtigen Mutter und aus eigenen Instinkten sich dem geistlichen Beruf zugewendet hatte, schob man ihn unerwartet hierher, versorgte ihn glänzend und schnitt ihm jede Aussicht auf eine höhere Laufbahn ab, von der er geträumt und in der er vielleicht manch einem gefährlich hätte werden können.

Nicht ganz ein Jahr hatte die Olmützer Herrlichkeit gedauert und er konnt' ihrer und ihrer Fülle nicht vergessen. Sie stand eben zwischen zwei Dunkelheiten. Umsonst hatt' er gehorcht, da er beim Fürstbischof Abschied nahm, ob er Aussicht habe, wieder in seinen Kreis eingelassen zu werden. Da war die größte Liebenswürdigkeit bei vollkommenster Verschlossenheit. Er war kaum in die Jahre seiner vollsten Kraft getreten, da ihm dies zustieß. Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und verstand dies meisterlich. Einigermaßen tröstete es ihn wirklich, daß sehr viele ihn neideten, ihn und mit gutem Grund sein unerhörtes Glück; daß zahlreiche übergangen worden waren, die besseren, älteren Anspruch hatten, die sich sehr bemüht und an allen Hebeln und bei allen Behörden ihr Heil versucht hatten.

Innerlich war er wohl auch lange noch nicht gewillt, zu verzichten. Für alle Fälle versuchte er, Gewißheit zu bekommen, wem er für seine Ernennung verschuldet sei. Damit — kein gutes Zeichen für die Zukunft — hatt' er nun nicht viel Glück. Aber, auch von seiner Pfarre aus hielt er sich warm, wer ihm geneigt war und wen er noch zu brauchen hoffte. Er hütete sich zunächst vor einer allzu engen Verbindung mit seinen neuen Amtsbrüdern, ohne eine Form zu verletzen oder gar ohne ungastlich zu werden. Man drängte sich ihm übrigens keineswegs zu — es bestand ein allgemeiner, unbestimmter Argwohn gegen ihn, den er wohl vermerkte, ohne sich eben sehr anzustrengen, ihn zu besiegen und mit seinen Amtsgenossen in ein rechtes Verständnis zu kommen. Die waren im besten Fall, was er auch war.

Seinen Sprengel, der unter seinem sehr milden und wohl auch etwas bequemen Amtsvorgänger einigermaßen verwildert war, brachte er in kürzester Weile in mustergültige Ordnung und hielt ihn darin. Es wurde bald keinerlei Kirchengebot mehr gering geachtet. Sie hatten allesamt Furcht vor ihm; erschien er unter ihnen, wie das auch manchmal notwendig ist, so war ein stiller und gesitteter Ton. Er fiel übrigens auf, wo immer er sich zeigte. Er war übermittelgroß und von herrischen Bewegungen, die Bedienung forderten. Das Gesicht war hart und römisch, mit strengen, schwarzen Augen darin, die sich nicht leicht senkten. Er predigte kurz, eindringlich und gut, daß man ihn ver-

stehen mußte. Seine Sittenstrenge war über allem Zweifel und mit seinem allerdings sehr großen Einkommen kargte er nicht. Er unterstützte viele: fahrende Schüler, die bei ihm zusprachen, fanden vortreffliche Zehrung und beim Scheiden ein ganz ansehnliches Viatikum. Mit ihnen ließ er sich auch ganz gern in eine scharfsinnige Disputation ein, der er wirklich Meister war. Sonst aber meinten die Armen, er gebe ohne Liebe und nur in der Befolgung des Gebotes.

Was er an sich trug, das gewann eine Würde; sogar die Schäftenstiefel, die er aus einer Laune liebte, standen an ihm nicht bäuerisch, vielmehr adelig. Immer war seine Soutane vom feinsten Stoff und von der besten Machart, und, gegen alle pfarrherrliche Überlieferung, es war auch in der niemals das kleinste Fleckchen, die er zu Hause trug. Er schnupfte nicht aus Reinlichkeitsbedürfnis: ihm kam kein Besuch und zu keiner Zeit ungelegen, daß er nicht hätte empfangen können. Immer schimmerte seine Tonsur wie am Tage, da man sie ihm geschoren; er trug sie gleich einer Krone, die man auch nicht versteckt. Und in allen seinen Bewegungen lag es von einer mächtigen Körperkraft, die eben nur beherrscht und bemeistert ist. Er verstand auch hier zu leisten, was man mit nur einigem Fug von ihm begehren durfte, dafür zu sorgen, daß man höheren Orts von seinen Taten Kenntnis habe. Und so fühlte er sich denn nur in einer kurzen Verbannung, die aus einer Laune der Mächtigen über ihn verhängt worden war, die aber ebenso, wie sie ihn betroffen, ganz unerwartet wieder endigen mußte, um ihm den Weg, seinen eigentlichen Weg wieder freizugeben. Und so kürzte er sich die Zeit mit allerhand feinen und erquicklichen Gedanken an den andämmernden Zahltag; oder er schrieb in einem ganz famosen Küchenlatein sehr lustige Briefe einigen Olmützer Freunden, von denen er wußte, sie ständen in Verbindung mit dem Kardinal, der für derlei Schwänke etwas übrig hatte und sie sehr belachen konnte und getröstete sich, daß auch Gerechten Heimsuchungen nicht erspart blieben . .

Die Slovakinnen also hatten sich nach einigem Geschnatter endlich dennoch glücklich verlaufen. Vorher ließ sich jede von der anderen das Bündel aus grauer Leinwand, das sie allesamt trugen, höher schieben und zog die breiten Tragschnüre fester an. Jede machte beim Abmarsch noch in der Richtung, wo der Herr Dechant stand, einen tiefen Knix, der in keiner Weise beachtet ward; manche versuchte einen Handkuß, den er sich gnädigst gefallen ließ. Nur eine blieb zurück. Es war eine junge, hübsche Person. Sie sah zunächst den Nachbarinnen und Gevatterinnen nach, die, so eilfertig sie's unter ihrer Bürde nur konnten, mit ganz unweiblich langen Schritten davonliefen. Der Bahnhof lag hoch. Ihm gegenüber war ein ausgedehnter Holzlagerplatz — die braunen Rindenstücke mit dem rötlichen Ton und die blanken, kaum noch gelblich angehauchten Schnittflächen des Holzes machten sich bemerklich genug und es war ein guter Duft, wie ihn eben Föhrenholz in warmer Sonne aushaucht. Darüber hinaus, über blache Felder mit sehr langweiligen Ziehbrunnen und einzelnen, wehenden Weiden sah man bis ins Herz des Städtchens, bis auf seinen Marktplatz, der

so weitläufig war, daß man gähnen mußte, reckte er sich vor einem. Dort tauchten die Weiber wieder auf. Der Schwarm hatte sich aber auseinander gezogen und sie liefen in einer dünnen Linie hintereinander, daß man sich an allerhand Unschmeichelhaftes erinnert fühlte. Eine um die andere bogen sie alsdann um die Ecke und der Platz lag völlig sterbensöd.

Die junge Person wartete, bis auch die letzte verschwunden war. Dann stierte sie noch ein Weilchen auf die Ebene, da noch da und dort ein versiegendes Tümpelchen aufglitzerte, und kehrte sich unschlüssig. Sie wußte nicht, was nunmehr durch über eine Stunde mit sich beginnen. Endlich gähnte sie nachdrücklich und zeigte dabei ein tadelloses Gebiß. Nur Schwarzbrotesser haben es so prächtig. Sie machte sich's bequem. Den Packen tat sie von sich auf eine der Bänke. Das Kind, das sie, just die Jüngste, allein bei sich hatte, das sie bis dahin auf dem Arm gehalten hatte und das sehr ruhig gewesen war und sich nur immer aus sehr dunkeln Augen verständig und fast verwundert um all das Neue, das heut auf sie einstürmte, umgesehen hatte, stellte sie behutsam und mit Liebe auf den Boden. Nun, wo sie aller Bürde frei war, die sie trotz ihrer jugendlichen Kraft niedergebogen, nun konnte man erst sehen, wie prächtig die Slovakin gewachsen war und wie sie sich zu halten verstand. Da war kein Mangel und nichts wider das vollkommenste Ebenmaß, so hoch sie gediehen war. Nur mochte man nun schon gar nicht mehr glauben, daß das Kind zu ihr gehöre. Denn sie war ganz mädchenhaft. Sie räkelte sich mächtig und in einer Bewegung von einer gesunden, unverbrauchten Kraft, voll einer unbewußten, sicheren Anmut. Es sah sie ja niemand. Freilich schielte sie dabei insgeheim nach dem jungen Kleriker. Aber, das hat man nun einmal so in der Gewohnheit, daß man's nicht leicht unterläßt, und dann — sie kannte ihn bestimmt und wußte nur noch nicht, ob sie sich's trauen dürfe, oder ob er, nun sie allein waren, sich melden würde.

Das Kleine hatte zunächst die Ärmchen gehoben, als wollt' es wiederum genommen sein. Da sich niemand darum kümmerte oder dazu bereit fand, so schlug es damit hastig wie mit Flügelchen und beschied sich. Es war wohl nicht sehr gewöhnt, seinen Willen immer durchzusetzen. Es war ein Mädchen, dem Scheine nach etwas über drei Jahre und für sein Alter genügend kräftig und sehr gut gehalten. Das Kleidchen, das es an sich hatte, war aus ganz feinem Stoff, nur freilich sehr auf Wachsen gearbeitet und der slovakische Schnitt ließ ihr sehr putzig. Etwas unsicher für sein Alter schien es noch auf den dicken Beinchen. Dafür hatte sein Blick etwas ganz sonderbar Forschendes. Sie war ihrer Pflegerin so gar nicht gleich, daß man nicht einmal an eine Stammesverwandtschaft hätte denken mögen. Sie sah nun schon klüger und sicherlich nachdenklicher aus, als die Erwachsene. Das sieht man an Kindern, deren Mütter vor der Geburt viel, ernsthaft und Trauriges gesonnen haben.

Sie tat einige kleine, hastige und verzagte Schrittchen in der Richtung gegen den Geistlichen, immer ums Gleichgewicht besorgt, wie eines, das sich selber nicht

traut, das immer geneigt ist, sich niederzulassen und jene bequemere und sichere Rutschbewegung zu versuchen, die Kinder so ungern aufgeben, haben sie sich in der Einsamkeit erst einmal daran gewöhnt. So kam sie bis zum Dechanten, der wieder einmal ganz ins Studium des Fahrplanes versunken war, so daß er ihr Kommen nicht bemerkte. Mit dem linken Händchen hielt sie sich an seinem Stiefel, der ihr wohl gefiel, so sehr glänzte er; das rechte aber erhob sie zu ihm und krähte dabei im Triumph über das erreichte Ziel mit einem jubelnden Lerchenstimmchen. Sie sah dabei mit dem runden und sauberen Apfelgesichtchen dem wehenden Flachshaar und den grüblerischen und wissenden Augen so herzig aus, bemühte sich so sehr, ihm mit ihrem ziemlich breit geratenen Mund etwas recht eindringlich zu erzählen, davon er leider nur kein Muck verstand, so wichtig es sein mochte, deutete, daß es sich von ihm nehmen lassen möchte, und lächelte ihn mit einer so unverwüstlichen Zuversicht dabei an, daß auch über sein hartes Gesicht eine Art Lächeln huschte.

Es verlor sich sehr bald. Er fühlte sich beengt und winkte der jungen Person. Die kam eilfertig heran, und tat nicht wenig erschrocken über das, was sich begeben hatte. Sie küßte dem Herrn Dechanten ziemlich andächtig die Hand und versuchte tausend Entschuldigungen, hatte aber zu tun, ehe sie das Kind von ihm loslöste. Er aber, vielleicht weil wirklich gar keine Zeugen zugegen waren und auch ihm die Zeit lang wurde, war ganz freundlich zu ihr. Wie sie denn eigentlich heiße? Lowisa Wandruschka. Wo sie her sei? Von Lhotta! So, so! Von Lhotta? Da sei er ja eine Zeit Kaplan gewesen. Frommes, aber armes Volk. Am Ende sei sie gar dem Schuster Wandruschka sein Kind. Sie nickte sehr eifrig und wurde ganz rot vor Freude, daß er in seiner neuen Herrlichkeit ihrer armen Heimat und gar ihrer eigenen Angehörigen noch die Ehre vergönnte, sich ihrer zu erinnern: Ja, das sei ihr Vater. Freilich! Und sie denke die Zeit noch ganz gut, obwohl sie schon aus der Christenlehr' war damals. Das können nun so bald vier Jahre her sein. Seither sei der Herr Pfarrer freilich auch gestorben und man klage allgemein, der neue sei gar zu streng. Ja — die Zeiten der Lauen seien allerdings vorüber. Wo sie denn hin wolle? Mit den anderen nach Amerika wolle sie natürlich. So, so! So weit! Nach Amerika! Ja, da gingen viele hin und man dürfe eben auch drüben nur Christum nicht vergessen. Und das sei wohl ihr Kind? Sie wurde wiederum rot und verneinte sehr nachdrücklich. Nein. Durchaus nicht sei es ihr Kind. Sie gehe doch erst zu ihrem Bräutigam hinüber, der nun schon ins fünfte Jahr dort arbeitet, seine Eltern versorgt und nun auch ihr Geld für die Reise und die Schiffskarte geschickt hat. Dem möchte das Kind kurios passen, so ein guter und ein braver Bursch er sonst wäre. Wem also dann das Kind gehöre? Ei, der Filippina, die es hier abholen solle und die er doch auch gekannt haben müsse. Sie sei schon ganz erwachsen gewesen, da er in Lhotta war und ein so hübsches und großes Mädchen, daß man sie nicht mehr so leicht vergessen konnte — möglich — die allerhübscheste in der ganzen Slovakei. Die sollte um halber zwei um ihr Kind kommen.

Der Herr Dechant schüttelte den Kopf sehr abwehrend. Man wußte nur nicht recht, worauf sich die Abwehr wohl beziehe. Er sah dabei so finster aus und kehrte sich so rasch, daß die Lowisa erschrak, ob sie wohl eine rechte Albernheit wieder einmal von sich gegeben habe. Denn die Vermutung lag ihr immer nahe. Sie war nur froh, daß sie ihre Verlegenheit verbergen konnte und sich eilig zu bücken hatte, damit das Kind der Filippina nicht hinschlage, sich weh oder gar einen Schaden tue. Heute hätt' ihr das passen mögen! Just heute!

Aber das, wie sich der Herr Dechant benahm, das verstand sie nicht ganz und schien ihr gar nicht richtig. Denn, wenn er sich überhaupt an seinen Aufenthalt in Lhotta erinnern lassen wollte, so gehörte die Filippina unbedingt und vor vielen dazu und es war gar kein Grund, sich über sie zu ärgern. Übersehen hatte man gerade das Frauenzimmer nicht können. Gar wo ihre Eltern die Chaluppen mit den paar Metzen allerelendesten Boden, wo auch die Erdäpfel nur gewachsen sind, wenn sie schon gar nicht anders konnten, die sie der Tochter als Erbe und ganzen Reichtum hinterließen, unmittelbar neben dem Pfarrhof gehabt hatten, und wo die Filippina, weil sie so anstellig war, der Wirtschafterin manchmal zu hohen Festen hatte aushelfen müssen.

So endenlos vorbei war das noch nicht, daß man's ganz verlieren konnte. Und so unangenehm, daß man nie mehr etwas von ihr hören wollte, konnte die Erinnerung an so ein munteres und lustiges und unverzagtes Mädel doch auch niemandem sein? Hatte sie nicht gesungen, daß es eine Freude war, und daß sich alle nach ihr richteten, sollte die Sache zusammengehn? Und gelacht, daß einem das Herz hoch aufsprang und man mußte mitlachen und war man den Tag noch so gram? Oder, ärgerte sich der hochwürdige Herr vielleicht darum, weil sie, die bei einer Primiz sogar die Braut Christi hatte machen dürfen, sich so vergessen hatte können. Da hatt' er freilich immer für sehr streng und kurios gegolten; für einen, der nicht leicht ruhte und der kein Machtmittel, das in seiner Hand war, sparte, bis er den Sünder weich geklopft und zu seiner Pflicht und in die Kirche gebracht hatte. Nun, hatte er vielleicht nicht recht damit? Und was ging es sie an, wie er war? Sie ärgerte sich und lachte nur über sich selber in sich hinein, weil sie insgeheim gehofft hatte, er werde der Kleinen einige Kreuzer schenken. Er aber tat einige Schritte vorwärts.

Eben hatte nämlich der Zug gepfiffen und fuhr ein. Der Erwartete entstieg ihm leicht genug für einen Domherrn, zu dem nun eine gewisse Fülle gehört — ein behäbiger, nicht mehr ganz junger Mann, der sich leicht trug, mit einem sehr klugen und durchgearbeiteten Gesicht und mit Augen, aus denen ein allgemeiner und überlegener Spott in die Welt zwinkerte. Und dennoch gewann er Zuversicht; denn das Wohlwollen einer reichen Erfahrung war auch da. Sehr demütige Begrüßung seitens des Herrn Dechanten — sie lieben das und wenn sie es tausendmal abwehren und verzeihen seine Unterlassung nicht leicht — sehr herzlich von der anderen Seite erwidert; ein kurzes Scheingefecht um das Handtäschchen des Domherrn, das seinem Wirt einen leichten Sieg brachte. Der

Kanonikus schob sogar seinen Arm unter den des jüngeren, und, eifrig auf ihn einredend, mit wiederholten Aufenthalten während der wenigen Schritte, und manchmal aus einem sicheren Gefühl heraus über seinen eigenen Schwank hell auflachend, ging er zum Ausgang.

Der Portier salutierte. Er ward gemustert und lässig bedankt. Der Vorstand erschien schleunig, dienerte und verschwand ebenso wiederum. Unten harrte schon das Kutschierwägelchen des Herrn Dechanten. Es gefiel dem Olmützer Herrn, der doch schon genug gesehen hatte, so gut, daß er sich's genauer anschaun mußte wie ein Kenner. Das war einmal ein Pfarrerwagen, wie er sich gehörte und wie man ihn gar nicht tadelloser zusamenstellen konnte: ein leichter Neutitscheiner, etwas, ganz leis, man hätte kaum sagen können wieso altmodisch, aber vortrefflich gehalten und ganz elegant; die Pferde lammfromm: gut genährt, aber keine fetten Walzen, bei denen man Asthma besorgt; ohne allen Übermut und wieder feurig. Das sah man schon an der Art, wie sie die Köpfe hoben und senkten, mit den zierlichen Hufen scharrten und sie setzten. Ja — der Dechant verstand sich in Hinsicht auf seine Sache! Der Kanonikus konnte nicht anders: er gab ihm wohlwollend einen herzhaften Schlag auf die Schulter und stieg dann flink ein; ließ sich die warme Decke gefällig und behaglich um die Knie breiten und sie flogen in gutem Tempo davon. Die Lowisa sah ihnen auch lang und bewundernd nach. Nun war sie endlich mit dem Kinde ganz allein.


ie kam ins Nachdenken. Grund und Zeit hatte sie dafür endlich genug. Also — in einer immerhin absehbaren Zeit war sie bei ihrem Bräutigam, vereinigten sie sich, und dieses fatale Warten auf einen Brief, auf das entscheidende Wort, wo man nicht mehr da und nicht drüben war, hatte das endliche Ende. Ihr wurde ganz wohl und warm dabei.

Denn überhaupt — so eine Brautschaft. Das war niemals ein Zustand, nicht einmal wenn man beisammen war. Wo man sich nur wünscht, es wär vorbei, und nicht weiß, wie man seine Augen haben und sich benehmen soll, damit kein Geträtsch wird und kein Verdruß. Denn wer gönnt einem einen ordentlichen und hübschen Mann? Keine, die ihn nicht lieber selber hätte. Also — das ist Witwenschaft — vor der Ehe.

Nun war sie zufrieden. Man sah das wohl. Denn sie machte ein sehr vergnügtes Gesicht und so verschmitzt, wie sie's nur konnte. So gefiel sie freilich den Arbeitern, die vorübergingen, und sie riefen ihr vielleicht ein Scherzwort zu oder schielten sie so gewiß an. Dann machte die Lowisa die Augen noch viel schmäler, als sie schon von Natur erschaffen waren, recht wie ein Spitzbub, und ließ die Beine so aus innerlichem Vergnügen ganz lasterhaft baumeln; und dachte sich ihr Teil. Ja — was die nur von ihr wollten! Das war's freilich! Die konnten schon noch warten und sich den Mund wischen.

Sie sah immer ihren Pavlicek vor sich. Das war doch ein hübscher Bursch gewesen — baumlang und sehr gescheit, daß er eigentlich für sie schade war,

daß er lesen und schreiben konnte wie ein Schulmeister und sie ihn bei den Kaiserlichen, ob sie wollten oder nicht, zum Korporal machen mußten und sehr gerne über seine Zeit gehalten hätten. Das war aber nicht seine Sache. Er hat's immer auf die ehrliche und schwere Arbeit gehabt, hat Drahtbinden gelernt, aber hausieren und betteln ist er nicht gegangen. Wenn er seinen weißen Mantel aus gutem Hallina-Loden an hatte, rundum handbreit gestickt, wie sich's gehört, und das runde, flache Suppentellerhütchen mit der langstieligen Pfauenfeder schief aufgesetzt, so konnte gar niemand sauberer sein. Und niemand sparsamer. Nun hat er doch schon wieder soviel zusammengebracht für sie, daß sie gar nicht begriff, wie man das so schnell erarbeiten konnte. Und braver schon gar nicht. — Ob er sich in Amerika auch so trug? Und da mußte sie wieder an die Filippina denken, die es soviel besser verdient hätte, um es soviel schlechter zu treffen.

Ja — die Filippina! Wenn die einem erst einfiel! Da war schon gar nicht fertig zu werden mit Denken an sie. Da war sie grad aus der Schule gewesen, aber schon ganz ohne Eltern, die waren ihr gestorben. Und der Bürgermeister, weil er mit ihr vervettert war, wie's halt alle Welt ist, so hat er aus seinem guten Herzen ihr den Antrag gemacht, sie soll zu ihm kommen und soll bei ihm bleiben und mithelfen, bis sie alt genug ist und sie kann in Dienst gehen. Da hat ihn das gottlose Frauenzimmer aber nur angesehen, ruhig, wie sie allein gekonnt hat, daß man sich immer gern über sie erbost hätte, ohne es zusammenzubringen: „Onkelchen? Damit du umsonst eine Kindermagd hast? Das tut sie nicht!" Und sie hat Schwämme gesucht und ist, wer weiß wie weit, mit ihnen gerannt und hat sie verkauft; und sie hat Holz geklaubt; und an ihrem Acker hat sie sich abgemartert; und wenn sie manchmal bei alledem gehungert hat, so tut das eben dort manchmal jeder; und sie ist groß und schön dabei geworden, und die schwerste Arbeit bei der Säge war ihr eben recht; und hoffärtig war sie immer. Und ein Dickkopf! Was man so sagt. Nämlich zum Beispiel: wenn sie wäre durch Versehen in die Hölle gekommen und ein barmherziger Teufel, weil es auch so was geben muß, hätt' ihr gesagt: „Du hast dich geirrt, Filippina. Wenn's dir nicht gefällt — schau, da ist die Tür, so mach fort, und ums nächste Eck so geht's in die himmlische Seligkeit" — so hätte sie gewiß gelächelt nach ihrer Gewohnheit, so mit dem Mund, damit keiner glaubt, es könnte sie etwas anfechten oder ernstlich betrüben, und mit ihren immer traurigen Augen hätt' sie ihn angesehen, und hätte mit den Achseln gezuckt und dann gesagt: „Geirrt? Wieso? Und warum soll mir's da nicht gefallen? Wegen dem bissel Feuer? Aber ich hab's immer lieber warm gehabt und es ist hübsch, wenn man mit dem Holz nicht so spart."

Da spielte doch ihr Kind herum. Es hielt sich an den Bänken und ging so die lange Halle hin und wieder, ganz vergnügt in sich, ganz wie eines, das keine Gesellschaft braucht, weil es keine kennt und weil es schon weiß — man hat auch sonst allerhand Arbeit und nicht immer Zeit und Lust für so eines.

Es sprach mit sich; nun in Lauten, die eine Mutter vielleicht hätte verstehen können, sonst aber niemand, nun in ganz klaren und zusammenhängenden Worten, wie um sich selber zu üben. Wer konnte sich denn viel um sie kümmern, wo alle zugreifen und froh sein mußten, wenn man damit nur das liebe Brot vor sich brachte? Manchmal setzte sie sich wider Willen hin. Dann sah sie sich ganz verdutzt um, schielte argwöhnisch an ihren Beinchen nieder und wälschte gar eifrig und allerliebst vor sich hin, ehe sie wieder aufstand und weiter ging, wenn sie nicht, vorsichtig spionierend, ob sie die Tante richtig nicht bemerke, einige Schrittchen auf allen Vieren tat. Sie war zu klug. Und sie war zu herzig. Und sie würde ihr bestimmt und gar sehr fehlen. Nun — so was blieb ihr ja wohl bestimmt nicht aus.

Mitnehmen konnte sie das Kind freilich durchaus nicht. Es zu Haus bei ihren Leuten lassen aber hatte auch keinen rechten Sinn, weil nach ihr kein Frauenzimmer mehr da war und sich um sie annehmen konnte. Das hatte sie der Filippina denn auch an ihren letzten Dienstplatz schreiben lassen und von ihr verlangt, sie möchte über die Hedwig — denn so nobel hatte die Mutter sie taufen lassen — verfügen. Denn sie könnte nicht begehren, daß alle Welt so gut und so voll Zuversicht in sie sei, wie ihr Pavlicek, der ihr freilich alles auf den Wink glauben möchte, und sie hätt' es auch niemals übers Herz gebracht, ihn bespöttelt oder so gewiß begrinst zu wissen. Und die Filippina hatte das denn auch verstanden, und ihr geantwortet, sie möchte sie diesen Tag und diesen Ort erwarten; und sie wolle mit dem Zug um 1/2 2 Nachmittag kommen und ihr Kind für immer mit sich nehmen. Es bleibe alsdann der Lowisa immer noch Zeit genug, in die Stadt zu gehen und alle ihre Geschäfte zu besorgen; und sie möcht' ihr doch auch gern Adieu sagen, ehe man wahrscheinlich für immer auseinandergeht, ihr Glück wünschen und auch noch einmal danken für alles, was sie an dem armen Kind getan.

Denn die Filippina war keine Solche gewesen. Durchaus nicht! Die ein Kind kriegt, es fremden Leuten anhängt und davongeht in die weite Welt und sich nicht mehr darum kümmert, was denn mit dem kleinen Kuckuck wird und wie lange man ihn im fremden Nest leiden wird. Eher zuviel Herz hat sie gehabt. Sie hat ein großes Kostgeld gezahlt; und was sie verdient hat, erst als Amme und dann als eine mühselige Magd, das hat sie bis zum letzten Heller auf den süßen Fratzen gegeben und nur immer gemahnt, man soll an der Hedwig nichts sparen und sie halten, wie sich's gehört, und ihr gar nichts abgehen lassen, damit sie nicht zu früh merkt, daß sie leider keinen Vater hat und was das bedeuten tut. Überhaupt hat sie doch Briefe schreiben können, daß einem ganz weh und herzweich geworden ist, wenn man sie sich hat vorlesen lassen; daß sie nicht essen kann oftmals vor Bangigkeit um ihr Kind, und daß sie sich immer zwingen muß, weil keiner eine bekümmerte Magd um sich herumgehen läßt, so daß sie nur in der Nacht weinen kann um sie beide, daß sie Gott verlassen hat und nichts wissen will von ihnen; und daß sie schlecht und neidig wird beim

Gedanken, daß es auf wen andern lacht und nicht auf sie und sich vielleicht zuerst gar fürchten könnte vor ihr, käme sie's holen; und daß sie sein Stimmchen noch nie gehört hat, und vorübergehen könnte an ihm, ohne es zu wissen, ohne es zu erkennen; und daß sie nichts anderes denkt, nur, wie spart man sich soviel, daß man einen Strich besseren Acker kaufen kann, für Gerste gut genug, zur Schaluppen, und eine Ziege für die Milch sich kann halten, damit es seine ordentliche Nahrung hat und zu sich kommt, und man geht selber in Taglohn und man hat sein Kind bei sich und kann sich den ganzen, langen Sonntag daran freuen und weiß endlich, wozu ihn der liebe Gott eingesetzt hat. Ja aber freilich — dazu mußte man viel Geld zusammenbringen; gar viel, wenn so ein armes Frauenzimmer es alles vom ersten Heller an verdienen und dabei noch für ein anderes sorgen sollte . . .

Überhaupt waren da Dinge, welche die Lowisa noch immer nicht recht verstand, so streng sie schon darüber nachgedacht.

Gleich wieder zu einem Beispiel: warum war aus der Filippina nicht einmal eine Andeutung herauszukriegen, wer der Vater sei? Warum nahm sie die ganze, schwere Last allein auf sich, schweigend, als müßte das so sein? Als wär' da nichts leichter zu machen für sie?

In der Regel, wenn das Kind es schon gar so eilig hatte und kam, ehe man auf der Pfarre gewesen war, so ist das weder Unglück noch weiter eine Schande. Was sich gehört, weiß jeder; man heiratet einander halt später. Und, wenn der Mann schon ein hautschlechter Kerl war und hernach Flausen machte und nicht wollte, und das Frauenzimmer war ein armer Narr und eine verlassene Waise, wie die Filippina, so nahm sich ihrer der Geistliche schon an und redete dem Lumpen ins Gewissen, bis er wußte, wo die Sakristei ist und daß es nicht nur Unterhaltlichkeiten auf der Welt gibt. Half da nichts und er hatte kein Gemüt und kein Gewissen, wie so ein Zigeuner, der auch niemals weiß, wo alles in der Welt seine Brut herumläuft, so war da sicher schon irgendwo ein Advokat, der führte ihre Sache um das Gesetzliche und aus gutem Herzen, damit ihr nicht gar zu hart geschehe. Denn warum soll das gebrechlichere Gefäß und das um viel schwächere Teil es überdies auch noch soviel schwerer haben? Ja — warum denn?

Hier nun war es so und war, als hätt' es niemals anders sein mögen oder dürfte auch nur anders werden. Ja — hatte die Filippina, die sonst immer viel auf sich gehalten und für keinen Spaß zu haben war, sich vielleicht in einer unbegreiflichen Laune so weggeworfen, daß sie sich des Mannes schämen, sich schämen mußte, von einem solchen auch nur was zu verlangen? Es war nicht einmal so einer in der Gemeinde. Oder vielleicht — gerade damals hatte die Herrschaft doch ihren Eigentümer gewechselt. Und der neue Besitzer hatte Werkmeister geschickt, welche die junge und ungestüme Kraft der Betschwa bändigen sollten, und ließ ein Sägewerk bauen, groß, wie man noch keines gesehen hatte, für die prachtvollen Fichten und die herrlichen Rotbuchen, die da noch weithin

auf den Bergen standen und nun zu Blöcken oder zu Scheitern verschwemmt und verflößt werden sollten. War es vielleicht einer von denen gewesen? Der einen falschen Namen gibt und den man hernach suchen kann? Weil er einmal da arbeitet, wieder ein andermal ganz wo anders in der weiten Welt? Und wo er sein Brot hat, dort hat er auch sein Mädel? Vielleicht ein Jud — denn einige hatten wirklich ganz darnach ausgesehen —, bei dem man vorher weiß, man kann ihn nicht heiraten und hat nichts, nur Schande vor dem ganzen Ort, wenn es hernach aufkommen tut? Aber die haben meist Geld und es ist ein Unrecht, ihnen das zu schenken. Oder — es durchblitzte sie — wär's wer anderer, was man nicht heiraten kann? Es tat ihr doch leid, daß man da nie die Wahrheit erfahren sollte, die ihr die Filippina doch schon hätte sagen dürfen, vielleicht gar müssen, weil sie sich doch so sehr um ihr Kind angenommen hatte.

Ja — es gibt eben keinen Dank auf der Welt, dachte sie und mußte sich selber beifällig belächeln, so gut kam sie sich vor und so sehr gefiel sie sich. Sie war halt schon eine rare Person! Und die Filippina hätte lang suchen können, wenn sie sie nicht gleich bei der Hand gehabt hätte. Freilich, klug war sie nicht, schon gar nicht! Nun — das findet man nicht immer beisammen und hernach: was gilt im Himmel mehr? In der Regel wehrt man sich ja gegen die Erkenntnis, man sei einigermaßen vernagelt auf die Welt gekommen. Ihr aber war das so oft, so eindringlich, von allen, auch von den ihr bestgesinnten Seiten versichert worden, daß sie sich endlich, gern oder ungern, darein geben und finden mußte.

Und Verstand, soviel eben ein armes Weib braucht für ihre Wirtschaft und ihren Mann und ihre Kinder, solchen Verstand ließ sie sich nicht abstreiten und hatte sie genug und zuviel und hatte niemals etwas versehen oder sich betrügen lassen nur um einen falschen Kreuzer wert. Wenn man schon eine Gelehrte war, wie es die Filippina gewesen, was hatte man davon? Und wenn man fromm war und gar gern in ein Kloster gegangen wäre, wenn man nur die kleinste Aussteuer hätte erschwingen können, wie abermals und die gleiche Filippina, was kam dabei heraus? Und da fiel der Lowisa etwas ein, was gar nicht für sie so dumm war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß die Filippina sich jemals alles vom Herzen herunter gebeichtet hätte, so daß sie sich hernach ganz befreit und ledig vorgekommen wäre. Im allgemeinen und wie es auf der Welt bestellt war — vom Anfang an war es am besten, man blieb gleich, wo man war. Ersparte man sich Bemühung und Umweg. So hatte sie's gehalten und es war ihr ganz gut ausgegangen.

Es war aber sonderbar, daß sich ihr immer wieder Fäden und Verbindungen zwischen der Filippina und dem Dechanten spannen. Vielleicht, weil sie beide ziemlich zu einer Zeit ihr aus den Augen gekommen waren? Oder weil sie ganz wider Erwarten dem Pfarrer begegnet war, während sie die Freundin hergerufen hatte? Denn sonst konnte doch unmöglich eine Beziehung zwischen diesen beiden bestanden haben. Sie hätte sich gefreut, so was zu finden. Denn sie war von der Sorte Frömmigkeit, die sich wohl vor der Kirche bekreuzt, in

ihr von Altar zu Altar rutscht, dem hochwürdigen Herrn aber, der in ihr an Gottes Stelle waltet, noch lieber hinterrücks eine lange Nase dreht und glücklich ist, ihm etwas anstecken zu können. Das geht den Herrgott nichts an, der viel zu tun hätte, sollt' er für alle seine kleinen Statthalter auf Erden, und gar bei den Slovaken, auch wirklich einstehen müssen. Also — es war nicht daran zu denken, daß es zwischen dem Kaplan und dem Mädchen auch ernstlich etwas gegeben hätte. Derlei pflegt sich doch vorzubereiten und anzukündigen — zum Beispiel, sie bekommt das Andächtige sehr heftig. Und hernach pflegt es eine Weile zu bestehen, daß es jemand im Dorf sicherlich merkt. Denn wann erschrickt man am sichersten vor der Sünde? Wenn man genug von ihr hat. Und sie selber war doch damals just in den Jahren gewesen, da man am meisten nach derlei neugiert und horcht; mochte ihr Schädel noch so leer sein — die Augen darinnen waren gut und sie hatte gesehen, was immer in Lhotta geschah — und nur da nix?

Die Hedwig war an sie herangekommen und lachte sie ganz glückselig an. Katzerl! du leidest auch nicht, daß man dich vergißt! Sie hob das Kind neben sich und strich ihm in der unbewußten Zärtlichkeit des nahen Abschiedes über das Köpferl. Die Kleine schloß, wie so ein armes Tierchen, das man kraut, ganz die Augen, und schmiegte sich wohl und eng an die Pflegerin, begann in seiner kuriosen Sprache und mit eifrigen Händchen einen sehr umständlichen Bericht von Abenteuern und Erlebnissen, und brach wie das verständige Geschöpf, welches sie überhaupt war, wiederum ab, als sie merkte, sie finde keinerlei Antwort oder Achtsamkeit und hielt sich ganz still, nur damit man sie ja nicht etwa zuviel bekomme und fortschicke.

Der Lowisa war nämlich ganz unversehens ein neuer Einfall gekommen und, wider Willen, hatte sie vor einem ersten Schrecken die Kleine so grimmig angesehen, daß die unterduckte. Ganz neu; und sehr unangenehm, und nicht mehr abzuweisen, hatt' er sich einmal erst gemeldet.

Oder — was begann sie sich, wenn die Filippina nun nicht kam und sie mit dem Balg allein stehen ließ? Nicht einmal aus bösem Willen oder weil sie sich dachte, ich hätte mich jetzt endlich genug für den Bankert geschunden, sollen's andere auch einmal endlich kosten, wie das schmeckt; sondern, weil sie nicht konnte. Weil sie eine Abhaltung hatte, oder ohne Dienst war, nicht zahlen konnte und augenblicklich keine Unterkunft wußte für die Hedwig, da man sie ihr genommen hätte, bis sich wieder Arbeit fand.

Das war doch möglich. So möglich, daß es eigentlich ein Wunder war, wenn es sich in einigen Jahren noch nicht ein einzigmal begeben hatte. Und die Filippina — ehe die gebeten hätte; eher wäre sie doch barfuß im strengsten Winter ins tiefste und nächste Wasser gegangen. Dafür kannte sie sie schon, die Hochmütige, die es immer gewesen und geblieben war, auch da sie gar keinen Grund mehr dafür hatte. Die redete nie. Die tat alles ganz für sich ab und wußte einen Trumpf, meinte ihr's wer gut und traute sich einen Rat. Einen ordent-

lichen Haß fühlte sie in sich dabei, und auch eine Wut gegen sich, daß sie nun erst darauf kam, wo sie schwer vorkehren konnte. Aber — sie war immer so. Ein zu ehrlicher Kerl — und ihr wurde weinerlich. Immer nur eines ganz geraden Gedankens fähig und durchaus benommen von ihm, wenn er sie erst einmal gepackt hatte. Nun war sie ganz erfüllt von diesem und sehr erzürnt.

Sie sprang auf, lief einige Male ganz aufgeregt durch die Halle und tat dabei ganz feindselige Blicke nach der ahnungslosen Hedwig, die meinte, die Tante mache Spaß und also sehr komisch zurückschielte. Übrigens bat die Lowisa im Grund ihres gutmütigen Herzens schon im nächsten Augenblick um Verzeihung. Denn was konnte die dafür? Und wie durfte man so schlecht sein, ihr's entgelten zu lassen? Da verdiente sie doch eher Schläge, die Gans, die immer alles glaubte, was man ihr sagte oder vorschnatterte, die man stopfen mußte, so groß sie war, und die sich immer wieder überraschen ließ.

Was aber tat man nur, wenn es wirklich so niederträchtig wurde? Denn die Abreise ließ sich durchaus nicht und um keinen einzigen Tag mehr verschieben. Das war ohnedies schon, man konnte sagen, auf die Stunde ausgerechnet, damit man sich nicht eine Stunde länger irgendwo verweile und also keinen Heller mehr verzehre, als unbedingt notwendig. Alle Stationen waren vorgesehen und bestimmt und sie hatte sie doch, gar die drüben über dem Wasser, mühsam genug auswendig lernen müssen. Und an ihrem Ende, dann und dann, erwartete sie doch der Pavlicek, der bei all seiner Treue doch auch anderes zu tun hatte, nicht nur nach seiner geliebten Lowisa Umschau zu halten. Wenn sie aber den verfehlte? In einer fremden Welt? Und wo sie sich immer noch nicht vorstellen konnte, die Leute sähen wirklich ganz so aus wie hier und gingen auch nur auf zwei Beinen in eine geweihte Kirche, und sie redeten eine Sprache, die man verstehen lernen konnte?

Ohnedies war ihr, als sollte sie in der freien Luft auf einem ganz schmalen Stab spazieren gehen lernen. So eine Art Seiltänzerei, wo man am Ende abspringen mußte auch noch. Man wurde wirbelig bei solchen Einfällen. Und ging sie nicht heute, so war eine volle Woche verloren. Umkehren? Die zu Haus verbringen? Ja — damit man noch mehr über sie und ihren ewigen Unschick lache, als man ohnedies tat! Damit jeder Kerl frage: „Schon zurück aus Amerika? Na, wie war's in Amerika? Hast auch tüchtig Geld mitgebracht aus Amerika?" Das war ihr niemand auf der Welt wert und keine Filippina und keine Hedwig, nicht einmal, wenn man die beiden zusammenlegte. Und wie sollte sie sich allein helfen in der Fremde, in der weiten Welt und in den Riesenstädten, wo sie doch nicht einmal ein Wort deutsch kannte und von der Sprache, die man später brauchte, kaum wußte, wie sie sich heißt? Ja — so ein Kind konnte schon eine böse Last werden. Das merkte sie nun und verstand mancherlei, was sie früher nicht begriffen und, wie die anderen, nur verurteilt hatte.

Sie konnte nicht warten — absolut nicht. Und beim Gedanken, das könnte doch notwendig werden, hätte sie sich am liebsten in einen Winkel gestellt, wie

es Kinder tun, und zu heulen angefangen und um sich geschlagen — so verzagt war sie davor und sie hielt nur aus Scham an sich. Heute hatte sie Gesellschaft. Leute darunter, die sich auskannten, die schon weiter gewesen waren. Denen es nicht so graute vor der Welt und die sich auch mit Fremden zanken konnten. Leute aus ihrem Dorf und zwei hatten ganz die gleiche Reise mit ihr. Und eine Herde, und wenn sie auch nur aus eitel Schafen besteht, verläuft sich doch nicht so leicht wie ein einzelnes. Und so leicht wird sie endlich nicht versprengt wie ein einzelnes. Und abermals: man drängt sich zusammen, wenn es stöbert, und wärmt sich eins am anderen, daß der Frost nicht gar zu grausam wird oder wen umbringt. Mit einem anderen Trupp aber fahren? Es gingen ja wohl alle Wochen Auswandererzüge aus der Slovakei. Aber — wenn man keinen Menschen nicht kennt! Und wo ohnedies alles Gerede, natürlich fein ausgeheckt und nur erstunken, über ihre Landsleute im Schwang ist, und sie ungeschickte Person hat immerhin viel Geld bei sich, und man heißt sie gar nicht anders wie Diebe. Zum Beispiel — wie Christus aus seinem Grab in Jerusalem, in welches sie ihn getan hatten, wohlverwahrt und sie setzten doch sogar Wächter dazu, ohne jegliche Spur war verschwunden, da sahen sich die Römer an, welche hätten aufpassen sollen, und sie redeten also untereinander: „Hat ihn nicht vielleicht der Slovak gestohlen, welcher vor einem Weilchen vorübergegangen ist?" Und sie sind ihm nachgelaufen und haben nichts bei ihm gefunden, aber niedergerissen und durchgeprügelt haben sie ihn doch. Das ist nämlich immer so — Schläge kriegt der Slovak, ob sie ihm passen oder nicht und jede Polizei hat's scharf auf ihn. Und dann kommt's erst. Nämlich, natürlich — man lacht über solche Geschichten, solang es nicht ernst ist; hernach aber gehen sie einem im Kopf herum, ob nicht vielleicht doch was an ihnen ist, und es vergeht einem das Lachen gründlich und für immer, und wird einem sauer ums Herz.

Sie fühlte, wie sie solche Gedanken nicht lang mehr aushalten konnte. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nicht so viel und so mancherlei und so verwickeltes zu überlegen gehabt wie jetzt und schon vielleicht seit einer Stunde. Das war schrecklich für eines, welches gar nicht darauf eingerichtet war! Sie sah nach der Bahnhofsuhr. Es fehlten nur noch einige Minuten zur Zeit und sie atmete tief und befreit auf, nahm ihre Siebensachen und die Hedwig, nachdem sie noch geschwind mit einem sauberen Schürzenzipfel das Gesichtchen der Kleinen überfahren hatte. Sie wendete das Köpfchen, das, im Wunsch mit ihr zu schäkern und angelacht zu sein, immer wieder sich ihr zukehrte, sehr nachdrücklich der Strecke zu, damit das Kind die Mutter gleich gewahre. Voller Erwartung und voll einer Kampflust, von der sie nur noch nicht wußte, gegen wen sie sich kehren würde, stand sie da. Der Zug fuhr ein. Wenige Menschen entstiegen ihm und die Lowisa hatte sich zu aller Vorsicht noch so aufgestellt, daß ihr niemand entgehen konnte. Die Filippina sah sie nicht und sie hätt' ihr doch unbedingt auffallen müssen. Oder — vielleicht hatte sie ihr wenigstens Post gesendet? Das täte sich doch gehört haben? Sie hielt sich unmittelbar am

Eingang, sie wich nicht davon, machte sich nach Kräften bemerklich, gab Signale in der Hoffnung, es werde sie doch wer erwidern. Niemand kümmerte sich darum. Nur sah sie einer an wie eine Närrische, oder es schob sie ein Eilfertiger, dem sie im Wege stand, mit einem merklichen Puffer beiseite. Sie fragte, wann wieder ein Zug in dieser Richtung komme? Heute? Mit Personen? Da komme heute keiner mehr.

So. Nun hatte sie's! So! Nun stand sie da mit aller ihrer Gutheit. Jetzt konnte sie sehen, was sie mit sich begann. Das ging ihr in die Knie. Gerade nur, daß sie nicht hinschlug vor Schrecken.

Ja — aber gehandelt mußte trotzdem ohne allen Aufschub werden. Denn es lag für die kurze Zeit noch viel vor ihr.

Den Bündel und das Kind mit in die Stadt nehmen? Das war eine zu große Last und man bewegte sich zu unfrei, wenn man die Hände nicht gebrauchen konnte und man hatt' es so eilig.

Ihre Sachen zurücklassen und in Verwahrung geben? Das kostete zunächst ein gutes Trinkgeld. Und dann war sie noch immer erst nicht gewiß, ob man sie nicht ausraubte. Denn so wichtig es sich machte, es ist doch im Grund ein hungriges Volk bei der Bahn, nicht zu bändigen, wenn es einen guten Bissen witterte, und deren hatte sie sich genug mitgepackt, und sicherlich zu langen Fingern geneigt, wenn es nur niemand sah oder ihnen beweisen konnte.

Und dann — so mit dem Kind aufs Amt gehn! Das war gewiß kein Vergnügen. Schon gar nicht, wenn man mit dem Paß kam und zu tun hatte, wo allerhand darin steht. Da stellten die Herren sicherlich Fragen — der Teufel hat keine garstigeren Einfälle. Ohnedies tun sie doch immer, als müßte man sich von ihnen alles gefallen lassen, desto sicherer und frecher, je weniger sie im Amt vorstellten, und als hätt' eine arme Person gar kein Schämen in sich, so tun sie, und hören nicht auf mit ihren hündischen Dummheiten, ehe man nicht verlegen wird und in seiner Verwirrung lauter Blödsinn daher redet.

Jemanden aber bitten, daß er ihr die Hedwig derweil aufhebt? Ja — wen denn? Sie kannte doch niemanden in dem ganzen, verdammten Nest! Wär' sie nur nie her gekommen! Oder hätt' sie's wenigstens schon glücklich hinter sich! Denn so viel Verdruß wie hier — man sollte nicht meinen, daß das auf einem Fleck Platz hatte. Na — wenn die Reise so fort ging, wie sie sich anließ, so konnte das soweit ganz hübsch werden und die Aussichten waren auch ehrlich darnach! An wen sollte sie sich wenden? Da war der Portier — so ein Erzlümmel mit einem Schild um den Hals, der tat, als gehörte die Bahn ihm und es wär' eine ganz besondere Gnade von ihm, wenn er eins nur überhaupt anhört. Und die Händ' möcht er dabei doch hohl machen — so hohl er nur könnte. Daß sie ihm ihr gutes Geld hineinlegte! Da konnt' er freilich lang genug aufhalten. Denn wußte sie nun, ob sie's wiederbekam? Als hätte sie dessen so dick! Fiel ihr nicht ein, ihm für sein Bier zu zahlen. Da bekam er etwas anderes eher hinein, ganz was anderes, als was er sich verlangte.



Mit einem raschen Entschluß nahm sie das Kind und trug es in den Wartesaal der zweiten Klasse, der aus irgend einem Versehen noch offen stand. Dort setzte sie's nachdrücklich auf eine der Rohrbänke. „Da bleibst", befahl sie hart. Die Bank war zu hoch, als daß die Kleine so ohne weiteres und sonder Beistand hätte herunter können; breit und bequem genug, damit sie nach ihrer stillen und selbstzufriedenen Art ihr Wesen darauf führen mochte. Es hatte ihr auch niemals etwas verschlagen, wenn man sie einige Stunden sich selbst überließ. Aber — etwas mußte man ihr doch für die nächste Zeit geben? Es hatte doch an diesem verfluchten Tag keines sein Futter oder sonst seine Ordnung, wie sie ein Christenmensch nun einmal will oder braucht! Und so nahm sie einen schönen Frühapfel und biß, damit er dem Kinde gedeihe, kräftiglich darein, ehe sie ihn der Kleinen darreichte, und sie nahm dazu ein Stück vom weißesten Brot, welches sie nur überhaupt backen und das sie dorten schon für Kuchen verkaufen und schlug ein Kreuz darüber, wie es sich gehört. Denn es ist da einer, der lauert auf jeden ungesegneten Bissen und tut hernach schon das Seinige dazu. Dann bekreuzte sie noch sehr andächtig die Hedwig, weil sie doch Gottes Schutz mehr denn je brauchte, nun sie zum erstenmal in der Fremde ganz sich selber überlassen war, küßte sie aus gutem Herzen und damit nicht am Ende gegen sonst was fehle, und tummelte sich, daß sie fort kam. Denn sie haben es immer am Nachmittag auf der Bezirkshauptmannschaft eilig mit dem Zusperren; und wenn sie fürchten, sie könnten nur ein Minuterl über die Zeit aufgehalten werden, und wenn sie fertig werden möchten, so schnauzen sie einen an, oder sie haben Ausreden, wo man sieht, wie sie herumflunkern und kann sich doch nichts dagegen tun, oder sie bestellen einen kurz und grob auf den nächsten Tag. Als ob das nur immer so ginge und man ihnen aufwarten müßte, wie ein Pudelhund!

Die Hedwig hatte über das ganze Gesicht gelacht, als sie sich so wohl versorgt sah, griff sehr darnach und vertiefte sich ganz fromm in ihr beschieden Teil. Sie merkte dabei kaum, daß sie allein blieb. Und zunächst aß sie ihr Brot und ihren Apfel; immer Bissen um Bissen, weil das so am allerbesten schmeckt, und schmeckend und mit einer ordentlichen Andacht, um den Genuß zu verlängern. Sie wurde desto vergnügter dabei, je schmieriger ihr Gesichtchen ward und je mehr sie überhaupt sich einem süßen Ferkelchen anähnelte. Dann, gründlich gesättigt, fing sie wieder einen schnurrigen Diskurs mit sich an. Frauenzimmerchen, das sie war, und das eher mit sich allein sprach, ehe sie ganz schweigen konnte. Dann schielte man auf den Fußboden und ob man vielleicht mit aller Vorsicht es daraufhin wagen und sich herunterlassen durfte. Sie schüttelte mit ihrer komischen und durch manchen Fall und viele Beulen erkauften Nachdenklichkeit den Kopf — das war zu schwer. Da konnte man sich wohl arg weh tun. Dann sah sie sich zu einer Unterhaltung um. Es schien ihr bei sich zu Hause hübscher. Gar kein buntes Heiligenbild war doch da, und hier roch es nach gar nichts, und der Fußboden war bei ihnen auch sauberer. Dann fesselte sie die

Pendeluhr in ihrem Glasgehäuse und sie horchte mit offenem Mäulchen auf ihr feierliches Ticken und sah, wie der Perpendikel so gleichmäßig hin und wieder schwang, und folgte ihm mit spitzem Fingerchen, und sah weiter, wie blanke Lichter im Messing oder Gold aufglommen und sich verschoben. Hernach kam die liebe Sonne gar selber zu ihr und sie reckte ihr die Händchen herzlich entgegen und fühlte ganz wohlig, was für eine schöne Farbe die davor bekamen, und wie ihr hernach die Strahlen im Haare lagen, daß ihr ganz wohlig dabei war, und jedes Löckchen golden leuchtete. Denn, da war ein Bild, das Glas spiegelte sie. Dann aber wanderte die Sonne weiter, weil sie niemals Zeit hat oder weilen kann, und es ward düster in der Kleinen und um sie. Sie fühlte sich auch recht müde von all dem Neuen und von der Einsamkeit. Sie hob die Füßchen auf die Bank und machte sich's bequem, so gut es nur gehen wollte, tat das rechte Händchen um das linke Bein, wie sie's gewohnt war, stemmte das linke Fäustchen gegen die Backe und schlief ein, wie nur ein Kind schlafen kann.

So fanden sie die Scheuerweiber, die wieder einmal im Wartesaal Ordnung und sauber machen sollten. Verwundert sahen sie das Kind, das, so behaupteten sie, im Schlummer einem Engelchen glich, aber wirklich ganz einem Engelchen, das nur leider zur Erde gekommen war, da es eben etwas viel geregnet hatte. Natürlich — man hat doch ein Herz! — nahmen sie sich in acht und gaben sich Mühe, ihr Geschäft so geräuschlos wie nur möglich zu verrichten. Aber Schrubber und Reibbürsten machen einmal Lärm und wenn man Wasser ausschüttet, so schwabbt und platscht das nun doch trotz aller Vorsicht und — für das gute Herz wird man nirgends bezahlt. Ihr verschlug das Spektakel nichts. Sie regte sich kaum; ihr Atem ging tief und gleichmäßig; immer röter wurden ihre Wänglein und wie sie sich so recht warm schlief, so erschienen schimmernde Schweißtröpfchen auf ihrer unschuldigen Stirn. Wie kam das Herzchen nur her? So hatte man denn etwas zu bereden in der Arbeit, was sie eben bekanntlich nicht fördert, und tat sie noch mehr obenhin, als man sonst ähnliche Aufträge verrichtet; mußte doch auch öfter nach ihr und ihrer Anmut blicken und ob sie nicht am Ende in allem Frieden von der Bank herunterkollere, und sich immer von frischem über ihre Schönheit verwundern. Was sie nur für schattige Wimpern und für feine Brauen hatte: Wie eine Prinzessin! Aber — gab das da nicht vielleicht gar eine Sache, mit der man von selber zu Gericht mußte? Das war denn doch durchzusprechen und gemeinsam zu erwägen. Also — große und lange Pause. Aber man geht doch nicht zu Gericht, ehe man nicht anders kann.

Und wer konnte so ruchlos gewesen sein, ein so süßes Ding so sich selber zu überlassen? Sicherlich eine der Slovakinnen. Einmal war das Mäderl darnach angezogen und dann kennt man doch das verdächtige Volk zur Genüge. Denen ist alles zuzutrauen. Da wußten sie Geschichten — die Haare standen einem zur Höh vor ihnen. Und hatte man sich des Kindes nur für ein

Weilchen, welches verzeihlich war, nur während man gerade zu tun hätte, oder vielleicht gar für immer entledigen wollen? Nun, sehr eingehende Beratung. Neue, noch ausgiebigere Pause also. Die Lowisa ahnte sicherlich nicht, was für ungesegnete Titulaturen sie bekam und wie hinter ihr her gescholten wurde; denn bei Ungewißheit immer das üblere anzunehmen, ist ein Gebot, das nirgends geschrieben steht und dennoch am allereifrigsten befolgt wird. Und dann erwachte der Eifer, und es rieselten die Wasser; und die Scheuerfetzen platschten, daß es nur so seine Art hatte; und die Bürsten kratzten hart und hastig; und man stürzte sich über den Boden, als lägen darauf lauter Slovakinnen, denen man's ganz gehörig zeigen müsse; und man hatt' es sehr eilig, bis man fertig ward, noch einen Blick nach der Schlafenden warf und den Warteraum vorschriftsmäßig absperrte. Es begann hier innen eben wirklich zu dunkeln und sie hatten glücklich die Zeit totgeschlagen und sich aus eitel Mitgefühl sehr aufgeregt und bei der Arbeit schon gar nicht weh getan. Und wer konnte wissen, was sich zum Beschluß da noch herauswuchs? Also — zu reden hatte man für die nächste Zeit aller Voraussicht noch auch.

Die Lowisa aber rannte mehr als sie ging. Am Holzplatz vorbei. Über die kurze Biegung der Straße, wo sie einen Knick machte, weil man sie damals eben zur Bahn abgezweigt hatte, durch den weitläufigen Ort. Einzelne Hunde mißbilligten ihre Eilfertigkeit und gaben dem auf Köterart kläffend Ausdruck. Die Lowisa schob weiter. Was ihr zunächst bevorstand, das war doch höchst unangenehm, und sie wünschte sich sehr, das schon überstanden und hinter sich zu haben. Sie war heute ganz genug allein und in ihren Gedanken gewesen, um sich nicht mehr davon zu verlangen. Zurück und in guter Gesellschaft mochte das ein angenehmeres Gehen werden.

Es war zu Ende September und die große und dauernde Erntedürre war noch nicht gebrochen. Ein mächtiger Staub bestand. Er überflog mit seiner gräulichen Farbe die schmalen und ängstlichen Blätter der Pappeln. Schon begannen die Schatten zu wachsen und sich eilfertig über die Gräben in die gedehnten und grauen Stoppelfelder zu recken. Ein Wind erhob sich, zunächst just nur stark genug, um ganze Staubwolken aufzuwirbeln und die eilige Lowisa zum Husten zu zwingen. Aber die ließ sich das nicht anfechten, sich nicht anfechten dadurch. Auch ohne Atem rannte sie weiter. Nur lästerlich fluchen tat sie in sich.

Unter ihrer Last und um den immer anschwellenden Windstößen, die sie manchmal in förmliche Wirbel einwickelten, besser zu widerstehen, hielt sie sich natürlich gebückt. Das Kopftuch trug sie, wie sich's für ein ehrbares und unbescholtenes Mädchen gehört; doch ahnte man den dicken Knopf braunen Haares darunter, obwohl es das ganze Gesicht rahmte und hüllte; der Kittel, dunkelfarbig, ungestärkt und also nicht rauschend, fiel in glatten Falten auf die hohen Stiefel nieder. Das ganze Bündel auf ihrem Rücken aber glänzte weithin und entschieden in der hellen und klaren Sonne. Und wie sie einmal mit der rechten,

einmal mit der linken Hand ruderte, um nur besser fortzukommen, so glich sie aus der Ferne einer hastigen Taube, vielleicht einem Tümmlerchen, wie es Liebhaber halten, das sich sputet, um in raschen Flügelschlägen noch vorm Wetter zu seinem Schlag heimzukommen.

Der Wind steigerte sich, da sie hinter den letzten Häusern aufs freie Feld kam, so sehr, daß sich die Pappeln tief und dienernd neigten und ängstlich knarrten, wie er an ihnen in seiner tollen und ungebärdigen Laune herumriß. Das sind überhaupt nichtsnutzige Bäume, schwammig und ohne rechte Kraft, nur der beste Unterschlupf für alles Ungeziefer, was es auf der Welt gibt. Gerade nur, daß sie's mit dem Wachsen eilig haben; dafür aber brechen sie leicht und es taugt hernach ihr Holz erst recht nirgends was, nicht einmal, daß man's in den Ofen steckt. Und schön? Wer sie schön fand, der konnte der Lowisa sogar in ihrer augenblicklichen Laune leid tun. Denn wie sah so eine Pappel eigentlich aus? Wie wenn man einen recht zausigen Besen mit dem Stiel in die Erde steckt; und der kriegt so einen Rappel und Wurzeln und wächst hernach zur Höhe — ganz so sind sie doch.

Dieser Wind war aber auch gar zu abscheulich. Er riß an ihr, als wollt' er sie zurückjagen. Da konnt' er sich allerdings schon alle Mühe umsonst geben. Sie hatte auch ihr Anrecht auf einen dicken Kopf. Und — damit sie vielleicht gar nicht mehr zurecht kam! Er müdete sie ab, benahm, wenn er zornig und auf der weiten Ebene nirgends gehemmt einher fauchte, sogar ihr den Atem. Manchmal mußte sie sich stemmen, daß ihr hernach von den Knien aus die ganzen Beine zitterten und ungehorsam waren. Alle Kraft mußte sie anwenden, um sich nur gegen ihn zu behaupten und es war ein so schlechtes und ein so mühsames Vorwärtskommen, daß man ungeduldig werden, ja verzweifeln durfte.

Dazu war eine große und grundlose Traurigkeit in der Welt und überschattete sie immer eindringlicher. Allerdings schien die Sonne. Aber es war keine Fröhlichkeit in ihrem Glanz und so gar keine Kraft, wie sonst manchmal im Frühling, wo man sie ordentlich in sich wirken fühlt. Sondern sie mattete einen nur noch mehr ab; man schwitzte und zappelte. Und der Himmel war wohl noch klar. Aber man hätte keineswegs leicht bestimmen können, ob er noch blau sei oder nicht vielmehr auch schon grau von dem unendlichen Staub, der immer von neuem aufgetrieben ward und sich etwa bis zu seiner Wölbung verflogen hatte.

Es flogen Spatzen über die Straße, graubraun, scheinbar willenlos vom Wehen getrieben, wie verkrümmelndes Fallaub. Und immer wieder wurde Laubwerk abgerissen, sprang mit hartem Ton auf den Boden und ward raschelnd und klirrend fortgepustet. Und die Felder waren ganz kahl und etwas bewegte sich in ihnen fern, träge, kläglich — das waren die Schafe und die Gänse, die man in die Stoppeln getrieben hatte, damit sie am Klee, der aufgeschossen war, und an den Unkräutern, die sich immer wieder vordrängten,

einige Nahrung fänden. Das schob sich verwirrend durcheinander. Manchmal spreitete eine Gans den Fittig, daß er in der Sonne nur so glänzte, wie ein Stück Leinwand, das man bleichen läßt, und gaggate mächtig und schallend, als spüre sie nun schon höchst oben die freien und wandernden Schwestern.

Aber, so gar keine Farbe war in der Welt! Die der Sommer bringt, war vertan und die des Herbstes noch nicht gezeitigt, und offenbarte sich auch nicht auf Wegen und brachen Äckern. Und die Hirsefelder, an denen man gelegentlich vorüberkam, die waren auch nicht lustig anzusehen. Die waren der Reife nah; trugen lange, grau angeflogene, richtige Judenbärte auf kurzen und dünnen Stengelchen zur Erde niederhängend und nickten greisenhaft damit. Und dann war ein Kukuruzacker; trostlos war das, wie die gebleichten Stengel blinkten und wie es in ihnen mit einer ganz großen Gewalt rauschte und raschelte.

Vielleicht, dachte sich die Einsame — wenn sie den Feldweg nahm? Man kürzte ja nicht eben wesentlich darauf ab; diesmal aber war jeder Schritt Ersparnis eine Wohltat, und weniger Staub schlucken mußte man bestimmt und vielleicht tat der Wind dorten gelinder. Sie sah nach der einschichtigen Windmühle von Bilau, die sich von ihrem Hügelchen aus reckt, als hätte sie Gott weiß was vorzustellen und nach der man sich sonst ganz gut richten kann. Die Müllerin hatte sie abgestellt; offenbar war der Sturm schon zu stark, daß er ihr Werk zu brechen drohte. Und allenthalben, wohin man nur blickte, war dies gleiche schwüle, schnelle Atmen des Windes; als ballte sich die Luft, würde selber undurchdringlich, stellte sich zwischen jede Ferne, lastete und preßte mit unerträglichem Druck. Und dann fiel der Lowisa ein, daß doch dort die Gänse weideten. Und sie hatte nun einmal Angst vor ihnen; wenn eine so boshaft auf sie zufuhr, den Hals lang machte, daß man's nicht glaubte, bevor man's nicht selber gesehen, und sie mit sperrweitem Schnabel und giftig verdrehten Augen anzischte.

Sie wußte wohl: das war ganz lächerlich und eine spezielle Feigheit von ihr. Noch war niemals wer von so einem albernen Vogel angefallen worden. Aber sie hatte nun einmal die Furcht in sich und sie sah nicht ein, warum sie verstecken, nachdem sie allein war und sich vor niemand zu genieren brauchte. Und so kämpfte sie sich vorwärts. An schwerfälligen, ächzenden Frachtwagen mit Getreide vorüber, die ihr eine gute Tracht Staub entgegenwirbelten, deren Pferde auch zu tun hatten und mühselig die eingeäscherten Hufe setzten, während der Kutscher schlau sich so gelagert hatte, daß er den sicheren Tieren nur ein Auge zuwendete und sich sonst den Wind über den Rücken wehen ließ. Es war eigentlich nur noch ihr Eigensinn, durch den sich die Lowisa behauptete, die sich am liebsten im Straßengraben, wo man doch wohl einigermaßen geborgen war, niedergekauert und aufgeheult hätte. Ja — den Weg wollte sie denken und wieder tun, sowie sie nur konnte — und sie lachte ziemlich blödsinnig dazu, wie eines, das durchaus gute Miene zu einem schon sehr unerwünschten Spiel machen muß, und sie wischte sich die Augen, die aber wirklich trocken waren.

Endlich kam die Brücke über die March. Der Fluß ging sehr tief. Graue

Schotterbänke furchten weithin seine Mitte und glänzten in der Sonne, die über die gekrausten Wasser tanzte. Dann die Wassergasse. Schon hielten die Häuser den Sturm etwas zurück. Man konnte aufatmen und sie war so todmüde, daß sie sich auf offener Gasse auf ihr Bündel niedersetzte, gerade hinter dem Tor mit der rostigen Kette, welches da den Zugang zur Judengasse sperrte. Ein Jude, der da in so einem Mauerloch seinen Kram hatte, bot ihr gefällig, vielleicht auch um sich die mögliche, zukünftige Kundschaft zu sichern, einen Stuhl an, schoß zwecklos zwischen seinem Zeug und ihr herum und tanzte so um sie und schnupperte mit einem sehr klugen und sehr beweglichen Eichhörnchengesicht in der Luft. Sie dankte ihm nicht einmal in ihrer Mattigkeit. Aber recht innerlich froh war sie. Sie hatte noch Zeit, reichlich Zeit und sich gar nicht zu hetzen gebraucht. Aber — wenn man sich bedrängt fühlt und ganz allein und nach der Glocke für sich handeln soll, dann verliert man Besinnung und Maß und alles.

Endlich ging sie weiter. Und nun tat sich alles so schnell und so glatt ab, wovor sie sich gebangt hatte. Der Herr Bezirkshauptmann selber war da und fertigte sie ab und damit mußten sich die jungen Herren anständig benehmen und es entging ihnen und den Schreibern jede Gelegenheit, mit ihr die beliebten Witze und Späßchen zu machen. Und der Lehrjunge beim Kaufmann auf dem Ringplatz, bei dem sie eine Zehndollarnote wechseln mußte, wunderte sich gar nicht, wo sie denn ein so großes Stück Geld her habe, sondern rechnete einen Moment und warf ihr dann mit einer unerhörten Gleichgültigkeit auf die Budel hin, was ihr zurück kam. So ein Bub, bitt' ich schön! Das imponierte ihr. Das verstand sie nicht. Ihr, so sehr sie sich zusammennahm und Gewalt antat, ihr zitterten dennoch die Hände und sie faltete die beiden Noten mit einer gierigen Hast und so klein wie nur möglich, ehe sie ihren Schatz in einen Zipfel einband, den niemand erraten konnte, und wenn er ein noch so ausgespitzter Gaudieb war, überzählte die kleine Münze immer wieder, als wisse sie auf den Heller, was ihr nach dem allerletzten Kurs zukomme und argwöhne sich betrogen.

Hernach war ja alles im Gleichen. Also kaufte sie sich bei einem Selcher, den sie da kannte, ein gutes, warmes Essen, wie man sich's auch nicht jeden Tag vergönnen darf. Nun, heute hatte sie sich's endlich rechtschaffen verdient und es schmeckte ihr denn auch darnach. Dann sah sie sich die Stadt an, aber mit anderen Augen, wie noch vor kurzem, wenn sie einmal zum Markt herein gekommen war, wo sie ihr sehr schön und mächtig erschienen war, daß man sich's großartiger gar nicht mehr auszudenken vermochte. Freilich — belebter war die Stadt sonst schon. Nun würde sie bald vergleichen können und ganz andere Städte zu Gesicht kriegen, mit viel, viel größeren Häusern und mit ganz anders gewachsenen Türmen. Ja — und nun war es wohl an der Zeit für den Segen und es konnte ihr gar nichts schaden, wenn sie den hörte, ehe sie zu den Lutheranern und über das große Meer ging. Also tat sie denn auch und fühlte sich hernach

merklich gekräftigt und aufgefrischt und in ihrer Gutlaune ging sie hin und kaufte auch für die Hedwig einen feinen Bissen. Dann tat sie sich in den Brantweinschänken um ihre Kameradinnen um. Richtig und wie sie's eigentlich hätte vorher wissen können — sie waren allesamt beim roten Grün. Sie setzte sich zu ihnen, und wiewohl sie schon wie eine Herrschaftliche ein großes Glas Bier genossen hatte, so kaufte sie sich doch der guten Gesellschaft wegen und weil man für immer von der Heimat ging einen süßen Schnaps und hernach noch einen Bitteren und endlich, weil sogar der Schuster ein Dreibein hat, einen herben Wachholder. Denn man hatte das Geld noch dazu; und man mußte die Nacht durchfahren und brauchte dafür Kraft. Und wie so ein Schiff aussah und wie man sich's darauf einrichten wird — so oft sie sich's hatte schildern lassen und so gut sie sich alle Bilder angesehen, sie konnte sich immer noch gar keinen Begriff davon machen. Da mußte man sich nach Kräften schonen und pflegen. Und ganz abgehärmt und abgemattet bei ihrem Bräutigam ankommen? Nein — so dumm war die Lowisa wieder nicht. Das tat sie sich und ihm nicht an. Dann bummelte man gemeinsam unter den Lauben; bewunderte in den Auslagen, was es Schönes und Begehrenswertes für das Herz einer Slovakin gab, und beredete es natürlich nach Güte und Preis. Und dann, ohne jede Eile, die nun keinen Zweck hatte, nach Lust und nach Zuneigung gesellt, brach man auf, noch ehe die richtige Dunkelheit niederstieg, so daß man bei scheidendem Licht noch ganz bequem auf der Station ankommen mußte.


Es hatte sich vollkommen beruhigt; der Wind sich niedergekauert wie ein Tier, das sich müde gelaufen und nun vor sich hin jappt. So kamen manchmal veratmete Stöße. Nur hoch oben, so schien es, ging noch ein stärkerer Luftzug — nur die Spitzchen der Wipfel waren noch in schwankend-unstäter Bewegung, um manchmal, wie verdutzt, ganz still zu stehen und starr wie Wacht zu halten. Ein sehr klares Abendrot war entglommen.

Sehr gleichmäßig und weit verbreitet umfing es einen großen Teil des Horizontes. Seine Farbe war überaus zart — ein leuchtendes Gelb, wie das ganz reinen Goldes, durch das manchmal jähe Strahlen wie von aufglühendem Kupfer vorschossen. Eine tiefe und einschläfernde Befriedigung war darin, in der großen und den Segen der Nacht gelassen erwartenden Stille.

Es war ein gutes Gehwetter. Natürlich — jetzt, wie aber schon immer, wenn man's nicht brauchte. Und die Gesellschaft war denn auch angenehm. Denn man war in befreiter Stimmung. Was man in der alten Heimat noch zu tun gehabt, war glücklich erledigt, und frei, unumgrenzt und lockend lag die fernstefte Ferne mit all ihrer Verheißung vor allen. Die alten Fesseln waren von ihnen abgefallen — die neuen aber machten sich noch nicht fühlbar.

Man hatte sich viel zu erzählen. Natürlich — sie hatten zum guten Beschluß doch Alle ihr Abenteuer erlebt und behielten's keine für sich. Wenn die andere

auch wußte, es könne durchaus gar kein Wort wahr sein und sich's immer innerlich dachte — zeigen durfte man so was nicht. Und so gab's ein mächtiges Gerede; und ein verwundertes Händeklatschen, daß ein „nein, so was?!" andeutete und unterstrich; und ein so heftiges Gekicher, daß man davon Seitenstechen bekam oder simulierte und ohne Verschnaufen unmöglich weiter konnte. Denn solche Äußerungen begehrt nun einmal der gute Ton.

Nur die Lowisa war ganz ungewöhnlich wortkarg. Und ihr, leicht der Hübschesten darunter, war gar nichts passiert. Und sie hielt es bei keiner lang aus, sondern wechselte immer und immer die Kameradin und lachte über den besten Schwank nur sehr hölzern und gezwungen und gab Antworten, die selbst für sie und ihre Gesellschaft gar zu albern und zu abwesend waren. Es kamen nämlich immer Worte, bei denen sie argwöhnisch wurde, ob sie nicht einen ganz anderen Zusammenhang hätten; und sie sanken in ihr unter, schwer wie Steine, und sie lasteten immer eindringlicher und unverrückbarer in ihr; und daraus und darüber, wie sie in ihre Seele plumpsten, so erhob sich eine fremde und schreiende Unruhe in ihr, die sie mit all ihrem Willen umsonst niederzuzwingen suchte.

So wie eine Ahnung war das. Als müßte hinterrücks etwas geschehen sein. Etwas Wichtiges, aber sehr Verdrießliches, das sie hätte verhüten können, ja müssen. Wurde das in ihr gar zu schlimm, dann lachte sie ohne Anlaß sehr gellend und aus vollem Halse, und man sah sie an und verwunderte sich, ob das dumme Frauenzimmer aus Freude, daß sie wirklich fort und mit Gottes und aller Heiligen Hilfe wirklich zu einem Mann komme, wohl gar endgültig und völlig übergeschnappt sei? Nun, wenn sich das nicht änderte, so konnte das hernach auf der Reise mit ihr eine feine Unterhaltung geben.

Das wurde am ärgsten, als man endlich in den Ort gekommen war. Es verstimmte sogar die andern. Immer neue Hilfeleistungen ersann und erbat sie von ihnen, nur damit sie sehe, daß man noch mit ihr zu tun haben wolle. Sie wurde ihnen einfach lästig. Die Füße wollten ihr durchaus nicht mehr mit und Seitenstechen hatte sie und sie mußte immer wieder stehen bleiben. Daß ein junges Blut so gar nichts aushielt! So verloren sie sich klüglich, eine um die andere. Ihr bangte dabei sehr und es war ihr wiederum ganz recht. Denn sie hatte die ganze Zeit eine ständige Angst und eine bängliche Verwunderung in sich getragen. Ja — fehlte denen denn wirklich gar nichts an ihr? Hatten sie gar keine Augen?

Immer war sie gefaßt gewesen und hatte sich darauf vorbereitet, es werde eine fragen: „Ja, wo hast du denn das Kind, die Hedwig?" und immer neue Antworten, die sie geben wollte, hatte sie sich ausgedacht. Aber genügend erschien ihr selber keine. So war sie denn ganz glücklich, daß die Frage unterblieb und begriff es dennoch kaum. Denen aber war es gar nicht so wichtig, was mit dem Kinde geworden war, an das die Lowisa nun wieder unablässig denken mußte. Wie eine Verbrecherin und eine hautschlechte Person hatte sie

doch daran gehandelt, daran und an der Filippina, die es ihr anvertraut. Aber hatte sie denn anders können? Und war das Kind nicht oft genug und auch länger allein geblieben, ohne daß sie sich so darum sorgte? Wie würde sie's wiederfinden? War's nicht am Ende von der Bank gefallen und hatte sich hart und weh getan und gejammert, ohne daß es einer hörte und getröstete, das arme Seelchen? Oder hatt' es sich am fremden Ort gebangt und geängstigt, bis es böse Zustände, vielleicht gar die Fraisen kriegte und einen Schaden für sein ganzes Leben, wo ein Armes doch sonst ohnedies nichts hatte, nur seine Gesundheit? Du lieber Gott — was einem nur für niederträchtige und unerhörte Möglichkeiten einfielen, wenn man aufgeregt war und kein gutes Gewissen hatte...

Der Bahndamm. Auf den Schienen, die so ebenmäßig zur Weite liefen, sich ineinander schlangen wie zu einem vorbestimmten Reigen und so hübsch entwirrten, lag ein Schimmerchen des blassen Goldes, das der Abend verstreut und mit dem die Ferne überhaupt lockt. Der Bahnhof. Ja — wie konnte man Stufen nur überhaupt so unsinnig hoch machen, daß ein vollgewachsener und gesunder Mensch zu tun hatte, um sie zu ersteigen? Wie sollte da ein Kranker — sie suchte sich den Gedanken ans Kind auf alle Weise zu bannen — hinaufkommen? Der Wartesaal. Es war schon ganz dunkel in ihm. Nur die frisch gewaschenen Dielen schimmerten so blank, daß man augenblicklich sah, es hatte sie seit dem Reinigungswerk überhaupt kein Menschenfuß betreten, der immer Spuren zurückläßt. Sie spähte angespannt hinein. Sie sah nichts und nirgends was. Nicht einmal ein Schatten war, der vielleicht ein kleines Menschenkind hüllen konnte, wenn es sich ganz furchtsam hineinkauerte. Sie wollte die Tür aufreißen, vorstürzen. Sie war verschlossen. Ja — das war doch nur in der Ordnung und sogar sicherlich vorgeschrieben. Denn es ging doch erst nach Mitternacht ein Zug und für Obdachlose sind die Wartesäle nicht. Ja — aber wie war das unglückselige Kind, das noch lange nicht bis zur Klinke reichen konnte, bei verschlossener Tür herausgekommen? Sicherlich nicht ohne Beistand. Wer nun hatt' ihm den geleistet? Das war zu erfahren. Und wo war es hingeraten? Am End' auf die Schienen?

Auf die Gefahr hin, dafür zahlen zu müssen, lief die Lowisa durch die Gepäckabfertigung auf den Bahndamm. Sie rüttelte mit Macht an der vorderen Tür. Auch hier war abgeschlossen. Ihre Angst wuchs, je mehr sie sich vor einem Rätsel fand. Aber ein eigentliches Unglück konnte sich auch nicht begeben haben. Sonst hätte man doch darüber gesprochen. Und dennoch war eine namenlose, eine Höllenangst in ihr. Wie kam man nur hinter das, was geschehen, ohne sich zu verraten, wie sehr und warum es einen anging? Denn nun hätte sie gar keinen Aufenthalt oder auch nur ein Verhör ausgehalten, ohne zu sterben. Sie mußte fort — fort ohne allen Verzug. Und mit einer unendlichen Bänglichkeit spähte sie durch die Halle. Da schritt ein Gendarm regelmäßig und gleichmütig auf und ab. Es war ein sehr hübscher Mann, aber mit strengem Gesicht

und mit kurzgehaltenem Vollbart. Er hatte das Seitengewehr gepflanzt; der Flintenlauf glitzerte unbarmherzig, alles Riemenzeug war wie neu in seiner Sauberkeit und der ganze Bursch war zum Fürchten. Ja — die hatten einen Griff! Wenn die einmal zufaßten — das hielt!

Sie hielt Umfrage. Da und dort. Wo sie etwas zu erfahren hoffen konnte und so klug sie's nur anzustellen wußte, damit ja kein Argwohn sich rege. Sie mußte ihre Sache doch wohl klüger einfädeln, als sie sich's selber zugetraut hätte. Oder — die Leute suchten nichts hinter ihrer Fragerei und legten kein Gewicht darauf. Nein, es hatte, nachdem sie erst einmal abgegeben worden waren, durch den ganzen Nachmittag niemand die Schlüssel zum Wartesaal begehrt. Das müßte man sonst ganz genau wissen. Wo die Scheuerweiber wohnten? Je — irgendwo im Ort. Man müßte halt nach ihnen fragen. Jetzt seien sie bestimmt schon zu Hause. Ob sie nicht vielleicht noch auf dem Bahnhof zu finden seien? Nein. Sie kämen nur an ihren bestimmten Tagen oder wenn man sie bestelle, taten ihre Sache und gingen hernach wieder, schon weil man sie nicht dulden würde, da herumstehen und andere Leute aufhalten und tratschen, wie wenn man sonst nichts zu tun hätte auf der Welt. Das war ein Stich, gut gegen sie gezielt, von der man sich für die Fragerei alle keines Trinkgeldes versah; aber er bewog sie nicht zu weichen. Ob sie nichts Extras erzählt hätten? Gewiß nicht! Und wenn schon? Wer würde wohl auf denen ihr Gerede hören oder sich's merken? Ob keine ein Kind weggetragen hätte? Deren hätten sie daheim gerade genug, um sich nicht noch zu begehren. Mitbringen dürften sie keines; dafür zahle die Bahn nicht. Und eine Frauensperson, wie die sie schilderte, hätte niemand vor Augen bekommen; mit einem Kind schon gar nicht. Und ein Kind in dem Alter wisse sich schon ganz gut bemerklich zu machen und lasse sich nicht einfach in einen Sack stecken und wegschleppen, ohne sich zu melden. Ob man vielleicht noch vom Jahrmarkt her Zigeuner in der Gegend gemerkt habe? Ja — was denn des Unsinns noch mehr werden wolle? Und nun sei es genug vom blödsinnigen Ausgefratschel und man ließ sie einfach stehen. Je gröber sie aber mit ihr waren — und sie können das ganz niederträchtig gut, beinahe so gut wie dienern, wenn ein Herr Inspektor im Vorbeifahren den Kopf aus dem Schnellzugsfenster steckt —, desto leichter und sicherer fühlte sich die Lowisa. Ja — als sie wieder am Standar vorüber mußte, da hatte sie eine Versuchung in sich, als wollte sie eins sich singen. Aber — sie schlug sich selber vor den Mund. Das wär' doch eine Versündigung gegen Gott gewesen, der sie so wunderbar und gegen alle Erwartung beschirmt hatte.

Wirklich, man erkannte doch daraus, und wenn man noch so einfältig und gedankenlos war, wie das in der großen und weiten Welt zuging. Da kümmerte sich eben keiner ums andere, und wer sich verlaufen hatte, der war halt verloren. Gar sie, die so leicht einzuschüchtern war und immer wen brauchte, der sich ihrer annahm.

Nun, das sah denn auch der liebe Gott und er behütete sie sichtbarlich, weil

sie nach ihren Kräften mildtätig wie einfältig und ohne Arg war. Er hatte ihr den braven Kerl in den Weg geschickt, den Pavlicek, der sie fast am End der Welt keinen Augenblick vergaß und sie, ohne zu fragen, was es koste, nachkommen ließ. Da war sie nun wiederum dort, wo es ihr immer ganz warm um das Herz wurde. Aber — diesmal saß doch ein Endchen Frost da und war nicht wegzukriegen.

Nämlich — was war denn nun aber doch mit der Filippina? Und warum war sie weder gekommen und hatte auch nicht geschickt? Oder doch und es erinnerte sich nur niemand daran? Oder sie waren so unerhört schlecht und wollten ihr nur keine Auskunft geben? Denn wer sah ihre Angst und wer scherte sich darum? Und was hätte sie mit sich begonnen, wenn sie das Kind vorfand? Ja — das war zunächst für die Nacht unterzubringen; und dann mußte sie bitten, daß man ihr wen auftrieb, der für ihr Geld mit der Hedwig zu ihren Leuten fuhr, damit sie's ihr wieder nähmen, bis man endlich darüber bestimmte. Na — die hätten aber schon eine große Freude mit ihr gehabt!

Na — und der Bote? Umsonst tut man einem Fremden doch so was nicht! Also — die Fahrt ein und einhalbmal; und aufs billigste noch ein Taglohn; und wenn er selber dort zu tun hatte, so war doch niemand so dumm und gestand das zu. Hätte sie's denn getan? Das machte nun schon eine hübsche Summe nach ihrer Rechnung; und soviel hatte sie endlich nicht bei sich, daß sie ihr hernach nicht bitterlich abgegangen wäre, wo sie sich gar nicht zu helfen oder zu leihen wußte. Eigentlich war es so am allerbesten, wie es gekommen war. Ja — aber, was war geschehen? Das müßte man doch wissen. Und so bestand das Rätsel weiter; und es blieb weiter ein Bodensatz Furcht in ihr und ließ sie keine Freude rein schmecken, so gern sie die ausgekostet hätte.

Es war alles Licht fort. Nur ein leiser, orangener Streifen behauptete sich und wollte nicht weichen. Es nebelte; aber noch schwang sich der Nebel nicht zur Höhe und der Himmel war heiter, aber ganz dunkel, sehr ernst und mit dem wunderschönen Sternbild des Orion geschmückt, der mit seiner feierlichen Fackel dem Herbst voranleuchtet. Der Mond wollte sich runden und wirkte mit kräftigem Schein; und so sah man, wie es um jede der Weiden und aus jeder Furche aufkroch, über den Boden geduckt sich spannte und silbern flimmerte, daß man nicht mehr wußte, wo das unendliche Gewebe der unzähligen Herbstspinnen endigte und das Nebelleuchten begann. Es zog dahin in schmalem Strom, als wär' ein Stück Milchstraße zur Erde niedergesunken; es breitete sich uferlos aus. Eine befremdende Klarheit war und webte. Man ahnte mehr die Kühle, als man sie wirklich verspürte. Immerhin scheuchte sie in die Stuben. Der Bahnhof begann zu veröden. Die Packer hantierten schläfrig und verdrossen an ihren Ballen und an der Wage, riefen überlaut, um sich zu ermuntern, Gewichte aus, machten endlose Pausen, ehe sie nur einen Zettel anklebten, schoben feierlich, umständlich und ächzend an einem Koffer herum. Man wurde schläfrig, wenn man ihnen nur zusah. Es war ein halbes Dunkel und es fehlte der

Odem der Hast und der Arbeit, der sonst an solchem Ort weht, der mitreißt und anfeuert.

Die Weiber hatten sich gemeinsam in den Wartesaal dritter Klasse begeben — unwillkommene Gäste, die wenig zehren, viel und für lange Zeit Raum beanspruchen. Dort knabberten sie an mitgebrachten Mundvorräten und waren eifrig bestrebt, vor der Nachbarin den guten Bissen zu hehlen, den eine vielleicht zwischen die Zähne schob. Denn man kann nicht wissen, was für Gesinnungen der Anblick bei den Zuschauerinnen auslöst und wie einem demnach der Genuß bekommt. Ledige Eisenbahnarbeiter kamen zu ihrem Abendbrot, verzehrten es mit der Hast der Gewohnheit und von Menschen, welche niemals eines Augenblickes so recht sicher sind, kosteten schmeckerisch an ihrem Glas Bier und stopften hernach umständlich und behaglich ihre braunen Ulmerpfeifen. Zur ersten Wolke, die sich erhob, spie jeder wie nach einer unverbrüchlichen Überlieferung von sich. Oder es hatte einer vielleicht auf einem porzellanenen Kopf ein verfängliches Bild. Natürlich zog er das aus der Brusttasche, ließ es die Kameraden sehen. Die lachten, schielten nach den Weibern und drüben steckte man die Köpfe zusammen und entgegnete mit verstohlenem Kichern. Man konnte sich ja denken, worum es ging.

Die Zeit rückte. Wollte man bis zum Wiener Personenzug überhaupt noch einigen Schlaf gewinnen, so mußte man dazu sehen. Verhandlungen mit dem Wirt wurden eingeleitet. Das Schlafgeld wurde entrichtet; man rückte die Bänke zusammen und schob das Bündel sich unter den Kopf und legte sich auf den Boden, wie es eben war. Jede segnete sich zuvor, ehe sie sich gegen das Licht in ihr Tuch mummelte. Nun entschlief die, nun eine andere. Die Gesellschaft nah am Schanktisch blieb sich so ziemlich gleich an Zahl. Ging der zu seiner Pflicht, so rückte ein anderer an seinen Platz. Aber man mäßigte in ungewollter Rücksicht dennoch die Stimmen, stellte die Biergläser, waren sie geleert, nicht mehr so nachdrücklich auf das blanke Blech, daran der Wirt immer wieder herumzuwischen hatte, trank einander nicht so lärmend zu. Manchmal riß ein Beamter hastig und herrisch die Türe auf und tat einen gebietenden Feldherrnblick, desto gestrenger und finsterer, je jünger er im Dienst war, nach der Tafelrunde. Alles erhob sich voll Achtung und grüßte ihn militärisch, der sich noch einmal umsah, und dann, im Bewußtsein, das Seinige getan, nach dem Rechten gesehen und so das Unternehmen vielleicht vorm größten Schaden bewahrt zu haben, wieder verschwand.

Es wurde schwül. Man empfand den Atem so vieler Schlafender, hörte sie stöhnen, wenn sie etwas im Schlummer bedrängte. Die eine Petroleumlampe, welche der Wirt noch über ihnen brennen ließ, schwankte und erzitterte leise im Wehen oder wenn draußen ein schwerer Lastzug sich vorüberschob, und warf lange, phantastische Schatten mit feisten Spinnenbäuchen und taumelnde Streiflichter auf die Schläfer, die ächzten und eine Wendung versuchten, wenn sie etwas davon empfanden. Sie war niedergeschraubt, blakte und das war ganz

abscheulich. Dazu kam der Geruch der stark eingefetteten Röhrenstiefel und der verschiedenen Getränke, des Branntweines, vom Bier, vom roten Wein, die immer wieder kleine, bunt und widerlich glitzernde Lachen auf dem Schanktisch bildeten. Immer müder und verdrossener ward der Wirt, immer achtloser schenkte er ein. Ja — das ist die Zeit, wo man nichts, nur Schaden und Rackerei vom Geschäft hat. Ging einer an seinen Dienst — und den Stundenweiser hatte jeder im Kopf — so kam eben nur ein kühlerer Luftzug herein. Der Dunst aber blieb und war nicht zu besiegen. Die Schläferin, die sich so ungelegen angeweht fühlte, öffnete für ein Weilchen die vom Tabaksrauch, der seine Wirbel um die Lampe führte und manchmal in Schwaden auf die ruhende Gesellschaft getrieben ward, geröteten Augen, sah sich mit einem sehr blöden und verdutzten Ausdruck um, rieb sich die Glieder, ließ den Kopf abermals auf das so verwunderlich harte Kissen sinken und suchte die Minuten nachzuschlafen, die sie vielleicht versäumt.

Immer wieder in den gesetzten Zwischenräumen erhob der elektrische Draht sein Stimmchen, bimmelnd, keifend, das nicht Widerspruch und nicht den mindesten Aufschub duldet. Den's anging, der gehorsamte augenblicklich und tat nur einen raschen Neigentrunk aus seinem Glas. Es wurde fast nie bar bezahlt. Immer wieder schob es sich draußen vorüber — schwerfällig, rasselnd, mit den schleppenden Ketten klirrend, dröhnend, schütternd, um mit dem mühseligen und nachhaltigen Schnaufen eines Asthmatikers in der Nacht zu verklingen. Oder — es erklang ein kurzes Kommandowort. Oder es erhob sich wie ein tanzender Sternenreigen von den Funken aus der Esse einer Schnellzugslokomotive, die hier vorm Weiterstürmen verschnaufte, und verzischte wiederum. Der dann hereinkam, der rieb sich immer aus dem frohen Gefühl, es sei gut gegangen und er einer schweren Verantwortlichkeit ledig, die Hände, tat einen beschleunigten, vergnügten Schluck, noch eh er sich geräuschvoll seinen Sessel recht bequem und aus dem hübschen Behagen einer rechtschaffen verdienten Rast heranrückte, und hatte den frischen Hauch der Nacht an sich und, wie er ihn draußen gebraucht, einen freieren, beherzteren Ton in der Kehle.

Die Lowisa hatt' derweilen einen tiefen und gesunden Schlaf getan. Die ganze Zeit hatte sie sich nicht geregt und nicht gemuckt. So sehr war sie abgemüdet gewesen, erst von der Fahrerei, dann vom doppelten Weg, zumeist aber von der ungewohnten Aufregung und von den vielen Gedanken, welche ihr zugestoßen waren, und von der immer noch ungestillten Angst um das Kind und um sein eigentliches Los. Nun, schon so hart um Mitternacht, fuhr sie auf. Ganz plötzlich und mit einem Ruck, als hätte sie wer absichtlich und um sie zu wecken, angestoßen oder ein Wort über sie hingehaucht, das man zu hören glaubt und das einem jede Ruhe nimmt. Sie hielt eine erstaunte Rundschau um sich und strich sich aus halbem Bewußtsein und damit sie etwas täte, die Kleider zurecht. Die Finger zitterten ihr dabei heftig und unfügsam und ihr Atem ging schnell und hart und in schweren Stößen. Wo war sie nur? Und wie kam

dieses Häßliche alles um sie herum? Bald genug hatte sie ihre Besinnung. Nun aber schlug sie hastig ein Kreuz nach dem anderen über sich, faltete die Hände krampfhaft über ihrem geweihten Rosenkranz vom heiligen Berg, plapperte halblaut ihre Gebete und küßte immer wieder mit einer leidenschaftlichen Inbrunst das winzige Silberkreuzchen, welches ihn schmückte.

Sie hatte einen Traum gehabt. An sich geschah ihr das nicht oft und war eben auch nur aus den vielen Erregungen dieses Tages zu erklären, die ihr tiefstes Gemüt in Wallung gebracht. In der Regel hatte sie doch nichts, was ihre Phantasie in Schwingung versetzen konnte. Den Tag über tat man seine Arbeit; die ging immer gleich und immer hart und war, wie bei einem andern armen eingespannten Tier, nur durch die notdürftigen Ruhepausen unterbrochen und sie ließ gar keinen Raum zu eigenen Gedanken; und am Abend war man hernach so müd, daß man eben hinschlug, seine Nacht durchschlief und auch nicht mehr von sich wußte, als der Strohsack, auf dem man sich ausgestreckt. Wie sollte man da zu Träumen kommen? Die sind schön — das ist nun einmal nichts für Arme.

Und nun gar erst so einer, den sie kaum erlebt! Sie behielt so ziemlich jeden Traum, der ihr vergönnt gewesen war, weil er eine Abwechslung gegen sonst bedeutete, und weil man derlei gern herumerzählt und von einer erfahrenen Frau auslegen läßt und weil endlich niemand und nicht einmal in der Slovakei so arm ist, daß er nicht alle heiligen Zeiten einmal ein Zehnerl für die Lotterie übrig hätte. So farbig und so aufregend und so eindringlich und so gar nicht in Nummern umzudenken war aber noch keiner gewesen. Ganz verloren hatte sie sich an ihn und an das große Licht, das er mit sich brachte, das ihr das Innerste durchhellte, so daß sie Antwort auf die Fragen zu sehen vermeinte, welche sie so verwirrt und beklemmt, und ihr andächtig wurde, wie in keiner Kirche und wie noch nie in ihrem Leben ...

So war ihr nämlich gewesen, als hätte sie wer gerufen, mit einer ganz fremden und sehr starken Stimme. Stark? Vielmehr eindringlich. Daß man nach ihr hören mußte und vor ihr auffuhr in einer gewissen Angst. Und noch im Schlaf war ihr gewesen! Ja — so klang wohl die Stimme, welche den Kain nach Abel gefragt hat.

Sie lag aber in ihrem Bett, da sie vor diesem Ruf wach wurde. Es war vollkommene Nacht und sie tastete so um sich, wo sie denn eigentlich sei, und es war ein großer und heimlicher Schrecken in ihr. Denn, wie sie so um sich griff und an ihrer Decke herumzupfte, um ihrer selbst sicher zu werden und sich zurecht zu finden, so fühlte sie sich einsamer wie sonst und es fehlte ihr etwas und das war die Hedwig, welche sie sonst immer bei sich hatte und welche verschwunden war.

Wie war das möglich gewesen, ohne daß sie etwas davon merkte? Und wo waren ihre Leute hin, mit denen sie sonst die Stube teilte? Denn sie hatte das Gefühl und die Überzeugung einer völligen Verlassenheit. Nicht einmal einen

Atemzug vernahm sie, als wär alles untergesunken in der tiefen Nacht. Und etwas mußte offen geblieben sein; denn es wehte kühl über sie und strich ihr über jedes einzelne Haar. Ganz schwach ward ihr davor und sie setzte sich im Bett auf, damit sie besser entrinnen könnte, wenn es aus der großen Dunkelheit etwa plötzlich auf sie losspringen und sie anfallen sollte. Denn so etwas erwartete sie sich und meinte sich zu jeder Gegenwehr zu schwach und durchaus unfähig.

Die Finsternis war aber nicht allenthalben gleich tief und gleich dicht. Vielmehr war es, als hebe und senke sie sich an einem Ort und gaukelte da um ihn, und hätte daran etwas zu verhüllen, das sie nicht zur Geltung kommen lassen dürfe. Ganz angestrengt spähte die Lowisa hin und da war es eine kämpfende Helle. So wie ein Fünkchen, welches in trockenes Moos gefallen ist und sich da behaupten will. Man weiß nicht — wird es ersticken oder wird es erst den Zunder, hernach das Reisig, endlich gar das harte Buchenscheit entzünden, so mühselig glimmt es, und tut, als wollt' es verlöschen jeden Augenblick und ist ganz blaß und man kann es kaum unterscheiden vom graugrünen Moos, in das es sich immer grimmiger und so hungrig hineinfrißt. Und es läßt doch nicht nach, sondern es nascht und schwält immer weiter, bis es endlich aufschlägt in einer hellen Lohe.

Und so siegte und hob sich auch dieses Flämmchen. Aber — es war nur für sich selber hell und gab der Umgebung gar kein Licht. Es stieg und sank wieder in sich und prasselte, aber wie nach einer bestimmten Weise und nach einer geheimen Musik, daß man sehr genau aufpassen mußte, damit man keinen Ton verliere und jeden sich merke, weil man nie mehr dazu kommen würde, so etwas zu hören — so süß war das und zugleich wiederum so leise. Und die Lowisa verstand: dies ging sie allein an und sonst keinen von ihren Leuten, und es war ihr Geheimnis und mußte das bleiben in alle Ewigkeit.

Und sie wußte weiter: diese singende Flamme war ganz anders, als die sie sonst gesehen und vielleicht gar selber entzündet hatte, und war gegen alle ihre Natur und Beschaffenheit: es verbarg sich etwas in ihr und es war nicht heiß darin. Und sie hatte eine eigene Bewegung an sich, und damit zuckte und schwebte sie immer näher zu ihr heran, die sich ganz unbändig davor fürchtete und zugleich im innersten Herzen freute und gehoben fühlte.

Und vor ihrem Bett machte das Halt und formte sich zur Figur eines Menschen, den sie kannte, ohne zu wissen, woher oder wieso? Und dann gab es ihr einen starken Schlag vom Wirbel aus, der ihr durch alle Glieder rann und den Atem verlegte: Um Jesus und alle seine Heiligen! War das nicht die Filippina? Und das Kind auf ihrer Linken, welches sich so stolz und so glückselig tragen ließ und mit solchen Augen um sich sah — war das denn nicht die Hedwig?

Aber, diese Hedwig reckte nicht die Händchen nach ihr, wie sonst immer, und lächelte nicht auf sie. Ja — das war, weil sie heute das Kind allein gelassen hatte, kam der Lowisa ihre Verschuldung ins Bewußtsein und sie fühlte sich

dabei ganz und nach Verdienst schlecht. Und beide hatten einen Glanz an sich, wie aus der Marien-Litanei, der nicht zum glauben war. Und die Hedwig war viel, viel schöner, als je! Und die Filippina war auch sehr, sehr gewachsen und auch so schön, daß man vor ihr am liebsten niedergekniet wäre. Wie die Mutter Gottes mit ihrem Kind, so sah sie aus. Kam der Lowisa vor, und sie entsetzte sich innerlich über den gottlosen Gedanken und daß ihr schien, sie hätte die Gebenedeite noch niemals so schön abgemalt gesehen.

Alles war, wie es die Filippina im Leben an sich gehabt hatte. Im Leben? dachte die Lowisa — ja, war sie denn tot? Nur nobler, heiliger war es auch. Es war immer noch der Mund, der so trotzig hatte lächeln können, nur etwas verzogen war er, wie aus einem letzten Schmerz, den man hatte verbeißen wollen und so mitnahm in die Ewigkeit; und es waren die großen und braunen Augen, die niemals etwas wissen wollten vom Lachen des Mundes und immer hoffärtig und wiederum wie verloren und ihren ganzen Gang überdenkend in die Welt sahen; und ihre Haare waren es, die sie so lang und so prächtig und so vielbeneidet gehabt. Nur anders und schöner glänzten sie freilich, wie einmal, wo sie der Regen genäßt und die Sonne versengt hatte.

Vor dem Bett blieb sie stehen und es fiel ihr Glanz auf die Lowisa, die so jede Miene und jedes Zucken in ihrem Gesicht sehen und begreifen können mußte. Und sie wartete da, damit sich die Freundin fasse und vorbereiten könne, der das Herz ganz außer Rand schlug und die mit einem großmächtigen Bangen spürte: jetzt und jetzt wird sie reden. Was nur und wie soll ich armer Narr es aushalten? Und sie konnte kein Wort vorstoßen. Und die Hände waren ihr gelähmt, welche sie zur Gegenwehr ausbreiten wollte, und sie wußte überdies, das hatte gar keinen Sinn und sie hätte nur durchgegriffen durch sie, die doch feiner sein mußte wie Luft, und hätte sie beleidigt. Und wie sich ihr die Hände nun in richtiger Andacht falteten, so konnte sie die nicht einmal heben. Und nun bog sich die Filippina nieder zu ihr, langsam, ganz langsam, bis sie einander tief in die Augen sehen konnten. Und so etwas Gutes und Erbarmendes hatte sie an sich! Als könnte sie vergeben und begnadigen, was immer geschah und verübt ward. Und ihre Stimme hatte den Ton, der vorhin die Lowisa aus dem Schlaf gejagt, und sie sprach damit zu ihr und das klang nicht anders, wie wenn große Glocken aus der Ferne läuteten: „Du hast mich gekannt, von klein auf. Du hast gewußt, daß ich mein Kind nicht verlassen hab, und ich hab gesorgt dafür, solang ich selber war in der Drangsal und in der Not und in der Zeitlichkeit. Und du hast glauben können, ich werd mein einziges Kind vergessen, nun wo ich bin im Glanz und in der Herrlichkeit?" Und sie hatte auf sie getippt, und sich gereckt und war verschwunden und die Lowisa wachte auf, wo sie war.

Und das war der Traum, an den sich die Lowisa so ganz verloren hatte, daß sie sich kaum mehr zurechtfinden konnte auf der Erde; der ihr war, nicht anders, als hätte Gott selber durch die Filippina mit ihr gesprochen, damit sie sich

nicht ohne Grund härme und sich mit einer toten Angst schleppe auf die weite Fahrt, vielmehr getrost und tapfer sei, wie sie das brauchen mußte. Sie wunderte sich über gar nichts; nicht woher die Filippina so reden konnte, wie sonst kaum der Herr Pfarrer an einem großen Sonntag; nicht, wie sie ihr Kind an sich hätte nehmen können und ob das nun auch mit ihr sei in der ewigen Freudigkeit. Es war ein Wunder geschehen. Was verschlugen dabei Nebendinge und wozu half ein Klügeln, wo man's in sich so ganz empfand? Ganz befreit und durchaus herzfroh war ihr.

So vergingen ihr die Minuten und reihten sich. Es kam nah an Abfahrtszeit. Schon strömten Ungeduldige, die den bequemen Zug benützen wollten, der sehr früh morgens in Wien ankommt, so daß sie den ganzen Tag für ihre Geschäfte hatten und am Abend heimfahren konnten, in den Wartesaal. Da und dort stießen sie an — man nimmt wenig Rücksicht auf Auswanderer. Ein Fluchen über dummes Pack, das seine Haxen überall habe, wo sie nicht hingehören, dem ein Stöhnen folgte. Oder, die Betroffene zog auch nur das schmerzende Bein an sich, ehe sie sich schwerfällig und ungern genug aufrichtete. Allgemeiner, bunt fugierter Gähnchor. Ebenso allgemeines, hastiges Morgengebet. Endlich gemeinsamer, beschleunigter Aufbruch zum Schalter. Denn von der Türe her, die nun schon offen blieb, klang nach einem überall gleichen, geheimen Rhythmus heruntergeleiert die Reihe der Stationsnamen bis Wien samt der Aufforderung, sich mit Karten zu versehen. Wüste, übernächtige Gesichter, zausiges Haar darum, drängten sich um den Schalter, als könnte jeder Augenblick Verzug von schweren Folgen sein, musterten sich aus tiefen Augen argwöhnisch. Schlürfende Schritte zum Perron, damit die Nachtluft ihr aufmunterndes Werk tue.

Die Lowisa hielt sich allein. Es war eine zu starke Bewegung in ihr, als daß sie gleichgültige und dumme Rederei vertragen hätte; nach den Lauten, die sie vernommen, taten ihr die Stimmen um sie weh. Dazu empfand sie jenen demütigen Zweifel eines Menschen, dem sich ganz unversehens das Wunderbare aufgetan und genähert hat und der nicht recht faßt, warum ihm eine solche Begnadigung und Wegweisung wurde. Das ist, wie im Märchen: das Fingerlein, das neugierig am Ritz herumgetastet, den die Tür zu den Geheimnissen Gottes bildet, das bleibt übergüldet.

Die anderen drängten sich zusammen in einen wirren Klumpen, stießen sich, obwohl Raum für eine vielfache Menge von ihnen reichlich gewesen wäre, riefen nacheinander mit sonderbaren Gluckhennentönen, schoben sich ohne Zweck hin und her. Wie richtige Schafe tun sie, mußte sich die Lowisa denken und es war dabei in ihr wie eine Verachtung denen gegenüber, die noch vor kurzem ihr Gevatterinnen und Freundinnen und Landsmänninnen gewesen waren. Wodurch das laut geworden, hätte sie nicht sagen können. Aber sie fühlte sich nun ganz bestimmt, ja für immer unterschieden und getrennt von ihnen.

Es war jenes Leben auf dem Bahnhofe, wie immer, wenn ein wichtigerer

Zug erwartet wird. Alle Lampen des Zuganges waren angesteckt; und es brannten viele Signallaternen, und sie bezeichneten mit hellen Linien die Krümmungen und die fährlichen Stellen der Strecke, und sie hatten jede für den Wissenden ihre Bedeutung, und sie wirkten wie ein Lustfeuerwerk, das doch für einen höchst wichtigen Zweck bestimmt ist, in ihren mancherlei Farben. Und es waren wiederum Einzellichter entzündet und in beständiger Bewegung. Sie wurden durch die Nacht geschwungen und sie taumelten, gleich riesigen, verspäteten Glühkäfern, wie in Willkür und aus eigener Wahl über den Boden. Der sie trug, den sah man nicht. Das war eigentümlich und verwirrend für einen, der das noch niemals oder niemals so mindestens vor sich gesehen hatte, wie die Lowisa.

Und Kommandorufe flogen heiser auf und taten ihre Wirkung. Und die behenden Schellchen läuteten und brachen ab und klingelten wiederum, sehr eilig, sehr aufgeregt und also erregend. Und alle Unlust und alle Schläfrigkeit war weggeblasen. Und, was da zu tun hatte, schien von dem Glöckchenruf mitgerissen und in einen Takt gezwängt und wie im Fieber, und man sah viele tätig und höchst eilfertig und verstand nicht, warum sie so hasteten und sich ereiferten. Und durch die Nacht zog ganz von fern ein tiefes, mächtiges Atmen, wie das eines lebenden, schlummerlosen, riesenhaften Geschöpfes. Und das kam mit einer unglaublichen Schnelligkeit, immer anschwellend, näher und ward ein Schnauben. Und ein rotes Auge glühte boshaft und dämonisch erst ganz im weiten und näherte sich mit einem schweren Lärm von allerhand Eisenwerk und mit dem gellenden und kläglichen Quietschen von Schienen, auf die zu einer schweren Last noch der unbarmherzige Druck von Bremsen lastet und wuchtet. Und ein gellender Pfiff riß sich los und schwang sich auf.

Und die Lowisa empfand wohl, daß sie mit neuen, feineren Sinnen begabt war, daß ihr alles anders und wichtiger vorkam wie sonst, und sie erstaunte sehr darüber. Einmal aber fuhr sie denn doch zusammen und verfärbte sich und meinte, ihre Knie weigerten ihr wieder den Gehorsam und es lehne sich gegen sie auf ihr eigenes Herz, durch das ja heute viel mehr den Durchzug gehalten hatte, als in ihrem ganzen Leben, so daß sie kaum verstand, wie so vieles und so verschiedenes im Rahmen und in der knappen Spanne eines einzigen, schon sinkenden Herbstnachmittages Platz fand. Ihr war nämlich, als schmiege sich ein Bäckchen eng und einen Kuß begehrend an ihre Wange. Und sie kannte dieses Bäckchen so gut! Es gab nur eines auf der Welt, so weich und so mit einem Flaum, welches Glück vorbedeutet, wie ihn sonst nur der vollreife Pfirsich hat, und so froh, wenn es sich anschmiegen durfte. Ja — ein Schmeichelkatzerl war die Hedwig immer gewesen. War das vielleicht ihr Scheidegruß? Die Lowisa fühlte wohl und tröstlich, daß ihr einer gebühre, daß die Übereilung eines rinnenden und zerrenden Augenblickes unmöglich drei Jahre voll Liebe und Sorge und Hingebung wett machen und austilgen können.

So lebhaft aber war diese Empfindung, daß sie in der richtigen Entfernung

in der Luft hinstrich mit der weichsten Bewegung, die sie nur konnte, als müßte sie die Liebkosung recht aus der Zärtlichkeit in sich heraus erwidern, daß ihre rechte Wange glühte und ihr ganz feierlich und lind in der Brust ward, daß ihr eine Fülle von frommen und ungeweinten Tränen sich erhob. Sie tat ein leises und stilles Gebet, gleichviel in welcher Meinung und für wen immer, denn ein Gebet aus solcher Stimmung heraus verrichtet, kann einem jeden nur nützen, wer immer er sei und wo und wie er sich befinde, und wußte doch bei sich, es galt nur der Filippina und Filippinas Kind, und sie verlobte sich zu einer barfüßigen Wallfahrt, wenn ihnen einmal Heimkehr vergönnt sein sollte. Dann aber rappelte sie sich gewaltsam zusammen. Denn der Zug hielt. Die Türen wurden gewalttätig aufgerissen. Aussteigende drängten sich. Reisefertige hatten es eilig. Sie hielt sich zurück und sah sich bedacht um. Allenthalben die gleiche Überfüllung, der gleiche Qualm, dieselbe üble Luft. Aber — sie konnte nicht wählen und nicht mehr säumen.

Nun, gellende Befehle, hastiger und eindringlicher vorgestoßen. Das Gellen der Abfahrtsglocken. Ein Knattern und Schmettern rücksichtslos zugeschlagener Abteiltüren, das immer näher lärmte. Sie richtete sich's ein, so gut sie konnte und so bequem es eben möglich war, wo kein Plätzchen leer geblieben. Sie hatte kein Aug' für die Gesellschaft im halben, trüben Licht um sie. Den Kopf lehnte sie gegen die harte Bank und sie faltete die Hände im Schoß oder sie fingerte sich etwas ab daran. Es war wieder eine schlaffe Müdigkeit und eine große Sehnsucht nach ihrem Schlaf in ihr, vor dem sie aber dennoch insgeheim scheute, als könnt' er ihr etwas bringen oder bedeuten, das verwische, was sie für ewig und unverlierbar hegen wollte. Ein Pfiff, wie etwa der Vogel Roch seine Jungen locken darf. Ein mächtiger Ruck — der endlose Zug fuhr hart an. Das Lärmen der ersten, zögernden Bewegung, die leiser, rascher und gleitender ward. Die hellen Signallaternen, welche ein Stück der Strecke bezeichneten, blieben hinter ihnen. Das erste Wächterhaus huschte vorüber. Der Mond war unter und die Nacht nunmehr tief und still. Nur das Rucken des Zuges und das Ächzen der hart arbeitenden Maschine durchklang, nur das Glühen seiner Stirnlampe durchdrang sie. Dunkle Felder in Gründen. Die erhellten Fenster aber zeichneten sich sehr klar auf dem Fahrdamm ab, wunderlich durch die Schienen gebrochen, und sie führten darauf einen verwirrenden Schattentanz....



Deutsches Drama/ von Alfred Kerr

I.



m 30. November gehn diese Betrachtungen zur Druckerei. Das erste Drittel des Winters ist um. Welche deutschen Gestalten sah es auf der Bühne? Zwei: Wedekind und Eulenberg. Zu Wedekind gab die Bühne bloß einen Nachtrag. Frühlings Erwachen war vorher nicht gespielt worden. Zu Herbert Eulenberg (hoffentlich) bloß einen Vortrag.

Es gibt jahrelang einen Fall Eulenberg. Eulenberg ist Der, der verborgen blüht. Der Anwärter. Der Kommende. Eine Hoffnung. Einer, den man genauer noch nicht kennt ... Und wenn man ihn kennen gelernt hat, ist er noch immer eine Hoffnung ...

Laßt es unentschieden, ob er auch nach dem Blaubart nicht aufgehört hat, eine Hoffnung zu sein ... oder ob er nach dem Blaubart nur fortfährt, eine Hoffnung zu sein.

(Eulenbergs Fall scheidet sich von Ulrik Brendels Fall dadurch, daß Eulenberg dreißig Jahre zählt und ein Mannesalter vor sich hat.)

II.



s gibt ein himmlisches Blaubartstück. Aber wer kennt es? Ich lieb' es mehr als den Maeterlinck und den Eulenberg. Nicht Operette, sondern Musikdrama. Phantastisch ... wundersam. Maeterlincks Ariane, Erlöserin in Blaubarts Schloß, kam erst nach dieser strammen Bauerndirne von Jacob Offenbach, — welche zuvor die sechs andern Gemahlinnen erlöste. Sie schweift nicht (gleich Arianen) in die Ferne: sie heiratet sich den Blaubart. Die sechs verheiraten sich ebenfalls. Himmlisch. Ein Trottelkönig spielt hinein; Serenissimus lange vor Serenissimus. Und die Seligkeiten, Spaßigkeiten, Gespenstereien einer leicht singenden Märchenwelt verdämmern, spuken, lachen in Klängen von magischem Witz, in einer Zauberdramatik, schwebend, gleitend. Und dies alles gibt den einen unsrer berechtigten Standpunkte vor solchen Stoffen.

Eulenberg ist „Bearbeiter der Sage". (Welcher Nachteil.) Er bringt ernst und blutig fünf Schüsseln mit den Köpfen wirklich toter Frauen, zeigt den Heimgang zweier andern, stellt daneben einen blutigen ... und sentimentalen Blaubart. Einen unverstandenen Mann, der unter der Hand Männern und Frauen von seiner Zerklüftung vorweint (wie Eulenberg schon den Münchhausen sentimentalisiert hat, — dieser platzte vor Schluchzerei). Dazu spielt das Erlösungsmotiv hinein: eine Senta wird gesucht; eine Elsa wird gesucht ... Dazu das Neurasthenische, wie beim Herodes; wie bei Schnitzlers Filippo, dem Entschleierer der Beatrice, als welcher schon ein Stück Lustmörder innerlich war. „Den Leib zu kosten, sättigt sie nicht; sie schlitzen den Bauch auf, das Geheimnis herauszuholen" — so erschien mir jener Filippo Loschi, der niemand umbringt als sich selbst: sie schlitzen den Bauch auf, das Geheimnis herauszuholen ... Innige Qual, verlangende Grausamkeit, Verzweiflung sehnsüch-

tigen Mißtrauens, küssende Wut und nagende Wonne, untrennbare Gemeinschaft und ewige Fremdheit — so erschien bereits ein Vorläufer ohne fünf Schüsseln.

Auch Eulenbergs Blaubart ist nicht eifersüchtig auf Paul oder Peter (Herodes ist eifersüchtig auf eine mögliche Zukunft, der Schnitzlerische war eifersüchtig auf einen Traum), ... sondern auch Blaubart ist eifersüchtig auf Dinge. Er sagt zu Judith, wißbegierig — und vielleicht in Lüsternheit bebend: „Erzähl mir alles, was je deine Hände taten." Er will ganz das Geheimnis ihres Wesens besitzen.

Hierfür gelten etwa Formeln dieser Art: Der Nervenmensch! der argwöhnisch und zuckend nach einem Bekenntnis lechzt! Oder nach Bekenntnissen? Schmerzvolle Sinnlichkeiten. Das Weib wird gefoltert. Das Letzte ist vielleicht: Einzelheiten. Einzelheiten werden Balsam. Abscheulichkeiten werden Gnade. Bezichtigungen werden Küsse. Geständnisse werden Delirien, Exzesse, Ineinanderströmen. Jedes Weigern der letzten Offenheit; jeder Widerstand im Überwinden der Scham; jedes Stocken zeugt Wut, irres Toben ... (Ich kann es nicht anders ausdrücken, als ich es einmal ausgedrückt.) Eulenberg ruft: „Erzähl mir alles, was je deine Hände taten!" — es ist das stärkste Wort dieses Dramas, und das einzig starke.

III.





lso ein Jack the ripper aus Seelengier? Wenn sie tot ist, kann sie nichts mehr verheimlichen, denkt Blaubart. (Aber verhehlt sie nicht alles gerade dann?) ... Oder wenn nicht aus Seelengier, so aus Blutgier? Ich weiß nicht. Er stach einem Diener schon lange vorher die Augen zu seiner Bequemlichkeit aus. Freude am Blut. Ein Tier, das beseitigt werden muß. Und weil ihn das Übelbefinden zernagt und er gegen seine Artung nicht kann, wird er „beweinenswert" genannt.

So krank scheint der Sagenblaubart bei Eulenberg; dieser wird sein psychologischer Bearbeiter, Bearbeiter; Begründer, Überbrücker, innerer Beleuchter. Er malt ihn mit Nervenzügen des einsam Niederschwebenden; Blaubart möchte sich (aber mit einer neuen Frau) „verkriechen". Blaubart stört Hochzeiten, Begräbnisse. Blaubart ist Menschenfeind und glaubt: „Im Grunde hassen wir uns alle. Wir sind nur zu feige oder zu faul, es uns zu sagen." Oder: „Wenn wir drei Nächte zusammensäßen, wir disputierten uns keinen Schritt näher." In diesem Blaubart hat sich bei der (so häufig auftretenden) Gewohnheit, Frauen umzubringen, einige Blasiertheit herausgebildet. Er wiederholt sich in Liebesworten: das tut die Monotonie seiner steten Versuche mit einer Neuen. Er beklagt das. Recht schmerzlich (und finster) stellt er fest, was ein Lachender einst in den zwei Versen sagte: „Dies alles, meine Süße, ist mir schon einmal geschehn." — Und inmitten ...

IV.



nd inmitten dieses vernünftiggemachten Märchens, inmitten dieser neuzeitlichen Menschen, dieser Selbstanalytiker jüngsten Kurses plötzlich kindhafte Züge, deren jugendreine Arglosigkeit nicht ganz wahr neben den Psychologierunzeln des Dramengesichts erscheint. Es ist das Pech der Übernehmer, daß sie mit der Sage fertig werden

müssen um jeden Preis. O Bearbeitungen, Bearbeitungen! Der Fall beschäftigt mich schon lange. Ein Psycholog sagt sich: wenn ich einer Frau einen Schlüssel gäbe mit den Worten: schließe ja dieses eine Zimmer niemals auf, — so wär es das Unzweckmäßigste, was ich tun könnte. Ein Märchenerzähler braucht sich das nicht zu sagen. Wird nun der Märchenerzähler zum Psychologen, so spricht er innerlich: „Ich arbeite das auf ‚justament‘; mein Held gibt ihr den Schlüssel justament zur Prüfung, grade weil es das Unzweckmäßigste ist, er stellt sie ‚justament‘ auf die stärkste Probe, er will ihr (justament!) die Versuchung nahe bringen." Also justament.

Der Charakter Blaubarts war verwickelt, zusammengesetzt, neuzeitlich, wie vorhin dargetan; und nach so verhältnismäßigem Tiefsinn geht es — man passe nun auf — husch, husch, husch wie im Kindermärchen. Die schwierigsten Punkte, husch wie der Wind. Bilderbuch... Zwei Akte hat Eulenberg gebraucht, bis nur Blaubart Diejenige-welche heiratet. Jetzt, allein im dritten, geschieht rasch folgendes. Sie bekommt den Schlüssel mit der Weisung ... und übertritt, husch, husch, das Verbot; sie ist entsetzt und sie versteckt, husch, husch, den Schlüssel; Blaubart kehrt, husch, husch, zurück; Blaubart findet, husch, husch, zufällig den in einer Mauerritze versteckten Schlüssel; Blaubart, husch, husch, mordet sie, schlachtet sie, schneidet ihr den Kopf ab. Husch, husch.

Neben dem ... wie sagt man? ... psychologischen Rüstzeug: die treuherzige Sagenkindlichkeit. Das kommt mir vor, als ob eine betagte Frauenrechtlerin plötzlich anfinge, mit dem Baukasten zu spielen. Oder als machte Wilhelm Wundt unvermittelt nach einem Vortrag „hoppa, hoppa, reite — Säbel an der Seite". Oder als zög ich mir, während ich Eulenberg erfahren zergliedere, ein Nachthemdchen an und murmelte: „Iß bin tlein, mein Hez ist rein, soll niemand dinn wohnen als Sesus allein." O Bearbeitungen, Bearbeitungen! (Wozu ist denn die Musik da?)

V.

Eulenberg stiftet sogar noch aus Eignem Kindheitspunkte hinzu. Gar seltsamliche Aberglaubenszüge. So recht ahndevoll. Die Braut sagt bei der Hochzeit (ahndevoll) zur Schwester: „Nun wirst du die nächste Braut" — und sie wird es nachher wirklich; Blaubarts Allerletzte. Oder Blaubart äußert im Beginn (so recht ahndevoll): „Der Wirt wird von den Gästen totgeschossen" — er wird es nachher wirklich. Tja, was nicht alles vorkommt. Und Eulenberg ist bald der kleine Herbert mit Kinderaugen, ... bald Privatdozent an der Universität.

Ein besonderer Umstand würzt seine Zweieinheit: dies alles ist in der Sprache ... nicht einer vergangenen Zeit, sondern eines vergangenen Literaturstils vorgetragen. Aber ich muß nun seine dramaturgischen Grundrisse betrachten.

Will Herbert Eulenberg ferner eine Hoffnung sein, dann soll er einen Irrtum erkennen: der im Auseinanderflattern liegt. Im Kaleidoskopischen. In der Bequemlichkeit. Im losen Zusammenhang. Ich spreche da von allen seinen Stücken fast; im Blaubart ist bessere Gedrängtheit nur schlaff erstrebt.

Es ist nicht schwer so ein Stück zu schreiben. Ich verpflichte mich, dergleichen auf Kommando in einem Monat zu tun: vorausgesetzt, daß ich Nachdenklicheres nicht zu geben habe, als dieser Blaubart gibt. Ein Szenchen; noch ein Szenchen; ein Monologchen; noch eins ... Zwingende Zusammenhänge sind wenig. Es kommt, was einfällt; es kommt, was gut wegfallen könnte. Nicht eben Erwähltes, allzu oft Gleichgültiges.

Etwa so. Ein Episoderich tritt auf, expliziert sich, tritt nochmals auf, begeht Selbstmord; ich denke: „Meinetwegen. Bitte. Los. Immer" — und wenn er tot ist, frag ich nur: „Was wollte der Mann?" Darauf kann Eulenberg jedesmal antworten: „O, die Buntheit des Lebens ... Und überhaupt ... Wer faßt die Fülle des Weltgeschehens ...?"

Nu ja ja, nu nee nee. Ich dachte, das Drama gäbe die Aussonderung aus der Fülle des Weltgeschehens ... Aber gewiß: die Grenze der Aussonderung ist vom Dichter zu ziehen. Eulenberg zieht sie weit. Schön. Eulenberg denkt: ich bin kein Logiker, — ein Hazarddichter bin ich.

Er soll dreimal ein Hazarddichter sein. Es ist wider Hazardszenen im geringsten nichts einzuwenden. Höchstens etwan in dem Fall, daß sie über ein mittleres Maß nicht hinauskommen. Nebensachen soviel ihr wollt. Aber nebensächliche Nebensachen? Also: nicht ein Fehler ist es, worauf ich deute, sondern ein Fehlen. Wieviel Auftritte haben Sie, blühender Rheinländer, nicht schon verfaßt? Mich stört hieran, daß die meisten unter dem Punkt geblieben sind, wo ein nennenswerter Anteil beginnt. Nur das, nur das ist es.

Ein blühender Rheinländer sind Sie, mit liebenswerten Eigenschaften: das entzieht Sie nicht der Verpflichtung, einmal etwas Starkes zu geben. (Statt vielerlei zu geben, was vielfältig ist, ohne stark zu sein.) Ihr Weg ist falsch, ändern Sie ihn. Wer seinen Mannessamen täglich opfert, zeugt verwässerte Kinder. Wer mit gehaltener Kraft umarmt, vielleicht einen Helden. Ich scheide zwischen der Fülle des Weltgeschehens ... und der Verplemperung. Zwischen der Buntheit des Daseins ... und der Bequemheit im Arbeiten. Seien Sie bequem, seien Sie willkürlich, seien Sie kaleidoskopisch, — aber ein Genie.

Mittlerweile müssen Sie sich konzentrieren. Ecco.

... Die Gesprächigkeit manches früheren Stückes (ich scheide zwischen Fülle und Wortfülle, — Gott, was reden die Leute, was reden sie bloß zusammen!) ist im Blaubart schon gedämmt. Die Einkehr wird vorbereitet. In der Kassandra zwang die sozusagen Klassizität dazu. Was nun ohne die Wortfülle bleibt, ist im Blaubart nicht allzuviel. Es wird Köpfe geben, denen er leer vorkommt. Dünn. Wenig. Kein Format. Man empfindet ... nicht nur einen liebenswürdigen Verfasser, sondern vielleicht einen nachdenklichen. Man fühlt: arm an Innerlichkeit ist dieser Mensch nicht. Wie schade, daß von seinem Besitze wenig in einem Werk zutage tritt. Offenbar weil er zu sehr nach Ausbreitung drängt. Weil ihm Sammlung fehlt. Wer in kurzem Zeitraum ein Dramendutzend schreibt, muß bald fürchten Dutzenddramen zu schreiben.

Mittlerweile hat er sich zu konzentrieren.

Herbert Eulenberg ist eine Hoffnung, — und indem ich vorläufigen Abschied nehme, haftet mir im Gedächtnis ein Satz: „Erzähl mir alles, was je deine Hände taten."

Warum? Weil er das vielleicht wirklich erlebt hat. Weil er das vielleicht wirklich einmal zu einer Frau gesagt hat. Weil man fühlt, daß er ihn gefühlt hat.

Hier sei die Placenta seiner Zukunft.

VI.

Davon abgesehn, wird Eulenbergs Schaffen keine Folge haben; es ist eine Folge. Frühlings Erwachen ist eine Folge, wie es ein Anfang ist. Frühlings Erwachen! Wedekinds Erwachen. Erstaunlich, wie das Programm einer Dichterlaufbahn hier im ersten Werk verkündet wird. Mir fiel etwas Abseitiges ein: der stärkste Parallelvorgang. Als Lassalle sechzehn Jahre war, schrieb er ins Tagebuch, was er zu seinem Vater gesprochen. Es gelte den Kampf um die heiligsten Zwecke der Menschheit. Der Vater fragt, warum er zum Märtyrer werden wolle. Er schreibt ins Tagebuch — mit sechzehn Jahren —: „Warum soll ich grade zum Märtyrer werden? Doch wenn jeder so spräche, so feig sich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer aufstehn? — Warum soll ich grade zum Märtyrer werden? — Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zum bestimmten Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit einem Worte, nicht anders kann!" Mit sechzehn Jahren.

Das ist der vorstechendste Fall. Aber Wedekind, durch nichts mit jenem Ferdinand verbunden, umreißt wieder in einem Jünglingswerk haarscharf die ganze kommende Arbeit seines Lebens. Das Programm spricht ein aus dem Leben bereits geschiedener Knabe, nachts auf dem Kirchhof. „Über Jammer oder Jubel sind wir gleich unermeßlich erhaben." Oder: „Wir wissen, daß alles Dummheit ist, was die Menschen tun und erstreben, und lachen darüber." Oder: „Wir lächeln bei ihren Tragödien jeder für sich — und stellen unsre Betrachtungen an." Oder: „Wir stehen hoch, hoch über dem Irdischen — jeder für sich allein." Es ist nicht ein toter Knabe: es ist der atmende Wedekind, der so spricht; der seine Dramenreihe baut auf solchem Gefühl. Wie sieht denn Wedekinds Art bei der ersten Bekanntschaft aus, bevor man dieses Frühlingsdrama gelesen hat? So: „Über den irdischen Marionetten steht er und sieht das Komische an ihrem Untergang, ihrem Herumfuhrwerken, ihrem Elend, ihren Seligkeiten. Er steht außerhalb der Welt." So schien er mir damals. Sein junger Programmverkünder stand wirklich „außerhalb der Welt".

Gymnasiasten und vierzehnjährige Schulmädel. Faustulus und Gretelchen. Hamletinos und Faustulusse der Pubertät. Schwer zu sagen, welche Humore darin vereinigt sind. Kleinigkeiten erinnern sogar an Jean Paul Friedrich

Richter aus Wunsiedel, — verschimmelt und verschollen, vergilbt und vergessen, unsterblich dennoch. Kleinigkeiten. Wie in der Geschichte vom Armenadvokaten Siebenkäs ... nicht ein Medizinalrat Brausepulver, sondern ein Obersanitätsrat Ölhafen vorkommt; wie der Name Stiefel in tragischem Zusammenhang auch dort auftritt; wie jemand ahnungslos auf dem Kirchhof auch dort ... nicht den Namen Wendla liest, sondern unvermutet die Grabschrift: „Hier ruht in Gott Wendeline Lenette ..." Ein Zufall. Die Humore der zwei Männer haben so wenig miteinander zu schaffen wie die Handlungen der zwei Werke. Bei Jean Paul Erfüllung; stiller Tränenblick; Linderung. Bei Wedekind eine Wendung zum Satanismus...

Schon damals zaudert dieser Poet nicht, manchmal das erste, beste daherzureden. Aber sein Werk enthält Geniepunkte. Sie stammen ... ich kann nicht sagen: von einem Dichter; sie sind die Quintessenz eines Dichters. Stengel und Knospen vom Stamm des Genies. Was unter der Hand grobschlächtig in epischer Darstellung Heinrich Laube streift, die Beziehungen von Kindern beim Verstecken, das wird hier zu einem Daseinstrauerspiel. An die education sentimentale von Flaubert mahnt es mich, wenn sich im Weinberg ein fröhliches Masturbationsbürschchen mit seinem Freund die Trauben in den Hals hängen läßt und spricht: „Wenn wir in dreißig Jahren an einen Abend wie heute zurückdenken, erscheint er uns vielleicht unsagbar schön." So ist das Leben. Dieser Knabe hat zuvor einen einsamen Auftritt ... wo? Dort, wo der greise verzweifelte Komponist sich versteckt, um auf den Kammersänger zu lauern ... Hänschen Rilow versenkt an diesem Ort (Blaubart nennt er sich beiläufig, weil er Mehrere hat) die Bildnisse phantasiemäßiger Flammen, die ihn angeregt; Psyche von Thumann ist darunter. O versenk', o versenk' ... sagt das Lied.

Ich hätte keine Angst, wenn so eine Szene vor einem kleinen Parkett innerlich Reifer gespielt würde; vor durchschnittlich tapferen Menschen; vor einem geschlossenen und entschlossenen Kreis. Entweder, oder ... Aber es gibt bei uns nur halbe Sachen. Das Werk erschien in einer Stutzung für den Gebrauch zahlender Delphine.

... Jüngere Dramatiker werden von diesem Stück nichts zu lernen haben, — doch von diesem Autor.

Geht hin. Seid unbekümmert um Gott und um die Welt. Bloß um eines nicht: um die Gestaltung der Dinge, die ihr in euch tragt.

Und in diesem einen Satz empfangt ihr (wenn ihr zuvor etwas empfangen habt) das große Geheimnis aller Siege.

Seid unbekümmert ...



Altern
von Richard Beer-Hofmann

Graute dir nicht vor dem Baum, der
Ewig nur in Blüte stände,
Ungerührt vom Gang der Zeiten,
Ewig starr in ihrer Wende?

Alle duftend weißen Blätter
Will die Blüte von sich streifen,
Tief im Kelch schläft ihr die Sehnsucht
Nach des Sommers heißem Reifen.

Von den sterngegrüßten Wipfeln
Zu den Wurzeln in der Erde
Kreist und pulst der tiefste Wille,
Daß die Blüte Frucht auch werde.

Blüte — Frucht — und wieder Samen!
Was ist Anfang, was ist Ende?
Nicht um ewiges Blühen hebe,
Flehend, du empor die Hände!

Wolle nicht, daß die da droben
Ewiger Satzung dich entbinden,
Fliehe nicht vor Vorbeschloßnem,
Stehe still — und laß dich finden!

Bebst zurück du vor dem Altern?
Schreckt dich eines Wortes Hall?
Sprich zum Stein nicht: „Du verwitterst!"
Wenn er reifet zum Krystall!

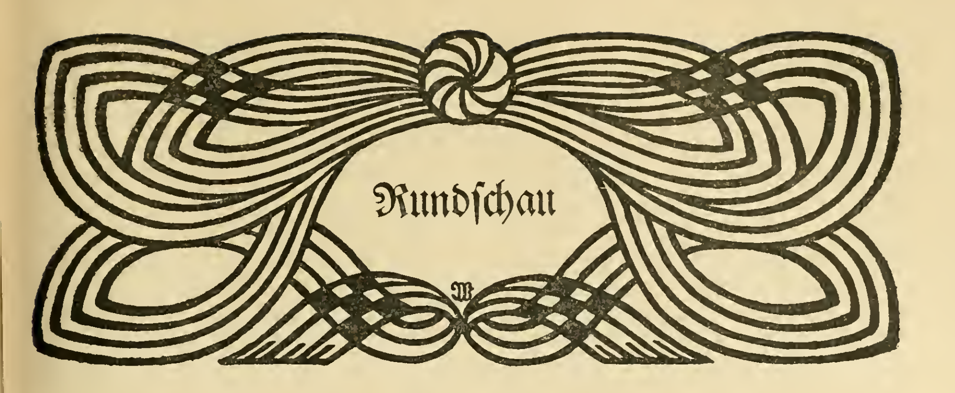
Fühle selig dich verschwistert
Du, dem Baum, dem Stern, dem Stein!
Furchtbar wär es, ausgeschlossen
Vom gemeinen Los zu sein!

Sterne, die ins Weite kreisen,
Kennen Unten nicht, noch Oben;
Raum, wie Zeit: Gespinst, Gespenster,
Die die Sinne um dich woben!

Blühen Welken, Tod und Leben —
Kerker, die du dir gemauert!
Brich sie, tritt hinaus ins Freie,
Wo dich klare Luft umschauert!

Dir zu Häupten, dir zu Füßen —
Stern, der steht — und Stern, der irrt!
Alle kreisen! Tritt zu ihnen!
Keiner war — und jeder wird!





J. J. David

Wir ehren das Andenken des erlösten Dichters am besten, indem wir in diesem Hefte seine nachgelassene Erzählung veröffentlichen, die für die Gattung seiner westslawischen Kunst bezeichnend genug ist — von ihm selbst „Fragment" genannt. Zugleich gibt sie die Probe seiner Kleinmalerei, die bei ihm einen fast dekorativen Zug angenommen hatte, scheinbar im Widerspruch mit seinem Wesen. Er war Historiker mit innerem Gesicht. Er liebte das Werden auf kulturhistorischem Hintergrunde. Alle seine mährischen Geschichten sind von dieser eigenen Pracht, die sich aus Erinnerungen an die Heimat, Gefühl für Menschlichkeiten, Organ für das Detail seltsam zusammensetzt. Seine Reisen sind nichts anderes, glühende Ausmalungen historischer Erlebnisse. Und sogar seine Selbstbekenntnisse sind nichts anderes. Leiden im Zeitungsberufe, Mühen in der Schriftstellerei zergliedert er mit handwerklicher Peinlichkeit, um ein Bild leuchtenden Schmerzes daraus wieder zusammenzusetzen. Einige dieser Aufsätze „Vom Schaffen" hat soeben noch Diederichs als ein merkwürdiges Büchlein herausgegeben. Man erkennt den Menschen, in dem tiefe Bildung und die Not des Tages, Schaffensdrang und Verantwortlichkeit wunderbare Dramen entwickeln. Die meisterliche Energie, mit der David prüfend sein Werk und jedes Wort seines Werkes gestaltet und geschliffen hat, war nicht nur eine Pflicht gegen das Leben, sondern viel mehr: ein Adelsgefühl des Geistes.

Tanz, Gesang und Saitenspiel

Ich bin heute schrecklich ernst und knurre wie ein Philosoph. Denn ich habe drei künstlerische Wirkungen verspürt und beruhige mich nicht damit, sie genossen zu haben, sondern denke fortwährend über den Wert ihres Eindruckes nach, Probleme wälzend wie ein Südwest, der die Wolken auseinandertreiben will und sie doch nur zusammenballt. Ach, liebe namenlose Freundin, an die ich in unbekannte Fernen alle diese Briefe richte, warum läßt du mich nicht im ruhigen Besitz meiner Empfindungen, sondern zwingst mich, sie zu analysieren, zu beschreiben, zu messen? Ich denke mir, daß du mit einem fluchwürdigen Sphinxgesicht vor diesen Zeilen sitzest und mich in Grund und Boden anblickst, um die letzten Fasern meines Gangliensystems bloßzulegen. Du willst unterhalten sein von meinen Sprüngen, ich habe mich dir verschrieben — verschrieben! Und ich gehorche.

Tanz, Gesang und Saitenspiel — ich trug den Titel wochenlang mit mir herum, er klingt gut und ist rhythmisch und er bezeichnet etwas von dem, was ich sagen soll. Aber er umkränzt ein Chaos. Ich will erzählen von der indischen Tänzerin Ruth St. Denis und von dem Tenor Caruso und von der letzten Symphonie Gustav Mahlers. Wäre ich ein Feuilletonist, so würde ich die Übergänge mit kleinen japanischen Brücken maskieren, die dich amüsieren sollten — aber ich bin ein gewöhnlicher Mensch und ich sage dir, es ist da nichts überzugehen, es ruht alles zusammen auf dem Grunde meiner Seele, und was da klingt wie

ein Bericht von Berliner Neuigkeiten, sind Wälder voll Blumen und rätselhaften Lianen in dem Dämmerschein der künstlerischen Erregung.

Ruth St. Denis ist ein guter Name. Er verbindet das Orientalische mit dem Parisefischen, das Sinnliche mit dem Heiligen. Viererlei Tanzarten gibt es heute, den französischen Tanz, der die Eleganz des Körpers auf seine letzte Künstlichkeit bringt, den amerikanischen, der die Hygiene der Bewegung zu einem Kunstwerk ausbildet, den spanischen, der die Mimik der Sinnlichkeit leidenschaftlich dramatisiert, und den orientalischen, der die Glieder des Körpers im Rausche einer Ekstase löst. Ruth ist geborene Amerikanerin, wie die Duncan, aber sie hat nichts Hygienisches des „Delsarte"systems, nichts lehrhaft Gymnastisches. Sie hat den Orient nie gesehen, aber sie hat ihn im Leibe und hat ihre Gangesträume in Paris zivilisiert. Sie ist eine Pariser Indierin, eine Königin der Bauchtänze. Die Beweglichkeit der Hüften ist die letzte Gelenklösung, die rhythmische Verklärung der Erotik. Sie tanzt ihren Buddhatanz mit nackten Hüften in einem goldenen Bolero und einem goldenen Faltenrock, zwischen denen der Gürtel ihrer Haut stehen bleibt. Sie hat an den Fingern smaragdgrüne Ringe, die bei der Schlangenbewegung ihrer Arme wie sündige Augen leuchten. Ihre Arme sind die tänzerischesten, die je eine Tänzerin hatte. Sie ringeln und wellen sich, wie erotische Tiere, die von unklaren Sehnsüchten gepackt sind. Ihr goldener Rock ist der musikalischeste, den je eine Tänzerin hatte. Er umkreist ihre bloßen Beine in abgemessenen Wellen, deren Ende auf den Takt berechnet ist; die Wellen durchschneiden sich und glätten sich wieder, wenn sie am Boden kauert und wie eine Lotosblüte aus den Chiffons sich empor entwickelt, in jeder Sekunde der Bewegung ein organisches Gewächs. Ihre Füße sind die pariserischesten, die es je gegeben hat. Sie akkumulieren den Rausch des Körpers auf ihre winzigen Berührungsflächen, drehen, schieben, kreuzen sich in einer exakten Wonne, als ob sie die Liebe aller rechten zu linken Leibeshälften in Verse gebracht hätten. Ihr Rumpf ist eine Ahnung besserer Welten. Kein Pessimist, kein Schwarzseher kann bestehen vor dieser entzückenden Wendung, mit der sie die Hüfte aus dem Leibe vordrängt, mit der sie die Süßigkeit aller Bewegung zurückhält, wenn sie geht, wenn sie sich dreht, wenn sie sich gar beugt, hintenüberbeugt, eine Trinkschale am Munde. Der Tanz ist der Triumph des schönen Körpers. Schlank ist sie und wie angefüllt mit Reizen der Rhythmik, die sich im Kunstwerk auslösen. Trächtig von Bewegung ist sie, wie die Tiere des Hohenlieds. Sie hat ein ovales Gesicht. Runde Gesichter haben alles schon gegeben, ovale versprechen alles. Siehe, meine Freundin, du bist schön, und deine Augen sind wie Taubenaugen.

Wunder der Natur, die einem schlanken Mädchenkörper erlaubte, seine eigene Nymphe zu werden und die Landschaft ihrer Sinnlichkeit unseren Sinnen zu geben, daß wir auf eine Stunde in dieser stummen Kunst Ordnungen von Schönheit genießen, die uns kein grauer Tag geben kann. Problem der Natur, die einige Spalten in den Himmel öffnet, daß wir stumm die stummen Bajaderen schauen, um in Schmerz zurückzubleiben. Problem der Natur, die einem kleinen neapolitanischen Gassenjungen eine Stimme gab, daß er beide Hemisphären nicht nur mit seiner Gesangskunst fortriß, sondern Offenbarungen Gestalt werden ließ, die kein Komponist nur hätte ahnen mögen. Spalten des Himmels! Was ist da geschehen? „Aïda" hat eine wundervolle Musik, eine musikalische Musik, die für sich lebt, durch den Kopf geht, in der Erinnerung bleibt für Freuden und Leiden des Daseins, eine personen- und handlungslose Musik von absoluter Reinheit. „Aïda" ist dabei ein Drama, es treten darin dunkle Liebhaberinnen auf, verräterische Soldaten, harte Priester, die wir nie an unser Herz geschlossen haben. Sie sind für uns nichts als Beamte dieser schönen Musik, die sie singen müssen, weil sie Sänger braucht, die sie sprechen müssen, weil sie Worte braucht. Nicht Rhadames und Aïda hießen diese Träger der Musik an dem Abend unseres Opernhauses, den ich zu einem Feiertag erklären möchte, heiliger als alle Sabbate, sondern sie hießen Caruso und Destinn. Die schönsten aller männlichen und weiblichen Stimmen liebten sich, sie hatten

sich im Weltenraum getroffen, von irgend einer ägyptischen Fee verführt und sie schlugen in einem Feuer zusammen, gegen das die Sonne erbleichen muß. Sie hatten ägyptische und äthiopische Kostüme angezogen und sprachen italienisch, aber sie sangen die große Weltsprache der Liebe, die Kunst ist, der Kunst, die Liebe ist, Opferflammen der Hingebung; über denen ein Gottesdienst abgehalten wird. Als ihre Gesangsseelen sich erblickten, wußten sie, daß sie zueinander gehören: ein Tenor von einer Kraft und Schönheit und Männlichkeit und Sicherheit und Menschlichkeit im Portamento und ein Sopran von einer Sinnlichkeit und Farbe und Schmiegsamkeit und Wechselbarkeit und Opferfreudigkeit — welche Hochzeit! Was die Tänzerin stumm in ihrem Körper darstellt, das Mysterium der Erotik, gab dieses Duett in der Stimmenvermählung, im Angriff des Mannes und der Hingebung des Weibes, das helle Feuer des einen, das dunkle der anderen aufschürend und vermischend. Es gibt Künste der Intimität und der Distanz, die als das edelste Menschenwerk uns freuen — hier ist Landschaft der Natur gewesen, elementarstes Schauspiel eines Stimmenfrühlings von einer Kraft des Eindrucks, die ans Mythologische grenzt. Caruso hatte am ersten Abend mit der mondänen Farrar den Herzog des „Rigoletto" gesungen, am zweiten mit der braven Rothauser den Don José, jetzt trifft er die Aida der Destinn, und alles, was er bis dahin als Elegant der Technik und dramatischer Draufgänger versucht hatte, bricht in diesem Hochzeitsduett als heldenhafte Leidenschaft heraus, Phänomene, die ein nicht verwöhntes Publikum in Taumel versetzen. Die an diesem Abend im Opernhaus waren, hatten alle das Gefühl, etwas Außerordentliches zu erleben: die magnetische Auslösung zweier hinreißend schöner und verblüffend funktionierender Stimmen, die von Ptah oder irgend einem andern Gott für einander bestimmt waren. Der irdische Leiter dieser göttlichen Stunden war Leo Blech, und was wir Zuschauer nur tatenlos empfanden, setzte er ins Werk um, er lenkte den Wagen der Ensembles mit bewundernswerter Größe und Beherrschung.

Laßt mich von diesen Gewittern wieder zurückkehren in das Chaos der künstlerischen Konzeption, fern von der Bühne, fern vom vielköpfigen Publikum, in die einsame stille Stube, wo das Kunstwerk erdacht und im Geiste probiert wird, fern von den Vollkommenheiten der Technik in die ursprünglichen Gründe des Schaffens. Noch dreht sich keine Erde in vorgeschriebenen Bahnen um die Sonne, noch nicht um sie der erkaltete Mond, noch ist es finster auf der Tiefe, der Geist der ungeschiedenen Elektrizität schwebt auf dem Wasser, das noch nicht den Namen Wasser verdient. Der Symphoniker spricht mit sich selbst und notiert seine Vorstellungen in den Hieroglyphen, die wir Noten nennen, flebt Geigen und Klarinetten an, sich seiner Ängste anzunehmen. Brahms baute pflichtvoll aus Beethoven und der Romantik, Bruckner improvisierte redlich in naiver Anbetung moderner Farben, Vincent d'Indy schrieb die geistreichen Assoziationen seines musikalischen Gehirns auf — Gustav Mahler ringt mit sich selbst. Indem er empfindet, gestaltet er; indem er formt, entwickelt er sich. Tonalitäten fließen bunt übereinander, von Zeit zu Zeit lassen sie schlichte Volkslieder und die Holzschnittanmut primitiver Musik durchblicken. Er empfand mit heißem Herzen Vergangenes und Zukünftiges, sich und die Welt und selbst dieses Hamletwesen. Er wußte, daß er die schönen Fertigkeiten von Brahms und die schönen Unfertigkeiten von Bruckner in einer neuen lyrischen Form streiten zu lassen hatte — wie schmerzlich, ein lyrischer Streit, ein eigenwilliger Zwiespältiger. Er schrieb seine Symphonien als eine Folge dieser Erlebnisse. Sind sie Kunstwerke, in eine Kiste zu packen und frankiert zu adressieren? Sie werden bei jedem Empfänger Strafporto verlangen und werden auf dem Transport noch leicht zerbrechen. Aber der Einsichtsvolle wird sie nicht zur Dekoration seines irdischen Daseins verwenden, er wird sie lesen als Geständnisse, als Fragmente, als Aussprachen. Die letzte Symphonie brachte uns Oskar Fried, der begeisterte Berliner Interpret seines seelenverwandten Mahler. Sie ist im ersten Satz das Fertigste von Mahler, im letzten das Drängendste. Mit jenem schließt er ab, mit diesem beginnt er etwas Neues. Dazwischen ergeht er sich, bald beruhigt,

bald nervös — in der Sprache der Symphonie ein langsamer Satz, und ein Scherzo. O Scherzo, schmerzlichstes Geständnis aller Beethoven-Menschen, was ist dein Name! Mahler ist ein Künstler; es gibt Stellen, die widerstreben, aber keine einzige, die ohne den Geruch der Seele ist. Keine seiner Symphonien war so sein Bild wie diese. Man hört Türen zuschlagen und neue öffnen, Grübelei und Resignation, Überlieferung und den Schrei der gepreßten Brust, für den ganze Bläserchöre nicht genügen. Das eine Publikum wird sie aus irgend einer Ecke des Verständnisses heraus gutheißen, das andere aus irgend einer Ecke des Mißverständnisses nicht. Aber das Publikum ist dazu da, damit solche Werke aufgeführt werden. Sie müssen geboren werden können, um überwunden zu werden. Sind wir nicht die Hüter dieser feinsten künstlerischen Prozesse, die selbst im Torso die tiefsten künstlerischen Vorgänge unserer Zeit enthüllen? Ich will heute nicht von Instrumenten und Motiven sprechen, um dieses Stück Schöpfungsgeschichte nicht zu verkleinern.

Dumpf und unentwirrt fließen die Vorstellungen des Schaffenden aus seiner gestaltungsfrohen Seele, am ersten Tage der Genesis. Erst am letzten schafft er sich die Menschen, die sein Werk zu verkörpern haben. Auf seinem Saitenspiel klingen klagende und freudvolle Melodien, nicht schön, nicht häßlich, nur müssen sie geboren werden, um erlöst zu sein. Dann entsteigt der Körper dem Meer und gibt dem Auge die Vollendung des Tanzes, Mann und Weib scheiden sich, um im leidenschaftlichen Liebeslied ihre Seelen vermählen zu können. Die Welt, zuerst Vorstellung und Gefühl, ist Auge und Ohr geworden. Amen.

O. B.

Ein Roman von Max Burkhard

Schade, daß Sie im Reiche draußen diesen Dichter nicht zur Genüge kennen. Daß er Ihnen vielmehr, wie ich manchmal, hoffentlich mit Unrecht, zu beobachten glaube, als ein Kuriosum vorkommt. Natürlich: über Wiener, die was leisten, fällt ja immer die tratschende Legende her. Und hat man erst von einem gesagt, daß er einen „Stößer" trägt, daß er ein Wildling ist, für den sogar eine Königliche Hoheit, der Obersthofmeister sterbliche Irdische waren, daß er dazu Hofrat ist, ein großer Jurist, der das Aufbegehren, ein heftiges Rechtsgefühl so sehr im Blut hat, daß ihn keine satte Lebensstellung maultot macht — na, dann steht ja für das Gefühl unserer braven Literaturreporter die Figur da. Und bei jedem neuen Werk des Mannes wird die alte Leier wieder gesungen, weil das bequem und „sicher" ist.

.... Schade auch, daß ich es verlernt habe, ordentlich disponierte Buchbesprechungen zu schreiben, in denen rein und unwiderleglich das Wesen eines Autors aufgezeigt und zerlegt wird, als Einleitung, so im Vorübergehen. Dann sein Zusammenhang mit der alten, romantischen und zeitgenössischen Literatur. Womöglich sein besonderes Motiv, dieses Buch geschrieben zu haben, die Tendenz, ja, wenn's sich irgend machen läßt, die Tendenz. Es ist doch klar, daß keiner dichtet, weil ihm es so oder so ums Herz ist, sondern nach Grund und Zweck, weil dieser Stoff aktuell ist, diese Behandlung den oder jenen ärgern wird usw. Wir sind doch hier in Wien eine festgefügte Clique, nicht wahr, es muß also alles haarscharf zusammenstimmen — wenn nur der Rezensent ordentlich kombinieren kann ... Und jeder einzelne muß Jahr für Jahr machen, was ihm durch die heilige Kraft des Schlagwortes zugeteilt ist; Bahr muß sich fleißig verändern, heissa, hurtig, immer zu; Hofmannsthal emsig entlegene Kulturen destillieren; Schnitzler Lebemänner „zeichnen". Und so weiter. So hab ich's wenigsten's tausendmal gelesen — die Legende von „Jung Wien" (auch eine idiotische Zusammenfassung) sowie jene vom Kaffeehaus, in dem hier die Literatur festgesetzt wird. Wo ist's? In Währing, Rodaun, St. Veit oder St. Gilgen?

Über wen gifte ich mich eigentlich? .. O, über niemanden. Nur daß der neue Roman von Max Burkhard „Gottfried Wunderlich" noch nicht in vielen tausend Exemplaren verkauft ist, finde ich traurig. Es ist das nämlich ein liebes, herzliches, schönes Buch, so stark und eigen wie kein anderes der letzten Jahre.

Ein österreichischer Roman. Aber diesmal ist das Österreichische die Hauptsache. Der „Gottfried Wunderlich" ist nicht eines jener Bücher, die mit mehr oder weniger Talent und Plastik irgend eine Geschichte erzählen, die überall geschehen könnte und zu der als angepicktes Milieu Kahlenberg, Wiener Wald und Wiesen Coulissen stehen. Aus dieser Erzählung duftet wahrhaftig jene heute rein bezwingende, morgen bedrückende und aufreizende physische und geistige Atmosphäre, die unser Land, unsere kulturelle Existenz hat, die uns Österreicher immer wieder einfängt, stolz macht und gelegentlich recht nervös. Die Fäden unserer Entwickelung, die Grundlinien österreichischer Menschen, die latente Stimmung unserer Natur spürt man unglaublich stark beim Lesen dieses einfachen Romanes. Man erfährt von der Jugend und der Entwickelung eines jungen Mannes. Doch ist dieser Bericht beileibe nichts so schreckliches wie die in den letzten Jahren ja recht beliebten melancholischen Ausweise über die etlichen Weltanschauungen, durch die man durchrutschen kann, wenn man fleißig Büchl liest und aus seinem Leben eine Exzerptensammlung macht, die von Marx „Kapital" bis Huysmans „A Rebours" alle „Entwickelungen" besitzt. Nein, das ist ein liebes Buch von einem kleinen Jungen, der von einer Tante aufs Konvikt in Kremsmünster getan wird. Er ist noch ganz weich und brav und ehrfürchtig, voll von gutem Willen und Musterhaftigkeit. Der brave Gottfried kommt nun unter lauter schlimme Buben und hat zu Herren diese geistlichen Lehrer, die jahraus, jahrein gewöhnt sind mit den ärgsten „Saufnochen" — so charakterisiert einer von ihnen die hoffnungsvollen Jünglinge — umzugeben. Natürlich spiegelt sich in diesen Klosterlehrern die Jugend auf sonderliche Art und ein Bub, der brav ist, wird rasch verdächtig. So muß Gottfried bald jenes große Staunen erleben: daß man ja nicht aufrichtig und wahrheitsliebend und anständig sein darf, wenn man mit Lehrern und Kollegen gut auskommen will. Das ist mühsam und führt zu Komplikationen. Gottfried lernt sehen. Schule und Leben nehmen ihn in die Lehre. Er wird durch die Jahre geschoben und die Menschen, mit denen er zu tun hat, bekommen allerlei wechselnde Gesichter. Allmählich glätten sich Falten, Geheimnisse lösen sich, an hartherzigen gemeinen Professoren entdeckt er die Schicksale, die sie formen, so gut wie ihn; verwurstelte Charaktere zeigen sich im schnellen Aufblitzen einer Sekunde im verstehen-machenden Lichte. Eine sonderbare Gesellschaft ist ja schließlich jedes österreichische Gymnasium und gar eines, wo die Kirche noch einen besonderen Horizont, nicht unähnlich einer Bretterwand, vor harte Köpfe hingebaut hat. Gottfried wird ein Jüngling, disputiert fleißig und entdeckt die Liebe. Mit jener jünglingshaften Wut, daß man seinen raschen Trieben unterworfen und kein römischer Charakter ist. Wie ekelhaft, daß man verschiedene Frauenzimmer sogar gleichzeitig begehren kann und jeder schöne und warme Worte sagen . . . Vor solcher Teufelei möchte er sich retten. Und zugleich auch vor dem rauhen Atem des Lebens, vor Kampf und Brotsuchen und Not und Sorge. — Da haben's die Klosterherren gut, die haben ihr warmes Nest, sind vor Hunger und Einsamkeit geschützt. Er glaubt's trotz mancher Warnung. Trotzdem er nicht glaubt. Das wird kommen, meint er. Aber nur die große Verlassenheit kommt, die Erkenntnis, daß kein herzlich-frommes Gefühl die geistlichen Brüder eint, sondern Hochmut, Abgeschlossenheit, Kleinlichkeit sie in ihren Zellen sich einkasteln lehrt. Nur einer öffnet sich ihm, einer, dem der nahe Tod die Lippen löst und der rät ihm, die Ketten abzutun. Aber auch diese Warnung verklänge, wenn nicht eine stärkere Stimme ihn aus dem Kloster holte; nicht umsonst ist er auf dem Lande groß geworden, ist Ferienwoche um Ferienwoche über Felder, Bergwände, Waldwege und Gräben gelaufen. Da hat er die Innigkeit der Natur fühlen gelernt. Und als er im Sommer einmal in einer Jagdhütte haust, zieht er mit den Lederhosen eines Forstknechtes auch die unbekümmerte Art des freien Burschen an und mit jedem Stückl Speck, das ihm die Mäuse in der Hütte oben lassen, ißt er Kraft und Selbständigkeit und lernt eine anständigere Beziehung zum Leben als die feige satte der Klosterherren. An einem schönen Morgen, auf einer Wanderung über die Berge kommt er in ein Sennerinnendorf an einem Bergsee. Dort rinnt in den Adern der Mädl ein heißes, junges, unverdünntes Blut. Dort

erwacht er ganz und dann geht er eines Tags wieder ins Tal, schreibt dem Kloster seinen Adien-Brief und hängt die Kutte lustig an einen Stecken. Sie flattert im Wind. Er kehrt vergnügt für eine Weile zu einer angenehmen Sennerin zurück.

Der Inhalt, Verehrte, ist ein Gerüst. Der Ton aber und diese prachtvolle Durchdringung der Natur, die Seite um Seite gibt — das sind die seltenen Gaben des Buches. Kurz, Sie müssen den „Gottfried Wunderlich" lesen; er ist nicht so langweilig wie die Inhaltsangabe. Ich gebe ja zu, daß dieses österreichische Buch nicht so ernst und öd ist wie Hilligenlei-lilera-lilerum — Burkhard ist eben wirklich nicht einmal ein protestantischer Pastor —; aber dafür steckt hinter dieser Erzählung ein Mensch, hören Sie doch ein lebendiger Mensch, den man nicht nach fünf Minuten erledigt. Und von diesem Artikel gibt's ja, soweit mir bekannt ist, nicht allzu viele in unserer nie genug zu preisenden Literatur.

W. Fred

Aus dem Königreich Apfelsinia

Eine schöne Bescherung haben wir da angerichtet, vor sechs Jahren, mit unserer — unserer — na, heraus damit: mit unserer „Kunst im Leben des Kindes". Ist ja auf diesem greulichen Planeten unmöglich, irgend etwas Vernünftiges auszusprechen, ohne daß man alsbald im Ärger darüber erstickt. Entweder es ist „schwer" zu kapieren; dann stürzt die Meute herbei. Oder es ist „leicht" zu kapieren — der schlimmere Fall —; dann wird es in einem halben Monat so gründlich banalisiert, daß man sich selbst mit seiner Wahrheit bis ins dritte und vierte Geschlecht verflucht. Ein paar frischvergnügte Menschen wollten mit etwas Fröhlichkeit und Manierlichkeit einigen Staub auskehren. Aber da kamen die Leute mit den Brillen, und die Leute mit den Talaren, und die Leute mit den Geschäftsbüchern, und die Leute mit der „Begeisterung". An jeder Ecke stand einer: „Ach, sind Sie nicht der Herr mit der K . . . . ." — — Zähne einschlagen! Totschlagen!

Dennoch bleiben kleine „Tröste". Das Bilderbuch namentlich ist aus der schlimmsten Misere heraus. Erlauchte, edle und geehrte Namen haben ihm Reverenz erwiesen. Sehr reizend ist es, wie sich Deutschland dabei scheidet. Die Norddeutschen haben in ihren malerischen Sorgen für solche Allotria keine Zeit. Slevogts Ali-Baba blitzt von Geistreichstem; aber zu einem Kinder- und Hausbuch eignet es sich ungefähr wie das „Heldenleben" zur Hausmusik für Nonaströpsel. Die West- und Süddeutschen sind bravere Leute, mit dekorativen Tendenzen, Volkskunstsehnsüchten, Linienpoesie und naiverem Empfinden. Der alte Thoma hat sich nicht zweimal bitten lassen, einzuspringen. Daß er für diese heiligen Kleinigkeiten ein Meister ist, werden ihm vermutlich selbst Meier-Gräfe und Scheffler zugestehen. Er hat ein ABC-Buch herausgegeben (bei Jos. Scholz, Mainz), dessen Bilder den Babys von heute nicht mehr aus dem Kopf gehen werden. Er hat Landschaften zum Nachmalen zusammengestellt, die jede junge Seele weiten müssen, und jetzt sogar im Grimm gegen den Stumpfsinn der Ansichtskartenpöbelei ein Postkartenalbum gewagt (gleichfalls bei Scholz). Alles Innigkeit, liebe Empfindung und Kinderträume; gelegentlich auch ein Schuß ins Gruselig-Phantastische, das nicht fehlen darf. Aus Karlsruhe sekundiert ihm Volkmann, gegenwärtig mit einem neuen Buch unter dem ehrwürdigen Titel „Strabanzerchen" (bei Schaffstein, Köln), zu dem er auch die Reime geschnitzt hat; famos frisch und sonnenhell in der Farbe, anschaulich, klar, vergnügt, voller fideler Kontraste, und mit einer „Weiträumigkeit", daß das Herz hüpft. Ähnlich, wenn auch nicht so reif, ist ein Buch von Gertrud und Walther Caspari (bei Alfr. Hahn, Leipzig), den glücklichen Erfindern der lustigen Kinderstubenfriese mit den Plakatfiguren. Es hat den entsetzlichen Titel „Kinderhumor für Aug' und Ohr" — brrr! —, doch das sollen die Bilder nicht entgelten. Noch weiter im Plakatstil, aber noch innerhalb der Möglichkeitsgrenze, ist Stewart Orr vorgedrungen, der die höchst abenteuerlichen Schicksale der beiden „Lustigen Seeleute" von Gustav Falkes Gnaden (Schaffstein) wirklich und wahrhaftig darstellt. Ich rate Euch, macht einen Ausflug in dies Gacker- und Gluckland, wo der Fuchs

nächtens eingesackt wird. Es ist dem Königreich Apfelsinia benachbart.

Hier wird jetzt tüchtig in Tradition gemacht. Die alten „Kling-Klang"-Reime holt man gravitätisch aus dem Schrank, stäubt sie ab und stellt sie auf den Tisch, und die blonde Weimarerin Susanne Weichberger zeigt Euch in liebenswürdigen Bildchen, wie's gemeint ist (Loewes Verlag, Stuttgart). Oder man treibt Hosenmatz-Bibliophilie und druckt die Hey-Speckterschen Fabeln in Typen, Papier und Umschlag der Originalausgabe von 1833 nach (Schaffstein). Oder man rückt mit den alten Liedern an, setzt sie, daß jedes „Fräulein" von Distinktion ihnen gewachsen ist, und läßt Ernst Liebermann die Dekorationen zu diesen Konzertaufführungen machen (Scholz, Mainz). Liebermann versucht es auch, den verewigten Kater Murr zu galvanisieren (Berlin, Herm. Seemann Nachf.) ... Aber was ist das? da marschieren höchst seltsame Gestalten heran. Zwergenkönig Nickebock, der schwarze Herr Wassermann (bitte nicht verwechseln!), die Hasenmutter, die fast so unangenehm ist wie die Rattenmamsell, und der Waldriese, der soviel fraß, daß er platzte — gruselig-sympathisches Gelichter vom Stamme Wilhelm Schulz, mit dem Familiennamen „Prutzeltopf" (Langen, München).

Jedoch in diesen Staaten wird auch moderne Kunst mit allen Schrecken getrieben. Die Kinder freuen sich, wenn alles auf einfachste Formen reduziert wird; das ist ihre Welt. Aber wenn der Herr Maler nun anfängt, mit den also reduzierten Formen zu spielen, so geht das über die Grenze ihres Gripses und sie lachen ihn aus. So Herrn K. F. von Freyhold, der sich für kurzhosige und langzopfige Kunstfreunde und -dinnen in persischen Miniaturen übt („Sport und Spiel," bei Schaffstein). Lesebücher für angehende Snobiculi. Vorbei, vorbei! ...

Die modernen Dichter sind gescheiter. Paula Dehmel kennt ihre Pappenheimer, und wenn sie mit ihrem „Rumpumpel" (wieder Schaffstein) ihren Schabernack treibt und Verslein von der Schönheit dieses erfindet:

> Guten Morgen, ihr Beinchen!
> Wie heißt ihr denn?
> Ich heiße Hampel,
> ich heiße Strampel,
> und das ist das Füßchen Übermut,
> und das ist Füßchen Tunichtgut —,

so verzeiht man sogar Karl Hofer seine preziösen Freyholdiana.

Ein neuer zuverlässiger Kinderfreund ist daneben eingerückt: C. Ferdinands. Schon sein „Ri-Ra-Rutsch"-Büchlein, bei dem ihm Volkmann half, und das nun in zweiter Auflage erschien (Berlin, B. Behr), kündigte einen gar lieben Rattenfänger an. Aber sein jüngstes Buch „Im Sommergarten" (Nürnberg, Nister), wofür er sich Liebermann holte — Ernst, nicht Max —, ist ein Schatz. Solche Lieder und Märchen hat heute kaum ein andrer im Sack. Welch ein Epos, dies Lied von dem Dickel, Duckel, Dackel, Dackelhund — „Frißt den Tag zwei Zentner, Und wiegt sechs Pfund" —! Hier ist „rheinisch Blut" der liebenswürdigsten Sorte. Und Frankenlyrik ohne Firlefanz. Seine feinen Hände herrschen über alle Register. Und von der putzigsten Dalberei steigt er etwa auf zu einem „Nachtlied für die rheinischen Kinder", aus dem es wie heimliches Leuchten schimmert:

> „Die Luft streicht kühl vom Berge,
> Im Ofen glüht das Scheit.
> Das glüht die Nacht bis morgen;
> Nun ist Schlafenszeit.
>
> — — — — — — — — —
>
> Der Rhein geht immer weiter,
> Weil er aufs Bett sich freut,
> Die Nacht wird still und heiter.
> Nun ist Schlafenszeit.
>
> — — — — — — — — —

Und wenn man nun weiß, daß solche Dinge in der Assistenzarztstube zu Dalldorf geboren werden, dann kann der Teufel die ganze Milieutheorie holen.

M. O.

Otto Erich in effigie

Am Eingang des ersten Verstagebuchs von Otto Erich ist ein Bild, das gibt ihn bummlig, lässig hingesetzt, die Rechte stützt den Kopf, die Linke spielt mit einem Schläger.

Ein Stück Hartleben steckt auch darin, aber

nur ein kleines. Es ist ein Bild der landläufigen Vorstellung: Hartleben der ewige Student.

Mit dem sogenannten deutschen Studenten hat Otto Erich aber eigentlich recht wenig gemein.

Händelsüchtige Räusche waren ihm so fremd wie vage Bierbank-Enthusiasmen. Lieber als die Kneiptafel war ihm die Tafelrunde. Er war mehr ein weiser stillsinnender Zecher als ein geräuschvoller, lärmender Trinker. Und wenn er auch die deutschen Säfte liebte, vom Maßkrug tiefen Augustinerbräus zu München im alten Biergarten bis zu dem semmelblonden, katertötenden Lichtenhainer Kännchen im grünen Baum zur Nachtigall zu Jena, so war doch gewißlich seine wahre Heimat jenseits der Alpen.

Und seine wahrsten Trünke tat er in römischen Schenken und in dem glücklichen Eiland von Frascati. Und die römischen Weine schlürfte er erkenntnisvoll als ein Sokratiker.

Lerne zu lachen, ohne zu grinsen, schrieb er einmal in ein Merkbuch, und selbst getreu blieben seine Lippen auch nach vielen Bechern immer fein und rein.

Er, der im Leben so leidenschaftlich, wenn auch mit unglücklicher Liebe, die Freiheit liebte, war in der Kunst ein verehrender Diener der Form, ihn reizten die edelen Schwierigkeiten metrischer Fassungen, und seine zierlichen Hände versuchten sich gern am zerbrechlichsten und sprödesten.

Bei einem Gastmahl trank er Wein aus einer hauchzarten gläsernen Wunderblume Köppingscher Kunst, und wie ein alter Niederländer sein Venediger Glas, so wogen seine Finger sicher und in stolzer Grazie das erlesene Gefäß. Und gleichermaßen schaltete er auch mit den anspruchsreichen, schwer dem Werber sich ergebenden Künsten verschränkter Versgebilde.

Er liebte die Form, erst jüngst sah ich bei Papa Heilmann, wie er in alten Tafeln hellenistische Reliefs gesammelt, und seine reifen Früchte las er im Schatten antiken Mauerwerks und halbmondförmiger Portale, die seidenblaues Himmelrund und schwarze Zypressen mit strengem Willen in ihren großgefügten Bogen zum Ornament zusammenschließen.

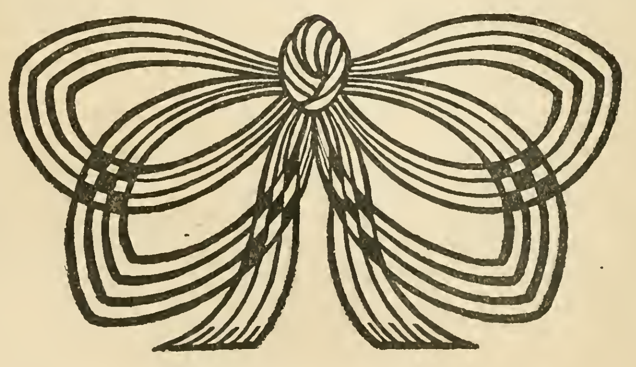
Solch Wesen spricht uns an aus einem Holzschnitt, den Peter Behrens jetzt im Auftrag der Insel gemacht:

Auf einer viereckigen Fläche von graugrünem Ton im kranzumwundenen Kreisrund Otto Erichs Kopf, und unten im Grundstein in mächtigen Versalien die Schriftleiste.

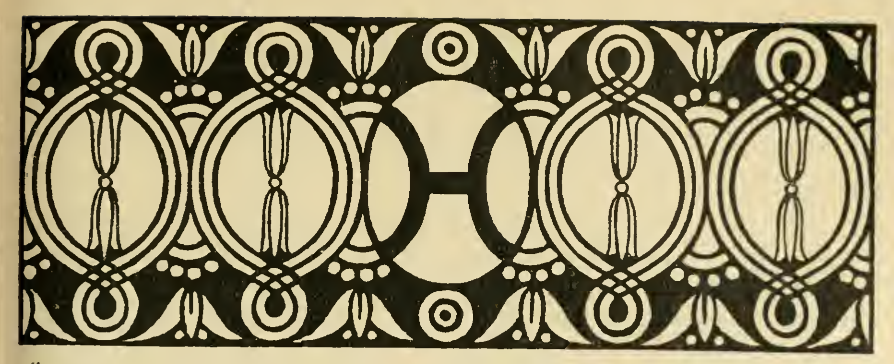
In dieser baumeisterlichen Architektur, diesem Fest- und Großgefügten, ist das Bildnerische des Dichters gut verwahrt, und das Antlitz ward dabei — darin liegt die Wesensechtheit — menschlich frei erhalten. Es neigt sich das Haupt, und es sind die Züge der späteren Jahre; vom „ewigen Studenten" steht nichts mehr in ihnen, es ist der Halkyonier, der sein Überwinden mit Bitternis erkaufte und dessen Heiterkeit Verachtung birgt:

Wie einsam war ich schon — und war's noch nicht genug,
Jetzt kann ich erst leicht mit vielen spöttisch und freundlich sein
In Stunden, wo der Ekel überlistet ist...

Felix Poppenberg



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Über die Liebe / von Eduard Graf Keyserling



In der Zweiheit von Körper und Geist, die der Mensch ist, vollzieht sich ein beständiges Umgestalten und Ummünzen. Was die Sinne empfangen, wird von dem Geiste zu etwas ganz Verschiedenem umgewandelt und das so Verwandelte beeinflußt wiederum die sinnliche Anschauung. Körper und Geist sprechen verschiedene Sprachen und schieben sich stets denselben Text zu und ein jeder übersetzt ihn in seine Sprache. So erbaut sich der Mensch seine Welt der Erfahrung, erbaut sich eine reale Welt, eine Wirklichkeit. Allein diese qualitative Bestimmung der Realität und Wahrheit nach den Folgen in der Erfahrung ist sehr verschieden von der Realität, die wir unserm Ich zulegen, von dem Gefühl des Daseins, welches uns unmittelbar gegeben ist. Diese Realität des Ichs ist das Muster, nach welchem wir die Realität unserer Umgebung bilden, um an sie glauben zu können. Die verstandesmäßig geschlossene Realität ist blaß und körperlos gegen die Gefühle des eigenen Ich. Der primitive Mensch und das Kind setzen in ihrer Umgebung ohne weiteres dasselbe Leben und dieselbe Wesenheit voraus, welche sie in sich fühlen. Allein die Art, wie sie das außerhalb ihrer selbst liegende benutzen und wie sie mit ihm verfahren, zeigt deutlich, wie wenig diese zugestandene Realität gefühlt ist. Ein Kind schaut neugierig und gefühllos den Qualen zu, welche es einem Tiere zufügt, als sei nichts Verwandtes in ihm. Und in einem Jeden von uns sind die Erscheinungen, die der Verstand ordnet, die wir gebrauchen, vor denen wir uns schützen, die den Inhalt unseres Lebens bilden, gleichfalls fremd und wesenlos dem Ich gegenüber. Auf der einen Seite steht das Ich in der Gewißheit seiner Realität, auf der anderen die Erscheinung. Dem Verstande kann es nicht gelingen diese Kluft zu überbrücken durch die logisch zugestandene Realität, er kann das Ich nicht aus seiner Einsamkeit reißen. Die Erscheinung hat vor allen Geltung als Lust- und Unlustquelle, und das Reale an ihr ist eben die von dem Ich gefühlte Lust und Unlust. Wir müssen unsere Wirklichkeit

in die Erscheinung hineinfühlen, um diese uns näher zu bringen. Und wirklich, wir werten die Fülle der uns gegebenen Erscheinungen nach dem Maße von Realität, welche wir ihnen leihen, gleichsam nach der Distanz zu dem Ich. Dort, wo wir die gleiche Wirklichkeit wie die unseres Daseins fühlen, da lieben wir. Liebe heißt einem Gegenstand die Wirklichkeit des eigenen Ichs geben, es zum Ich ernennen.

„Liebe deinen Nächsten als dich selbst" sagt das Evangelium. Das Tat wam asi des Inders ist die große Formel der Liebe, ihre präziseste Definition.

Das Tier ist immer einsam. Es ist umgeben von den Mitteln, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und von feindlichen Mächten. Es kennt nur einen Zweck, der ist es selbst. Für eine Auster gibt es, meine ich, in der Welt nur eine Auster, ihre Schale, das Seewasser, welches ihr die Nahrung zuspült, und das Dunkle und Feindliche, vor dem man die Schale zu schließen hat. Das Verhalten des Menschen gegen die Außenwelt ist dem der Auster im Grunde verwandt. Kants Moral-Maxime, die uns vorschreibt, wir sollen den Menschen nie als Mittel, sondern stets als Zweck betrachten, erhebt den Menschen durch einen Vernunftschluß über diesen Austernstandpunkt. Jeden Menschen als Zweck betrachten, ist Moral, einen Menschen als Zweck fühlen, wie wir uns selbst als Zweck fühlen, ist Liebe.

Die Liebe allein schafft außer uns ein dem unsern ebenbürtiges Leben, sie schlägt die Brücke vom Ich zu dem anderen, sie ist es, die uns eine verwandte Welt schafft. Hesiod nennt Eros den Schöpfer der Welt, und er ist es allerdings, der uns die Welt eigentlich belebt, uns eine Welt gibt, von der wir nicht nur logisch überzeugt sind, sondern die wir auch empfinden.

Der Geschlechtstrieb bindet die Geschlechter durch das gemeinsame Bedürfnis. Bei dem Tiere sieht das Männchen im Weibchen und das Weibchen im Männchen nur das Mittel zur Befriedigung dieses Bedürfnisses, und ist der Trieb befriedigt, so sind sie einander ganz fremd. Der Krebs sucht gleich nach der Begattung das Weibchen zu fressen, so sehr sieht er in ihm nur das Mittel zur Stillung seiner Appetite. Im Menschen ist das Physische mit dem Psychischen so eng verknüpft, daß in das körperliche Begehren sich stets ein seelisches mischt. Wie wir nichts sehen können, das einem Menschenantlitz im entferntesten ähnlich ist, ohne auch einen Ausdruck zu sehen, so können wir nicht den Körper begehren, ohne durch das Seelische, von dem es durchtränkt ist, dessen Regungen er in jedem Augenblicke ausdrückt, zu begehren. Jede Linie, jede Bewegung eines Menschenleibes assoziiert sich für uns mit der Vorstellung von dem Leben, welches sie beseelt. So begehren wir nie einen Körper an sich, sondern ein Individuum in seiner Besonderheit und Einzigkeit. Das Hinüber und Herüber der sinnlichen Erregung, die sich nicht nur an der eigenen Begierde entzündet, sondern auch an der des andern, sie bringt zwei Menschen so nah zusammen, daß das Leben des einen von dem andern deutlich empfunden wird. Wir begehren dann nicht nur den Leib zu besitzen, wir wollen auch diese fremde Seele uns ganz zu eigen

machen, die uns wirklich geworden wie die eigene. Wenn uns aber ein anderes Leben so nah ist, so gegenständlich und wesentlich wird, dann verlangt es uns auch von diesem anderen Leben gefühlt und erlebt zu werden. Wir wollen unsere Wirklichkeit von dem Andern gleichsam bestätigt und beglaubigt zurückerhalten. Der Durst, der uns treibt, das fremde Leben zu trinken, er erregt in uns die Sehnsucht auch von dem andern gefühlt und gelebt zu werden. Diotima nennt Eros den Sohn des Poros und der Penia, des Reichtums und der Armut, des Überflusses und des Mangels. Das ist das Geben und Nehmen der Liebe.

„Je mehr ich gebe, nehme ich auch", sagt Romeo. Helena steigt auf den Söller hinauf, schaut auf das hellenische Heer nieder und zeigt und erklärt den Greisen, die sie umringen, die Helden ihres Vaterlandes. Hellenische Luft weht sie an und berauscht sie. Das prachtvolle Hellenentum erwärmt ihr das Herz, Begeisterung glüht in ihrem Blute. Als Paris aus der Feldschlacht entweicht, in sein Gemach flüchtet und sich auf sein Lager hinstreckt, da geht Helena zu ihm, setzt sich an sein Lager und beginnt ihn zu schmähen. Paris aber zieht sie zu sich auf sein Lager, denn sein Herz entbrennt für sie, wie es noch nie entbrannte, seit er sie zum ersten Male umfing. Was war es, das ihn heißer erglühen ließ denn je? Es war, daß er zugleich mit dem schönsten Frauenleib Griechenlands auch all die Begeisterung, all den Heldenstolz, das ganze prachtvolle Hellenentum, welches Helenas Seele bewegte, in seine Arme schließen und besitzen durfte. Die Seele des Troers trank sich in der Schönheit Helenas am Griechentum satt.

Der Mensch will leben, nur das, das ist sein Beruf, sein Ziel, sein Pathos. Das Streben ist in uns gelegt, alle in uns wohnenden Lebensmöglichkeiten zu verwirklichen. „Denn Leben ist des Lebens Sinn", sagt Goethe. Jedes Organ in uns, wird es in der Betätigung seiner Funktion gestört, meldet Unlust an; kann es aber diese ganz und voll erfüllen, so quittiert es mit Lust. So will alles in uns, was leben kann, dieses Leben voll und ganz betätigen. Allein eines jeden Schicksal trifft unter allem, was in uns zum Leben drängt, seine Auswahl, und oft ist sie karg genug. In uns liegen gleichsam die Keime vieler Schicksale und Persönlichkeiten, die alle zum Leben drängen, und in dem uns beschiedenen Schicksal verkümmern müssen. — Wir sind wie Wanderer, geboren um viele Wege zu durchwandern und die dennoch an einen einzigen Weg gebannt sind. Es bleibt in uns ein großer Rest ungestillten Lebensdurstes. Wer hat sich satt gelebt? Der Unsterblichkeitsglaube ist die Frucht dieses unbefriedigten Lebensdranges. Der Mensch hofft, daß alles an Lebenswille, das hier unverwirklicht blieb, jenseits des Grabes in der großen, unsichtbaren Bank angelegt wird, und eine Ewigkeit ist ihm nicht zu lang, um es zu durchleben.

Die Liebe bringt uns ein fremdes Leben so nah, daß wir es fühlen, daß wir gleichsam unsere Lebensfähigkeit unter die Bedingungen der anderen Persönlichkeit und des fremden Schicksals stellen und sie so erleben.

Dadurch beschenkt die Liebe uns mit einem Mehr an Leben. In der Einsamkeit des Einzeldaseins haben wir uns mit dem Dasein der Wesen um uns bereichert.

Die weibliche Psyche findet leichter und direkter die Verbindung mit der sie umgebenden Welt, bedarf weniger der logischen Umwege als der Geist des Mannes.

Die Frau setzt sich schnell und sicher mit der Außenwelt auseinander und entscheidet sich bei jeder Erscheinung, die ihr entgegentritt, ob sie dafür oder dagegen ist.

Eine Frau ist die geborene Partei. Impulsiv nimmt sie vor allem Partei, bis in die kleinsten Details des Lebens und den geringfügigsten Gegenständen gegenüber.

Ist einmal für etwas Partei ergriffen worden, dann vermag die Frau mühelos einen engen Kontakt damit herzustellen. Sie teilt ihm etwas von ihrer Persönlichkeit, ihrem Leben mit, sie gibt ihm ihr Gepräge und macht es sich so zum Kameraden oder Freunde. Wenn wir sehen, wie eine Frau in ihrer Umgebung waltet, sei es eine Köchin in ihrer Küche oder eine große Dame in ihrem Gemache, immer verkehrt sie gleichsam persönlich mit den Gegenständen, sie begünstigt die einen, setzt die anderen zurück, behandelt sie mütterlich oder streng, versteht ihren Charakter, fühlt in sie Stimmung und Leben hinein. Die Sicherheit und die stets bereite Bestimmtheit im Für und Wider legt in das Leben der Frau eine Klarheit und Ganzheit, die dem Manne fehlt, der der Welt eine verstandesmäßige Wirklichkeit aufzwingen will und sie dennoch mit Zweifeln umstellt, der immer wieder den Faden, welcher ihn mit ihr verbindet, neu anknüpfen muß.

Für den Mann gibt es im Grunde kein Exempel, das rein aufgeht, die Frau kennt nichts, das inkommensurabel wäre. Sie sieht sehr subtil in die Außenwelt, aber sie sieht immer feste Konturen und reine Lokalfarben. Sie duldet keine unbeantworteten Fragezeichen und die Antwort, die sie gibt, braucht nicht objektiv wahr zu sein, sondern muß mit dem Gesamtton ihres Wesens stimmen. Dabei ist die weibliche Seele ein sehr empfindlicher Resonanzboden für alles, was von der Außenwelt in sie hineinklingt, die leiseste Melodie der Sache und der Natur, alle Stimmungen und Rhythmen, die durch die Welt wandern, zittern in ihr nach, aber umkomponiert und in die Tonart der Seele umgesetzt, sowie Töne, die über ein stilles Wasser zu uns herüber klingen, etwas Silbernes, Feuchtes und Weiches von dem Wasser annehmen.

Kierkegaard nennt die griechische Liebe psychisch, weil das Sinnliche und das Geistige rein ineinander aufgingen. Dem Griechen wurde alles Geistige zu Form und alles Körperliche zum Ausdruck. Diotima's Eros lehrt die Menschen in der sinnlichen Schönheit die Schönheit der Idee zu begehren. Der platonische Alkibiades macht dem Geiste des Sokrates, dieses „dämonischen Mannes", eine Liebeserklärung von einer sinnlichen Glut, als spräche er zu seiner Geliebten. Dieser enge Bund zwischen dem Seelischen und Sinnlichen ist aber auch ein wesentliches Charakteristikum der weiblichen Liebe, auch in ihr reißt die Sinnlichkeit die ganze Seele mit sich fort und alles Geistige erhält Farbe und Wärme

von der Sinnlichkeit. Die einfache Dorfmagd empfindet die Regungen ihrer Sinnlichkeit als Herzensangelegenheit, selbst das unglückliche, erniedrigtste Weib versucht es, seine arme, verzerrte, käufliche Sinnlichkeit mit einem Gefühlsflitter zu schmücken und in sie etwas wie seelischen Anteil hineinzutäuschen.

In der Frau aber von hoher Kultur wird alles Sinnliche zur Gebärde, zum Symbol des Geistigen, und dieses erhält Rhythmus und Farbe von dem Wallen des Blutes und dem Pochen des Herzens. Was in dem einen erklingt, tönt im andern wider, wie bei gleichgestimmten Saiten. Wenn die Frau ihre körperliche Schönheit schmückt, so tut sie es auch, um ihrem Geiste eine erhöhte Sprache zu geben. Die äußere Schönheit ist für die Frau stets ein Selbstbekenntnis, und die Frau, die täuschen will, muß ihre wahren Gedanken gleichsam vor sich selbst verbergen, sich selbst täuschen, denn sie kann nur mit Leib und Seele zugleich täuschen. Die Lüge demoralisiert das Weib mehr als den Mann, denn es lügt mit seinem ganzen Wesen, mit Leib und Seele. Will die Frau gefallen, so soll ihr Geist, ihr Körper, ihr Kleid und alle Gegenstände, die zu ihr gehören, bewundert oder geliebt werden. Jede körperliche Lustempfindung wird zum seelischen Erlebnis. In diesem Zusammenstehen von Körper und Geist liegt die Stärke des Weibes und zugleich seine Verwundbarkeit; die Angriffsfläche für alles, was verletzen will, ist hier größer.

Solche Ungebrochenheit und Einstimmigkeit bildet einen Gegensatz zu dem Wesen des Mannes. Der Mann empfindet bewußt oder unbewußt stets die Gegensätze und Sprünge des Daseins. Die Kluft, die Inhalt und Form, Erscheinung und Dasein trennen, vermag er nicht mit dem Gefühl zu überwinden, er erzwingt und erkämpft sich mit Verstand und Willen die Einheit. Da muß ihm die gefühlsmäßige Geschlossenheit der weiblichen Seele wie Ruhe erscheinen. Das begehrt er, wenn er das Weib begehrt. Mephisto hielt seinen Vertrag mit Faust sehr wohl ein, wenn er dem großen Zweifler, der des Zweifelns sterbensmüde war, den heiligen Frieden einer Gretchenseele opferte. Gretchen aber, wie sollte sie es ertragen, dem furchtbaren Rätsel dieses dämonischen Geistes nahe zu sein? In diesen Gegensätzen liegt das Glück der Liebe, in ihnen liegen aber auch alle Gefühlstragödien. Ophelia, dieses holde Wesen, das selbst im Wahnsinn nur von Blumen und Liedern träumt, sie mußte in die kranke Seele Hamlets die besänftigende und tröstende Musik hineintönen. Ihm, der alles mit seinem Geist durchdringen, wenden, zersetzen mußte, bis ihm nur das gespenstige Rätsel, das auf dem Grunde aller Dinge liegt, übrig blieb, ihm erschien die unschuldige Wirklichkeit dieses Mädchens wie Ausruhen in heller Stille, wie es die Wiesen waren, auf denen sich Hahnenfuß und Kuckucksnelken sonnten, die das arme Kind zum Kranze band, um sich damit für den Tod zu schmücken. So wollen die Ophelien wirken, sie wollen sich beruhigend, heilend und erhellend der Seele des geliebten Mannes vereinigen. „Mild wie Kindheit und wie Gnade" heißt es von Cordelia, und deshalb werden sie so unwiderstehlich von den tiefen, gequälten, unruhigen Geistern angezogen. Es

ist, als suchte ihre Liebe die dunkelsten Labyrinthe auf, um darin um so freundlicher und heller zu scheinen. Aber während sie sich an die Seele des geliebten Mannes klammern, um ihr Frieden zu bringen, verlieren sie ihren Frieden. Der friedlose, zersetzende Geist des Mannes trübt, beunruhigt und ängstigt ihre Seele, so daß sie sich selbst unverständlich, rätselhaft und gespenstisch erscheinen, und sie ratlos vor dem eigenen Leben stehen.

Ich sagte, daß die weibliche Psyche für die Eindrücke der Außenwelt besonders empfindlich sei, sie aber ihrem Wesen gemäß umwandle und abtöne. Das Glück jeder weiblichen Liebe ist, daß sie stets das Wesen des Geliebten in sich aufnimmt, aber es mit der Harmonie der eigenen Seele umfängt. Das Wesen des Mannes spiegelt sich in ihr, aber ganz in die Farben ihrer Subjektivität getaucht. Nur so erträgt sie es. Und es liegt für den Mann ein seltsames Glück der Liebe darin, sein eigenes Bild in der Seele des geliebten Weibes gesänftigt und geordnet, gleichsam zu einer einfacheren, stilleren Wirklichkeit umgeschaffen wieder zu finden.

Es gibt genug Menschen, Männer und Frauen, die in der Liebe nie weiter kommen, als bis zu dem sich selbst in anderen bespiegeln. Sie kommen von sich selbst nicht los. Sie finden und suchen im andern nur sich selbst und hoffen dieses Selbst erhöht, verschönt und gewachsen wieder zu finden. Sie wollen sich selbst so geliebt und bewundert genießen. Wie durch eine Spiegelgalerie gehen sie, in der ihnen immer wieder ihr eigenes Bild zurückgeworfen wird. Und dann klagen sie, daß die Liebe sie nicht bereichere und ihre Sehnsucht nicht stille.

Überall begegnen wir solchen Paaren, in denen der eine nur dafür da zu sein scheint, dem andern den Spiegel nachzutragen, und er trägt oft schwer genug daran, bis er sich entweder endlich dagegen empört oder das eigene, zur Seite geschobene und übersehene Selbst verkümmern läßt. Das genialste Beispiel solch eines leeren Erotikers ist Casanova. Er mußte seine fieberhafte Vitalität beständig von außen her nähren, da er von innen heraus nichts beizutragen vermochte. Er wurde zum virtuosesten Lebensjongleur, er wollte die Abenteuer des Gil Blas und die Liebesaffären des Don Juan haben, um sein Ich damit zu fühlen. Dieses Ich suchte und sah er in allen, auch in all den Mädchen und Frauen, die er verführte und besiegte. Casanova, den Verführer und Allsieger suchte er in jedem Weibe. Deshalb sind die Frauengestalten in seinen Memoiren so körperlos und schemenhaft. Und als er, gealtert und verarmt, ein von den Mituntergebenen verspotteter Untergebener, seine Memoiren schrieb, da blieb ihm nichts übrig, als anbetend vor seinem einst so bunt ausstaffierten Ich zu knien. Das macht auch dieses Buch trotz des kecken, heiteren Tempos seines Vortrages zu einer melancholischen Lektüre.



Könnte das sinnliche Begehren unbeeinflußt vom Geiste sein Wesen treiben, dann wäre der Kampf um die Wollust wohl noch gewaltsamer, rücksichtsloser und brutaler, aber einfacher und direkter. Wie in der Brunstzeit der Tiere würde die geschlechtliche Leidenschaft auflodern und hat sie ihre Zeit gedauert, wäre die

Begierde gestillt, so träte Ruhe ein. Suchte das Fleisch nur das Fleisch, der Körper nur den Körper, so könnte das Geschlechtsleben nicht den allesdurchdringenden Einfluß erlangen wie jetzt, da der Körper immer eine Bedeutung hat und diese Bedeutung die Seele ist.

Jetzt beherrscht das Erotische alle Verhältnisse des menschlichen Daseins, gibt ihm die Farbe, kompliziert sie, legt in sie sein beglückendes oder vernichtendes Fieber, wird zur treibenden Kraft des gesellschaftlichen Lebens. Wollen wir ein Menschenleben verstehen, so müssen wir wissen, welche Rolle das Erotische in ihm spielt. Es ist der unermüdliche Dramatiker, der unaufhörlich die Knoten schürzt und löst, der Tragiker und Komödiendichter des menschlichen Daseins, unerschöpflich in neuen Formen vom Häßlichsten und Brutalsten bis zum Edelsten. Wie könnte aber das Erotische diese wunderbare und unheimliche Macht erlangen, zöge es nicht den ganzen Menschen in seinen Bann, wäre die furchtbar leidenschaftliche Jagd des Menschen nach den Menschen nur eine von Körpern nach Körpern und nicht auch eine Jagd von Seelen nach Seelen. Das sinnliche Begehren bindet einen Menschen an den andern. Sie suchen gemeinsame Lust. Körper und Körper vertragen und verstehen sich gut. Aber nun stehen sich auch die Seelen ganz nah und nackt gegenüber, ihnen wird eine Gemeinsamkeit aufgezwungen. Sie müssen, ob sie wollen oder nicht, sich miteinander auseinandersetzen. Körper und Geist, miteinander verbunden, müssen sich beeinflussen und einer den andern mit sich fortziehen, allein ihre Methoden und Ziele sind unvergleichlich verschieden und dem andern unverständlich. Ein Menschengeist, einzig und einsam, soll sich mit einem anderen Geist, der ebenso einzig und einsam ist, zu gemeinsamem Lebensrhythmus verbinden. Auch wenn eine große Liebe das Problem noch so vollkommen löst, immer bleibt ein Rest von Widersprüchen und Gegensätzen, die in jede Liebe etwas Gespanntes, Erregendes, in alles Glück etwas wie Schmerz, legt. Und in der trivialsten geschlechtlichen Begegnung läßt das Sich-Nahesein zweier Seelen, die nichts miteinander gemein haben wollen, ein bitteres Gefühl des Widerwillens zurück. Meistens endet der Seelenkampf zweier Menschen, die durch sinnliches Begehren aneinander gebunden sind, mit einem Kompromiß, mit müdem Ertragen und Verzichten. Wo aber der Kampf unerbittlich geführt wird, da entsteht der grausamste aller Konflikte. Hier wendet ein jeder die wirksamsten Waffen seines Geschlechtes an und sucht gerade in der Gegensätzlichkeit die Verwundbarkeit des andern auf. Der Mann wird brutal oder er wendet die kalte Härte seiner Verstandesmäßigkeit und Logik gegen das Weib. Der Positivismus der Frau, der in der Liebe sich so ordnend und klärend in die Seele des Mannes legt, gleich der Frauenhand, welche die äußere Umgebung des Mannes schmückt und ordnet, dieser Positivismus wird im Kampfe gegen ihn zur gefährlichsten Angriffsmethode. Die Frau schlägt sich dann auf die Seite der Außenwelt, sie nimmt dem Manne gegenüber die harte Selbstverständlichkeit der Sache an. Sie will seinen Zweifel, seine Gedankenumwege nicht verstehen. Oskar Wildes ironisches Paradoxon „Die Frauen sind Sphinxe

ohne Rätsel" erhält hier seinen tiefsten Sinn. Die Frau leugnet dann alle Rätsel, alles ist ihr so klar und einfach, nur der Mann mit seiner Schwerfälligkeit, seiner Brutalität und seiner Logik findet sich nicht darein. So aber wird das Weib dem Manne ganz unverständlich, entgleitet ihm vollends. Die Welt ist voll von den Siegern und Unterlegenen dieses Kampfes und Sieg und Niederlage lassen die Seele gleich wund zurück.

Der Geist versucht es, sich von der Gefolgschaft der Sinnlichkeit, zu der er gezwungen ist, zu befreien, indem er sie herabdrückt. Zynismus in geschlechtlichen Dingen ist meist Geistlosigkeit und ganz uninteressant. Aber oft ist es das Streben, sich von dem Sinnlichen zu lösen, was den Geist treibt, das Sinnliche möglichst grob, häßlich und lächerlich zu machen. Es ist das umgekehrte Verfahren, welches der griechische Geist einschlug, indem er die Sinnlichkeit vergeistigte. Kierkegaard zeigt sehr einleuchtend, wie der Begriff der Sinnlichkeit als vom Geiste getrennt erst durch das Christentum in die Welt kam. „Der Geist zog seine Aktien aus dem gemeinsamen Geschäft zurück." Wir wissen, mit welchem derben und unreinlichen Zynismus in den Klöstern die geschlechtlichen Dinge besprochen wurden. Melanchthon schreibt, er hoffe, Luther würde in der Ehe die böse Mönchsgewohnheit ablegen, so zynisch von geschlechtlichen Dingen zu reden. Und wo der Sinnlichkeit, wie in der Askese, mit Entbehrungen und Qualen zu Leibe gegangen wurde, da schaffte sie sich in ihrer Bedrängnis eine neue Wollust des Schmerzes, um sich dem Geist in seiner geistigsten Liebe zu verbinden.

Es hilft nichts, Geist und Körper, die sich so schlecht verstehen, müssen zusammen an dem Glück und Elend der Menschen arbeiten, sie müssen stets Konflikte schaffen, deren einzige Lösung ein Wunder ist: die Liebe. Sie treiben die Menschen hintereinander her, begierig ein jeder nach des anderen Leib und Seele. Es ist, als sei die Portion Leben, welche auf die Menschheit kam, so gering gewesen, daß der Anteil eines jeden nicht ausreicht, und daher der Mensch fieberhaft nach dem Leben des Menschen hungert. Für Kierkegaard ist Don Juan in seiner sinnlichen Genialität der Repräsentant jenes Reiches der Sinne, welches das Christentum von dem des Geistes schied. Er wollte das Weib als solches besitzen, nicht das Individuum. Aber ich glaube, es ist nicht gleichgültig, daß Elvira eine Nonne und Zerline ein Dorfmädchen war. Er wollte den Leib des Weibes in allen seinen Formen genießen und die Seele des Weibes in allen Besonderheiten trinken, die düstere, zerrissene Seele der gefallenen Nonne und die Zerlinenseele, die so süß und hell lacht und weint, wie Mozarts Musik. Nur dann kann der Don Juan dastehen, wie Mozart ihn im letzten Akt hinstellt, ganz allein, zum Übersprudeln voll von all dem fremden Leben, an dem er sich sattgetrunken, das keckeste Trinklied der Lebensfreude hinausschmetternd. Die Natur verfolgt ihre Zwecke direkt und zielbewußt, und sie gebraucht die Mittel gerade so lange, als sie ihrer bedarf. Leben schaffen und erhalten ist die Losung. Die Henne fühlt ihre Zugehörigkeit zu den Küchlein nur so lange, als diese der Mutter bedürfen. Nur der Menschengeist nimmt diese Bande, um daraus etwas Absolutes, ein Gefühl zu machen, das um

seiner selbst willen da ist. Aber stets wenn der Geist sich der praktischen Mittel der Natur bemächtigt, um sie zum Inhalt des geistigen Lebens zu machen, birgt sich darin der Keim zu dem tiefsten Leiden, dem mächtigsten Pathos der Menschenseele. So entsteht auch das wunderbare Gefühl der Mutterliebe, vor dessen Kraft im Leiden, vor dessen Selbstentäußerung wir immer staunen, eine Liebe, die gibt, indem sie auf das Nehmen verzichtet, ein Eros, der nur von Poros die Verschwendung und unermüdliche Geberlaune geerbt hat, ein Egoismus, der seinen Mittelpunkt in ein anderes Leben verlegt. Die Mutter kommt von dem Kinde nicht los, sie muß das Leben des Kindes leben, seine Schmerzen fühlen, sich um alles sorgen, mit dem das Leben das Kind bedroht. In dem Kinde aber liegt das Streben, von der Mutter sich loslösend selbständig seinen Weg zu gehen. Die Mutter muß an ein Leben mit den stärksten Fasern ihres Wesens geknüpft sein, das stets mehr sich von ihr entfernt. Die Kindesliebe will nicht die Mutter verstehen, aber ganz von ihr verstanden werden. Die Mutter ist für das Kind nur die heilige Geborgenheit, in welche es all seine Leiden und Freuden niederlegt. Es sucht in der Mutter nur das eigene Selbst, und das Glück einer Mutter ist das Bild ihres Kindes, das zu spiegeln ihr Leben ausmacht, verschönt und gebessert wieder in die Seele des Kindes zurück zu legen. Hier zeigt das Weib am stärksten seine Fähigkeit, Partei zu sein. Wer eine Mutter hat, hat ein Herz, welches von einer Naturmacht gezwungen unbedingt für ihn Partei ergreifen muß. So entstehen die alltäglichen, stummen Tragödien der Mutterliebe. Sie ist gleichsam der Verzicht des liebenden Weibes auf vollgültige Gegenseitigkeit der Liebe. Von ihrer Natur gezwungen zu lieben, entschließt sich die Frau einseitig zu lieben, eine Liebe zu geben, ohne sie gleichartig und gleichwertig zurück zu empfangen. Deshalb ist die Mutterliebe der sublimierteste Ausdruck des weiblichen Wesens. Das dienende Beherrschen ist die letzte Zuflucht der weiblichen Liebesbedürftigkeit, sie ist oft auch die letzte Lösung in dem Kampf der Seelen, den die Liebe zwischen Mann und Weib bedeutet. Die Frau begnügt sich dann, das Geliebte, sei es der Mann, das Kind oder selbst das Stückchen Welt, in der sie lebt, als Eigentum zu fühlen, seine Interessen und Schicksale zu ihrem Erlebnis zu machen und so gleichsam auf Umwegen ihre Seele in das Geliebte hineinzulegen. In der Don Juan-Liebe ist das Insich-hineintrinken der fremden Seelen höchster Egoismus, in der mütterlichen Liebe ist es letzte Resignation. Zugleich ist diese Liebe der deutlichste Ausdruck dafür, daß Leben sich von Leben nährt, Ausdruck für den Lebenskommunismus der Menschheit. Und die Liebe ist hier der Blutumlauf, der Bewegung hineinbringt, erwärmt, gestaltet und die Möglichkeit von Schmerz und Lust gibt.

Wenn dann das Leben in und um den Menschen zurück zu ebben beginnt, wenn das Alter die Farben verblassen läßt, wenn „die Gesichter der Leute an den Fenstern trübe werden", wie der Prediger Salomonis sagt, und es ihn aus den fremdesten Tiefen des Daseins kühl anweht, dann wird das Liebesbedürfnis zum angstvollsten Schrei des Lebensegoismus. Altwerden versteht nur der, welcher

es verstanden hat, sich in seiner Weise satt zu leben. Nur dann kommt jenes kühle, gütige Verstehen über ihn, das ihn ruhig zusehen läßt, wie das Leben von ihm fortrückt und er es heiter wie ein buntes, nachdenkliches Bühnenbild anschaut, während es in seiner Loge immer stiller und dunkler wird. Aber wer lebt sich in unserer Zeit des schnellen und oberflächlichen Lebens satt? Die meisten stehen an der Schwelle des Alters und sehen ratlos, wie das Leben vor ihnen entweicht, wie ihr Stuhl sachte aus dem Kreise des Lebensgetriebes hinausgerückt wird. Und angstvoll klammern sie sich an diejenigen, die noch ein Recht auf das volle Leben haben. Ibsen hat in seinem Gabriel Borkmann grausam und klar das Bild solcher gierigen und hilflosen Altersliebe hingestellt. Der unglückliche Greis mit seinem zerstörten Leben geht unablässig wie ein gefangenes Tier in seinem Gemache auf und ab und baut Lebenspläne, und sein Sohn ist es, der seine junge Lebensfähigkeit dem ungestillten Daseinsdrange des Greises leihen soll. Und auch die beiden alternden, verlassenen Frauen haben ihr Leben ganz auf den Jüngling gestellt, sie wollen durch ihn und in ihm leben. Er aber fährt mit klingenden Schellen an der Seite der Geliebten fort seinen eigenen, törichten Weg, unbekümmert um die Liebe der Alternden, denen nichts übrig bleibt, als in der kalten Winternacht zu sterben und zu verzichten. Das Alter macht uns eben für die Mitlebenden undeutlich, unverständlich und unwirklich, aber wirklich zu sein, das ist die Leidenschaft unseres Lebens. Die Liebe der Anderen soll uns bestätigen, daß wir noch zum Leben gehören. Das ist es auch, was aus Lear das unvergängliche Denkmal menschlicher Einsamkeit macht. Der alte König, in dessen Geist schon der Wahnsinn lauert, fühlt, wie er sich selbst und den anderen gespenstisch wird. Mit eigenwilliger, königlicher Hand versucht er das entgleitende Leben zu halten. Das einzige, was ihn retten kann, ist geliebt zu werden, und er will geliebt sein um jeden Preis. Er gibt Königreiche dahin, um an dem „vielberedeten Herzen seiner Töchter" zu erwarmen. Und als er für diese Töchter doch nur ein unbequemer, törichter, alter Mann bleibt, der kaum ein Recht hat, da zu sein, da versinkt er in das Dunkel des Wahnsinns, verliert sich und die Welt. Der Kampf um Liebe ist hier Kampf um Leben.

Liebe, ganz vom Geiste beherrscht, ist Freundschaft. Hier zwingt keine skrupellose Naturmacht die Geister um ihre Gefolgschaft. Hier herrscht bewußte Wahl. Zwei Geister nähern sich, indem sie einander das Beste, das sie in sich wissen, entgegenhalten. Sie tauschen ihre Kostbarkeiten aus. Die Freiheit der Auswahl, mit welchen Seiten ihres Wesens diese Geister einander berühren wollen, ist das Charakteristische der Freundschaft. Maß und Distanz kann bestimmt werden. Die Griechen versinnlichten die Freundschaft, um ihr eine Form, einen Körper zu geben. Aber wie schön auch diese Form und dieser Körper sich in der Darstellung eines Plato ausnehmen mag, die Sinnlichkeit beraubt die Freundschaft jener Klarheit und Freiheit, die ihr eigentliches Wesen ist. Der Sokrates des Platonischen Gastmahls setzt das schön genug dem Alkibiades

auseinander. In der Freundschaft wird nicht, wie bei der Hochzeit zu Kana der kostbare Wunderwein erst kredenzt, wenn die Gäste trunken sind. Versinnlichung der Freundschaft gleicht im Grunde doch dem Verfahren von Goethes Affen, der die gemalten Käfer aus den Bildertafeln riß und verzehrte. Sinnlichkeit fordert gänzliches Enthüllen und nahe, ganz nahe Berührung, körperlich und geistig. Die Freundschaft aber braucht weder das eine noch das andere. Freunde können sehr wohl nur ihre geistigen Festtage miteinander verbringen und den Freund von ihren Alltagen ausschließen.

Georg Simmel sagt in seinem schönen Aufsatz über „Psychologie der Diskretion": „Aber gerade dann stellen sie in Hinsicht der Diskretionsfrage, des Sichoffenbarens und Sichverschweigens die strenge Forderung: daß die Freunde gegenseitig nicht in die Interessen- und Gefühlsbezirke hineinsehen, die nun einmal nicht in die Beziehung eingeschlossen sind und deren Berührung die Grenze des gegenseitigen Sichverstehens schmerzlich fühlbar machen würde. Aber diese Rücksicht, statt das Verhältnis zu irritieren, bringt vielmehr in den guten Fällen eine neue Zartheit hinein, ja, eine neue Gemeinsamkeit!" Der Freund muß den Freund sehen können, wie der Dichter seine Helden sieht, das ist, er muß das Gleichgültige und Störende übersehen und übergehen können. Wie sorgsam und festlich bereiten Goethe und Schiller ihr Zusammensein vor. Ein jeder legt im voraus die Schätze bereit, die er vor dem andern ausbreiten will und freut sich auf das, was er von dem andern empfangen soll. Dabei umgeben sie ihre Freundschaft sorgsam und vorsichtig mit einem rücksichtsvollen Zeremoniell, damit nie ein Zuviel der Annäherung den Genuß dieser geistigen Gemeinschaft störe. Sie sind wie Gastgeber, die ihrem Gaste nur das Beste auftischen, wie Gestirne, die einander nur die beleuchteten Seiten zukehren. Aber solch behutsames, gleichsam feinschmeckerisches Auswählen des Besten in dem andern schließt ein enges, geistiges Verwachsen zweier Geister nicht aus. Kommen wir einem anderen Leben nahe, so wächst unser Hunger nach diesem Leben. Geister, die vorsichtig einige kostbare Berührungspunkte miteinander gefunden haben, werden getrieben, die Berührungsflächen zu vergrößern. Indem sie einander das Beste, was sie haben, schenken, beginnen sie ganz einer dem andern zu gehören. Hagen und Volker sitzen auf der nächtlichen Wacht vor dem Saal der Nibelungen still und todesbereit zusammen. Da nimmt der Spielmann seine Fiedel und legt in die düstere Seele seines Freundes das Schönste und Süßeste hinein, das er hat, seine Musik. Das ist mir stets als eines der tiefsinnigsten Symbole der Freundschaft erschienen. „In seinem Freunde soll man seinen besten Feind haben", sagt Nietzsche, „du sollst ihm am nächsten mit dem Herzen sein, wenn du ihm widerstrebst." Das soll das Erzieherische in der Freundschaft sein, der Kampf gegen das, was mir an dem Freunde mißfällt. Allein, ist nicht auch das Erziehung, wenn zweie sich aneinanderschließen nur durch das, was sie aneinanderlieben und weil es sie treibt, immer näher zueinander zu kommen? So sorgt ein jeder dafür immer mehr

dem Freunde zu zeigen, was dieser lieben kann. Er wendet ihm, wie ich sagte, die beleuchtete Seite zu, aber er strebt auch darnach um des Freundes willen, daß diese beleuchtete Seite wächst.

Wie in jeder anderen Liebe, so wollen wir auch in der Freundschaft ein Mehr an Leben erlangen, indem wir fremdes Leben in uns aufnehmen und fühlen, daß unser Leben in dem andern sei; aber weil der Körper hier nicht in seiner unklaren und hitzigen Art hineinspricht, kann dieses Leben, das wir geben und nehmen, geklärt sein wie edler Wein.

Das Ich drängt über die Beschränkung seiner Einzelheit hinaus, der Kampf gegen die Einzelheit ist der Hauptinhalt seines Lebens und Besitz, Macht, Wissenschaft, Kunst sind die Waffen in diesem Kampf. Die entscheidende Waffe aber ist die Liebe, denn, was wir durch sie ergreifen, erhält Körper und Wesenheit. Shakespeares Richard III., der sein ganzes Leben hindurch darnach strebt sein Ich durch Macht ins Ungeheuere zu vergrößern, ruft am Schluß aus: „Ich muß verzweifeln, keine Seele liebt mich!" Der indische Heilige stellt sein Ich allem, was um ihn lebt, gleich, aber nur, um das Ich mit der umgebenden Welt im Schein aufzulösen, um sie beide los zu sein und in das Grenzenlose des Absoluten zu versinken. Der christliche Heilige schlägt den entgegengesetzten Weg ein, den Weg der Liebe. Er erhebt alles, was ihn umgibt, zu seiner eigenen Wesenheit, er sieht in allem Blut von seinem Blut und Seele von seiner Seele. Er hat einen „Bruder Wind" und eine „Schwester Schwalbe". Für ihn gibt es nichts Wesenloses, Gleichgültiges, ja nichts Totes. Das Leben wird zu einem gemeinsamen Familiengute mit gemeinsamer Verantwortung und gemeinsamer Besitzteilnahme. So ist der Heilige nie allein und nie verlassen, seine Wirklichkeit grüßt brüderlich die Wirklichkeit, die ihn umgibt, denn er und nur er besitzt die wirklichste der Welten. Der Schöpfer aber dieser wirklichsten der Welten ist wieder Eros.



Das Haus zur Flamm'/ Roman von Helene Böhlau

(1. Fortsetzung)



Draußen klangen eilige Schritte, laufende Schritte. — In großen Sätzen kam es näher.

Die im Zimmer lauschten auf diese Schritte.

Die Türe zum Hause ging auf. Die alte Treppe knarrte. Nicht stufenweise, sondern springend über zwei, drei Stufen wurde sie betreten. Ehe die im Zimmer sich besinnen konnten, ward die Türe sachte und höflich geöffnet und des Bezirksrichters Freund trat ein.

Frau Marianne bekam ihre tadellose förmliche Verbeugung. Mit einem ruhigen Handgriff strich er sich das Haar aus der Stirn. Er schien sich zu sammeln.

„Zwei ganz arme Kerlchen sind in der Nähe Ihres Hauses, ich muß Ihren Frieden stören, gnädige Frau. Zwei Verwundete liegen unter den Nußbäumen. Erschrecken Sie nicht", sagte er, als wenn es sich um etwas vollkommen Alltägliches und Gleichgültiges handelte.

„Ja, um Himmelswillen!" rief Frau Marianne und Hermann zu gleicher Zeit.

„Eine Liebesgeschichte, eine ganz abgedroschene Liebesgeschichte," unterbrach des Bezirksrichters sonderbarer Freund die aufsteigende Bewegung.

Angesichts der trockenen Ruhe des Freundes kam es im ersten Augenblick trotz aller Betroffenheit zu keinem rechten Bewußtsein der Tatsache.

„Es ist schließlich nicht merkwürdiger als irgend etwas anderes auch, es gibt ganz unauffällige Ereignisse und Scherze, die an sich viel merkwürdiger sind; nur geholfen muß werden," sagte der sonderbare Heilige in größter Gemütsruhe.

Marianne hatte sich erhoben. „Sie wollen uns doch nicht irre führen? Was soll man glauben? Gilt's zu helfen?"

„Ja gnädige Frau. Es liegen wirklich zwei Verwundete unter Ihren Nußbäumen, zwei, die eine Liebesgeschichte voreilig abschließen wollten."

Der Bezirksrichter fiel ein: „So sag es doch ganz einfach."

„Wüßt es nicht einfacher zu sagen."

Marianne war nach dem ersten Schreck so weit gefaßt. Bernus brummte etwas von verfluchter Störerei und niederträchtiger Unverschämtheit. Der Bezirksrichter setzte seine trockenste unerschütterlichste Dienstmiene auf. Marianne rief nach Nickele, dem Hausmeister und dessen Frau.

„Und wo steckt mein Hausfräulein?" rief Marianne erregt und ging eilig, gefolgt von Herrmann, zur Tür hinaus.

„Ja, wo wird die stecken", sagte Bernus.

Der alte kleine spitzige Hausmeister trat ein und wurde hinunter zum Doktor geschickt und die größte Eile ihm anbefohlen.

Marianne kam mit einem Arm voll Leinen eifrigst ins Zimmer zurück.

„Kognak," sagte Baumgarten.

Die Köchin, eine kleine fette blonde Person brachte auch allerlei in großer Verwirrung geschleppt und überreichte es Baumgarten mit einem gewohnheitsmäßigen Lächeln, was sie sicher für jedes männliche Wesen zu jeder Stunde bereit hielt. Der Fremde verbeugte sich tadellos mit größter Ehrerbietung vor ihr. „Schmierbiges Lächeln," sagte er wie zu sich selbst. „Lächelst du immer noch, Kleopatra?" Die Köchin stieß einen leichten Schrei aus.

„Herr Baumgarten, is dös möglich!"

Marianne blickte erstaunt und unangenehm berührt auf Baumgarten. Dieser gab Geheimrat Bernus ein zerknittertes, von einer Nadel durchstochenes Blatt in die Hand, auf dem mit verwässerter, blasser Tinte, wie man sie in Landgasthöfen findet, zu lesen war:

„Für die Liebe verfeinerter Menschen sind die Lebensumstände zu roh. Überall Beleidigung und Hindernisse. Wir erlösten uns —. Die ihr uns findet, laßt unsere irdischen Reste in vereinten Flammen zum Himmel steigen." Bernus überflog das Blatt, gab es kopfschüttelnd zurück.

Mariannens Korb war inzwischen mit allem nötigen hastig gepackt und so machten sie sich auf den Weg, dem geheimnisvollen, bewegenden Ziele zu, geführt von Jonathan Baumgarten. Marianne, Herrmann, Bernus, die Köchin mit dem schmierbigen Lächeln, die Hausmeisterin, begegneten der Stütze der Hausfrau, die sich bis jetzt nicht gefunden hatte. Sie trafen sie damit beschäftigt, ein Herz in einen Baumstamm zu schnitzen. Diese Jungfrau schloß sich begierig und aufgeregt den andern an.

„So," sagte Frau Gamander, „nun bleiben Sie für's erste einmal alle hier zurück. Sie, Herr Baumgarten," sie wendete sich an den Freund des Bezirksrichters, „kommen mir vor, als wenn Sie hier zu gebrauchen wären. Alle anderen sollen einstweilen warten. Wir wollen die beiden Ärmsten nicht durch zu viele auf einmal erschrecken."

Frau Gamander nahm ihren Korb, der von der Köchin übergeben war, in Empfang und so gingen sie mit einander unter den hohen Nußbäumen hin.

„Werden Sie Sich auch nicht zu sehr erregen?" frug Baumgarten.

„Nein," sagte sie ruhig, „es wäre mir freilich schon lieber gewesen, ich hätte die beiden heut nachmittag an meinem Teetisch gehabt und wir hätten mit einander über Liebe gesprochen. So was hilft oft."

Im hellen Mondschein kauerten, nahe am Wege, zwei Gestalten.

„Bleiben auch Sie zurück," sagte Frau Gamander leise.

Ein grau beschuhtes Füßchen, eine zarte Gestalt in weißem Kleid, ein blondes Köpfchen, hilflos angeschmiegt an die Schulter eines jungen Mannes, der gebeugt dasaß, bleich leidend, die Stirn blutüberströmt. Die Hand des Weibchens hielt ein blutgetränktes Taschentuch. Ihr Kleid blutbefleckt. Jonathan Baumgarten war mit der Laterne einige Schritte hinter Marianne zurückgeblieben und hörte, wie sie die beiden anredete, mit einer Stimme, die in ihrer blühenden Mütterlichkeit Sterbende beruhigen konnte.

„Die erste liebe wundervolle Menschenstimme, so lang ich auf Erden bin, — die Andern haben nur ein ganz notdürftiges Ausdrucksmittel" dachte er. Er stand und sah, wie Marianne sich zu den Verwundeten beugte. Sie nahm das Köpfchen der jungen Frau sanft an ihre Schulter und winkte ihrem Begleiter. Es lag etwas wie tiefes Leiden und Freuen der Welt in ihren Bewegungen. Sie war mitfühlend und doch froh lebendig. Es lag auch viel ungestillte Sehnsucht eines großen Temperamentes in ihr.

Jonathan Baumgarten dachte an ein altes silbernes Madonnenbild, dem die Glutstrahlen wie goldene Kornährenbündel aus den Händen wuchsen.

„Da wäre es, das tägliche Brot, nach dem die Seelen hungern." Er half ihr, aber ließ sie gewähren. Sie tat, was sie tat in Weltvergessenheit und es gab in diesem Augenblick nur diese beiden verwirrten und entsetzten Kreaturen auf Erden, über die sie ihre sehnsuchtsvoll dürstende Liebe strömen ließ.

Der junge Mann sank in Mattigkeit zurück, nachdem Marianne ihm seine Wunde am Kopf mit Wasser gekühlt und mit weichem Linnen verbunden hatte.

Jonathan Baumgarten, der ihn stützte, flüsterte ihm beruhigende Worte zu. Der Arzt kam bald. Alle hatten zu tun. Marianne ordnete an, im Hause die Betten für die Findlinge bereit zu machen. Vom Arzt wurden Baumgartens Beruhigungen bestätigt. Er machte den Verband des jungen Mannes kunstgerechter und es stellte sich heraus, daß das ganz in Schrecken aufgelöste Weibchen unverwundet war.

Der Doktor, ein starker Mann mit hängenden mächtigen Gliedern, lebhaften braunen Augen und einer gewaltigen Stimme. „Oho, oho," sagte er, als er die kleine Frau sorgsam nach einer Verwundung untersuchte. „Ganz frei ausgegangen. Gratuliere! Ich bin ganz einverstanden, daß wer die liebe Sonne nicht liebt und die Liebe nicht versteht, sich aus diesem Lebenskreis entfernt. Nun ich gratuliere, Püppchen", wendete er sich an das zierliche Persönchen, „sehn Sie, nun kanns weitergehen, nun können wir uns wieder Toilettchen kaufen und so schöne graue Stiefelchen". Darauf nahm der Doktor das kleine zitternde lautschluchzende Wesen in die Arme und trug es allen voran, Mariannens Behausung zu.

Jonathan Baumgarten und der Geheimrat nahmen den jungen Mann in ihre Mitte und trugen ihn fast, denn er war vor Schwäche und Erregung kaum bei sich.

Auf dem Weg sang der Doktor ganz unbekümmert um seine schluchzende Last:

Du liebes Herz
blick erdenwärts
und sieh den Frühlingsschein,
ein Kuß, ein leichter Druck der Hand
führt uns ins Zauberland.
So mag es uns geschehn.
Ein Blütenduft, ein Vogelsang
schließt uns das Herz schon auf.

„Herrgott," sagte Marianne Gamander zu ihrem Sohne, „wie nur seine Frau so'n Männergesangverein hat heiraten können, so'n Orchestrion."

„Laß nur, Goldele, wollen froh sein, daß wir ihn erwischt haben. Sieh nur, wie er die kleine eklige Trine schleppt, die wird freilich glauben, sie liegt mit dem Ohr an einer Orgel."

„Geh," sagte Marianne, „wen findest du nicht eklig."

„Die Beiden mal sicher, widerwärtig, Goldfisch. Er ist 'ne lyrische Laus. Sei vorsichtig, Goldele."

„Kalter Bub," sagte Frau Gamander!

„Mutter, brauchen tote Leut erst totgeschossen zu werden. Die hätten sich's sparen können."

„Wie voreilig du sprichst."

„Eine dumme Kiste, sage ich dir."

„Pfui Bub!"

Die beiden Voreiligen waren bald jedes in einem Zimmerchen zu Bett gebracht. Es war nach großer Geschäftigkeit wieder einige Ruhe im Hause eingezogen. Der Doktor saß jetzt mit einem Glase Wein draußen auf einer Bank vor dem Haus und sang. Er hatte sich das so ausgebeten.

Sein Tag war heiß gewesen und er wollte noch eine ruhige Stunde auf diese Weise genießen. „Auf so einem Bergesgipfel, mit einem Glase Wein, im hellen Mondschein sitzen und singen wie der Weltenwächter, kann denen drin nur beruhigend sein" hatte er gesagt.

„Frau Marianne, hören Sie nachher auf mich, ich singe Ihnen, was das Herz Ihnen bewegen soll. Ich singe nur für Sie. Aber gehen Sie hinauf in Ihr Zimmer, niemand soll sich um mich bekümmern, ich hab mein Sach auf nichts gestellt."



Jesus Maria Josef und alle Teufel! Himmel und Hölle! Jetzt bleiben wir aber beieinander," sagte Bernus zu Frau Marianne und ihrem Sohn, als sie sich im traulichen Raum unter der Benareslampe wieder zusammengefunden hatten. Hol der Teufel alle Romanhelden! Hab ichs nicht immer gesagt: es kommt noch mal einer, der sich in deinem Salon erschießen möchte, weil er auf der Welt keinen geeigneteren Platz dazu finden kann? — Ich werd mich hüten, wieder so etwas vorspucken zu lassen. Na, nun hast du ja allerhand beieinander, um die Seele zu erquicken; — für den Anfang reichts gewiß! 'Nen Zuchthäusler auf Urlaub, einen unbegreiflichen Bezirksrichter, einen ewig treuen Geheimrat, — hör doch nur, einen singenden Mann und zwei halb Erschossene. — Besetzt!"

„Sei doch still, Bernus. Ich will ihm zuhören. Wundervoll ist die Stimme in der stillen Nacht. — Ein guter Mensch."

„Eine nette Gesellschaft für eine geschmackvolle Frau."

Marianne lachte „ja, geschmackvolle Frau! Wie du mich kennst, Herr Geheimrat. Das ists nicht, was sie alle zu mir führt. Ein bischen Schein, ein bischen

Geist und Welt; das mag locken — aber was sie zurückführt ist die barmherzige Mutter. Wahrheit und Stil ists: daß sie mich zuletzt nur mütterlich empfinden. Kommen sie mit ihren Wunden, ich verbinde sie. Sie wissen gar nicht, ob es eine barmherzige Schwester oder wer es ihnen tut. Du, mein lieber, kämst längst nicht mehr zur geschmackvollen Frau, die dich enttäuschte, wenn dus nicht hier so warm empfändest, wenn du hier nicht wieder zum guten Kinde würdest."

„Glaub mir, mein Kind, versprühte Liebeskraft," sagte Bernus „die für einen Einzigen bestimmt war."

„Der's nicht verbrauchen kann", lachte Marianne. „Sie sollten nur alle mehr ihre Liebeskraft versprühn. Man sollte den Menschen wundervolle, wohltuende Dinge sagen, aber Alles schweigt, wie taubstumme Feinde schweigen sie Alle. Eins werden mit jedem Wesen, jedem Baum, jedem Leid, jeder Wiese, jeder Freude! In jedem Lump könnte man das so viel genannte „Göttliche" erwecken. Das könnte ein Leben werden! Was wäre da euer ganzer kluger kühler nützlicher Verstand dagegen? Was würden wir erfahren, wenn die Herzen zu leben und zu denken begännen! Selbst die Philister würden wie alte Kartoffeln im Keller zu keimen anfangen. Geht mit Eurer eingesperrten Liebe! Ihr meint, ihr habt sie und sie vertrocknet Euch. Gottlob daß meine wach ist!" sagte Marianne heiter und schaute in die herrliche milde Nacht hinaus.

Hermann saß an seiner Mutter Schreibtisch und schrieb in sein Tagebuch: „Mutter", sagte er, „du mußt mir heute noch etwas auf mein neues Löschblatt schreiben."

Sie suchte und nahm drei weiße Blättchen — „habs schon, Bub."

„Liebste, gnädige Freundin, laß michs sehn" bat Bernus. „Hier" sagte sie, „aber lach nicht, Du kennst unsere Gebräuche."

„Sie sind mir heilig, Marianne." Zögernd und wie ein Kind lächelnd gab sie ihm die Blätter.

Auf dem ersten stand: sei gut. Denk Gutes. Tu Gutes. Auf dem zweiten: Du gehörst mir, mein Liebling. Auf dem dritten: Sei lieb und gut, auch wenn dich niemand sieht.

„Du Kind", sagte Bernus warm.

Mariannens Augen strahlten sommerlich.

„Nur so weit ein Mensch Kind ist, ist er lebendig, glaub's mir Bernus. In unseren Kindereien liegt das Allersüßeste. Wir könnten Beide nicht schlafen gehen, wenn wir unsern Tag nicht aufgezeichnet hätten. Wenn er nicht bei mir ist, tun wir's wenigstens so weit als möglich zur selben Stunde. Du weißt's ja. Er schreibt mir in mein Buch auf jede Seite das Datum mit rotem Stift und ich ihm. Und oft finden wir gegenseitig ein liebes Wort unvermutet. Ist das lieb so ein herzliches: Da bin ich bei dir! Du kennst uns ja, Bernus. Daß die meisten Menschen ohne sanfte Gebräuche beieinander leben, das entfernt sie so voneinander, glaub's mir."

Bernus legte seine Hand auf Hermanns Schulter. „Glücklicher Kerl" sagte er.

„Ja, Onkel Bernus, es ist gar nicht so leicht einen Menschen glücklich zu machen. Frag die Mutter. Wenn ich denke, wie reich bin ich! Was erlebte ich gegen all meine Kameraden und wär sonst grad so ein kalter Frosch wie alle andern."

Die Köchin brachte jetzt den Tee und den Imbiß, den Marianne nach allen Anstrengungen bestellt hatte.

„Das kenne ich!" sagte Bernus, „wenn die Störenfriede, gleich welcher Art, endlich verweht sind, dann noch so ein gesegnetes Teestündchen zur Belohnung."

„Ich dächte auch," sagte Marianne, „daß wir die verdient hätten."

„Gnädige Frau," sagte die Köchin, die Jonathan Baumgartner, der oben noch bei den Kranken wachte, Kleopatra genannt hatte. „Gnä Frau." Sie winkte Marianne beiseite und sagte flüsternd, aber sehr erregt: „Gnä' Frau, das ist ja der Herr Baumgarten, wissen's der, der bei uns in Brenning so oft gesessen is."

„Gesessen?" frug Marianne zerstreut.

„Ja, nöt auf'n Stuhl." Die Köchin mit ihrem kleinen blassen fetten Gesicht, dem blonden Haar, der rundlichen Figur, die ganz aus zartem Fett gebildet zu sein schien, war bis zum Rand mit Neuigkeiten gefüllt. Es brodelte über. Die feuchten Lippen schmeckten die Worte ordentlich. „Ich will ihm nöt schaden, g'wiß nöt. Er ist'n guater Mensch — aber dös is g'wiß, g'sessen is er und spinnen tuat er anständig."

Die hübsche kleine Person hatte jetzt noch Bernus und Hermann zu Zuhörern bekommen. Bernus hatte um Hermanns Schulter den Arm gelegt.

„Ja," meinte die Köchin gelassen, „sitzen tuat er a wieder hier, gnä' Frau. I woas nöt, wie dös alles is. I woas nöt, wie a Mensch so ganz ausg'schamt sein kann, und is dabei so a liaber Kerl so viel fein und freigiebig wie der Herr Staatsanwalt."

„Herr von Rößler ist doch Bezirksrichter?" frug Marianne.

„I red ja vom Baumgarten, vom andern", fuhr die Köchin lebhaft auf. Die kleinen grauen Augen, die in dicken zarten Lidern, wie eingebettet steckten, flimmerten. Das ganze schwappliche Persönchen war von Sensationlüsternheit durchdrungen.

„Gnädiger Herr," sagte sie zu Bernus, „dös will ich beschwör'n, daß der Baumgarten Staatsanwalt war. Draußen, — nöt herinnen —. Der Baumgarten, nöt der andere."

„Der Baumgarten?" frug Hermann, „sie spinnen, Zenzi."

„G'wiß nöt, so wahr i selig werden will, nöt, gnä' Frau weiß, daß i in Brenning mei zwei Jahr abg'deant hab, bei der Verwalterin in der Gefängniskuchel."

„Oho!" sagte Bernus, „das war ja ein nettes Gefängnis, wo so ein Kochgenie, wie die Zenzi, angestellt werden mußte."

„Do hätten's g'spannt, gnä' Herr. Alleweil Linsen mit Speck, Erbsen, plentene

Knödl. Alle heiligen Zeiten a mal a Suppen mit an Suppnfleisch. Na, dös hat mir auf d'Läng nöt paßt."

Die fette kleine Köchin machte ein Näschen, als schnupperte sie alle Küchenwohlgerüche und ihre kleinen runden Hände, mit denen sie eben eine knetende Geste ausführte, bekamen etwas ganz Sündhaftes, in Sinnenfreuden Spielendes.

Bernus zwinkerte Marianne von der Seite an und lachte.

„Nun begreife ich unsere feinen Diners hier auf dem imfamen Gipfel."

„Lieber Freund," sagte Marianne, „ich denke, du glaubst bald an meine Lebenskünstlerschaft."

„I woaß nöt," sagte Zenzi, die Köchin, „wenn unsereins sich aufführen tat, wie den Herrn Bezirksrichter sein Spezi, der Herr Staatsanwalt, i mein mal nöt, daß unsereins so eschtimiert würde."

„Ach gehen Sie, Zenzi, mit Ihrem Staatsanwalt," sagte Bernus lachend.

„Freilich, Staatsanwalt is er g'wesen. Davongangen is er ihnen weils sein Guschto nöt war und runtergekommen is er — — ganz anständig a noch.

Aber ein seelenguater Mensch — da war koaner, den er nöt getröst hätte, koaner war ihm zu notig. Wenn der November so rankommen is, is der Baumgarten angerückt. Die Verwalterin hat allemal g'sagt: ‚Was wird er denn heint ausgepelzt ham. Der, der Hallodri, der.'

Alle ha mer gespannt. Seine Kaichen, seine Zelle ha mer kränzt und ich hab' 's Willkomm dazu gestift, wann er eing'rückt is.

Ein jeder hat was von ihm g'habt, die Verwalterskinder Nachhilfsstund. Die besten waizenen Knödel hat er machen gekinnt. Die Bücher hat er geführt, den Herrn Bezirksamtmann sei rechte Hand is er überhaupt g'wesen. Sicher is ers noch. — Die beiden Herrn ham z'amg'hockt."

„Sagen Sie mal, Zenzi," frug Marianne, „was um Himmelswillen hat er denn aber immer getan, daß er eingesperrt wurde?"

„Baschquillelen," sagte die Köchin trocken.

„Baschquillelen?" frug Bernus. „Was für eine Art Verbrechen ist denn das?"

„Reimeln, so Verdrußliadln, über die Regierung. Wenn er gar nichts mehr hatte, machte er so'n Baschquillele. In oaner Wirtschaft hat ers dann g'sungen. Da war er bald wieder bei uns; und weil er ein Studierter ist, hat ers immer gleich weg, wie viel's ihm etwa eintragen tät. Bis zum Frühjahr hatten wir ihn immer, dann gings heiti in die Berge zu den Bauern. Ausg'schamt is er freilich — aber freigiebig — an guater Herr. Singen und lachen kann er, den druckt nix in seiner Ausg'schamtheit."

„Netter Herr," sagte Bernus.

„Eine barmherzige Schwester hätte aber nicht sanfter mit unsern Beiden sein können, wie er."

„Dös glab i," sagte die Köchin trocken.

„Na und Sie, Zenzi, waren wohl sein Schätzchen?" meinte Bernus.

„Na, gnä' Herr — da gabs nix und wenn unsereins g'wollt hätt! Nachher

grad nöt. Wia a Hundeschnauz so kalt. Dös is schon ein ganz besunderer Herr. Der hat die hohe Gerichtsbarkeit und Kaiser und König und die hohe Obrigkeit beleidigt. Der is fein ganz eingebild't. Und je ärmer und schlechter oans is, desto süßer tuat der Kerl. Drum scham i mi, wenn er bei mir steht."

„Was Sie für Geschichten wissen," sagte Bernus. „Sie wissen ja die Sünden von allen Leuten. Was mögen Sie erst für Sünden tun?"

„Herr Geheimrat, die kann i leicht beichten: i dearf nur kei Geig net hörn, Musik überhaupt nöt, die treibt mi zu die Mannsbilder. 's is grad als hättens mir dann oane Lokomotiv vorspannt. Meinens i hätt in der Stadt nöt die schönsten Plätz hab'n gekinnt. I wollt aber auf'n Berg, wo koa Musik nöt hinfind. Jetz hab'n mir a do so a singada Maschin vor der Tür. I mach, daß i in mei Kuchl kim. Da hört ma den Singaden nöt. Guten Ab'nd mit anand! Nix für unguat. I wollt Gnädige nur warnen."

„Ein Original," sagte Bernus, „so was bleibt nur bei dir hängen! — Du hast wirklich Dämonen hier, gute und böse."

Frau Marianne steckte sich eine Zigarette an. „Was Ihr Männer für große Worte habt." Sie schmeichelte dem Rosenstrauß, der vor ihr auf dem Tische stand. „Dämonen," da habt Ihr auf dem Gymnasium so dicke Worte gelernt und wendet sie falsch an.

Aber der Dämon in Euch selbst, der ist schon am Gymnasium verdorben, in Eurer dummen Lernzeit. Das hier ist nicht dämonisch, das ist logisch, daß die bei mir ist. Ich bin auf den Gipfel gekrochen, um der Katzenmusik der Welt auszuweichen, und die ist auf den Gipfel gekrochen, um ihrer Musik auszuweichen. Erst wo die Wahrhaftigen, die Ehrlichen, die Originale hausen, fängt die Logik an. Ihr nennt aber logisch, wenn die Schablone stimmt und all' die Widersprüche, die wie wilde Böcke darunter hausen, merkt Ihr nicht. Darüber könnte ich dir vieles sagen, oder wie sagen die Männer: ‚beweisen', wenns nicht Nachts um zwölfe wäre, da wollen alle Dämonen schlafen, die guten und die bösen — gute Nacht, schlaf wohl."



In einem der kleinen alten Fremdenzimmer des Berghauses, zirbelgetäfelt, mit einem niederen Fenster, das hinaus in den blühenden duftenden Garten blickte, lag, während Marianne, Bernus und Herrmann im alten behaglichen Wohnzimmer plauderten, bequem gebettet, der kleine Baron und Jonathan Baumgarten saß neben seinem Bette. Der Doktor und Jonathan Baumgarten hatten ihn sorgsam behandelt. Die Kugel war am Stirnbein abgeprallt.

„Zu fest aufgesetzt", hatte der Doktor gesagt.

Jonathan war in diesem Fall mit dem Doktor einer Meinung gewesen.

Der Verwundete lag in größter Erschöpfung. Der Blutverlust und die schwere Erregung hatten ihm bös mitgespielt. Nach dem Weg, den er zwischen seinen beiden Helfern zurückgelegt hatte, war er zusammengebrochen. Er hatte sich das in den Tod gehen wohl leichter gedacht, und wär's ihm gelungen, hätten die

gewaltsam erschütterten Nerven Zeit gehabt sich gründlich auszuruhen, so hatte er aber die Erschütterung, die den Schritt vom wohlvertrauten Leben ins dunkle Unbekannte begleitete, ins Dasein wieder mitgebracht.

Er mochte eine große Erfahrung erworben haben — die Erfahrung des Sterbens.

Die kleine Hortensie war in der ersten Stunde im Berghaus in Weinkrämpfen in Mariannens Armen gelegen. Das Blut auf ihrem weißen Kleide war aus der Wunde ihres Geliebten auf sie niedergeflossen.

Sie konnte es gar nicht fassen, daß sie heil und ganz sei und schluchzte und bebte wie vernichtet.

Marianne hatte sie wie ein Kind an sich gedrückt und war erst ins Wohnzimmer zu Bernus und Herrmann gegangen, als die schwere Erregung sich in Mattigkeit umgewandelt hatte.

Das Herzen in die Bäume schneidende Hausfräulein war von Marianne bei der jungen Frau zurückgelassen.

So konnten beide, der Baron und Hortensie fürs erste sich bei Marianne ganz wohl versorgt fühlen.

Jonathan Baumgarten saß am Lager des jungen Mannes, den Kopf in die Hände gedrückt. Sein emporstehendes festes Haar starrte wie eine Bürste zwischen den darin ganz eingegrabenen sehnigen Fingern. Er saß in sich versunken und doch wachsam. Denn bei jeder Bewegung des Leidenden ruhte, durch eine Wendung des Kopfes, ein langer Blick aus tiefen, grauen, forschenden Augen auf ihm.

Still war's im kleinen Raume.

Der Mann im Lehnstuhl verstand sich regungslos zu halten, wie es Leute verstehen, die in sich leben, in sich hineinleben, die nach innen blühen. Es gibt deren nicht viele. In der Pflanzenwelt heißen solche: Innenblüher. Unter den Menschen mögen sie Gott weiß wie genannt werden. Sie tragen viele Namen: Toren, Einsame. Sie tragen auch schimpflichere Namen, denn sie sind den Massen fremd, sie locken nicht an. Man geht an ihnen verächtlich vorüber.

Der im Lehnstuhl sitzt da, als dächte er: kriecht mir alle den Buckel nauf. Er hat etwas Abwehrendes, — und wäre der sorgende lange Blick nicht gewesen, so hätte man ihn für einen sehr borstigen Herrn halten können.

Der abgetragene, wohlgepflegte Anzug, das herbe Gesicht, das widerstrebende Haar und die Form der festen Finger und der schmalen festen Handgelenke machten Mut dazu.

Als Krankenwärter nicht besonders gut zu empfehlen.

Er war ja auch nicht dazu ausgesucht. Das Schicksal hatte alle am Schopf genommen und sie auf diesen Berggipfel zusammengerückt wie überall, Herr und Knecht, alles durcheinander.

Übrigens war der lange sorgende, fast mütterliche Blick, den der Mann über den Leidenden gleiten ließ, keiner von den Blicken, die mit dem Menschen

geboren werden. Es war einer jener herausgerungenen Blicke, die früher kalt gewesen sein mochten, scharf und bös, voller Empörung und Zorn und die schließlich gütig wurden durch Erkenntnis, daß hier auf dieser Erde, auf der jedes Geschöpf unerbittlich dazu verurteilt ist das andre zu fressen und vom anderen gefressen zu werden, Empörung und Zorn nicht am Platze sind, daß man Empörung und Zorn den Verworrenen überlassen muß, — denen, die nichts durchschauen, die keinen Zusammenhang sehen, die aufs einzelne blind und besserungswütend losstürzen.

O, ihr Gütigen, die ihr auf dieser Raubtierwelt gütig geworden seid, weil ihr alles verloren gabt, außer der Güte, — Recht und Ruhm und Ehre und Erreichen und Bessern und Strafen. Euch sollte man in dem Treiben der Welt stille Kapellen bauen und zu euch beten und sich in euren mütterlichen Schutz stellen.

Ob aber der Herr im Lehnstuhl zu euch gehört, ist mehr als fraglich. Seine schmalen festen Hände sehen sehr nach Greifen aus und seine schlanken, sehnigen Beine, die in groben wollenen Strümpfen und grauen Kniehosen stecken und groben genagelten Schuhen, sahen aus als könnten sie ihren Herrn elastisch und flink zu allerlei Torheiten und großen Übereilungen tragen.

Und die eckige Stirn ist eine zornige, leicht erregbare Stirn, die Nasenflügel sind auch verdächtig, und der Mund leidenschaftlich, geradezu gefährlich.

Aber der Blick war da, fürs erste. Es ist wenig genug darauf zu geben. Wer will behaupten, daß er auf den ersten Blick irgend etwas Zutreffendes über einen Menschen sagen kann?

Schrecken, fast wie vor einem Leichnam beim ersten Begegnen eines Menschen, wenn uns nicht das angenehme Bild der Jugend gefangen nimmt. Seelenloser Körper. Erst wenn er sich vor unsern Augen langsam beseelt, vergessen wir den toten körperlichen Anblick.

Der Kranke bewegte sich und flüsterte leise, kaum hörbar: „Hortensie! — Es wird mir doch nichts verschwiegen? — — Sagen Sie, sagen Sie — —". Da fielen ihm die Augen wieder zu.

„Hortensie" — brummte Jonathan Baumgarten wie vor sich hin und schaute dann auf den Kranken. „Warum nicht gar, da können Sie ganz ruhig sein. Weshalb glauben Sie denn unserem braven Doktor nicht? Getroffen ist's ja gar nicht. Nur ein bissel erregt, was ja schließlich, ... Eine Kleinigkeit ist das nicht."

„— Sie hat selbst — — selbst — . . ." Der Kranke wollte sprechen, fiel aber sofort wieder in schwere stumme Mattigkeit.

„Immerhin anständig" brummte Baumgarten vor sich hin — „sehr anständig. — Treffen — das steht auf einem andern Blatt."

Der Mann im Lehnstuhl vergrub seine Finger noch fester im Schopf.

„Ihr mögt Euch gut herumgehetzt haben — Ihr," dachte er, „eh Ihr feinen Kerlchen — dazu gekommen seid. — Ja wohl, das Leben versteht seine Leute

mürbe zu kriegen. Aber Liebe — aus Liebe? — Gott bewahre — aus Liebe nicht. — Liebe ist selten — selten.

Diese Frucht kommt fast nie zur Reife. Wurmstichig, verkrüppelt, angefault fallen die Früchte vom Liebesbaum. — Ich sah nie eine reife Liebe. — Aber das wurmstichige Zeug, was unter diesem Namen geht, ist freilich an sich zum erschießen."

Der Baron lag im Halbschlaf der Ermattung; oder schlief er wirklich, sein Atem ging sanft. Er war sehr bleich. Und der weiße Verband, der seinen Kopf in festen Windungen einhüllte, ließ seine Züge fast kindlich jung erscheinen. Jonathan Baumgarten dachte weiter: Eine Frau umarmen — Körper zu Seele, Seele zu Körper werden fühlen, — Seele und Körper empfinden — liebkosen. Geheimnis aller Geheimnisse. — Lösung tiefster Geheimnisse.

Solcher braucht keine Religion. Er braucht auch keine Dichter.

Die größten Mysterien sind vor Euch ausgebreitet — Ihr dürft sie feiern und genießen. — Euer Stumpfsinn aber. — — O mein Gott, was habt Ihr getan!! — Was tut ihr! —

Wer da weiß, was Liebe ist, für den gibt's keinen Streit.

Ja, — diese Frau hier im Hause, der Glutstrahlen wie goldene Ährenbündel aus den Händen wachsen! — — Wenn Mutter ein Titel wäre, diese Frau müßte ihn tragen.

„Haben Sie das nicht empfunden, als Sie von ihr berührt wurden?" frug er leise murmelnd und blickte fragend auf den Schläfer mit dem tiefleidenden Zug.

Er wußte, daß er keine Antwort bekommen konnte und deshalb frug er.

„Mich geht's nichts an!" rumorte es weiter unter dem dicken Schopf. Einem Lump blüht alles Mögliche — Gesegnete — aber vom Liebesbaum — no! — Und wurmstichige Früchte? — Pfui! — Abgemacht!

„Barönle", flüsterte er fast stimmlos, „Überdruß mein Herr? — so etwas! — Überreiztheit? — Gott weiß was? — Liebe? — No. — Grüßen Sie mir Hortensie.

Aus Liebe erschießt man sich nicht. — Wenn ich eine Frau liebe und sie mich, so ist das eine heilige und sehr starke Sache über alles hinaus. Ich will mit ihr wundervoll die Jugend leben und will auch mit ihr altern, — und wenn ich will, wird's geschehen. Ja, ich freue mich mit ihr zu altern, den großen Weg zu gehn. Ich will bei ihr bleiben, will sie behüten — will sie einhüllen in Frohes — Schönes — — einhüllen.

Von Liebe, wenn so ein Elender träumt — das ist wie aus einer andern Welt? — Nicht wahr, Herr Baron? Nicht wahr Barönchen? — Ach so, — Sie schlafen. Und so redete er auch nur, weil er nichts weiß. Ein Stück Bestie ist er auch nie gewesen — leider. — Wie man's nimmt."

Jonathan Baumgarten war durch das erregende Erlebnis aus seinem Gleichgewicht gehoben. Unter seinem Schopf rumorte es wirklich. Er war, was man

so in Stimmung gekommen nennt. Aus dem Glück und Unglück anderer, wenn es uns packt, steigen immer unseres eigenen Ichs Freuden und Leiden. Wir schleppen dann doppelt.

„Hab die Ehre, Herr Baron", brummte er vor sich hin. Und wieder glitt der lange gute Blick über den Kranken, dem der Arzt Morphium gegeben hatte, um die große Körper- und Seelenerschütterung zu dämpfen.

„Ist Ihnen Ihr Pfleger recht?"

Jonathan Baumgarten brummte, „oder? — Bitte — sagen Sie's nur. Ja, wohl, in der Not ... und so weiter — Ich verstehe vollkommen, wenn Barönchen nicht angenehm berührt sind — aber was tut's? — Hab mich ja wohl auch vergessen vorzustellen? Nr. 3, Keiche Nr. 3 Hochdeutsch: „Zelle" wenn Sie wollen. Bezirksgefängnis. — Einem vorzüglichen, liebenswürdigen, man könnte sagen in einem Falle etwas närrischen Bezirksrichter unterstellt; — aber — das wird Sie nicht weiter interessieren. Bin ernstlich ein Mensch, der wirklich nicht wert ist neben einem schlafenden Baron am Bette zu sitzen. Alles was angesehen, bürgerlich, ehrenwert, erstrebenswert, unantastbar, selbstverständlich und so weiter ist, liegt wie ein Berg hinter mir. Ich sehe einen Löffel neben dem Berg liegen.

Ihr alle tragt diesen Berg in euch; — und wenn ich den Berg wieder in mich hineinlöffeln müßte — explodieren — nein, zerstäuben zu Atomen würde ich.

Auch ich hatte ihn einmal eingelöffelt. — Geheimnisvoll, nicht wahr? Sie sehen es mir gewiß nicht an, Herr Baron, wie wohl mir ist und wie leicht, ohne mein Gebirge?"

Jonathan Baumgarten verbeugte sich gegen den schlafenden Baron und sagte: „Nr. 3 befindet sich sehr wohl." Darauf vergrub er wieder die Hände in den Schopf. Der Baron wurde unruhig. Jonathan Baumgarten beugte sich über ihn und sagte mit der weichsten Stimme: „Wo fehlt's denn?"

„Das Hemd, das harte Hemd vom Doktor" war die matte Antwort.

„Natürlich," sagte die weiche Stimme, „dieser Bär von einem Doktor. Echtes Bauerngarn. Das Tuch hat er jedenfalls von einer Bäuerin, der er ein Kind ins Leben gebracht hat, oder sonst wem aus dem Leben. Da kann er noch von Glück sagen, wenn er so ne Zahlung bekam. — So, — drückt's noch?"

„Besser," sagte der Baron stimmlos und im Unbewußten wieder zerfließend „aber schrecklich."

„Denk ich mir," dachte Jonathan Baumgarten, „ja ins Jenseits nimmt keiner Reisegepäck mit. Nicht viele können sich die Sache noch einmal überlegen. Seien Sie froh, Barönchen, daß Sie des Doktors Nachthemd belästigt. Ich habe Tote immer sehr unbelästigt liegen gesehen."

Jetzt ließ er sich wieder vorsichtig in seinem Lehnstuhl nieder, um den Kranken nicht zu stören.

„Weiß Gott, er hat recht, der Baron, das Beste was ich zurückließ vom ganzen Krempel — das zarte Fell. — Meine Bekannten hol alle der Teufel, mein Amt

widert mich an. Die jahrelange wahnwitzige Bildung etwa? Der Berg der grausliche? — Aber, das zarte Fell! Das habt ihr gut gemacht!" Bei dieser Vorstellung verweilte er lange Zeit und breitete gewissermaßen das zarte Fell, wie er es nannte, vor sich im Geiste aus. Weißes weiches Linnen, seidnes Gewebe, schmiegsam, zärtliches Tuch, in das die Glieder leicht glitten — und so manches.

Es zog etwas Trübes über sein Wesen.

„Ja, man ist ein gröberes Vieh", sagte er vor sich hin. Marianne Gamander klopfte leise an die Türe und trat mit ihrem Sohne ein.

Jonathan Baumgarten verneigte sich vor ihr wie vor einer Königin.

„Nehmen Sie bitte eine Erfrischung. Inzwischen bleibt mein Sohn hier bei unserm Pflegling" sagte sie. „Gnädigste Frau, nicht einen Bissen und nicht einen Tropfen und kein gutes Wort. Ich bin kein Eindringling und auch kein Gast — schöner Gast! Aber Kaiserlich Königlicher Büßer. Sollten Sie mich zufällig kennen lernen und nicht verwerfen — — aber jetzt — nein."

„Nun," sagte Marianne lächelnd, „glauben Sie, daß ich umsonst auf einen Berggipfel gekrochen bin? Ich seh mir das Leben gern von oben herab an und erschrecke vor dem Ungewöhnlichen nicht. Ich fürchte mich vor nichts, Herr Baumgarten, als vor den lebendigen Toten."

„Gut", sagte Jonathan Baumgarten. „Möglich. Aber ich liebe Klarheit. Das ist mein einziger Luxus. Vielleicht darf ich mich einmal durchleuchten, um ein Recht auf Salz und Brot in Ihrem Hause zu haben. Vielleicht, höchst gleichgültig für Sie, gnädige Frau. Ich habe meinen Urlaub längst überschritten. — Kennen Sie unser Bezirksgefängnis, unten im Städtchen? Das stammt noch aus dem goldenen Zeitalter, da gibt es Urlaub, da gibt's Strolche, die wegen Bettel eingesteckt wurden, tagsüber aber zur Arbeit herausgelassen werden und ruhig weiterbetteln. Abends kommen sie dann heim, seelenvergnügt. 's geht auch. Guten Abend, gnädige Frau." Er grüßte wieder feierlich und empfahl sich.

Der Mond schien die ganze Gegend in bläulichem Lichtdunste aufzulösen. Nichts Festes rings umher, als das Stück Erde, das den Schritt trägt. Die Berge wie Schemen, Nähe und Weite, als flösse und woge alles in flimmerndem Lichte. Jonathan Baumgarten ging des Wegs, das graue Filzhütchen weit aus der Stirn zurückgesetzt. Er öffnete das Hemd auf der Brust. Er wollte ganz durchdrungen werden von dieser reinen kühlen, blauen Stille und er ging wie die gehen, die das Gehen selbst als Freude und Genuß empfinden.

Unten im Tal schimmerten kaum sichtbar durch das helle Mondlicht ein paar Lampen-erhellte Fensterchen des Berghauses.

Jonathan Baumgarten blickte hinauf, nahm den Hut ab, fuhr sich durch das Haar, schüttelte gedankenbeschwert den Kopf und ging dann weniger leicht weiter.

Er badete jetzt nicht mehr mutwillig, wie ein ganz junger Mensch in kühlem flimmerndem Licht, berauscht von der Nacht, ging beladner, war der sechsund-

dreißigjährige Jonathan Baumgarten mit einem sonderbaren Schicksal und trug an sich und an dem was sich mit ihm begeben hatte, wie jeder einsame Nachtgänger.

Durch die dunkle enge Gasse des Landstädtchens, in der das Bezirksgefängnis aus dem goldenen Zeitalter eingeklemmt in der Häuserreihe lag, schritt er ganz wohlgemut.

Der Nachtwächter begegnete ihm mit seiner Laterne. Von weitem hatte er ihn schon singen hören.

„No", sagte der, als sie aneinander vorübergingen. „Heut san's aber lang außer gewesen, Herr Baumgarten. Wo san's denn umeinand kimmen? Törkelen (Jungen Wein probieren) is do nöt im Mai? Oder oben beim Johannser? Der möcht techtern froh sein, vielleicht ließ sich doch eppas tian? Daß der arme Tuifil net zum Vergantn käme. Sie täten schon eppas austuifleln, weil's allweil mit dena Gockln bei Gericht zu tian hab'n."

„Ja," sagte Jonathan Baumgarten, „mei Liaber, da geascht nöt fahl, wenn du meinst doppelt gnaht halt't besser. In oaner Person Richter und Hallodri, dös glabst! Wann du den Johannser siahst — i kimm scho."

„Heut haben's oan derwuschen, Herr Baumgarten, oane, die Grawötscher Mali, wanns Ehana bekannt ist?"

„Na."

„So an loadiges Weibermensch — so an dumm's hat'n Bauer an Sack Plenten grabscht."

„So — so", antwortete Jonathan Baumgarten und ging seines Wegs.

„Daß i net d'rauf vergiß, wann's heimkommt's, der Schlüssel liegt im Mauereck. Die Verwalterin hat mir's noch auf die Seelen bunden."

„Guat Zeit lassen Patz."

„Zeit lassen, Zeit lassen, Herr Baumgarten", gab ihm der Nachtwächter murmelnd zurück und fiel wieder in seinen Singsang.

Jonathan Baumgarten tastete in dunkeler Mauerecke, in der früher ein Heiligenbild gestanden haben mochte, nach dem Schlüssel, fand ihn und schloß das Bezirksgefängnis auf, dessen berechtigter Inwohner er war. Mit Stolz und Behagen schien er hier seine Nr. 3 zu tragen. Wie in ein gutes, ihm gewohntes Gasthaus trat er ein, nahm aus seiner Rocktasche ein Laternchen, entzündete es und ging friedlich die breite Treppe, die von einem mit Backsteinen belegten Vorplatz in den obern Stock führte, hinauf, da trat er durch eine nur angelehnte Tür in eine geräumige Küche ein. Die offene Feuerung auf dem altmodischen Herd, über dem ein gewaltiger Rauchfang den schwarzen Rachen aufriß, hatte die ganze Küche mit glänzendem Ruß geschwärzt, der in kleinen Zapfen und Wülsten von der Decke herabhing. Auf Reichhöhe ungefähr war der Raum weiß gekalkt. Und die schwarzen Töpfe und gelben Messingpfannen hoben sich scharf, wenn das Licht des Laternchens darauf fiel, davon ab.

Jonathan Baumgarten leuchtete über eine saubere aber ganz dünn gescheuerte,

große Tischplatte aus Lärchenholz hin, deren rötliche Holzrippen scharf von der weichen Holzfaser entblößt, dem heftigen Reiben und Bürsten von Generationen braver Weibermenscher Trotz geboten hatten.

Auf diesem Tisch stand ein Teller mit gerösteter Polenta und einer dünnen Schnitte Speck, dazu ein Glas Schepps (dünner Gesindewein) und eine Schnitte Brot.

Da stellte er sein Laternchen nieder, rückte sich einen alten Bauernstuhl zurecht, klappte sein Taschenmesser auf und begann, gebückt sitzend, sich über sein Nachtmahl herzumachen.

So saß er in der stillen nächtlichen Küche, schnitt sein Brot in Streifen, vom Speck spießte er hin und wieder ein winziges Stückchen mit der Spitze seines Taschenmessers auf und führte diese Delikatesse gewissermaßen feierlich sich zu. Auch vom dünnen Wein nippte er, wie der kleine Mann es zu tun pflegt — bedächtig, fast genußsüchtig. Er aß wie ein gut beobachtender Schauspieler, doch gelang es ihm besser, denn ihm fehlte das Publikum — und er aß, wie er aß, aus Überzeugung.

Sein Mahl währte eine ganze Weile, denn er hatte die Geduld und Ausdauer beim Kauen vom Bauer mit angenommen.

Nachdem er geendet, stellte er Teller, Gabel und Glas auf den Herd, wischte die Krumen sorgfältig vom Tisch, nahm sein Laternchen und leuchtete einen winkligen Gang entlang über Stufen und Treppchen. Das ganze Haus lag im tiefen Schlaf.

„Häm, häm“, räusperte, rief oder hustete er, so etwas von allem.

„Oho“, klang es aus einem Zimmer. Gleich darauf fiel helles Licht durch eine geöffnete Tür und der Bezirksrichter trat ihm entgegen, verdunkelte die helle Türöffnung, streckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn gewissermaßen zu sich herein.

„Du hast mich lange warten lassen.“

„Ja“, sagte Baumgarten, „mein Lieber, unser Herr und Meister, wenn der an uns vorübergegangen ist! — Da oben kam's erst nach. Der Doktor mußte mit Morphium und Gott weiß was herausrücken. Die beiden hat's in den Nervchen gebeutelt, jetzt schlafen sie.“

Das Zimmer des Bezirksrichters war ein angenehmer Arbeitsraum im uralten Hause. Korrekt und tadellos in jeder Beziehung. Es paßte zu seinem Bewohner, der in einer leichten Hausjoppe, die Zigarre im Mund, bequem in einem Lederüberzogenen weiten Klubstuhl saß, seinem Freund, dem Kaiserlich Königlichen Büßer gegenüber.

Beide schwiegen geraume Zeit. „Wenn du fort bist, wird's in dem Nest verdammt ledern sein.“

Baumgarten erwiderte nichts, lehnte sich gedankenvoll zurück und spielte mit den Fingern auf den Armlehnen des Stuhls. „Wir werden uns schon zu finden wissen“, sagte er nach einer Weile.

In den Zügen des Bezirksrichters liegt, trotzdem sie langgezogen und hager sind, etwas Weiches, fast Unenergisches, aber sie sind trotzdem gut ausgeprägt, die Nase scharf, der Nasenrücken etwas knorplig und uneben. Er ist kein Kraftmensch, aber seine Freundschaft mit Jonathan Baumgarten ist jedenfalls nicht ganz einwandfrei in den Augen der Welt. Und dazu gehört etwas, eine nicht ganz einwandfreie Bekanntschaft zu pflegen, sie gar zur Freundschaft werden zu lassen. Das heißt, wenn man ein wohlsituierter Herr Beamter ist, ist das geradezu eine Heldentat. Und hier! Der Bezirksrichter, der Nr. 3 bei sich empfängt, Nr. 3 im Leder-bezogenen Lehnsessel sitzen läßt und auf Nr. 3 mit Blicken schaut, so voll warmer guter Freundschaft und Anhänglichkeit, — das muß ein sonderbarer Kauz sein, mit einem Vorrat innerlichster Widerstandskraft gegen die Meinung der Welt und einem Vorrat von Wärme und Liebesbedürfnis — also, ein nicht gewöhnlicher Mensch, denn Vorrat von irgend etwas anderm als der ganz gewöhnlichen hungrigen Selbstsucht haben nicht viele.

„Eine sonderbare Geschichte, so als Abgeschiedener, in der Welt aufzutauchen, der man den Rücken gekehrt hat. Man fühlt sich, als wäre einem inzwischen Gummiarabikum ins Blut gekommen — oder, als hätte man ein paar Gelenke weniger, — unbeweglich, — ungelenk — grobes Vieh."

„Nun, was tut's?"

„Tun tut's nichts. — Unbequem ist's, wie dem Barönle das grobe Doktorhemd unbequem war. Unbequem ist man ihnen auch. — Man soll sich fern von ihnen halten."

„Die oben, das sind doch ganz natürliche Leute", sagte der Bezirksrichter.

„Sie sind etwa so natürlich wie gute Kunst", meinte Baumgarten.

„Ja, ja. Sie gehören aber nicht zu den im gewöhnlichen Sinn Weltgewandten."

„Nein. Die leben in einer anderen Kultur — ganz verschieden von der heutigen. Der Geheimrat, das ist ein feiner Herdenmensch."

„Und du?"

„Ich habe mich zu drücken."

„So", meinte der Bezirksrichter ruhig, „gerade du. Ich hab's so erwartet, mein Lieber, das schadet nichts, wenn dich wieder einmal der Schuh zwickt. Mir bist du lieb und teuer, wie du bist; aber weshalb sollst du nicht wieder einen anderen Weg einschlagen?"

„Philister" brummte Baumgarten.

„Nun, weißt du — Philister? Ich hab nicht Sack und Seil hingeworfen wie du und bin vom Pack unters sogenannte Pack gegangen — aber schließlich, — ich hab mir's doch von dir mit viel Genuß und Verständnis vorspielen lassen. — Meinst du nicht? Oder sagen wir statt vorspielen: ich hab's miterlebt."

„Es gibt Menschen," sagte Baumgarten, „die sich von andern ihr eigenes Leben vorleben oder vordichten lassen. — Die sind es auch, die ihren Lieblingsautor sich hin und wieder in Buchform kaufen. Von diesen lebt die Zunft der Fabulierer. Dann sollen sie aber gefälligst wenigstens nicht mit hineinreden,

diese Faultiere und Schmöker!" rief er heftig. „Ich tue, was ich tue, und lebe, wie ich lebe! Wenn mir's gefällt bei euch unterzukriechen, gefällt mir's eben. Wenn mir's gefällt wie ein Siuindianer herumzustreichen, ist's eben mein Geschmack, — und vielleicht liegt's auch tiefer. Na, was willst du eigentlich?"

„Dich unter Menschen deinesgleichen bringen. Früher oder später gehst du daran zugrund, daß du —"

„Ich? Nein, daran nicht", fiel Baumgarten ihm ins Wort.

„Das sagst du. — Willst du mich abschütteln? Heiratest du? Oder wirst du Ministerpräsident? — Laß mich in Frieden. — Möchte wissen, was mir abginge? — ein freier Mensch, — ganz ausgeschamt, weißt du noch, eure Kleopatra? Die ist übrigens oben bei der schönen Frau und schaute nicht übel. Du sahst sie ja —. Keine Ehrgeize, keine Sorgen. Mein bißchen Zeichnen, daß ich nicht zu verhungern brauche, den guten Wahlspruch: Alles ist nicht wahr was die Menschen sagen — und einen Freund! — Sonst allen Ballast über Bord geworfen. Ja was willst du denn noch mehr?"

„Und hattest doch Gummiarabikum im Blut? Frei ist gar nichts. Behaglich muß sich einer fühlen, mein Lieber."

„Man kann nicht in zwei Welten auf einmal leben", sagte Baumgarten ruhig. „Die, die ich verließ, habe ich verlassen und gebe keine Gastrollen darin, wie ein Gespenst. Fang nur nicht an mich beglücken zu wollen. — — Übrigens, die Grawötscher Mali? Da will ich ihr doch mein Wiegenlied singen."

„Hat's dir Patz gesagt?"

„Freilich. Gute Nacht." Baumgarten zog seine Uhr und sagte: „Zehn Minuten nach eins. Schläft sie, so schläft sie, dann hat sie sich ihr erstes Wiegenlied selbst gesungen."

Der Bezirksrichter löschte die Lampe. Baumgartens Laternchen erhellte einen kleinen Kreis in der Dunkelheit des hohen Zimmers. Sie traten miteinander in den Korridor. Der Bezirksrichter schloß sein Arbeitszimmer ab, um sich ein paar Häuser weiter in seine Privatwohnung zu begeben. Baumgarten leuchtete seinem Freund die Treppe hinab, schloß die Türe auf und sie nahmen beide einen guten warmen, herzlichen Abschied voneinander.

Vom Vorraum vor der Küche führten drei Türen zu den weiteren Räumen des Hauses, die erste zu den Keichen der Männer, die der Küche gegenüberliegende, zu dem Anbau, in dem die Bureauzimmer und die Gerichtsverhandlungsräume lagen und die dritte zu den Keichen der Frauen. Baumgarten öffnete diese und betrat einen breiten Gang, in dessen Mitte ein Öllämpchen herabhing und schwache Dämmerung verbreitete. Die Laterne hatte er vor der Türe stehen gelassen.

Zu beiden Seiten des Ganges Türen, deren jede ein quadratisches Fensterchen hat. Das große, weinumsponnene Fenster, an des Ganges Ende steht offen. Die sanfte Maienluft dringt ein und Flussesrauschen.

Das Fenster blickt in einen großen Garten, der zum Gerichtsgebäude gehört,

den die Insassen des Gefängnisses zu bearbeiten haben. Aus den Keichenfenstern dringt dumpfe schwere Luft und Atemzüge Schlafender.

Jonathan Baumgarten bleibt an einem der kleinen Türfenster stehen. Ein jedes hat ein Brett vor sich, auf das die Verwalterin die Schüssel mit plentenen Knödeln zu stellen pflegt. Die Häftlinge holen dann die Schüssel nicht zu sich herein, sondern lieben es in Gesellschaft zu speisen und löffeln durchs Fensterchen.

Es bewegt sich etwas im Dunkeln der Keiche, an der Baumgarten steht. „So — so —", murmelt er, lehnt sich mit dem Rücken gegen die Keichenwand, verschränkt die Arme.

Sein Ausdruck ist lauschend, im ganzen Haus tiefste Stille, durch das Wellenrauschen und das Klimpern der Scherben und das dumpfe Rollen der Steine, mit denen der starke Gebirgsbach auf seiner Reise zum Süden spielt, klingt es wie geisterhafte Musik, als zögen holde geheimnisvolle Gestalten in Wellenzügen mit und sängen, zwitscherten, lachten silbern vor sich hin und zueinander.

Baumgarten schien auf die seltsame nächtliche Musik zu hören, die nicht jeder hört. Dann beginnt er dumpf, mit einer weichen Stimme, eintönig, einem Wiegenliede gleich, das keinen Schläfer stören soll, zu singen.

Unbekannte Seele ruhe du,
Ruhig hinter verschlossener Türe.
Was du auch tatest in deiner Seele Not,
In der Not deines armen Leibes.
Fühle Verstehen des Verstehers,
Fühle Verzeihen des Verzeihers.
Durch die Welt zwischen Raubtieren und Teufeln,
Gehen sanfte Menschen, sanftherzig und gütig,
Erkennend und wissend.
Die schauen durch Kerkerwände,
Die schauen in die Herzen Verlorner,
Die schauen in die Seelen Verzweifelnder,
Die spüren die Wunden Verwundeter,
Die heben keinen Stein, die haben keinen Fluch,
Die haben kein hartes Wort,
Die haben kein Recht, die haben keine Macht,
Die sitzen nicht zu Gericht.
Die sind nicht Könige, die sind nicht Priester,
Die tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
Aus denen Güte quillt das Verstehen aller Kreatur.
Und wo sie gehen und wo sie schreiten,
Kommt Trost gegangen, kommt Frieden gegangen.

„Rapp, du narreter, hat di der Bock! Gib a Ruh!" kam eine zornige Weiberstimme aus der Keiche.

„Nur ruhig," sagte Baumgarten, „nur ruhig" und fängt in dumpfer Weise sein wunderliches Wiegenlied wieder an. Es fallen ihm heut gar sonderbare Dinge ein, die er dem Weiblein hinter dem vergitterten Türfenster zum Willkomm singt.

> Und ist kein Gott über dieser Erde Grauen,
> Und ist kein Gott, zu dem ihr flehen könnt,
> Sie tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
> Aus denen Gott quillt, aus denen Liebe quillt.
> Auch an dir meine Seele streifen sie vorüber.
> Halte die Hände auf, empfange den Segen.
> Einsam bist du nicht mehr, meine Seele
> Auf der Raubtierwelt.
> Sie tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
> Aus denen Gott quillt, aus denen Liebe quillt.

„Bischt still jetzt!" rief es von innen, „a so a Gagockala, Kürbas! Wo kimmscht hier her?"

„Laß gut sein, du schlafst do net."

„Wird dir gleich sein."

„Selm is nöt so."

„A so. Woaßt i bin an alt's Weibermensch, mi kannscht in Ruh lassn."

„Geh", ruft eine andere Stimme aus einer anderen Keiche. „Dem Baumgarten kennscht do? De guate Haut. Da brauchst net zu wettern."

„Schau," sagte Baumgarten, „i woaß, wie ihr daheim betet:

Schmaroalt, schmaroalt, gedroaschala mit einander auf Eardin. Muggedeas, Maggedeas, leibseas sahs*."

„Nöt wahr? So beteten Eure Väter und Mütter schon und die Urväter und die Urmütter und koans hat's je verstanden und guat is do? So is a mit meinigem Gebet. Es ischt guat. Es macht, daß dir's ums Herz leicht wird und daß die Krippen schloaft."

„Gut ischt's nöt wenn Dans die Dinge, die 's bet' ganz verstian tat. Gar nöt guat. Da wär koan Segen dabei. Nichts für unguat. Jetzt wirst deine erschte Kaichennacht guat schlafn."

Damit ging Baumgarten leichtfüßig davon. Es wurde wieder nächtlich still. Baumgartens Schritte hallten auf den breiten Steinfließen.

„Kuh volle!" brummte die Grawötscher Mali in ihrer Keiche. „Tier verrucktes.

---

* Dies Gebet, das die Bauern wohl den Gebetslauten eines lateinischen Gebetes nachgebildet haben und in einem Tale der Südtiroler Alpen beten, heißt „das Wilnösser Geschnarre".

Wenn meine Leser den Kopf schütteln über die wunderliche Einrichtung des Gefängnisses zum goldenen Zeitalter, so kann ich ihnen Wege und Stege sagen, auf denen sie dies köstliche und friedliche Nest leibhaftig vorfinden werden.

Accerat war i am Einschlafn. I woaß nöt, was 'd g'meint haschṫ? Außer hätt'st mi lassn soll'n, dummer Bock."

Die nächste Keiche am offenen Fenster der Männerabteilung war Baumgartens Keiche. Dort wusch er sich den ganzen Körper in einem Kübel kalten Wassers. Es plätscherte im stillen Hause und er trocknete sich mit einem schönen alten Leinentuche, wie es die Bäuerinnen früher zu sticken verstanden. Im Schlaf verloren seine Züge das Eckige. Sie wurden weicher. Es kam etwas, was an jugendliche Zartheit erinnerte, über sie. Er trug eins jener Gesichter, die stündlich neu von Gefühlen und Gedanken geformt werden. So vielgestaltet lief er auf Erden umher als er Stimmungen hatte.



In München, im Glasscherbenviertel, wo fast jedes Haus sein Maleratelier oder Atelierchen gen Himmel reckt, von Hitze und Kälte unbeschützt, da ist durch viele, viele Glasscheiben ein wunderliches Leben eingesperrt und abgesperrt von Regen und Schornsteinrauch und Stadtdunst. Da könnte Gottes Engel, der über die Erde fliegt, gar wunderliche Dinge sehen und diese gelegentlich seinem Herrn und Meister unterbreiten. Unten in den Straßen, da gibt es viel tierische Hast und Not zu sehen, die gehetzt dahingeht, viel Gier auf den Gesichtern, viel viel tote Dumpfheit, viel, unsäglich viel Mühsal. Alltägliches Treiben, Kaufen und Verkaufen. Aber ganz, ganz oben unter Gottes Himmel, da hat das menschliche Elend, das unten in schweren Wellen geht, Schaumkronen gebildet, Spritzwellen und Wellchen, eine große Lebhaftigkeit in der Erscheinung der Wellenbewegung.

Ein aufgeregtes Volk wohnt da oben hinter den dünnen Scheiben, Jünglinge mit großen Idealen, großem Glauben und kleinsten Mitteln, Malweibchen, die im Nordlicht verkümmern, sehnsüchtig ausschauen nach Kraft und Mut, die ihre müden Körperchen peinigen, ihre heißen Herzen wie Wunden tragen, unter Tränen und Hunger Liebe genießen.

Auch alte Leute wohnen im Glasscherbenviertel hinter den Scheiben, müde, von der Kunst verstoßene Menschen — und viel muntre Buben, denen's gelang, die sich einen Samovar kauften, türkische Teppiche und Urväter Hausrat.

Ach und Liebespärchen sonderzahl, junges ungebundenes Volk in Liebesqualen, Ärgern und Wonnen, er, in frischer kühner Arbeit, sie, in kühnem Leichtsinn, an ein paar bunten Fetzen sich genügend, bunten Kleiderfetzen, Lebens- und Liebesfetzen.

Und auch ehrbare Ehepärchen; die munteren Buben, denen es gelang, wurden bald bedächtig, hausväterlich und wollten etwas vorstellen, heirateten ihr Schätzchen oder suchten etwas Ehrbareres, was ihnen zusagte.

So war da auch ein sehr braver kleiner rundlicher Herr mit ein paar gutmütigen Augen, einem hübschen Talent, das so ziemlich jedermann behagte. Er hatte Bestellungen für Panoramen und war außerdem bei Kunsthändlern gern gesehen; der war wie zum Ehemann geschaffen. Er hatte eine sehr anständige

Wohnungseinrichtung und sein Schlafzimmer hatte er sich im modernen Stil angeschafft, weil er sagte: Bett bleibt schließlich Bett. Sie können es, auch wenn sie wollen, nicht biegen und auf keine Weise verdrehen, so wenig wie einen Sarg. Es gibt Dinge, sagte er zu sich, an die sie nicht heran dürfen; aber als Mensch seiner Zeit wollte er wenigstens etwas im modernen Stil haben, den er eigentlich nicht mochte, denn der brave Maler war rundlich und konnte sich mit diesen zarten Linien und Linienwesen des modernen Kunstgewerbes nicht in Einklang bringen. In seinem modernen Schlafzimmer kam er sich auch nie so recht geheuer vor, da er ein sehr einfacher lieber Mensch war mit etwas Humor, ja, er hätte sich zu einem Mozartmenschen entwickeln können, wenn etwas mehr Grazie ihm beigemischt worden wäre; auch fehlte es ihm an Leichtigkeit der Empfindung, aber Humor, den hatte er, und eine behagliche sonnige Heiterkeit.

Humor aber hatte das Schlafzimmer absolut nicht, ja, es gab kein Eckchen und keinen Nagel darin, an dem er seinen Humor nachts hätte aufhängen können; und so dachte er daran, sein Schlafzimmer wieder zu verkaufen oder umzutauschen.

Da aber begegnete er einem lilienschlanken Wesen, das ihm außerordentlich gefiel, eben weil er selbst rundlich war. Und es ist ein anderes Verhältnis in der Beurteilung zwischen Mann und Weib, als in der zwischen Mann und Möbel.

Die Lilienschlanke gefiel ihm sehr und paßte dennoch zu seinem Schlafzimmer. Er verkaufte es nicht und erkundigte sich nach den Familienverhältnissen der Schlanken. Sie war Waise und hatte eine adlige Mutter gehabt, was ihn sehr ansprach. Ihr Vormund hatte sie nach München getan, damit sie sich auf dem Konservatorium in Musik ausbilden konnte. Das arme Kind sollte Musiklehrerin werden. Sie selbst mochte andre Pläne haben und verwendete jeden armen Pfennig auf ihr Persönchen. Sie hatte den modernen Stil erfaßt, schien dafür geboren zu sein und beschäftigte sich hauptsächlich damit, ihr schmales, zierliches Wesen zu stilisieren.

Wie wir in der Gotik einen Schauer mystischer Grausamkeit und Enge zu empfinden meinen, einen Duft von Blut, ringender Freiheit, leidenschaftlichen Lebens, leidenschaftlicher Lebensverneinung, süßer Zartheit und verworrener Inbrunst, etwas Unentrinnbares, Seelenbedrückendes, so bei dem Stil, der sich in unser gegenwärtiges Leben drängt, etwas Kaltes, nicht mystisch Grausames, aber spitzig Grausames, etwas Kühles, etwas was gefällig und bestechend ist, weil es nicht warm und freudig sein kann, nicht naiv und vollblütig, der Stil für kühle, unschöpferische, etwas gefühlsdünne Menschen; ein Stil für eine frostige Spanne Zeit, die einem rundlichen Herrn mit Humor und Wärme nicht zusagen konnte. Wie fast allen Sterblichen des Menschengeschlechts war auch unserem Herrn der heilige Instinkt abhanden gekommen, und er war, wie alle seine Leidensgenossen, auf einen sehr mäßigen und unzulänglichen Verstand angewiesen, der weit mehr zum Irreführen als zum Zurechtfinden geeignet ist.

So kam es, daß Herr Karl Theodor Müller die schlanke Hortensie Spiegel heiratete; das heißt, sein Leben unlöslich mit dem Leben dieser ihm fremden Person verband.

Die junge Frau sah in dem modernen Schlafzimmer lieblich wie eine Blume aus, wie die kleine Porzellanperson, die sich um den Leuchter schlang, oder wie jene, die den Henkel der Waschkrüge bildete. Wenn das Weibchen in ihrem Batistnachthemd und ihrem blonden langen Haar in dem hübschen Raume sich bewegte, sagte Karl Theodor zu sich selbst: „Nein, wie das alles stimmt."

Es kam eine Zärtlichkeit in sein Herz, wie robuste Menschen sie für etwas Gebrechliches, Hinfälliges, Überzartes empfinden, eine fast mütterliche Zärtlichkeit.

„Das Ganze ist etwas kitsch", dachte er einmal nach einer zärtlichen Stunde zwischen Schlafen und Wachen; aber was hatte diese törichte Kritik seiner Verhältnisse mit der lieblichen Wahrheit zu tun?

Zwischen Schlaf und Wachen denkt man so unnützes Zeug.

Das war ihm schon manchmal so gegangen; aber er hatte diese Dämmerungsgedanken der Seele gottlob immer sofort wieder vergessen. Er lebte jetzt übrigens äußerlich ganz in der Linienkunst, Wohn- und Eßzimmer wurden auch im modernen Stil eingerichtet. Sein geliebter Urväterhausrat hatte weichen müssen. Das heißt, er hatte seine liebliche Frau mit der modernen Einrichtung überrascht, weil er wußte, daß sie sich freuen würde, wenn das Gerümpel, wie sie sagte, verschwunden wäre.

Gottlob, in seinem Atelier war alles beim Alten verblieben, nur etwas voller geworden, denn seine Lieblingsstücke aus der Wohnung hatte er, soweit als es möglich war, um sich versammelt.

ür robuste Leute ist es, wie gesagt, gefährlich, etwas allzu Zartes, Hilfloses um sich zu haben. Entweder werden sie ungeduldig, rücksichtslos, ja roh, oder geraten in übertriebene Besorgtheit, Weichheit und Hingebung, die an ihnen zehrt. So erging es dem Panoramenmaler. Die kleine fremde Person, die er sich so nahe glaubte, die er sich mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, erkauft hatte, mit seiner persönlichen Freiheit, seinem Einkommen, seiner Arbeit, ja mit seinem Behagen, nahm mehr und mehr von ihm Besitz. Nach Jahr und Tag wohnte sie gewissermaßen in ihm und vertrieb ihn selbst in das äußerste Winkelchen seines Wesens.

Die Ehe blieb kinderlos. Das stilisierte Weibchen erhielt sich kühl und zart wie eine Jungfrau. Karl Theodor aber hatte oft das Gefühl, als wären seine Zimmer ungeheizt, oder als hätte die Sonne gerade bei ihm in seiner Wohnung keine Kraft. Es war etwas Sonderbares, was er sich nicht erklären konnte. In seinem Atelier, trotzdem es nach Norden lag, spürte er behagliche Lebensluft, er rauchte viel, das trug für ihn natürlich auch dazu bei, sich in seiner

eigenen Atmosphäre wohl zu befinden, und seine Ölfarben und die Firnisse halfen dazu — da war der Duft eines lebendigen, arbeitenden Menschen zu spüren. Wenn er in seine Klause trat, wurde es ihm ordentlich heimisch zumute.

Hortensie strahlte gar nichts aus. Er empfand sie gar nicht.

Wenn er zärtlich, besorgt und warm war, blieb sie immer gleichmäßig kühl und freundlich.

Auf einer sehr leise gehenden Nähmaschine nähte sie ihre zarten Reformkleider und stickte sie selbst. Sie schneiderte immer. Es nahm nie ein Ende, doch besuchte sie auch philosophische Vorlesungen in der Universität.

Wenn sie miteinander oft wochenlang aufs Land gingen, lief sie bloßfuß mit aufgelöstem Haar und stundenlang las sie Kant.

„Das ist ja", sagte Karl Theodor, „ein furchtbares Gewürm, was du da liest."

„Mir ist das alles vollkommen klar", sagte Hortensie.

„Nun, alle Achtung, sie muß ein Genie sein. Wieviel glücklicher aber würde sie mit weniger sein! Es ist wie mit einem Buckel. Von einem zu viel wird niemand glücklich", philosophirte der brave Panoramenmaler.

Daß sie Kant las und, wie sie sagte, verstand, erschien ihm wie eine Krankheit, die das arme Geschöpf befallen hatte.

Außerdem aber schoß sie auf dem Lande mit einer Pistole nach der Scheibe, die sie an irgend einem geduldigen Waldbaum befestigte. Stundenlang lief sie in dunkler Nacht in dem Wald umher. Am Tag photographierte sie und tat allerlei Dinge, wie sie eine Jungfrau tut, die nicht recht weiß, wohin mit sich selbst, die auf Freiersfüßen geht und das sonderbar anfängt. Es war in Hortensie keinerlei frauliche Befriedigung.

Karl Theodors angestammte Heiterkeit litt bis jetzt nur insofern, als er sich klar über den großen Wert eines guten Humors und guter Wärme wurde.

Wenn sie etwa abends ihr Kleid an einen bestimmten Haken von altem Messing, den er extra eingeschlagen hatte, hängen wollte, rief er jedesmal: „Laß das, laß das! Da hängt schon was!"

Nie aber sagte er, was da hinge, trotz ihres erstaunten Gesichtes.

Er aber wußte es. Das war eben der Nagel, an dem er abends seinen Humor und seine gute Laune aufzuhängen pflegte. Morgens versäumte er nie, sich an diesem Platz etwas zu schaffen zu machen, das darnach aussah, als bürstete er ein stattliches unsichtbares Gewand aus. Dann schlüpfte er mit den deutlichsten Gesten in dasselbe und sagte: „So", besah sich im Spiegel und verließ das Schlafzimmer.

Hortensie ärgerte sich über diesen Unsinn.

Seine Freunde und Bekannten konnte er befriedigen, seine Besteller und Kunsthändler, seinen Hauswirt, seinen lieben Herrgott, seine alten Eltern hatte er durch sein Dasein und seine Bravheit hoch beglückt und für seinen Pudel

war er direkt ein göttliches Wesen — nur bei seiner Frau wollte es ihm nicht gelingen, die blieb gelangweilt und kühl gegen alle seine Vorzüge.

Er pflegte sie wie ein kleines Kind. Er diente ihr. Er tat was er konnte. Ihm erschien die ganze Sache als eine böse langwierige Krankheit — und er wurde Krankenpfleger. Es stellten sich auch wirklich nervöse Dinge ein. Herzaffektionen, viel Kopfschmerz und Gereiztheit. „Gott," dachte der gute Mensch, „es ist doch nichts, wenn eine Frau keine Kinder hat. Sie ist dann wie eine Mühle, die leer mahlt." Das dachte er wieder einmal im Halbschlaf — — und vergaß es.

Er wünschte sich gar nicht so besonders Kinder. Wozu? Gar nicht notwendig. Frühmorgens stand er vor ihr auf, damit sie ihr Frühstück behaglich vorfand, denn mehrmals die Woche war die philosophische Vorlesung schon um neun Uhr morgens und die kleine Hortensie mußte sich gut nähren und möglichst lange schlafen. Dann brachte er sie in die Vorlesung und holte sie auch wieder ab, weil sie zu hübsch war, um unbeschützt gehen zu können.

Er war überzeugt, daß sie sich in keiner Lage helfen konnte. Einmal hatte er sie mit einem Paket im Arm weinend auf der Treppe gefunden. Sie hatte im Hinaufgehen auf ihr langes Kleid getreten und wäre wahrhaftig so stehen geblieben ohne Rat, wenn er sie nicht getroffen und erlöst hätte.

Sie lebte wie ein kleines hübsches Haustier, sehr versorgt und behütet. Ärgerlich war es Karl Theodor, daß seine Freunde sich wenig aus ihr zu machen schienen.

Kein einziger hatte so eine reizende und gut gekleidete Frau. Sie mochte ihnen aber zu fein und zu klug sein. Er kannte seine Kumpanen, sehr bequeme Herren in punkto Weiblichkeit. Ein dummer lustiger Witz aus einem nicht allzu hübschen Munde war ihnen lieber als Hortensies Klugheiten, die sie mit ihrem Gemmenmäulchen sagte. Seine arme kleine Hortensie!

Ja ohne daß er es sich klar machte, wäre er gern einmal ein wenig eifersüchtig geworden, nur um zu spüren, daß er etwas ganz Besonderes sein eigen nannte.

So begab es sich, daß er eines Tages seiner Frau entgegenging. Sie kam aus der Vorlesung in Begleitung eines jungen Mannes, der ihr das Kollegienheft trug. Beide waren im eifrigen Gespräch und bemerkten den braven Karl Theodor nicht, bis er vor ihnen stand.

„Da bist du ja", sagte sie und stellte ihren Begleiter, einen Baron Renk, Karl Theodor vor. Der junge Mann war etwas rotwangig, sah aber außerdem recht aristokratisch aus. Das Haar trug er gescheitelt, Kleidung first class, die Hände, das Ergebnis einer Reihe von Ahnen mit sehr gepflegten Händen. Die Grundidee seiner Erscheinung war aber trotz alledem nicht bester Rasse. Man hätte aus einem Hausburschen mit Zipfelmütze und Laterne, wie sie uns aus Abbildungen des achtzehnten Jahrhunderts bekannt sind, durch Generationen langer unausgesetzter Pflege etwas Ähnliches zustande bringen können.

Der junge Mann war ein Mithörer Hortensiens und war paff von der eminenten Fähigkeit dieses zarten Weibchens. Er hatte seiner Platznachbarin angeboten, sie zu begleiten, da sie ihren Mann vergeblich erwartete. Alles war in schönster Ordnung.

Karl Theodor dachte: „Wie sich doch so ein Barönchen zu benehmen weiß. Dagegen ist doch unsereins der reinste Bleisoldat."

Der Baron kam von da an öfter die vier Treppen in Karl Theodors modern eingerichtete Wohnung hinaufgestiegen und stand sich bald mit Mann und Frau sehr gut.

Karl Theodor war etwas bequemer Natur und es war ihm daher nicht unangenehm, daß der junge Baron Hortensie öfter von der Universität nach Hause begleitete. Die Unterbrechung in seiner Arbeit war Karl Theodor immer peinlich genug gewesen, so gönnte er seiner Frau die kleine Zerstreuung und sich die liebe Ruhe, denn er hatte mit dem zarten Wesen im Grund nicht wenig Mühe und fühlte unbewußt als Erleichterung, daß die ganze Schwere nicht mehr auf ihm allein lastete. Sie verstand es ja nicht recht, daß ihre Arbeit nicht denselben Wert haben sollte, wie die ihres Mannes. „Es ist doch nicht die Hauptsache, daß Arbeit Geld einbringt", sagte sie.

„Nein," meinte er, „es ist auch hübsch, daß sie meine kleine Tensi zerstreut."

„Zerstreut", sagte sie und reckte ihr Näschen hoch in die Luft. „Die Hauptsache ist, daß man sich entwickelt."

„Nun ja, weshalb nicht", meinte Karl Theodor. „Zu was sie sich wohl entwickeln will?"

Er hatte über Frauen höchst einfache Begriffe.

Hortensie aber entwickelte sich jetzt in der Tat und zwar ganz überraschend.

Wer weiß was für Gedanken den blonden Kopf beschäftigten, wenn der über die leise gehende Nähmaschine stundenlang stumm sich hingebeugt hatte. Kurzum der kleine Baron, der sich mit dem Weibchen zusammen in den philosophischen Vorlesungen philosophisch anhauchen ließ, fand erstaunt eine unverstandene Frau in dem zarten Persönchen und zwar eine vom reinsten Wasser und vom durchglühtesten Eisen.

In Karl Theodors modernen Zimmern begann sich nun ein dazugehöriges Leben zu regen. Bisher hatte es nur leblos darin etwas vorgespukt, denn Hortensie, das Weibchen, die passive Kraft, hatte tatenlos träumend hingedämmert.

Eine unklare Sehnsucht war die einzige Lebensäußerung gewesen; dann war der männliche Erwecker gekommen und wie nach langem Winterschlafe, durch kurze Sonnenwärme belebt, war das kleine stumme Erdreich mit einemmal in Blüten aufgegangen.

Es kamen wunderliche Dinge zur Entfaltung, eine ganz sonderbare Selbstüberschätzung, eine kühle Spitzigkeit nervöser Empfindung, Schönheitsgefühle, die aus Schwäche und Müdigkeit stammten. Der Stil, dem das Weibchen in

ihrer Kleidung schon diente, begann zu leben. Hier gewann er in Verbindung mit Menschen, denen er glich, Daseinskraft, und es war ein kleines Stück ganz intime Naturgeschichte zu beobachten.

Gotische Menschen unter Spitzbogen, bei irgend einer mystischen, verworrenen, flammenden Grausamkeit — und hier zwischen kühler Linienführung der Gegenstände zwei unproduktive, nervöse Leute, die sich etwas sein möchten, die sich vor einander zeigen möchten, als etwas Unverstandenes.

Sie tun was sie können. Sie rauchen Zigaretten aus Rosenblättern, die einen ganz eigentümlich parfümierten Geruch verbreiten, einen welken Duft. Die Kleine erzählt, wie ästhetisch sie ist und verrät den guten Karl Theodor mit kleinen scharfen Bemerkungen. Es ist nichts Gutmütiges in ihrem Lächeln über ihn. Sie gibt ihn so kleinweis preis, fast etwas schamlos, aber sehr zierlich und der Baron gesteht ihr, daß es für ihn Dinge gibt, die ihm unerträglich sind und daß es meist ganze Kleinigkeiten sind.

Sie fanden sich in der Ästhetik. Sein Taschentuch ist ein Kunstwerk von Batist und Spitze. Er pflegt und trainiert sich wie ein edles Rennpferd, mit dem ein Vermögen gewonnen werden soll. Sie wird ganz Blume in seiner Nähe. Sie gesteht ihm, daß ihr innigstes Suchen auf Erden ist, Gewänder zu erfinden, die Blumenblättern gleichen und daß sie darin ein Stück Erlösung der Menschheit sieht, ein Verdecken, Verhüllen des Menschlichen. Sie träumt davon, daß eine Zeit kommt, in der die Frauen wie große wandelnde Blumen durch Straßen und Gärten wehen werden, von jeder Luft bewegt, und sie gesteht ihm, daß ihre süßeste menschlichste Seligkeit ihre Schlankheit ist. Sie hat sich außerordentlich vor einem Kinde gefürchtet in den ersten Jahren ihrer Ehe.

Ein Heiligtum ist ihre Schlankheit für sie — ihr Lebensrecht!

Sie verständigen sich mit einander, daß sie eine ästhetische Lebensführung für das Höchste halten. Sie sind überhaupt sehr verständnisinnig, denn sie fühlen sich vereinzelt. Sklaven und Arbeiter, wohin sie blicken.

Sie aber sind Könige und leben wie Könige im Exil.

So sind sie, ganz natürlich, zu Nietzsche geraten. Sie schwärmen beide für ihn, schlängeln sich in Nietzsches großem, verworrenen Urwald, wie zwei verliebte Blindschleichen und sagen: das ist unser Urwald — das ist unsre große Verworrenheit der Schlinggewächse! Das ist unsere große Überwucherung alles Einfachen, das sind unsre Riesenbäume, die mit dem Gipfel in der Erde stecken und die Wurzeln grünend und blühend in den Himmel recken. Das alles haben wir so ganz begriffen, so ist es unser Eigen geworden, von uns im Verstehen geschaffen. Diese grausamen Ungeheuer, sind unsere Brüder, sind uns gleich.

Die beiden verliebten Blindschleichen bedauern, daß ihnen kein Giftzahn wuchs. Sie spüren sonst eine ungeheure Macht in ihren zarten Schlangenleibern und spüren sich als Riesenschlangen in ihrer versteckten Ecke.

Sie haben wunderschöne große Stunden mit einander, Stunden der Anbetung ihrer Eigenart.

Was ist ihnen Karl Theodor! — Ein, aus seiner Zeit gefallener Plebejer.

Aber sie beschließen wie Könige zu handeln, sie wollen rücksichtslos ehrlich sein und wie Könige sündigen. — Sie wollen alles, ihr Verstehen, ihre Liebe und was sie von Karl Theodor halten, ihm offen sagen.

Denn unversehen sind sie in die Rollen der Riesenschlangen geraten. Das ist schon vielen Blindschleichen so ergangen, die in Nietzsches undurchdringlichem Urwald lustwandelten.

So war der arme Karl Theodor nicht übel erschrocken, als nach einem ganz gemütlichen Abendessen Hortensie einen Strauß stark duftender Tubarosen auf den Tisch stellte und sich danach alles Mögliche entwickelte.

Sie trug ein Reformkleid aus elfenbeinweißem Chiffon, in dem sie wie ein Hauch schien, so daß man hätte meinen können, der starke Tubarosenduft komme von ihr.

Ganz unvermittelt und eigentümlich hart, sagte sie und erhob sich: „Wir lieben einander."

Karl Theodor aber war ihrem Blick nicht gefolgt und sagte: „Das ist ja gottlob so."

Der Baron errötete.

Hortensie aber bewahrte die Fassung und sagte: „Du mißverstehst mich: Wir lieben einander, Baron Alexander von Renk und ich und bitten um dein Einverständnis. Wir sind beide zu vornehm gesinnt, um hinter deinem Rücken . . ."

Karl Theodor stand dunkelrot vor dem königlichen Paare, das eine Zwangsanleihe in gewöhnlicheren Rollen suchen mußte um Haltung zu bewahren.

„Verehrter Freund," sagte der junge Baron, „ich trat Ihrer Ehre in keiner Weise zu nahe. Ein Wort genügt, um . . ."

„Nein," sagte Hortensie und fiel ihrem Mann um den Hals, „Karl Theodor!" Tränen stürzten ihr aus den Augen —. „Ich lebe nur durch ihn. Laß mir ihn wenige, wenige Wochen, bis wir uns ausgesprochen haben. Ich will dir dann treu und ergeben sein, wie ich es immer war! Wir hängen von deiner Großmut ab, Karl Theodor!"

Sie sprach weinend, aber wie ein „schönes" Buch.

Karl Theodor verwunderte sich, daß er fürs erste nichts als eine große Verlegenheit spürte.

„Fades Frauenzimmer", dachte er in seiner Betäubung, die den Zustand zwischen Schlafen und Wachen vertrat und vergaß auch dies sofort wieder, wie ihm das eigen war.

Statt dessen stieg aus seiner Seele ein ungeheurer Schmerz auf aus einer Tiefe, die ihm noch nie vom Leben berührt worden war. Seine Knochen schienen nicht stark genug, das derbe, gesunde Fleisch zu tragen. Er hielt mit beiden

Händen ganz in sich zusammengesunken, seine Stuhllehne fest und war vollkommen verstummt.

Er sah gealtert und schwammig aus.

Das junge Paar, das zu Karl Theodors moderner Einrichtung, die ihm nie zugesagt hatte, so gut paßte, war verblüfft. Sie wußten selbst nicht, was sie sich eigentlich erwartet hatten. Denn es fehlte ihnen beiden an Phantasie.

In Karl Theodors armem Gemüte aber bewegten sich die schwersten Dinge ungeschickt und zutappend.

Er hat sich seine Frau so mühselig erhätschelt. Er hat um sie gedient. Er hat sie für sein geliebtestes Eigentum gehalten. Für den Schmuck seines Lebens. Sie war ihm so sicher gewesen, wie sein dicker Kopf es ihm war. Ja, er wäre nicht erstaunter gewesen, wenn der ihm die Eröffnung gemacht hätte, von seiner Schulter herunter zu wollen. — Was sollte er tun? Was sollte er fühlen? Die kalten brausenden Wasser der Überraschung hatten ihn ganz verwirrt, es sauste ihm in den Ohren.

Und daß sie so wahrhaftig sind! Pfui! — dachte er. Sie wollen gewissermaßen seine Einwilligung. Die tun sich leicht, edel sein, das Liebesglück haben und ihn peinigen. Ein schöner Edelmut!

All das aber ging unter in dem großen Schmerz verlorner Liebe, der Herz und Kehle würgt, der die Sinne verdunkelt, der auch im einfachsten Menschen alles, was Freude und Lebenskraft ist, zertritt.

Wie fremd war Karl Theodor seine Einrichtung geblieben und seine moderne Frau, die er so liebte! Wie zufällig war er zu beiden gekommen! Wie unbehaglich waren sie ihm im tiefsten Grunde geblieben. Beide! Aber das tut nichts zur Sache.

„Du hast mich ja nie verstanden", damit störte Hortensie sein Schweigen.

„Prügeln hätte ich dich sollen, mit deinem Getue, du Gans," dachte er, sagte aber doch: „Ach was! Verstanden! — Was du dir darunter vorstellst."

Und so kam es, Karl Theodor ließ seine Frau nicht gehen, hielt sie aus Leibeskräften.

Wir handeln alle in Blindheit, halten, was wir gehen lassen sollten und lassen gehen, was wir halten sollten. Wir machen's alle ähnlich, wir, die wir warmen Herzens sind wie Karl Theodor. In seiner Güte und in seinem Schmerz wurde er ein rechter Teufel für das verliebte Paar und ein rechter Teufel gegen sich selbst. Er war nicht gütig und nicht kühl genug, um ihnen Freiheit zu geben und nicht hartherzig und nicht fest genug, um sie ganz von einander zu trennen. So entstand etwas Halbes, Qualvolles für sie alle.

Sie sahen sich verstohlen und er frug und brummte darüber mit seiner Frau, ja er spionierte ihnen aufgeregt nach. Er lauschte in seiner Qual, ein andermal begünstigte er ein Zusammensein der beiden. Er tat die sich widersprechendsten Dinge, denn er war ein Mensch, der ehrlich mit sich kämpfte und bald auf diese,

bald auf jene Seite geworfen wurde. Alle seine Taten aber waren erregt und gequält, es war kein Segen dabei.

Hortensie fand ihn unausstehlich und unvornehm. Er kam ihr vor wie Harz, das man an den Fingern hat und nicht los wird.

Für seine kindliche Güte, die immer wieder in Verwirrung und Verzweiflung umschlug, hatte sie nicht das geringste Verständnis.

Er wurde während dieses Konfliktes fett, seine Augen wässerig, sein ganzer Organismus litt an dem trägen Wissen und doch nicht Wissen was zu tun. Die beiden andern wußten es ganz genau. Sie wollten sich so oft als möglich sehen und ihre Liebe genießen, denn sie fühlten sich jetzt nicht im geringsten mehr durch Karl Theodor bedrückt.

Sie verachteten ihn etwas. Ja sie lächelten über ihn, und sie hatten von ihrem Standpunkte aus nicht unrecht; aber sie hatten es auch unbehaglich, denn ihre Liebe war so ziemlich ohne Obdach. Er begleitete sie in Konzerte, holte sie vom Theater, denn das hatte Karl Theodor in seinem Unglück, das ihn träge und indolent machte, aufgegeben.

Hortensie faßte einige Male den Mut, zu ihrem Geliebten zu kommen und er schlich in höchstem Unbehagen hinauf zu ihr, wenn sie wußten, daß Karl Theodor nicht daheim war. Doch fühlten sie sich beide zu einer solchen Art Liebesgenuß zu nervös. Die königliche Art wahr und frei zu sündigen, die sie sich zu erringen versucht hatten und die an Karl Theodors Unentwickeltheit gescheitert war, wäre auch bei weitem bequemer gewesen.

Wahrhaftig, Hortensie hat recht. Karl Theodor war wie Harz an den Fingern. Er konnte mitunter so gut sein wie ein Kind, daß sie beide ganz gerührt und gelähmt wurden.

Sie wurden schließlich beide außerordentlich nervös, konnten ihrer Liebe kein Opfer mehr bringen. Es war ihnen alles zu aufregend. — Und der Baron kam wieder ganz bürgerlich zur Kaffeestunde des Ehepaars.

Karl Theodor begrüßte ihn freudig, denn er sah darin die Bestätigung, daß beide zur Vernunft gekommen waren und sich mit einem ruhigen, freundschaftlichen Verhältnis begnügen wollten. Er selbst besorgte ihnen für die nächste Kaffeestunde Zigaretten aus Rosenblättern und als er sie ihnen übergab, war er fast gerührt und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er etwas taktlos seiner Freude Luft gemacht. Dazu kam es aber nicht, denn Hortensie fühlte sich durch die Zufriedenheit und das Behagen ihres Gatten so jämmerlich, daß sie den Kopf in die Sofakissen verbarg.

Eine große Verstimmung lag wieder über den Dreien. Karl Theodor erzählte an diesem Versöhnungstag Anekdoten, die Hortensie schon unendliche Male bis zum Überdruß gehört hatte. Karl Theodor bemühte sich ehrlich, eine gute Stimmung zu schaffen, traf aber auf eine kühle Müdigkeit, die sich nicht beleben konnte.

Niemand war ihm dankbar. Er fühlte sich vereinsamt und zurückgestoßen.

Der augenblickliche Frieden verschwand wieder aus seinem Herzen und er litt mehr als je. Er nahm kurzen Abschied, schickte sich zu einem Spaziergang an und ließ das junge Paar allein.

„Eine Pein ist das!" Der Baron versuchte sich während dieses Stoßseufzers eine Zigarette anzuzünden, kam aber ins Stöhnen. „Eine Liebe ohne Unterkunft, ohne Hütte und Herd ist ein Unding! Ich bin auch kein solcher Teufel, daß der arme Mensch in seiner Qual mir nicht schließlich leid täte. — Eine Kugel vor den Kopf und die Sache wäre abgemacht." Da fing die Zigarette Feuer. „Es ist unästhetisch dieses ..."

Hortensie sah ihn mit großen Augen an. Ein heftiges Schluchzen erlöste sie. — „Ich bin bereit zu sterben. — Ich bin müde. — Ich leide. — Ich habe alles genossen; was noch kommt, ist fad. — Karl Theodor ist mir unmöglich! — Ein Zigeunerleben ist mir unerträglich. — Was haben wir davon, wenn wir eine Stunde im Café sitzen. — Ich kann auch nicht mehr wie ein gehetztes Wild zu dir hinaufkommen. — Und hier?"

Der Todesgedanke war wie eine Flamme aufgeschlagen.

Sie wurden beide warm, sie rückten zusammen, sie hielten sich innig umschlungen. Sie flüsterten. Ihr Köpfchen lag an seiner Brust. Sie sprachen vom Tode und ihren armen Nerven tat das wohl. Sensationsfroh, wie alle Nervösen, zogen sie aus der lebendig gewordenen Todesidee Kraft und Leben.

Ja, sie wurde ihnen zu einer neuen Art Liebesgenuß. Ihre Zuneigung flammte auf. Ihre Zärtlichkeit wuchs. Die Lämpchen hatten frisches Öl bekommen. — Sie litten wieder. Sehnsucht trieb sie zu einander.

Karl Theodor und seine Qual rührte sie nicht mehr. Sie versanken vollkommen in den Egoismus der Liebe.

Eine wundervolle Extase hatte sie ergriffen. Sie lasen über den Tod von diesem und jenem.

Der Baron kaufte Rethels Totentanz. Er dichtete vom dunkeln schweigsamen Garten, in den sie beide eintreten wollten, Hand in Hand.

Sie trug sich fast immer weiß.

Sie aßen nur bestimmte sehr zarte Gerichte und sprachen, wenn sie sich trafen, endlos vom Tode — und wie alles geschehen sollte.

Er kaufte Pistolen.

Sie verschloß dieselben in ihrem Schreibtisch.

Sie streichelte sie nachts.

Es war eine schöne innige schwermutsvolle Zeit für diese beiden Menschen hereingebrochen. Sie wandelten mit königlichen Gefühlen unter den gewöhnlichen robusten Menschen. Ihre Gewohnheiten wurden immer zarter, immer lebensabgewandter. Sie wuchsen in etwas Fremdes, Großes hinein. Bisher hatten sie sich einer ziemlich unfruchtbaren Ästhetik hingegeben, die mit dem derben Leben wenig gemein hatte, aus der nichts wuchs und kam. Man war bald fertig damit, und das Ergebnis mochte Langeweile gewesen sein. Nun

war das anders. Sie fühlten sich in sich selbst heimisch, denn es stand der Tod auf ihrer Eigenart, wie auf jeder Natürlichkeit.

Sie konnten wahrhaft erschauern, wenn sie einer robusten Gestalt begegneten.

Karl Theodor essen zu sehen, war Hortensien qualvoll, denn, wie es auch um ihn stand, seinen Appetit hatte er nicht verloren.

Was er aber mit seiner überzarten Hortensie machen sollte, das wußte er auch jetzt noch nicht.

Womit die beiden Lebensabgewandten sich manche Stunden beschäftigten, war, festzustellen, was sie Schriftliches hinterlassen wollten. Sie schrieben und dachten miteinander, bis sie nach Wochen zu dem etwas magern Wortlaut kamen, den Jonathan Baumgarten auf jenem Zettel an einen Nußbaum angeheftet gefunden hatte.

„Wie zwei tiefe Glockenschläge wollen wir verhallen", sagte der Baron einmal.

Hortensie bestand darauf, daß sie von einer Höhe in Südtirol, die sie von früher kannte, die Erde verlassen wollten.

Und so trafen sich Baron Renk, Hortensie geborne Spiegel, Jonathan Baumgarten, Marianne Gamander, Herrmann, Geheimrat Bernus und der Doktor im Berghause.

Und wie Frau Marianne sagte: die Welt ist eine ganz kleine Stube.

(Fortsetzung folgt)



Volkspolitik, Diplomatenpolitik, Zeitungspolitik/ von Karl Jentsch



Die Horde treibt Volkspolitik. Auch von einem Erbhäuptling geleitet, weiß sie was sie will und tut, wenn sie einen Raubzug, Abwehr eines feindlichen Angriffs, Einleitung des Tauschverkehrs mit Nachbarn beschließt. Dieser Zustand bleibt in kleinen Bauernvölkern, in Stadtstaaten bis auf hohe Zivilisationsstufen bestehen; zwei der größten Taten der Weltgeschichte: die Verbrämung aller Mittelmeerländer mit einem Saume hellenischer Kolonien und die Abwehr der asiatischen Invasion durch die Hellenen, sind Werke der Volkspolitik. Beherrscht freilich die Stadt ein größeres Gebiet und verwickelt sie sich in Konflikte mit Großstaaten, so pflegt für den gemeinen Mann die Einsicht aufzuhören und dieser läßt die Politik von Demagogen in falsche Bahnen treiben. Sie kann hre Unabhängigkeit nur behaupten, ihre Herrschaft nur ausdehnen, wenn eine Aristokratie, zuletzt eine Oligarchie das Recht der Entscheidung monopolisiert; kluge Handelsherren haben es dabei verstanden, ihren popolo minuto bei guter Laune zu erhalten. Doch hat auch die Bürgerschaft des demokratischen, aber bis in ihre untersten Schichten hochgebildeten Florenz über das Gemeinwohl richtig geurteilt, ja in kritischen Zeiten gedacht und gehandelt, wie wenn sie nur einen Kopf gehabt hätte. Dem Durchschnittsbürger des Großstaats fehlt selbstverständlich die Einsicht in das verwickelte politische Getriebe und die Übersicht über die das Schicksal eines solchen Staates mitbestimmenden Weltverhältnisse; darum wird die Regierung eines solchen Staates ein Geschäft von Fachleuten. Staatsmann und Diplomat ist nicht dasselbe, und die mittelalterlichen Staatsmänner waren nichts weniger als Diplomaten. Gerieten zwei Mächtige in einen Interessenkonflikt, so schimpften sie einander vor versammeltem Kriegsvolk apokalyptisches Tier, babylonische Hure, tauber Drache, und wenn das nicht half, so schlugen sie los. Erst die kleinen Tyrannen, die sich zur Zeit Macchiavellis neben den Großstaaten zu behaupten suchten, nahmen zu den Waffen des Schwachen ihre Zuflucht, und bildeten — in Konkurrenz mit Ludwig XI. von Frankreich — die Kunst der Ränke aus, die man später Diplomatie genannt hat, und deren sich dann auch die Starken nicht schämten.

Dem werdenden Großstaat der christlichen Ära fehlte schon die allererste Bedingung einer bewußten Volkspolitik: das gemeinsame Interesse. Weit entfernt von einander Wohnende haben in Zeiten unvollkommener Verkehrstechnik weder geistige noch wirtschaftliche Interessen gemein. Daß sich die Deutschen von allen andern Völkern durch die mystischen Eigenschaften des Partikularismus und der Vaterlandslosigkeit unvorteilhaft unterscheiden sollen, ist ein aus mangelhafter Geschichtskenntnis entsprungener Aberglaube. Als sich die Germanen über Mittel- und Südeuropa verbreiteten, wußten sie nichts davon, daß sie ein Volk

seien. Es gab Goten, Vandalen, Longobarden, Sachsen, Franken. Jedes von diesen und den vielen andern war ein Volk, konnte mit den Nachbarn in Frieden oder in Streit leben, und jeder einzelne Mann hatte wohl mit seinen Volksgenossen, aber nicht mit den Angehörigen andrer Germanenvölker allerlei Interessen gemein. Von den entfernter Wohnenden wird er kaum gewußt haben, daß sie existierten; nur die an der Seeküste Hausenden konnten einen weitern Gesichtskreis erwerben. Die Sprache des Niederdeutschen wird der Oberdeutsche so wenig verstanden haben, wie noch vor 30 Jahren der echte alte Schwarzwäldler das Hochdeutsche, nämlich gar nicht. Mit Römern und Griechen, die als Händler zu ihm kamen, hatte der Germane weit mehr Verkehr als mit Rassengenossen andern Stammes. Nicht ein Germane verfiel auf den Gedanken, daß alle Germanenvölker ein großes Ganze ausmachten; sondern der Grieche, der Römer, der als Fremder von höherer Bildung und weiterem Gesichtskreis sie überschaute, erkannte ihr Gemeinsames und gab ihnen den alle umfassenden Namen. Dasselbe hat sich später wiederholt, als die Italiener alle Bayern, Schwaben, Franken usw. Tedeschi nannten. Die Völkerwanderung, die sie durcheinanderschüttelte, brachte sie wohl einander näher, aber erst Karl der Große, ein Schüler Roms, zwang sie in ein Reich zusammen. Diese Verbindung blieb vorerst rein äußerlich; nur die Kirche stiftete auch eine seelische Gemeinschaft, indem sie zugleich als Hierarchie ein zweites äußeres Band abgab, das Karl für seine politischen Einrichtungen zu Hilfe nahm, und das sich dauerhafter erwies als diese. Daß nach dem Tode Ludwigs des Kindes sogar Franken und Sachsen, die bis vor kurzem Todfeinde gewesen waren, zur Wahl eines neuen Königs nach Forchheim kamen, setzt den Chronisten Widukind in Erstaunen: „Wie Brüder, wie ein Volk standen sie zusammen. Das hatte der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt." Die Triebkraft war wohl das gemeinsame Interesse, von dem schon ansehnlichen Besitz an Kulturgütern die beständig von Osten drohenden Räuberhorden abzuwehren; aber diesen Kulturbesitz und dieses gemeinsame Interesse verdankte man allerdings Karl und der Kirche. Und ohne diese wäre das Interesse noch nicht stark genug gewesen, die Auseinanderstrebenden zusammenzuhalten.

Bald nach der Königswahl brach die Zwietracht der Großen wieder aus, und 916 hielten die Bischöfe zu Hohenaltheim Rat, wie man dem Zerfall des Reiches steuern könne. Vom Legaten des Papstes, Petrus von Ortona, kräftig gemahnt, verfluchten sie die Gottlosen, die den dem König geschwornen Treueid brächen, und erneuerten für ihre Personen diesen Eid. Das Volk hielt es, wie seine Lieder und Sagen beweisen, mit den Herzögen; einem Könige, der nicht zugleich sein Herzog war, stand es fremd und gleichgültig gegenüber. Und so blieben die Dinge durch Jahrhunderte: ohne die aus der Stammesangehörigkeit herausgehobne Hierarchie hätten die Sachsenkönige und die ersten Franken bis Heinrich III. ihr gewaltiges Reich nicht aufrichten und regieren können. Was hätte auch der Niedersachse, was gar erst der Kolonist in den Slavenländern an der

Ostsee, mit dem Bayern gemeinsam gehabt? Dieser kolonisierte im Südosten, jener im Nordosten; des einen Handelsverkehr war seewärts, der des andern italienwärts gerichtet. Erst nachdem die große Verlegung der Handelswege um 1500 die Macht der Hansa gebrochen hatte, wurde ein Versuch gemacht, ihr und zugleich dem Reiche durch eine gemeinsame Organisation aufzuhelfen. Im März 1628 beantragte in einer Versammlung von Vertretern der Hansen zu Lübeck Graf Schwarzenberg die Einsetzung eines Reichsadmirals und sprach im Namen des Kaisers: „Es ist aller Welt bekannt, wie blühend einst der Handel und die Schiffahrt der Hansa gewesen ist. Sie würden es noch sein, wenn nicht die gewalttätigen Eingriffe der Machthaber rund umher es verhinderten. Als ich zur Regierung kam, habe ich die Kanzleien angefüllt gefunden mit Klageschriften über Bedrückungen aller Art. Damals faßte ich den Entschluß, dem abzuhelfen; aber die vielfache Rebellion im Reiche hat mich daran gehindert, und die Dinge stehen wie damals. Ja es ist soweit gekommen, daß eine so ansehnliche, volkreiche, streitbare, mächtige Nation wie die deutsche sich von andern Völkern, die in keiner Weise sich mit ihr vergleichen können, auf ihren eignen Meeren und Flüssen Gesetze und Rechte muß vorschreiben lassen. Das ist ein Schimpf und Spott für uns Deutsche. England hat die Hansestädte der mit Gut und Blut teuer erworbenen Privilegien beraubt, und hat dies getan auf eine für Deutschland ehrenrührige Weise. Es hat die Deutschen behandelt wie wehrlose Kinder. Dänemark erhebt den Zoll im Sunde wie einen Tribut, und läßt sich verlauten: das sei der rechte Zaum, den man den Hansestädten anlegen müsse. Es ist meine kaiserliche Pflicht als Haupt des Reiches, zu solchen Anmaßungen nicht zu schweigen; denn wenn ich es täte, so würde mir das bei der Mitwelt nicht zur Ehre, bei der Nachwelt unverantwortlich sein." Also sprach Ferdinand II. durch den Mund seines Gesandten. Die Hansen aber dankten für eine Hilfe, hinter der sie Spanien und die Jesuiten argwöhnten.

Es war damals noch nicht gar lange her, daß sich die Deutschen als eine Nation zu fühlen gelernt hatten. Volkspolitik hatten sie wohl getrieben, aber jeder Stand, jede Stadt, jeder Gau auf eigne Faust. Jede Bauernschaft besiedelte die Slavenländer, die ihr am nächsten oder bequemsten lagen, die Ritter suchten Beute, Ämter, Herrschaften in Italien, in den Gebieten des zerfallenden byzantinischen Reichs und des Islam, die Städte erwarben, jede für sich oder im Bunde mit Nachbarn, Reichtum durch Gewerbe und Handel. Die Italiener trieben es nicht anders, vielmehr weit schlimmer, wenn man ein Stadium der natürlichen Entwicklung schlimm nennen darf. Feind war dem italienischen Stadtbürger nicht der Ausländer, den er oft herbeirief, sondern der Bürger der rivalisierenden Nachbarstadt oder der Mitbürger von der Gegenpartei. Die Lombardenstädte hätten Barbarossa nicht bekriegt, wenn dieser nicht ihre Unabhängigkeit angetastet hätte. Von Nationalfeindschaft war in diesen Kämpfen noch keine Rede. Aber der Gegensatz zwischen Deutsch und Wälsch kam dabei doch schon beiden Nationen lebhaft zum Bewußtsein, und als 42 Jahre nach der Hinrichtung

des letzten Hohenstaufen wieder ein deutscher Kaiser, Heinrich VII., mit Heeresmacht über die Alpen kam, da rief man schon: was will eigentlich dieser Teutone — oder ist er ein Allobroger? — bei uns? Was hat er auf italienischem Boden zu suchen? Der Reichtum, den wir mit unserm Gewerbfleiß erworben, gehört keinem Fremden. Der Jubel, mit dem Dante den neuen Cäsar begrüßte, entsprang der utopischen und damals schon antiquierten Idee der Universalmonarchie als der gewollten göttlichen Ordnung. Florenz wurde die Seele eines Bundes zur Vertreibung des Luxemburgers; diesem erstaunlich regsamen, von einer Fülle geistiger Interessen durchfluteten kleinen Gemeinwesen ging damals die Idee des Nationalstaates auf, die erst weit später allmählich alle Bewohner der Halbinsel ergriffen hat. In England war diese Idee längst verwirklicht, nicht infolge einer eigentümlichen Anlage der Volksseele — sind doch die Angelsachsen unsre Blutsverwandten —, sondern durch die Natur ihres Landes. Als Bewohner einer mäßig großen Insel, durch natürliche Grenzen von der übrigen Welt deutlich geschieden, erfreuten sie sich einer Bodengestalt ihrer Heimat, die den Wechselverkehr der Volksgenossen außerordentlich begünstigte. Tief eindringende Buchten und kleine schiffbare Flüsse ermöglichten den Wasserverkehr, der in eisenbahn- und straßenloser Zeit der bequemste, schnellste und wohlfeilste war. Kaum ein Ort im Innern ist vom nächsten Hafen so weit entfernt wie Stettin von Berlin; und der durch solche Lage entstandne Verkehr Aller mit Allen steigerte das Verkehrsbedürfnis in dem Maße, daß man schon im 14. Jahrhundert verhältnismäßig gute Straßen baute und so auch einen flotten Überlandverkehr in Gang brachte. So wurden die Engländer früh eine Nation, wie man ein größeres Volk nennt (die Seelenzahl der Engländer betrug damals freilich nur zwei Millionen), bei dem das Bewußtsein der Interessengemeinschaft zum Durchbruch gelangt ist. Und dieses Bewußtsein wurde gestärkt durch die Kriege mit Frankreich, die zugleich den Franzosen die Interessengemeinschaft aufnötigten, deren Entstehen die Natur ihres Landes nicht in gleichem Grade begünstigte, wenn sie ihr auch nicht geradezu hinderlich war wie das nach Osten hin in zwei einander abgekehrte langgestreckte Flügel auslaufende, der natürlichen Umgrenzung entbehrende Deutschland. Beider Nationen Patriotismus wurde noch weiter durch den Gegensatz zu Rom gekräftigt, das aus einer Mutter der christlichen Völker zur ausbeutenden Bedrückerin geworden war. Bekannt ist, wie im Widerstande gegen den in der Maske des Statthalters Christi schmarotzenden Finanzvampyr die Franzosen wie ein Mann zu Philipp IV., die Engländer zu Eduard III. gestanden haben.

Dieser Gegensatz zu Rom, das anfangs die politische Einigung der Deutschen, dann aber — schon frevelhafte Diplomatie treibend — die Zerrüttung des Reiches gefördert hatte — drängte auch die Deutschen, den Nationalstaat anzustreben. Vom Konstanzer Konzil an suchten sie sich der Ausbeutung mit Konkordaten und Kurvereinen zu erwehren — vergebens, bis Luther mit einem Streiche die Bande zerhieb. Wie Donnerhall dröhnte seine Stimme durch alle

Gauen des Vaterlandes: „Die Not und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland drückt, hat nicht allein mich, sondern jedermann beweget, vielmal zu schreien und Hilfe begeren. Es ist oft durch Concilia etwas fürgewandt, aber durch etlicher Menschen List behendiglich verhindert worden." Luther wurde überall verstanden und fand begeisterten Widerhall, denn die Kurie wurde von allen Einsichtigen als Ausbeuterin verabscheut, der Gedanke der Reichsreform war unter Kaiser Max populär geworden, und ein Nationalbewußtsein, das man als Nationalstolz bezeichnen darf, offenbarte sich in zahlreichen Flugschriften und andern Kundgebungen. Tiefe und klare Einsicht in die gemeinsamen Interessen der Nation bezeugt auch noch die Abmahnung, die das Kollegium der Kurfürsten an Friedrich V. von der Pfalz richtete, als sich dieser bereit erklärt hatte, die böhmische Königskrone anzunehmen. Sie schrieben: die böhmische Krone sei nicht erledigt; Friedrich könne ohne Krieg nicht in ihren Besitz gelangen; ja es werde ein solches Blutvergießen, Land- und Leuteverderben die Folge sein, daß davon die Historien zu reden haben würden, solange die Welt steht. Auch der Türke werde seines Vorteils nicht vergessen. „Ausländische Potentaten werden, auf das Erfordern der streitenden Parteien, oder auch vielleicht, um für sich selber ihren Teil zu suchen, mit in das Spiel kommen, und es wird das Reich, das mit aller Welt Lob und Verwunderung so viele hundert Jahre floriert, den Türken und den Ausländischen zu einem Raubhause gestellt, und die uralte teutsche Freiheit in unserm geliebten Vaterlande in eine ewige erbärmliche Dienstbarkeit verändert werden, ja die uralten löblichen kurfürstlichen und fürstlichen Häupter, samt vielen tapferen Grafen, Herren und Rittern, wie in andern Monarchien bei dergleichen innern Kriegen auch geschehen, werden sich untereinander dermaßen zugrunde richten, daß deren Namen und Gedächtnis, außer was zu ihrer höchsten Schmach gereichen mag, nicht wird übrig bleiben."

Die Prophezeiung dieser Serenissimi, die offenbar keine Dummköpfe waren, ist buchstäblich in Erfüllung gegangen, nur daß die erbärmliche Dienstbarkeit glücklicherweise nicht ewig gewährt hat, und daß wir das damalige und spätere Verschwinden einer Anzahl von Herrengeschlechtern, mit denen Deutschland im Übermaß gesegnet war, nicht bedauern. Die Verwüstung, Verarmung, Schwächung, ja stellenweise Unterjochung Deutschlands traf gerade in die Höhezeit der Entwicklung Europas zum Absolutismus, der, wie eingangs bemerkt worden ist, vor der Entdeckung der Repräsentativverfassung die unvermeidliche Wirkung der Großstaatbildung und der Weltpolitik war, und dessen sich einzig Holland und die Eidgenossen zu erwehren vermochten. Die Macht der Stände wurde überall gebrochen, der Monarch oder sein Minister, seine Maitresse, sein Mignon regierte unumschränkt, die Vornehmen wurden zu Speichelleckern, Werkzeugen, Schachfiguren degradiert, das Volk war willen- und verständnisloses Kanonenfutter, Schlacht- und Wollvieh. Von Nationalbewußtsein, überhaupt politischem Bewußtsein, konnte namentlich bei den Deutschen keine Rede mehr sein.

Dieses war jedoch nicht erstorben, sondern schlummerte nur. Ein dreifaches Interesse hat es wiedererweckt und zeitweise zur Glut, ja zu hellodernden Flammen angefacht. Zuerst das geistige, das die Deutschen von Lessing an lehrte, in ihrer Sprache, Literatur und Philosophie, in ihrem Geistes- und Gemütsleben ein Gut zu schätzen, das sie vor allen andern Völkern auszeichnete. Dann sahen sie sich gezwungen, mit Heeresmacht das Joch zu brechen, das ihnen Napoleon auf den Nacken gelegt hatte. Endlich machte ihnen Friedrich List klar, daß ihnen Englands Handelsmonopol das Blut aussaugen werde, wenn sie sich nicht durch Aufhebung der Binnenzölle und Aufrichtung einer Schutzzollwehr an der Grenze wirtschaftlich einigten. Aus diesen drei Quellen ist der Strom nationaler Bestrebungen hervorgebrochen, der uns über Frankfurt und Nikolsburg nach Versailles getragen hat. Die so zustande gekommene politische Einigung war freilich nur als Etappe annehmbar. Ihre Unvollständigkeit wurde zum Teil verschuldet durch die verhängnisvolle deutsche Mannentreue, die ihren guten Sinn hatte, als sich Gefolgschaften freiwillig einem Heerführer anschlossen, die aber durchaus widersinnig ist in der modernen Form, wo sie den Deutschen zum Narren eines „angestammten" Welfen oder sonstigen Dynasten macht. Bismarck hat diese Eigentümlichkeit erkannt. Er hält sie (Gedanken und Erinnerungen, Volksausgabe I, 318—322) für unentbehrlich und will sie gerade im Interesse der nationalen Einheit geschont wissen. Ich teile diese Ansicht nicht; die Deutschen sollen diese Einbildung, diese krankhafte Schwäche — weiter ist es nichts — dem Nationalinteresse zum Opfer bringen. Welcher heutige Franzose, Engländer, Italiener würde nicht lieber drei Dutzend Dynastien verjagen, als daß er es machte wie wir, die wir aus dem Leibe des Vaterlandes ein reichliches Viertel, und nicht das schlechteste, mit zehn Millionen Volksgenossen herausreißen und den nördlichen Teil vom südlichen, den südlichen vom nördlichen Meere abschneiden ließen? Würde einem ausländischen Prinzen Souveränitätsrechte über eine seiner Landschaften einräumen?

Immerhin ist mit der Einsicht in die Interessengemeinschaft das Nationalbewußtsein wieder erwacht und bleibt lebendig, artet sogar mitunter in unverständigen und häßlichen Chauvinismus und Rassenhaß aus. Nicht auf Hitzeausbrüche aber kommt es an, sondern auf die kaltblütige Erwägung, worin unsre gemeinsamen Interessen dem Auslande gegenüber bestehen. Das Ergebnis dieser Erwägung hat dann die Ziele unsrer auswärtigen Politik zu bestimmen.

Unser Nationalinteresse fordert nun keineswegs, daß wir durch kriegerische Demonstrationen oder gar durch wirklichen Krieg neue Märkte erobern. Der Wert des Ausfuhrhandels wird überschätzt. Grundlage einer gesunden Volkswirtschaft bleibt der innere Konsum, der nur dadurch gehoben werden kann, daß sich bis in die untersten Schichten Wohlstand verbreitet. Soweit aber Export erwünscht ist, wächst er nicht durch Krieg, sondern im Frieden. Der Handel früherer Zeiten, bis in die napoleonischen Kriege und den Opiumkrieg hinein, war Raubhandel und mußte mit bewaffneter Hand im Gange erhalten werden.

Der heutige Auslandshandel ist der Gütertausch, von dem Adam Smith geträumt hat: der beide Teile bereichert, so daß die reichsten Länder die besten Kunden für einander sind, und jedes das andre zu bereichern wünschen muß. Nur Kohle und Eisen, welche die scheußlichen großen Mordmaschinen liefern, haben noch ein Interesse am Kriege und an Kriegsbefürchtungen. Auch fordert unser Interesse nicht, daß wir den Kolonialstaaten überseeische Gebiete entreißen. Wir brauchen einige solche, um unsre jungen Leute in die weite Welt zu bringen, sie vorm Versauern, vor Engbrüstigkeit und Kurzsichtigkeit zu bewahren, und wir haben sie. Aber zu unsern Lebensinteressen gehört ihr Besitz keineswegs. Der genannte Zweck wird durch sie nur gefördert, nicht ausschließlich erreicht, denn schon ehe wir sie hatten, sind alljährlich tausende von Deutschen wagemutig in die Ferne gezogen und haben in fremden Ländern Vermögen und Ehren erworben, und noch heute kommt das, was in unsern Kolonien an Privatprofit gemacht wird, gegen das in fremdstaatlichen Gebieten Erworbne nicht in Betracht. Dem Staate aber, das heißt den Steuerzahlern, kosten exotische Kolonien mehr, als sie den einzelnen bringen; die alten Kulturländer Ostindien und Ägypten, die für England — wie lange wohl noch? — einen Reinertrag abwerfen, sind leider oder glücklicherweise nur in je einem Exemplare vorhanden. Politisch aber bedeuten überseeische Kolonien nicht eine Stärkung, sondern, weil sie verteidigt werden müssen, eine Schwächung des Staates.

Das gemeinsame Interesse aller, auch der außerhalb der schwarzweißroten Grenzen wohnenden Deutschen fordert nur eines: daß sie die ganze in ihrem Volkstum liegende Kraft entfalten und dadurch jedem Volksgenossen die Bedingungen höchsten geistigen und materiellen Wohlseins verschaffen. Dazu gehört zunächst die politische Einigung aller Deutschen, also vor allem die Wiederangliederung Zisleithaniens. Nach Bismarcks Ansicht (a. a. O. I, 59) wäre das 1848 möglich gewesen; warum sollte es nicht auch in Zukunft noch möglich sein, unsre dortigen neun, mit den transleithanischen beinahe zwölf Millionen Volksgenossen aus der Knebelung durch eine slavisch-tatarische Majorität zu erlösen? Die zweite und Hauptbedingung für die volle Entfaltung der Volkskraft ist eine der Kopfzahl und Volkskraft angemessene Vergrößerung der Bodenfläche. Das ganze vorige Jahr hindurch haben freilich nicht bloß die Landwirte, sondern auch die industriellen Unternehmer über Arbeitermangel geklagt. Trotzdem bleibe ich dabei, daß unser Areal übervölkert ist. Die Leute werden beschäftigt, ja, aber womit? Zum Teil natürlich mit notwendigen und nützlichen Arbeiten. Zu einem sehr großen Teil aber auch — abgesehen von der Mordmaschinenfabrikation — mit überflüssigen wo nicht schädlichen und mit Schwindelindustrien, mit ebenfalls vielfach schädlicher oder wenigstens unnützer Vermittlerarbeit (Reklame z. B.), mit bureaukratischem Schreibwerk, mit Aufpasserei, Reglementierung. Der deutsche Mann, der das Zeug dazu hätte, als Gutsbesitzer und freier Herr auf eigner Scholle zu wirtschaften — ist er doch der Nachkomme eines freien Bauern — oder Leitungsarbeit zu verrichten, muß in Millionen Exemplaren

als Fabrik- oder Grubensklave, bei günstigerem Geschick in einer der tausend höchst überflüssigen Schreibstuben verkümmern, und verlumpt zu hunderttausenden als Schmarotzer im großstädtischen Sumpf. Heißt das die Volkskraft entfalten? Verengung des Nahrungs- und Bewegungsspielraums ist Bedingung für die Entstehung der Kultur; aber wenn sie ein gewisses Maß überschreitet, hat sie die ungesunde Überkultur der einen und die Verkümmerung der andern zur Folge. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß die Vereinigten Staaten nur darum das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sind, weil dort einer regen Bevölkerung, die eine hohe Kultur schon mitgebracht hat, ein weites, an Bodenschätzen reiches Land zur Verfügung steht. In einem engen Raume würde die dortige liederliche und vielfach recht kurzsichtige Verwaltung einen wüsten Krieg aller gegen alle entfesseln und entsetzliches Massenelend erzeugen. Außerdem spaltet vorherrschende Großindustrie das Volk in die Unternehmeraristokratie und die Masse der Lohnsklaven, die keine Sozialpolitik mit den Brotherren aussöhnen kann, weil die Widerwärtigkeit der modernen Industriearbeit und ihre Unfähigkeit, das Gemüt zu befriedigen, zusammen mit der Abhängigkeit Zufriedenheit nicht aufkommen läßt. Jede Besserung der Lage der Arbeiter schürt nur das Feuer des sozialen Krieges, weil sie die Kraft der kriegführenden Arbeitermassen und ihr Selbstgefühl stärkt. Gegen dieses Übel gibt es nur ein Mittel: Vermehrung der Zahl kleiner Besitzer durch den Erwerb von Kolonialland.

Also wir brauchen mehr Ellbogenraum, eine größere Werkstatt für unsre gewaltige, stetig wachsende Volkskraft. Nun wäre es Wahnsinn und Verbrechen, in Ländern höchster alter Kultur, in Italien, Frankreich oder gar in dem übervölkerten England Eroberungen machen zu wollen. Ebensowenig denken Frankreich und England an einen Einfall in Deutschland. Je mehr in Frankreich die Demokratie emporkommt, desto mehr schwinden dort die von den Königen gepflanzten und von den Napoleoniden weiter gepflegten Traditionen. An der Ausrottung dieser unvernünftigen Traditionen, die ein höchst verständiges Volk drei Jahrhunderte lang zum Narren seiner Eitelkeit gemacht haben, arbeiten Jaurès — keineswegs die einzige Schwalbe! — und seine Freunde von der Humanité Nouvelle, die Brüder Paul und Viktor Marguerite, die Herren Vacher de Lapouge und Henry Mazel, d'Estournelle de Constant und die Ligue Franco-Allemande in München, die Antimilitaristen und die gesamte jetzt sehr einflußreiche Sozialdemokratie. Es kann geschehen, daß deren Vorherrschaft, daß namentlich die geplante Arbeiterversicherung und die drohende progressive Einkommensteuer die atheistischen Großunternehmer und Finanzmänner des Bloc in die Reaktion treibt, so daß diese Herren, wie schon öfter, noch einmal die legitimistischen Offiziere und die „Pfaffen" zu Hilfe rufen. Doch hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte die Priester und die Ritter in dem Grade geschwächt, daß an ein völliges Retablissement dieser Träger des Chauvinismus nicht mehr zu denken ist; nie mehr werden diese das Volk zur Tollheit eines Eroberungskrieges auf

dem europäischen Festlande hinzureißen vermögen. England aber könnte nur ein Unzurechnungsfähiger der Donquixoterie einer militärischen Expedition nach der Elbmündung für fähig halten.

Unser Expansionsgebiet kann nur in Barbarenländern gesucht werden, und die für uns in Betracht kommenden liegen jenseits der Weichsel und der Leitha. Und zwar wird deren Okkupation (die jedoch nicht in der Form der Unterjochung erfolgen kann und darf), ihre Kolonisation und Zivilisation durch Deutsche (die ja längst begonnen hat und nur in verstärktem Maße und etwas andrer Form fortgeführt zu werden braucht) von dem Bedürfnis ihrer Bewohner nicht weniger zwingend gefordert wie von dem unsern. Denn diese Bewohner: Slaven, Tataren und Türken, sind unfähig, aus sich selbst Kultur zu erzeugen, ihre eignen Bedürfnisse zu befriedigen; sie bedürfen unsrer Hilfe, unsrer Leitung, der Erziehung durch uns. Die Russen verhungern auf dem besten Weizenboden Europas; das ist die Schwarzerde gewesen, ehe sie durch Raubbau verwüstet worden war. Wir müssen diese kostbare Erde, sowie die Reste des ebenfalls arg verwüsteten russischen Waldes uns, den Russen selbst, den Bewohnern Europas erhalten, denn in der Fleischnot kündigt sich Malthus an: der für die Erzeugung von Nahrungsmitteln und Holz verfügbare Boden beginnt knapp zu werden, und die Kohlenlager werden in ein paar hundert Jahren erschöpft sein. Es ist ein Irrtum, zu glauben, was seit zwei Jahren in Rußland geschieht, das sei nur verspätetes Nachhinken hinter der Entwicklung Europas. Es ist etwas ganz anderes, es ist gar nichts Europäisches. Alle europäischen Revolutionen sind nur Entwicklungskrankheiten gewesen: Anpassungen der Konstitution — dieses Wort im biologischen wie im politischen Sinne genommen — an die durch Bevölkerungswachstum und technischen Fortschritt veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und Kulturzustände. Die von 1789 war deswegen so heftig, weil der Absolutismus des ancien régime die dem Europäergeist natürliche Konstitution, die Selbstregierung der Völker, beinahe vernichtet hatte. Die sogenannte russische Revolution dagegen ist nichts als das sinnlose Toben gepeinigter Volksmassen, die bei aller sonstigen Begabung zu selbständiger wirtschaftlicher und politischer Tätigkeit nicht fähig sind; eine rudis indigestaque moles hat sie selbst der für Rußland stark voreingenommene Bismarck einmal (II, 297) genannt. Grade die Eigenschaften fehlen dem Russen, die den tüchtigen Privatwirt, Landwirt, Staatswirt, Verwaltungsbeamten ausmachen: Selbstbeherrschung, Ausdauer in ruhiger, stetiger, bescheidner, unscheinbarer Arbeit, Pflichtbewußtsein und Pflichttreue. Der Germane ist sofort ein tüchtiger Landwirt geworden, als er in Italien und in Gallien die rationelle Landwirtschaft kennen lernte. Der Russe bleibt bei seiner Schlamperei, mag er auch hundert Jahre lang neben sich die blühenden Dörfer deutscher Kolonisten sehen; soll er sie sich abgewöhnen, so muß er von Deutschen in Zucht genommen werden. Bei den Polen hat diese Zucht schon mehr gefruchtet, als den Deutschen lieb ist. Die Grundzüge des russischen Volkscharakters sind eine Weichheit, die Grausamkeit, eine Passivität,

die explosive Gewaltsamkeit nicht ausschließt, nomadische Unstetheit, und eine unkritische Empfänglichkeit für fremde Kulturelemente, die den von Bildung angeflogenen Mann zum unpraktischen Doktrinär, zum Schwärmer und Fanatiker macht. Die den Russenstaat aufgebaut haben, sind alles Deutsche gewesen, von den Warägern angefangen bis zur heutigen reinblütig deutschen Zarenfamilie. Auch der geniale Wilde, Peter, wird wohl sein Organisationstalent und seine Energie einer Beimischung von skandinavischem Blut verdankt haben. Den Zaren haben die baltischen Barone die fähigsten Staatsmänner und Generäle geliefert, deutsche Lehrer haben in der russischen Jugend den Funken der Intelligenz geweckt und sie zu wissenschaftlichem Streben erzogen, deutsche Ingenieure haben den Russen Fabriken errichtet, deutsche Vorarbeiter ihre Arbeiter geschult, deutsche und jüdische Geldleute Rußlands Finanzen geordnet. So ist denn das russische Zartum die von Deutschen gegen Deutschland politisch organisierte Slavenwelt, und wenn der Deutsche, dem das einmal klar geworden ist, nicht Dummkopf oder Volksverräter gescholten werden will, muß er fortfahren: also organisieren wir weiter, nur nicht gegen, sondern für unser Volk! Die bisherige Organisation konnte natürlich nur erreichen, was sich aus einem barbarischen Menschenmaterial mit Zwang herstellen läßt: leidlich geordnete Finanzen, eine europäisch gedrillte Armee, eine pfiffige Diplomatie: eine prächtige europäische Fassade also, die dem oberflächlichen Beschauer das wüste und morsche Innere so lange verdeckt hat. Die Unkultur und Unwirtschaftlichkeit zu überwinden und den Staat, oder sagen wir lieber die jetzt neu zu gründenden Teilstaaten auf die solide Grundlage einer tüchtigen Volkswirtschaft und Verwaltung zu stellen, dazu wird eine starke deutsche Einwanderung erfordert, deren Beziehungen zum Mutterlande, also zum Deutschen Reiche, staatsrechtlich geordnet werden müssen, so daß sie nicht als Kulturdünger für feindliche Mächte verbraucht wird, sondern als Beherrscherin von Vorwerken die Macht des Vaterlands verstärkt. Organisieren und kultivieren die Deutschen Rußland in der bisherigen Weise weiter, helfen sie das ratlose und niedergebeugte Zartum wieder aufrichten, wandeln sie den Fassadenbau in einen soliden Bau um, dann wird Rußland zu einer Macht, die uns erdrückt, die nicht bloß Konstantinopel nehmen, nicht bloß unsre kommerzielle und industrielle Expansion über den Osten und den Südosten Europas hindern, uns wirtschaftlich einschnüren, sondern auch die eisfreien Häfen, die es braucht, an der deutschen Ostsee erobern wird. Nicht bloß der ganze Osten, sondern auch die Mitte Europas wird dann kosakisch sein, wie schon vor 50 Jahren die „Wochenblattpartei" (I, 130; II, 119) erkannt hat. Patriotische Pflicht ist es, zu hindern, daß an der Grenze unseres Staates eine Macht entstehe, die uns zu erdrücken droht. Hätten die Franzosen den Beruf, Europa zu bevormunden, den sie sich seit Ludwigs des Vierzehnten Regierung einbildeten, wirklich gehabt, dann wären sie berechtigt gewesen, die deutsche Einigung zu hindern. Unser Beruf, den wir ja tatsächlich längst ausüben, nur eben im Dienste der Feinde unsers Vaterlandes, ist es unzweifelhaft, die östliche Bar-

barenwelt mit deutschen Elementen zu durchsetzen und zu kultivieren und in dieser Tätigkeit die in unserm Volke ruhende gewaltige physische, geistige und moralische Kraft voll zu entfalten. Die größte Tat der Engländer ist nicht die Unterjochung und Ausbeutung von 300 Millionen Indiern, sondern die Gründung eines Europäerstaats von 89 Millionen, in dem 60 Millionen Angelsachsen leben. Uns steht kein menschenleerer Raum zur Verfügung, den wir, unsrer größeren Kopfzahl entsprechend, mit 100 Millionen Deutschen anfüllen könnten. Aber daß wir nicht einmal in den Barbarenländern, die wir besiedelt haben und noch immer besiedeln, als Herren auftreten, daß wir uns von Russen russifizieren, von Magyaren magyarisieren lassen, das ist Schimpf und Schande, und wenn wir, uns an Russenanleihen beteiligend, uns einen zukünftigen Großkönig aufpäppeln, der Deutschland zu seiner Satrapie erniedrigen wird, so fügen wir zum Schimpf den Wahnsinn.

Grundfalsch wäre es jedoch, wenn wir uns die Aufgabe stellen wollten, die Slaven und Tataren zu germanisieren. Im Gegenteil: je slavischere Slaven sie bleiben, desto besser ist es für uns. Unsre Großgutwirtschaft, unsre Großindustrie braucht — daheim und in unsern zukünftigen Kolonien — willige Arbeiter, die schmutzige und widerwärtige Verrichtungen nicht scheuen und nur ein bescheidnes Maß höherer geistiger Bedürfnisse haben. Will man ohne slavische Lohnarbeiter auskommen, dann muß man entweder die Deutschen auf das geistige und Charakterniveau der Slaven hinabdrücken, also durch geistige Verkrüppelung eines großen Volksteils unser Volk verstümmeln und schwächen, oder sich darauf gefaßt machen, daß die Arbeiterschaft zu Ansprüchen fortschreitet, die keine noch so blühende Industrie zu befriedigen vermag. Das einzige, was ehedem in drückender materieller Lage ein höheres und feineres Seelenleben gepflanzt und gepflegt hat, war der religiöse Glaube, das einzige, was den innerlich gebildeten Mann bei harter Pflicht, im Gehorsam gegen einen Brotherrn auszuharren bestimmt, das ist die mit Resignation geübte Pflichttreue, die dieser Glaube erzeugt. Diesen Glauben aber hat die aufgeklärte Bourgeoisie dem armen Manne aus dem Herzen gerissen. Sehr anschaulich hat diese Operation der neue französische Arbeitsminister, Viviani, in der Rede beschrieben, mit der er sich den Abgeordneten vorstellte. „Was wollen Sie dem Manne erwidern," schließt er seine Beschreibung, „der Dank uns kein Gläubiger mehr ist, dem wir den Glauben entrissen, dem wir gesagt haben, daß es keine Gerechtigkeit im Himmel gibt, was wollen Sie ihm sagen, wenn er sein Recht hier auf der Erde fordert." Den richtigen Weg sind sechs Jahrhunderte lang die Balten gegangen, die nicht germanisiert, und dennoch zivilisiert, ja — ein kleines Häuflein — Gewaltiges geleistet, das einzige Stück Europa im asiatischen Rußland geschaffen haben. Rebellisch geworden sind die Letten und Esthen erst, als alles rebellierte, und nachdem sie jahrelang von der russischen Regierung, die an der Ausrottung des Deutschtums arbeitete, gegen dieses aufgehetzt worden waren.

Was ein erleuchtetes deutsches Nationalbewußtsein heute fordert, das ist also

die Auflösung des Russenstaates und eine — nicht im vollen Sinne des Wortes politische — aber wahrhaft kolonisatorische Eroberung Ost- und Südosteuropas und Westasiens; eine kolonisatorische Eroberung wie die von Ostelbien und Zisleithanien gewesen ist, die größte Ruhmestat unsrer Altvordern, nicht jene moderne Ausbeutung, die sich euphemistisch „Erschließung der Hilfsquellen eines Landes" zu nennen beliebt. Die Diplomatie hat dabei vorläufig weiter nichts zu tun, als der durch Presse und persönlichen Verkehr anzubahnenden Verständigung zwischen den Völkern das Siegel eines formellen Abschlusses aufzudrücken, der es ausspricht, daß zwischen Deutschland, Frankreich und England kein Krieg mehr möglich ist, und daß die Westmächte dem Deutschen Reiche im Osten freie Hand lassen. Die Franzosen haben dabei höchstens ein Stückchen Eitelkeit zu opfern, die Engländer kaum einen unbedeutenden kommerziellen Vorteil, denn wofern nicht etwa ein konsolidiertes Rußland europäische Einfuhr und europäische Unternehmungen aus den genannten Gebieten überhaupt ausschließt, machen dort die deutschen Unternehmer den englischen so wie so Konkurrenz. Sollten diese trotzdem einen kleinen Verlust herausrechnen, so würden sie dafür reichlich entschädigt sein durch die endgültige Erlösung von dem russischen Alp.

Das Haupthindernis einer solchen Politik heißt: Bismarck. Unsre leitenden politischen Kreise liegen immer noch im Bann des Glaubens an die Unfehlbarkeit Bismarcks, eines Glaubens, der weniger gerechtfertigt und dabei schädlicher ist als der Glaube an die päpstliche Unfehlbarkeit. Denn bei dieser handelt es sich um Dinge des Jenseits, die niemand auf natürlichem Wege erfahren kann, so daß, wer durchaus etwas von ihnen wissen will, die göttliche Offenbarung oder ihren Interpreten befragen muß; bei jener dagegen um irdische Interessen und um sichtbare, greifbare, meßbare Dinge. In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist mir ein merkwürdiger Gegensatz aufgefallen zwischen der größeren ersten Hälfte und den späteren Kapiteln, das schöne Schlußkapitel mit dem herrlichen Charakterbilde des alten Kaisers ausgenommen. Bis in den französischen Krieg hinein macht das Bild, das Bismarck unabsichtlich von sich selbst zeichnet, einen ungemein gewinnenden Eindruck. Jeder natürlich empfindende Leser muß diesen urkräftigen, ehrlichen, klar sehenden, behaglich humoristischen, sich natürlich gebenden Mann, dessen edle Natur die vornehme Gesinnung, einen anständigen Charakter und zarte Empfindung einschließt, lieb gewinnen. Auch gibt man ihm fast überall recht gegen seine Widersacher. Nach 1870 wird das anders. Er stellt jetzt statt der großen Sache seine Person in den Mittelpunkt, in den Vordergrund und sieht an allen Ecken Verschwörungen gegen diese seine Person, so daß man sich versucht fühlt, an Verfolgungswahnsinn zu denken; manches Tatsächliche stellt er so falsch dar, daß man ihn der unbewußten Geschichtsfälschung anklagen muß. In seiner geistigen Physiognomie tritt mitunter der mauffade Zug hervor, der an einem Bildnisse aus seiner Knabenzeit auffällt. (Wie man soeben von Harden erfährt, hat er eine lichtlose Kindheit erduldet.) Wie ist dieser Wandel zu erklären?

Je höher seine Macht stieg, desto stärker wuchs natürlich die Zahl seiner Neider und seiner grundsätzlichen Gegner in den leitenden Kreisen, besonders da er nicht eben zu den bequemen Vorgesetzten gehörte und als der höchste Vorgesetzte im Reich mit seinem unbeugsamen Willen mehr oder weniger auf der ganzen höheren Beamtenschaft lastete. Der verdeckte Widerstand gegen ihn mußte um so erbitterter werden, weil offenen der Staatsanwalt unmöglich machte. Im beständigen Kleinkrieg mit unfaßbaren Feinden wurde er nervös, und Nervosität trübt den Blick. Dazu kamen noch zwei andre Umstände. Mit dem Entwurf der Verfassung des neuen Reiches hatte er seine historische Aufgabe gelöst. Er hatte Deutschland vorläufig so weit geeinigt, als es die politische Konstellation gestattete, hatte uraltes Reichsland zurückgewonnen, der deutschen Nation die ihr gebührende ausschlaggebende Stellung auf dem europäischen Kontinent gesichert, die Franzosen ein für allemal in ihre natürlichen geographischen Grenzen zurückgewiesen und für den ihnen gebührenden Einfluß auf Europa die Schranken gezogen. Daß er später ihrem überschüssigen Tatendrang den Weg nach Tunis öffnete (an und für sich bedürfen sie, bei stationärer Bevölkerung, keiner Kolonien), ist eines der drei großen Verdienste, die er sich in der traurigen längeren Hälfte seiner Regierung trotz allem noch erworben hat. Aber diese drei Leistungen waren nicht unbedingt nötig. Er konnte sich zur Ruhe setzen. Für die Leitung der innern Angelegenheiten war er weniger geeignet als jeder andre, weil er die Diplomatenkunst zur Virtuosität ausgebildet hatte, demnach die innern Angelegenheiten diplomatisch, die Personen, die Parteien als Schachfiguren in einem kunstvollen Spiel behandelte und sie damit gegen einander und alle zusammen gegen sich selbst hetzte, da doch eben Menschen, deutsche Menschen unsers „reizsamen" Zeitalters, sich durch solche Behandlung im Innersten verletzt fühlen. Diese noch dazu vielfach durch Gewalttätigkeit und Härte nicht eben gemilderte Behandlung hat es dahin gebracht, daß seine letzten Kanzlerjahre die Etikette trugen: es gelingt nichts mehr, und daß seinen schließlichen Rücktritt ein allgemeines, die Herzen erleichterndes „Uff!" begleitete. Nur die freilich großartige und epochemachende, aber eine nicht ungefährliche, die halbsozialistische Periode einleitende Arbeiterversicherung wiegt die Mißerfolge seiner innern Politik ein wenig auf. In der äußern war er mehr eine Gefahr als eine Sicherung, weil das Ausland dem Monsieur de Bismarck nicht über den Weg traute und sich ihn anders als mit dem Ausbrüten teuflischer Anschläge beschäftigt gar nicht vorstellen konnte. Auch hier hat er freilich außer der schon erwähnten positiven Leistung noch eine zweite aufzuweisen: das deutsch-österreichische Bündnis, das sich ja von selbst verstand, da doch der unnatürliche Schnitt mitten durchs Herz Deutschlands ging, und die zwei Hälften irgendwie, wenigstens militärisch, wieder zusammengeleimt werden mußten, was aber freilich bei der Stimmung des Wiener Hofes nur durch eine diplomatische Glanzleistung erreicht werden konnte. (An der wirtschaftlichen Zusammenfügung arbeitet der von Professor Julius Wolf geleitete mitteleuropäische Wirtschaftsverein.) Aber diese drei Leistungen

konnten doch nicht die langen Jahre seiner Diktatur ausfüllen. Auf diese verzichten? Ein Titane kann nicht müßig sitzen; ist ihm das Bauen verwehrt, so muß er zertrümmern, wie denn Bismarck nach seiner Entlassung, zum gewalttätigen Zertrümmern schon zu alt, das Reich wenigstens zerwühlt hat. So konstruierte er denn Gefahren, die zu bekämpfen kein andrer stark genug sein werde; damit bewies er sich seine Unentbehrlichkeit und die Pflicht, am Steuerruder auszuharren. Er entlehnte also der Bourgeoismythologie ihre zwei feuerspeienden Drachen: den Ultramontanismus und die Sozialdemokratie, und fabrizierte eigenhändig einen dritten, den Polonismus. Die Bekämpfung dieser drei Drachen bedeutete aber, daß die davon Betroffenen, die zusammen den größten Teil der Bevölkerung ausmachten (mit den Sozi wurden auch die Fortschrittler zusammengepackt und so der Sozialismus zu dem auch der Geburtsaristokratie und der Krone fürchterlichen Schreckbilde „Revolution" vervollständigt), in die wütendste Opposition hineingetrieben wurden. Der so entfesselte Lärm war ihm gerade recht, weil sein Heldengemüt sich daran erfreute wie das der olympischen Götter am Schlachtgetümmel vor Ilion (erst als der Lärm für ihn ungemütlich wurde, entdeckte er die Weisheit des quieta non movere), dann aber auch, weil dadurch seine Popularität wuchs bei dem populus der großen Kinder, die immer mit einem Rummel unterhalten sein wollen und den einfach seine Geschäfte erledigenden Staatsmann mißachten, weil dessen Politik langweilig ist; endlich aber konnte er in der allgemeinen Konfusion sein Regisseurtalent — nicht das kleinste unter seinen Talenten — glänzend entfalten und die mit Spannung erwarteten Galavorstellungen im Reichstheater inszenieren, bei denen er als erster und einziger Held seine großen Monologe sprach. Und wie glänzend sah er jetzt die Meinung von seiner Unentbehrlichkeit gerechtfertigt! Opposition gegen ihn war doch Reichsfeindschaft, und die hinderte doch den Ausbau des Reiches (II, 159 und 163) — also!

Nun waren ja die drei Drachen nicht so ganz von Pappe, es steckt auch Fleisch und Blut drin und sogar Geist. Aber dieses ihr Substantielles beurteilte Bismarck ganz falsch. Damit kommen wir zu dem andern verhängnisvollen Umstande. Man hat mit Recht Bismarcks Wirklichkeitssinn gerühmt, nur leider dabei übersehen, daß die Wirklichkeit, die Bismarck kannte, nicht die ganze Wirklichkeit war. Er kannte sehr genau alle die Wirklichkeiten, um die es sich bei den großen Entscheidungen von 1862 bis 1870 handelte: die Bedürfnisse des preußischen Staates, die militärischen, finanziellen und diplomatischen Kräfte der Großmächte; er kannte besonders, woran außerhalb der militärischen Kreise Preußens niemand glaubte, worauf aber sein ganzer Kalkul beruhte, die militärische Überlegenheit Preußens über Österreich und Frankreich, und er kannte die Höfe und die Minister, die er zu lenken hatte, um den jedesmaligen Feind im Augenblicke der Entscheidung zu isolieren. Aber was wußte er vom Volke? Er kannte die internationale Hofgesellschaft und Diplomatie, die Bourgeoispolitiker in ihrer politischen Tätigkeit, nicht im Privatleben, einige niedersächsische

Bauern, den Petersburger Iswoschtschik, aber von der Psyche des Mannes, der zeitlebens den sorgenvollen Kampf ums tägliche Brot zu kämpfen hat, von dem Gemüt des gläubigen Katholiken, von den Stimmungen und Volksarten der meisten deutschen Landschaften und von vielen Seiten des bürgerlichen Lebens hatte er keine Ahnung. Diese Unkenntnis hatte zusammen mit den Denkgewohnheiten des Diplomaten zur Folge, daß er überall, wo er auf Hindernisse stieß, die in den Dingen selbst lagen, Verschwörungen von Damen, Jesuiten, Engländern, höfischen Neidern witterte. Schon bei der Belagerung von Paris (II, 136) bricht diese Manie aus. Er glaubt, eine Intrige von „Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten" verzögere das Bombardement. Reizendes Bild, wie sich Moltke einmal von Weibern und Erzbischöfen einfangen läßt! Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen bestätigen übrigens, was jedem Besonnenen von vornherein feststand, daß hauptsächlich die Schwierigkeit der Herbeischaffung des artilleristischen Materials an der Verzögerung schuld gewesen ist. Bismarck sah eben je länger je mehr in allen bei Hofe einflußreichen Personen und so auch in den Generalen seine persönlichen Feinde und glaubte, daß diese persönliche Feindschaft sie zu Gegnern und Hinderern seiner Politik mache. Wie weit seine wiederholte Klage, daß er im Felde vom Hauptquartier schlecht behandelt worden sei, begründet ist, vermag ich natürlich nicht zu beurteilen. Sein richtiger Grundsatz, daß sich die Armee nicht als souveräne Macht, sondern als Werkzeug der Politik, d. h. konkret gesprochen des leitenden Staatsmanns zu betrachten und zu verhalten haben, mag freilich, so oft er ihn zur Geltung brachte, Verstimmung hervorgerufen haben.

Was nun die vorgebliche Reichsfeindschaft betrifft, so findet auf sie ein Wort Anwendung, das Macaulay in einer Debatte über die Judenemanzipation gesprochen hat: eine Regierung verdiene Verachtung, wenn sie einen Teil ihrer Untertanen mißhandle und sich dann über deren Mangel an Loyalität beklage. Die „Reichsfeindschaft" hat lediglich darin bestanden, daß sich die Gemißhandelten wehrten. Wäre die mannhafte Gegenwehr ausgeblieben, so hätte der große Wesir bei der Betäubung der meisten Gebildeten durch seine großen Erfolge das deutsche Volk unter dem Jubel der Hurrakanaille in die schmachvollste Knechtschaft hinabgedrückt. Allen Kennern des katholischen Volkes stand es von vornherein fest, daß dieses sich keinen „Staatspfaffen" aufzwingen lassen werde. Sobald das nun der tatsächliche passive Widerstand offenbar machte, war auch für den mit katholischen Dingen ganz unbekannten Politiker das Fiasko des Kulturkampfs entschieden. Denn die Mittel, die in früheren Jahrhunderten zur Brechung solchen Widerstands angewendet worden sind, stehen heute nicht mehr zur Verfügung, und hätten in diesem Falle, wo es sich um eine Bevölkerung von zehn Millionen handelte, auch im Zeitalter der Gegenreformation nicht angewendet werden können. Um sich nun das nicht eingestehen zu müssen, sucht Bismarck die Ursache seiner Niederlage teils (II, 157) in der „juristischen Detailarbeit der Maigesetze, auf die er nie verfallen" sein würde, teils im Abfall der

Fortschrittspartei (II, 159), und weil sich ihm doch eine dunkle Vorstellung von dem wirklichen Zusammenhange aufdrängen will, sucht er sie damit los zu werden, daß er sich (II, 160 und sonst öfter) einredet, es sei ihm bei dem Feldzuge gegen die „Jesuiten" eigentlich bloß um die Bekämpfung polnischer Umtriebe zu tun gewesen, die nachzuweisen ihm niemals gelungen ist und an die beim Beginn des Kulturkampfs tatsächlich kein Mensch gedacht hat. Die Beziehungen des Leiters der katholischen Abteilung im Kultusministerium zur Familie Radziwill, die er sich nachträglich kombinierte, haben niemals bestanden. Die Verwerflichkeit und zugleich Unzweckmäßigkeit der Anwendung seiner diplomatischen Methode auf die innere Politik zeigt sich am deutlichsten in der Einbeziehung des Papstes in seinen Kalkul. Der Papst habe nicht die Mittel, schreibt er in der Zeit der Friedensverhandlungen mit Rom an den Kaiser (I, 393), „durch die er uns die nötigen Gegenleistungen machen könnte; die Zentrumspartei, die staatsfeindliche Presse, die polnische Agitation gehorchen dem Papste nicht, auch wenn Seine Heiligkeit diesen Elementen befehlen wollte, die Regierung zu unterstützen"; der Papst sei nicht so mächtig wie er scheine (II, 151, 153), Bismarck würde also geneigt gewesen sein, dem Papste Gefälligkeiten zu erweisen, wenn dieser in der Lage gewesen wäre, ihm bei der Bändigung widerhaariger preußischer Untertanen behilflich zu sein. Und obwohl er ganz richtig sieht, daß das nicht der Fall ist, probiert er es dennoch neun Jahre später. Kein Ultramontaner hat jemals der evangelischen Kirche und dem preußischen Staate einen solchen Schlag ins Gesicht versetzt wie Bismarck im Jahre 1887, wo er den Beistand des Papstes im Septennatsrummel beanspruchte, und seine Trabanten, hervorragende Kulturpauker, in die Wahlversammlungen schickte, katholische Bauern zu beschwören, sie möchten doch um Gottes willen dem „Heiligen Vater" gehorchen. Hätten sich die Katholiken dazu verlocken lassen, so hätten sie den Vorwurf verdient, sie seien Römlinge, die sich ihr politisches Verhalten von der Kurie diktieren ließen. Sie erwiesen sich als deutsche Männer und erklärten dem Papste: in politicis hast du uns nichts zu sagen. So waren die beiden großen und feinen Diplomaten blamiert, wie sich fortan die großen Diplomaten immer blamieren werden, weil jetzt der Gang der Weltgeschichte wieder durch die Bewegung großer Massen zu ihren Zielen bestimmt wird, nicht mehr durch Ränke und Entschließungen, die von einem halben Dutzend Staatskünstlern in geheimen Kabinetten ausgeheckt werden. Das des Staates, zumal des protestantischen, allein würdige Verfahren einer konfessionellen Minderheit gegenüber, die ihr kirchliches Oberhaupt im Auslande hat, besteht darin, daß der Staat die Grenzen zwischen seinem und dem kirchlichen Gebiet autonom zieht, aber in jedem einzelnen Falle nach Befragung der Vertreter dieser Minderheit und so, daß jeder Gewissenszwang sorgfältig vermieden wird. Wie sich die Minderheit mit ihrem kirchlichen Oberhaupte abfindet, das geht ihn nichts an. Scheint der Minderheit eine der neuen Bestimmungen gegen bestehende Kirchengesetze zu verstoßen, so mag sie sich von deren Beobachtung dispensieren lassen. Hält sie ein

Staatsgesetz wirklich für einen Eingriff ins Gewissen, so darf ihr der passive Widerstand nicht verargt werden. Der Staat mag dann mit ihr unterhandeln, und wenn das angefochtene Gesetz nicht fürs Staatswohl unbedingt notwendig ist, es modifizieren oder aufheben. Ein gegen die eignen Untertanen begangenes Unrecht eingestehen und es wieder gutmachen, das bringt der Regierung keine Schande, sondern es ehrt sie. Aber sich von einem auswärtigen Potentaten vorschreiben lassen, was sie ihren Untertanen bewilligen soll, das ist wirklich eine Schande. Dem Papste mag der König und Kaiser bei Jubiläen und ähnlichen Anlässen Höflichkeit erweisen — geschäftliche Beziehungen zu ihm hat er nicht mehr; er hat mit ihm nichts zu verhandeln; das muß man sich klar machen und das muß anerkanntes öffentliches Recht werden. Geschäftliche Beziehungen nämlich zum Papst als einem Souverän oder als Oberhaupt der katholischen Kirche hat unsre Regierung nicht mehr. Als Verwalter großer Kunstschätze und eines höchst wichtigen Archivs kann er wie von jedem Privatgelehrten oder Sammler so auch von den Staatsregierungen angesprochen und in einen Geschäftsverkehr einbezogen werden.

Bismarck war von dem unter den preußischen Protestanten ziemlich allgemeinen Vorurteil besessen, daß die katholischen Deutschen grundsätzliche Feinde des preußischen Staates seien, und er sah schon in der „Fraktion der beiden Reichensperger" (II, 161, 163) einen Beweis dafür. Die katholische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses vor 1870 ist jedoch eine so verständige und gemäßigte Oppositionspartei gewesen, daß jeder einsichtige Leiter eines formell konstitutionellen und tatsächlich absolutistischen Staates für ihre Existenz dankbar sein mußte. Sie machte so wenig prinzipielle Opposition quand même, daß sogar Bismarck einräumen muß, ihre Führer seien „persönlich nicht dem Rufe von Händelmachern verfallen". Die Oppositionsstellung der rheinischen Abgeordneten ergab sich auf die natürlichste Weise von der Welt ganz von selbst. Die katholische Intelligenz des Rheinlands huldigte dem romantisch-idealistischen Liberalismus des alten Görres, der die Pflege persönlicher Gewissensfreiheit und altgermanischer Sitte und Volksfreiheit forderte. Er wurde verstärkt durch die lebhaften Beziehungen zu der französischen Schule, deren Häupter Lamennais, Lacordaire und Montalembert waren. Das preußische Kommiß- und Bureaukratenwesen war ihnen wie allen West- und Süddeutschen zuwider, und daß sie von eingewanderten preußischen Beamten regiert und nicht selten gemaßregelt wurden, erbitterte sie doppelt, weil sie sich als Kerndeutsche und Träger alter Kultur den „Halbslaven" Ostelbiens überlegen fühlten, ja dreifach, weil diese Eindringlinge noch dazu eines andern Glaubens waren. Manche Vorzüge der preußischen Verwaltung erkannten sie an; vom preußischen Staate wünschten sie sich, einmal eingegliedert, nicht mehr zu trennen, und gegen den evangelischen König hätten sie an sich nichts einzuwenden gehabt, wenn nur nicht Preußen für einen protestantischen Staat erklärt und damit der Katholik zu einem Staatsbürger zweiter Klasse degradiert worden wäre. Tatsächlich wurden die Katholiken von

allen höheren und vielen mittleren Staatsämtern ausgeschlossen. In einer Flugschrift äußerte ein anonymer „Staatsmann" gelegentlich der Kölner Wirren von 1838, es sei ein zufälliger Umstand, daß man in Preußen einen evangelischen König habe. Professor Ernst von Lasaulx, ein Neffe von Joseph Görres, stimmte ihm darin bei, bemerkte jedoch in seiner scharfen Entgegnung, er könne nicht begreifen, warum dieser zufällig protestantische König keinen einzigen katholischen Minister, General, Oberpräsidenten, fast keinen katholischen Gesandten habe. „Der Mensch ist ein logisches Wesen; einen Zufall läßt er sich wohl gefallen, aber eine ganze Reihe von augenscheinlich zusammenhängenden Zufällen" läßt er sich nicht als solche aufbinden. So stand es um die Rheinländer. Die schlesischen Katholiken aber haben, was Bismarck doch eigentlich wissen mußte (es waren nicht bloß einige Adlige, wie er einmal schreibt), in der Konfliktszeit wie ein Mann zu dem gottesfürchtigen König und seinem wackern Minister gestanden gegen den gottlosen Fortschritt, und ihre Pfarrer haben sich fast ausnahmslos von den Regierungs- und Landräten als Wahlenmacher gebrauchen lassen. Nicht um den Staat und das Reich handelte es sich im Septennatsrummel — hatte doch Windthorst jeden Mann und jeden Groschen bewilligt —, sondern um die Sprengung „dieser", die Schichtung und Stimmung des Volkes richtig widerspiegelnden Reichstagsmehrheit. Der unausgesprochene, weil unaussprechliche Herzenswunsch, den Bismarck mit den Agrar- und Industriefeudalen teilte, war die Leitung des Reiches durch die großen Familien, ein Zustand, wie sich dessen England, das heißt die englische Nobility — für die Armen war's keine Freude — vor hundert Jahren erfreut hat. Sollte dieser Zustand hergestellt werden, so mußte der erste Paragraph des Wahlgesetzes lauten: „Aktiv und passiv wahlberechtigt ist jeder Deutsche evangelischer Konfession, der über 50000 Mark Einkommen hat, der Reichsbürger mosaischer Konfession vom Kommerzienrat aufwärts." Mit einer solchen Verfassung hätte sogar parlamentarisch regiert werden können, bis auf die zwei Schönheitsfehler, daß die beiden englischen Parteien gefehlt hätten und daß der leitende Staatsmann auf Lebenszeit ernannt war. Bei dem allgemeinen Wahlrecht aber konnte die Substanz dieses Ideals, wenn überhaupt, nur durch diplomatische Ränke verwirklicht werden. Daher die Wut der Fronde nach Bismarcks Abgang. Bei kälterem Blute würden sich die Herren gesagt haben, daß Bismarck mit allem guten Willen ihre Ziele doch eigentlich nicht gefördert, sondern vereitelt habe.

Denn auch den zweiten Lindwurm hat er recht eigentlich groß gezogen — zuerst mit Prügeln, dann mit dem Zuckerbrot der Zwangsversicherung. In den sozialdemokratischen Arbeitern sah er eine Räuberbande (I, 395), hatte keine Ahnung davon, daß sich eine gewaltige Umbildung der sozialen Struktur vollzog, und daß nicht eine Räuberbande zu bekämpfen, sondern ein neuer Berufsstand in den Staatskörper einzugliedern war. Er erkannte auch nicht, daß die Staatsregierung, er selbst immer voran, die gefährliche Neubildung unnötigerweise verstärkte und beschleunigte: durch unmäßige Begünstigung der Grobindustrie

(Kohle und Eisen), durch den Militarismus, der immer größere Massen junger Männer vom Dorfe in die Stadt zerrt, in Uniformen und Bändchen verliebt macht, so daß sie lieber in buntem Tuch, sei es auch nur in einer Bedientenlivree, herumstolzieren wollen, als auf eigner Scholle als freie Herren leben, und daß sie sich der ländlichen Verrichtungen schämen, die weiße Handschuhe nicht erlauben. Die Regierung hat diese Entwicklung gefördert durch die unmäßige Vermehrung der Beamten (die Arbeiterversicherung allein beschäftigt weit über 100 000), durch das Orden- und Titelwesen, durch den verlockenden Glanz der äußerlich blitzsauber gehaltenen Großstadt, in der sich die Volksmassen wie die Reichtümer konzentrieren, was alles zusammen die Volksseele dermaßen verbildet hat, daß der natürliche Expansionsdrang, der aus der Menschenanhäufung und aus dem Druck der Kultur in die zu bewältigende Natur und Barbarei und in die Freiheit führt, in den unnatürlichen Zug zur Großstadt, zur Lohnsklaverei, zur Überkultur und unter das Zwangsjoch, das sie auflegt, umgeschlagen, eine verkehrte Blutzirkulation im Volkskörper eingetreten ist, welche alle Lebenssäfte dem Haupt und Herzen zuführt, das sie durch Überfüllung krank machen, statt ostwärts, wo sie neue Glieder bauen könnten.

Der Glaube an Bismarck und an seine falsche Politik wirkt nun bis heute verhängnisvoll fort. Er verführt die Berufspolitiker, die Ursachen des Mißlingens politischer Aktionen nicht in den Verhältnissen, Zuständen, Massenstimmungen und Massenmeinungen zu suchen, sondern in geheimen Ränken der „Jesuiten", Polen, auswärtigen Diplomaten, einheimischen Intriganten am Hofe. (Wenn dem Meister einmal die Wahrheit aufdämmerte, daß es nicht bloß diese eingebildeten Gegner und die „Friktionen" seien, was seine Pläne kreuzte, nannte er die ihm unfaßbar scheinenden feindlichen Mächte Imponderabilien; aber sie waren gar nicht imponderabel, sondern an den Wahlergebnissen zu messen. Ein Sultan soll die Volksstimmung seiner Hauptstadt bei seinem allmorgendlichen Ritt durch die Straßen an der Zahl der Bäcker gemessen haben, die er mit einem Ohr an die Ladentür angenagelt fand.) Und was das schlimmste ist, auf Bismarcks Hauptirrtum ist eine falsche auswärtige Politik gegründet worden. Dieser Hauptirrtum bestand in der falschen Beurteilung Rußlands. Zwar daß er mit der damaligen militärischen Macht des Zarenstaates und mit der Person des Zaren bei den großen Entscheidungen von 1866 und 1870 rechnete, das war selbstverständlich und notwendig; aber in Beziehung auf das innerste Wesen Rußlands und auf seine Zukunft täuschte er sich. Die durch keine Verfassung beschränkte Macht des Zaren, die ungeheure Menschenmassen, die diesem zur Verfügung standen und der hündische Gehorsam des russischen Soldaten imponierten ihm dermaßen, daß er an die Anekdote von einer zwecklosen Schildwache die Bemerkung knüpft: „Dergleichen erregt unsre Kritik und Heiterkeit, ist aber ein Ausdruck der elementaren Kraft und Beharrlichkeit [nein! der Stupidität und der Schlamperei], auf denen die Stärke des russischen Wesens dem übrigen Europa gegenüber beruht." (I, 252—253; vergleiche auch manche andre

Stellen, die zu kritisieren lohnen würde, wie II, 84 und 126.) Daß dieser Staat ein innerlich morscher Fassadenbau ist, der sein Dasein nur der Zerrüttung Deutschlands und seine europäische Stellung nur einer selbstsüchtigen und kurzsichtigen Politik europäischer Mächte verdankt, sieht er nicht. Als Hauptposten in seinem diplomatischen Kalkul figuriert jederzeit die unerschütterliche Macht Rußlands (an der ihm später, als sich die Verschwörungen häuften, freilich manchmal Zweifel aufgestiegen sind), die er besonders darum hochschätzte, weil sie ihm als die unbezwingliche Schutzwehr gegen die „Revolution" erschien, über die er in den Jahren seines Aufstiegs manchmal recht unbefangen geurteilt hatte (I, 198), deren eingebildete Schrecken ihn aber je länger je mehr in die konventionelle Schablone hineintrieben, die sich die Legitimisten und die Klerikalen aus einzelnen unangenehmen Symptomen der natürlichen Völkerentwicklung zurechtgemacht haben. Darum ist ihm das Dreikaiserbündnis, zugleich Symbol des Monarchismus und seine Stütze gegen den „revolutionären Westen", so sympathisch (II, 242, 257; und öfter). Ein harmloser Liebhaber Rußlands war er nicht. Er sieht, daß es nicht ganz zuverlässig ist, weil seine Entschließungen von dem „Gemütsleben des jedesmaligen Kaisers" abhängen (II, 253). Auch möchte er Preußen-Deutschland nicht geradezu von Rußland abhängig machen (II, 256. Das hat er aber tatsächlich getan. Bei dem Lärm über die „Battenbergerei" habe ich geschrieben — in meinem damaligen Blättchen; keine große Zeitung hätte es aufgenommen —: wenn wir die Schandtaten nicht brandmarken dürfen, die Rußland in Bulgarien verübt, und wenn preußische Prinzessinnen zur Gattenwahl der Erlaubnis des russischen Kaisers bedürfen, dann sind wir eben eine russische Satrapie; wollen wir das sein, dann können wir's billiger haben; dazu brauchen wir wahrhaftig weder unser unvergleichliches Kriegsheer, noch den größten Staatsmann des Jahrhunderts). Aber die russische Freundschaft erschien ihm doch so wichtig, daß er ihr zuliebe die preußischen Polen schlecht behandeln zu müssen glaubte. Diesen Beweggrund zu der bis dahin ohne jede Begründung inaugurierten und darum schlechthin unbegreiflichen Polenpolitik hat er zuerst auf seiner „Hochzeitsreise", im Juni 1892 in Wien, einem Vertreter der Neuen Freien Presse offenbart. Ich habe den kuriosen Feldzug vom ersten Augenblick an entschieden verurteilt und dann wiederholt die sechs Gründe dargelegt, aus denen er für die größte politische Dummheit des neunzehnten Jahrhunderts erklärt werden muß. Der hier in Betracht kommende lautet: Jede einzelne der kleinen slavischen und tatarischen Nationen, die zwischen uns Deutschen und den Russen hausen, kann uns unbequem und lästig, aber keine einzige und auch nicht ihr übrigens undenkbarer Bund kann uns gefährlich werden. Dagegen wäre ihre Einigung unter Rußlands Herrschaft, die die Tschechen erstreben, und ist schon Rußland innerhalb seiner heutigen Grenzen, falls es ihm gelingt, sich zu konsolidieren, eine große Gefahr, ja die einzige, die uns ernstlich bedroht, der Zarenstaat darum für unsern einzigen Feind anzusehen. Daraus folgt, daß wir uns die kleinen

Nationen Halbasiens zu Freunden machen müssen. Wir müssen sie überzeugen, daß sie unter unserer Schutzherrschaft nichts für ihre Nationalität zu fürchten haben würden, und daß wir ihnen nichts anderes bringen würden als höheren Wohlstand und eine bessere Ordnung, während die russische Herrschaft Mißhandlung, Entnationalisierung und Elend bedeutet. Statt dessen haben wir uns durch eine Germanisierung fremdsprachiger Volkssplitter, die in ehrlichem deutsch zu charakterisieren der Staatsanwalt nicht erlaubt (Schäffle hat das richtige Wort dafür gebraucht), den Haß dieser unsrer prädestinierten Bundesgenossen zugezogen, auch alle übrigen an unsern Grenzen wohnenden kleinen germanischen und skandinavischen Völker, die als vertrauende und liebende Schützlinge zur Mutter Germania gehören, in Furcht und Schrecken versetzt und uns vom ganzen Auslande die Anklage barbarischer Inhumanität zugezogen, in die sogar russische Zeitungen wie die Nowoje Wremja einstimmen. Muß doch die russische Regierung ihren Polen jetzt weitgehende Zugeständnisse u. a. auch in Beziehung auf die Unterrichtssprache machen. So weit hat es die Weisheit der bismärckischen Politik gebracht, daß sogar die Wasserpolaken Oberschlesiens, die bis zu den Falkschen Spracherlassen — die falsche Polenpolitik hat schon im Kulturkampf angefangen — königlich preußisch bis in die Knochen, die treuesten und willigsten Rekruten und die gehorsamsten Arbeittiere waren, russisch werden möchten, wenn sie keinen eignen Polenstaat bekommen können, ja, was mehr sagen will, daß sie gegen ihre mit abgöttischer Devotion verehrten Geistlichen rebellieren. Auch verzichtet die preußische Regierung, die nicht staatsrechtlich aber tatsächlich zugleich die deutsche ist, durch ihre Polenpolitik auf das Recht, sich bedrängter Volksgenossen im Auslande anzunehmen. England hat dieses Recht wiedererworben, seitdem es seine Katholiken emanzipiert und sein an den Iren verübtes Unrecht wieder gutzumachen begonnen hat. Die Dummheiten, welche von den durch Verzweiflung toll gewordnen Polen begangen werden, geben keine nachträgliche Rechtfertigung der politischen Dummheit ab, durch die sie verursacht werden. Die grundfalsche diplomatische Basis der bismärckischen Polenpolitik haben die Ereignisse der letzten Jahre in die grellste Beleuchtung gerückt: die vermeintlich unüberwindliche militärische Kraft Rußlands, und den Schutz, den es der bürgerlichen Ordnung vorm Umsturz gewähren soll.

Also: die Ära der Diplomatie ist abgelaufen. Diese wird zwar immer noch subalterne Dienste zu verrichten: um Zollpositionen zu schachern, Anleihen aufzubringen, internationale Aufregungen mit so hübschen Reden, wie Fürst Bülow am 14. November 1906 eine gehalten hat, zu beschwichtigen haben; aber große Entscheidungen wird sie nicht mehr herbeiführen, die Landkarte nicht mehr umgestalten. Schaden wird sie noch genug anrichten, indem sie im selbstsüchtigen Interesse der Herren Diplomaten und der diese beherrschenden Geldmächte durch die Zeitungspresse falsche Ansichten über die Bedürfnisse und die wahren Interessen der Völker verbreitet.

Was leistet nun überhaupt die Presse in der Politik? Was sie für die Kultur

leistet — es ist nicht wenig —, geht uns hier nichts an. Der Politik dienen die Zeitungen als Organe der Verständigung Gleichgesinnter und Gleichinteressierter; sie ermöglichen so die Massenaktion, die praktische Beteiligung der Massen an der Politik. Ihr Nachrichtendienst, ihre fachmännischen Beiträge, ihre statistischen Angaben machen die Hauptbestandteile des Tatsachenmaterials, das die Grundlage einer vernünftigen Politik abgibt, dem Publikum zugänglich. Einzelne große Zeitungen haben auch Korrespondenten, die über das Ausland gut informieren. Ich denke natürlich nicht an das Blech, das mit den Worten eingeleitet zu werden pflegt: „Soeben hatte Ihr Korrespondent Gelegenheit, einen hervorragenden Staatsmann zu sprechen; er ist der Ansicht, daß sich die Lage bedenklich zuspitzt", sondern an solche Früchte tiefeindringender und klarsichtiger Beobachtung wie „Das Pariser Kasperle" (Dreyfus) in der Schlesischen Zeitung vom 15. Juli 1906 oder die „Eindrücke aus Rußland" von Professor Dr. Otto Hoetzsch in demselben Blatte. Was dagegen die Redaktionen selbst an Politischem leisten, das ist teils Klatsch über Personen, teils Parteipolitik. Jener ist ein wertloses Stück wertloser Diplomatie, diese aber schädlich, solange die Parteien verkappte Interessenvertretungen bleiben, statt sich ehrlich zu ihren Interessen zu bekennen. Und dazu kommt nun noch der Einfluß der Finanz! Herrn Jaurès hat man für seine in Bedrängnis geratene Humanité 200000 Francs angeboten, wenn er aufhöre, die Russenanleihen zu bekämpfen, und der in solchen Dingen eminent sachkundige Bismarck schreibt — gleichgültig, in welchem Jahre — in dem Briefe „an eine hochgestellte Persönlichkeit", den Lord Fitzmaurice in der Biographie Lord Granvilles abgedruckt und dessen deutsche Übersetzung Professor Schiemann in der Kreuzzeitung veröffentlicht hat: „Ich bin noch nicht genau über die Gründe des heftigen Antagonismus unsrer Presse gegen England orientiert. Wenn es nicht die alte deutsche Neigung ist, immer Fehler zu entdecken und besser zu wissen, möchte ich annehmen, daß es zum Teil Finanzsorgen großer Bankiers sind, die in Beziehung zu großen Zeitungen stehen, zum Teil die großen Summen, die Frankreich, und die noch größeren, die Rußland aufwendet, die deutsche Presse zu schmieren."

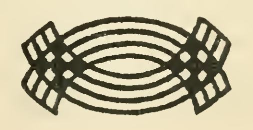
Diese Tatsachen werden es in den Augen der Leser rechtfertigen, wenn ich das folgende persönliche Erlebnis mitteile. Ende 1905 habe ich bei Emil Felber in Berlin die Schrift „Die Zukunft des deutschen Volkes" herausgegeben, die für einige der im vorliegenden Aufsatz enthaltenen Behauptungen den Beweis zu erbringen versucht. (Rußland und die Russen habe ich auch in Prochaskas Familienkalender für 1907 ausführlicher, als es hier geschehen konnte, charakterisiert.) Bis dahin hatte ich keines meiner Bücher an Redaktionen und Rezensenten mit der Bitte um Besprechung geschickt, sondern, abgesehen von einigen Selbstanzeigen in der „Zukunft", es den Verlegern überlassen, zu tun, was das Geschäft erfordert. Diesmal glaubte ich eine Ausnahme machen zu sollen. Wie aktuell das Büchlein war, beweist der Umstand, daß fast gleichzeitig mit seinem Erscheinen die Verhandlungen deutscher und englischer Geschäftsleute zur Her-

beiführung einer Verständigung begannen. Ich schickte also je ein Exemplar an zwei linksliberale Zeitungen mit einer gleichlautenden Zuschrift, in der es ungefähr hieß: „Sie werden zweifellos meine politischen Ziele als phantastisch und utopisch verwerfen; aber es kommen in dem Buche zwei Abschnitte vor, die Ihnen und Ihren Lesern willkommen sein und wertvoll erscheinen müssen: die Naturgeschichte Rußlands, und der Seite 74 bis 88 geführte Nachweis, daß zwischen den drei Mächten Deutschland, Frankreich und England ein Krieg weder notwendig noch möglich ist, vielmehr gerade in volkswirtschaftlicher und kommerzieller Beziehung die schönste Interessenharmonie sie verbindet." Jede der beiden Zeitungen brachte eine für meine Person sehr wohlwollend gehaltene Besprechung. Beide hoben das Utopische meines „Zukunftstraums" hervor, den ich ausdrücklich so nenne, damit er nicht etwa für ein Programm gehalten wird. Ich will nur die Richtung bezeichnen, welche die Entwicklung einzuschlagen hat. Wie diese im einzelnen verlaufen wird, danach sind die Maßregeln von Fall zu Fall zu treffen. Aber man macht sich doch gern ein Bild von der Endgestaltung, die dabei herauskommen könnte, und die meisten Leser verlangen ein solches; daß sich die Zukunft nicht mit Sicherheit voraussagen läßt, nicht mit der Sicherheit, die durch ein augenscheinliches, dringendes Bedürfnis, durch eine zu augenblicklicher Entscheidung zwingende Lage gewährleistet wird, wie es bei der Einigung Italiens und Deutschlands der Fall war, das versteht sich von selbst. Das eine der beiden Blätter meinte, als Idylliker sei ich natürlich ein Feind des Industrialismus (als ob die Zerstörung aller Idylle die schlimmste der Wirkungen einer einseitig industriellen Entwicklung wäre, die ich hervorgehoben hatte), das andre aber führte seine Leser mit der Behauptung irre, ich sähe das Heil „in einer völligen Abwendung von der Politik der friedlichen wirtschaftlichen Expansion, wie sie bisher Geltung gehabt hat". Diese Politik ist eben nichts weniger als friedlich, sondern droht uns mit ihrem Lärm gegen England, mit ihrer Marokkopolitik, mit ihrer Übertreibung der überseeischen Interessen, mit ihrer Forcierung des Exports und ihren Flottencraze in die Periode der Handelskriege zurückzuschleudern. Gerade ich beweise, daß und warum von diesem Ausland her keine Kriegsgefahr droht, wofern sie nicht von den Alldeutschen contra naturam erzwungen wird. Davon verrät das Blatt kein Sterbenswörtchen; ebensowenig von dem Kern meiner Schilderung Rußlands; es wird nur mitgeteilt, ich sei überzeugt, daß es „mit Rußland zu Ende sei". Im Gegenteil habe ich auf die Möglichkeit einer Rekonstruktion dieses Staates mit fremder Hilfe und auf deren Folgen hingewiesen; darauf, und auf die Darlegung der Ursachen der innern Schwäche und Verwirrung Rußlands, kommt alles an. Um meine Ausführungen als wenig lesenswert noch mehr zu diskreditieren und die Leser vor ihrer Kenntnis zu bewahren, wird noch bemerkt, meine Schilderungen des russischen Volkes und meine Ansichten über die politische Lage Rußlands seien „nicht frei von Oberflächlichkeit". Abgesehen von Tolstoi, Dostojewsky, Gorki und unzähligen Zeitschriften- und Zeitungsartikeln,

die nicht alle oberflächlich oder verlogen sind, stützen sich diese Ansichten und Schilderungen auf: Gravenhoff, Stepniak, Plechanow, Lehmann und Parvus, Milukow, von Brüggen, Nikolaus Christianowitsch Bunge, Reußner, Volynski, Hettner, Hugo Ganz, Sir Donald Mackenzie Wallace und die von Melnik herausgegebenen „Russen über Rußland", unter denen besonders Alexander Nowikow wichtig ist, der, eine rühmenswerte Ausnahme in dem Sumpfe des Tschin, das Amt eines Semski Natschalnik nur zu dem Zwecke übernommen hat, fünfzehn Jahre lang den Bauer und sein Elend zu studieren.

Warum verraten nun die beiden hochliberalen Blätter gerade von den zwei Dingen nichts, die ihrem Leserkreise gut gefallen haben würden, und auf die ich sie, ihnen Mühe zu sparen, aufmerksam gemacht hatte? Des Rätsels Lösung ist nicht schwer zu finden, es heißt: Russenanleihe. Wäre den Lesern etwas mitgeteilt worden, was sie zum Lesen verlockt hätte, so würden sie gefunden haben, daß es um die russischen Finanzen wirklich so bedenklich steht, wie der Regierungsrat Martin behauptet; sie würden hier zwar nicht, wie bei Martin, den finanztechnischen, aber den volkswirtschaftlichen Nachweis gefunden haben. Ich bin weit entfernt davon, die beiden Zeitungen für bestechlich oder für bestochen zu halten; sie haben's nicht nötig. Aber sie haben mit der Nervosität solcher Leser zu rechnen, die Russenpapiere besitzen, und mit dem Interesse der hohen Finanz, deren Gunst nun einmal eine große Zeitung nicht entbehren kann. Der französische Spießbürger verlangt nach einer höheren Verzinsung seiner sauren Ersparnisse, als sie ihm seine heimischen Rententitel gewähren; mit diesem Köder halten die Rotschild und ihre Kommis, die Minister, das an der Tête der Zivilisation und der Demokratie marschierende Volk bei einer Politik fest, die den Zweck hat, die scheußlichste aller Despotien aufrecht zu erhalten, als die Prügelmaschine, die den hungernden russischen Bauern in Gold umzusetzendes Korn und Vieh für französische Rentner auspreßt. Freilich werden die Zinsen der Anleihen schon lange nicht mehr aus dem Ertrage der Steuern, sondern aus dem neuer Anleihen gezahlt.

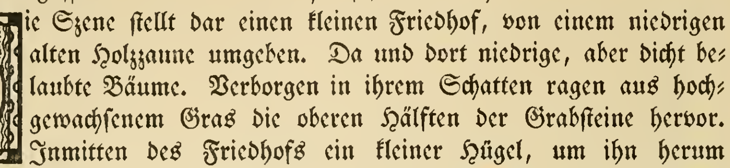
Dieses meine Wenigkeit betreffende kleine Erlebnis zu erzählen schien mir erlaubt, weil es aufs neue die längst bekannte Erfahrung bestätigt, daß es bis zur Unmöglichkeit schwierig ist, Einsichten, die als Grundlagen einer verständigen Volkspolitik wertvoll sind, durch angesehene Zeitungen ins Publikum zu bringen, wenn damit die Wege der hohen Finanz gekreuzt werden. Dagegen hat diese natürlich nichts, daß für Invasionsromane Reklame gemacht wird. Dienen diese doch der Verstärkung der Rüstungen, der Kanonengießerei und dem Bau von Panzerschiffen, die nicht allein den Industriefeudalen, sondern auch den Großbanken und den Börsenspekulanten hohen Gewinn abwerfen. Hat Frau Bertha von Suttner schon einmal daran gedacht, vor diese richtige Schmiede zu gehen?



Der Sündige/ von Schalom Asch

Personen: Der Rabbiner des Städtchens, erster Dajan (Gehilfe des Rabbiners), zweiter Dajan, der Vorsteher der Chewra Kadischa, ein älterer Totengräber, ein jüngerer Totengräber, Volk: Erster, Zweiter, Dritter, Vierter, des Rabbi Diener, eine Frau im schwarzen Schleier, ein Melancholischer, Männer, Frauen, junge Leute.

Die Handlung spielt in einem kleinen jüdischen Städtchen.



Die Szene stellt dar einen kleinen Friedhof, von einem niedrigen alten Holzzaune umgeben. Da und dort niedrige, aber dicht belaubte Bäume. Verborgen in ihrem Schatten ragen aus hochgewachsenem Gras die oberen Hälften der Grabsteine hervor. Inmitten des Friedhofs ein kleiner Hügel, um ihn herum Bäume. Beim Hügel steht ein Jude, still betend. Rechts ein kleines halbverfallenes Häuschen mit zwei armseligen Fenstern zum Friedhof heraus. Hinter dem Häuschen ein breites schwarzes Tor, vor dem Tor stehen zwei hohe Holzklötze mit Blechtafeln, darauf hebräische Inschriften. Vor dem Häuschen zwischen halbeingesunkenen Steinen mit Stricken an Pflöcke angebundene Ziegen, die nach Futter herumschnuppern. Vor der Türe des Häuschens, neben einem alten Sargwagen der „Melancholische" mit einem zerrissenen Kaftan über dem nackten, braungebrannten Körper, mit aufgerissenen Augen nach einer Stelle glotzend ... Auf der linken Seite jenseits des Zaunes ein dunkler Weg, der sich zwischen grünbewachsenen Feldern schlängelt. In der Ferne sieht man im flammenden Abendrot Dächer und den hohen Kirchturm klar in die Luft ragen. Auf dieser Seite des Kirchhofs stehen der ältere und der jüngere Totengräber und schaufeln ein Grab. Neben dem Grab auf einem Erdhaufen liegen Bretter. Links tief Grabsteine und Bäume.

(Die beiden Totengräber, indem sie graben.)

Der jüngere Totengräber: Auch seine Zeit gekommen. Solang geht der Krug zum Wasser ....

Der Ältere: Wir haben so was auch schon gesehen. Der dort, der beim Zaun liegt in der Nachbarschaft vom Aufgehängten, ist noch ein ganz anderer Kerl gewesen als er ....

Der Jüngere: Jom Kipur im Wirtshaus gesessen und gebratene Hühner mit Butter gegessen.

Der Ältere: Damit die Würmer in der Grube etwas Besonderes zu fressen haben.

Der Jüngere: Ein Talis für die Bahre — nicht zu finden.

Der Ältere: Ist doch unbeweibt gewesen.

Der Jüngere: Hat mit irgendeiner zusammengewohnt, eine Christin, eine Jüdin? Der Teufel mag wissen, ob's sein Weib oder seine Geliebte war.

Der Ältere: Seine Verdienste sollen mich nicht in jener Welt erlösen müssen.

Der Jüngere: Zum Waschen hat sie riechende Seife gebracht. Für den Toten, daß er besser riecht!

Der Ältere: Wenn die Seele unrein ist, was kann dir — mit Vergebung — der sündige Leib helfen.

Der Jüngere: Die Chewra der Sargträger hat sich geweigert, den Toten herauszutragen. Man hat vier Leute gedungen. (Er schüttet eine Schaufel Erde aus, ein Knochen eines Skeletts fällt heraus.)

Der Ältere: Schau, ich glaub' ein Knochen von einem Toten. (Er hört auf zu graben und bückt sich, um den Knochen näher zu betrachten.)

Der Jüngere: Von einem Toten! (Er bleibt still stehen, die Schaufel in der Hand, und sieht auf den Alten.)

Der Ältere: Von einer Leiche. Man muß es wieder zuscharren. (Sie werfen Erde in die Grube.)

Der Ältere: Der Friedhof wandert. Das muß einmal ein ehrlicher Platz gewesen sein. Heute steht der Zaun da, und es ist der Ort für Mörder und Diebe. Man vergißt, die Steine sinken ein, und man baut darauf den Zaun...

(Es beginnt dunkel zu werden. Ein kalter Wind bläst zwischen den Bäumen. Von dem schwarzen Weg hinter dem Zaun sieht man vier Leichenträger mit der Bahre heranziehen. Hinter der Bahre geht eine Frau im schwarzen Gewand, über das Gesicht einen schwarzen Schleier gezogen. Ein Stück danach einige neugierige junge Leute und Kinder, unter ihnen der Vorsteher der Chewra Kadischa, ein Mann in mittleren Jahren mit großem schwarzen Bart und dichten schwarzen Augenbrauen. Sie gehen in kleinen Abteilungen und sprechen still miteinander.)

Der jüngere Totengräber: Sie kommen schon mit der Bahre.

Der Ältere: Man muß auf den Vorsteher warten. (Sie stellen sich zum Zaun und winken mit den Händen.)

Der Vorsteher (von der anderen Seite des Zaunes den Kopf zum Friedhof hereinsteckend): Was, noch nicht fertig?

Der ältere Totengräber: Wir haben auf Leichen gestoßen. Wir haben die Grube wieder zugeschüttet.

Der Vorsteher: Leichen .... (vom Zaun zurücktretend) wie kommen daher Leichen? ....

(Das schwarze Tor öffnet sich knarrend, vier Träger tragen auf den Achseln die Bahre und stellen sie vor den Klötzen nieder, man schlägt das schwarze Leichentuch zurück, Kopf und Füße werden sichtbar. Die Frau in Schwarz stellt sich zu Häupten der Leiche, das Gesicht in die Hände bergend und schweigt.... Die Träger wollen die Bahre anfassen, da ruft der Vorsteher von weitem: „Halt! Halt!" Die Menge steht abseits in kleinen Gruppen, blickt auf den Toten und auf die Frau in Schwarz. Man spricht ganz leise miteinander. Einige Minuten ist es still.)

Einer aus der Menge: Der Tote wartet auf das Grab — ein gutes Zeichen!

Ein zweiter: Sogar die Hölle will ihn nicht zu sich nehmen. (Man tuschelt einander in die Ohren. Die Frau in Schwarz tritt zu, will das schwarze Tuch vom Gesicht des Toten aufheben.)

Der Vorsteher (von weitem): Nicht, man darf nicht!

Die Frau in Schwarz (polnisch sprechend): Laßt mich ihn noch einmal ansehen!

Der Vorsteher (von weitem, jüdisch sprechend): Man darf nicht!

(Die Frau stellt sich wieder zu Häupten des Toten, schweigt.)

Einer aus dem Volk: Wer ist sie?

Ein zweiter: Sie ist mit ihm aus dem Ausland gekommen. Man weiß nicht: Sein Weib, seine Geliebte, eine Jüdin oder eine Christin. Niemals im Bethaus gewesen und niemals, Gott bewahre, ins Frauenbad gegangen!

Ein dritter: Sie wird sein Kadisch sein!

Der Vorsteher (auf einen Platz hart neben dem Zaune weisend): Versuchet dort zu graben!

Der ältere Totengräber (die Schaufel ergreifend): Neben dem Aufgehängten!

Der jüngere: Schöne Nachbarn! (Folgt dem Alten, sie beginnen zu graben.)

Einer aus der Menge: Große Ehre das für den Toten!

Ein zweiter: So wie er's verdient hat!

Ein dritter: Er soll sich nur an seinen Namen erinnern, wenn der Engel des Gerichts ihn fragen wird, wie er heißt.

Ein vierter: Polnisch wird er ihm antworten.

Noch einer: Eine Sabbatzigarette wird er ihm anbieten.

Ein anderer: Und dazu Hühner, in Butter gebacken.

Ein alter Jude: Laßt ab, er ist doch so wie so tot!

Stimmen aus der Menge: Sich lustig machen über einen Toten!

(Die Menge wird still, nur da und dort hört man noch ein Tuscheln.)

Der jüngere Totengräber: Meine Schaufel rutscht so weich in die Erde hinein, wie wenn's gar keine Erde wär'!

Der Ältere: Ich hab' Furcht, daß . . . .

Der Jüngere (indem er das Graben einstellt): Ich will nicht weiter graben.

Der Ältere (gleichfalls aufhörend): Ich auch nicht.

Der Vorsteher (aus der Ferne): Was ist los?

Der jüngere Totengräber: Ich fühl' so, wie wenn meine Schaufel auf einen Menschenleib geraten wär' . . .

(Bewegung in der Menge, man drängt sich an die Grube.)

Der Vorsteher (eine messinggefaßte Brille aufsetzend, die er aus einer Seitentasche hervorgezogen hat): Was kann das sein?

(Die Menge schweigt, einer sieht den anderen erschreckt an, gespannt auf etwas wartend. Plötzlich schießt aus der Grube ein Strahl Wassers hervor. Aufregung, eine lange Pause des Schweigens.)

Einer aus der Menge (voll Schrecken): Die Erde will ihn nicht zu sich nehmen!

Ein zweiter: Sogar die Hölle hat vor ihm die Tore zugesperrt!

Ein dritter: Vater im Himmel! Wie groß müssen seine Sünden sein!

(Die Menge rückt scheu vom Toten ab, die Frau in Schwarz bleibt allein zurück. Sie kniet vor der Bahre nieder und bedeckt ihr Gesicht mit dem schwarzen Tuch. Man läßt sie tun, was sie will, indem man ihr den Rücken kehrt.

Eine lange Pause. Es wird Nacht. Da und dort hört man aus der Menge ein leises Flüstern: „Was wird sein? Was wird sein?")

Der Vorsteher: Man soll um den Rabbi gehen!

Die Totengräber: Man muß die Stadtlaterne bringen. Es wird finster. (Einige entfernen sich.)

Einer aus der Menge: Was tut man?

Der Vorsteher: Meine Meinung ist, man gräbt das Grab für ihn neben Reb Judel.

Der ältere Totengräber: Neben Reb Judel heiligen Andenkens?

Stimmen aus der Menge: Neben Reb Judel — für ihn?

Der Vorsteher: Durch Reb Judels Verdienste wird er zu seinem Grab kommen. Neben Reb Judels Grab wird's kein Wasser geben, und aus der Hölle können die bösen Geister nicht heraus, es sei denn, man müßte einen Gerechten durch die Hölle führen. Dann klammern sich die Sündigen an den Gerechten und durch sein Verdienst kommen sie aus der Hölle . . .

Stimmen aus der Menge: Und Reb Judels Ehre?

Der Vorsteher: Reb Judel hat zu Lebzeiten wenig auf Ehrung gegeben — um wieviel weniger nach seinem Tod!

Der ältere Totengräber: Ich will es nicht wagen, neben Reb Judels Grab zu schaufeln. (Legt die Schaufel weg.)

Der jüngere: Ich auch nicht.

Der Vorsteher (nimmt einen Gürtel um, geht zu einem niedrigen Stein, der in einem Winkel hinter einem Baum steht, und beginnt mit schaukelnden Bewegungen des Oberkörpers zu sprechen): Es weiß der, der da gesprochen hat: Es werde die Welt! daß wir nicht, um Reb Judels Ehre zu mindern, den Toten begraben wollen in seiner Nachbarschaft. Wir wollen erlösen die Seele des Unreinen durch die Hilfe eines Reinen . . . . (Er nimmt die Schaufel und beginnt zu graben. Pause des Schweigens.)

Einer aus der Menge: Das ist Reb Judels Stein. Vierzig Jahre hat er bei Lebzeiten darauf gelegen in Verborgenheit und hat Thora gelernt.

Ein zweiter: Ausgerieben ist der Stein worden von dem dürren Körper, der vierzig Jahre darauf gelegen hat.

Ein dritter: Nach seinem Tode hat man ihm den Stein als Grabstein gestellt.

Der erste: In der Nachbarschaft von Reb Judel — wie kommt er zu dieser Ehre?

Der zweite: Er muß irgend etwas Gutes getan haben, dafür bekommt er den Lohn auf dieser Welt.

(Auf dem Weg jenseits des Zaunes sieht man aus der Ferne das Aufblitzen von Laternenlichtern, allmählich nähern sich Gruppen von Männern in schwarzem Kaftan und Frauen in Tücher eingehüllt. Junge Leute mit Laternen in der Hand betreten den Friedhof und fragen leise: Was ist geschehn? Was ist geschehn? Den Toten und die Frau in Schwarz erblickend, treten sie erschreckt zurück, mischen sich in die Gruppen der anderen neben dem Grab und warten. Pause.)

Der Vorsteher (hört plötzlich zu graben auf): Ich fühl', wie meine Schaufel auf etwas sehr Hartes anschlägt. Die Schaufel kann nicht weiter hinein in die Erde.

Stimmen aus der Menge: Großer Gott! Vater im Himmel!

Andere: Was wird man mit dem Toten tun?

Eine Stimme aus der Menge: Warten wir auf den Rabbi!

Ein zweiter: Soll das hohe Gericht kommen!

Ein dritter: Ein Unglück ist über uns alle gekommen, Vater im Himmel!

Der Vorsteher: Reicht mir eine Laterne, ich will sehen, was in der Grube liegt.

Der ältere Totengräber: Ich möcht's nicht machen.

Der Vorsteher (kriecht aus der Grube heraus, nimmt eine Laterne, kriecht wieder hinunter, schaufelt die Erde auf. Plötzlich schreiend): Ein Stein liegt da!

Viele Stimmen aus der Menge: Ein Stein!

Einer aus der Menge: Der Grabstein von Reb Judel hat sich der Länge nach hingelegt. Er will den Toten nicht liegen lassen neben Reb Judel.

Ein zweiter: Die Erde will ihn nicht zu sich nehmen!

Einige aus der Menge: Was soll man tun?

Eine Stimme: Schweigt, der Rabbi kommt.

(Auf dem Weg jenseits des Zaunes sieht man helleuchtende Laternen, später drei Greise mit weißen Bärten und hohen Pelzmützen. Der mittlere, der älteste, geht die eine Hand gestützt auf einen Stock, die andere gestützt auf seinen Diener. Sie treten ein, gehen an dem Toten vorüber, blicken verwundert und erschreckt auf die kniende Frau, gehen schnell weiter, treten an die offene Grube und beginnen zu beraten. Man hört sie flüstern. Die Menge stellt sich um sie. Schweigen.)

Der Rabbi (nach kurzer Beratung mit den Dajanim sich der Menge zuwendend): Brüder, wir haben beschlossen und uns also geeinigt: damit der Tote zu einem jüdischen Grab komme, soll jeder von uns ihm eine seiner gottgefälligen Taten abgeben, daß sie ihm angerechnet werde in der ewigen Welt. Ich gebe ihm zwanzig Talmudseiten, die ich gelernt habe.

Der erste Dajan: Ich tret' ihm einen Sabbatsegen ab.

Der zweite Dajan: Ich geb' ihm ein Jomkipurfasten.

Einer aus der Menge: Ich ein Morgengebet.

Ein zweiter: Ich ein Kapitel Thilim.

Ein dritter: Ich ein Stück Raschi! . . . .

Der Rabbi: Genug! (Zu den Totengräbern.) Versucht zu graben! (Die Totengräber beginnen zu graben. Man hört, wie die Schaufel an einen Stein schlägt.)

Der ältere Totengräber: Der Stein rührt sich nicht vom Ort.

(In der Menge wird es still. Der Rabbi und die Dajanim halten Rat. Eine große Furcht legt sich auf die Menge. Man hört nur ein leises Flüstern in der Gruppe neben der Grube.)

Erster Dajan: Vielleicht hat der Tote die Gerechten und Reinen beleidigt, die da ruhen unter den Flügeln der Heiligkeit.

Der Rabbi (wendet sich zu den Gräbern, mit heiserer, stockender Stimme): Ihr, die ihr ruhet unter den Flügeln der göttlichen Heiligkeit, vielleicht hat euch der Tote beleidigt zu seinen Lebzeiten, so flehe ich euch denn an, im Namen des Toten und im Namen von ganz Israel, nehmt ihn unter euern heiligen Schutz! Und Ihr, Reb Judel, der Ihr im Leben nichts gegeben habt auf Ehrung, werdet gewiß nicht bestehen auf Ehrung nach Euerem Tode! Laßt ablösen seine Schuld durch Euere großen Verdienste und laßt ihn teilhaftig werden Euerer Fürsprache!

(Die Menge schweigt. Aus der Entfernung hört man das leise Weinen der Frau in Schwarz.)

Der Vorsteher (zu den Totengräbern): Steigt hinunter und grabt! (Die Totengräber ergreifen die Schaufeln und beginnen zu graben. Man hört, wie Eisen an Stein schlägt.)

Der ältere Totengräber: Der Stein liegt und rührt sich nicht. Wohin man die Schaufel wendet, stößt sie auf Stein. (Der Rabbi und die Dajanim halten wieder stillen Rat. Die Menge schweigt.)

Der Rabbi (sich zur Erde wendend): Erde, Quelle alles Lebens, von der alles kommt, zu der alles geht, vielleicht hat dich der Tote zu Lebzeiten beleidigt, so flehe ich dich an in seinem Namen und im Namen von ganz Israel, laß ein den Toten bei dir, denn wie steht geschrieben: Von Staub ist der Mensch und zu Staub wird er, und zur Erde kehrt er zurück.

(Pause des Schweigens. Die Totengräber beginnen von neuem zu graben, man hört bald wieder das Aufschlagen des Eisens auf einen Stein.)

Der ältere Totengräber: Der Stein rührt sich nicht.

(Furchtbar beklemmendes Schweigen. Von weitem hört man noch immer das stille Weinen der Frau in Schwarz.)

Der erste Dajan (nach einem langen Stillschweigen): Vielleicht hat der Tote Seinen heiligen Namen beleidigt?

Der zweite Dajan: Vielleicht gehört der Tote schon gar nicht mehr zu diesem Friedhof!

Der Rabbi (nach kurzer Überlegung): Wo ist der Friedhofwächter?

Der ältere Totengräber: Was will der Rabbi?

Der Rabbi: Bring' Holz, zünd' ein Feuer an auf dem Friedhof, leg' aufs Feuer sieben Ziegel. (Zur Menge:) Wenn die Ziegel zerspringen werden, so wird es ein Zeichen sein, daß sein Judentum entzwei gegangen ist .... Gehört er nicht zu diesem Friedhof, dann darf ihn die Erde nicht aufnehmen.

(Man bringt Holz, entzündet ein Feuer gegenüber dem Toten und legt sieben Ziegel auf den Holzstoß. Das Feuer flammt auf, beleuchtet die herumstehende Menge und wirft seinen Schein auf die Totenbahre und auf die kniende Frau in Schwarz. Lange Pause. Beklemmendes Schweigen. Plötzlich hört man ein Knacken — ein Ziegel platzt.)

Stimmen aus der Menge: Zersprungen!

Der Rabbi: Der erste! (Ein Knacken — ein zweiter Ziegel platzt.)

Stimmen aus der Menge: Zersprungen!

Der Rabbi: Erst der zweite!

(Nacheinander zerfallen alle Ziegel bis auf den letzten, der sich in der Glut hält. In der Menge ist es still. Da und dort hört man einen schreckensvollen Ausruf: Großer Gott! Vater im Himmel!)

Stimmen aus der Menge: Vater im Himmel, was hat der Mensch getan?

Der Rabbi: Noch einer ist geblieben.

Stimmen aus der Menge: Er hat schon Risse! (Pause.)

Eine Stimme: Der Länge und der Breite nach. Gleich muß er zerspringen! (Man hört ein Knacken.)

Stimmen aus der Menge (schreckensvoll): Schon!

Der Rabbi: Noch nicht zersprungen. (Pause.)

Einer aus der Menge: Die Stücke halten fest, wie wenn das Feuer sie zusammengeschweißt hätte.

Erster Dajan: Eine jüdische Seele, nicht so leicht geht sie ab vom jüdischen Weg!

Zweiter Dajan: Gewiß Qualen ausgestanden, eh' es dazu gekommen ist!

Der Rabbi: Wie der Ziegel im Feuer, so hat sich seine Seele gequält.

(Das Feuer brennt langsam aus, es bleiben noch glimmende Scheite zurück, der Ziegel aber bleibt ganz. Die Menge steht schweigend da. Der Rabbi und die Dajanim treten an den Holzstoß und betrachten den Ziegel. Dann geht der Rabbi zum offenen Grabe und sagt mit ruhiger, ernster Stimme)

Der Rabbi: Du mußt ihn aufnehmen, Erde! Er ist ein Jude geblieben und gehört hierher. Und ihr, Tote, müßt ihm einen Platz geben unter euch.

Der Vorsteher (zu den Totengräbern): Grabt! (Die Totengräber beginnen zu graben.)

Der ältere Totengräber: Der Stein zerfällt unter meiner Schaufel.

Der jüngere: Wie Erde zerbröckelt er sich.

Der Rabbi (zum Diener): Geh hin zum Toten und sag' ihm, daß er nicht ihr Mann ist und sie nicht sein Weib.

Der Diener (umgürtet sich, bleibt vier Ellen vor der Totenbahre stehen und ruft): Du bist nicht ihr Mann, sie ist nicht dein Weib.

(Der Vorsteher und einige aus der Menge treten zu, fassen die Bahre an und tragen sie fort. Die Frau in Schwarz bleibt kniend auf ihrem Platz zurück. Man nimmt den Toten von der Bahre herab und senkt ihn, gehüllt in schwarze Linnen, ins Grab. Der Vorsteher zerbricht einen irdenen Topf und legt die Scherben dem Toten auf die Augen und auf den Mund.)

Der Vorsteher (zum Toten): Ich decke zu deine Augen, die das Schlechte gesehen haben, deinen Mund, der Schlechtes geredet hat.

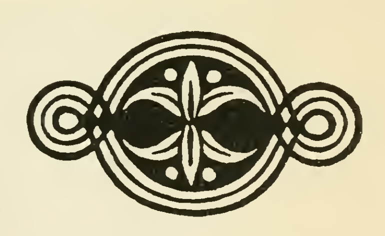
(Man verschüttet das Grab. Die Menge verliert sich in kleinen Gruppen, Laternen tragend. Der alte Totengräber bleibt zurück. Im Schein seiner Laterne und im letzten Glanz des verglimmenden Feuers hackt er ein Brettchen und steckt es in das Grab.

Man sieht, wie jenseits des Zaunes die Menge, immer mehr verschwindend, auf dem dunkeln Wege ins Städtchen zieht. Der Totengräber ist mit seiner Arbeit zu Ende, bleibt einen Augenblick vor dem neuen Grabhügel stehen und spricht)

Der Totengräber: Ruhe in Frieden in deinem Bett!

(Es wird ganz finster. Die Scheite glühen noch im letzten Verglimmen. Bei ihrem schwachen Schein sieht man, wie die Frau in Schwarz mit stillen Schritten an das Grab herantritt und ihren schwarzen Schleier auf den Erdhügel wirft. Ganz in der Ferne verschwimmen die Lichter der Laternen.)

Deutsch von Esther Schneerson-Feiwel.



Architektur und Publikum/ von Hermann Muthesius



Es ist häufig und zwar auch von Architekten selbst hervorgehoben worden, daß die Werke der Architektur heute in Hieroglyphen geschrieben werden, daß die Architekten eine Geheimsprache reden, die nur von den Eingeweihten verstanden wird. Die Architektur ist im weitesten Sinne unpopulär, sie ist die am wenigsten verstandene der bildenden Künste. Die Bauzäune, die den Verkehr in den großstädtischen Straßen einengen, rufen beim Vorübergehenden kaum den Wunsch hervor, zu wissen, was hinter ihnen entstehen wird. Und wenn ein neues Werk der Architektur dem Gebrauch übergeben wird, so pflegt das Interesse des Publikums auch heute noch mit der Frage erledigt zu sein, „in welchem Stil" das Haus gebaut sei.

Der Mangel des Interesses an Architektur fällt besonders auf, wenn man ihn mit der enormen Wertschätzung vergleicht, deren sich heute die Malerei erfreut. Über Malerei spricht, streitet und spintisiert fast jeder. Die Tageszeitungen sind gefüllt mit Berichten über Malerausstellungen, ein ganzes Heer von Kunstschriftstellern widmet sich ausschließlich der Aufgabe der Beurteilung der Malerei, und irgend ein konstruierter „Fall" kann die Gemüter eines ganzen Landes aufregen. So sehr ist das Interesse für Malerei angeschwollen, daß das heutige Publikum den Begriff „Kunst" durch das Ölgemälde für erschöpft hält: Kunst ist ihm bemalte Leinewand. Es ist kein Zweifel darüber: Unsere Kultur leidet an einer Hypertrophie des malerischen und einer Verschrumpfung des architektonischen Interesses.

Wer trägt die Schuld an der Entfremdung, die zwischen der Kunst des Architekten und dem Publikum eingerissen ist? Von vornherein kann man annehmen, daß jede Unpopularität ihre Gründe hat, und meistens liegt bei einem Feindschaftsverhältnis die Schuld an beiden Teilen. Daher scheint es gewagt, von vornherein, wie es die Architekten zu tun pflegen, davon auszugehen, daß es nur einer sogenannten „Erziehung des Publikums zur Architektur" bedürfte, um die Popularität der Architektur wieder herzustellen. Die Annahme, daß das heutige Mißverhältnis lediglich dem Publikum in die Schuhe zu schieben sei, beruht auf falschen Voraussetzungen. Es fragt sich vielmehr, ob nicht die heutige Architekturausübung selbst zum guten Teil dafür verantwortlich zu machen ist, daß sie bei den Zeitgenossen nicht das wünschenswerte Interesse entfesselt.

In allen großen Kunstzeiten stand die Architektur an der Spitze der Künste, ja sie war der Inbegriff der Kunst überhaupt. Malerei und Plastik leisteten ihr Dienste, sie waren Teile der Architektur. Weder in der griechischen Antike, noch der römischen Bauglanzzeit, noch der byzantinischen Kunst, noch der Gotik war es denkbar, daß die Architektur hinter ein so kleines Spezialgebiet, wie es die heutige Tafelmalerei ist, hätte zurücktreten können. Diese Zeiten, die eine wirk-

liche maßgebende Kunst produziert haben, waren ganz und gar Zeiten der Architektur. Die Architektur war der Ausdruck der Zeit. Die überkommenen Architekturdenkmäler tragen noch heute wesentlich zu dem Bilde bei, das wir Nachgeborene uns von jenen Zeiten machen.

Die Rolle, die in diesen großen Kunstzeiten die Architektur spielte, erklärt sich daraus, daß sie die Gestalterin gewisser herrschender Ideen war, die diese Zeiten bewegten: Vorwiegend war sie berufen, die religiösen Vorstellungen zu verkörpern, Vorstellungen, die in vergangenen Zeiten von einer Wucht und Bedeutung waren, daß sie das gesamte Geistesleben bestimmten. Die religiösen Vorstellungen haben die Menschen stets zu den höchsten Leistungen in der Baukunst begeistert, man braucht nur an die griechische Antike und die Gotik zu denken. Nächst den religiösen waren es zum Teil die sozialen Strömungen, die die bauliche Gestaltung beeinflußten. Sie führten beispielsweise in der römischen Zeit zu jenen riesigen baulichen Werken, die wir in den Zirken, Thermen und Basiliken bewundern. Im europäischen Mittelalter waren die Rathäuser der Ausfluß des Selbstbewußtseins wohlorganisierter örtlicher Korporationen. Und mit dem Begründer der absolutistischen Königsgewalt, Ludwig XIV., erstand eine alles beherrschende höfische Baukultur, die für die letzten drei Jahrhunderte der markanteste Ausdruck des Zeitgedankens geblieben ist.

Welche Gedanken beherrschen nun in ähnlichem Sinne die Gegenwart? Niemand wird behaupten wollen, daß es die religiösen seien. Trotz der sich breitmachenden kirchlichen Parteibestrebungen hat unsere Zeit aufgehört, von religiösen Ideen fortgerissen zu werden, und die heute bestehende kirchliche Baukunst ist denn auch in ihrer Künstlichkeit und ihrem Formalismus der rechte Ausdruck für das Scheinleben, das die religiösen Gedanken führen. Auch die aristokratische Baukunst ist in den Hintergrund getreten. Die Wünsche der Fürsten vermögen der Zeit nicht mehr das Gepräge zu geben. Und obgleich die heutige Architekturausübung noch beherrscht wird von den Formen, die diese ehemalige höfische Kultur geschaffen hat, so ist das Leben aus diesen Formen gewichen, sie sind nichts als tote Anhängsel, die bei der ersten Gelegenheit abgestoßen werden können.

Dagegen hat sich heute eine große Masse, das Bürgertum, an die Oberfläche gedrängt, und sie ist es, die das Wesen der Gegenwart bestimmt. Ihr gegenüber sind die Mächte der Vergangenheit nur so lange einflußreich, als die eigne Kultur dieses Bürgertums noch in den Kinderschuhen steckt. Mit ihrem allmählichen Erstarken wird sich auch der architektonische Ausdruck der Zeit einfinden.

Vorläufig ringt die im ersten Entstehen begriffene bürgerliche Kultur noch mächtig um die Herrschaft mit jenen realen Werten, die Wissenschaft und bürgerlicher Fleiß unserer Zeit erschlossen haben. Der Kaufmann, der Industrielle, der Ingenieur sitzen am Webstuhl der Zeit. Sie haben nichts zu tun mit alten Privilegien und arbeiten nicht mit abstrakten Ideen. Sie drängen auf den Ausbau des Lebens auf moderner Basis, auf der Grundlage der enormen Fortschritte

der Technik und auf der Errungenschaft eines Heeres von weltbewegenden Erfindungen.

Einer der wichtigsten Gedanken, die die heutige Generation bewegen, ist die Ausgestaltung der Verkehrsmittel. An ihr arbeitet ein großer Teil der Intelligenz der Zeit, und sie ist zweifellos eine jener unsere Zeit bewegenden Ideen, die heftig nach baulichem Ausdruck ringen. Sie gehören unserer Zeit allein, sie sind der Ausdruck eines wesentlichen Inhaltes unserer Zeit. Sie sind heute in demselben Sinne populär, wie in alten Kulturen etwa der Tempelbau oder die Anlage von Basiliken und Foren populär war. Mit dem Ausbau der Verkehrsmittel in Verbindung steht ein völlig neues, unserer Zeit eigentümliches Gestaltungsgebiet, das der Maschinen und Werkzeuge. Auch in ihm spricht sich ein ganz moderner Gedanke aus: der der streng wissenschaftlichen Durchdringung, man könnte sagen, der Intellektualisierung der menschlichen Tätigkeit.

Verkehrsmittel und Maschinen, Eisenbahnen, Brücken, Dampfschiffe, elektrische Anlagen, wissenschaftliche Instrumente sind das Neue, das unsere Zeit geboren hat. Die Gestalter auf diesen Gebieten ringen mit den Problemen der Zeit, und dieser Kampf läßt ihnen wenig Muße, sich irgend welcher Sentimentalität hinzugeben. Unbeengt durch die Überlieferung dringen sie vorwärts, sie schließen keine Kompromisse mit unsachlichen Gesichtspunkten, sie stellen ihre ganze Tatkraft und Intelligenz in den Dienst ihrer fortschrittlichen Ideen. Und in diesem Sinne sind sie modern und populär.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der heutigen eigentlichen Architektur. Jenes freie, unbeengte, vorwärtsschauende Gestalten ist hier längst, schon seit Jahrhunderten, nicht mehr vorhanden. Wir finden es zuletzt vielleicht zur Zeit der Gotik, der letzten Phase jugendkräftiger, selbständiger Architekturausübung. Schon mit der Renaissance zogen unsachliche, aus fremden Geistesbezirken und fremden Kulturen hergeholte Gesichtspunkte in die Architekturausübung ein. Die Renaissance brachte zwar infolge des gesteigerten geistigen Lebens einen großen baulichen Aufschwung, allein es handelte sich um abgeleitete Werte, um Bauwerke, die nicht mehr eine künstlerische Originalidee verkörperten. Man baute lediglich im Hinblick auf die Antike. Und nur die beschränkte Kenntnis der Antike hat die damaligen Baumeister davor bewahrt, gänzlich wertlose Imitationen zu erzeugen.

Je weiter die Erkenntnis der Antike im Laufe des Jahrhunderts vordrang, um so unselbständiger wurde die Architektur vom Standpunkt der Zeit aus. Den letzten Stoß erhielt sie durch die Fülle von Erkenntnismaterial, das die Mitte des 18. Jahrhunderts brachte. Jetzt verkehrten sich die Leistungen der Architekten fast in einen antiken Mummenschanz. Man hat die Empfindung, daß niemand mehr darüber nachdachte, wie eine Aufgabe sachlich zu lösen sei, sondern daß das einzige Ziel war, jede nur irgend vorliegende bauliche Aufgabe in das Schema eines antiken Gebäudes zu drängen. Die Antike wirkte berauschend, die Göttin Architektur verfiel in einen hypnotischen Zustand. Aus diesem

Zustande heraus machte sie im Verlauf des 19. Jahrhunderts die mannigfaltigsten und oft schrullenhafte Bewegungen, ohne aber jemals das Gegenwartsbewußtsein wieder erlangen zu können. Auch heute noch ist sie in dem Wahn befangen, daß ihre Leistungen vor allem so auszusehen hätten, als gehörten sie irgend einer vergangenen Kultur an.

Der Stilgesichtspunkt ist in der Architektur auch heute noch fast alleinherrschend. Wären wir nicht durchaus in den Vorurteilen unserer Zeit befangen, so müßte uns das Bestreben der heutigen Architekten, moderne Aufgaben in historische Formen zu kleiden, genau so lächerlich vorkommen, als wenn sich ein Mensch verschiedene Maskeradenkostüme hielte und heute als gotischer Ritter, morgen als französischer Hofmann, übermorgen als alter Grieche über die Straße ginge. Die Stilbestrebungen sind nichts anderes als Verkleidungskunststücke. Und aus der Beobachtung, daß sie das Gebiet der Architektur seit einem Jahrhundert völlig beherrscht haben und heute noch beherrschen, kann nur der Schluß gezogen werden, daß die Architektur in dieser Zeit den Gipfel der Haltlosigkeit und Charakterlosigkeit erreicht hatte.

Man hat die architektonische Überlieferung mit einer Sprache verglichen, die sich fort und fort bis auf die Gegenwart weiter entwickelt habe. Das würde zutreffen, wenn wir in der architektonischen Ausdrucksweise nicht jeweilig von einer toten Sprache auf die andere gesprungen wären, so daß wir uns heute in einem unfruchtbaren Babel toter Sprachen befinden, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint. Und noch in anderer Weise trifft das Bild die Sache nicht. Die Sprache ist nie Selbstzweck gewesen, sondern hat stets nur dazu gedient, Gedanken auszudrücken. Der Wunsch, einen Gedanken klar, scharf und logisch auszudrücken, schließt es aus, sich heute dazu etwa der Sprache des Nibelungenliedes zu bedienen, man kann froh sein, wenn man ihn in seiner eigenen Sprache überzeugungsfähig ausdrücken kann. Aber in der Architektur wird fortwährend versucht, in toten und fremden Zungen zu reden. Auf Schritt und Tritt kann man die grotesken Erzeugnisse der Stilmanöver der Architekten beobachten. Läßt sich eine größere Ungereimtheit denken als eine „romanische" Ausstellungshalle? Und gibt es etwas Widersinnigeres als ein Bierlokal in den Formen der Capella Palatina? Und doch bieten selbst Architekten, die in der ersten Reihe stehen, willig die Hand zu solchem Maskeradenspiel. Die Werke der Stilarchitektur könnten im allerbesten Falle als erheiternde Späße gelten, etwa wie Arnold Holz seine Gedichtsammlung Dafnis verfaßt hat, die die Allüren der Dichter des 17. Jahrhunderts nachahmt. Wer sich aber mit ernster Miene an solche Übungen heranmacht, kann weder beanspruchen, als Künstler betrachtet zu werden, noch kann er damit rechnen, von den verständigen Zeitgenossen anerkannt und gewürdigt zu werden. Muß nicht ein derartiges Beginnen der Architekten zu dem Schlusse führen, daß die Architektur aus der Reihe der lebendigen Künste verschwunden sei und heute nicht mehr mitzähle? Und ist es dann wirklich noch erstaunlich, daß die heutige Welt überhaupt die Architektur als ein ihr fernliegendes Spezialgebiet

betrachtet, in dem eine Gilde von merkwürdigen Leuten ein unverständliches Wirken entfaltet? Kann nicht der Mensch der Gegenwart verlangen, daß die Leistungen einer Berufsklasse, die er anerkennen soll, auch den Geist der Gegenwart tragen? Wer hat heute Zeit zu Mummenschanz und sentimentalen Spielen?! Die Gegenwart drängt und stellt Probleme, die unsere ganze Kraft erfordern. Alles arbeitet fieberhaft, um sie zu bewältigen, nur die Architekten stehen abseits und treiben kindliche Spiele.

Nicht minder bedenklich als das berufliche Wirken der Architekten in der Nachbildung alter Stile ist ihre Tätigkeit auf einigen Spezialgebieten, vor allem auf dem der sogenannten Denkmalpflege. Dieselben Verirrungen, dieselbe Verkennung der einfachsten Tatsachen hier wie dort! Die alten Bauten wurden dem 19. Jahrhundert in einem Zustande überliefert, der ihrem natürlichen Lebensprozeß entsprach, zum Teil gebrechlich infolge ihres Alters, zum Teil durch die aufeinanderfolgenden Menschengenerationen durch Anbauten und Eingriffe umgestaltet und ausgebaut. Zu ihnen nahm nun die Architektenschaft des 19. Jahrhunderts eine ganz neue Stellung ein. Sie fühlte das Bedürfnis in sich, sie aufs neue zu komplettieren, ähnlich wie die Leute der Renaissance zerbrochen aufgefundene antike Statuen durch Ansetzen von Beinen, Armen und Nasen ergänzten. Und wenn die Ergänzung wenigstens noch in einer naiven Weise und mit den Ausdrucksmitteln unserer eigenen Zeit erfolgt wäre! Die Architekten verfielen aber auf die Idee, sie im Sinne längst vergangener Jahrhunderte zu bewerkstelligen. Sie gaben vor, sich so haarscharf in das Denken und Fühlen des 12. oder 13. Jahrhunderts versetzen zu können, daß sie das Werk des damaligen Baumeisters fortsetzen könnten. Und sie glauben heute noch, daß sie das könnten. Nun läßt sich zwar die Beobachtung machen, daß bei Wiederherstellungen stets nach einem Jahrzehnt die fremde Hand, die die Eingriffe in den alten Bestand vollführt hatte, deutlich sichtbar ist; jede folgende Generation erkennt, daß die vorige sich in dem Einfühlen in den Geist der alten Zeit gründlich geirrt hatte. Aber keine Generation zog bisher den naheliegenden Schluß, daß auch sie sich wie alle Vorgänger irren könne, und daß vielleicht schon zehn Jahre später das Unzulängliche ihrer Nachahmung des Alten offen zutage liegen würde. Der Irrtum grassiert weiter, obgleich sich in neuerer Zeit der Widerspruch eines großen Teils des gebildeten Publikums gegen die Wiederherstellungsbestrebungen geltend gemacht hat. Noch heute stellen Architekten-Versammlungen Programme und Anweisungen auf, wie man sich ganz genau in den Geist der alten Baumeister versetzen könne, und noch heute fälschen und vernichten sie weiter. Es ist nicht zuviel behauptet, daß alle vorhergehenden Jahrhunderte mit ihren Kriegen, Feuersbrünsten und Revolutionen weniger verhängnisvoll in den Bestand an historischen Bauten eingegriffen haben, als das Wirken derjenigen, die sich im 19. Jahrhundert als deren Hüter ausgaben, der Architekten.

Das Bestreben, aus der Empfindung vergangener Zeit heraus zu bauen, treibt noch andere Blüten. Man glaubt den künstlerisch geschlossenen Charakter eines

alten Marktplatzes, einer alten Patrizierstraße dadurch zu erhalten, daß man dafür sorgt, daß etwa entstehende Neubauten in denjenigen Formen errichtet werden, die die alten Bauten zeigen. Städte mit reichlicher Überkommenschaft alter Baukunst schreiben Konkurrenzen für Fassaden im alten Stil aus, und die ganze Architektenschaft beteiligt sich an dem unmöglichen Beginnen, das Kulturbild einer uns fernliegenden Zeit zu imitieren. Die neuen Fassaden in alten Formen mögen sich nun abmühen wie sie wollen, sie kommen mit den alten Originalwerken nicht in Einklang, und im besten Falle ereignet es sich auch hier wieder, daß, wenn nicht die mitlebende, so doch die nächstfolgende Generation erkennt, wie gänzlich daneben der Imitator gehauen hat. Die Imitation steht jetzt wie ein plebejisches Surrogat neben dem alten noblen Original. Was der gesunde Menschenverstand schon von vornherein hätte lehren müssen, wird jetzt offenbar: daß es keine größere Torheit gibt, als eine Imitation, die an irgend einer anderen Stelle vielleicht noch erträglich sein würde, in unmittelbare Nachbarschaft zum Original zu setzen. Echtheit und Nachahmung stehen zueinander wie Öl und Wasser. Dagegen werden echt empfundene Kunstwerke, mögen sie stammen aus welcher Zeit sie wollen, stets eine gute Nachbarschaft bilden. Die Einheitlichkeit würde daher viel weniger durch Stilimitation, als dadurch erzielt werden, daß man dafür sorgte, daß nur von wirklicher Künstlerhand herrührende neue Bauten neben die alten träten.



So bewegt sich das heutige Wirken der Architekten in einem Geschlinge von Irrtümern, die alle darauf zurückzuführen sind, daß die Vertreter der Architektur nicht freudig und unbefangen vorwärts blicken, sondern sentimentalen oder archäologischen Ideen folgen. Jede neu auftauchende „Strömung" erscheint bei dieser Sachlage als eine neue Gefahr. Der Anschluß an das Bauernhaus und die Wiederaufnahme heimischer Bauweise klingen als Programm ausgezeichnet, aber man muß bange fragen: wohin werden sie wieder führen? Immer handelt es sich heute um Anpassungen und Wiederaufnahmen. Unser Blick ist in der Architektur nicht auf das Ziel vor uns, sondern auf irgend etwas hinter uns oder seitlich von uns gerichtet, wir versuchen, mit dem Rücken nach vorn gewendet vorwärts zu schreiten. Daß wir dabei gehemmte Zickzackgänge machen und eine Kette von Fehltritten begehen, ist nur natürlich.

Das Gestalten der Architekten wird nicht so sehr geleitet von sachlichen oder künstlerischen Beweggründen, als von sich kreuzenden Reminiszenzen. Zum Unterschiede von allen anderen künstlerischen Gestaltern haben sie heute keine Kunstüberzeugung mehr. Sie sind imstande, für jede neue Aufgabe eine neue Überzeugung anzuziehen, für eine Kirche die gotische, für ein Verwaltungsgebäude die der absolutistischen Königszeit, für ein Landhaus die der Bauernkunst. Das ist ein ganz neuer Zustand. Die Architekten der Vergangenheit waren stets der festen Überzeugung, daß die zeitweilig herrschende Kunstanschauung die richtige wäre. Das gab ihnen die Kraft, sich ihren Aufgaben mit voller

Hingabe zu widmen, ein Stück starker persönlicher Überzeugung in ihnen niederzulegen. Wie kann man als Künstler eine Richtung schöpferisch vertreten wollen, die man selbst nur für bedingt richtig hält! Das Resultat müssen Verwässerungen sein. Der Künstler kann, wenn er sich über das Niveau des Maskenschneiders erheben will, nur eine einzige Überzeugung haben. Das Wirken in heterogenen Kunstrichtungen ist geistiger Selbstmord.

Die Architektur wird ihre Stärke nicht wieder erlangen, sie wende sich denn von ihren sentimentalen und archäologischen Zielen ab. Die Archäologie ist eine schätzenswerte Wissenschaft, aber sie hat nichts mit der künstlerischen Schöpfung zu tun und kann diese stets nur in verhängnisvoller Weise beeinflussen. Für die schaffende Architektur können, wie für die angewandte Kunst überhaupt, nur zwei Gesichtspunkte maßgebend sein, und zwar erstens ein realer: der der exakten Deckung des Bedürfnisses, und zweitens ein idealer: der der Erzeugung einer künstlerischen Wirkung. Die exakte Deckung des Bedürfnisses ist die klare Richtung im Wirken des Ingenieurs, Maschinenbauers, Sanitätstechnikers. Die völlige Klarheit in ihrem Ziele hat es zu den erfreulichen und auch nach neuerer Ansicht künstlerisch einwandfreien Leistungen der Zweckgestaltung gebracht. Die Verwirrung tritt erst ein bei dem Versuche, ein Mehr zu geben als die exakte Deckung des Bedürfnisses. Dieses Mehr kann nur aus einem künstlerischen Geiste heraus gegeben werden, und wer diesen nicht hat, stehe füglich davon ab. Keinesfalls kann eine mangelnde künstlerische Befähigung ersetzt werden durch ein Anlernen archäologischer Brocken, mit dem Zwecke, damit die baulichen Gebilde aufzuputzen. Das verhängnisvolle Spiel, das heute in der Architektur mit leeren Begriffen und toten Floskeln getrieben wird, setzt die Baukunst des Tages in schroffen Gegensatz zu einer im übrigen freudig und kühn vorwärtsdrängenden Zeit, die auf allen anderen Gebieten der menschlichen Geistestätigkeit einen so enormen Aufschwung zu verzeichnen hat.

Nur eine lebenskräftige, vorwärtsblickende, im besten Sinne moderne Geistestätigkeit kann in einer solchen Zeit das Interesse fesseln. Das Hauptmittel, die Architektur dem Publikum wieder näher zu bringen, ist das, eine gute, sachliche, von archäologischen Gesichtspunkten freie Architektur zu schaffen. Daß das Publikum an Kunstäußerungen dieser Art Anteil nimmt, zeigt der ungeheure Aufschwung, den das moderne Kunstgewerbe in den letzten zehn Jahren genommen hat. Die neuzeitlichen Bestrebungen im Kunstgewerbe haben es vermocht, die gesamte gebildete Welt zu fesseln. Das Interesse begann hier in dem Augenblicke, als das Kunstgewerbe anfing, nicht mehr rückblickend, sondern vorwärtsblickend zu gestalten. Die Stilmätzchen der alten Art unterhalten aber auch in der Architektur nicht länger, und die Bauten in historischen Verkleidungen erringen selbst dann, wenn sie ausgezeichnet gemacht sind, nur noch einen Achtungserfolg. Wie sehr dagegen ein wirklich moderner Bau im Publikum Anklang findet, das zeigt z. B. der Bau Wertheim in Berlin. Jeder Gebildete hat hier die Empfindung, daß es sich um ein Bauwerk handelt, das in das Gegen-

wartsleben eingreift und an der Lösung der Aufgaben der Gegenwart teilnimmt.

Von dem Augenblicke an, wo die Architekten von modernem Geiste beseelt sein werden, wird sich die Kluft zwischen der Architektur und dem Publikum zu schließen beginnen. Sie brauchen dann nicht mehr auf Mittel zu sinnen, das Interesse des Publikums zu wecken, ihr Schaffen wird wieder in ein natürliches Verhältnis zur Zeit treten.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Weg zu einem solchen Läuterungsprozesse hier und da auch in der Architektur schon betreten worden ist. Namentlich in den jüngeren Köpfen regt und rührt es sich im Sinne einer neuen Architekturauffassung, vereinzelt sind auch schon Resultate zu verzeichnen. Hier nun gilt es einzusetzen und das Werk der Gesundung vorwärts zu treiben. Das Interesse, das das gebildete Publikum an den Architekturwerken dieser Art nimmt, bildet die Handhabe, die Popularisierung fortgesetzt und mehr und mehr zu steigern. Alle diejenigen Mittel, die bisher schon mit mehr oder weniger Erfolg versucht worden sind, um dem Publikum die Architektur näher zu bringen, werden an der Hand dieser Werke doppelt und dreifach wirken. Als solche schon bisher versuchte Mittel sind zu erwähnen: Einreihung von architektonischen Darstellungen in die Kunstausstellungen, Belehrungen durch die Presse und durch Vorträge, populäre Vorlesungen an Hochschulen und anderen öffentlichen Instituten.

Der Erfolg der Architekturabteilungen in den Jahreskunstausstellungen hat nicht immer den Erwartungen entsprochen. Die Architektur ist eine räumliche Kunst und Abbildungen von Werken der Architektur sind fast noch schaler als Abbildungen von Bildwerken. Die zeichnerischen und malerischen Darstellungen von Architekturwerken haben die Ausstellungsbesucher häufig nur durch die an ihnen entfaltete Aquarelltechnik oder die Flottheit der Federzeichnung interessiert. Wenn man Interesse an der Architektur selbst erwecken will, so bleibt für Ausstellungen eigentlich nur die verkleinerte räumliche Nachbildung, das Modell, übrig. An Modellen von Bauwerken hat jeder Ausstellungsbesucher Freude und bis zu einem gewissen Grade erwecken sie einen Widerhall der räumlichen Wirkung, die das Bauwerk selbst ausüben würde. Freilich ist das nur in bezug auf die äußere Architektur möglich, weil hier der beim wirklichen Bauwerk mögliche ferne Standpunkt einen Vergleich mit einer Verkleinerung erlaubt. Die Wirkung von Innenräumen durch Modell zu übermitteln, stößt immer auf sehr große Schwierigkeiten.

Allzuviel Hoffnungen wird man aber auf das Erwecken des Interesses durch Ausstellungen überhaupt nicht setzen dürfen. Kunstausstellungen sind nur für Tafelbilder und graphische Werke das richtige, nur diese können sich dort im Original präsentieren. Neben den Vorführungen von Originalwerken werden aber Vorführungen von verkleinerten Nachbildungen immer im Nachteile sein, weil sie erst durch Übersetzung ihren Eindruck erreichen.

Viel wichtiger als das künstliche, durch Ausstellungen erregte Interesse an der

Architektur ist jedenfalls das natürliche Interesse an der Architektur selbst. Am meisten und reinsten wirkt in der Erziehung zur Kunst immer die Weckung eines persönlichen Verhältnisses zu ihr. Ein solches persönliches Verhältnis ist aber gerade bei der Architektur von selbst vorhanden, denn jeder Mensch lebt in den räumlichen Gebilden, die sie schafft. Die Wohnung ist das Bindeglied, das jeden Menschen mit der Architektur verknüpft. Würde das Interesse der Menschen an ihrer Wohnung gesteigert, so wäre die Brücke zur Architektur bald geschlagen. Und hier treffen wir auch auf den Punkt, an dem die neue Bewegung im Kunstgewerbe mit so großem Erfolg eingesetzt hat. Das Kunstgewerbe begann mit der für jeden einzelnen Menschen höchst interessanten Aufgabe, die nächste Umgebung des Menschen, die Räume, in denen er täglich lebt, neu zu gestalten.

Die Fortsetzung des Weges ist in der Gestaltung des Einzelhauses zu erblicken. Es ist von vornherein anzunehmen, daß, wenn die Sitte, im Einzelhause zu wohnen, wächst, auch das Interesse an der Architektur wachsen wird. Natürlich hängt die Möglichkeit des Wohnens im Einzelhause mit der Wohlstandsfrage zusammen, aber immerhin muß auch beim Reichen zunächst der Wunsch vorhanden sein, dem Leben im Einzelhause und das heißt fast in allen Fällen: dem Leben außerhalb der Großstadt den Vorzug zu geben vor dem Leben in der Stadt. Augenblicklich geht nun ein solcher Zug durch Deutschland. Die Stadtbewohner drängen aufs Land. Wir befinden uns sogar schon in einem Aufschwung der ländlichen Baukunst. Von ihr ist das meiste in der Richtung zu erhoffen, das Interesse des Publikums an der Architektur zu heben.

Freilich ist auch hier zunächst noch ein großes Werk der Reinigung zu vollbringen. Die unsachlichen Gesichtspunkte, die in das ganze Gebiet der Architektur durch das Stilgetriebe des 19. Jahrhunderts gekommen sind, überwiegen auch noch im Bau des Einzelhauses. Auch hier irrt das Publikum noch, geführt von einem Heere unverständiger Versorger in allen möglichen Nebensächlichkeiten umher, ohne auf die Hauptsache zu achten. Die rein sachlichen Gesichtspunkte, von denen man doch annehmen müßte, daß sie diejenigen seien, die das Publikum in erster Linie interessieren, stehen noch im Hintergrunde. Die beste Lage des Hauses, die Beziehungen des Hauses zum Garten, die Lage der Räume zueinander, die zweckentsprechende Ausgestaltung der einzelnen Räume: das alles pflegt beim Bau des Hauses eine weit geringere Rolle zu spielen, als die Gesichtspunkte der sogenannten architektonischen Gruppierung. Solange die Architekten das Publikum noch mit solchen Äußerlichkeiten unterhalten, werden sie auf ein wirkliches Verständnis für das Wesen der Architektur noch nicht rechnen können.

Das Beispiel Englands zeigt uns, wie eingreifend gerade das Wohnen im Einzelhause nach der Richtung des Verständnisses und des Interesses an Architektur wirken kann. Denn die häusliche Baukunst erfreut sich dort einer Popularität, wie in keinem anderen Lande der Welt. Was dabei aber wohl zu beachten ist, ist der Umstand, daß es hauptsächlich die sachlichen Gesichtspunkte sind, die in England geläufig sind und unter deren Verständnis das Interesse an

der häuslichen Baukunst gedeiht. Die Vorstellungen über die gesundheitlich beste Anlage der Wohnung, über die behagliche Gestaltung der Innenräume und über die zweckentsprechende Anordnung der Räume zueinander, namentlich der Bedienungs- und Wirtschaftsräume, sind in England die geklärtesten und sie stehen so stark im Vordergrunde, daß irgendwelche Stilgesichtspunkte gegen sie nicht aufkommen können.

Belehrung über diese wichtigsten und das Publikum am meisten angehenden sachlichen Fragen in der Architektur täte dringend not, und in ihnen würde ein weiteres Mittel gefunden werden können, das Interesse an der Architektur in vernünftiger Weise zu steigern. Es ist zu bedauern, daß so wenig Architekten bereit sind, diese Gesichtspunkte vor der breiteren Öffentlichkeit zu erörtern. Die Erörterungen über Architektur spielen sich fast lediglich in der Fachpresse ab, die niemand außer den Fachgenossen in die Hand bekommt. Was hat es aber für Zweck, gewisse Dinge immer und immer wieder lediglich vor den Fachgenossen zu erörtern, wenn man wünscht, daß sie die Öffentlichkeit interessieren sollen. Der Weg, die Öffentlichkeit zu erreichen, ist nur der, das Feld der allgemeinen Presse, vorwiegend das der Tagespresse und Zeitschriftenpresse, zu betreten. Die Einwirkung der Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur auf das moderne Publikum ist ungeheuer und es läßt sich vielleicht behaupten, daß gerade hier die bei weitem hoffnungsreichsten Möglichkeiten einer Steigerung des Interesses an der Architektur lägen. Es würde für gehaltreiche und allgemein verständlich geschriebene Aufsätze über architektonische Fragen gewiß nicht an Lesern fehlen. Aber es fehlt vorläufig an den Schriftstellern. Die große Mehrzahl von Kunstschriftstellern, die das Publikum täglich mit Unterhaltungsstoff über Gemälde versorgen, versagt, wenn es sich um Werke der Architektur handelt. Die Architektur ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln, sie stellen sich irgend etwas Geheimnisvolles darunter vor und tappen, wenn sie an die Erörterung architektonischer Fragen gehen, nicht selten in Irrtümern umher, die unter Umständen mehr Verwirrung als Klärung hervorrufen. Vielleicht bildet auch hier das jetzt im Vordergrund des Interesses stehende Kunstgewerbe, dessen Bedeutung viele Tagesschriftsteller erfaßt und dem größeren Publikum dargelegt haben, die Brücke, um auch die Architektur allmählich mit mehr Verständnis zu durchdringen und in geeigneter Weise vor das Publikum zu bringen. Denn so erwünscht es auch wäre, daß sich praktische Architekten der Aufgabe unterzögen, schriftstellerisch für die Verbreitung des Interesses an Architektur zu wirken, so aussichtslos erscheint dieser Weg angesichts des Umstandes, daß die im praktischen Leben stehenden Architekten meist völlig von ihrem Beruf absorbiert sind, ganz abgesehen davon, daß ihnen meistens die Routine der schriftstellerischen Darstellung abgeht.

Ähnlich wie in der Presse wäre in öffentlichen Vereinen für das Verständnis einer lebendigen Architektur zu wirken. In den Gesellschaften, die sich die Pflege geistiger Interessen zum Ziel gesetzt haben und dieses Ziel durch Vortragsserien zu erreichen suchen, gibt sich erfreulicherweise neuerdings der lebhafteste Wunsch

zu erkennen, auch über Architektur Vorträge zu hören. Aber leider sind die dazu berufenen Redner dünn gesät. Denn es handelt sich auch hier darum, das wahre Wesen der Architektur zu erschließen und dazu gehört ein tieferes Eindringen in das Gebiet, als es die heutige Generation der Stilarchitekten erfordert.

Und schließlich wären die öffentlichen Erziehungsstätten ein Ort, wo für das Verständnis der Architektur gewirkt werden müßte. Eine so wichtige Lebensäußerung der Menschheit, wie sie die Architektur ist, sollte nicht hinter die Bildermalerei und Plastik zurücktreten. Die amerikanischen Schulen geben das Beispiel, wie schon im Elementarunterricht auf die Architektur hingewiesen werden kann. Knaben und Mädchen zeichnen den Grundriß ihres heimischen Hauses auf und versuchen die aufgerissenen Wände der Innenräume im Zeichenunterricht farbig zu behandeln. Dadurch wird auf das wichtige Gebiet der häuslichen Geschmackspflege praktisch vorbereitet, die den Übergang zum Verständnis der häuslichen und von da der großen Architektur bildet. Auf höheren und Hochschulen sollte dann, wenn erst die Lehrer dazu vorhanden sind, nicht versäumt werden, Vorträge über Architektur einzuführen. Und in der modernen Bewegung der Volksuniversitäten hätte dieser Bildungsgegenstand, wenn nur einmal seine öffentliche Bedeutung erkannt wäre, mit an erster Stelle zu stehen. Daß in dieser Beziehung wirklich moderne Institute schon instinktiv auf das richtige hingedrängt werden, das beweist der Umstand, daß an der neu gegründeten Handelshochschule der Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin auch ein wöchentlich einstündiger Vortrag über modernes Kunstgewerbe eingeführt ist.

Man kann freilich heute solche Ratschläge nicht erteilen, ohne sogleich das Gespenst der geisttötenden Schulmeisterei wieder am Horizont auftauchen zu sehen. Wehe, wenn ein solcher Unterricht in ungeeignete Hände käme! Er würde mehr verschlimmern als verbessern. Der kunstwissenschaftliche Unterricht, der im letzten Jahrhundert an Gymnasien und höheren Töchterschulen eingeführt worden ist, hat schon genug des Unheils angerichtet. Auch hier muß festgehalten werden, daß schlechter Kunstunterricht viel schlimmer als gar keiner ist. Der augenblickliche Stand der Architektur in Deutschland weist vielleicht eher darauf hin, vor solchen Experimenten vorläufig noch zu warnen. Vielleicht ist es besser, erst den zu erhoffenden Auftrieb in der ausübenden Architektur abzuwarten. Denn von ihm wird es, das sei nochmals hervorgehoben, abhängen, ob das Verständnis für Architektur im Volke wächst oder noch weiter erlahmt.

In den Niederungen einer Kunstausübung das Interesse durch künstliche Reizmittel erwecken zu wollen, ist ein zweifelhaftes Beginnen. Die Architektur werde lebendig und sie wird lebendig wirken. Sie blicke in die Gegenwart und sie wird die Gegenwart gewinnen. Sie höre auf, Maskeradenscherze aufzuführen, und man wird sie ernst nehmen.



Wälder / von Johannes V. Jensen

Birubunga



irubunga gehört zu jenen malayischen Fürstentümern in Hinterindien, die noch nicht von der modernen Dampfwalze erreicht worden sind. Zeit und Raum gibt es hier nicht, das Land hat keine Geschichte und ist kein ausgemessenes Areal, sondern eine Ewigkeit, ein Wald, der tief und barbarisch schön ist, wie das alte Testament.

Dieses Reich gehört einem jungen Sultan. Das Land besteht, praktisch ausgedrückt, aus einem Fluß, längs dessen Ufern, vom Meer bis zu den unbewegbaren Bergen hinauf, etwa zehntausend Malayen wohnen. Das Land besitzt keine eigentlichen Grenzen, es geht nach allen Seiten in unbewohnte tropische Urwälder über. Die Einwohner des Reiches setzen sich gradweise abgestuft in den Affen, Elefanten, Nashörnern und Tigern fort, die sich in den dichten Wäldern aufhalten. Hier gibt es alles, was die Mythe begehrt, Zeit in Hülle und Fülle und die innere Unendlichkeit.

Der Sultan ist unabhängig. Er schickt dem König von Siam jedes Jahr einen goldenen Baum und eine schöne Frau, im übrigen aber herrscht er unbeschränkt über sein ererbtes Reich. Die Franzosen in Cambodja haben den Engländern in Straits Settlement bis jetzt noch nicht die Erlaubnis gegeben, Birubunga zu einer viereckigen Zinnmine zu machen, und die Engländer ihrerseits verbieten den Franzosen, das Land zu asphaltieren. Während so der eine Apostel der Zivilisation dem andern aus Eifersucht den Zugang verweigert, genießt Birubunga ruhig seinen obskuren Urwaldzustand weiter. Das Nest des Webervogels sitzt ungestört am Waldessaum und ist noch nicht von Telegraphenglocken verdrängt worden.

Ist dies nun ein guter oder ein bedauerlicher Zustand? Weise Kaufleute in Singapore erzählten mir, vor Entrüstung stammelnd, daß ungeheure Schätze in Birubunga verloren gingen, weil der Sultan es vorzöge, in seinem Harem zu träumen, anstatt zeitig am Morgen aufzustehen, um ihnen die Konzession zur Hebung der großen Zinnmengen zu geben, die das Land in sich birgt. Ich gab den Kaufleuten recht, während ich mit ihnen sprach. In meinem stillen Sinn aber umfaßte ich sie mit Verachtung. Wenn doch dieser heilige und bis zum Rande gefüllte Europäer, der, mit einem Nonius bewaffnet, alles gleich lang machen und überall stocktrockene Gleichheit einführen will, an den Ufern der Themse bleiben und uns das Vergnügen lassen wollte, uns in unserer Nutzlosigkeit hier in den blauen Wäldern zu tummeln. Nur in dem Fall, daß er selbst mal blühen und wachsen und etwas von sich geben würde, wollten wir aufhören, über seinen lahmen Terrorismus zu lachen und würden ihm die Konzession zu einer kleinen Mine verehren, damit er seinen Mund hält.

Der Sultan von Birubunga verhält sich dem Eindringen der Kultur gegenüber

glücklicherweise ablehnend. Nötigenfalls wird er ihr mit bewaffneter Macht entgegentreten. Er unterhält ein stehendes Heer, das immer mobil ist, es besteht aus acht Mann, die mit alten Vorladegewehren ausgerüstet sind, die jeden Monat von innen und außen mit Sand gescheuert werden. Das Klima in Birubunga ist nämlich so heiß und feucht, daß alles Eisen in weniger als acht Tagen mit einer Schicht von Rost überwachsen wird; und da nun die Gewehre der Truppen abwechselnd einrosten und mit Sand gereinigt werden, sind sie so rund geschliffen und blank, daß es eine Augenweide ist. Sie schießen dank dieser sorgfältigen Behandlung auf eine eigene Weise, nämlich spiralähnlich oder wie ein Wirbelwind, so daß sie selbst bei riesengroßen Scheiben sehr wirksam sind. Es sind darum sehr mörderische Waffen. Die Malayen, denen sie gehörten, behaupteten, daß ihre Wirkung an Zauberei grenze.

Neben dem Heer, wird die Residenz des Sultans von einer Befestigung geschützt. Auf einer Höhe, hinter den Zelten des Sultans, liegt ein halbes Dutzend holländischer Kartaunen aus dem Mittelalter, aus Bronze und ganz von Grünspan überzogen. Es sind sehr bösartige Geschütze. Vor einigen Jahren wurde eine von ihnen probiert und das kostete einundzwanzig Menschen das Leben; die Bruchteile der Kanone liegen noch im Gras verstreut. Es waren noch sechs ungeprüfte für den Fall eines Krieges da.

Die Flotte des Sultans ist von größerer Bedeutung als die Armee, jedenfalls im malerischen Sinne. Sie besteht aus vier geschnitzten und reich gemalten Hausbooten oder Galeeren, die jede von vierzig nackten Burschen gerudert werden. Mit dieser Armada macht der Sultan hin und wieder einen Streifzug flußaufwärts. In dem ersten und prächtigsten Boot sitzt er selbst ganz allein unterm Seidenzelt, in den drei anderen folgt sein Harem. Der Sultan ist ein junger Mann von reinem malaiischen Typus, mit unergründlichen Zügen und mit einem Blick, als wäre die ganze Welt ihm fremd und fern. Er sitzt wie ein Gefangener in seinem Boot, eingeschlossen und allein. Neben ihm, an der Zeltstange, hängt ein Fernrohr, das aus dem platten und schwefeligen London zu ihm gedrungen ist. Hin und wieder entlockt die Sonne, die im Zenit steht, oder der stechende Reflex der Flußwellen, dem Smaragden, den er an dem Zeigefinger seiner rechten Hand trägt, einen grünen Blitz. Hinter ihm folgen die drei anderen Galeeren, dicht von Decken verhängt. Es ertönt Gelächter und Gezwitscher von Mädchenstimmen hinter den Vorhängen, während die ziegelroten Ruderknechte mit ihren herzförmigen Rudern das Wasser längs der Bootseiten zu Schaum schaufeln. Diese lachlustigen Unsichtbaren sind die Garde des Fürsten, und niemals ist eine Flotte von einer unüberwindlicheren Schar Leichtbewaffneter bemannt gewesen. Die Malaiin legt im Kampf keinen Panzer an, dazu ist es viel zu warm, sie kämpft im Hemd und geht mutig vor, sie ist diszipliniert bis zum Tode. Niemand kann ihr widerstehen! In passender Entfernung von den bewaffneten Booten folgt eine lange Reihe gewöhnlicher Prauen, die mit dem festen Stab der Flotte an Dienern, Köchen und Mundschenken

besetzt sind. Von solchen Streifzügen, die gewöhnlich vier bis fünf Tage dauern, kehrt der Sultan immer siegegekrönt heim. Er hat einen Ausfall in den Urwald landeinwärts gemacht, hat eine Anzahl scheinbar unüberwindlicher Mahlzeiten eingenommen und die schrecklichen Tage der Langweile aus dem Felde geschlagen.

Das Volk betrachtet diese Urwaldreisen mit größter Ehrerbietung. Wenn der Sultan mit seinem Gefolge langsam durch die Mitte des Flusses aufwärts gleitet, paddelt jeder loyale Malaie sein Kano so nahe wie möglich ans Ufer heran. Keiner hat jemals einen Schimmer von den Frauen des Sultans gesehen, denn teils darf der betäubende Anblick ihres bloßen Äußeren nicht dadurch, daß man sich daran gewöhnt, geschwächt werden, teils wird es als ein geheimnisvoller und unverletzbarer Staatsakt betrachtet, wenn der Sultan mit seinen Jüngsten im Urwald zu Rate sitzt. Sie sind nämlich nicht allein seine Leibgarde im Felde, sondern die Galeeren sind das schöne Parlament des Reiches in drei Kammern, die der Fürst mit sich ins Freie führt. Er wünscht unter wilden Palmen zu regieren. Er findet es zweckmäßig fürs Reich, seine feurigen Vierzehnjährigen zu isolieren, damit niemand ihren Sinn beeinflussen und Wahldruck auf sie ausüben kann. Und er hat Recht. Denn er ist Muhamedaner. Er denkt als unschuldiger Malaie nur an Liebe und geht seinem Volke mit gutem Beispiel voran. Er hat keine Scham gelernt, er hat keinen ungesunden Sinn für das Komische. Er gelangt auf dem kürzesten Wege zum Glück, er hat ein angeborenes Gleichgewicht. Er hegt keine Bedenken betreffs des Lebens, er beugt sich demütig und fürstlich vor dessen Begrenzung, womit er das unabwendbare Schicksal versteht. Dieses Schicksal hat ihn seit Ewigkeit zum leben und sterben bestimmt. Damit nun das Glück von Dauer ist und nicht zur Gewohnheit wird, ist für eine tägliche Unfreiheit im Leben des Sultans und seiner Untergebenen gesorgt. Der Malaie, der frei im weiten Urwald geboren wird, befindet sich, wenn er zum Bewußtsein erwacht, in einem System von strengen Paragraphen und Geboten, die mit ihm wachsen; er muß sich seinem Gott zuliebe fünfmal am Tage in Virubungas suppenwarmem Fluß waschen (das ist gut für die Haut!), ja, wenn er zur Gebetzeit nicht in der Nähe eines Wassers ist, muß er seinen Körper in heißem Staub oder Sand waschen (Ah!). Waschen muß er sich, so verlangt Muhamed, und das liegt nun wie ein schwerer Zwang auf vielen. Der Malaie darf keinen Speck essen (das Schwein verdirbt so rasch in den Tropen); nun gibt es ja Fische genug im Fluß und bei der Sandbank im Ozean, aber es ist doch unangenehm, daß es etwas gibt, was man nicht darf! Der junge Sultan ist im täglichen Leben der Sklave seiner schrecklichen Würde, und wie leidet er, weil er den Koran lesen muß, noch dazu auf arabisch, was er gar nicht versteht . . . der junge Sultan, der in Wirklichkeit voll von Schelmerei und Frohsinn und Possen ist! Darum hat der Prophet in seiner Weisheit hin und wieder die Waldausflüge erlaubt oder sogar aufs strengste vorgeschrieben. Es gibt natürlich eine Schriftstelle im Koran, die dir dunkel, aber mit Nachdruck verkündet, daß du in die Wälder gehen sollst, damit du dich selbst als Mensch

finden kannst, und daß du deine Freundinnen mitnehmen sollst, auf daß sie Gott schauen.

Der junge ernste Sultan, der unter dem Joch der Regierung zu seufzen und innerlich von einem unheilbaren Abstandsgefühl verzehrt zu werden scheint, das ihn bei solchen Gelegenheiten zur Einsamkeit in seinem Hausboot unterm Seidenzelt verurteilt, ist in Wirklichkeit der heiterste Mann im Reiche. Wenn er glücklich mit seinem Gefolge in den Wäldern gelandet ist, legt er soviel wie möglich von seiner Würde ab, das heißt seine Kleider. Aber wehe dem, der sich vermißt, den Sultan in seiner Natürlichkeit zu belauern! Der Prophet schreibt Todesstrafe dafür vor. Nur die Frauen des Fürsten dürfen ihn in den Wäldern sehen. Die hohen Herrschaften belustigen sich auf die schuldlose und fröhliche Weise der Götter. Sie errichten Zelte im Schatten der Palmen, essen, spielen und amüsieren sich den ganzen lieben langen Tag. Bisweilen rudern sie den Fluß hinauf bis zu einem Wasserfall und dort schwimmen sie in den Wirbeln umher und amüsieren sich ganz köstlich. Sie haben eine Vorliebe für Wasserspiele, gleich ihren Stammverwandten auf den fernen Südseeinseln, denen es eine Lust ist, mit einem Brett unterm Rücken auf den langen, grünen Sturzwellen der Ozeanbrandung zu treiben. Hin und wieder belustigt der Sultan und sein Gefolge sich auch durch Reiten auf zahmen Elefanten und durch große Scheinmanöver im Walde, wobei sie sich mit Früchten bewerfen und mit Schlingen von blühenden Orchideen einfangen. Der loyale Malaie, der, die Augen auf den Boden seines Kanos gerichtet, vorbeipaddelt, hört das frohe Getümmel und glaubt, daß der Reichsrat jetzt bei einem kritischen Punkt seiner Verhandlungen angelangt ist, daß sich aber alles ordnen und zum besten des Landes wenden werde.

Von großer Bedeutung für die Regierung des Sultans ist die Musik. Die große Trommel und die menschliche Kehle sind die natürlichen Instrumente. Es gibt nur eine Nummer, nur eine Variation, das heißt, es wird unausgesetzt auf die große teuflische Metalltrommel losgedonnert, deren mörderischer Sturmlauf gegen Luft und Himmel jedes Malaienohr wie süße Musik berührt; und dazu wird stundenlang von den jüngsten und ausdauerndsten Burschen gesungen. Gesungen . . . es wird um Hilfe geschrien, fortissimo gebrüllt; die muskulösen Sänger stoßen in den höchsten Tönen eine endlose Serie von schwärmerischen Notrufen aus! Jede Nacht ertönt diese Riesenmusik in Birubunga, und sie ist die einzige Volksbelustigung. So oft irgend ein froher Malaie ein Fest in seiner Palmenhütte gibt, ein makan besar, was große Mahlzeit bedeutet, oder wenn eine Typhonwolke in der Ferne droht, dann bearbeiten sie die Trommel mit voller Kraft vier bis fünf Stunden lang, so daß es wie eine taktfeste Anzahl von Felsensprengungen klingt, und dazu singt dann der Chor. Es liegt eine Art bestialischer Musik in diesen Kehlübungen. Man kann die Malaien im allgemeinen nicht zu den Wilden rechnen, nur wenn sie singen. Dann werden sie schwindlig vor Innigkeit, vor gefühlvoller Raserei und geben sich einer heulenden

Luſt hin. Indem ſie aus vollem Halſe ſchreien, ſcheinen ſie die Finger abwechſelnd auf zwei Löcher in der Kehle zu legen, ſo daß die Stimme beſtändig um einige Töne ſteigt oder fällt, und wenn ſie ſich dann mehrere Stunden lang auf den ſchwindelndſten Höhen der Tonleiter gehalten haben, wenn die Nacht ſchwarz und ſiedend heiß iſt, und ein Typhon wie ein Nadelkiſſen von Blitzen in der Ferne droht, dann vermiſcht ſich die Stimmung von Schmerz und Lebensgefahr mit dem Gefühl der höchſten Luſt! Text: Ich bin wie Gott, ich ſterbe!

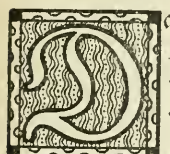
Die Nächte in Birubunga ſind ſchwarz und heiß, kochend voll von Zikaden, deren tauſendſtimmiges Nagen und Feilen ſich hin und wieder wie zu einem Signal vereinigt, zu einem kreiſchenden Laut, als würde im ſelben Augenblick ein Weſen geboren.

Es gibt ein gewiſſes Inſekt in den Tropen, das man nie ſieht, ſondern nur in der Nacht hört und das bisweilen einen langen, meſſerſcharfen Laut von ſich gibt, der ſo grauſig klingt, als täte ein Ermordeter den letzten Atemzug durch ſeine durchſchnittene Kehle.

Dieſes Toteninſekt ſchreit ebenſo wie die Zikaden, und bringt uns mit einem ſchneidenden Geburtsſchrei das Leben in Erinnerung!

Hört ihr einige Häuſer weiter fort, hört ihr dieſen Rieſenlärm von einer Trommel, der dem dumpfen Pulsſchlag der Nacht gleicht, hört ihr den Geſang, der wie eine wilde Klage klingt, der aber nur Appetit und Vergnügen bekundet . . . das iſt die tropiſche Nacht!

Der Klippſpringer



Das Land Birubunga hat nur eine Stadt gleichen Namens, die dicht an der Flußmündung liegt und die gegen die langen, langſamen Brandungen, die der Ozean an die Sandküſte treibt, geſchützt iſt. Die meiſten Häuſer ſind aus Bambus und geflochtenen Matten, und ſtehen auf Palmenſtämmen im Fluß. Einige der Häuſer werden von Chineſen bewohnt, deren es viele in Birubunga gibt, wie überall auf der hinterindiſchen Halbinſel. Sie werden die Malaien über kurz oder lang von ihrem Grund und Boden vertrieben haben, weil die Chineſen ſich für eine gemeinere Lebensweiſe eignen; aber kommt Zeit, kommt Rat. In einem der größten der chineſiſchen Häuſer wohnte der einzige weiße Einwohner des Ortes, ein Däne, namens Boye. Die Chineſen, denen das Haus gehörte, kamen jeden Tag und ſtellten Räucherhölzer auf den Holzaltar. Er erlaubte es ihnen, obgleich er es ihnen ja hätte verbieten können, weil er ein wohlerzogener däniſcher Mann war und weil die Gelben ſo demütig vor ihm im Staube krochen und ſo freundesverlaſſen ausſahen. Auf dieſe Weiſe gewinnen ſie ſchließlich die Übermacht. Eines Tages werden ſie glühende Drahtfäden durch Herrn Boyes Augen ziehen, um ſich daran zu ergötzen, daß es raucht und daß er ſo flehentlich um Schonung bittet.

Ich wohnte bei Herrn Boye, und jede Nacht wiegte ſich das Haus ſänftiglich

auf seinen Pfählen, die vom Wasser geküßt wurden, und jede Nacht riefen sich die Gekkos unter dem Palmenblattdach Dwack, Dwack! zu, wenn sie ein fliegendes Insekt erschnappt hatten und sich etwas auf ihren Fang zugute taten.

Was mich anbetraf, so streifte ich vergnügten Sinnes durch die Dschungeln der Umgebung und schoß Tauben, Eisvögel und Leguane. Es gab viele wilde Turteltauben, die freudvoll in den warmen Hainen gurrten. Sie hatten einen kerzengeraden Flug, und wenn ich sie schoß, brach dieser Flug gleichsam mitten durch und sie stürzten wie Steine zur Erde nieder. Die Eisvögel flogen auch sehr schnell, und indem ich sie traf und der Schuß sie plötzlich aufhielt, konnten sie die Luft wie mit einem Geplätscher von Blau und Rot entzünden. Die Leguane waren friedliche, grasfressende Tiere, von drachenartigem Aussehen, ich schoß sie nur, wenn sie so schnell liefen, daß ich nichts mehr von ihnen unterscheiden konnte. Es bot sich hier mancherlei Gelegenheit für Doublet und Hagel Nr. 7 und 3. Eines Tages aber ereignete sich etwas, was mich daran gemahnte, weshalb ich nach Birubunga gekommen sei.

Eines Nachmittages, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als das Licht schon ohne Kraft war, ging ich durch ein Mangrowewäldchen. Ich sehe ein schmales Tier über die Lichtung im Wäldchen davoneilen und schieße, obgleich ich es für einen Leguan hielt. Indem es aber getroffen innehielt und sich nach hinten überlegte, ganz, als sei ihm in seinem eiligen Lauf etwas äußerst Wichtiges eingefallen, das es vergessen hatte, sah ich, daß es ein viel kürzeres Tier war.

Als ich näher kam, war es ein Klippspringer, und er lebte noch. Er sah mich mit seinen kleinen, schwarzen, hervorstehenden Augen an und krümmte die streichholzdünnen Beine in Todesohnmacht. Der ganze kleine Wiederkäuer war nicht größer als ein Huhn.

Die Dunkelheit brach herein und ich versank in seltsame Betrachtungen, in Gefühle, als hätte ich endlich einmal das Mystische in seinem Lauf aufgehalten! Lag nicht etwas von der geheimsten Seele der Natur in diesem kleinen Fabeltier, das seine Augen durch die tiefe Dunkelheit auf mich gerichtet hielt? Ich erinnerte mich einer Versteinerung des Urpferdes im Newyorker Museum, das in einer fernen Weltperiode ausgestorben war und nicht viel größer als dieser Klippspringer gewesen sein mochte. Ich spürte mit Begehrlichkeit und mit halbem Entsetzen einen eigenartigen, strengen Geruch, nicht von außen, sondern in meiner innersten Erinnerung, als erlebte ich eine Stimme der Erde aus den ewig verlorenen Urzeiten . . .

Aber im selben Augenblick sehe ich, daß der Klippspringer mit großer Anstrengung und im letzten Krampf eines seiner geisterhaft feinen Beinchen hebt, indem er mir damit ein Zeichen zu machen scheint. Und gleichzeitig verstehe ich den Ausdruck in seinen sterbenden Augen. Er hat eine Botschaft für mich, es tut ihm leid, aber er befindet sich hier im Auftrag der Natur, ein grober Scherz vielleicht, aber es ist dringend notwendig, daß ich ihn verstehe, bevor er stirbt. Er wolle mich nur fragen, ob ich nach Birubunga gekommen sei, um Klipp-

springer zu jagen, ob ich Tausende von Meilen gereist sei, um solche armseligen, kleinen Exemplare des edelsten Wildes des Waldes zu erlegen? Ich wurde glühend heiß vor Scham und wandte mich von dem kleinen Fabeltier ab, bis in die paläontischsten Tiefen meines Herzens getroffen.

Es hatte recht. Ich war ja nicht nach Birubunga gekommen, um Turteltauben oder Zweihufer in möglichst kleinen Dimensionen zu schießen. Und jetzt erkannte ich plötzlich, in welche Gedanken ich mich eingelullt hatte, während ich in diesen „Dschungeln" — hu, hu! — umherstreifte, wo die persönliche Sicherheit ebenso groß ist, wie in den Anlagen auf dem Königsneumarkt in Kopenhagen. Ich hatte mich selbst damit getröstet, daß im Laufe der Jahre so viele lebende Tiger von sterblichen Menschen geschossen würden, daß es kein Unglück sei, wenn ich hier einige Zeit in Frieden lebte, um dann nach Hause zu reisen und zu erzählen, daß ich einen Tiger erlegt hätte.

Jetzt hatte ich einen Denkzettel bekommen. Und was ich vielleicht getan hatte, solange es unbewußt geschah, das war mir jetzt ganz unmöglich geworden. Ich konnte mich selbst nicht mehr betrügen, und wen soll man sonst betrügen? Gut, es gab also keine andere Möglichkeit für mich, als dem Vorsatz, weswegen ich nach Birubunga gekommen war, treu zu bleiben: den Tiger aufzusuchen und zu töten.

Ali



Ich war nicht allein der Tigerjagd wegen nach Birubunga gekommen. Sportsleute in Singapore hatten mir von einem seltsamen Berg erzählt, dessen Fuß bis an den Birubunga-Fluß reichte und der mit seinem Gipfel fast die Grenze ewigen Schnees erreichte. Er war noch nie von einem Europäer bestiegen worden, weil es sehr schwierig war, durch den Urwald zu dringen, der seine unteren Abhänge bedeckte. Es wimmelte dort von Wild. Der Berg wurde von den Eingeborenen Bukit alam genannt, was Berg der Welt bedeutet. Er steht mit seinem Fuß in den tropischen Sümpfen, wo die Nepentes wächst, der Kannenträger, den die Malaien den Affenbecher nennen, und er erhebt sich durch alle Zonen und Vegetationsschichten bis zu der dünnen und kalten Luftschicht hinauf, wo alles Leben aufhört. Ich hatte in Singapore, in der Abteilung der englischen geographischen Gesellschaft angekündigt, daß ich die Absicht hätte, den Bukit alam zu besteigen und zu erforschen, und die Tiger niederzuschießen, die mir in den Weg kämen. Darauf reiste ich nach Birubunga. Aber wäre die Begegnung mit dem Klippspringer nicht gewesen, hätte ich meine Mission möglicherweise ganz vergessen und hätte mich statt dessen zum Turteltaubenjäger ausgebildet.

Ich ging nach Hause und verbrannte selbst die Schiffe hinter mir, indem ich Herrn Boye mitteilte, daß ich weiter landeinwärts reisen wolle, um wilde Tiere zu jagen und um den Bukit alam zu besteigen. Wenn ich es selbst sagte, mußte es mir wohl ernst damit sein. Herr Boye verhandelte in dieser

Angelegenheit in meinem Namen kaltblütig mit einigen einflußreichen Malaien. Ich verstand noch nicht viel malaiisch, aber ich hörte Herrn Boye wieder und wieder von rimau sprechen, was Tiger bedeutet, und rimau, rimau sagten die Malaien, während ich sah, wie es sie durchschauerte, wie ein unwillkürliches Frösteln ihren nackten Körper überlief, ihre Knie schwächte und ihre Zehen spreizte. Die bloße Nennung des Wortes rimau entfärbte sie am ganzen Körper, so daß ihre blanke Kupferhaut erblaßte und sie Bleiflecke im Gesicht bekamen. Sie sprachen dessenungeachtet auf Herrn Boyes Veranda sehr überlegen von rimau, obgleich keiner bereit war, meine Dollars als Führer zu verdienen.

Nun wird ja niemand behaupten wollen, daß der Malaie furchtsam ist. Aber er hat Nerven.

Ich hatte eines Tages zwei junge Burschen mit auf einen Jagdausflug in die friedlichen Dschungeln bei Birubunga genommen. Und als wir uns einmal in einem dichten Gebüsch befanden, sehe ich, wie der eine seine Augen auf eine bestimmte Stelle heftet und im selben Augenblick anfängt geradezu abzusterben! Ja, er sinkt in die Knie, die ihn nicht mehr tragen wollen, Rücken und Nacken erstarren, sein ganzer nackter Körper verfärbt sich, wird graugelb anstatt kupferrot, er ertrinkt gleichsam, die Augen sinken ein, der Mund liegt schlaff um die Zähne und nur mit Mühe bewegt er die kalten Lippen und stammelt ein Wort hervor:

Sladang!

Und als der andere das Wort hört und seinen Kameraden sieht, legt er sich ohne einen Laut nieder, das Gesicht gelähmt und mit bereits kalten Gliedern. Er ist der Jüngste von beiden.

. . . Orang punja! sagt dann der erste und atmet erleichtert auf, belebt sich in einer Sekunde wieder, holt tief Atem, der Schweiß bricht ihm aus und er fängt an zu lachen. Der andere erhebt sich ebenfalls, schluchzt ein paarmal, zittert sich zur Ruhe und lacht, lacht mit verliebten, noch kranken Augen . . .

Sladang ist der Name des wilden Ochsen. Es ist das einzige Tier, das den Menschen überfällt, ohne vorher angegriffen zu werden; was man ja von einem Ochsen erwarten kann. So einen meinte der Malaie gesehen zu haben. (Es kommt vor, daß wilde Büffel ganz bis zur Stadt streifen.) Im selben Augenblick aber entdeckte er, daß der Ochse, den er gesehen hatte, ein orang punja war, einem Malaien gehört, das heißt zahm ist. Das Ganze hatte weniger als eine Sekunde gedauert, und in dieser Zeit hatten die Nerven der jungen Wilden so gewaltsam reagiert, wie ich eben geschildert habe. Man kann danach annehmen, daß fast alle Malaien, die von Tigern gefressen werden, mausetot sind, bevor sie von den Krallen berührt werden.

Trotzdem aber äußert sich der Malaie mit größter Furchtlosigkeit über die große Katze.

Inzwischen wurden wir eines Mannes habhaft, der seine Angst vor dem Tiger nicht verbarg; und gerade er erklärte sich bereit, mich in die Wälder zu führen,

wo er hauste! Ich glaube, er war der einzige Mensch in ganz Birubunga, der den Tiger fürchtete, darum war es als ein großes Glück zu betrachten, daß ich überhaupt einen Führer bekam.

Ali hieß dieser Mann. Er wohnte eine gute Tagereise flußabwärts, wo er einen Hain von mehreren hundert Kokospalmen besaß. Er kam bisweilen in die Stadt, um Herrn Boye seinen Kobra und seinen Pfeffer zu verkaufen, und bei dieser Gelegenheit leiteten wir Verhandlungen mit ihm ein und brachten einen Kontrakt zuwege. Er übernahm es, mich den Fluß hinauf und durch die Wälder bis zum Fuße des Bukit alam zu geleiten. Wenn wir so weit gekommen waren, sollte ein anderer Mann, den er kannte, Matti mit Namen, die Führerschaft bis zum Berge übernehmen, und er selbst sollte für Träger und Verpflegung sorgen. Dieser Matti war Herrn Boye vom Hörensagen bekannt, er war ein Umherstreifer und Jäger, der oben im weglosen Walde sein Wesen trieb; er war Soldat in Penang gewesen und sprach englisch. Das war mein Mann.

Ali war ein alter, trockener Malaie mit sauren Augen und einem mageren Körper. Seine graue Brust glich einem alten, ausgebrannten Ofenrost mit Asche zwischen den Sprossen, und sein Magen war so eingetrocknet wie ein Gummiball. Nervös war dieser Mann durchaus nicht, und Furcht vor dem Tiger brauchte er wirklich nicht zu haben; es war nichts Leckeres an ihm. Im übrigen war er haji, das heißt, er hatte die große Pilgerfahrt nach Mekka gemacht und trug den heiligen Türkisring am Finger. Er prahlte mit seiner Pilgerfahrt, weil er die große Reise auf billigere Weise gemacht hatte, als je ein Malaie vor ihm. Das war eine gute Empfehlung. Und der Kontrakt, den wir mit ihm abschlossen, war auch sehr vorteilhaft für mich; er bekam täglich eine lächerlich kleine Summe, um mir Träger und was ich sonst für die Expedition nötig hatte, zu verschaffen. Ali war ein Ehrenmann und sehr brauchbar für mich. Während wir mit ihm unterhandelten, hatte er jedesmal einen hübschen Turban auf dem Kopf und einen alten, kostbaren Kris in seiner Schärpe gehabt. An dem Tage aber, an dem er kam, um mich abzuholen, hatte er einen elenden Lappen auf dem Kopf und keine Prachtwaffen im Gürtel; das machte einen guten Eindruck auf mich. Er war ein sparsamer Mann, der durch seine Sparsamkeit reich geworden war, einer von denen, die damit beginnen, eine Stecknadel von der Straße aufzunehmen und damit Wucher treiben; er würde sich sicher als der rechte Mann für mich erweisen.

Es waren drei lange Malaien im Boot, Leute, die Ali für die Expedition als Träger und Ruderknechte gemietet hatte. Alle drei waren seine Söhne! Desto besser, Ali haji! Nur keine falsche Scham!

Meine Büchsen und sonstigen Sachen wurden im Boot verstaut. Ich führte eine Matratze mit Decken und ein Moskitonetz mit mir, eine Kaffeekanne und ein Feuerzeug, für den Fall, daß meine Schwefelhölzer feucht werden sollten (das hätte ich mir sparen können, denn die Orang Utangs, die mir später auf der Expedition begegneten, brauchten Jönköping Streichhölzer). Ich hatte aller-

hand Konserven mit, aber nicht viel, da wir uns unsere Nahrung ja selbst schießen konnten, eine Dose Kaffee, Salz in einer Flasche, damit es nicht vor Feuchtigkeit wegfließen konnte, und dann natürlich einige Pfund hermetisch verschlossenen Tabak. Außerdem zwölf Flaschen Whisky, nicht mehr. Zuviel ist schädlich in den Tropen. Es war Royal Whisky von William Sanderson & Son in Leith, und ich kann diesen Whisky Entdeckungsreisenden aufs wärmste empfehlen.

Im Boot

ch konnte bei meiner Abreise leider nicht photographiert werden. Das war recht schade, denn meine Ausrüstung war sehenswert. Der Khaki-Anzug war tadellos und ohne eine Falte vom Schneider in Singapore geliefert worden, ich hatte einen Patentkorkhelm auf dem Kopf und einen Patronengürtel kreuzweise über die Brust geschnallt. Ich gelobte mir, mein Haupt- und Barthaar droben in den Wäldern wachsen zu lassen, zum besten der Interviewer, wenn ich von der Besteigung des Bukit alam und mit dem Tigerfell zurückgekehrt sein würde.

Wir brachen zeitig am Vormittag auf. Ali war anfangs gesprächig, da ich aber wenig von dem verstand, was er sagte, und selbst nur einige malaiische Worte kannte, verstummte er bald. Ich hatte einen kleinen englischen Leitfaden in der malaiischen Sprache mitgenommen, den ich zu studieren begann. Außerdem hatte ich als Lektüre eine Nummer der Straits Times mit mehreren höchst interessanten Artikeln und vielen fesselnden Annoncen. Diese Zeitung hielt mich während der ganzen Expedition geistig aufrecht. Ich las die Annoncen wie Verse, skandierte sie laut und genoß sie, als wäre es vornehme Poesie, ich will nicht sagen von wem.

Die Wärme wurde bald schwer erträglich und der Reflex des nahen Wassers peinigte meinen Kopf. Ali saß auf seinen Schenkeln und hatte den breitesten Teil des Turbans zur Sonne gekehrt, er hatte sich aufs Warten eingerichtet und sah stumpf vor sich hin. Seine Söhne, die nie sprachen, denn malaiische Kinder schweigen in Gegenwart ihres Vaters, selbst wenn sie erwachsen sind, lagen auf den Knien und ruderten, zwei im Vordersteven und einer achter im Boot. In der Mitte des schmalen Fahrzeuges saß ich und hatte mein zusammengerolltes Bett im Rücken und einen chinesischen Sonnenschirm überm Kopf. Das gefirnißte Papier wurde von der Sonne erhitzt und stank wie kochender Leim.

Während der ersten Meilen war die Landschaft zu beiden Seiten des Flusses ohne Abwechslung. Nur Kokospalmen und immer wieder Kokospalmen, da die Ufer stark bewohnt waren. Die Wärme nahm zu, die Sonne kletterte höher und höher und war nicht weit vom Zenit; es wurde so glühendheiß im Boot, daß man das Holz fast nicht anfassen konnte. Die Sonne brannte lotrecht herab, meine Füße schmerzten mich, weil ich schwarze Schaftstiefel anhatte. Ali schlief, den Kopf zwischen den Knien. Die drei Ruderknechte aber ruderten unverdrossen,

sie fuhren unentwegt fort, die kurze Schaufel ihres Ruders in den Fluß zu graben; sie hatten schon längst jegliche Bekleidung, außer dem Lendengurt, abgelegt; ihre hellbraunen Körper glänzten vor Schweiß in dem intensiven Licht. Plötzlich hört der eine auf zu rudern, ergreift das Schöpfgefäß, ein zusammengefaltetes Palmenblatt, und langt damit in den Fluß nach einem Trunk. Das Flußwasser war grau und warm, aber die Rippen des Burschen wölbten sich vor Gier, während er trank. Ich hätte dieses Wasser nicht anrühren mögen, denn ich führte ja sowohl Whisky wie Kaffee mit mir. Später habe ich schlimmeres Wasser trinken gelernt als das im Birubungafluß.

Obgleich wir gegen den Strom fuhren, kamen wir doch schnell vorwärts, das Boot war leicht und die drei Malaien an den Rudern schienen mit der Zeit immer eifriger zu werden. Sie kamen in eine Art Rausch, hatten alles um sich herum vergessen, sie ruderten wie besessen.

Der Malaie neigt dazu, in allen Dingen amok zu gehen, und hier gingen sie amok beim rudern. Das ist eine Art Berserkergang, ein Wahnsinn, bei dem sie ihrer selbst nicht mehr mächtig sind und nicht aufhören können, bevor sie umfallen. Daß beim Malaien die Form für Selbstmord ein amok gehen zwischen Freunden und Bekannten ist, die mit dem Jhlais nach ihnen stechen, bis er tot ist, ist eine bekannte Sache; aber ich habe beobachtet, daß der Malaie sich überhaupt bei jeder Gelegenheit über sich selbst hinaus erhitzt, wie zum Beispiel hier, wo die drei wie Wahnsinnige ruderten. Ich glaube, diese Neigung, amok zu gehen, rührt von einer Erhitzung der Muskeln her, es ist eine Art Fleischrausch, eine Überhitzung der Muskulatur. Die Malaien sind das fleischigste Volk der Erde, sie sind fest wie Bulldoggen, das Fleisch drängt sich auf ihrem Körper. Ihre Lebensempfindung wird darum wahrscheinlich von dem Krafteindruck bestimmt, den sie von sich selbst empfangen; ihre Muskeln sind imstande sie zu überwältigen. Darum springt ihr Gemüt wie ein Stahlbogen und sie sind in einer Stunde unzurechnungsfähig.

Das Wasser schäumte vor dem Bug des spitzen Schiffes! Und indem ich von meinem ganzen kriegerischen Apparat umgeben dasaß, Doublet, Riffelgewehr und Revolver, und zusah, wie schnell wir, dank der drei vollständig rasenden Wilden am Ruder vorwärtskamen, wurde auch ich von einem leichten Schwindelanfall überfallen. Die Hitze war betäubend, mein Blut siedete, so daß es mir vor den Augen dunkelte. Tiger, Tiger! Ich griff in meine zusammengerollten Decken und zog die Whiskyflasche hervor.

Ah! Was diese Flasche bereits für einen zivilisierten und eigentümlichen Eindruck auf mich machte. Es war eine weiße Flasche vom besten Fabrikat, gut geblasen mit wenig Fehlern. Die Etikette war reizend in drei Farben gedruckt, ein wahres Kunstwerk. Ja, ich will mich im Urwald daran erfreuen! Europa lag weit hinter mir. Prost! Ich bin auf dem Wege nach dem Bukit alam, dem Berg der Welt, wo die wilden Tiere sich in den verschiedenen Zonen verteilen . . . Tiger, Tiger!


in Schluck Whisky beruhigt. Während wir weiterruderten, begann ich sehr gefaßt an verschiedene Tigererzählungen zu denken, die ich von Jägern in Singapore gehört hatte, Erzählungen, aus denen das Bild des Tigers so lebendig heraussprang, daß ich noch einen Schluck aus der Flasche nehmen mußte, um nüchtern zu werden.

Der Tiger, sagte ich zu mir selbst, ist eine riesengroße Katze, das vollendetste Raubtier des Waldes. Der Typus ist so vollendet, daß die Natur ihn nicht variieren konnte. Die Katze, felis tigris, bleibt dasselbe Tier, ob es spinnend im Schoß des Mädchens liegt, oder die Schlagader am Halse des Hirsches aufreißt und von dem Blutstrahl trinkt. Der Tiger benimmt sich in allen Dingen wie eine Katze, nur im vergrößerten Maßstab. Er ist ein System von Stahldrähten und Schießpulver, sein Fleisch spielt in allen Regenbogenfarben vor Elektrizität, er hat sieben Leben...

Es sitzen vier Herren und spielen Karten auf einer Veranda, irgendwo auf einer Plantage im Innern von Sumatra, sie haben eine Lampe auf dem Tisch und einige Schritte von ihnen entfernt schläft eine riesengroße Dogge auf der Erde. Sie hören ein gewaltiges Geräusch unten im Garten, spüren einen Luftdruck und sehen wie ein Tiger mit einem Satz auf die Veranda springt, die Dogge ergreift und mit ihr im Maul wieder hinunterspringt. Gerade so würde eine Katze auf den Küchentisch springen, ein Stückchen Fleisch nehmen und wieder hinunterspringen. Gerade so würde sie rückwärts in eine Ecke kriechen und knurrend ihren Bissen bewachen. Die vier Whistspieler wurden auf diese Weise Zeuge von dem Diebstahl einer großen Miezekatze, sie hörten, wie sie sich durch den Garten trollte und knurrte und die Luft mit Vibrationen füllte, betäubend wie ein Hammerwerk! Die Veranda hat sich unter dem springenden Gewicht der gewaltigen Katze gebogen und federte wieder in die Höhe, nachdem diese mit der Dogge hinuntergesprungen war, die ein einziges Mal in einem schmerzlichen Geheul nach ihrem Herrn und Freund gerufen hatte. Das Ganze hatte nur eine Sekunde gedauert, und war wie ein häßliches Alpdrücken gewesen, wie eine einzige Flamme von Entsetzen, die alles verbrennt und nur Asche hinterläßt. Bei solchen Gelegenheiten ist es, daß einem die Kopfhaut erstarrt, so daß die Haare ihre Farbe verlieren. Es können noch andere Dinge verloren gehen.

Herr Baum, ein deutscher Herr, mit dem ich in Singapore auf die Wildschweinjagd ging, erzählte mir, wie es Herrn Lessinger, einem anderen Deutschen, seinem Freund und Jagdgefährten, ergangen war. Sie gingen häufig zusammen auf die Wildschweinjagd; Herr Lessinger war ein guter Schütze. Eines Sonntags hatten sie, wie schon oft, mit vier Kameraden eine Klappjagd veranstaltet und in einer langen Kette vor den Dschungeln Aufstellung genommen. Im Gebüsch waren ein Dutzend Treiber aufgestellt, Hindus, mitsamt den Hunden, die die

Schweine aufjagen sollten. Und das Geschrei der Treiber und das Gebell der Hunde näherte sich, hier und da fiel ein Schuß in der Kette — da springt statt eines Wildschweines ein riesengroßer Tiger aus den Farren, zehn Schritt von Lessinger entfernt.

Nun muß man wissen, daß es keine Tiger mehr auf der Singapore-Insel gibt, sie sind seit etwa zehn Jahren ausgerottet worden. Aber hin und wieder kommt es vor, daß ein Tiger über die schmale Wasserstraße von Johore schwimmt, und das sind dann gewöhnlich alte und dreiste Tiere. Solch ein Umherschweifer war es, der wenige Schritte neben dem nichtsahnenden Lessinger aus den Dschungeln hervorbrach.

Er hatte das Glück, ein sechsläufiges Repetiergewehr bei sich zu haben, im allgemeinen jagt man Wildschweine mit Hagel. Als er den Tiger sieht, gibt er Feuer und verwundet ihn, und der Tiger geht augenblicklich zum Angriff über. Er schießt wieder, während der Tiger niesend näherkriecht. Dann springt er mit einem entsetzlichen Gebrüll auf Lessinger los, aber dieser drückt sich zur Seite und entgeht der Pfote, er feuert auf zwei Schritt Entfernung nach dem Kopf des Tigers und läuft dann einige Schritte rückwärts, während der Tiger sich besinnt, und schießt dann zum vierten- und fünftenmal. Jetzt hat er nur noch eine Kugel nach. Der Tiger blutet und wankt, aber er heult vor Raserei wie ein Dampfkessel, der leck ist, und rafft sich zu einem letzten Sprung auf. Seine Glieder zucken im Todeskampf, als er sich mit einem entsetzlichen Gebrüll in die Luft erhebt; und im selben Augenblick feuert Lessinger den letzten Schuß auf seine Zunge ab. Der Tiger fiel sozusagen tot aus der Luft herab, plumpste in einer toten Masse zwei Schritt vor Lessinger nieder. Lessinger brach ohnmächtig über ihn zusammen. Als seine Gefährten einen Augenblick später kamen, fanden sie ihn bewußtlos. Sie flößten ihm Tee ein und brachten ihn wieder zu sich. Er erbrach sich, weinte bitterlich, und zitterte so stark am ganzen Körper, daß er nicht allein stehen konnte. Als er schließlich ruhiger geworden war und man ihn nach Hause gebracht hatte, war er so matt, daß er sich zu Bett legte und acht Tage liegen blieb. Die Freunde glaubten, daß er sterben würde, er glich einem Toten; und erholte sich auch nie wieder ganz. Lessinger war vor diesem Duell ein großer, breitschultriger Mensch gewesen, so recht ein athletischer Teutone, Biertrinker und unermüdlicher Geschäftsmann. Er lebte noch anderthalb Jahre nachher, ohne wieder zu Kräften kommen zu können. Er reiste nach Hause und gab all sein Geld für Nervenärzte aus, besuchte Sanatorien in der Schweiz, aber ein gebrochener Mann war und blieb er; etwas in seinem Inneren war gesprungen. Er erschoß sich.

Der Tiger, den er erlegt hatte, war so groß wie eine Kuh. Als ihm das Fell abgezogen wurde, fand man einige dreißig Projektile in seinem Rumpf eingekapselt oder übereitert. Da waren schwere, flachgedrückte Bleikugeln aus dem Vorladegewehr irgend eines Malaien, da waren nickelbekleidete Spitzkugeln aus modernen Repetiergewehren, Winchesterkugeln von diversem Kaliber, da waren

Nägel und Eisensplitter aus einer Büchsenfalle, in die er mal gegangen war. Auf dem einen Bug hatte er eine alte, eiternde und faulende Wunde, die jedem anderen Säugetier den Garaus gemacht hätte, ihn aber nicht weiter zu genieren schien; er war gut genährt. Es war ein Weibchen.

Der Tiger hat ein zähes Leben. Ein Tiger brach aus seinem Käfig in Singapore aus und wurde unter einem Billardzimmer in Raffles Hotel erschossen. Ich war damals in der Stadt und sah wie er starb. Es war kein sonderlich großes oder wildes Exemplar; aber welch ein Aufruhr in Singapore von dem Augenblick, als er ausbrach, bis er gefunden wurde! Jäger durchstreiften die Insel von allen Ecken und Enden, und überall in den Wäldern wurden Fallgruben gegraben. Ich selbst hätte per Rad nach ihm suchen wollen, hatte aber das Pech, daß mein Reifen platzte. Später war ich allerdings froh darüber, denn es wäre nur Zeitverlust für mich gewesen, ihn außerhalb der Stadt zu suchen, da der Tiger die ganze Zeit unter dem Billardzimmer in Raffles Hotel gelegen hatte. Ein Markör entdeckte ihn dort und riet den Spielenden aufzuhören, bis der Tiger entfernt sei; sie würden sich ihre Stellungen wohl solange merken können. Sie willigten alle ohne weiteres ein und machten inzwischen einen kleinen Spaziergang. Jetzt erschien alle Welt mit Büchsen, denn hier gab es etwas zu jagen. Der Tiger lag unter dem Billardzimmer und war dort gewiß in eine Klemme geraten. Aber es wurde ihnen sauer genug, ihm den Garaus zu machen. Nachdem er von einer explodierenden Kugel zwischen den Augen getroffen worden war, blieb er noch lange am Leben und forderte seine Gegner mit einem Gebrüll heraus, das das ganze Haus erzittern machte. Erst nachdem das ganze Gehirn weggeschossen war, schwieg er und starb. Aber trotzdem ließ man ihn noch eine halbe Stunde in seinem Schlupfwinkel liegen; denn die Reflexbewegungen, die von seinen Gliedern ausgelöst werden können, sind stark genug, einen Mann niederzureißen.

Wie hart war der Kampf gewesen, wie ausgeschlossen jeder Gedanke an Gnade von beiden Seiten! Der Tiger war ja nicht eigentlich bösartig, denn er hatte einen ganzen Tag lang ganz still unterm Billardzimmer gelegen, wahrscheinlich angsterfüllt und ratlos. Als man aber auf ihn zu schießen begann, machte er in majestätischer Raserei Front. Er wollte nicht aus dem dunklen Winkel hervor, nicht zu seinen Feinden in den blendenden, weißen Sonnenschein hinaus, aber er sandte ihnen Blitz auf Blitz aus seinen gelben Augen, die unverwandt auf sie gerichtet waren, er zeigte seine Zähne und reduzierte sie zu Nahrung, Fleisch, das ihn quälte, das ihn stach; nichts ließ sich an dem geschmeidigsten aller Tiere beugen oder zähmen, nein. Wie bitter war es anzusehen, wie der Tiger sich drinnen auf den Vorderbeinen umherschleppte, nachdem das Hinterteil durch einen Schuß gelähmt worden war. Und wie grinste er unkenntlich und drohend mit seinem geschändeten Antlitz, als er schließlich unschädlich und tot hervorgezogen wurde.

Eine andere Erzählung von einem Holländer und einem Tiger. Eine Gesell-

schaft von Deutschen und Holländern befand sich eines Sonntags auf einem Ausflug mit einer steam-lunch und begegnete einer malaiischen Prau, von dessen Schiffer sie angerufen und gefragt wurden, ob sie einen Tiger kaufen wollten. Sie fuhren an die Prau heran und sahen, daß auf dem Boden derselben ein langer, schmaler Bambuskäfig lag, nicht viel größer als die wilde Bestie, die darin steckte. Der Malaie hatte das Raubtier in einer Fallgrube gefangen und es so lange mit einem Spieß gestochen, bis es in das Futteral hineingekrochen war. Dann hatte er den Käfig und den Tiger ins Boot geladen und war damit auf dem Wege nach Singapore, um ihn zu verkaufen. Na, unsere Europäer besahen das Tier. Sie überzeugten sich, daß der Bambuskäfig so schmal und mit Ratanwurzeln und anderen zähen Fasern so fest umwunden war, daß der Tiger einfach aus dem Grunde, weil er seine Kräfte in dem engen Raum nicht gebrauchen konnte, nicht auszubrechen vermochte. Einer der Europäer, ein Holländer, kaufte den Tiger und brachte ihn mit größter Vorsicht nach seinem Bungalow in Singapore. Dort tötete er den Tiger durch die Löcher in dem Futteral, worauf er sich mit Gewehr, Feldflasche und Dolch bewaffnet, den einen Fuß auf dem Kreuz des toten Tigers, photographieren ließ!

Er war ein Anfänger. Nach und nach bekommt man Übung in solchen Dingen. Man zeigte mir in Singapore einen alten Engländer und flüsterte respektvoll, daß es Indiens Champion unter den Tigerjägern sei. Es war ein großer, gespensterhaft dünner Mensch, mit einem weißen Vollbart, fast ein Greis; er sah aus wie ein Tuberkelpatient im letzten Stadium und war von der Tropensonne braungebrannt wie Teer. Aber er hatte junge blaue Augen, solche kleine flache Augäpfel, wie man sie bei Lotsen und Meisterschützen trifft. Wie jagt er nun einen Tiger?

Vor allen Dingen hat er keine andere Beschäftigung und ist reich. Er führt fünfundzwanzig Koffer mit sich auf der Reise. Er geht zum Rajah oder zum Sultan, auf dessen Gebiet er jagen will und macht ihm ein fürstliches Geschenk, mietet eine Herde Elefanten und einige Schock Eingeborene und begibt sich in die Dschungeln. Der Tiger wird umringt und hinausgetrieben, und der Alte, der eigentlich nur eine Art Philatelist in Tigerpelzen ist, schießt von der Höhe eines Elefanten herab, auf das Raubtier. Zweien oder dreien der Eingeborenen wird ein Glied oder der Kopf abgerissen; vielleicht gibt es noch eine extra Gemütserregung, indem der Tiger den Elefanten angreift und von diesem totgetreten wird. Dann notiert der Alte die Jagd in seinem Rekordbuch und kehrt nach Singapore zurück, um in dem Vestibül des Hotels mit seinen Skelettarmen umherzuschlenkern und das ehrfurchtsvolle Geflüster bei der Table d'hote um sich herum zu hören.

O, meine Herren Wichtigmacher und Monomanen, dachte ich, während ich in Alis Boot saß und die Mittagshitze und das Fieber und die Schnelligkeit der Reise meinen Kopf heiß gemacht hatten. Oho, ihr kleinen Seelen, hier kommt eine andere Art Tigerjäger! Mir kann es nicht wie dem Trampeltier Lessinger

ergehen, dem die Nerven den Dienst versagten, weil er noch nie vorher in seinem Leben gezittert hatte. Ich komme frisch aus der Überkultur Europas, nervös und bebend wie ein Delirist — nicht vom Trinken, denn Spiritus beruhigt, Prost! — sondern, weil ich meiner selbst bewußt bin, bis in die äußersten Verzweigungen meiner Nerven hinein, während ich gleichzeitig ein blendendes Strahlenbündel heißer Einbildungskraft bin. Ich werde vollkommen kalt und ruhig vor das Angesicht des Tigers treten! Ich komme nicht herrlich auf Elefanten dahergeritten, um eine Tigersammlung anzulegen, ich bin hergekommen, um dem Tiger Gelegenheit zu geben, mit mir zu kämpfen. Ich will mich mit dem wildesten Tier der Erde an Schnelligkeit und Geistesgegenwart messen. Ich will zu zögern vergessen, oder sterben! Der Tiger ist eine Verdichtung der großen Natur, er ist die Seele des Waldes, er ist die Inkarnation des Weiblichen. Ich will mich mit ihm messen! Er ist ein Feind, dessen man sich nicht zu schämen braucht, ich will die wahre Selbstverteidigung von ihm lernen!

Ein gewaltiger Adler kam gerade auf das Boot losgeschossen, hoch oben in der Luft. Ich ergriff das Dublett, dessen Lauf von der Sonne brennend heiß war, lud und schoß. Ali fuhr aus dem Schlaf auf und sah mich verwirrt an. Der junge Vogel aber sauste herab und fiel schwer aufpatschend einige Meter vom Boot entfernt ins Wasser. Weder Ali noch seine Söhne wollten ihn anrühren, da der Adler bei den Mohammedanern als unrein gilt.

Dagegen sicherte der jüngste von Alis Söhnen sich mit Behendigkeit die leere Patronenhülle, und von dem Augenblick an folgte er mir getreulich auf den Fersen; er war und blieb Sammler. In einigen Jahren wird er die beste Kollektion von gebrauchten Patronenkapseln auf der ganzen Malagahalbinsel besitzen . . .

Da niemand meine Beute anrühren wollte, fischte ich den Adler selbst heraus und sah, daß ein Schrotkorn, das einzige das getroffen hatte, ihm durch das eine Auge gedrungen war und schräg durch den Kopf wieder heraus; er schien auf mich herabgesehen zu haben, als der Schuß fiel. Hin, dachte ich. Eigentlich hätte ich den Adler nicht schießen dürfen, weil er weit außer Schußweite war. Wenn man einen Adler mit Schrot töten will, muß er so nahe sein, daß man sein Auge erkennen kann. Ich aber hatte auf eine so große Entfernung geschossen, daß ich nicht mal den Kopf unterscheiden konnte. Aber hatte ich nicht geschossen, ohne zu zögern? Ja, und ich erinnerte mich eines anderen Tages, als ich — nachdem ich mich einen Augenblick besonnen hatte — auf einen Adler schoß, der ruhig auf einem Baum saß und so nah war, daß ich sah, wie er belustigt mit seinem gelben Auge zwinkerte, als er sich vom Ast erhob und unverletzt seines Weges flog! Ich sang mir ein Lied:

Den Adler, des Auge dir sichtbar,
schießest du schändlich fehl;
aber auf weite Fernen
triffst du den Adler ins Auge!

Dann ruderten wir weiter. Es war schon über die Mittagszeit und die Hitze war übermäßig drückend. Selbst Ali, der so trocken und geduldig war, wurde davon gepeinigt. Die drei Söhne starrten, während sie ruderten, mit blutunterlaufenen Augen auf eine bestimmte Stelle am Flußufer hin, bei der ihnen Rast versprochen war, dem ältesten stand Schaum auf den Lippen. Ich schlief ein.

Der zahme Affe

Das Boot lag am Ufer, und ich war allein, als ich erwachte. Wir waren bei Alis Haus angelangt. Er saß oben in seiner Hütte und aß Reis.

Es hatte sich eine ganze Schar Malaien versammelt, alte und junge, um den weißen Mann zu sehen. Da standen nickende Greise auf ihre Spieße gestützt, deren gebeugte Skelette aus der eingetrockneten Haut hervorstachen, junge Männer mit vollen, blanken Brustmuskeln, den Kris im Gürtel, und Schwärme von ockerroten Jungens. Alis Söhne, die mit mir prahlten, ließen mein Fernrohr von Hand zu Hand gehen und jeder einzige, der hindurchsah, einerlei von welchem Ende, lachte sich tot vor Verwunderung.

Zwei junge Leute stiegen zu mir ins Boot hinunter und nahmen sich jeder eine Handvoll Tabak aus meiner Dose, die auf der Ruderbank stand. Es hätte sich ja für mich als Weißen und als höheres Wesen geschickt, sie aus dem Boot hinauszuweisen; aber ich wußte von meiner Kindheit her, daß es ein primitiver Ausdruck für Entgegenkommen ist, wenn man freiwillig von einem Fremden Geschenke annimmt; die beiden höflichen Malaien wollten sich mir gegenüber Gelegenheit zur Dankbarkeit geben. Hätte es ihnen einfallen können, mir Geschenke zu bieten? Wer waren sie! Ich verstand ihr Taktgefühl vollkommen und hütete mich ihnen selbst Tabak anzubieten und „Bitte sehr" zu sagen, denn dadurch hätte ich ja die ganze Paradoxie und den Duft dieser Annäherung zerstört. Als sie gingen, lächelten sie mir zu, und ihr Lächeln war dann auch ganz richtig eine höfliche und kultivierte Form für Zähne zeigen: Sieh, alle meine Zähne, Freund, aber ich beiße nicht! Ich habe dir etwas genommen, aber nicht in böser Absicht, denn du gefällst mir und ich will dir gern etwas schulden. O, wir verstanden einander.

Die Frauen des Ortes wagten nicht näherzukommen, sie standen im grünen Schatten zwischen den Palmenstämmen und glotzten. Ich sah große schwarze Augen durch die Ritzen der geflochtenen Wände von Alis Haus blitzen und hörte sanft entzückte Unterhaltungen; es waren Frauen des Ortes, die aus sicherem Versteck hervor das ausländische Tier zu betrachten wagten.

Alis Haus stand unter turmhohen Kokospalmen, die ganz bis zum Wasser hinauswuchsen. Dort, wo die Kokospalmen weniger dicht standen, wuchsen gewaltige, grasgrüne Pisangs und dünne, schnurgerade Arekapalmen, deren Stämme Wirbelsäulen glichen. Ali hatte auch einige große Rambutanbäume und einen einzigen riesengroßen Durianbaum, der voll von jenen großen, stacheligen

Früchten hing, die einigen Übelkeit und anderen höchste Entzückung verursachen und die darum wohl des Essens wert sein dürften. Ich hatte es leider noch nicht gelernt, Durian mit Verständnis zu genießen, man wird ja nicht im Handumdrehen zum Orientalen. Die Durianfrucht schmeckt wie Seife; man sagt, daß sie Liebe erzeugt. Der Malaie kennt keinen Diebstahl, nur die Durianfrucht stiehlt er, wann immer sich ihm die Gelegenheit dazu bietet. Darum sind die Bäume gewöhnlich bewacht. Sie sind immer so weit wie die Krone reicht, eingezäunt, damit Kinder nicht darunterlaufen und von den herabfallenden Früchten totgeschlagen werden können. Durian ist nichts für Kinder.

Der Urwald machte sich hier schon bemerkbar. Der hohe, wilde Wald stand keine hundert Meter hinter dem bebauten Flußufer, so daß man die Nähe der Menschen fast vergessen hätte, wenn das dichte Schlinggebüsch nicht kreuz und quer von Pfaden durchbrochen gewesen wäre. Es ist etwas eigenes um einen Menschenpfad im Walde; man fühlt gleich, hier kannst du gehen, wenn auch mit Vorsicht. Ich hörte laute Vogelschreie droben aus dem dichten Wald, konnte aber nicht sehen, was es für Vögel waren.

Auf einer niedrigen Stange dicht bei Alis Haus, auf der Grenze zwischen den angepflanzten Palmen und dem Urwald saß ein ausgewachsener und hypervernünftiger Affe. Er war gefesselt, aber es lag viel Philosophie in der Art, wie er seine Fesseln trug. Er riß sich nicht wund, erhängte sich nicht daran; er saß nüchtern da und hielt seine Kette in der Hand, damit sie seinen Hals nicht durch ihr Gewicht drücke und verletze. Ich fühlte mich von ihm angezogen und machte Annäherungsversuche, aber er wollte sich nicht streicheln lassen. O nein, lassen Sie das nur hübsch bleiben. Er säße nicht da und habe Mitleid mit sich selbst. Er wäre wohl zahm, aber nicht zum Vergnügen für Gott und alle Welt, oder für mich, und er hätte nicht das Bedürfnis Späße zu vollführen wie ein vierfüßiger Hund. Es war ein Affe aus guter Familie; seine engstehenden, hellbraunen Augen waren verständiger und verrieten mehr Fassung als die der meisten Menschen und waren ohne moralische Bosheit oder Frivolität. Er hatte sich im Walde durch seine eigene Schwäche fangen lassen (hatte ja die Hand in einen hohlen Kürbis gesteckt, in der sich ein herrlicher Bissen befand, hatte seine Hand nicht wieder öffnen wollen, nachdem sie einmal den Leckerbissen gefaßt hielt, und war auf diese Weise stecken geblieben und von den schlechten und überklugen Menschen gefangen genommen worden); jetzt aber hatte er sich in das Unvermeidliche gefügt und war seit langem mit sich und seiner Umgebung im besten Einvernehmen.

Der Affe gehörte Ali, er gebrauchte ihn um Kokosnüsse herunterzuholen. Ich wollte gern sehen, wie er das machte, und Ali löste ihn von der Kette, sagte einige Worte und zeigte auf eine der Palmen. Der Affe kletterte dort hinauf ohne sich zu übereilen und wählte zwischen den Nüssen oben in der Krone, bis er durch Alis Zurufe verstand, welche er nehmen sollte; dann drehte er die Nuß so lange um ihren Stengel, bis sie herabfiel, worauf er bedächtig zurückkehrte.

Er setzte sich von selbst wieder auf seine Stange, blinkte zweimal mit den Augen und schob die langen Lippen mit einer kaum merklichen Bewegung von den Zähnen zurück. Das Wasser fing an ihm im Munde zusammenzulaufen; die hellbraunen Augen betrachteten die Nuß ...

Jetzt verstand ich, warum der Affe nicht fortlief, wenn er in die Bäume hinaufgeschickt wurde! Alis Sohn öffnete die Nuß; und das mußte ja ein wunderbarer Anblick für den großen Affen sein, der trotz seiner Hände den Kern der Kokosnuß nicht hätte erreichen können. Alis Sohn löste mit seinem Waldmesser die Schale der grünen Nuß, bis er zum Kern gelangte; in diesen machte er ein dreieckiges Loch und bot ihn mir. Der schneeweiße Kern war nur einige Zentimeter dick, das Innere war mit Saft gefüllt. Nachdem ich ihn ausgetrunken hatte, spaltete Alis Sohn die Nuß ganz durch und gab sie dem Affen. Er nahm sie mit den Händen entgegen, ohne das leise Mienenspiel und das warme Licht in seinen Augen, das Zweifel und Dank ausdrückte, verbergen zu können. Er wurde so froh. Aber er hatte nicht um den Nußkern gebeten; denn wo hätte er lernen sollen, daß er damit etwas erreichen würde?

Wie er essen konnte! Er hatte Zähne und er hatte eine Zunge, und seine Lippen waren ungeheuer empfindsam für Speise. Er konnte eine winzige Krume zwischen den beweglichen Lippen hin und herschieben, um den Wohlgeschmack bis aufs letzte herauszusaugen; er konnte plötzlich gierig darauflosfressen, große Stücke zwischen den Kiefern zermalmen und mit feuchtem Blick schlucken und schmatzen. Dann entdeckte er wieder eine Krume, die er verloren hatte, er nahm sie von der Erde auf und schob sie nach genauer Untersuchung zwischen die Lippen. Nachdem er alles verzehrt hatte, faltete er die Hände auf den Knien und begann die Lippen auf alle mögliche Weise hin und herzuschieben, um möglicherweise noch eine Krume zwischen ihnen und den Zähnen zu erwischen. Er griff nach einem zusammengerollten Blatt, das auf der Erde lag, faltete es auseinander, beleckte es, obgleich er nichts darin fand, und ließ es wieder fallen. Und die klaren Augen sahen alles, was um sie her vorging. Er war die ganze Zeit aufmerksam und fürsorglich gewesen, immer beherrscht und delikat, obgleich kalt in seinem Wesen, wie ein Tier, das zu genießen versteht.

So saß er hier auf der Grenze zwischen Mensch und Wald.

Die Affenhorde

Schon am nächsten Tage, als wir weiterreisten, sah ich eine große Schar wilder Affen im Walde. Ich hatte schon oft früher einzelne Affen in den Wäldern gesehen; hier aber wurde ich Zeuge von der Wanderung einer ganzen Affenhorde.

Wir hatten Birubungas Hauptstrom verlassen und fuhren einen schmalen Nebenfluß hinauf, durch eine vollkommen wilde und tropische Landschaft. Der Wald war so hoch, daß wir wie auf dem Grunde einer Straße von New-York ruderten. Bald aber wurde das Flußbett so schmal, daß der

Wald sich darüber zusammenschloß. Die Stämme der Bäume, an denen wir dicht vorbeifuhren und deren Wurzeln wie lange Körper auf dem Grund des Flusses lagen, waren klafterdick und strebten kerzengerade in die Höhe, rund und ohne einen Fehler in der Rinde, wie die Glieder griechischer Statuen. Da standen Riesenbäume frisch und gerade wie Haferhalme, die ohne Umwege und ohne Fehl in die Höhe gewachsen waren. Diese Säulen, die von Lebenskraft und üppigem Wuchs schwollen, trugen den Wald. Einige der Stämme hatten Strebepfeiler unten, wie Domkirchen, schräg und eckiggestellte Ausläufer, die mit wenig Holzmasse dem Baum die doppelte Stärke an der Wurzel gaben. Hoch oben in der Luft begannen die Zweige und wanden sich in einem Gewirr von Laubwerk durcheinander, in einem Gewebe von herabhängenden Lianen, die den Raum zwischen den Stämmen ausfüllten und sich mit dem undurchdringlichen Gebüsch von Bambus, Ratan und gierig ausgebreiteten Sträuchern vereinigten. Und hier oben, auf dem weitläufigen Zweiggehänge der Bäume, kam die Affenhorde dahergezogen.

Die großen Äste schienen für sie Landstraßen zu sein, die dünneren Zweige Stege und die Lianen Brücken. Die Affenkarawane zog in einer langen, einreihigen Kette durch das luftige Terrain aus und ein, aus und ein, in einem langsamen, aber unaufhörlichen Marsch. Indem man diesen Affenzug durch den Wald vorwärtsschreiten sah, mußte man unwillkürlich an die ureigentliche Entwicklung denken; es war, als sei der Zug ein für allemal in Bewegung gesetzt, es lag ein kaltes Vorwärts, ein hartes und zufriedenes: wir wissen nichts anderes, als daß wir müssen, in der Selbstverständlichkeit, mit der die wandernde Reihe zusammenhing, Kopf an Schwanz, der eine dicht hinter dem anderen.

An der Spitze ging ein alter, großer Affe mit einem langen räudigen Schwanz; er marschierte gleichmäßig und flott auf allen Vieren längs der Zweige. Er besaß eine große Sicherheit, man konnte sehen, daß er den Weg kannte. Selten nur sah er sich nach den anderen um, er bewahrte ein schnelles und würdiges Tempo, und es war merkwürdig zu sehen, wie er seine Kräfte zu diesem Zweck verteilte. Er unterließ es, sich bei den leichten Passagen zu beeilen und die Schwierigkeiten nahm er so gewaltsam und forciert, daß die Durchschnittsschnelligkeit immer gewahrt blieb! Er schien einen Ehrgeiz oder Sport darin zu suchen, das Tempo auf diese Weise im Gleichgewicht zu halten. Er tat es nicht, um die anderen, die nachkamen, zu blenden, sondern um seine eigene kolossale Selbstgefälligkeit zu nähren. Es war ein Überfluß an Kraft. Er amüsierte sich damit, nach einer ungeheuren Kraftanstrengung, nach einem Todessprung, auf allen Vieren zu landen und ruhig weiterzugehen, so zu tun, als wäre nichts Besonderes geschehen, seine Atemlosigkeit zu verbergen und den leichten, bedächtigen Trab von vorher wieder aufzunehmen. Das tat er oft. Ich habe gewisse Akrobaten gesehen, die sich auf dieses Raffinement der Stärke verstanden, das darin besteht, ein gegebenes Tempo einzuhalten und mit äußerster Kraftanstrengung Gleichgültigkeit zu bewahren. Die Beherrschung ist ja nämlich die letzte und vornehmste Zueignung der Kraft.

Es war darum nicht zufällig, daß der alte, etwas räudige Affe der Führer der Horde war. Für ihn war alles Spielerei. Er schlüpfte elegant um Stämme herum, kletterte durch Zweige, rüttelte gewaltig an einem Ast, bevor er ihn betrat, um zu untersuchen, ob er sicher sei, schwang sich hier in die Höhe und ließ sich dort herab. Ihm folgten die anderen in einer langen Kette, nach und nach immer kleiner werdend. Zwischen den letzten waren die Mütter mit ihren Jungen, die sich am Fell unterm Bauch festgeklammert hielten. Sie mußten sich ernstlich beeilen, um ihren Platz zu behaupten. Ganz zuletzt kam ein ganz kleiner Affe, der aus Leibeskräften trabte, um mitzukommen und dabei immerfort schrie. Ich mußte an ein Radfahrrennen denken, bei dem es immer aussieht, als wenn der letzte am schnellsten fährt und bei weitem der energischste von allen zu sein scheint.

Die Affen gingen denselben Weg wie wir, wichen nicht vom Fluß ab, obgleich der Wald dicht war und sich wie eine einzige Masse von Bäumen nach allen Seiten erstreckte. Es schien sich eine alte Landstraße in den Bäumen längs des Flusses hinzuziehen. Die Horde machte fast dieselbe Reise wie wir in unserem Boot unten auf dem Wasser; sie legte den Weg mit allen Hindernissen in einem beharrlichen Marsch zurück, der einen starken Eindruck von Wanderung machte, von Triebkraft im Walde.

Wenn hin und wieder gesprungen werden mußte, setzte der alte Führer zuerst und ohne die geringsten Bedenken ab und landete immer leicht und sicher wie ein Trapezkünstler, die Hände um den Ast, den er sich ausersehen hatte. Dann ging er sofort weiter, indem er die anderen, die nacheinander sprangen, mit den Augen verfolgte. Sie zogen sich alle mehr oder weniger gut aus der Affäre; einige von den letzten, die Mütter, zögerten ängstlich und suchten vergeblich nach Auswegen, bevor sie sprangen. Der allerletzte aber wagte den Sprung nicht. Er weinte und fuchtelte mit den Armen durch die Luft, und ließ sich schließlich, als er sich verlassen sah, laut schreiend fallen, indem er alle Viere von sich streckte, um das erste beste, was sich ihm bot, zu fassen und sich daran festzuhalten; er landete in einer Laubkrone weit unten, mußte sich wieder heraufarbeiten und stürzte davon, um die anderen einzuholen, die nicht warteten und nicht zurückblickten. Dieser arme Affe war der einzige aus der Reihe, der immer Galopp lief, weil er der letzte war. Er konnte den Vorsprung nicht gewinnen. Und blieb er nur einige Affenlängen im Rückstand, dann geriet er außerhalb der Wirkungslinie jenes Mystischen und Unerbittlichen, das man die Pace nennt.

Die Affen sprachen unausgesetzt miteinander, während sie auf der Wanderung begriffen waren. Die älteren grunzten sich in tiefen Kehltönen an und die Mütter knurrten bekümmert und zänkisch vor sich hin, während sie mühevoll vorwärtseilten. Hin und wieder fanden sie aber doch Zeit auf drei Beinen zu gehen, während sie mit der vierten Hand entweder das Junge stützten, das unter ihnen hing, oder ihm einen Klaps gaben, wenn es biß oder mit den Nägeln kratzte.

Den jungen Affenmännchen fiel es schwer, sich ruhig zu verhalten, sie grunzten

und bellten übermütig durcheinander; ihre Sprache klang anders als die der Alten, man hatte den Eindruck, als sprächen sie eine Art Slang, eine jugendliche und ausgelassene Mundart. Hin und wieder warfen sie einen hastigen Blick auf den Alten an der Spitze, um zu sehen, ob er seine Augen anderwärts hatte, und wenn das der Fall war, machten sie einen brutalen Abstecher von ihrem Platz, um irgend etwas zu besehen oder um eine Frucht in einem Rambutanbaum zu erhaschen. Entdeckte der Alte es, dann sprang der junge Leichtfuß mit unschuldiger Miene auf seinen Platz zurück und dann war ihm verziehen.

Aber lange nachher, wenn der Auftritt bereits vergessen war, konnte der Alte ein Kunststück aufführen, das in seinem Kopf auf Umwegen mit dem vorherigen Übertritt in Verbindung stehen mochte. Er wendete sich um und machte einen fürchterlichen Sprung in die Kette hinein, landete mit allen Vieren auf einem Ast und schüttelte ihn, schüttelte ihn mit so bestialischer Heftigkeit, daß der ganze Baum in Aufruhr geriet und der Wald wie von stählernen Saiten widerhallte. Dieser Trick, bei dem er die volle Kraft seiner Glieder anwendete und den er mit der ganzen Raserei ausführte, die er in seinem Mienenspiel zum Ausdruck bringen konnte, war von gewaltig Schrecken einflößender Wirkung auf die Horde.

Selbst auf meine Nerven wirkte er wie der Anlauf zum panischen Schrecken. Und ich weiß auch weshalb. Jeder starke Laut, der plötzlich beginnt und schnell an Stärke zunimmt, hat die Fähigkeit das Bewußtsein zu überrumpeln und es zu einer ungeheuren Übertreibung jenes elementaren Angsteindruckes zu erhitzen, die ein Laut immer ist.

Jedesmal wenn der große Führer die Schar gelähmt hatte, indem er mit der Wucht seiner Schwere einen Ast wie zum letzten Gericht hatte ertönen lassen, wußte er sich ohne Verlust von Respekt aus der Affäre zu ziehen und zwar auf eine sehr merkwürdige Weise. Es muß ja notwendig eine Reaktion auf das große Entsetzen folgen, wenn der anschwellende Laut aufhört und das letzte Gericht ausbleibt . . . aber statt des Gerichts kam er selbst! Nachdem der Affe sich und den Ast in solche Vibration gebracht hatte, daß er teils halb unsichtbar und teils von unnatürlicher Größe geworden war, hielt er plötzlich mit dem Spiel inne und ließ sich, auf allen Vieren stehend, in einer Glorie von gesträubten Haaren sehen! In dieser Stellung machte er sich schnell größer und kleiner, wie um durch Zweifel zu verwirren und schließlich legte er alle Haare nieder und stand eine Sekunde lang ohne die geringste Bewegung, wie seine eigene Verdichtung da. Die Gefährlichkeit des Blickes, die Gesichtskämme und der schreckliche Kranz von Zähnen bildeten eine Maske, die sich gegen den Hintergrund der gewaltig hochgeschobenen Schulterpartie abhob. Dieser ganze Teil des Manövers wirkte wie ein lähmendes: Ich bin es, im höchsten Grade niemand anders als ich, aber ich bin es! Und die Horde bebte.

Ein einziges Mal statuierte er ein Exempel, roh und mit unbeschreiblicher Energie. Es war das einzige Mal, daß eine Stockung im Vorrücken eintrat. Einer der jungen Affen war zu naseweis geworden und wollte sich durch die

Blicke des Führers nicht abhalten lassen einen Abstecher in einen abseits gelegenen Baum zu machen. Da ging der Alte gegen ihn vor, schweigend und in einer Serie von blitzschnellen Sprüngen. Der Junge hatte die Dreistigkeit zu fliehen, und jetzt machte die ganze Kolonne Halt. Aber bald war er eingeholt und jetzt brach der Führer in ein fürchterliches Gebrüll aus, während er den zappelnden Gegner hielt und sich bis zum Nacken mit den Zähnen vorfühlte. Der Junge ergibt sich und fleht um Gnade, in durchdringenden, schneidenden Schreien, die im Walde widerhallen. Und als der Alte ihn losläßt, fliegt er ihm um den Hals, schmiegt sich unter zahllosen demütigen und zuckersüßen Wimmerlauten mit allen vier Gliedern an ihn und ist sehr unglücklich. Da führt der Alte ihn unter sich, körperlich gesprochen, steht auf seinen Fersen und reduziert ihn mit einer kräftigen Gebärde zum Affenweibchen, das von der Gnade des Männchens lebt, und läßt ihn dann laufen.

Die ganze Zeit, während ich die Affenkarawane verfolgte, lag ich auf dem Rücken im Boot. Und der Wald dort oben öffnete sich mir wie eine neue oder wie eine alte Welt. Ich sah in eine Perspektive hinein, die vergessen war, aber die ich kannte.

Wie luftig war es oben in diesem Land von zusammenhängenden Kronen. Es glich einer Karte in drei Dimensionen mit tausend Wegen nach allen Richtungen, hinauf und hinab zwischen Himmel und Erde. Aber die eine Dimension war für mich verloren gegangen.

Lange nachdem die Affenhorde außer Sicht war, konnte ich noch ihr Grunzen und Schwatzen in dem tiefen Wald vernehmen. Es klang fremdartig und mit einer eigenen Kälte, es kam von fern und von hoch oben her und hallte seltsam wie durch Schallöcher in den klangvollen Wäldern wider.

Aus dem Tagebuch



lis Söhne führen mich in den Wald, und ich schieße jeden Tag einen ganzen Haufen Kleinwild. Es gibt Turteltauben in großen Mengen, die den Wald mit ihrem Kurren erfüllen, aber ich schieße sie nur selten, um keinen wertlosen Rekord zu erzielen. Ich habe eine spannende Jagd auf zwei Pfauen erlebt, wurde aber leider so eifrig, daß ich sie beide verfehlte. Es war ein prächtiger Anblick als das Männchen sich zur Flucht erhob und mit seiner langen Schleppe, wie ein regenbogenfarbenes Luftschiff, hoch über den Baumwipfeln davonflog. Ich war untröstlich über mein Mißgeschick.

Hier gibt's Tausende von Bekassinen, die wie Blitzstrahlen über dem Wasserspiegel auf den Reisfeldern kreuzen. Sie sind so rasch, daß es mir bis jetzt nur gelungen ist, meine Hagelkörner hinter ihnen ins Wasser zu schleudern. Bei den fliegenden Hunden habe ich mehr Glück. Sie sind so rücksichtsvoll, zusammengefaltet oben in den Bäumen zu hängen, von wo ich sie zum Zeitvertreib herunterknalle.

Ich habe auf ein großes Wespennest geschossen, aber es wäre mir fast teuer zu stehen gekommen. Ich habe einen Termitenbau umgeworfen und die bewundrungswürdige Republik in ihrem Inneren mit einem Stock geneckt. Das machte mir Spaß, denn die Termiten sitzen da in ihrem Aktienunternehmen, das sie mit ihrem eigenen Mist zusammengeklebt haben und sind so klein, daß man sie nicht sehen kann. Dennoch sind sie eine Macht durch ihre Einigkeit, durch ihr klebriges und steriles Allerweltsregiment, durch das Extrem einer kommunalen Selbstregierung, und dann komme ich in einer ledigen Stunde und werfe, weil es mich belustigt, den ganzen Bau um! So nebenher bei der Tigerjagd.

Apropos, der Tiger! Ich bin, ehrlich gestanden, all dieser kleinen Narrenstreiche müde. Mein Vorhaben zieht sich in die Länge — wo bleibt Matti?

Ali verspricht wieder und wieder, daß er seiner schon habhaft werden wolle, aber kein Matti erscheint.

Inzwischen bin ich jeden Abend wie ein Kalb mit zwei Köpfen in der Hütte ausgestellt. Alle Bewohner des Tales kommen heran, grüßen Tabe mit der Hand auf der Brust, setzen ihren Speer in eine Ecke und lassen sich auf dem Fußboden nieder. Wenn sie dann ihre Beteleinrichtung hervorgezogen haben und ihr Kopf durch ein frisches Feuer zwischen den Zähnen in vollen Schwung geraten ist, widmen sie sich ganz meiner Betrachtung. Es sind manchmal dreißig unersättlich glotzende Malaien da, zu anderen Zeiten nicht mehr als zwanzig. Ich pflege auf meinem Teppich zu sitzen und Kaffee zu kochen oder Reis zu essen, wenn ich nicht Tabak schmauche, und niemals weichen die Augen dieser ausdauernden Wilden von mir. Sie unterhalten sich gedämpft über mich und zeigen auf mich und spucken Betelspuck und schütteln in tiefer Bescheidenheit die Köpfe. Sie sitzen in einem Halbkreis um mich herum und machen mich zum Mittelpunkt in einem Hohlspiegel von Aufmerksamkeit, bis ich vor Dünnhäutigkeit, vor Einsamkeitsgefühl, Wut und Schmerz zittere. Dieses ist ein Vorgeschmack für den Ruhm, der meiner wartet, wenn ich erst den Tiger erlegt habe. Wie sehne ich mich darnach, mich an der Beachtung der großen Welt zu sättigen, während ich hier im Inneren des Malaienlandes bebend dasitze und die Süßigkeit genieße, von dem nichtsahnenden Haufen beglotzt zu werden!

Es gibt Augenblicke, in denen ich kalten Blutes meinen Revolver auf diese Leute, die es nicht böse meinen, entleeren könnte; es gibt andere Augenblicke, in denen ich mich in diesem Ring von törichten und schonungslosen Neugierigen niederlegen und weinen möchte.

Wo ich gehe und stehe werde ich betrachtet und das ist eine Qual, die fast nicht zu ertragen ist. Ich entdecke ein Paar schwarzer Augen in einem Busch im Walde, und wenn ich näherkomme, gleitet ein malaiisches Mädchen lautlos ins Gebüsch zurück und verschwindet. Allein die Tatsache, daß sie mich betrachtet hat, ist mir so qualvoll, daß ich nicht mal daran denke, daß es ein Weib war, und ich muß alle Kraft meines Bewußtseins anwenden, um mich zu beherrschen, damit ich sie nicht anschieße und ihr Haar und Gesicht durch einen Hagelschuß fortreiße.

Dies ist ein krankhafter Zustand, ich weiß es wohl. Viel natürlicher wäre es, sowohl für sie wie für mich, wenn ich die Waffen niederlegte und sie mit den bloßen Fäusten zwänge die Augen niederzuschlagen. Aber wenn ich krank bin, bediene ich mich nun einmal keines gesunden Verfahrens; es erscheint mir wichtiger, einer unerklärlichen Wut auf den Grund zu gehen, als darüber hinwegzuspringen. Einer der Gründe, weshalb ich lebe und trotze ist der, unvergängliche Standbilder von den Typen menschlicher Gemütszustände zu errichten, welcher Art sie auch sein mögen, wie gemein sie auch sein mögen, einerlei, was ich dafür bekomme. Hier nützt kein freundschaftlicher Schlag auf die Schulter. Geht weg, ich arbeite!

Die ganze Nacht hindurch bleibt die Versammlung in der Hütte sitzen und schwatzt von mir, während ich unter meinem Moskitonetz liege und schnarche, mit dem Revolver zur Seite. O, ich gerate in Raserei, wenn ich des Morgens erwache und die Unermüdlichen noch auf derselben Stelle sitzen sehe.

Ich verschaffte mir neulich etwas Linderung, indem ich einen Affen tötete, weil er einem Menschen glich. Während ich im Walde ging, beugte er sich durch ein Guckloch im Laubwerk und glotzte mich an — ich schoß ihm einen Schuß Hagel gerade ins Gesicht. Jäger in Singapore hatten mich davor gewarnt Affen zu schießen, weil sie, wenn sie getroffen werden, so herzbrechend weinen und klagen, als wenn es Menschen seien. Das war nur ein Grund mehr für mich. Der Affe, den ich schoß, jammerte übrigens gar nicht und er streckte auch nicht die Arme drohend durch die Luft, sondern er taumelte mausetot durchs Laub herunter.

Ich bin nervöser als je, es sammelt sich eine fatale Spannung in mir an, während ich umhergehe und auf den großen Chok warte, der mich entweder töten oder mich über mich selbst hinaus erheben soll. Und während ich inwendig von Ungeduld verzehrt werde, vereinsame ich nach außen hin immer mehr und mehr. Natürlich, denn ich verliere jegliche Fähigkeit mich dem Augenblicke hinzugeben, weil alle meine Kräfte auf eine Zukunft gerichtet sind. Ich kann mich nicht vor dem beugen, was ist.

Darum bin ich ein Fremder hier und werde es immer bleiben, ebenso wie ich ein Fremder in Europa war. Dort konnte ich mich nie in den Farben des Tages kleiden, weil ich anderwärts in Anspruch genommen war. Das leichteste in der Welt ist schwer für mich. Und ich leide noch mehr darunter hier im Walde, weil der Sprung hier so leicht zu machen wäre, wenn ich nur könnte.

Welche Kleinigkeit wäre es zum Beispiel für mich, zum Islam überzutreten, da ich so leicht auswendig lerne, und da ich mir im Handumdrehen meinen Kopf scheren lassen und einen Harem wählen könnte! Wenn ich es täte, wenn ich mich zu etwas bequemen könnte, was an und für sich eine lächerliche Form ist, dann würde man mir nicht mehr mit naiver Hartherzigkeit ein Einzelbad in einem Tümpel vor der Hütte anweisen, sondern man würde mir gestatten, mit in dem gemeinsamen, heiligen Wasserloch zu baden, wo man in ebensoviel

Schlamm wie Wasser taucht, und wo man sich hinterher die Blutegel absuchen muß. Wenn ich zum Islam überträte, würden die streng enthaltsamen Mohammedaner mich nicht mehr mit Entsetzen und Widerwillen betrachten, wenn ich mir ein Glas Whisky mit Wasser mische; sie würden ein Auge zudrücken bei einem Bruder und Rechtgläubigen, der sich grob versündigt, wohl wissend, welche Strafe ihn erwartet, der dann aber doch den Rausch genossen hat. Sie würden mich nicht länger als ein unzurechnungsfähiges Tier ansehen, sondern mich als das brüllende Wunder des Stammes ausposaunen. Der alte Malaie, der mich neulich in unbezwinglicher Neugierde mit dem Finger berührte und nachher sein verunreinigtes Glied, gerade vor meinen Augen, in heiligem Wasser wusch, er würde mir seine vierzehnjährigen Töchter gegen Sonnenuntergang zuführen und mich bitten, meine Augen in Gnaden auf ihnen ruhen zu lassen.

Denn nichts öffnet den Zutritt zu einer Gesellschaft, zu einem Haufen leichter, als die Bereitwilligkeit, einer Schwäche zum Opfer zu fallen. Allah ist groß, befleißige dich nur einer kleinen Gemeinheit! Ein Scherflein zur Voraussetzung unserer Existenz!

Aber mich hierin oder in einer anderen Sache zu beugen, das kann ich nicht. Ich bin nämlich augenblicklich mit dem Trotz beschäftigt, eine der Aufgaben, die ich in meinem Leben lösen will. Und ich verkaufe nicht meinen Marmor, um für den Ertrag Hammer und Meißel zu erstehen. Laßt mich in Ruh, ich arbeite!

Matti — wo bleibt er? Weshalb geht meine ganze Expedition zum Teufel, weshalb kommt Matti nicht?

Ich habe Ali haji in Verdacht, daß er mich mit Ausreden hinhält, um mehr zu verdienen. An jedem Tag, der vergeht, ohne daß die Expedition weitergeführt wird, steckt er fast die ganze Summe ein, die er täglich von mir bekommt. Er zieht mich auf alle mögliche Weise auf, verlangt unverschämte Preise für Eier und Bananen. Ich weiß, daß er drei pythis an einem Ei verdient; denn die Wirtsleute, denen ich eines Tages selbst eins abkaufte, verlangen nicht mehr als zwei pythis und Ali berechnet sich fünf fürs Stück. Ein pythi ist eine Zinnmünze, die nur zwischen Malaien gangbar ist; es geht eine Schaufel davon auf einen amerikanischen Dollar. Ich habe ungefähr zwanzig Schaufeln mit; aber eine jede noch so große Summe nimmt ja schließlich ein Ende, wenn man täglich betrogen wird. Ich verteidige meine Mittel Alis Habgier gegenüber, ich passe auf wie ein Luchs, aber ich merke täglich, daß er immer neue Wege findet, um mich zu hintergehen und auszusaugen. Ich ärgere mich über den alten Feuerherd, der trotz seiner Gefräßigkeit keine Wärme mehr spendet. Er ist Sammler bis auf die Knochen, deren er so viele hat, er ist immer darauf bedacht, seine Habe zu vermehren. Wenn das Gerippe nicht damit beschäftigt ist, Gnade von oben zu sammeln; indem er ellenlange arabische Gebete zu Allah sendet, von denen er selbst kein Wort versteht, dann liegt er auf seiner Matte und berechnet und zählt und stapelt Hunderte von pythis aufeinander, die er mir durch lauter schmutzige Mittel entrissen hat. Und Matti kommt nicht.

Aber wie herrlich ist das Tal und der Abend hier zwischen den hohen Waldbergen! Ich schleiche mich oft von meinen Plagegeistern fort und setze mich auf einen der niedrigen Deiche zwischen den Reisfeldern. Einige der Eingeborenen folgen mir verwundert bis an die Bambushecke und dann nicht weiter. Nach eingetretener Dunkelheit geht der Malaie nicht aus, er fürchtet die wilden Tiere und die bösen Geister des Waldes. Wer zu Besuch kommt, bleibt des Nachts über da. Auf diese Weise ist es mir vergönnt, allein zu bleiben. Ich sitze und schaue den halbwilden Wasserochsen zu, die des Nachts draußen sind; sie können sich gegen alle Feinde verteidigen. Sie bewegen sich in der tiefen Dunkelheit wie Klumpen, oder ich sehe wie sie sich aus dem Morast hervorheben, als würden sie von der Erde und der Dunkelheit geboren. Man empfindet des Abends die Wärme nur wie ein laues Bad, und die Dunkelheit erquickt. Eine versöhnliche Stimmung ist in der Natur, während das Licht schwindet. Ich sitze und sehe das gelbe Spiegellicht in den Wasserfensterscheiben der Reisfelder langsam verbleichen. Und vor diesem lautlosen Hinsterben beuge ich mich.

Die Nacht ist friedlos in diesem Tal. Das Schweigen, das sich während der Dunkelheit auf die Natur herabsenkt, ist merkwürdig geladen. Die Nacht ist nur stumm, weil sie den Atem anhält. Ich empfinde die Einsamkeit um mich her, wie einen heißen Puls, wie ein Leben, das sich in wildem Wuchs türmt und sich erdrückend im Finstern auf mich herabsenkt. Hin und wieder kann die Spannung dadurch gelöst oder doch gelindert werden, daß ein Blitz sich in unendlich weiter Ferne am Himmel abzeichnet und eine Sekunde lang wie eine geschwollene Ader an der Schläfe der Nacht dasteht, oder wenn ich in den Palmen über mir den rohen Schrei des Habichts höre und fast im selben Augenblick das schwache, klägliche Piepsen eines Singvogels, der im Nest getötet wird. Die Nacht ist so üppig und so grausam.

Es wird jetzt nicht mehr ganz dunkel, der Mond ist im Zunehmen, sein Spiegel liegt in wagerechter Stellung über dem Bukit alam. Den Berg selbst kann ich nicht sehen, auch nicht am Tage, denn das Tal ist so tief, daß die erste große Waldhöhe am Fuß des Berges den Berg selbst verbirgt. Ich bin noch nicht mal drüben auf dieser Waldhöhe gewesen. Dort gibt es Großwild. Aber jedesmal wenn ich dorthin will, werden meine Führer immer gleich müde, ob es nun Alis Söhne sind oder Leute aus dem Tal. Bald müssen sie sich hinsetzen und Betel machen, bald heißt es verdrießlich: mau makan, ich bin hungrig, und das Tuch mit dem gekochten Reis wird hervorgeholt, oder sie werden plötzlich lahm und zeigen unter Schmerzen auf ihre alten Beinwunden, die sie sonst gar nicht beachten. Der Malaie ist immer höflich und läßt den weißen Mann stets vorangehen; aber wenn wir drüben am Fuß des Berges angelangt sind und uns am Eingang eines düsteren Waldpfades befinden, dann kennt ihre Artigkeit keine Grenzen; der weiße Mann möge nur ja recht weit vorausgehen, sie machen Kratzfüße und gestikulieren wie die Franzosen: Après vous, Après vous!

Des Abends aber, wenn ich allein auf dem Deich sitze und zu dem wald-

bewachsenen Fuß des Bukit alam hinaufsehe, dann lockt er mich, dann vereinigt er alle meine Lebensgeister wie zu einer namenlosen Sehnsucht nach Urzeiten.

Ja. Und gleichzeitig beginne ich einen heimlichen Groll zu nähren, eine Sehnsucht . . . ein Verlangen nach der Küste und dem Meere!

Bin ich so weit in die Wälder vorgedrungen, um nun mit einer schleichenden Meeressehnsucht im Herzen, dennoch nie das Innerste des Waldes zu erreichen?

Der Kampf

Sahja mau pegi temba rimau ini hari, erklärte ich Ali am nächsten Morgen aus meinem malaiischen Leitfaden heraus; ich will heute ausziehen und Tiger jagen. Ich hatte meine Büchse instand gesetzt und zwanzig Dum-Dum-Patronen in die Tasche gesteckt.

Ali, der von dem anstrengenden Psalmensingen der vergangenen Nacht erschöpft war, protestierte und versicherte, daß Matti bald käme, aber ich wollte sein Geschwätz nicht länger anhören, ich stand bis an die Zähne bewaffnet vor ihm und verlangte, auf Grund meines Kontraktes, einen Führer. Als Ali merkte, daß es mir Ernst sei, steckte er seinen Kopf mit den anderen Malaien zusammen, und das Resultat der Unterhandlung war, daß zwei Männer sich mir zur Verfügung stellten, ein junger starker Bursche und ein älterer Mann mit erfahrenen Zügen. Der Alte nahm einen schweren Speer mit, und der Bursche bewaffnete sich mit einem alten Kavalleriepallasch, der sich, Gott weiß wie, in diese Gegend verirrt hatte. Dann machten wir uns auf zum Bukit alam.

Meine Führer machten heute keine unnötigen Einwendungen, sondern schienen sich mit der Tatsache abzufinden; wir gingen quer durchs Tal und auf der anderen Seite in den Wald hinein. Nachdem wir einige Stunden gegangen waren, gelangten wir zu einer Schlucht, wo die Bäume hoch und dicht standen; solche wilde Waldgegend hatte ich noch nie durchwandert. Meine Führer gingen langsam und beugten sich häufig nieder, um nach Spuren im Waldboden zu suchen. Hierbei mußte ich ihren feinen und sicheren Instinkt bewundern; sie konnten mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit eine Hirschspur im Erdmoos verfolgen, während ich völlig ratlos dabeistand. Wenn ich nicht das geringste entdecken konnte, gingen sie mit Sicherheit vor, wendeten ein verwelktes Blatt um und deckten die Spur auf; sie sahen sich vorwärts an Dingen, die mir gar nicht ins Bewußtsein traten, lasen sich gleichsam vorwärts, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, auch nur einen Schimmer von ihrem Alphabet zu erspähen. Ihre Sehkraft war viel schärfer als die meine. Schon bei früheren Gelegenheiten hatten meine malaiischen Führer mich auf Vögel aufmerksam gemacht, die mir erst mit Hilfe eines Fernglases sichtbar wurden. Ich bin kurzsichtig, sehe aber mit dem Kneifer ebenso gut wie Europäer im allgemeinen. Konnte ich mich aber mit den Malaien nicht messen was Sehen und Spüren betraf, so war mein Gehör desto schärfer. Etwas, was sich innerhalb des Sehkreises rührte, entdeckte ich viel früher als sie; ich hatte ja meine Sinne in

großen Städten ausgebildet. Wenn ein Malaie nach London käme, würde er sehen können, wieviel die Uhr auf einem eine halbe Meile entfernten Kirchturm ist, und würde von einem Omnibus überfahren werden.

Wir folgten lange einem aufsteigenden Pfad durch die Schlucht, der sich aber zuletzt in Farrenkraut und einem Wald von Schlingpflanzen verlor, so daß wir uns mit dem Waldmesser, das der Malaie immer bei sich trägt, einen Weg bahnen mußten. Es war ein äußerst anstrengender Marsch, weil die Kluft sehr steil anstieg. Der Wald über uns war so hoch und dicht, daß wir in einem schummerigen Halbdunkel gingen, und doch war die Hitze so groß, daß mein Leinenanzug bald vollkommen durchnäßt gegen meinen Körper klatschte.

Die heiße Feuchtigkeit rann an den Stämmen hinunter, alles sah verfault und schwammig aus und war mit grünlichem Schlamm bedeckt, wie der Boden in einer Kloake. Die umgestürzten Baumstämme auf dem Sumpfboden waren schwarz wie Kohle und wenn man darauf trat, fielen sie wie geronnener Brei auseinander. Wachstum und Verwesung folgten hier rasch aufeinander. Ich sah Schlingpflanzen, die noch korkzieherartig in der Luft hingen, während der Baum, an dem sie sich hinaufgeschwungen hatten, schon lange verfault war. Der Lauf der Natur ist eine Spirale, die geradewegs aufs Ziel losgeht.

Das giftgrüne Bambuschgebüsch stand voll von schweren, weißen Gasen, die sich nicht zerteilen wollten, und die meterlangen, fleischfarbigen Schößlinge im Erdboden, die kaum mehr als eine Stunde alt sein mochten, gaben einen warmen Saftsprudel von sich, wenn man sie durch die Finger zog. Nepentes wuchsen hier in großen Mengen, überall zwischen den Farren sah ich ihre fahlen, weitgeöffneten Becher. Und es wimmelte von Dschungeligeln. Sie saugen sich mit ihrem einen Ende an einem Blatt oder an einem Halm im Farrendickicht fest und wenn ein lebendes Wesen vorbeikommt, heften sie sich mit ihrem anderen Ende daran und saugen ihm das Blut aus. Hin und wieder schabten meine Führer sie sich gegenseitig mit dem Waldmesser von den Beinen ab. Von diesen Igelbissen bekommen die Malaien ihre Beinwunden, die sie dann Zeit ihres Lebens offen halten, indem sie sie mit Kehricht von Mekka salben. Die Igel konnten nicht durch meine Kleider dringen, aber ich fand sie zwischen den Falten, wo sie sich festgesaugt hatten und warteten, daß ich mich ausziehen würde. Ich untersuchte einen von ihnen näher und sah, daß es weiche, sehr ausdehnbare Tiere waren, die jedoch die langgestreckte Form vorzuziehen schienen; Kopf und Körper gingen in eins, und sie hatten an jedem Ende einen Saugemund, dessen Lippen lang und geschmeidig waren; ihr Blick war träumerisch, und die meisten von ihnen hießen Mimmy oder Lily oder Edele . . .

Halt, woran erinnerte mich die Atmosphäre hier drinnen? Dieser sauersüße, schwindelnde Geruch, der über den wachsenden und faulenden Gewächsen in dem heißen Sumpf lag . . . Gedüngte Felder in der Abenddämmerung . . . blühender Roggen . . . Schminke und ranzige Parfüms auf dem Boulevard de Clichy . . . der Schoß des Mädchens und das schwüle Bett . . .

Vorwärts! Wir waten bis an die Augen in Farren und Gras, werden von wütenden, roten Ameisen gestochen, verfangen uns in den grünen Stengeln des spanischen Rohres und hauen uns mit dem Messer heraus, während wir von Schweiß triefen.

Was ist das ... große Elefantenspuren auf dem Waldboden! Der Alte zeigte sie mir und zeigte mit zusammengepreßten Lippen zu den geknickten Bäumen hinauf und auf die niedergetretenen Farrenkräuter. Ich spanne den Hahn meiner Büchse. Es war ein Mausergewehr nach modernster Konstruktion mit fünf Schüssen und explodierenden Projektilen. Außerdem hatte ich einen schweren belgischen Revolver und ein Jagdmesser im Gürtel. Wir drangen weiter vor, ohne daß sich Elefanten oder Nashorne zeigten. Was den Tiger betraf, so war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, ihn in so dichtem Wald anzutreffen. Aber nachdem wir einige Stunden geschuftet und geschwitzt hatten, kamen wir aus der Schlucht heraus und gelangten auf ein Plateau, das mit Farren, Gras und zerstreutem Buschwerk, das die Aussicht versperrte, bewachsen war. In dieser Art Dschungeln pflegen sich Hirsche und Tiger aufzuhalten. Hier begann unser Jagdgebiet.

Aber bevor wir weitergingen, wollten meine Führer essen, und dagegen ließ sich diesmal nichts einwenden; ich war selbst hungrig. Wir machten im Schatten eines Baumes Rast. Die beiden Malaien aßen ihren harten Reisklumpen und ich verzehrte ein gutes Omelett von Eiern, Speck und Eingemachtem, das ich mir selbst am Morgen gebacken hatte. Unterschied zwischen Herr und Diener muß sein. Das fanden die Malaien auch, die mit tiefer Verachtung das Mahl betrachteten, das ich heidnischer und niedriger Hund mir zu Gemüte führte. Meine Feldflasche war schon längst geleert, ich hatte ihren Inhalt von Kaffee und Whisky in der nassen Hölle von einem Wald, den wir durchmessen hatten, verschlungen. Mich dürstete, die Malaien dursteten ebenfalls, wir sahen uns mit verlangenden Mienen um. Trinken mußten wir, und nachdem wir unsere Mahlzeit beendigt hatten, begaben wir uns auf die Suche nach Wasser.

Bald hatten wir das Glück, ein schlammiges Loch zu finden, in dem etwas Wasser stand, das über den Rücken einer besonders großen Wabenkröte hinwegschleimte, und bei dieser Gelegenheit wäre ja für mich als Durchschnittsforscher Gelegenheit gewesen, zu meinem Kinderglauben zurückzukehren. Aber ich war vielleicht zu durstig oder nicht durstig genug, um die Konsequenzen meines Deliriums zu ziehen. Wir jagten die Kröte aus dem Loch heraus und nahmen ihre Stelle ein. Ich will nicht behaupten, daß das Wasser gut schmeckte, aber ich weiß, daß ich es ebenso gierig schlürfte, wie der junge Malaie mit seinem großen Maul. Der Alte schüttelte den Kopf und trank nicht, er hatte Selbstbeherrschung genug, den Mund nur ein paarmal zu füllen, ihn auszuspülen und das Wasser wieder auszuspucken.

Die Mittagsstunde war vorüber. Die Hitze unter dem offenen Himmel war kaum so schwer erträglich wie die Temperatur drinnen in dem dampfgesättigten Wald, wo man nicht atmen konnte. Aber dafür stach die Sonne hier mit trockener Wärme und das Wasser, das ich geschluckt hatte, kochte aus allen Poren heraus.

Zwei Stunden lang ging ich nun vorwärts durch die Dschungeln, den Finger auf dem Hahn meines Gewehrs. Die Führer wollten nicht vorangehen und das war auch nicht nötig, Hauptsache war, daß sie den Rückweg wieder finden konnten; ich schritt unentwegt durch Gebüsch und Farren vorwärts. Es wimmelte oben und unten von kleineren Tieren, denen ich heute keine Beachtung schenkte, meine Absicht war, einen Tiger aufzujagen und die Folgen zu tragen.

Viel Zweck hatte es nicht, mit der Büchse im Anschlag drauflosʒumarschieren und zu warten, daß der Tiger wie ein Hase vor mir aufspringen würde; rationeller wäre es gewesen, eine Spur aufzusuchen und ihr zu folgen, bis ich den Tiger gefunden hätte. Aber ich konnte mich nun einmal nicht mit weniger als mit der totalen Überraschung begnügen. Eben diese entscheidende Prüfung wollte ich meinen Nerven bieten. Ich wollte den Tiger in meiner unmittelbaren Nähe aus dem Farrenkraut springen sehen, damit es sich zeigen konnte, ob ich zögern oder schießen würde, ob ich ein Mann der Tat sei oder ein Frühstück, das sich selbst dem Tiger servierte. Jetzt, da sich die Entscheidung näherte, fühlte ich, daß sie an einem Haar hing, ich sah den Augenblick voraus und begann vor Schreck gelähmt zu werden, während ich gleichzeitig so erregt war, daß mir Schatten vor den Augen tanzten. Sollten meine Nerven geprüft werden, so entzogen sie sich dieser Prüfung jedenfalls nicht, sondern machten ihre Anwesenheit alle auf einmal geltend; Stöße durchfuhren mich, ich zitterte, schlotterte vor Angst und Erregung. Hier war ich — den Finger auf dem Hahn! Ein gefährlicher Mann mit einer Büchse in der Hand!

Meine Beobachtungsgabe und meine Sinne waren bis aufs äußerste geschärft und nicht allein das, sondern sie vergrößerten auch alle Eindrücke, so daß sie schmerzlich in meinem Kopf wiederklangen. Nicht ein Blatt wendete sich innerhalb meines Sehkreises, ohne daß ich es sah und es schmerzhaft empfand, nicht ein Zweig fiel herab, ohne sich meinem Gehör empfindlich einzuprägen. Jeden Augenblick schreckte ich eine grasgrüne Eidechse auf, die mit hocherhobenem Kopf zu ihrem Loch eilte und sich hineinstürzte, während eine dicke Atmosphäre von Entsetzen zwischen mir und dem kleinen Tier stand, dessen Getrippel auf dem Gras mein Ohr wie ein Getöse berührte!

Wir waren viele Stunden unterwegs gewesen und hatten uns bedeutend angestrengt; ich hatte die Müdigkeitsgrenze schon ein paarmal überschritten und zehrte jetzt von irgend einem Reservefonds in meinem Körper. Aber ich wollte mich nicht ergeben. Ich empfand die Müdigkeit nicht als ein Versagen der Energie, sondern eher als eine beißende Wut, eine Verwundbarkeit der Seele.

Und plötzlich . . . ein gewaltsamer Ruck, Lärm von krachenden Zweigen . . . der Tiger, der Tiger . . . Ach nein, doch nicht! Eine Familie von Wildschweinen kam aus einem Gebüsch hervor und verschwand in einem anderen, Papa mit würdigen Hauern und Mama mit hängendem Bauch, von vier gestreiften Ferkeln umgeben! Die Gemütsbewegung, in die ich geriet, war so gewaltsam, daß sie mein Gehirn fast jeden Bewußtseins beraubte. Ich hätte mich nicht auf die

Zahlenfolge besinnen können, wenn man meine Geistesgaben in diesem Augenblick geprüft hätte. Furcht aber hatte ich nicht gefühlt. Ich hatte nicht mechanisch einen Schuß abgefeuert, sondern ich hatte Selbstbeherrschung genug gehabt, den Schuß zurückzuhalten, als ich sah, daß es statt des erwarteten Tigers ein Wildschwein war.

Ich ging ruhig weiter. Nachdem ich aber ungefähr zehn Schritte gemacht hatte, verteilte sich ein Versagen der Kräfte über meinen ganzen Körper, keine Mattigkeit, sondern eine Abwesenheit jeglichen Gefühls, als wenn man sich „überhoben" hat. Nichtsdestoweniger ging ich ruhig weiter und ich glaube nicht, daß man mir irgendwelche Schwäche ansehen konnte. Kurz darauf aber stellte ich eine unbeschreibliche innere Gleichgültigkeit fest! Und das war das Resultat meiner Jagd!

Die fürchterliche Spannung war gebrochen. Mir war jetzt alles gleich. Ich wollte nach Hause. Ich ging zu den Führern zurück, die mehr und mehr zurückgeblieben waren. Pulang! sagte ich. Wir wollen umkehren.

Sie nickten. Sie nickten befriedigt und gingen in derselben Richtung weiter.

Pulang! gebot ich auffahrend. Sie nickten wieder und zeigten geradeaus.

Was! um nach Hause zu kommen, mußten wir doch denselben Weg zurückgehen, den wir gekommen waren? Und nach meiner Berechnung mußten wir über vier dänische Meilen gehen, um die heimatliche Hütte zu erreichen. Aber es war anzunehmen, daß meine Führer Bescheid wußten. Wir gingen in derselben Richtung weiter und entfernten uns mehr und mehr vom Tal.

Das bildete ich mir wenigstens ein. Kaum aber war eine halbe Stunde verstrichen, als die Gegend mir bekannt vorkam! Ja natürlich, und wenige Minuten später standen wir draußen im Tal! Ich sah unsere Hütte drüben an der anderen Seite in ihrer Palmeneinfriedigung liegen.

Hatten die beiden Malaien mich in einem Rundkreis geführt und nicht, wie ich die ganze Zeit angenommen hatte, geradeaus? Hatte Ali, Ali der Heilige ihnen diesen Rat als das Gesundeste sowohl für sie wie für mich eingeblasen? Ich forschte in ihren Mienen; sie sahen fromm aus, konnten meinem Blick aber nur mit einer gewissen Ausdruckslosigkeit begegnen.

Gut. Ich war also, wie mir jetzt nur zu klar wurde, mehrere Stunden lang — für mich ein Menschenalter — in Todesängsten vorwärtsgegangen, zur Gratisbelustigung für zwei Malaien, die mir in der Verstellungskunst überlegen waren. Ich hatte mich selbst verzweiflungsvoll dem sicheren Tode ausgesetzt, während ich, mit einem Mausergewehr, einem sechsläufigen Revolver und einem fürchterlichen Messer bewaffnet, eine tigerfreie Gegend durchsuchte. Ich fühlte mich wie von höheren Mächten in den Mund genommen und wieder ausgespuckt.

Ob die beiden mich in den gefahrvollen Augenblicken beobachtet hatten, wenn ich die Schußwaffe senkte, um den Schweiß von meinen Brillengläsern zu wischen, während ich in der Zwischenzeit mit den Augen rollte, fürchtend, daß der Tiger gerade in dem verteidigungslosen Augenblick aus den Dschungeln hervorspringen würde?

Ich war nach dem großen Seelenkampf, den ich durchgemacht hatte, so nieder-

gebrochen von Müdigkeit und Erschlaffung, daß ich nicht mehr imstande war, das allerletzte Stück Weges über die Reisfelder zurückzulegen; ich schlug eine Rast vor. Wir lenkten unsere Schritte zu einer Hütte hin, die diesseits des Tales in einer Gruppe von Kokospalmen lag.

Als wir uns aber der Rasthütte näherten — es war eine jener gewöhnlichen Bambusplattformen auf Pfählen, mit Scheidewänden und einem Dach darüber, wie die Malaien sie hier und dort im Walde zur freien Benutzung für jeden errichten — sah ich einen Mann dort sitzen und sorglos mit seinen braunen Beinen baumeln; in seinem Schoß lag ein altes, schwerfälliges Vorladegewehr. Kaum wurde er meiner ansichtig, als er die Büchse beiseite legte und auf mich zukam. Seine Aufmerksamkeit aber hatte gar nicht mir gegolten, sondern meinem Karabiner. Seine Augen waren wie daran festgenagelt. Er sagte gar nichts.

Es war eine Art Gespräch, das wir während des folgenden Augenblickes führten: Ich reichte ihm den Karabiner, und er drehte ihn mehrmals in der Hand um, befühlte ihn und strich behutsam mit den Fingern über die Schloßteile, er knurrte und sagte in tiefer Ergriffenheit tss, tss, tss, mit der Zunge gegen die Zähne. Dann nahm ich die Büchse wieder und zeigte ihm deren große Schußgeschwindigkeit, indem ich die blanken und schweren Patronen in einer Kaskade hochspringen ließ; seine Augen hingen an dem Phänomen und er lachte vor Entzücken laut auf. Zwanzig bis dreißig Meter entfernt sah ich einen Büffelschädel liegen, ich schoß und die Splitter flogen in die Luft — ha, was ich für einen Abzug hatte! — und da lachte der Mann nicht, sondern er nickte mit einer grimmig bewundernden Miene. Er war ein breitschultriger, gut gebauter Malaie, sein Kopf hatte eine hübsche, runde Form und war ganz glatt rasiert.

Apa nama? fragte ich, wie er heiße. Matti, antwortete er und zeigte alle seine Zähne, die feuerrot von Betel waren. Er strahlte vor Lebenslust. Seine Augen waren schwarz und gelb. We speak English!

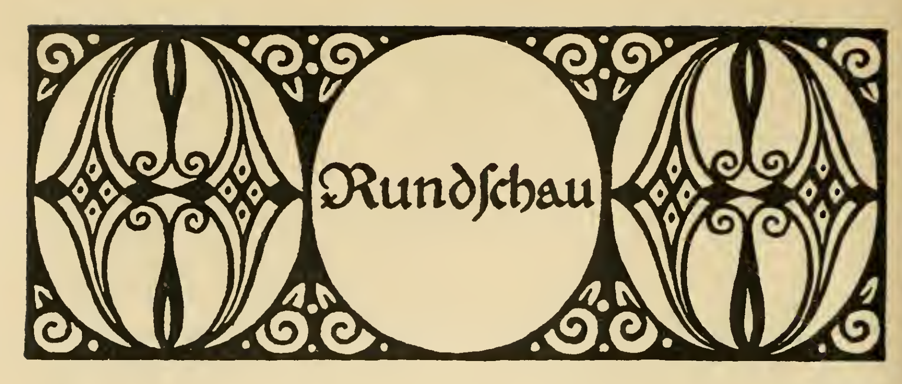
Plötzlich nimmt er mich näher in Augenschein, wird ernst und senkt die Stimme teilnahmsvoll: You be tired or sick . . . you go sleep . . .

Und er klopfte gastfrei auf ein Lager von Gras, das er oben auf dem Bambusboden bereitet hatte und das sein ganzes Heim ausmachte.

Ich sah zur Seite. Ja, ich war etwas verkommen. Aber ich fühlte mich jetzt getröstet, meine Herz hüpfte vor Sehnsucht, sich dem Frohsinn hinzugeben, vor Lust zu leben. Ich kroch ins Graslager hinauf und schlief sofort ein.

(Ein zweiter Teil folgt)





Ritornare al segno

Parteiprogramme mögen verschieden sein, die Parteigeschichte ist stets die nämliche. Nur einen Grundsatz wissen alle Parteien mit Treue zu wahren und das ist der des Abfalls von ihren Prinzipien. Prinzipientreue gilt nur denen, die nichts zu sagen haben, während der Opportunismus das noch niemals ausgeschlagene Erbteil derer ist, die zur Macht gelangen. Es waren nicht nur die Könige, die dem Bauer ein Huhn in den Topf wünschten, während der Bauer nachher froh sein konnte, wenn ihm nicht auch noch das Geschirr gepfändet wurde. Die politische Herrschaft war noch stets ein Sumpf, aus dem es nur schwer gelang, in den Kinderteich der einstigen Grundsätze zurückzugelangen. Chi va bonamente vien trata da bestia, sagte Papst Clemens VII., on ne peut pas gouverner innocemment, meinte St. Just. So sprachen die Talente, Machiavelli aber empfahl mit dem Scharfblick des politischen Genies die Rückkehr zu den Grundsätzen der Vergangenheit als einziges Mittel der Gesundung politischer Körperschaften.

Was die Mahnungen der Discorsi bei den Bürgern von Florenz nicht zu erreichen vermochten, das scheinen nun die Tatsachen in Deutschland zustande zu bringen. Die politische Selbstbesinnung will einen ersten schüchternen Vorfrühling feiern, noch ehe der Vorhang der Vergessenheit das konservativ-klerikale Wintermärchen zu einem Ende brachte. Im deutschen Volke beginnt sich die Erkenntnis zu regen, daß das, was man bei uns Politik nennt, nichts anderes ist als ein großes Rückzugsgefecht alter Vorurteile und überlebter Meinungen den neuen halbverstandenen Möglichkeiten gegenüber. Man beginnt die Augen zu öffnen, um sich zu schauen und nachzudenken. Die Marokkokonferenz zu Anfang und die Haushaltungssorgen am Schlusse des vergangenen Jahres sind Marksteine in der Entwicklung jener Erkenntnis. In Algeciras kamen sieben Journalisten auf einen Diplomaten, in Algeciras legte die Entente cordiale der demokratischen Staaten eine Kraftprobe ab, die die Welt darüber belehrte, daß auch am grünen Tisch der Diplomaten der Puder durch Kohlenstaub ersetzt werden kann. Wie grelles Blitzlicht zuckte diese Einsicht durch die Weihrauchstimmungen, die byzantinische Wortfreudigkeit geschäftig auszubreiten suchte im Vaterland. Dann kam der Herbst und mancher in agrarischer Romantik befangene Untertan erfuhr in Schmerzen nun recht deutlich, daß die ihm so gepriesene Wirtschaftspolitik nichts anderes sei, als der durch Proteste unbeirrte Neomerkantilismus. Dazu die säkularen Gedenktage. Das Bekanntwerden der Geschäfte von Tippelskirch und Co. wirkte doch wie eine kleine schmutzige Festschrift auf die Zeit, da man zu Paris deutsches Land als Schnittware handelte. Es nahte der 14. Oktober, an dem ein Jahrhundert zuvor der preußische Aar — nec soli cedit — zu schimpflicher Flucht die Flügel breitete, noch ehe die ersten Strahlen der Sonne von Austerlitz durch die Nebel des Saaletales gedrungen waren. Man erinnerte sich mit Unmut der Tage, da Preußen kläglich zusammenstürzte, weil die, deren Enkel sich

auch heute noch als jeder Ordnung Fundamente schätzen, nichts mehr taugten. Man gedachte der Flut von Schimpf und Schande, die über ein ganzes Volk hereinbrach, weil die Ahnen jener Junker, die im Frühjahr 1906, wie jedesmal, ihre Heranziehung zu den Lasten des Staates als einen Schritt zum Kommunismus, als Verbeugung vor den Irrlehren des Radikalismus hinstellten, im Herbst 1806 und schon lange zuvor auch nur Rechte und keine Pflichten kennen wollten.

Allein man hatte auch nicht vergessen, daß gerade in den Tagen, da des Friedericianischen Thrones Stützen dem Feinde die Tore öffneten und dem entsetzten Volke nichts weiter zu sagen wußten, als daß Ruhe jetzt die erste Bürgerpflicht sei, daß gerade in jenen Tagen die Idee der selbständigen und verantwortlichen politischen Mitarbeit des Volkes an Boden gewann. Es gibt nur Bücher, keine Taten, hatte Frau von Stael noch wenige Jahre zuvor gesagt, es fehlt an der Art von Talenten, die die Menschen zu tatkräftigen Entschlüssen fortzureißen vermögen. Aber schon hatte sich Fichte erboten, mit dem nach Jena ausrückenden Heere als weltlicher Prediger und Redner zu marschieren und mochte immerhin auch das Preußen des ancien régime ganz wie das heutige des Dreiklassenwahlrechtes nach der Maxime „l'esprit qu'on peut avoir gâte celui qu'on a" für derartige Anerbieten keine Verwendung haben, die brennende Schande des niedergetretenen Volkes ließ Ideen und Taten ineinander verschmelzen. Das In tyrannos klassizistischer Doktrinäre klärte sich inmitten des tausendfachen Weh und Ach der allgemeinen Misere zur positiven Forderung der Freiheit des Eigentums, des Erwerbs und des Berufes, es erstand ein zu Taten entschlossener Liberalismus, dem es in mühevoller Arbeit gelang, konstitutionelle Zustände in Preußen-Deutschland herbeizuführen und ein Leben der Selbstverwaltung zu wecken und zu entfalten. Steigende Anteilnahme der Regierten an der Feststellung der Grundsätze der Regierung, Unterstützung der fortschrittlichen Tendenzen der wirtschaftlichen Entwickelung, Übertragung konstitutioneller Gepflogenheiten auf die Regelung des Arbeitsvertrags, das waren die Forderungen, zu denen sich dieser Liberalismus folgerichtig erheben mußte.

Statt dessen war er gerade in seiner stärksten Partei mit tätig, Deutschland in eine große politische Kinderstube zu verwandeln, in der sich Hunderttausende an dem ärmlichen Massenspielzeug rückschrittlichen Geschmacks, an Getreidezöllen, Liebesgaben, Befähigungsnachweisen und Differenzeinwänden belustigen, bis sie die Zukunft des Volkes verspielt haben. Leicht war es, dem die Macht zu nehmen, der sie selber feilbot. So herrschen heute wieder, wie ein Jahrhundert zuvor, der Junker und Kaplan und lächeln über das verklungene Zwischenspiel des Liberalismus in Deutschlands Geschichte.

Aber der Liberalismus ist mehr als eine Partei, er ist eine Notwendigkeit. Das Bewußtsein dieser Tatsache mag manche veranlaßt haben, von der Reichstagsauflösung am 13. Dezember große Dinge zu erwarten. Die Herren von Heute könnte ja die Kundgebung des Fürsten Bülow beruhigt haben. Was aber den Liberalismus betrifft, so ist nicht zu hoffen, daß ihm, der kaum mit Mühe den Weg zu seinen alten Grundsätzen, der Persönlichkeitsentwicklung und der Verteilung der Staatsherrschaft auf alle Staatsbürger, zurückfand, nun gleich Massenerfolge beschieden sein sollten. Im Gegenteil, es bleibt ihm einstweilen nicht viel mehr übrig, als dem Radikalismus der Massen, dessen Niederkämpfung unmöglich ist, zu einer politisch fruchtbareren Tätigkeit zu verhelfen. Aber gerade damit, daß er sich bemühte, die politische Arbeiterbewegung in friedlichere Bahnen zu leiten, würde er zeigen, daß es ihm gelungen ist, seine innersten Prinzipien weiterzuentwickeln, und das böte die größte Aussicht auf kommende Erfolge.

Friedrich Glaser

Duft der Vergangenheit

Aus Berliner Zeitungen kenne ich einen jungen Schriftsteller, der Georg Hermann heißt. Es ist ein Mann voll guter Laune und einer gewissen maßlosen Freude an der ganzen Natur, an unterstrichenen Beobachtungen bis zum Grotesken, an der Maßlosigkeit selbst. Einer, der sich wenig um Abrundung kümmert und den

Rhythmus, der ihm gegeben ist, frisch aus dem zeugenden Augenblick quellen läßt. Kein Pedant und kein Schwätzer, aber das Erste noch weniger. Der hat nun jetzt, etwas verspätet, seinen Berliner Roman geschrieben, und ich hätte mir denken können, daß ihm dabei eine Abenteuer-Geschichte die Fährte kreuzt, so eine Art toller Knaben-Entwicklung mit Mark Twainschen Lichtern auf dunklen Stadtecken, mit Sioux-Indianer-Schicksalen, mit spannenden Anfängen und einem nachflatternden, langen, verstimmenden Ende. Das hätte ich unserm Hermann zugetraut. Und der ging nun hin und schrieb das wunderliebliche, ernsthafte Buch über Jettchen, die sinnliche, stolze, unglückliche Sulamith aus dem alttestamentlichen Hause der Geberts.

Man verschlingt dieses Buch. Man muß es verschlingen, und sein Glück liegt darin, daß man dies tut; man bleibt von der leisen Enttäuschung verschont, die sonst vielleicht in mancher Weitschweifigkeit uns verstimmen könnte wie ein ungewollter Blick hinter die Kulissen; man denkt der Stilfrage im Buch nicht wie einem artistischen Probleme nach. Glücklicher Hermann! Wie er die Pedanterie nicht kennt, kennt er den Zweifel nicht, den schrecklichen und wundervollen Zweifel im Hinblick auf die Form, und wenn seinem Stil auch die höchsten Spitzen darum versagt sind — ein Kleistischer kurzer Satz am Ende eines sprudelnden Abschnitts, ein Flaubertsches Semikolon als Grenzscheide zwischen zwei Menschenschicksalen — wenn er die Feder auch nie aufs Papier setzt zu einem scharfen Punkt, der die glatte Darstellung unterbricht und zum Nachdenken zwingt, so hat der Fluß dieser Darstellung doch wieder nichts Uferloses. Ohne unnatürliche Gliederung hat er doch Ordnung und sogar höchste Plastik. Ohne ein anderes äußerliches Gesetz, als das vom Temperament vorgeschriebene, strömt er frei dahin. Der Leser fühlt sich getragen, hindernislos. Da mag denn manches (man merkt es beim zweiten Durchblättern) mehr auf den Klang hin als aus den selbsttätig inneren Motiven heraus geschrieben sein. Da mag sogar als Mittel zum Zweck ein Bindeglied, ein Übergang mal auch hineingedichtet, hineinmusiziert, gemacht sein. Da mag schließlich denn die ganze Fülle von Hermannschen Unsauberkeiten im Ausdruck, ein berlinisches Hochdeutsch, eine unkorrigierte Wendung, stehen geblieben sein. Das Ganze stimmt. Auch im hohen künstlerischen Sinne wirkt das Detail niemals verletzend und meistens sogar verblüffend gut. Wo der Verfasser verweilt, verweilt auch der Leser. Mit ihm spinnt er sich ein in diese Familie, in diese Stadt, in die Zeit. Der Duft der Vergangenheit liegt in unwiderstehlicher Echtheit über den Giebeln der Gebertschen Häuser.

Das Buch, welches „Jettchen Gebert" heißt (erschienen bei Egon Fleischel in Berlin), ist um zwei Menschenalter zurückdatiert; es spielt in dem Jahr 1839, das sich durch nichts Großes auszeichnet in der Geschichte der Berliner Gesellschaft, und das der Verfasser mit seinem Stückchen Familien-Chronik anfüllt bis über den Rand. In diesem Jahre geht Jettchen und kauft auf dem Molkenmarkt einen Fisch für Tante Riekchen, bei der sie als Ziehtochter wohnt, und trifft (um im Stile zu bleiben) ihren geistvollen Stutzer von einem Onkel — er heißt Jason — in Begleitung eines jungen Schriftstellers Kößling, und merkt, daß der arme Kößling sich in sie verliebt, und verliebt sich in ihn und bezieht mit der Tante die Sommerfrische Charlottenburg und „verspricht" sich dort heimlich mit dem Christen und wird durch die Familie von ihm wieder getrennt und feiert Hochzeit mit Herrn Julius Jacoby, Lederhändler aus Benschen bei Posen. In diesem Jahr, so empfindet der Leser, geschieht wahrhaftig nichts Wichtigeres als das in der schlecht regierten und schlecht gepflasterten Stadt an der Spree. Von dem alten König spricht man ohne Freude. Der Frühling der Freiheitskriege ist herbstlich entblättert. Man schwärmt, wenn man poetisch sein will, mit den Worten Jean Pauls. Man holt sich bei Louis Drucker den heißen Kopf, der zur Stimmung der Zeit gehört. Man „entdeckt" Menzel. Und eine lange und wundervolle Dauer des Blühens auf Bäumen und Sträuchern säumt längs der Stadtmauer, die an der Neuen Friedrichstraße sich hinzieht, Gärten und Flußufer. Und deutlich enthüllt sich, trotz der ununterdrückbaren Tüchtigkeit ihrer kaufmännischen Bewohner, die engbrüstige Biedermanns-Epoche der Stadt. Alt-Berlin

spricht aus seinem Porzellan, aus seinen Vitrinen, aus seinen Postkutschen und Kremsern. Auf den Ort selbst kommt es dabei an. Der Duft der Vergangenheit steigt aus Gräbern herauf, und selbst der Kirchhof, von dem der Dichter im Vorwort spricht, wird ihm ein Stück sentimentaler Ortsgeschichte, und die Familien mit ihrem Onkel Salomon, Onkel Eli, Onkel Naphtali leben auf den Großväterstichen von heute.

Der Duft ist alles. Ein lyrisches, ein subjektives Buch hat Hermann geschrieben. Er liebt Jettchen, er liebt Jason, er liebt Kößling. Und wo er das arme Menschenkind unglücklich werden und seinen schönen Traum verlieren läßt (ein wenig gezwungen und nicht ganz selbstverständlich), da füllt er die Lücke, die bis zum Schluß sich ergibt, mit dem ganzen Gefühl breitschultriger Parteinahme aus. Liebevoll interpretiert er die Schweigende, Duldende. Über der Hochzeit, die sie mit dem verhaßten Mann begeht, liegt ein Tränenschleier. Wenn sie kurz vorher den Freund noch einmal getroffen und den Schüchternen, Höflichen stürmisch geküßt hat, so war das ihr letztes Aufzucken, und man empfindet es mit ihr.

Ich bewundere vieles an diesem Buch; ich bewundere auch sein Ende. Auf der Höhe bricht es ab. Jettchen entflieht aus dem Saal und trippelt verstohlen durch pfützige Straßen. Eine vergangene Zeit wendet uns rührend ihre Sehnsucht zu.

Alfred Gold

Lamprechts deutsche Geschichte*

Nach einer Reihe genialer Bahnbrecher und bedeutender Persönlichkeiten pflegt auf jedem Gebiet menschlicher Geistestätigkeit eine gewisse Erschöpfung einzutreten. Die deutsche Geschichtschreibung hatte ein gutes Recht dazu, nach Ranke, Droysen, Mommsen, Burckhardt, Gregorovius, Haym — nur Carl Justi lebt noch von der großen Phalanx, und er glücklicherweise in voller Frische — sich ein wenig zu erholen. Aber für die Wissenschaft selbst ist das doch nicht unbedenklich; ein gewisses sattes Behagen tritt leicht ein, und hätte Karl Lamprecht nur das eine Verdienst, in diesen Karpfenteich als munterer Hecht neues Leben gebracht zu haben, so wäre schon das nichts Geringes.

Er hat aber mehr getan. Seine eifrig verfochtenen und leidenschaftlich bekämpften methodologischen Prinzipien haben den Zusammenhang zwischen allen Seiten geistigen Lebens mit solchem Nachdruck zur Empfindung gebracht, daß an ein isoliertes Erzählen nur der Staatsaktionen, oder nur der Kunstentwicklung sobald nicht mehr gedacht werden wird. Hamann und Lichtenberg hatten das englische Motto übernommen: „the whole man must move together"; es gilt auch von der Menschheit: sie muß alle Glieder zugleich rühren. In der Umsicht und Energie, mit der Lamprecht all diese Bewegungen beobachtet, oft auch die unscheinbaren, sie verzeichnet, beschreibt, verbindet, liegt das Erfrischende seiner Deutschen Geschichte: eine so allseitige Erzählung von unserm Werden haben wir noch nicht besessen. Lamprecht selbst legt das Hauptgewicht darauf, in der Summe der jeweiligen Erscheinungen eine Einheit zu finden, wie diesmal in dem Generalnenner „subjektives Seelenleben". Man kann an solcher Grundidee, die bis zu einem gewissen Grade ja doch stets eine halbmythische bleiben muß, verzweifeln, kann die Einheit statt prae rebus nur in rebus sehen, und doch die Kraft bewundern, mit der Lamprecht seinen Gesichtspunkt durchführt.

Die Entstehung des modernen Bürgertums, seiner Weltanschauung, seiner Kunst und Dichtung bildet den Gegenstand des neuen Doppelbandes. Kant und Herder, Haller und Klopstock, Goethe und Schiller, Gluck und Mozart sind mit einer Ausführlichkeit besprochen, die allein schon die Behauptung Lügen straft, als ginge der kulturhistorischen Betrachtungsweise das Individuum verloren. Freilich aber treten Subjektivismus und Individualismus, Handel und Bürgertum, Porträt und Singspiel auch ihrerseits als Persönlichkeiten auf, wobei eine auf den Kern gerichtete Beobachtung die historischen Erscheinungen ebensowenig wie bei der Charakteristik einzelner

---

* K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. B. VIII (Dritte Abteilung. Neueste Zeit. Zeitalter des subjektiven Seelenlebens B. I). Freiburg i. Br. 1906, Heyfelder.

Heroen zu vernachlässigen braucht. Doch scheint uns gerade bei der (Lamprecht besonders am Herzen liegenden) Schilderung der Malerei nicht nur die Zurückführung technischer Tendenzen auf soziale Momente zuweilen gewaltsam, sondern auch wirklich die Erfassung so „inkommensurabler" Individualitäten wie Ph. O. Runge oder Lenz zugunsten ihrer Einzeichnung in die Entwickelungstabelle verkürzt. Andererseits gewinnt Lamprecht von hier aus für den Vergleich Schillers mit Goethe, für die Würdigung von „Werthers Leiden", für die „künstlerische Eroberung der Luft und des Lichtes" neue dankenswerte Momente.

Auch die deutsche Nation als solche wird gut Herderisch nur als „Stern unter Sternen", „Geschöpf unter Geschöpfen" angesehen und auf die chronologische Folge der Entwicklungsstufen ein aufmerksames Auge gerichtet. Daneben kommt die patriotische Empfindung des Verfassers hier voll zum Ausdruck, wo ihm beim Anblick der Schöpfungswunder unseres achtzehnten Jahrhunderts in ehrfürchtiger Scheu und mitlebender Freude das Herz höher schlägt!

Richard M. Meyer

Ein Märtyrer

Mit einem Ruck hielten die Pferde. „Horcht", sagte der Kutscher. Einige knackende Geräusche waren vernehmbar. Dann klang es wie gedämpftes Zischeln. „Die Sozialisten — rettet Euch, Herr Pfarrer."

Der Pfarrer war aus dem Schlitten gesprungen. Der Kutscher hieb auf die Pferde ein und der Schlitten verschwand in der Nacht.

Der Pfarrer stand in die Böschung des Torbogens gedrückt und übersah seinen heimischen Hof. Ein weiter weißer Platz im unsicheren Schneelicht lag vor ihm. Die Springenbüsche glichen vier schwarzen zerrissenen Kugeln. Aus den Fenstern des einstöckigen langgestreckten Pfarrhauses fiel rötliches heimeliges Licht auf den blauen Schnee. Durfte er noch hoffen, das Haus zu erreichen? Vorsichtig schleichend gelangte der Pfarrer bis zum ersten Springenbusch, dann bis zum zweiten. Hier stand er still. Ein höhnisches Lachen aus nächster Nähe hielt ihn gefesselt. Der Abstand vom Springenbusch bis zur Haustür war zu groß. Beim Überschreiten dieses Platzes würden sie ihn niederknallen, wie einen Hund.

Jetzt erst kam ihm die furchtbare Wirklichkeit zu vollem Bewußtsein. Er hatte wie alle seine Amtsbrüder vom sozialdemokratischen Komitee sein Todesurteil erhalten, das an mehreren Pastoren bereits vollstreckt war. Zwei seiner intimsten Freunde hatten den Tod durch Mörderhand gefunden.

Er sah plötzlich das Schriftstück deutlich vor sich. Es war in lettischer Sprache gedruckt, und mit Stempel und Siegel versehen. Er wurde darin aufgefordert, das „Kirchengeschäft" zu schließen und Gott, diese „Erfindung der Pastoren" abzuleugnen — andernfalls er sich zu einer Pastoren-Versammlung in den Himmel begeben werde. In der Ecke links unten stand mit roter Tinte geschrieben das deutsche Wort: „Eilig".

Jetzt wußte er auch, was die Worte der sterbenden Bäuerin zu bedeuten hatten, der er eben das Sakrament gereicht: „Ist es wahr, daß die Deutschen nicht mehr an Gott glauben? Ist es wahr, daß nur noch die baltischen Deutschen deshalb von Gott reden, um das arme Lettenvolk zu knechten?"

Er hatte die Frage verneint — aber die Sterbende wälzte sich, von furchtbaren Zweifeln zerrissen, im Bett umher: „Ich will wissen, wohin ich gehe! Herr Pastor, seid Ihr bereit, für Gott zu sterben?" „Ja", hatte er geantwortet. „Und unser Herr Graf auch?" „Ja."

Da hatte Milde und Ruhe ihr hartes altes Gesicht verschönt. „Ich glaube Euch, und wenn zwei Männer, die soviel mehr wissen, als ich arme Bauersfrau, bereit sind, für Gott zu sterben, so lebt er und ich kann ruhig hingehen in sein gutes Reich." Darauf hatte sie in Andacht das Abendmahl genommen und ihn lange voll Mitleid angesehen: „Herr Pfarrer, wir sehen uns bald wieder, aber wenn die schreckliche Stunde kommt, dann flucht nicht dem Lettenvolke; die Deutschen von draußen haben es soweit gebracht."

Und nun war die schreckliche Stunde da. Die Jäger lauerten auf ihn, wie auf den Fuchs vor dem Bau. Er mußte den schneeig schimmernden Platz überschreiten. Und wenn er

ihn überschritt, war ein halbes Dutzend Kugeln ihm sicher. Gefaßt und ruhig wollte er die letzten Schritte tun — für seinen Glauben, für seinen Gott.

Er hob noch einmal den Blick gen Himmel, da schimmerte und glitzerte wie einst der Stern der Verheißung, das Sternbild des großen Bären über dem Dach seines Hauses. Ein warmes Lächeln stieg in ihm auf wie eine holde Blüte aus märchenreicher Kinderzeit. Das war ja der Papierdrachen der Engelskinder gewesen, die auf der blauen Himmelswiese sich verlustierten. —

Was war aus dem Papierdrachen geworden? — Fremde gewaltige Sonnen, die durch den Weltraum rollten, gelenkt von Seinem ewigen Willen.

Er war Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Er war wohl weit größer, als das Bild, das wir uns von ihm machen. Was sind wir vor Ihm? Er braucht unsere Verteidigung, unser Märtyrtum nicht. — Und doch würde er in wenigen Augenblicken den Märtyrtod erleiden. Aber warum — und für wen? Was er tun wird, ist nichts Ungewöhnliches. Alle baltischen Deutschen, fromme und ungläubige, würden ebenso fraglos in den Tod gehen wie er. War er ein Märtyrer seiner Rasse? Nein — denn die Jäger, die ihn umstellten, werden ja auch von Deutschen geführt.

Die Letten allein wären keine gefährlichen Gegner. Wohl hatte die zwanzigjährige Arbeit russischer Volksschullehrer den Glauben an eine höhere Bestimmung des Menschen im Lettenvolk ertötet. Aber es hätte jeder von ihnen seinen persönlichen Instinkten gelebt, gemein — doch ungefährlich. Da kamen die deutschen Sozialdemokraten, bliesen ihnen Haß und Gier ein und organisierten die Massen zum Kampf gegen die Kultur. — Ja die Deutschen waren schlimmer als die Letten. Hatten doch die lettischen Bauern, die bereitwillig die Gutshöfe verbrannten, den Fabrikarbeitern Einhalt geboten, als diese von ihren deutschen Führern angestachelt, die Hospitäler auf dem Lande in Brand stecken wollten.

Ja — die Sterbende hatte recht gehabt, die Deutschen von draußen trugen die Schuld. Die kleine Gemeinde, die hier im Lande allseitig angegriffen, sich zu einer Familie zusammengeschlossen hatte, war ungleich in ihrer Rasse und ungleich in der Kultur. Der jüdische Arzt, der lettische Pastor gehörte ebenso dazu, wie der schlichte Handwerker und der feudale Baron.

Was verband sie, welche Gesinnung war es, die sie alle höher stellten als das Leben. — Rasch, rasch. — Er hatte nur wenige Minuten vor sich. Er mußte wissen, warum er sterben sollte und wollte.

„Wo steckt der Kerl — warum kommt er nicht auf die Fläche?" hörte er dicht hinter sich eine fette, heisere Stimme, und er kannte diese Stimme. Er hatte von ihr bereits einmal die Worte gehört: „Da kommt der Pastor, der den Leuten einbilden will, daß die Armen, die hier dursten, im Himmel ewiglich Schnaps saufen werden." Dasselbe Gefühl des Ekels und der Einsamkeit ergriff ihn wie damals. Jetzt wußte er, warum er sterben müsse — er war ein Mensch. — Die ihn umlauerten waren nur noch Tiere, der Gewalt ihrer Triebe schutzlos preisgegeben.

Plötzlich fühlte er wieder den kalten Hauch des Windes um seine Wangen. Sein Auge sah mit erschreckender Genauigkeit die vielen Fußspuren im Schnee. Sein Ohr hörte mit übermenschlicher Schärfe die Bewegungen vieler Männer in ihren Pelzen.

Es galt zu gehen.

Lieber den Tod als diese schreckliche Einsamkeit. Und eine Sehnsucht quoll in ihm auf, so überreich, so gewaltsam, daß er laut rufen wollte, nicht um Hilfe, die gab es nicht mehr — nur um das Ohr eines Menschen zu erreichen. Aber er durfte nicht rufen, sonst würde sie aus der Türe treten und diesen Bestien zum Opfer fallen.

Dort im warmen Licht des Hauses weilte sie, und wartete auf ihn mit bangendem Herzen, sie, die dreißig Jahre lang alles mit ihm geteilt hatte. Sie, die ihn zu ihrer Höhe emporgehoben. Wie hatte sie seine jugendlichen Roheiten schweigend abgewiesen. Aber jede edele Regung in ihm gehegt und gepflegt. So liebevoll wie sich kein Gärtner je um seine Blumen gesorgt. Er sah sie als holde junge Frau im weißen Kleid mit langen flatternden grünen Bändern. Dann wurde ihr frisches,

frohes Gesicht in den Tagen der Sorge ernster und feiner. Aber eine Milde strahlte aus ihren Augen, der niemand widerstehen konnte. Und nun war sie eine alte Frau geworden, in weißem Haar, hoch und königlich. Jeder Leidtragende kannte sie, einem jeden hatte sie geholfen und den Zorn überwand sie durch Liebe.

„Und wenn alles untergehen sollte," hatten die Leute stets wiederholt, „der Frau Pfarrerin wird kein Haar gekrümmt werden." —

Ja — er glaubte an sie — sie konnte das Wunder vollbringen. Auch in diesen wilden Gesellen mußte noch ein Funke Menschlichkeit leben. Sie allein konnte ihn zur Flamme entfachen und — „Anna — Anna!" rief er.

Die Tür des Pfarrhauses öffnete sich langsam. Ein heller Schein fiel grell auf den Schnee. In dem Scheine stand umrahmt von der schwarzen Tür eine hohe, weiße Gestalt, in rührender Anmut suchend nach vorne gebeugt. Das Licht flocht um ihr volles Silberhaar einen Glorienschein. Der Pastor war sanft in die Knie gesunken. Ihm war, als wäre ein Engel Gottes herabgeschwebt.

In atemloser, gläubiger Stille schaute er zu ihr auf. Jetzt mußte das Wunder kommen, das die Finsternis in den wilden Herzen in lichte Menschlichkeit wandelte.

Da knallten sechs Schüsse und die Pastorin stürzte blutend zu Boden.

„Tiere! Tiere!" schrie der Pastor, hervorstürzend.

Wieder sechs Schüsse, und er lag tot über seinem verendenden Weibe.

J. v. Uexküll

Aus Goethes Lebenskreis

„Jeder bemerkt in seiner Art."
Geschwister.

Die fürstliche Kenntnis, wozu die Menschen zu brauchen sind, die Goethe an Karl August erkannte, sie besaß er selbst und konnte sie brauchen, wie ihm es gefiel.

Und diese Gabe, fremde Leben sich fruchtbar zu machen, sie in den gewaltigen Ring seiner Existenz einzuspannen, daß sie an ihrer Stelle ihm schafften, erwies er vor allem an Eckermann. In unserer Begier, die Atmosphäre des redenden Goethe immer leibhaftiger zu empfangen und in allen Sinnen zu fühlen, ist uns dieser bescheidene Diener am Wort, in den Goethe sein lebendiges Wesen wie in ein treu wahrendes Gefäß ausgoß, sehr merkwürdig geworden, und gefesselt durchblättern wir ein Buch, das aus Eckermanns Nachlaß weitere Resonanzen bringt: Goetheszenen, die das Stundenbuch der Gespräche ergänzen, aber auch Züge und Situationen, die diesen Mann selbst in ein bestimmteres Licht rücken, dazu manch Genrehaftes, voll kulturellen Reizes, Alltäglichkeitsfriese an dem Sockel eines Heroendenkmals.*

Das Zöpfchen, das zur Eckermann-Vorstellung nun einmal gehört, hängt natürlich auch diesen Blättern an, aber in besonderer Mischung zu dem Pedantisch-Ängstlichen kommt hier die Phantasiewelt des Träumers und dies der Natur eng und fühlungsnah verbundene Freiluftwesen zutage, das auch in den Gesprächen rege ist. In diesem Sekretarius und Bücherwurm vibrierten die Witterungsfäden für alles Animalische weiter, die seine Jugend in Marsch- und Heideland, auf den Weiden, zwischen den Tieren ihm erweckt hatte. In ihm war instinktives Wissen um die natürlichen Erscheinungen. Und er konnte Goethe belehren, der einmal Ammern für Lerchen hielt, und konnte dabei stillächelnd in sich hinein sinnen:

„Du Großer, Lieber, der du die ganze Natur wie wenig andere durchforscht hast, in der Ornithologie scheinst du ein Kind zu sein ..."

Und in dem Dialog vom Bogenschießen sprach er mit einem psychophysischen Einfühlen von der Vitalität der Bäume, ihren Kämpfen, ihren in Widerstand und Triebkraft, aus den Wechselwirkungen von Material- und Bodenbedingungen entwickelten Bildungen, daß die Maeterlinckſche Empfänglichkeit und Einversetzung in ein anderes Lebensreich hier vorklingt. Freilich ohne den lyrischen Schicksalston.

Und Goethe sagte überrascht zu ihm: „Wer Sie nicht kennt, sollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen so lebendig sind."

* Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben v. Fr. Tewes. Berlin, Georg Reimer.

In dem Nachlaßband sieht man zunächst mehr das Zöpfchen: Briefe eines ehrsamen Magisters an die züchtige Braut während eines langen Brautstandes. Viel Kleinbürgerei und Grämlichkeit und graue Eintönigkeit. Hypochondrie, Kränkelei, Kopfweh, Schnupfen und Magendrücken. Schüchterne Wünsche: „Ich wollte, es wäre Winter geblieben, denn mit dem Frühling macht man Ansprüche auf Glück." Ehrpußligkeit und Bravheit. Ihm scheint leicht etwas „bedenklich". Er kann sich sein Hannchen nicht in Weimar, in dieser „lange nicht so ehrlichen, sittlichen und offenherzigen Welt" vorstellen. Er erzählt mißbilligend, wie Bettina ihm die „Cour gemacht, ein Billett-doux geschrieben und ihm einen Handschuh in die Tasche gesteckt" und wie die „schöne Sonntag" (natürlich Henriette, unseres Freundes Pückler „Fantaisie") so kokettierte, was ihn aber gar nicht gerührt habe. Viel mehr nach seinem Geschmack sind die empfindsamen Abendunterhaltungen, die er mit einer ebenfalls Liebverwaisten führt, einer jungen Hofdame, die „einen Geliebten in der Ferne hat". Sie klagen nun einander ihre Not. Und es begibt sich so das Witzige, daß Eckermann am Tage in der reifen, intellektuellen Sphäre der Goetheschen Alterswelt wandelt, und am Abend in die von seinem Meister überwundenen Gefühlsdämmerungen der Bücher aus der Wertherzeit taucht.

Das liebe Hannchen aber ist nun gar keine empfindsame Partnerin, sondern eine recht „grantige" Person. Sie regiert, hetzt, keift und sekkiert den armen Bräutigam. Scharfblickend, bei aller Beschränktheit, erkennt sie, daß der „große Goethe" auf ihrem persönlichen Lebenswege, dessen einziges Ziel Heirat und Hausstand ist, ein lästiges Hindernis bildet. Und superklug und überlegen macht sie Peter klar, wie dumm er ist, sich ausnutzen zu lassen. Man hört die Unausstehlichkeit einer spitzen, hämischen Frauenstimme: „Lebst du nur ganz für Goethe? Geld ist und bleibt eine große Hauptsache. An deiner Stelle, würde ich suchen, mir etwas zu ersparen, damit ich nicht nötig hätte, etwas aufzuleihn." Unliebenswürdig mäkelt und schmält sie über alles. Seine Freude am Halten der Vögel verdirbt sie ihm mißmäulig: „Ich habe das Lachen nicht lassen können. Ein Vogel ist mir hinreichend, und wo willst du denn die große Familie im Winter lassen, und wer bemüht sich um sie?"

Daß Eckermann solche Briefe geduldig aushielt, daß er manchesmal auch mit einstimmte in die Litanei über das „Hundeleben", dabei auch spekulativ die Aussichten und Vorteile seiner Gesprächspublikationen, der „Conversationen" berechnete und seiner künftigen Hausfrau beruhigend vorträgt, ist ein Zeichen seiner einen Natur, der Famulus Wagner-Kleinbürgerlichkeit, aber über sie hinaus wächst immer wieder jenes andere Wesen, das in Goethes Licht wandelt, sich voll schönen und echten Enthusiasmus in jede ausdrucksstarke Falte des gewaltigen Antlitzes versenkt, seine Knie andächtig rührt und im Tiefsten ergriffen seine „liebe Hand" faßt.

Aus diesen „Stunden mit Goethe" sind hier manche Züge, voll Gebärde, Ton und Stimmung gegenwärtigen Moments gebannt, gleichsam lebendig machende, Anschauung wirkende szenische Bemerkungen zu dem dramatischen Text der Gespräche.

Klar wird auch hier die Art, wie Goethe seinen Getreuen zu verwenden wußte. Er nutzte den sinnlichen Anreiz des Sprechens vor dem empfänglichen und hingebenden Zuhörer; in natürlichem Prozeß kristallisierten sich dabei die Gedanken. Altes stieg aus Erinnerungsschächten auf, Verbindungen und Beziehungen stellten sich ein, Erklären und Belehren vor dem Empfangenden reflektierten mächtig und verstärkt auf den Geber zurück, und, den „Verwirrungen durch die Fratzen des täglichen Lebens" fern, bildete sich eine produktive voll erfüllte Atmosphäre, ein geistig gesteigertes Klima. Eckermann merkte unwillkürlich, was er zu tun habe, und mit einer gewissen Naivität schildert er einmal, wie er bei einer Pause, während Goethe im Zimmer vor sich hinbrummend auf und ab ging, versuchte, durch Fragen ihn „wieder in Anregung zu bringen".

In den Nachlaßblättern überwiegt aber — und das ist von anmutigem Interesse — das Menschlich-Idyllische gegenüber dem Gedanklichen. Statt der Peripatetik zwischen Büchern und Papier gibt es traulich seßhafte Tisch-

gespräche: Goethe in Hemdsärmeln, jugendlich heiter; er teilt mit Eckermann und gibt ihm von seinem Teller. Der Kanzler von Müller sitzt dabei und trinkt Zuckerwasser. Der alte Hofrat Meyer trinkt gar nichts. Aber Goethe und Eckermann, sie trinken Wein, herrlichen Würzburger und den hochgelobten Johannisberger „Eilfer" aus dem Kometenjahr, von dessen Ruhm der Diwan singt und sagt. In behaglicher Paternität kümmert sich Goethe um seinen lieben Sohn. Und einmal wenigstens macht er es Hannchen zu Dank, als er „auf Eckermanns Haarschneiden achtet und mit ihm darin so eigen ist", daß es ja nicht so kurz wird. Denn, wie Hannchen sagt: „Du weißt ja wohl, daß dir das kurze gar nicht kleidet".

Und Goethe spielt auch menschenkennerisch auf den weichen Saiten seines Jüngers und fragt nach seinen Liebessorgen, und stolz und froh teilt Eckermann seiner Braut mit, daß Goethe gewünscht, sie möge schöne Kinder haben.

Goethes Einfluß, sein Fluidum ist magnetopathisch für Eckermann. Es gibt ihm wunderbare Träume ein. Aus den Gesprächen kennen wir jenes tönende Gesicht, das Eckermann nach einer Abendunterhaltung über die Kräfte des Meeres und der Seeluft in dem Nachtschlaf kam: ein Ludwig von Hofmannsches Gedicht voll Elementenduft und Gliederkraft der Schwimmenden, voll nackter Freude, Körperglück und Neuwerdung im Einklang mit Himmel und Meer. Und wir sehen Goethe dem Erzählenden zuhören; und lächelnd überlegen, wie ein weiser Magus, der dies alles weiß, sagt er: „Ihr Traum ist sehr artig; man sieht, daß die Musen Sie auch im Schlaf besuchen, und zwar mit besonderer Gunst; denn Sie werden gestehn, daß es Ihnen im wachen Zustand schwer werden würde, etwas so Eigentümliches und Hübsches zu erfinden."

Und auch nach Goethes Abscheiden wirkt solche Traumkraft voll bleibenden Umgangs fort. Eine Aufzeichnung hält einen dieser Träume fest. Sein Anfang, wie Eckermann „vor allen Dingen" Goethe fragt, wie ihm denn die Gespräche gefallen, und der Meister gravitätisch-gehalten antwortet, ist mehr wesenswitzig, dann aber öffnet sich die Szene zu einem Bilde, das an die Landschaften der Lehrjahre und des „Märchens" erinnert: Breiter Strom im Schein anbrechender Morgenröte mit der in der frischen Himmelsbläue erbleichenden Halbscheibe des Mondes. In der Ferne auf dem Wasser und den weitausgedehnten Weideflächen Nebelstreifen, die sich heben und ziehen. Eine Fähre liegt bereit. Ein Storch fliegt über dem Strom nach den feuchten Niederungen des jenseitigen Ufers. Da sagt Goethes Sohn zum Vater: „Der Storch fliegt schon nach Fröschen für seine Jungen. Es ist Zeit, lieber Vater. Der Vogel fliegt rechts, es ist ein gutes Zeichen." Die beiden gehen, und lassen Eckermann zurück. Goethe schreitet nach der Fähre voran. Er öffnet keine Lippe, als sei ihm das Reden verboten. Auch reicht er ihm keine Hand.

Die Fähre gleitet in den Strom. Der Zurückbleibende blickt ihnen nach: „Es tat mir nicht leid, daß sie gingen, so wie ich auch an ihnen beim Abschied keine Spur einer herzlichen Regung wahrgenommen. Es war, als ob alles so sein müßte. Sie nahmen ihre Richtung nach Südosten, wo sich ein flaches Wiesen- und Weideland unabsehbar ausdehnte. Von Gebäuden in der Nähe und Turmspitzen in der Ferne war jedoch keine Spur und ich machte daraus den Schluß, daß dies ein Land sei, das nicht von Menschen bewohnt werde."

Es ist an diesem Traum Eckermanns, neben dem landschaftlichen Goethe-Anklang, charakteristisch, wie ein bedeutsamer Wesenszug seines Meisters die Situation beherrscht: jene große über die Trauer- und Scheideaffekte überlegene Gefühlsgelassenheit des Vollendeten, der in seinen letzten Reifejahren all den menschlichen Hinfälligkeiten, irdischem Geschehen, Tod und Trennung, keine Tränen mehr erwies.

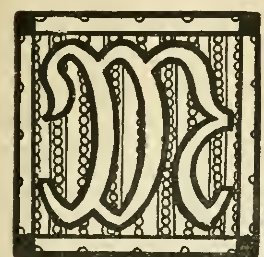
Daß Eckermann so träumte und daß er seinen Traum so nachgestaltete mit bildnerischer Freude, das ist Zeichen einer reicheren Natur und führt ihn weit über die dumpfe Stubenluft des ihm zu Unrecht als Doppelgänger gegebenen Famulus Wagner hinaus.

Felix Poppenberg

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Der Dichter und diese Zeit/ ein Vortrag/ von Hugo von Hofmannsthal



Man hat Ihnen angekündigt, daß ich zu Ihnen über den Dichter und diese Zeit sprechen will, über das Dasein des Dichters oder des dichterischen Elementes in dieser unserer Zeit, und manche Ankündigungen, höre ich, formulieren das Thema noch ernsthafter, indem sie von dem Problem des dichterischen Daseins in der Gegenwart sprechen. Diese Kunstworte streifen schon das Gebiet des Technisch-Philosophischen und zwingen mich im vorhinein, alle nach dieser Richtung orientierten Erwartungen zu zerstören, die ich sonst im Verlauf dieser Stunde grausam enttäuschen müßte. Es fehlen mir völlig die Mittel und ebensosehr die Absicht, in irgend welcher Weise Philosophie der Kunst zu treiben. Ich werde es nicht unternehmen, den Schatz ihrer Begriffe um einen, auch nur einen neuen Begriff zu bereichern. Und ebensowenig werde ich an einem der festen Begriffe, auf denen Ihre Anschauung dieser ästhetischen Dinge ruhen mag, wo anders sie auf Begriffen ruht und nicht, wie ich heimlich und bestimmt hoffe, auf einem chaotischen Gemenge von verworrenen, komplexen und inkommensurablen inneren Erlebnissen, ... keineswegs, sagte ich, werde ich an einem dieser Begriffe Kritik zu üben versuchen. Diese Mauern irgend zu versetzen, ist nicht mein Ehrgeiz; mein Ehrgeiz ist nur, aus ihnen an so verschiedenartigen Punkten als möglich, und an möglichst unerwarteten, wieder hervorzutreten und Sie dadurch in einer nicht unangenehmen Weise zu befremden. Ich meine einfach: es würde mich freuen, wenn es mir gelänge, Ihnen fühlbar zu machen, daß dieses Thema nicht nur in dieser Stunde in der Atmosphäre dieser Versammlung, in diesem künstlichen Licht einen künstlichen und nach Minuten gemessenen Bestand hat, sondern daß es sich um ein Element ihres geistigen Daseins handelt, das nicht als gewußtes, sondern als gefühltes, gelebtes, in Tausenden von Momenten ihres Daseins da ist und Wirkung ausstrahlt.

Ueber den Begriff der Gegenwart sind wir jeder Verständigung enthoben: Sie wie ich sind Bürger dieser Zeit, ihre Myriaden sich kreuzender Schwingungen bilden die Atmosphäre, in der ich zu Ihnen spreche, Sie mich hören, und in die wir wiederum hinaustreten, wenn wir diesen Saal verlassen. Ja sie regiert noch unsere Träume und gibt ihnen die Mischung ihrer Farben und nur im tiefen todesähnlichen Schlaf meinen wir zu sein, wo sie nicht ist. Den Begriff des Dichters bringen Sie mir, das weiß ich, als einen sicher in Ihnen ruhenden und reich erfüllten entgegen. Es schwingt in ihm etwas von der Fassung, die die deutschen Dichter zu Anfang des letzt vergangenen Jahrhunderts ihm gegeben haben (die man nicht immerfort mit einem so unzulänglichen und abstumpfenden Wort die „Romantischen" nennen sollte); aber die Gewalt, die der ungeheuere Gedanke „Goethe" über Ihre Seelen besitzt, schnellt seine Grenzen hinaus ins kaum mehr Absehbare; und es ist etwas von der pathetischen Erscheinung Hölderlins unter den Elementen, die in Ihnen oszillierend dies Gedankending „Dichter" zusammensetzen und etwas von der nicht zu vergessenden Allüre Byrons; etwas von dem verschwundenen namenlosen Finder eines alten deutschen Liedchen und etwas von Pindar. Sie denken Shakespeare, und daneben ist für einen inneren Augenblick alles andere verloschen, aber der nächste Augenblick stellt das unendlich komplexe oszillierende Gedankending wieder her und Sie denken ohne zu trennen ein amalgamiertes Etwas aus Dante, Lenau und dem Verfasser einer rührenden Geschichte, die Sie mit vierzehn Jahren gelesen haben.

An dies Gewebe aus den Erinnerungsbildern der subtilsten Erlebnisse, an dies in Ihnen appelliere ich, an dies unausgewickelte und an keinen geklärten Begriff, keine abgezogene Formel. Dies in Ihnen ist lebendig und dem Lebendigen möchte ich diese Stunde hindurch verbunden bleiben. Diesem lebendigen Begriff denke ich nichts hinzuzufügen und noch weniger meine ich ihn einzuschränken. Ich selber trage ihn in mir ebenso unausgewickelt, wie ich ihn bei Ihnen voraussetze. Am wenigsten wüßte ich ihn von vorneherein nach unten abzugrenzen, ja diese haarscharfe Absonderung des Dichters vom Nicht-Dichter erscheint mir gar nicht möglich. Ich würde mir sagen müssen, daß die Produkte von Menschen, die kaum Dichter zu nennen sind, manchmal nicht ganz des Dichterischen entbehren, und umgekehrt scheint mir zuweilen das, was sehr hohe und unzweifelhafte Dichter geschaffen haben, nicht frei von undichterischen Elementen. Es scheint mir in diesen Dingen eine illiberale Auffassung nicht möglich und immer ziemlich nah am Lächerlichen. Ich frage mich, ob Boileau den Mann, der die Manon Lescaut schuf, wenn er ihn erlebt hätte, ja ich frage mich, ob Lessing, der sein Zeitgenosse war, diesem Manne den Namen eines Dichters konzediert hätte, und ich sehe, wie unbedeutend, wie unhaltbar diese Scheidungen sind, die der Zeitgeschmack oder der persönliche Hochmut der Produzierenden zwischen dem Dichter und dem bloßen Schriftsteller anstellt. Und doch ist es mir in anderen Augenblicken und in einem anderen Zusammenhang völlig klar

geworden, daß jene strengste Goethesche Erkenntnis wahr ist und daß ein unvollkommenes Kunstwerk nichts ist; daß in einem höheren Sinn nur die vollkommenen Kunstwerke, diese seltenen Hervorbringungen des Genius existieren. Sie werden sich fragen, wie diese Erkenntnis und jene Duldung beieinander wohnen können, aber doch können sie das; es gibt Anschauungen, die zwischen ihnen vermitteln und es erfordert nur eine gewisse Reife, sie in sich zu vereinen — aber nur dieser Duldung, dieser Nichtabgrenzung werde ich mich in unserer Unterhaltung zu bedienen haben. Ich werde es hier nicht zu berühren brauchen, ob ich vielleicht einen einzigen Menschen in dieser Epoche für einen ganzen Dichter halte und die anderen nur für die Möglichkeiten von Dichter, für dichterisch veranlagte Individuen, für dichterische Materie. Denn mir ist es nur um das Dasein des dichterischen Wesens in unserer Epoche zu tun.

Ich glaube, vielmehr ich weiß es, daß der Dichter, oder die dichterische Kraft, in einem weitherzigen Sinn genommen, in dieser Epoche da ist, wie sie in jeder anderen da war. Und ich weiß, daß Sie mit dieser Kraft und ihren Wirkungen unaufhörlich rechnen, vielleicht ohne es Wort zu haben. Es ist dies das Geheimnis, es ist eines von den Geheimnissen, aus denen sich die Form unserer Zeit zusammensetzt: daß in ihr alles zugleich da ist und nicht da ist. Sie ist voll von Dingen, die lebendig scheinen und tot sind, und voll von solchen, die für tot gelten und höchst lebendig sind. Von ihren Phänomenen scheinen mir fast immer die außer dem Spiele, welche nach der allgemeinen Annahme im Spiele wären und die, welche verleugnet werden, höchst gegenwärtig und wirksam. Diese Zeit ist bis zur Krankheit voll unrealisierter Möglichkeiten und zugleich ist sie starrend voll von Dingen, die nur um ihres Lebensgehaltes willen zu bestehen scheinen und die doch nicht Leben in sich tragen. Es ist das Wesen dieser Zeit, daß nichts, was wirkliche Gewalt hat über die Menschen, sich metaphorisch nach außen ausspricht, sondern alles ins Innere genommen ist, während etwa die Zeit, die wir das Mittelalter nennen und deren Trümmer nnd Phantome in unsere hineinragen, alles, was sie in sich trug, zu einem ungeheuren Dom von Metaphern ausgebildet aus sich ins Freie emportrieb.

Waren sonst Priester, Berechtigte, Auserwählte, die Hüter dieser Sitte, jener Kenntnis, so ruht dies alles jetzt potentiell in allen: wir könnten manches ins Leben werfen, wofern wir ganz zu uns selbst kämen, ... wir könnten dies und jenes wissen ... wir könnten dies und jenes tun. Keine eleusinischen Weihen und keine sieben Sakramente helfen uns empor: in uns selber müssen wir uns in höheren Stand erheben, wo uns dies und jenes zu tun nicht mehr möglich, ja auch dies und jenes zu wissen nicht mehr möglich: dafür aber dies und jenes sichtbar, verknüpfbar, möglich ja greifbar, was allen anderen verborgen. Dies alles geht lautlos vor sich und so wie zwischen den Dingen. Es fehlt in unserer Zeit den repräsentativen Dingen an Geist, und den geistigen an Relief.

Wofern das Wort Dichter, die Erscheinung des Dichters in der Atmosphäre

unserer Zeit irgend ein Relief nimmt, so ist es kein angenehmes. Man fühlt dann etwas Gequollenes, Aufgedunsenes, etwas, das mehr von Bildungsgefühlen getragen ist als von irgend welcher Intuition. Man wünscht sich diesen Begriff ins Leben zurückzuholen, ihn zu „dephlegmatisieren", zu „vivifizieren", wie die beiden schönen Kunstworte des Novalis heißen. Welchen lebhaften und liebenswürdigen Gebrauch machte nicht eine frühere deutsche Epoche (ich denke an die jungen Männer und Frauen von 1770) von dem Worte Genie, mit dem sie das gleiche bezeichnen wollte: das dichterische Wesen. Denn sie dachten dabei keineswegs an das Genie der Tat und nie und nimmer hätten sie ihr Lieblingswort auf den angewandt, der vor allem würdig war, es zu tragen in seiner funkelndsten und unheimlichsten Bedeutung: auf Friedrich den Großen. Welchen lebensvollen und imponierenden Gebrauch macht der Engländer heute, und macht ihn seit sechs Generationen, von seinem man of genius. Er schränkt ihn nicht auf seine Dichter ein; und doch haftet allen denen, von denen er ihn braucht, etwas Dichterisches an, ihnen oder ihren Schicksalen. Er bedenkt sich nicht, ihn auch auf einen Mann anzuwenden, der nicht von der allerseltensten geistigen Universalität ist. Aber es muß eine Gestalt sein, aus der etwas Außerordentliches hervorblitzt, etwas Unvergleichliches von Kühnheit, von Glück, von Geisteskraft oder von Hingabe. Es ist etwas Grandioses um einen Begriff, unter dem der Sprachgeist Milton und Nelson zusammenzufassen gestattet, Lord Clive und Samuel Johnson, Byron und Warren Hasting, den jüngeren Pitt und Cecil Rhodes.

Es kommt so wenig auf die Worte an und so viel auf die Prägung, die der Sprachgeist eines Volkes ihnen aufdrückt. Wie kraftlos nimmt sich neben „man of genius" und dem Ton, den sie in das Wort zu legen wissen, dem männlichen, selbstsicheren, ich möchte sagen, dem soldatischen oder seemännisch stolzen Ton, wie kraftlos nimmt sich daneben unser „Genie" aus, wie gelehrtenhaft, wie engbrüstig-pathetisch, vorgebracht mit der heuchlerischen Exaltation der Schulstube. Es haftet dem Wort in unserem Sprachgebrauch etwas an, als vertrüge es die freie Luft nicht und doch ist es das einzige Wort, unter dem wir Johann Sebastian Bach und Kant und Bismarck, Kleist, Beethoven und Friedrich den Zweiten zusammen begreifen können. Aber es bleibt empfindlichen Ohren ein fatales Wort. Es hat ganz und gar nicht mehr den jugendlichen Glanz von 1770 und es hat auch nicht den dunklen ehernen Glanz, vergleichbar dem finsteren Schimmer alter Waffen, den die Abnützung des großen Lebens den feierlichen und ehrwürdigen Worten großer Nationen zu geben vermag und der die einfachen Bezeichnungen der Ämter, die trockensten Überschriften und Inschriften Roms mit einer Größe umwittert, die uns das Herz klopfen macht. Dieses Wort „Genie", wenn man es in unseren Zeitungen findet, in den Nekrologen oder Würdigungen von toten Dichtern oder Philosophen, wo es das höchste Lob bedeuten soll, so erscheint es mir — ich meine auch dort, wo es an seinem Platz ist — undefinierbar dünn, würdelos, kraftlos. Es ist ein höchst unsicheres

Wort, und es ist, als würde es immer von Leuten mit schlechtem Gewissen gebraucht. Es ist nahe daran, ein prostituiertes Wort zu sein, dieses Wort, das die höchste geistige Erscheinung bezeichnen soll, — ist dies nicht seltsam?

Wenn ich es gebraucht finde in seiner Distanzlosigkeit (und in „man of genius" liegt immer soviel Distanz zwischen einem großen Volk und einem großen Einzelnen), so fällt mir immer zugleich um des Gegensatzes willen die schöne, jede Distanzlosigkeit ablehnende methodistische Maxime ein: „Vergiß nicht, mein Freund: ein Mann kann weder gelobt noch herabgesetzt werden", my friend, a man can neither be praised nor insulted. Es scheint mir, wenn die Deutschen von ihren Dichtern sprechen, sowohl von denen, die unter ihnen leben, als von denen, die tot sind und ihr zweites strahlenderes Leben unter uns führen, so sagen sie viel Schönes und zuweilen bricht aus breiten etwas schlaffen Äußerungen ein Funken des glühendsten Verständnisses hervor; aber irgendetwas, ein Ton, der mehr wäre als alles gehäufte Lob und alle eindringende Subtilität, scheint mir zu fehlen: ein menschlicher Ton, ein männlicher Ton, ein Ton des Zutrauens und der freien ungekünstelten Ehrfurcht, eine Betonung dessen, was Männer an Männern am höchsten stellen müssen: Führerschaft. Selbst Goethe gegenüber, selbst ihm gegenüber sind es einzelne, die sich diese Haltung in sich selbst erobern, und diesen einzig möglichen, einzig würdigen Ton in sich ausbilden, welcher nicht der Ton von Schulmeistern ist, sondern der Ton von Gentlemen. Denn vor allem ist es unter der Würde toter wie lebendiger Dichter, ein anderes Lob anzunehmen, als das reelle des Zutrauens lebendiger Menschen. Aber das Wesen unserer Epoche ist Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit. Sie kann nur auf Gleitendem ausruhen und ist sich bewußt, daß es Gleitendes ist, wo andere Generationen an das Feste glaubten. Ein leiser chronischer Schwindel vibriert in ihr. Es ist in ihr vieles da, was nur wenigen sich ankündigt und vieles nicht da, wovon viele glauben, es wäre da. So möchten sich die Dichter zuweilen fragen, ob sie da sind, ob sie für ihre Epoche denn irgend wirklich da sind. Ob, bei so manchem hergebrachten, schematischen Lob, das für sie abfällt, das einzige reelle Lob, das anzunehmen nicht unter ihrer Würde ist, das Zutrauen der lebendigen Menschen, die Anerkennung irgend einer Führerschaft in ihnen, irgendwo für sie bereit liegt. Aber es könnte auch sein, und das wäre um so schöner, wäre einer Zeit, die jede Ostentation und jede Rhetorik von sich abgetan hat, um so würdiger, daß dieses einzige reelle Lob den Dichtern gerade von unserer Zeit unaufhörlich dargebracht würde, aber in einer so versteckten, so indirekten Weise, daß es erst einigen Nachdenkens, einiger Welterfahrung bedürfte, um dies versteckte Rechnen mit dem Dichter, dies versteckte Ersehnen des Dichters, dies versteckte Flüchten zu dem Dichter wahrzunehmen. Und es ist heute an dem, daß die Dinge so liegen, wenn ich nicht irre. Und hier zwingt mich meine Art, wie ich diese Dinge sehe, Sie zunächst sicherlich zu befremden durch die Behauptung, daß das Lesen, die maßlose Gewohnheit, die ungeheuere Krankheit, wenn Sie wollen, des Lesens, dieses Phänomen unserer

Zeit, das man zu sehr der Statistik und Handelskunde überläßt und dessen subtilere Seiten man zu wenig betrachtet, nichts anderes ausdrückt als eine unstillbare Sehnsucht nach dem Genießen von Poesie. Dies muß Sie befremden und Sie sagen mir, daß in keiner früheren Zeit das Poetische eine so bescheidene Rolle gespielt hätte, als es in der Lektüre unserer Zeit spielt, wo es verschwindet unter der ungeheueren Masse dessen, was gelesen wird. Sie sagen mir, daß meine Behauptung vielleicht auf die Zuhörer der arabischen Märchenerzähler passe oder allenfalls auf die Zeitgenossen der „Prinzessin von Clèves" oder die Generation des Werther, doch sicherlich gerade am wenigsten auf unsere Zeit, die Zeit der wissenschaftlichen Handbücher, der Reallexika und der unzählbaren Zeitschriften, in denen für Poesie kein Raum ist. Sie erinnern mich, daß es die Kinder und die Frauen sind, die heute Dramen und Gedichte lesen. Aber ich habe um die Erlaubnis gebeten von Dingen zu sprechen, die nicht ganz an der Oberfläche liegen und ich möchte, daß wir für einen Augenblick daran denken, wie verschieden das Lesen unserer Zeit von dem ist, wie frühere Zeiten gelesen haben. Um so ruheloser, ziellоser, unvernünftiger das Lesen unserer Zeit ist, um so merkwürdiger scheint es mir. Wir sind unendlich weit entfernt von dem ruhigen Liebhaber der schönen Literatur, von dem Amateur einer populären Wissenschaft, von dem Romanleser, dem Memoirenleser einer früheren, ruhigeren Zeit. Gerade durch sein Fieberhaftes, durch seine Wahllosigkeit, durch das rastlose Wieder-aus-der-Hand-legen der Bücher, durch das Wühlende, Suchende scheint mir das Lesen in unserer Epoche eine Lebenshandlung, eine des Beachtens werte Haltung, eine Geste.

Ich sehe als die Geste unserer Zeit den Menschen mit dem Buch in der Hand, wie der kniende Mensch mit gefalteten Händen die Geste einer anderen Zeit war. Natürlich denke ich nicht an die, die aus bestimmten Büchern etwas Bestimmtes lernen wollen. Ich rede von denen, die je nach der verschiedenen Stufe ihrer Kenntnisse ganz verschieden Bücher lesen, ohne bestimmten Plan, unaufhörlich wechselnd, selten in einem Buch lang ausruhend, getrieben von einer unausgesetzten, nie recht gestillten Sehnsucht. Aber die Sehnsucht dieser möchte es scheinen, geht durchaus nicht auf den Dichter. Es ist der Mann der Wissenschaft, der diese Sehnsucht zu stillen vermag, oder für neunzig auf hundert unter ihnen der Journalist. Sie lesen noch lieber Zeitungen als Bücher, und obwohl sie nicht bestimmt wissen, was sie suchen, so ist es doch sicherlich keineswegs Poesie, sondern es sind seichte, für den Moment beruhigende Aufschlüsse, es sind die Zusammenstellungen realer Fakten, es sind faßliche und zum Schein neue „Wahrheiten", es ist die rohe Materie des Daseins. Ich sage dies so, wie wir es geläufig sagen und leichthin glauben; aber ich glaube, nein ich weiß, daß dies nur der Schein ist. Denn sie suchen mehr, sie suchen etwas anderes, diese Hunderttausende, in den Tausenden von Büchern, die sie sich von Hand zu Hand weiter geben, bis sie beschmutzt und zerlesen auseinanderfallen: sie suchen etwas anderes als die einzelnen Dinge, die in der Luft hängenden kurzatmigen

Theorien, die ihnen ein Buch nach dem anderen darbietet: sie suchen, aber es ist ihnen keine Dialektik gegeben, subtil genug, um sich zu fragen und zu sagen, was sie suchen; keine Übersicht, keine Kraft der Zusammenfassung: das einzige, wodurch sie ausdrücken können, was in ihnen vorgeht, ist die stumme beredte Gebärde, mit der sie das aufgeschlagene Buch aus der Hand legen und ein neues aufschlagen. Und dies muß so weitergehen: denn sie suchen ja von Buch zu Buch, was der Inhalt keines ihrer tausend Bücher ihnen geben kann: sie suchen etwas, was zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher schwebt, was diese Inhalte in eins zu verknüpfen vermöchte. Sie schlingen die realsten, die entseeltesten aller Literaturen hinunter und suchen etwas höchst Seelenhaftes. Sie suchen immerfort etwas, was ihr Leben mit den Adern des großen Lebens verbände in einer zauberhaften Transfusion lebendigen Blutes. Sie suchen in den Büchern, was sie einst vor den rauchenden Altären suchten, einst in dämmernden von Sehnsucht nach oben gerissenen Kirchen. Sie suchen, was sie stärker als alles mit der Welt verknüpfe, und zugleich den Druck der Welt mit eins von ihnen nehme. Sie suchen ein Ich, an dessen Brust gelehnt ihr Ich sich beruhige. Sie suchen, mit einem Wort, die ganze Bezauberung der Poesie. Aber es ist nicht ihre Sache, sich dessen Rechenschaft zu geben, noch auch ist es ihre Sache, zu wissen, daß es der Dichter ist, den sie hinter dem Tagesschriftsteller, hinter dem Journalisten suchen. Denn wo sie suchen, dort finden sie auch und der Romanschreiber, der sie bezaubert, der Journalist, der ihnen das eigene Leben schmackhaft macht und die grellen Lichter des großen Lebens über den Weg wirft, den sie täglich früh und abends gehen — ich habe wirklich nicht den Mut und nicht den Wunsch, ihn von dem Dichter zu sondern. Ich weiß keinen Zeilenschreiber, den elendesten seines Metiers, auf dessen Produkte nicht, so unwürdig er dieses Lichtes sein mag, für ein völlig unverwöhntes Auge, für eine in der Trockenheit des harten Lebens erstickende Phantasie etwas vom Glanz der Dichterschaft fiele, einfach dadurch, daß er sich, und wäre es in der stümperhaftesten Weise, des wundervollsten Instrumentes bedient: einer lebendigen Sprache. Freilich, er erniedrigt sie wieder, er nimmt ihr soviel von ihrer Hoheit, ihrem Glanz, ihrem Leben als er kann; aber er kann sie niemals so sehr erniedrigen, daß nicht die zerbrochenen Rhythmen, die Wortverbindungen, die seiner Feder, ihm zu Trotz, zur Verfügung stehen, die Bilder, die in seinem Geschreibe freilich das Prangerstehen lernen, noch da und dort in eine ganz junge, eine ganz rohe Seele wie Zauberstrahlen fallen könnten. (Und gibt es nicht ihrer mehr Jugendschicksale, die denen Kaspar Hausers gleichen als man ahnen möchte, in den ungeheueren Einöden, die unsere menschenwimmelnden Städte sind?)

Da ich an das mächtige Geheimnis der Sprache erinnert habe, so habe ich mit einem Male das enthüllt, worauf ich Sie führen wollte. Vermöge der Sprache ist es, daß der Dichter aus dem Verborgenen eine Welt regiert, deren einzelne Glieder ihn verleugnen mögen, seine Existenz mögen vergessen haben. Und doch

ist er es, der ihre Gedanken zueinander und auseinander führt, ihre Phantasie beherrscht und gängelt; ja noch ihre Willkürlichkeiten, ihre grotesken Sprünge leben von seinen Gnaden. Diese stumme Magie wirkt unerbittlich wie alle wirklichen Gewalten. Alles, was in einer Sprache geschrieben wird und, wagen wir das Wort, alles, was in ihr gedacht wird, deszendiert von den Produkten der wenigen, die jemals mit dieser Sprache schöpferisch geschaltet haben. Und alles, was man im breitesten und wahllosesten Sinn Literatur nennt, bis zum Operntextbuch der vierziger Jahre, bis hinunter zum Kolportageroman, alles deszendiert von den wenigen großen Büchern der Weltliteratur. Es ist eine erniedrigte durch zuchtlose Mischungen bis zum Grotesken entstellte Deszendenz, aber es ist Deszendenz in direkter Linie. So sind es doch wirklich die Dichter, immer nur die Dichter, die Worte, die ihr Hirn für immer vermählt, für immer zu Antithesen auseinander gestellt hat, die Figuren, die Situationen, in denen sie das ewige Geschehen symbolisierten, so sind es immer nur die Dichter, mit denen es die Phantasie der Hunderttausende zu tun hat, und der Mann auf dem Omnibus, der die halbgelesene Zeitung in der Arbeiterbluse stecken hat, und der Ladenschwengel und das Nähmädchen, die einander den Kolportageroman leihen, und alle die unzähligen Leser der wertlosen Bücher, ist es nicht seltsam zu denken, daß sie doch irgendwie in diesen Stunden, wo ihr Auge über die schwarzen Zeilen fliegt, mit den Dichtern sich abgeben, die Gewalt der Dichter erleiden, der einsamen Seelen, von deren Existenz sie nichts ahnen, von deren wirklichen Produkten ein so tiefer Abgrund sie und ihresgleichen trennt! Und deren Seelenhaftes, deren Wärme, bindend die auseinanderfliegenden Atome, deren Magie doch das einzige ist, was auch noch diese Bücher zusammenhält, aus jedem von ihnen eine Welt für sich macht, eine Insel, auf der die Phantasie wohnen kann. Denn ohne diese Magie, die ihnen einen Schein von Form gibt, fielen sie auseinander, wären tote Materie und auch nicht die Hand des Rohesten griffe nach ihnen.

Aber nach den Büchern, in denen die Wissenschaft die Ernte ihrer arbeitsamen Tage und Nächte aufhäuft, greifen Tausende von Händen unaufhörlich; diese Bücher und ihre Deszendenz scheinen es vor allen zu sein, die aus den feineren, den zusammengesetzteren Köpfen ihre Adepten gemacht hat. Und gehe ich nicht zu weit, wenn ich hier abermals eine versteckte Sehnsucht nach dem Dichter wahrzunehmen behaupte, eine Sehnsucht, die so widersinnig wie manche Regungen der Liebe, von dem Gegenstand ihres heimlichen Wünschens sich gerade abzukehren, ihm für immer den Rücken zu wenden vorgibt? Aber sind es denn nicht wirklich nur und allein die wenigen, welche in einer Wissenschaft arbeiten, die ihr wirkliches Wesen in ihr suchen, ihr strenges, abgeschlossenes, von einem Abgrund ewiger Kälte umflossenes Dasein — und wäre für die unerprobten suchenden Seelen der vielen diese Kälte nicht so fürchterlich, daß sie sich daran verbrennen würden, und für ewig diesen Ort meiden?

Daß es Menschen gibt, die zu leben vermögen in einer Luft, die von der

Eiseskälte des unendlichen Raumes beleckt wird, ist ein Geheimnis des Geistes, ein Geheimnis, wie es andererseits die Existenz der Dichter ist und daß es Geister gibt die unter dem ungeheueren Druck des ganzen angesammelten Daseins zu leben vermögen — wie ja die Dichter tun. Aber es ist nicht die Sache der vielen, es kann nicht ihre Sache sein. Denn sie stehen im Leben und aus der Wissenschaft, in ihrem reinen strengen Sinn genommen, führt kein Weg ins Leben zurück. Ihr wohnt ein Streben inne, wie den Künsten ein Streben inne wohnt, reine Kunst zu werden, wofür man (aber es ist nur gleichnisweise zu verstehen) gesagt hat: sie streben danach, Musik zu werden. Dies Streben, sich zur Mathematik emporzuläutern, dies wenn sie wollen, ist das einzig noch Menschliche an den Wissenschaften, dies ist, wenn sie wollen, ihre bleibende Durchseelung mit Menschlichkeit: denn so tragen sie das menschliche Messen ins Universum, und es bleibt, wie in dem alten Axiom, der Mensch das Maß aller Dinge. Aber hier auch schon schwingt sich der Weg ins Eisige und Einsame. Und nicht nach glühendem Frost der Ewigkeit treibt es die vielen, die nach diesen Büchern greifen und wiederum greifen; sie sind keine Adepten, und auf ewig sind ihrem ruhelosen fragenden begierigen Gewimmel die Vorhöfe zugewiesen. Wonach ihre Sehnsucht geht, das sind die verknüpfenden Gefühle; die Weltgefühle, die Gedankengefühle sind es, gerade jene, welche auf ewig die wahre strenge Wissenschaft sich versagen muß, gerade jene die allein der Dichter gibt. Sie, die nach den Büchern der Wissenschaft und der Halbwissenschaft greifen, sowie jene anderen nach den Romanen greifen, nach dem Zeitungsblatt, nach jedem bedruckten Fetzen, sie wollen nicht schaudernd dastehen in ihrer Blöße unter den Sternen. Sie ersehnen, was nur der Dichter ihnen geben kann, wenn er um ihre Blöße die Falten seines Gewandes schlägt. Denn Dichten, das Wort steht irgendwo in Hebbels Tagebüchern, Dichten heißt die Welt wie einen Mantel um sich schlagen und sich wärmen. Und an dieser Wärme wollen sie teilhaben und darum sind es die Trümmer des Dichterischen, nach denen sie haschen, wo sie der Wissenschaft zu huldigen meinen; nach fühlendem Denken, denkendem Fühlen steht ihr Sinn, nach Vermittlung dessen, was die Wissenschaft in grandioser Entsagung als unvermittelbar hinnimmt. Sie aber suchen den Dichter und nennen ihn nicht.


So ist der Dichter da, wo er nicht da zu sein scheint, und ist immer an einer anderen Stelle als er vermeint wird. Seltsam wohnt er im Haus der Zeit, unter der Stiege, wo alle an ihm vorüber müssen und keiner ihn achtet. Gleicht er nicht dem fürstlichen Pilger aus der alten Legende, dem auferlegt war, sein fürstliches Haus und Frau und Kinder zu lassen und nach dem heiligen Lande zu ziehen; und er kehrte wieder, aber ehe er die Schwelle betrat, wurde ihm auferlegt, nun als ein unerkannter Bettler sein eigenes Haus zu betreten und zu wohnen, wo das Gesinde ihn wiese. Das Gesinde wies ihn unter die Treppe, wo nachts der Platz der Hunde ist. Dort haust er und hört und sieht seine Frau und seine Brüder

und seine Kinder, wie sie die Treppe auf und nieder steigen, wie sie von ihm als einem Verschwundenen, wohl gar einem Toten sprechen und um ihn trauern. Aber ihm ist auferlegt, sich nicht zu erkennen zu geben und so wohnt er unerkannt unter der Stiege seines eigenen Hauses.

Dies unerkannte Wohnen im eigenen Haus, unter der Stiege, im Dunkel, bei den Hunden; fremd und doch daheim; als ein Toter, als ein Phantom im Munde aller, ein Gebieter ihrer Tränen, gebettet in Liebe und Ehrfurcht; als ein Lebendiger, gestoßen von der letzten Magd und gewiesen zu den Hunden; und ohne Amt in diesem Haus, ohne Dienst, ohne Recht, ohne Pflicht, als nur zu lungern und zu liegen und in sich dies alles auf einer unsichtbaren Wage abzuwiegen, dies alles immerfort bei Tag und Nacht abzuwiegen und ein ungeheueres Leiden, ungeheures Genießen zu durchleben, dies alles zu besitzen wie niemals ein Hausherr sein Haus besitzt — denn besitzt der die Finsternis, die nachts auf der Stiege liegt, besitzt er die Frechheit des Koches, den Hochmut des Stallmeisters, die Seufzer der niedrigsten Magd? Er aber, der gespenstisch im Dunkeln liegt, besitzt alles dies: denn jedes von diesen ist eine offene Wunde an seiner Seele und glüht einmal als ein Karfunkelstein an seinem himmlischen Gewand — dies unerkannte Wohnen, es ist nichts als ein Gleichnis, ein Gleichnis, das mir zugeflogen ist, weil ich vor nicht vielen Wochen diese Legende in dem alten Buch „Die Taten der Römer" gelesen habe — aber ich glaube, es hat die Kraft, uns hinüber zu leiten, daß ich Ihnen von dem spreche, was nicht minder phantastisch ist und doch so ganz zu dem gehört, was wir Wirklichkeit, was wir Gegenwart zu nennen uns beruhigen: zu dem, wie ich den Dichter wohnen sehe im Haus dieser Zeit, wie ich ihn hausen und leben fühle in dieser Gegenwart, dieser Wirklichkeit, die zu bewohnen uns gegeben ist.

Er ist da, und es ist niemandes Sache, sich um seine Anwesenheit zu bekümmern. Er ist da und wechselt lautlos seine Stelle und ist nichts als Auge und Ohr und nimmt seine Farbe von den Dingen, auf denen er ruht. Er ist der Zuseher, nein, der versteckte Genosse, der lautlose Bruder aller Dinge und das Wechseln seiner Farbe ist eine innige Qual: denn er leidet an allen Dingen und indem er an ihnen leidet, genießt er sie. Dies Leidend-genießen, dies ist der ganze Inhalt seines Lebens. Er leidet, sie so sehr zu fühlen. Und er leidet an dem einzelnen so sehr als an der Masse; er leidet ihre Einzelheit und leidet ihren Zusammenhang; das Hohe und das Wertlose, das Sublime und das Gemeine; er leidet ihre Zustände und ihre Gedanken; ja bloße Gedankendinge, Phantome, die wesenlosen Ausgeburten der Zeit leidet er, als wären sie Menschen. Denn ihm sind Menschen und Dinge und Gedanken und Träume völlig eins: er kennt nur Erscheinungen, die vor ihm auftauchen und an denen er leidet und leidend sich beglückt. Er sieht und fühlt; sein Erkennen hat die Betonung des Fühlens, sein Fühlen die Scharfsichtigkeit des Erkennens. Er kann nichts auslassen. Keinem Wesen, keinem Ding, keinem Phantom, keiner Spukgeburt eines menschlichen Hirns darf er seine Augen verschließen. Es ist als

hätten seine Augen keine Lider. Keinen Gedanken, der sich an ihn drängt, darf er von sich scheuchen, als sei er aus einer anderen Ordnung der Dinge. Denn in seine Ordnung der Dinge muß jedes Ding hineinpassen. In ihm muß und will alles zusammenkommen. Er ist es, der in sich die Elemente der Zeit verknüpft. In ihm oder nirgends ist Gegenwart.

Aber die Gewebe sind durchsetzt mit noch feineren Fäden, und wenn kein Auge sie wahrnimmt, sein Auge darf sie nie verleugnen. Ihm ist die Gegenwart in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit: in den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernen nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten; sein Auge, wenn sonst keines, trifft noch — wie könnte er es wehren? — das lebendige Feuer von Sternen, die längst der eisige Raum hinweggezehrt hat. Denn dies ist das einzige Gesetz unter dem er steht: keinem Ding den Eintritt in seine Seele zu wehren und was ein Mensch ist, ein lebendiger, der die Hände gegen ihn reckt, das ist ihm, nichts fremderes, der flimmernde Sternenstrahl, den vor dreitausend Jahren eine Welt entsandt und der heute das Auge ihm trifft, und im Gewebe seines Leibes das Nachzucken uralter, kaum mehr zu messender Regung. Wie der innerste Sinn aller Menschen Zeit und Raum und die Welt der Dinge um sie her schafft, so schafft er aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Tier und Mensch und Traum und Ding, aus Groß und Klein, aus Erhabenem und Nichtigem die Welt der Bezüge.

Er schafft. Dumpfe Schmerzen, eingeschränkte Schicksale können sich für lange auf seine Seele legen und sie mit Leid innig durchtränken und zu einer anderen Stunde wird er den gestirnten Himmel in seiner aufgeschlossenen Seele spiegeln. Er ist der Liebhaber der Leiden und der Liebhaber des Glücks. Er ist der Entzückte der großen Städte und der Entzückte der Einsamkeit. Er ist der leidenschaftliche Bewunderer der Dinge, die von ewig sind und der Dinge, die von heute sind. London im Nebel mit gespenstigen Prozessionen von Arbeitslosen, die Tempeltrümmer von Luxor, das Plätschern einer einsamen Waldquelle, das Gebrüll ungeheuerer Maschinen: die Übergänge sind niemals schwer für ihn und er überläßt das vereinzelte Staunen denen, deren Phantasie schwerfälliger ist — denn er staunt immer, aber er ist nie überrascht, denn nichts tritt völlig unerwartet vor ihn, alles ist, als wäre es schon immer dagewesen und alles ist auch da, alles ist zugleich da. Er kann kein Ding entbehren, aber eigentlich kann er auch nichts verlieren, nicht einmal durch den Tod. Die Toten stehen ihm auf, nicht wann er will, aber wann sie wollen und immerhin sie stehen ihm auf. Sein Hirn ist der einzige Ort, wo sie für ein Zeitatom nochmals leben dürfen und wo ihnen, die vielleicht in erstarrender Einsamkeit hausen, das grenzenlose Glück der Lebendigen zuteil wird: sich mit allem, was lebt, zu begegnen.

Die Toten leben in ihm, denn für seine Sucht, zu bewundern, zu bestaunen, zu begreifen ist dies Fortsein keine Schranke. Er vermag nichts wovon er einmal gehört, wovon ein Wort, ein Name, eine Andeutung, eine Anekdote, ein

Bild, ein Schatten je in seine Seele gefallen, jemals völlig zu vergessen. Er vermag nichts in der Welt und zwischen den Welten als non-avenu zu betrachten. Was ihn angehaucht hat und wäre es aus dem Grab, darum buhlt er im Stillen. Es ist ihm natürlich, Mirabeau um seiner Beredsamkeit willen und Friedrich den Zweiten um seiner grandiosen Einsamkeit willen und Warren Hastings um seines Mutes willen und den Prinzen von Ligne um seiner Höflichkeit willen zu lieben, und Marie Antoinette um des Schafottes willen und den Heiligen Sebastian um der Pfeile willen. Aber daneben läuft seine Phantasie noch jedem obskuren Abenteuerer, von dem das Zeitungsblatt meldet, um seiner Abenteuer willen nach, dem Reichen um seines Reichtums, dem Armen um seiner Armut willen. Jeder Stand wünscht seinen Pindar, aber er hat ihn auch. Der Dichter, wenn er an dem Haus des Töpfers vorüber kommt, oder an dem Haus des Schusters und durchs Fenster hineinsieht, ist so verliebt ins Handwerk des Töpfers oder des Schusters, daß er nie von dem Fenster fortkäme, wäre es nicht, weil er dann wieder dem Jäger zusehen muß oder dem Fischer oder dem Fleischhauer.

Ich höre manchmal im Gespräch oder in einer Zeitung klagen, daß einzelnes, was des Schilderns wert wäre, von den Dichtern unserer Zeit nicht geschildert werde, z. B. die Inhalte mancher Industrien oder dergleichen. Aber wofern in diesen Betrieben das Leben eine eigene Form annimmt, einen neuen Rhythmus durch ein besonderes Zusammensein oder ein besonderes Isoliertsein der Menschen, wofern in diesen Betrieben die einzelnen Menschen oder viele zugleich in ein besonderes Verhältnis zur Natur treten, besondere Lichter auf sie fallen, die unendliche Symbolhaftigkeit der Materie neue unerwartete Schatten und Scheine auf die Menschen gießt, so werden sich die Dichter auf dies neue Ding, auf dies neue Gewebe von Dingen stürzen, vermöge der tiefen Leidenschaft, die sie treibt, jedes neue Ding dem Ganzen, das sie in sich tragen, einzuordnen, vermöge ihrer unbezähmbaren Leidenschaft, alles was da ist in ein Verhältnis zu bringen. Denn sie sind solche Schattenbeschwörer ohne Maß, sie machen ihren Helden nicht mehr bloß aus Alexander und Cäsar, nicht mehr bloß aus der neuen Heloise und dem Werther, nein: das unscheinbarste Dasein, die dürftigste Situation wird ihren immer schärferen Sinnen seelenhaft; wo nur aus fast Wesenlosem die schwächste Flamme eines eigenen Daseins, eines besonderen Leidens schlägt, sind sie nahe und weben sich das Unbelebte und den Dunstkreis, der es umschwimmt, zu einer gespenstigen Wesenheit zusammen.

Da ich ein Kind war, ich denke es wie heute, brachte ich meine Einbildung oft stundenlang nicht los von der Qual von Tieren, mißhandelten Pferden, eingesperrten Tieren, großen traurig blickenden Gefangenen, die immer herumgehen zwischen dem Gitter und der Wand. Und ich sann etwas aus, aber vergaß es später wieder völlig, von einem Tierbändiger, der seine Löwen tötet, ihnen vergiftetes Fleisch hinwirft. Es geschah in einer solchen Sphäre des kinderhaften dumpfen, starken Fühlens, dies Aussinnen, es war auch nicht so deutlich wie diese

Worte es darstellen, es war nichts als ein dumpfer Schmerz und das mitleidige halb grausende Ausmalen einer Situation, in der etwas Quälendes und etwas Erlösendes sich mischten. Es kamen andere Jahre und ich vergaß dies völlig. Tausende von Kindern leiden mehr als sie jemals ahnen lassen unter der Qual von Tieren. Solche dumpfe Schmerzen liegen in der Zeit wie andere in anderen Zeiten. Aber ist es nicht seltsam, daß sie alle ihren Ausdruck finden, alle den Dichter, der sie erlöst, früher oder später? Dies dumpf Ausgesonnene des Kindes sollte ich auf einmal wiederfinden, ausgedrückt in einem Buch, die ganze unbeschreibliche Traurigkeit des Löwenbändigers, der seine Tiere tötet, seine Tiere, die er liebt. (Eines Abends wirft er ihnen vergiftetes Fleisch hin, — aus irgend einem Grunde ist er gezwungen dies zu tun und sie verenden langsam in dem menschenleeren Zirkus beim Schein einer Gasflamme.) Es ist das Buch eines dänischen Schriftstellers, und es hätte mir sehr leicht niemals in die Hand kommen können — aber es geschah nur das Selbstverständliche, daß ein Dichter sich weidete an einer unbeschreiblichen unfaßlichen Traurigkeit, deren Wirkliches gegeben ist in dem Leben, das wir leben. Es sind noch andere ähnliche Dinge in dem gleichen Buch. Das Häßliche und Triste an der Existenz von Kellnern, das Entwürdigende darin, das Groteske, — jeder Mensch denkt das irgend einmal und es verwischt sich wieder in ihm. In diesem dänischen Buch ist auch daraus eine solche Erzählung gemacht. Diese Erzählungen sind wie seltsame, konzentrierte Destillate, gewonnen aus den Giften, die der Körper der Gesellschaft in sich absondert, seine Ermüdungsgifte, seine leisen chronischen Vergiftungen. Aber der Liebhaber aller Dinge, der Liebhaber aller Schmerzen muß diese Dinge pflücken wie Blumen, er kann nicht anders, es ist stärker als er. Das Sterben der vergifteten Tiere, der sonderbare gierige Hunger des Kellners, ihn locken sie, wie einen andern die Taten des Achilles gelockt haben und die Fahrten und Leiden des vielerfahrenen Odysseus. An welchem menschlichen Tun könnte der Dichter auf die Dauer stumpf und ungerührt vorübergehen, er, der unaufhörlich dem eigenen ewig unverkörperten Tun ein Gleichnis sucht. Mit einer Sicherheit, die seiner Begabung proportional ist, wird er das an der Betätigung weglassen, was Materie ist, aber an dem Eigentlichen, dem Seelenhaften, dem Schöpferischen, an dem Abenteuer, dem Heldentum, dem Leiden, dem Schicksal, das in jeder Arbeit liegt, an dem Abenteuer und dem eigentlichen magischen Erlebnis im Leben des Kaufmannes, des Chemikers, des Geldmenschen — wie könnte er an denen vorüber?

Er kann ja an viel unscheinbareren Dingen nicht vorüber: daß es etwas in der Welt gibt wie das Morphium, und daß es je etwas gegeben hat wie Athen und Rom und Karthago, daß es Märkte von Menschen gegeben hat und Märkte von Menschen gibt, das Dasein Asiens und das Dasein von Tahiti, die Existenz der ultravioletten Strahlen und die Skelette der vorweltlichen Tiere, diese Hand voll Tatsachen und die Myriaden solcher Tatsachen aus allen Ordnungen der Dinge sind für ihn immer irgendwie da, stehen irgendwo im Dunkel und warten

auf ihn und er muß mit ihnen rechnen. Er lebt, und das unaufhörlich, unter einem Druck unmeßbarer Atmosphären, wie der Taucher in der Tiefe des Meeres, und es ist die seltsamste Organisation einer Seele, daß sie diesem Druck standhält. Er darf nichts von sich ablehnen. Er ist der Ort, an dem die Kräfte der Zeit einander auszugleichen verlangen. Er gleicht dem Seismographen, den jedes Beben, und wäre es auf Tausende von Meilen, in Vibration versetzt. Es ist nicht, daß er unaufhörlich an alle Dinge der Welt dächte. Aber sie denken an ihn. Sie sind in ihm, so beherrschen sie ihn. Seine dumpfen Stunden selbst, seine Depressionen, seine Verworrenheiten sind unpersönliche Zustände, sie gleichen den Zuckungen des Seismographen und ein Blick, der tief genug wäre, könnte in ihnen Geheimnisvolleres lesen als in seinen Gedichten. Seine Schmerzen sind innere Konstellationen, Konfigurationen der Dinge in ihm, die er nicht die Kraft hat zu entziffern. Sein unaufhörliches Tun ist ein Suchen von Harmonien in sich, ein Harmonisieren der Welt, die er in sich trägt. In seinen höchsten Stunden braucht er nur zusammenzustellen, und was er nebeneinander stellt wird harmonisch.



Aber Sie wollen diese Harmonie genießen, und die Dichter dieser Zeit, möchte es Ihnen manchmal scheinen, bleiben sie Ihnen schuldig. Die Dichter, hören Sie mich versichern, führen alle Dinge zusammen, sie reinigen die dumpfen Schmerzen der Zeit, unter ihnen wird alles zum Klang und alle Klänge verbinden sich: und doch — Sie haben allzuviele dieser Bücher gelesen, es waren dichterische Bücher, es war die Materie des Dichters in ihnen, aber nichts von dieser höchsten Magie. Den zersplitterten Zustand dieser Welt wollten Sie fliehen und fanden wieder Zersplittertes. Sie fanden alle Elemente des Daseins bloßgelegt: den Mechanismus des Geistes, körperliche Zustände, die zweideutigen Verhältnisse der Existenz, alles wüst daliegend wie den Materialhaufen zu einem Hausbau. Sie fanden in diesen Büchern die gleiche Atomisierung, Zersetzung des Menschlichen in seine Elemente, Disintegration dessen, was zusammen den hohen Menschen bildet und Sie wollten doch in den Zauberspiegel sehen, aus dem Ihnen das Wüste als ein Gebautes, das Tote als ein Lebendiges, das Zerfallene als ein Ewigblühendes entgegenblicken sollte. Das Dichterische in allen diesen Versuchen fühlen Sie wohl, aber wie, fragen Sie sich, wäre damit schon Dichterschaft beglaubigt?

Geht nicht von diesen dichterischen Seelen noch größere, fieberhaftere Unruhe aus, anstatt Beruhigung? sind sie nicht wie sensible Organe dieses großen Leibes, vermöge welcher die disparaten anstürmenden Forderungen noch wilder die Seele zerwühlen? schaffen sie nicht Phantome, wo sie hinblicken und beseelen verwirrend und unheimlich auch die zerfallenden Teile der Gebilde? Dies fragen Sie sich immer lauter, während Sie das Geschriebene aufnehmen, und mit Ungeduld, und fühlen sich gewaltsam herausgefordert, „auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anzuwenden" und von denen, die die

Dichter ihrer Zeit sein möchten, die höchste, die einzig unerläßliche dichterische Leistung zu verlangen, die Synthese des Inhaltes der Zeit. Dem dichterischen Element, der dichterischen Essenz, womit, Sie gestehen es mir gerne zu, diese Epoche nicht minder durchsetzt sein mag als eine andere, wollen Sie nicht länger Ihr bloßes Vorhandensein zugute halten — und Sie verlangen Resultate.

Sie finden in dem Werke Schillers, Sie finden, wenn auch minder leicht zu dechiffrieren, in dem Werk Hebbels jeweil die Summe einer Epoche gezogen, Sie sind nahe dem Punkte, wo Sie dem geheimnisvollen Novalis das Gleiche zugestehen werden — und Sie begreifen es durchaus, daß ich von Goethe in diesem Zusammenhang nur darum nicht spreche, sein Werk nicht zuerst hier genannt habe, weil es nicht bloß die Synthese einer begrenzten Epoche, sondern zweier zusammenstoßender Zeitalter vollzieht und in diesem Betracht uns heute noch unabsehbar ist. Aber ein Gleiches, wohin Sie sich wenden, bleiben die Dichter dieser Zeit Ihnen schuldig. Und es möchte Ihnen scheinen, als wäre diesem Schuldigbleiben noch ein eigentümlich leichter Trotz beigemengt, ein bewußter Egoismus der Haltung, ein Sich-wegwenden von dem, was die lautesten Fragen der Zeit zu sein scheinen, ein Versteckenspiel. Sie sehen und sehen mit Befremden, wie wenig sich die Dichter ihres Amtes zu erinnern scheinen; wie sie es, mit einem Hochmut, an dem etwas wie Verachtung haftet, anderen Personen überlassen, für Augenblicke den Anwalt und den Rhetor der Zeit zu spielen. Es ist, als läge ein Abgrund zwischen ihrer Haltung und der Haltung Schillers, der so sehr der beredte, der bewußte Herold seiner Epoche war, zwischen ihrer Haltung und der Hebbels, der schlaflosen Auges im Dunkel stehend, stets die Wage der Werte in seiner Hand auf und nieder gehen fühlte. Es ist, als seien sie sich in einer seltsamen Begrenztheit nur des unerschöpflichen Erlebnisses ihrer Dichterschaft bewußt und nie und nimmer des Amtes, das auf sie gelegt ist. Als sei ihnen, wenn sie ihre Werke schaffen, nur und einzig um die allergeheimnisvollste persönlichste Lust zu tun, um ein hastiges Baden im Leben, ein Ansichreißen und Wiederfahrenlassen der funkelnden Welle des Lebens. Als suchten sie in ihrem Schaffen — wenn wir die abgewandte, geheimnisvoll beleuchtete Seite dieser Dinge betrachten wollen — nur ein Ausruhen, ein krankhaftes sich in irgend ein Bett werfen, nach endlosem Umhergewirbeltwerden; wie der Satan Karamasows sich sehnte, im Leib einer dicken dritthalb Zentner schweren Kaufmannsfrau sich zu verkörpern und an alles zu glauben, woran sie glaubt.

Diese Art, dies zu sehen, diese mehr gefühlte als gedankenhafte Abneigung — mir ist manchmal, als fühlte ich sie schweben, diese leise Spannung der Ungeduld, dies unausgesprochene Urteil einer Zeit über ihre Dichter, die da sind und die doch nicht für sie da zu sein scheinen. Die unaufhörlich in den Elementen der Zeit untertauchen und sich niemals über die Elemente zu erheben scheinen. Deren ewige Hingabe an den Stoff (und es macht so wenig Unterschied, ob es sich um

den Stoff der äußeren Welt oder der inneren handelt) etwas ausdrückt wie ein Verzichten auf Synthese, ein Sich-entziehen, eine unwürdige und unbegreifliche Resignation.

Mir ist manchmal, als ruhte das Auge der Zeit, ein strenger, fragender, schwer zu ertragender Blick, auf dem Dasein der vielen Dichter wie auf einer seltsamen unheimlichen Vision. Und als fühlten die Dichter diesen Blick auf sich, fühlten ihre Vielzahl, ihre Gemeinsamkeit, ihre Schicksalsverkettung und die Unbegreiflichkeit und doch die dumpfe Notwendigkeit ihres Tuns. Und diesem Tun ist keine Formel zu finden, aber es steht unter dem Befehl der Notwendigkeit, und es ist, als bauten sie alle an einer Pyramide, dem ungeheueren Wohnhaus eines toten Königs oder eines noch ungeborenen Gottes.

Denn sie sind nun einmal da. Sind da und sind auf eine Sache in der Welt gestellt: die Unendlichkeit der Erscheinungen leidend zu genießen und aus leidendem Genießen heraus die Vision zu schaffen; zu schaffen in jeder Sekunde, mit jedem Pulsschlag, unter einem Druck, als liege der Ozean über ihnen, zu schaffen von keinem Licht angeleuchtet, auch von keinem Grubenlämpchen, zu schaffen umtost von höhnenden, verwirrenden Stimmen; zu schaffen aus keinem anderen Antrieb heraus, als aus dem Grundtrieb ihres Wesens, zu schaffen den Zusammenhang des Erlebten, den erträglichen Einklang der Erscheinungen, zu schaffen wie die Ameisen, wieder verstört, wieder schaffend, zu schaffen wie die Spinne, aus dem eigenen Leib den Faden hervorspinnend, der über den Abgrund des Daseins sie trägt.

Aber dies ist, was jeder für sich zu geben hat — doch ihrer sind viele und sie fühlen einander (wie könnten sie einander nicht fühlen, da sie jeden Druck der Luft fühlen, da sie das Wehen des Atems von einem fühlen, der seit tausend Jahren tot ist?), sie fühlen einander, leben, fühlen ihrer aller Hände gemeinsam an einem Gewebe, ihrer tausend Hände nebeneinander im Dunkeln, ziehend an einem endlosen Seil. Und diesem Tun ist keine Formel zu finden, aber es steht unter dem Befehl der Notwendigkeit. Und auf diesem ganzen lautlosen Tun und Treiben ruht, möchte es uns scheinen, der strenge fragende Blick der Zeit. . . . . . . Wie aber, wenn niemand diesen Blick zu erwidern hätte, niemand nicht heute und nicht späterhin dieser Frage eine Antwort schuldig wäre?

Wachen wir nicht manchmal aus dem Schlaf auf, meinen aufzuwachen, hören alles, sehen alles, und sind doch im tiefsten betäubt, von den geheimen heilsamen Giften des Schlafes erfüllt, und liegen eine kurze Weile und unser zum Schein so waches Denken starrt in irgend eine Tiefe unseres Daseins mit einem furchtbaren eisernen qualvollen Blick? Nichts hält diesem Blicke Stand. Wie trag ich das? fragt eine Stimme gräßlich in uns. Wie leb ich und trage das und mache nicht ein Ende mir? Denn es gibt keine erträgliche Antwort. Der Tag wird kommen, mit Morgenglocken und Vogelstimmen, das Licht wird lebendig werden, doch dies wird nicht anders sein. Aber ein einziges Wiedereinschlafen und dies ist fort, weggetilgt mit süßem Balsam des Lebens. So ist es

mir, als schlüge aus einem Schlaf, im Innersten von geheimnisvoll wirksamen Giften betäubt, nur dann und wann die Zeit die Augen auf und heftete diesen furchtbaren fragenden Blick auf dies alles. Aber es ist der bohrende Blick eines Schlafenden und niemand, weder heute noch späterhin, wird ihm Antwort schuldig sein.

Niemals wieder wird eine erwachte Zeit von den Dichtern, weder von einem einzelnen, noch von ihnen allen zusammen, ihren erschöpfenden rhetorischen Ausdruck, ihre in begriffliche Formeln gezogene Summe verlangen. Dazu hat das Jahrhundert, dem wir uns entwinden, uns die Phänomene zu stark gemacht; zu gewaltig angefacht den Larventanz der stummen Erscheinungen; zu mächtig hat sich das wortlose Geheimnis der Natur und der stille Schatten der Vergangenheit gegen uns hereinbewegt. Eine erwachte Zeit wird von den Dichtern mehr und geheimnisvolleres verlangen. Ein ungeheuerer Prozeß hat das Erlebnis des Dichters neu geprägt und damit zugleich das Erlebnis jenes, um dessen Willen der Dichter da ist: des einzelnen. Der Dichter und der, für den Gedichtetes da ist, sie gleichen beide nicht mehr denselben Figuren aus irgend welcher vergangenen Epoche. Ich will nicht sagen, wie weit sie mehr dem Priester und dem Gläubigen zu gleichen scheinen oder dem Geliebten und dem Liebenden nach dem Sinne Platons oder dem Zauberer und dem Bezauberten. Denn diese Vergleiche verdecken soviel als sie enthüllen von einem unfaßlichen Verhältnis, in dem die so verschiedenen Magien aller dieser Verhältnisse sich mischen mit noch anderen namenlosen Elementen, die dem heutigen Tag allein gehören.

Aber dies unfaßliche Verhältnis ist da. Das Buch ist da, voll seiner Gewalt über die Seele, über die Sinne. Das Buch ist da und flüstert, wo Lust aus dem Leben zu gewinnen ist und wie Lust zerrinnt, wie Herrschaft über die Menschen gewonnen wird und wie die Stunde des Todes soll ertragen werden. Das Buch ist da und in ihm der Inbegriff der Weisheit und der Inbegriff der Verführung. Es liegt da und schweigt und redet und ist um soviel zweideutiger, gefährlicher, geheimnisvoller, als alles zweideutiger, machtvoller und geheimnisvoller ist in dieser über alle Maßen unfaßlichen, dieser im höchsten Sinne poetischen Zeit. Es hat keinen Sinn, eine wohlfeile Antithese zu machen und den Büchern das Leben entgegen zu stellen. Denn wären die Bücher nicht ein Element des Lebens, ein höchst zweideutiges, entschlüpfendes, gefährliches, magisches Element des Lebens, so wären sie garnichts und es wäre nicht des Atems wert, über sie zu reden. Aber sie sind in der Hand eines jeden etwas anderes, und sie leben erst, wenn sie mit einer lebendigen Seele zusammen kommen. Sie reden nicht, sondern sie antworten, dies macht Dämonen aus ihnen. Die Zeit kommt um ihre Synthese, aber in tausend dunklen Stunden versagen sich dem einzelnen nicht die tiefentsprungenen Quellen, — und ich weiß es schon nicht mehr, wenn ich diese Dinge in ihrem geheimeren, schöneren Zusammenhang

betrachte, ob ich noch von dürftigen Geburten sprechen darf, wo immerhin nach öden Zeiten aus der Seele Geborenes wiederum auf die Seele wirkt. Nie haben vor diesen Tagen Fordernde so ihr ganzes Ich herangetragen an Gedichtetes; so wie auf den Dichtern selbst liegt auch auf ihnen der Zwang, nichts draußen zu lassen. Es ist ein Ringen, ein Chaos, das sich gebären will in denen, die sich gierigen Auges auf die Bücher niederbeugen, wie in denen, die die Bücher hervorgebracht haben. In den Lesenden, von denen ich rede (den Einzelnen, Seltenen und doch nicht so Seltenen, wie man denken möchte), auch in ihnen will, als wäre es in einem Lebensbade, alles Dunkle sich erlösen, alles Zwiespältige sich vergessen, will alles zusammenkommen. Auch ihnen erlöst sich, wie dem Schaffenden, die Seele vom Stofflichen, nicht indem sie es verschmäht, sondern indem sie es mit solcher Intensität erfaßt, daß sie hindurchdringt. Auch ihnen ist in ihren höchsten Augenblicken nichts fern, nichts nah, kein Stand der Seele unerreichbar, kein Niedriges niedrig. Auch ihnen widerfährts wie dem Dichter und ihr Atmen in solchen Augenblicken ist schöpferische Gewalt. Auch sie lesen in diesen seltenen Stunden, die ein Erlebnis sind, und die nicht gewollt werden können, nichts, woran sie nicht glaubten, wie die Dichter es nicht ertragen zu gestalten, woran sie nicht glauben. Ich sage „glauben" und ich sage es in einem tieferen Sinn, als in dem es, fürchte ich, in der Hast dieser ihrem Ende zustrebenden Rede zu Ihnen hinklingt. Ich meine es nicht als das Sich-verlieren in der phantastischen Bezauberung des Gedichteten, als ein Vergessen des eigenen Daseins über dem Buche, eine kurze und schale Faszination. Es ist das Gegenteil, was ich zu sagen meinte: ich dachte das Wort in der ganzen Tiefe seines Sinnes zu nehmen. In seiner vollen religiösen Bedeutung meine ich es: als ein Fürwahrhalten über allen Schein der Wirklichkeit, ein Ergreifen und Ergriffensein in tiefster Seele, ein Ausruhen im Wirbel des Daseins. So glauben die Dichter das was sie gestalten, und gestalten das was sie glauben. Das All stürzt dahin, aber ihre Visionen sind die Punkte, die ihnen das Weltgebäude tragen. Dies Wort Visionen aber hinzunehmen, wie ich es gebe, es an keinen vorgefaßten Begriff zu binden, die wahre Durchdringung der engsten Materie ebenso unter diesen Begriff zu fassen als das ungeheuere zusammenfassende Schauen des kosmischen Geschehens — dies muß ich Ihnen anvertrauen: denn sie sitzen vor mir, viele Menschen und ich weiß nicht, zu wem ich rede: aber ich rede nur für die, die mit mir gehen wollen, und nicht für den, der sich sein Wort gegeben hat, dies alles von sich abzulehnen. Ich kann nur für die reden, für die Gedichtetes da ist. Die, durch deren Dasein die Dichter erst ein Leben bekommen. Denn sie sind ewige Antwortende und ohne die Fragenden ist der Antwortende ein Schatten. Freilich, es handelt sich vor allem um das Leben und um die Lebendigen, um die Männer und Frauen dieser Zeit handelt es sich, die einzigen, die für uns wirklich sind; um deren willen allein die Vergangenheit und Zukunft da zu sein scheint; um deren willen Sonnen verglüht sind und neue Sonnen sich gebildet haben; um deren willen Urzeiten waren und

ungeheuere Wälder und Tiere ohne Maß; um deren willen Rom hingestürzt ist und Karthago, damit sie heute leben sollten und atmen wie sie leben und atmen, und gehüllt sein in dies lebendige Fleisch und das Feuchte ihrer Augen glänzend an ihnen und ihr Haar und ihre Stirn in solcher Weise gelegt, wie es nun gelegt ist. Um diese handelt es sich und ihre Schmerzen und ihre Lust, ihre Verschlingungen und ihre Einsamkeiten. Aber es ist eine sinnlose Antithese, diesen, die leben, das Gedichtete gegenüberzustellen als ein Fremdes, da doch das Gedichtete nichts ist als eine Funktion der Lebendigen. Denn es lebt nicht: es wird gelebt. Für die aber, die jemals hundert Seiten von Dostojewski gelebt haben oder gelebt die Gestalt der Ottilie in den Wahlverwandtschaften oder gelebt ein Gedicht von Goethe oder ein Gedicht von Stephan George, für die sage ich nichts Befremdliches, wenn ich ihnen von diesem Erlebnis spreche als von dem religiösen Erlebnis, dem einzigen religiösen Erlebnis vielleicht, das ihnen je bewußt geworden ist. Aber dies Erlebnis ist unzerlegbar und unbeschreiblich. Man kann daran erinnern, aber nicht es dem Unberührten nahe bringen. Wer zu lesen versteht, liest gläubig. Denn er ruht mit ganzer Seele in der Vision. Er läßt nichts von sich draußen. Für einen bezauberten Augenblick ist ihm alles gleich nah, alles gleich fern: denn er fühlt zu allem einen Bezug. Er hat nichts an die Vergangenheit verloren, nichts hat ihm die Zukunft zu bringen. Er ist, für einen bezauberten Augenblick der Überwinder der Zeit. Wo er ist, ist alles bei ihm und alles von jedem Zwiespalt erlöst. Das Einzelne ist ihm für Vieles: denn er sieht es symbolhaft, ja das Eine ist ihm für Alles, und er ist glücklich ohne den Stachel der Hoffnung. Er vergißt sich nicht, er hat sich ganz, diesen einzigen Augenblick: er ist sich selber gleich.

Ich höre des öfteren, man nennt irgend welche Bücher naturalistische und irgend welche psychologische und andere symbolistische und noch andere ebenso nichtssagende Namen. Ich glaube nicht, daß irgend eine dieser Bezeichnungen den leisesten Sinn hat für einen, der zu lesen versteht. Ich glaube auch nicht, daß ein anderer Streit, mit dem die Luft erschüttert wird, irgend eine Bedeutung für das innere Leben der lebendigen Menschen hat, ich meine den Streit über die Größe und die Kleinheit der einzelnen Dichter, über die Abstufungen unter ihnen, und darüber, ob die lebendigen Dichter um soviel geringer sind als die toten. Denn ich glaube, für den einzelnen, für den der das Erlebnis des Lesenden kennt, für ihn wandeln tote Dichter mitten unter den Lebendigen und führen ihr zweites Leben. Für ihn gibt es ein Zeichen, das dem dichterischen Gebilde aufgeprägt ist: daß es geboren ist aus der Vision. Sonst kümmern ihn keine Unterscheidungen. Er wartet nicht auf den großen Dichter. Für ihn ist immer der Dichter groß, der seine Seele mit dem Unmeßbaren beschenkt. Die einzige Unterscheidung, die er fällt, ist die zwischen dichterischen Büchern und den unzähligen anderen Büchern, den sonderbaren Geburten der Nachahmung und der Verworrenheit. Aber auch in ihnen noch ehrt er die Spur des dichterischen Geistes

und die Möglichkeit, daß aus ihnen in ganz junge, ganz rohe Seelen ein Strahl sich senke. Er wartet nicht, daß die Zeit in einem beredten Dichter, einem Beantworter aller Fragen, einem Herold und einem Anwalt, ihre für immer gültige Synthese finde. Denn in ihm und seinesgleichen, an tausend verborgenen Punkten vollzieht sich diese Synthese: und da er sich bewußt ist, die Zeit in sich zu tragen, einer zu sein wie alle, einer für alle, ein Mensch, ein Einzelner und ein Symbol zugleich, so dünkt ihm, daß, wo er trinkt, auch das Dürsten der Zeit sich stillen muß. Ja indem er der Vision sich hingibt und zu glauben vermag an das, was ein Dichter ihn schauen läßt — sei es menschliche Gestalt, dumpfe Materie des Lebens, innig durchdrungen, oder ungeheuere Erscheinung orphischen Gesichtes — indem er symbolhaft zu erleben vermag die geheimnisvollste Ausgeburt der Zeit, das Entstandene unter dem Druck der ganzen Welt, das, worauf der Schatten der Vergangenheit liegt und was zuckt unter dem Geheimnis der drängenden Gegenwart, indem er es erlebt, das Gedicht, das seismographische Gebilde, das heimliche Werk dessen, der ein Sklave ist aller lebendigen Dinge und ein Spiel von jedem Druck der Luft: indem er an solchem innersten Gebild der Zeit die Beglückung erlebt, sein Ich sich selber gleich zu fühlen und sicher zu schweben im Sturz des Daseins, entschwindet ihm der Begriff der Zeit und Zukunft geht ihm wie Vergangenheit in einzige Gegenwart herüber.



Das Haus zur Flamm'/ Roman von Helene Böhlau

(Zweite Fortsetzung)



ernus meinte am anderen Morgen, nachdem man das Pärchen unter den Nußbäumen aufgefunden hatte, zu seiner Freundin Marianne, als sie im blühenden Garten auf und nieder wandelten:

„So laß ich mir's noch gefallen, die Ankunft lieber Gäste, die danebenschießen und die dann ins Bett gebracht werden, hübsch drin bleiben müssen, nicht herumquirrln dürfen. So oder ähnlich möge es meinetwegen allen ergehen. Hermann!" rief er, als er den jungen Gamander vom Hause herkommen sah. „Wie heißt doch unsere Fremdenhymne? He?" frug er, als Hermann ihm die Hand schüttelte und begann selbst zu deklamieren: „Sind die L . . . . . s wieder da! — Wieder da! — Erschlagt sie miteinander! Hu, heissa, hurra!

Und dazu der Fremdenhammer. Das ist mein Lied! Das ist Gästeliebe! Menschenliebe! Da liegt was drin! Singt der Doktor: Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus . . . ., setz ich mich hin und sing meine Welthymne!

Du wirst sagen, ich hör's schon, da liegt drin, daß ihr bequeme faule Egoisten seid! Egoisten! Daß i net lach! Aber dir, meine Gnädige, trotzdem es ganz gegen meinen Vorteil geht, wollt ich doch einmal eine Liebe wünschen, daß dir alle Menschenliebe und Duldsamkeit gründlich vergehen sollte, daß du nach Einsamkeit, nach Zweisamkeit lechzen solltest wie der Hirsch nach frischem Wasser.

Übrigens bitte ich dich eins, schicke dein Hausfräulein fort, die Stütze oder wie das Wesen heißt, das nachts umherschleicht und Herzen in deine Bäume schneidet. So etwas könnte ich nicht um mich haben. Nimm dir nie eine bessere höhere Jungfrau; das sind, um sie nützlich zu verwenden, die schrecklichsten Wesen auf Gottes Erdboden. Immer im Zwischenreich. — Himmel! ich würde verrückt! Ich sah sie den Frühstückstisch gestern abräumen, wie eine Stigmatisierte. Ich sah sie schon überall von Träumen befallen, erstarrt stehen. Nein, tausendmal lieber deine Köchin, die der nette Herr Kleopatra nennt. Schaff die Jungfrau ab, so wenig sie tut, weiß sie alles, erschnüffelt alles. Ich schwöre, sie weiß, wie alt du bist! — Tu sie weg, eh was geschieht! Sie wird zum Beispiel Abgötterei mit den Angeschossenen treiben, oder macht dich um zehn Jahre älter, das tun sie immer!"

Marianne lachte.

„Ist aber ganz unnötig, natürliche Feinde im Hause zu haben.

Ich möchte, da meine Liebe und Sorge dich nicht umgeben darf, von Leuten dich umgeben wissen, die dir ganz ergeben sind, die deine Schönheit und Gesundheit pflegten, die dir wie einer Göttin dienen; aber nicht solch Zwischenreichsvolk, die alles so wurschtlig herzlos, kühl schlampig tun, und denen du ganz egal bist. Punktum! Das ist meine Meinung über diesen Fall."

„Recht hast du und ich danke dir von ganzem Herzen. Ich fühle, wie du zu mir gehörst. Wie einsam wäre ich ohne meinen lieben Bruder. Alles, was man noch so warm berührt, fliegt fort, kühlt ab — aber wir beide."

„Wir drei", sagte Hermann.

„Ja," sagte Marianne, „wir drei gehören zueinander. Es freut mich viel mehr als ich sage, daß du dich so um mich kümmerst. Die meisten wissen gar nichts von mir. Niemand frägt: auf welchem Boden bist du gewachsen? Wie bist du geworden, wie du bist? Sie lassen sich fragen und trösten und helfen. Woher das Gute kommt, ist ihnen immer geheimnisvoll und egal. Täte ich ihnen Böses, hätten sie mich schon längst ausgekundschaftet. Aber sag mir nur, was machen wir mit unsern beiden oben? Die schwärmen von ihrer gegenseitigen Herrlichkeit, daß es einem angst und bange werden könnte, darüber was jeder im andern sieht und in ihn hineingeheimnist. Wir leben doch in einer unsäglich trügerischen Welt. Alles ist in uns selbst. Wir schaffen uns alles selbst. Gott erhalt euch eure Träume. Im ersten Stock liegt ein kleiner neurasthenischer Baron, — mag er sein wie er will. Sie schwärmt von einem Genie, einem Auserwählten — und er spricht von einer Frau, daß man ihn fragen möchte: Sagen Sie, lieber Baron, haben Sie sich in der Dunkelheit vielleicht mit einer andern erschossen?"

„Daß Liebe blind macht — kennst du die alte Geschichte denn gar nicht?" frug Bernus.

„Gottlob," sagte Marianne, „so hat doch jeder einmal Gelegenheit, sich als Gottheit zu fühlen. Was für gnädige Dinge gibt es auf dieser Erde."



Noch an diesem Tage kam Motte mit Friedel und Moidl. Sie waren unten in der lieben Doktorstadt abgestiegen, waren über die rauh gepflasterten Bergwege durch den stark duftenden, sonnendurchschienenen Kiefernwald und unter den Nußbäumen hingegangen. Zur Bergkuppel hinauf war Friedel gelaufen, denn er wußte, was ihn droben erwartete.

Das Berghaus hatte ihnen die grünen Fensterläden wie Arme entgegengestreckt. Der frische Bergwind hatte ihnen die Gesichter gekühlt und Marianne war ihnen im efeugrünen Kleide entgegengelaufen. Motte und Sönnchen, wie Friedel hier genannt wurde, hatten sich ganz in Mariannens wehendes Kleid gewickelt. Hermann war gekommen, um den lieben Bub zu herzen und Moidl hatte die harten Hände warm gedrückt bekommen. Es war ein wundervolles Wiedersehen von Menschen, die sich lieben.

Motte küßte die strahlend schöne Frau.

„Ich fühl's, du hast mich noch grad so lieb."

„Fühlst du's?" sagte Marianne. „Gottlob, alles ist da und blüht und grünt. Kommt gleich durch den Garten ins Haus."

„Und willst du mich wieder wie's letztemal dicke Bohne nennen, sind wir geschiedene Leute, Sönnchen."

„Dicke Bohne", sagte Friedel sofort scheu und zärtlich und etwas verschmitzt.

„Du siehst so neu erwacht aus, so blühend, so . . .? Was hast du denn? Wie geht's deinem Professor?"

„Gottlob gut. Er hat wirklich große Erfolge."

„So — und das freut dich so?"

„Für ihn. Er hat mich zu dir geschickt."

„Komm, setzen wir uns auf unsre Bank, gleich beim Wiedersehen." Sie setzten sich alle vier. Moidl ging voraus dem Hause zu.

„Wie hübsch meine Motte ist, so wie ich hübsch liebe. Nicht wahr, Bub, wir verstehen das?"

„Wir. Freilich. Aber weißt du, Motte, es gibt greulich viel fade Menschen auf dieser Welt. Onkel Bernus und euch ausgenommen."

„Bernus?" sagte Motte etwas enttäuscht. „Wie lange wird's dauern, Marianne, da führt er dich einmal vom Berghaus in seine Ebne. So treue Liebe . . ."

Marianne lächelte. „Glaub mir, gern würd ich ihn lieben. Ich möchte, ich könnte ihm sein Glück geben. Aber bei der Liebe hilft kein Wollen. Es liegt nicht in unserer Hand. Wie Friedel gewachsen ist! Und daß ihr ihm die Haare nicht geschnitten habt, und daß er unser altes Sönnchen noch ist!"

„Geh, Friedel, lauf Moidl nach und sieh, ob du noch alles erkennst."

„Mein süßer Goldschatz!" Marianne blickte dem Kinde nach.

„Wenn ich dich um etwas beneiden könnte, wenn das möglich wäre, um den, um dieses wache, helle Seelchen! Wir kommen beinah mit seinen Worten aus, besonders Hermann, der erklärt sich meist durch Friedels Wortschatz: Gehen wir ‚einen innigen Weg', heißt's bei uns immer noch, und ein Schirm heißt nun auch bei uns ein ‚Spreiz'. Eine ‚Gottessünde' kommt bei uns alle Augenblicke vor. Wir machen ein ‚Gedenknis', wenn wir mal, was selten vorkommt, nachdenken. Was müßten wir ohne Friedel für Sätze bauen!"

„Und ihr habt mir in der Ferne brav bei seiner Erziehung geholfen," sagte Motte, „dein Zettel, Hermann, hilft — ich weiß ihn auswendig."

„Sag was draus", meinte Hermann lächelnd.

Motte sah ihn lächelnd an und begann: „Du mußt seine Wärme von innen heraus nähren. Du darfst nicht auf äußere Impulse warten oder mit solchen zufrieden sein, wenn er in einem Augenblick, in dem er etwas von dir will, zärtlich und lieb ist, so darfst du dich dadurch nicht irre machen lassen. Er muß zu jederzeit auch lieb und besorgt für dich handeln.

Er muß dich jeden Morgen fragen, wie du geschlafen hast. Du brauchst nicht immer ununterbrochen um ihn zu sein. Es genügt, wenn du täglich eine Stunde lang ganz ihm zugewandt bist und mit ihm plauderst. Das muß innigst mit ihm und seinem Wesen zusammenhängen. Du mußt vor allem darauf halten, daß er warm und bewußt wird, — und seine Liebe zeigen lernt, sonst wird er so ein Germane, in dem das Gefühl wie ein Knoten sitzt, der nicht aufgeht."

„Ich weiß schon, du hast's nicht vergessen."

„Was glaubst du denn, Hermann?"

„Das mußt du mir einmal alles zeigen, Motte, was er dir aufgeschrieben hat, denn es ist doch mein Triumph, wenn mein Junge meint, daß man in einem Menschen die Macht, Wärme zu geben und zu gewinnen, entwickeln kann."

„Du glaubst nicht, was sich Hermann oft für Sorge macht, daß du Friedel zu unbewußt erziehst."

„Er ist so frech," sagte Hermann, „dich für ein bißchen sehr versunken zu halten."

„So", sagte Motte.

„Ich weiß es sogar ganz genau, du träumst. — Eine Mutter darf das aber nicht, so wenig wie ein Lokomotivführer."

„Er ist sehr streng", sagte Marianne.

„Ich kenne die Motte viel besser wie du, Mutter. Glaubst du, ich weiß, warum ich es ihr aufgeschrieben habe."

„So, und nun wollen wir hinauf ins alte liebe Zimmer gehen." Marianne nahm Motte bei der Hand. „Wir sind nun mal Höhlentiere und so eine rechte Freude muß in der Enge gefühlt werden. Hier draußen könnte der Wind einen Teil davon fortwehen. — Und ich möchte jede Freude und jeden Schmerz bis in die tiefste Tiefe der Seele spüren.

Lebendigsein ist für mich alles und mit keinem Opfer überzahlt."

„Ach du!" jubelte Motte, „Lebendigsein!"

„Wie kommt's denn, daß Hermann hier ist?"

„Pfingstferien."

„'s ist immer noch so, Motte. Meine lebendige Mutter ist mir halt immer noch lieber als die ganze heilige Alma Mater oder Mater Dolorosa, wie du willst!

Wir sind nun mal zwei ‚Lebse'! wie Friedel sagt. Weißt du noch, wie wir ihn einmal so dumm fragten, was er wäre und er sagte: ein Lebs — und Papa ein Schreibs.

Seitdem weiß ich, daß auch ich ein Lebs bin. Gut, daß mich dein Mann so wenig kennt. Der würde sagen: dieser Kulturrückstand von einem Burschen! Dieser Halbgermane oder Jude ohne Ideale. Übrigens sei nur ruhig, es wird alles leider mit mir ganz gesetzmäßig vor sich gehen. Mutter und ich sind in aller Freiheit, die denkbar größten Pflichtenschafe.

Aber wenn wir frei sein dürfen, dann sind wir auch frei. Zum Beispiel in unserem Gehirnkämmerchen. Alles über Bord geworfen, was angepappt ist. Im Denken und Fühlen sind wir ganz einfach Natur — und die gebildeten Leute können uns suchen. Finden uns gar nicht. Halten uns vielleicht für irgend entlaufene Narren oder Gott weiß — für ein Obst, Moos, Vieh oder Gestein.

Was weiß ich. Wenn sie nur an uns vorübergehen und uns in Ruh lassen."

Es wurde ein wunderschöner Tag und Abend auf dem Berghaus.

Bernus und Motte waren sich von jeher nicht unsympathisch. Bernus respektierte die Wiedersehensfreude und unternahm einen größeren Spaziergang, der zwar nicht ganz nach seinem Geschmack war. Vor dem Abendessen saßen Marianne, Friedel, Motte und Hermann auf dem blumigen Sofa im Wohnzimmer und überlegten aufs eifrigste in ihrer gemeinsamen Schulangst eine Schulrüstung für Friedel.

„Einen Bart aus Vergißmeinnicht", sagte Marianne.

„Nein, lieber aus Veilchen", meinte Friedel wegen des Geruchs.

„An die Beine blecherne Höschen, weich gepolstert, — weißt schon."

„Und außen mit Stacheln, Marianne", war Friedels Ergänzungsantwort. Er hielt im Eifer seiner Freundin Hals umschlungen. „Und daß man die Hände einziehen kann, etwas."

„Jawohl," sagte Hermann, „da kommen Blechklappen darüber. Die ganzen Arme sind natürlich in Blechbüchsen."

„Aber sieh doch, daß man schreiben kann, Hermann."

„Natürlich, alles mit Gelenken. Wenn du einen Fehler machen willst, steigt etwas Dampf auf."

„Woher", frug Friedel.

„Aus dem rechten Blechärmel."

„Aber das Brüschtlein muß auch zu sein?"

„Natürlich."

„Und auf dem Kopf ein Helm? — Und vor dem Gesicht?"

„Ein Visier."

„Was ist das?"

„Ein Schleier aus Eisen."

„Und unter dem Helm eine pfeifende Laus."

Marianne hatte damit das größte gesagt, das, was die Phantasie am innigsten befriedigte.

Sie amüsierten sich königlich.

„Sei kein Frosch!" war Hermanns Antwort, als Motte die Eröffnung machte, wegen der Verwundeten unten im Winkelhof wohnen zu wollen.

Beim Abendessen, als Bernus zurückgekehrt war, schimpfend über die niederträchtigen Wege, sagte Marianne: „Nie vergeß ich den Tag, als Hermann und ich heraufkraxelten und vor dem alten Hause festgehalten wurden, — steht da auch noch über der Türe: ‚Haus zur Flamm'‘. Ein warmes Haus! Nun ist's wirklich das Haus zu den lebendigen Herzen geworden. Klopfen und pulsieren fühl ich's wie ein Quellenfinder, wenn ein herzenswacher Mensch daherkommt. Und tritt er ein, ist er daheim, ganz von selbst. — Übrigens, welche Mühe machen einem die Motoren, die künstlich geheizten und wenn sie noch so lebendig scheinen, sind's doch nur Motoren! —

Und so ein richtiges, von der Natur geheiztes Herzchen, was ist dem gleich auf Erden!

Vielleicht ist auf einem höheren Stern die Welt der Herzen aufgeblüht, statt wie bei uns die Welt des armen Verstandes.

Weißt du, Bernus, den sonderbaren Heiligen, den du den 'netten Herrn' nennst — ich glaube, der gehört ins Haus zur Flamm'. Meinst du nicht?"

„Dacht ich's doch!" sagte Bernus. „Du weißt aber doch unser Glaubensbekenntnis: hüte dich vor den Skrupellosen, vorzüglich, wenn sie kein Geld haben, sind sie einfach Raubtiere."

„Zu diesen gehört der nicht", sagte Marianne.

„Meinst du? — Deinen feinen Spürsinn in Ehren, aber ein Herr, der so ganz 'ausg'schamt' ist, wie deine Köchin sagt, ist doch auf alle Fälle etwas gewagt."

„Weißt, Bernus, da wird mein Ahnungsvermögen Herr über mich. Das geht ans verwandte Blut, da hab ich kein Urteil, da wird mein Verständchen ein taubstummer Knecht — verdient's nicht besser!" —

Eine mächtige weiche Männerstimme unterbrach die Maienstille draußen.

„Da singt der Doktor wieder!" sagte Hermann, „da muß ich ihm gleich seinen Wein hinübertragen. Ich stell ihm den still hin, Mutter, wenn der singt, hört er mich gar nicht; aber nach dem Wein wird er schon greifen."

Der Doktor aber sang das wundervollste Lied auf Erden, das Lied, das Rosen in den Herzen der Menschen erblühen läßt, das nächtliche duftende Lied, in dem Liebe das Haupt erhebt, voll heißer schwermütiger Sehnsucht, — die sapphische Ode von Brahms.

Alle saßen sie still und lauschten. Mit leichtem Schritt trug Hermann den Wein zum sangesfrohen Doktor. Er verstand wie seine Mutter mit dem andern zu fühlen und ihn mit den ihm wohlgefälligen Dingen dieser Erde zu streicheln.

Bernus neigte bei den Klängen des Liedes seinen lebensfrohen Kopf und hing seinen Gedanken nach.

Motte war sehnsüchtig bewegt und tauchte im Geliebtsein unter wie in eine lebendige, duftende Flut und ließ sich umschmeicheln von den Wundern dieser Erde; gedachte des lieben, teueren Menschen, wie Liebende an die denken, die ihnen das irdische Glück bedeuten.

Marianne Gamander saß still in sich versunken und hörte die wundervollen Worte und Töne, wie aus einer fernen kaum geahnten Welt. An ihr strich ihr Leben vorüber, die ernste kühle Ehe, all die Menschen, die sich zu ihr gedrängt und ihre Leiden, ihre Sorgen und ihre Unruhen ihr gebracht hatten.

Sie hatte immer zu tief geblickt, um anders als mütterlich lieben zu können. Die Liebe zu ihrem Sohne war die tiefste Liebe geblieben, — da hatte sie nicht auf den Grund geschaut. Er war ihr immer neu, wie sie sich selbst immer neu und lebendig war, trotz seiner ruhigen Einfachheit, trotzdem er ihre Liebe für Kunst nicht teilte. Sie vermißte es auch an ihm nicht. Sie liebte sein natürliches, wenn es darauf ankam, kühnes Denken. Er zersplitterte sich nicht in Liebe zu den Menschen, wie sie es getan und wie sie es tat. Er wies ab, immer von neuem ab, ließ nur wenig Echtes an sich heran und war ihr mit der

Zeit zum Gradmesser aller Echtheit geworden, auch in der Kunst, trotzdem er sie nicht brauchte, weil er das Leben selbst wundervoll sah.

Marianne wurde von ihm von seinen jüngsten Jahren an mit einer so süßen fürsorglichen Liebe geliebt, daß sie dies Stück Natur, das ihr gehörte, mit der wärmsten Heimatsliebe liebte, und gar als sie spürte, daß er voller Güte und Weichheit war, wo es sich um Taten handelte.

Als Mutter lebte sie schön und froh, ohne Enttäuschung belohnt für alles.

Des singenden Mannes Zauberlied brachte im ganzen Hause alle Empfindungen zur Blüte.

Unten in den Wirtschaftsräumen schimpfte die Köchin Kleopatra über die Musikmaschine vorm Haus. Sie wollte ihre königlich-bayerische Ruhe haben, als geborene Bayerin war sie ihr nötig, wie's tägliche Brot. Sie wollte jetzt kein rebellisches Herz.

Vor wenigen Wochen hatte sie erst einem kleinen Weltbürger das Leben gegeben, hatte vor, sich hier oben in guter Luft, bei gutem Dienst, behaglich zu erholen. Die Liebe war ihr fürs erste eine bedenkliche Sache.

In dem kleinen Gartenflügel des Berghauses regten sich auch die Lebensgeister, durch das heilige Lied angefacht — und es kam zu einem Wiedersehen der beiden Todesgefährten. Frau Hortensie bat bebend die Stütze der Hausfrau, die hingebungsvoll bei ihr saß, sie zu Baron Renk zu führen.

„Zu Baron Renk?" frug die Stütze der Hausfrau bescheiden und leise. Sie hatte erwartet zu „Alexander, — wenn man miteinander hat sterben wollen".

Es kam ihr diese Ausdrucksweise in diesem Augenblick zwar erhaben, aber befremdend vor. Hortensie beachtete das Erstaunen ihrer getreuen Wärterin nicht, sondern ließ sich von ihr in das Morgenkleid helfen.

Sie fühlte sich noch sehr schwach. Ihre Nerven waren aufs tiefste erschüttert. Weinkrämpfe packten noch hin und wieder, wie Stürme, ihre zarte Gestalt. Der Tod, das Leben, die Liebe, ihre Ehe, alles war in ihr durcheinander geraten und keinen Fuß breit sicheren Bodens fühlte sie unter den Füßen.

Dem armen, kleinen, matten Baron hatte der singende Doktor wehe getan. Der ärmste hatte zu viel Blut verloren und zu wenig besessen.

Und als Hortensie langsam wankend bei ihm eintrat, begannen ihm die Tränen über die Wangen zu rinnen. Hortensie ließ sich auf seinem Bette nieder und sie verbargen die Köpfe aneinander und weinten wie arme, verlassene Kinder.

Die Stütze der Hausfrau hatte sich zartfühlend zurückgezogen.

Weshalb sie weinten, wußten sie selbst nicht. Vielleicht, weil sie nicht stark genug gewesen waren, mit dem Tode gar nicht anzubändeln, oder weil sie nicht stark genug gewesen waren, mit ihm Ernst zu machen, vielleicht, weil sie für eine heimliche Liebe zu nervös und zu nervös für eine trotzige waren. Sie hatten gewiß allen Grund zu weinen.

Nun hatte sich auch der Tod ihrer nicht angenommen. So weinten sie heiß und heftig und streichelten einander bebend.

Für sie gab es keine Worte.

„Du armes", sagte Hortensie und fuhr scheu mit den Fingerspitzen über seinen Kopfverband, sank wieder an seine Brust, in Tränen aufgelöst. „Ja," sagte er schmerzvoll lächelnd, „gottlob, daß du unverletzt bist."

„Das", meinte Hortensie unter Tränen, „war nun wohl nicht der Zweck unserer Reise."

Der kleine Baron mußte wider Willen lächeln. Es war für beide gewiß nicht leicht, über ihren vereitelten Tod zu reden, das sich beieinander, voreinander Verbergen war ihr einziges Auskunftsmittel, das ihnen gut tat.

„Hast du mich noch lieb?" frug der junge Mann in dem Wirrsal der Empfindungen, das sie bedrängte.

Sie nickte arm und rührend. „Was wollen wir tun, wenn Karl Theodor kommt? Ich fühle, es wird alles sich wieder wie Harz an den Fingern hin und her ziehen."

Während sie in dem kleinen Fremdenzimmer ratlos sich in den Armen hielten, kam Marianne Gamander, um nach ihren Gästen zu sehen, und fand ihr Fräulein lauschend an der Türe stehen und schluchzen.

„Was tun Sie da?" frug Marianne. „Interessiert Sie das so sehr?" Marianne dachte: es macht sich doch nicht besonders gut, das Lauschen. Übermäßig vornehm ist's nicht. Aber gegen einen versteckten, undankbaren, aus Langerweile verräterischen Philister gibt's kein anderes Mittel. Notwehr! Der verdient's nicht besser, als daß er belauscht wird; aber nicht meine beiden armen Angeschossenen. „Liebes Fräulein," sagte sie zu der Überraschten, „in meinem Hause möchte ich, daß meine Gäste sich sicher fühlen, tun Sie das nicht wieder". — Sie weint, dachte Marianne, sie haben ihr einen rührenden Roman vorgespiegelt und sie hat ihn verschlungen, mein Gott und jeder genießt das Leben wie er's genießen kann.

„Haben Sie der Dame und dem Herrn schon das Abendessen gebracht?"

Das hatte das Fräulein vergessen, vor lauter Schwärmerei und Mitgefühl und war froh, jetzt davonkommen zu können.

Die beiden Armen im Heroismus stecken gebliebenen hatten in ihrer Wiedersehensverwirrung den leisen Wortwechsel vor der Tür nicht beachtet, sie fuhren auf, als Marianne anklopfte und frug, ob sie bei ihnen eintreten dürfe.

„Gewiß, gnädige Frau." Der Baron behielt die kleine verweinte Hortensie im Arm.

„Nicht wahr," sagte er, auch noch mit Tränen in der Stimme, „Sie verstehen, daß es uns nicht leicht zumute ist?"

Marianne lächelte mit ihrem sonnigen Lächeln und die goldbraunen Augen leuchteten auf. Die kleinen Blitze der Ringe sprühten, als sie ihre Hand auf das Fußende der Bettstatt legte. „Sie sind beide so jung und lieben sich und was auch geschehen sein mag, das Leben will sie beide. Ich meine, da ist nicht zu verzweifeln."

„Was ich wirklich im innersten Herzen gewollt habe, ist mir immer geglückt, manchmal auf eine ganz andere Weise als ich wollte. Aber die Weise muß man Gott überlassen, so wird's auch Ihnen geschehen."

„Uns?" In Hortensiens Stimme lag Bitterkeit und Hohn.

„Wissen Sie denn nicht," frug Marianne, „daß das Leben etwas wundervolles ist? — auch wenn's schwer ist?

Sie sind beide gestern gestorben und zugleich wieder auferstanden. — Und nun Mut und Freude!" Mariannes Stimme klang wie eine lebendige Quelle.

„Es gibt eine Geschichte," sagte sie, „Ein Mensch träumt einen schweren Traum. Er ist dabei, einen Riesenberg zu erklimmen, einen beschwerlichen furchtbaren Berg, der aus lauter, lauter Schädeln besteht. Der Gipfel ist in den Wolken verborgen und der Mensch steigt und steigt und stöhnt. Da kommt vom Gipfel aus den Wolken eine Stimme: „Steige! Aus deinen eignen Schädeln, die du im Leben trugst, ist dieser Berg getürmt. Gelang auf den Gipfel und du wirst wissen, wohin das Leben dich führte."

„Das ist kein Gedanke für schwache Menschen", sagte der Baron.

„Wir sind alle stark wie die Ewigkeit", meinte Marianne.

Der Baron lächelte. „Sehen Sie doch die kleine Frau Hortensie an und sagen Sie das noch einmal, gnädige Frau."

„Jawohl," sagte Marianne lächelnd, „die kleine Frau Hortensie hat Kräfte, die für Millionen Jahre ausreichen, für Tausende von Wiederauferstehungen. Ich wollte Ihnen damit nur sagen: lassen Sie sich beide ihren Tod nicht allzusehr imponieren. Sie haben ihn vielleicht schon sehr oft erlebt und immer wieder abgeschüttelt."

„Sie sind Anhängerin der Seelenwanderung, gnädige Frau?" frug Hortensie im Gesellschaftston, etwas affektiert.

„Nein, von der Unendlichkeit des Lebens", sagte Marianne. „Ich bin Anhängerin des Lebens! Sonst gar keine Anhängerin."

„Hortensie," sagte der Baron, „wir wollten unserer verehrten Wirtin unsere Lage mitteilen, wie sie ist, ich weiß nicht, gnädige Frau, mir ist's als würde dann die Wunde schneller heilen und Sie würden uns eher los. Mir ist's schon als gäbe Ihre Nähe mehr Kraft."

„Sprechen Sie sich aus, lieber Baron."

Marianne setzte sich an sein Bett und sie erzählten von Karl Theodor, von seiner Langmut, seiner Treue, seiner unerschütterlichen Güte und Zähigkeit, aber seinem Mangel an höherem Leben, von ihrer beider Nervosität, der Heimatlosigkeit ihrer Liebe und ihrer Verzweiflung.

„Ich glaube," sagte Marianne mit der ihr eigenen Grazie, „ich hatte recht, als ich sagte: wären Sie, statt in den Tod zu gehen, zu mir zum Tee gekommen; da hätten wir manches in aller Ruhe besprochen. — Auch den guten Karl Theodor möchte ich zu mir zum Tee bitten, ich glaube, wir würden uns nicht schlecht verstehen. — Machen Sie sich vorderhand gar keine Sorgen. Ich fühle

eine glückliche Lösung in Ihren Angelegenheiten. Für den Tod waren Sie wahrlich nicht reif. Jetzt schlafen Sie heute nur ruhig, wie zwei gute Kinder, die eine Dummheit gemacht haben und denen sie verziehen worden ist."

Das Abendessen, das das Hausfräulein gebracht und langsam serviert hatte, stand noch unberührt.



„Eine herrliche Person", sagte der Baron, als Marianne ihnen beiden gute Nacht gewünscht hatte und gegangen war. „Weiß Gott, an der könnte man gesunden."

„Zu robust," meinte Hortensie, „die rennt einen ja über den Haufen."

„Nun hab ich zum erstenmal einen Menschen gesehen! Leben bis in die Fingerringe hinein. Hast du je Ringe so blitzen sehen, wie lebendig! — Und diese Augen! Und das ist ein Mund! wie ein Auge, — ein Mund! An Frau Gamanders Rock würde ich mich beim jüngsten Gericht halten. Ich bin überzeugt, die steht sich gut mit Gott Vater; die würde sogar Karl Theodor entharzen."

„Da ist mir ihr Hausfräulein lieber, die ist wirklich ein reizendes Herz. Wie eine Schwester ist sie neben mir gekniet und hat mit mir geweint", meinte Hortensie.

„Dazu gehört nicht viel", sagte Baron Renk.

„Du bist ja ganz aufgeregt, Alexander?"

„Das regt auf, zum erstenmal ein lebendiger Mensch!"

„Du meine Güte, sie ist sehr laut, find ich."

„Nein, laut ist sie gar nicht. Sie ist — ja wie ist sie denn? Wie der Sommer selbst. Sie sieht ganz wie der Sommer aus. Findest du nicht?"

Hortensie sah ihren Todesgefährten eigentümlich an. „Ich weiß nicht, mir sind solche Frauen gar nicht besonders angenehm. Für wie alt hältst du sie?"

„Das ist bei ihr ganz gleich."

„Na, weißt du, sie hat einen großen Sohn von zwanzig Jahren. Das Hausfräulein sagt . . . ."

„Ach, laß das, Hortensie, das kommt dabei gar nicht in Frage." Er hatte eine müde Stimme, der Baron.

„Willst du schlafen?"

„Ja, es wäre wohl das beste, auch für dich. Wir sind beide noch recht lebensschwach. Wir sehen auch nicht wie Sommer aus. Etwas wässerige, Ende Septembersonne, die nicht froh macht."

„Bitt mir's aus? Septembersonne? Gegen Frau Gamander sind wir doch wohl Märzensonne", sagte sie ungeduldig.

„Märzensonne? Kaum, denn wir werden nie Sommersonne, — wässerige Septembersonne." Hortensie hatte während dieses Gesprächs etwas aus jener Zeit, ehe der moderne Stil aufkam, als sie noch ein einfaches Münchener Madel war, das da sagen konnte: „Jetz aber bin i g'schlenkt", oder „jetz' wird mir's z'fad."



Im Zimmer vor Motte und Friedel wurde noch gezwitschert als Marianne vorüberkam. Da waren zwei Flämmchen eingezogen! Wie standen sie ihr nah! Es war das Lebendige, was sie zu Motte und ihrem Kinde hinzog. In Motte war alles Bewegung und alles Liebe. Sie erschien Marianne immer wie der Inbegriff der Geliebten eines Mannes. Die eingeschlafene Liebe eines würdigen Professors mußte sie schwer drücken.

Und Marianne wußte nicht die kleinste Untreue dieses zarten Herzens. Wie muß sie ihre Natur, Laune und Phantasie umgewandelt haben. — — Und der Herr Professor war kein zärtlicher Gatte, ein sehr kühler Herr, der seiner Wissenschaft lebte, ein Mann angestrengter Arbeit. Sein mäßiges Temperament war in die ruhigsten Bahnen geleitet. Sein Intellekt verbrauchte alle Kräfte und so war er der Typus eines beruhigten Ehemanns geworden.

Marianne öffnete die Türe zu Mottes Zimmer und sah sie vor dem Bette Friedels knien.

Sie spielten miteinander „Bärenwusch", — „Bärenjunges". Friedel lag zusammengerollt auf den Tatzen der Bärin. Er lag mit dem Bestreben, wie eine Kugel zu liegen, war ganz durchdrungen davon, ein Bärchen zu sein. Durch seine starke Kinderphantasie war er es auch. Sie bissen sich gegenseitig zart in die Ohren und schüttelten sich ein wenig, bissen sich sanft und vorsichtig in die Wangen. Friedel brummte vergnügt und behaglich. Sie waren beide ganz versunken.

Motte lachte, als Marianne eintrat. Friedel aber brummte ganz gewaltig, denn er wehrte sich gegen jede Unterbrechung seiner Entrücktheit.

„Wir haben schon Löwenwusch und hilfloser Menschenwusch gespielt und nun ist's auch gleich genug." „Wusch" statt Baby, das hatten sie sich erfunden. „Wir müssen beten."

„Darf ich noch immer nicht bei eurem Gebet dabei sein?" frug Marianne.

Friedel, noch ganz versunken in seiner Bärenrolle, schüttelte den Kopf.

„Nie, Marianne — niemand."

„Also gute Nacht, Spielmutter. Ich mache meinen Abendspaziergang. Gute Nacht, Wusch. Wenn ich dich später noch in meinem Wohnzimmer fände, Motte?"

Und Motte und Friedel beteten. Motte faltete die Hände und sagte: „Mögen wir Gott in uns finden. Das ist unsere Seele. Das höchste Gut. Der Tropfen aus dem großen Meere Gott.

Halte dein Gotteströpfchen rein.

Es muß glänzen wie ein Glühwurm, wie ein Tautropfen in der Sonne. Es will zurück zu Gott und kann nur durch deinen Willen zurück. Es will brennender, heller zurück als es kam. Du mußt es hegen und pflegen.

Du mußt so sauber sein wie ein Kätzchen, mußt es putzen und glänzend machen. Durch Wahrheit bekommt es Feuer und Glanz. Durch Güte für die

andern. Durch etwas sich entsagen können. Dadurch, daß du Muttchens Freund bist, ihre Stütze und ihr Stolz wirst, durch Fleiß und Ernst bei jeder Sache, die Ernst braucht.

Es ist ein heiliges, heiliges Tröpfchen. — Du bist es selbst."

Marianne ging unter den hohen Bergkirschbäumen hin. Unten im Tal schimmerte der Fluß matt im Mondenschein, glitzerte hin und wieder auf. Die Abendmaienluft auf dem geliebten Berg! Die Abendgartendüfte! Die Düfte aus Wald und Bergen! O welch ein Leben! Marianne fühlte das Glück ihrer sicheren Instinkte.

Als sie zum erstenmal heraufgekommen war, hatte es kein Wenn und Aber mehr gegeben. Früher war sie unruhig gewesen, die Erde hatte sie von allen Seiten gelockt. Von dem Tage an, als sie das uralte Haus zur Flamm' an sich gebracht hatte, war eine große Ruhe über sie gekommen.

Bernus, der ihre Liebe für diesen, ihm unbequem gelegenen Wohnsitz nie recht begriffen, dem hatte sie sich so erklärt: Ich bin das erstemal schon hierher zurückgekehrt. Es war vielleicht Wiedersehensfreude, die ich fühlte. Es sah aus wie ein sehnsüchtiger Traum meiner Jugend, wie meine Ur-Heimstätte.

Es wob Liebe und Sehnsucht ums Haus.

Marianne wandelte unter den Kirschbäumen weiter abwärts, hinab zu der Nußbaumwiese, ging durch den großen Obsthain an der Lehne des Berges immer den Wiesenpfad entlang auf und nieder.

In ihrer Seele war wundervoller Friede.

Droben beim Johannser, zu dem Baumgarten dem Nachtwächter Patz versprochen hatte zu kommen, saß er nun. Der junge Johannserbauer hatte vor ihm auf dem alten viereckigen Tisch die Urkunden ausgebreitet.

So ein ehrwürdiger Hof dieses Sonnenlandes hat seine Geschichte.

Dieser Hof war einst Eigentum einer Tiroler Herzogin. Ein uralter Edelsitz, auf dem es einst reichlich zugegangen sein mochte, die gewaltigen Kastanienstämme, die vor dem weiten Wiesenplan am Hause wie zerklüftete grünende Felsen standen und die Last ihrer schwebenden Äste und Zweige mit der gewaltigen Laubmasse trugen, hatten auch noch andere Zeiten gesehen als die der bäuerlichen Mißwirtschaft hier oben.

Das Haus mit seinem langen hohen Dach, den drei Bogenfenstern, dem gewaltigen Hoftor, gab auch heut noch einen stattlichen Eindruck von großer Sommerfreude, den hier alle die stillen, weltabgelegenen Höfe machen, die ihr Lebtag in blaue Ferne schauen, auf in Sonnenlicht schwimmende Bergeszüge, auf ferne strahlende Schneehäupter.

Diese Höfe besucht selten ein Fremder; zu ihnen gelangt man nur auf holprigen beschwerlichen Bergwegen, die mit seit Jahrhunderten von Wind und Wetter und Wasserbächen abgeschliffenen Steinen gepflastert sind, die im Herbst mit Grasschöpfen beworfen werden, damit der Wanderer einigermaßen Fuß fassen kann.

Diese Höfe liegen in großer, feierlicher Einsamkeit, hoch oben im Sonnenlicht. Der Bahnzug im Tal gleicht, von ihnen aus gesehen, einem schleichenden Räupchen und doch hört man in dieser stillen dünnen Luft die Talgeräusche.

Der, den hier der Zufall herführt, atmet Frieden, den scheinbaren Frieden der Natur.

In den öden leeren Räumen des alten Edelsitzes, in dem so vielerlei Gelasse sind, daß der Bauer für jedes seiner Gerätschaften einen eigenen Raum haben könnte, geht es soeben nicht recht friedvoll zu.

In der uralten Badestube sind die Hausbewohner alle versammelt und sitzen um den Tisch, der mit den Urkunden bedeckt ist.

Des mächtigen grünen Ofens wegen, der auf vier starken Beinen steht, hat der Bauer dieses Gelaß zum Wohnraum gewählt. Es liegt auch bequem an der Vorhalle des Hauses, in der alles Gerät steht, der Wagen mit den zwei Rädern, dem grob geflochtenen Wagenkorb und den Schleifstangen, die die zwei Hinterräder vertreten, die einzige Art, wie ein Wagen auf den steilen, mühseligen Wegen hier benützt wird.

Im Badezimmer sind auf der Holzwand noch uralte Ölmalereien halb verkratzt und verwischt zu sehen, wie Edelfrauen einen Rittersmann baden, der in einer sargähnlichen Wanne sitzt. Eine Edelfrau reicht ihm einen Becher Wein an den Mund, die andern halten Tücher und Kleider. Tanzende Paare und wieder Sargwannen mit Deckeln, die nur den Kopf des Badlings sichtbar lassen, der von einem holden Weibsbild mit Wein und Brot gefüttert wird, Wannen, wie sie heut noch die Bauern in den Bauerbädern Tirols benützen.

In dieser vorweltlichen Badestube sitzen: der alte Johannserbauer mit seinem alten Weibe, die beide ins Altteil vom jungen Johannserbauern mit seinem jungen Weibe verdrängt sind. Diese sind beide auch gegenwärtig.

Am Ofen, auf der Ofenbank, liegt ein etwa zehnjähriges krankes Kind, ein Mädchen. Neben diesem, auf einem Schemel, ein halbwüchsiges Mädchen, das auf einen kleinen Buben, der ihm zu Füßen spielt, acht gibt.

Baumgarten sitzt zwischen den Bauern.

Die zwei Paare liegen miteinander im Streit. Baumgarten hört gelassen zu.

Es handelt sich darum: die Alte hat Geld versteckt, so wenigstens behauptet der Sohn und die Schwiegertochter. Die Alte sitzt mit verkniffenen Lippen. Welsches Blut hat sie in den Adern. Das Gesicht ist scharf, die Nase gut geformt, die Augen voller Leidenschaft. „Muatter," sagte der Sohn, „sie sein decht....." Er war heftig, aber sprach nicht aus.

„Schau, daß d' weiter kimmscht, Bua, talketer Bua. Moanst, i laß mi von dir an jeden Tropfen Milch und a jedes Bissel Brot vorzählen und gib no a Geld drauf? Na. 's Geld kriagt die Kirch und i die ewige Seligkeit dafür. Die tatst mi a no abzwacken? Und wann an ganzer Larm Burschen kam wie du — na!"

Der Hof stand auf dem Spiel. Bei der starken Verschuldung war Geld gekündigt. Und nun war guter Rat teuer.

Sie hatten schon lange auf die Alte eingeredet, schon tagelang und wochenlang. Die aber wollte nach einem abgerackerten Leben sich die ewige Seligkeit kaufen.

„Der alte Haggn, der narrete", sagte die Schwiegertochter gleichmütig vor sich hin.

Sie mochte schon manche saftige Redensart über diesen Fall haben regnen lassen, denn niemand, außer Baumgarten, achtete darauf; der aber sah das junge Weib ruhig an.

Das mochte der Bäuerin nicht behagen; sie stand auf und ging ans Fenster.

„Ja," sagte der alte Johannser, „die Alte ischt wia sie ischt. Wann nur sie dem Himmelsvatter auf n' Schoß ze sitzen kimmt."

„'s ischt mei Sach," sagte die Frau. „Mei erstorbnes Geld von der Mutter Schweschter und das Toten- und Krankenwartgeld.

Die Haut hab i mi mei Lebtag abschinden lassen für enk Bagagi."

„Jo", lachte der alte Johannserbauer, ein zaundürres Männchen, verschmitzt. „Sie hat das g'tan, was wir alle tun: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen; aber getuifelt wie dös Weibermensch hat koans; und wann sie für ihr Geld 'm Himmelsvatter auf 'n Schoß ze sitzen kimmt, steigt's mir auf'n Buckel, wann's ihm recht ischt — mir ischt's gleich.

I geh. I bleib nöt. I geh zum zweiten Sohn, zum Alois — abi meiner Seel, nach Matrei. G'schrieben hat er mir schon, daß i die Petroleumlamp'n mitbring und mein Totenschein, sonst nix.

Die Koffeemühl bring i mit, weil zum Bohnenkuien," er klopfte sich schelmisch auf den Mund, „die Zähn ausgegangen sein. Nur noch so'n paar alte Stall-latschen hätt' i." Mit all diesem hatte er sich an Baumgarten gewendet.

„Die Koffeemühl, na, die bleibt do", meinte die Alte mürrisch. „Die nöt — du kannscht giahn wann d' magst."

„Halts Maul! Ma wird do no reden därfen? Du wirst schauen, wenn i davun bin. Wer loaßt denn, wann du tuifelst, Weibermensch?"

Das kannte Baumgarten schon, der Alte drohte immer mit seinem Fortgehen. Der letzte Trumpf war gewöhnlich: „In Allerseelentag komm i über Berg un Tal. Hab a an Bruder un an Vatter auf'n Freithof. J' geh's a Bissel auffrischen. Lang halt i mi damit net auf. Bei enk kehr i nöt ein, ös Tschotten ös."

So war der Ton droben beim Johannser, seit es an allen Ecken und Enden nicht passen wollte — und seit sie wußten, daß die Alte ein Sümmchen versteckt hielt.

Die guten Leute waren von all dem zapplig geworden, so etwa, wie die alten Tiroler Jungfrauen den „ledigen Unwillen" bekommen.

Wir würden sagen, droben beim Johannser sind sie nervös geworden, auf ihre Art. Sie tuifelten eben jedes auf seine Weise.

Baumgarten beriet mit dem jungen Johannser den Verkauf eines Grund-stückes, das tiefer dem Tal zu lag. Sie schauten miteinander in den Urkunden nach — über dessen Schuldbelastungen.

Während die Alten sich mit ihren Angelegenheiten abgaben und die Köpfe zu-sammensteckten, plauderten die Kinder leise am Ofen.

Das kranke Kind sagte und bewegte beim Sprechen altklug die durchsichtigen, abgemagerten Hände: „Wann i stirb, kriag i a Kranzl au, und von Muatter das Tüchl vom Hochzeitsg'wand und Ring an die Finger."

„Solangst als an Engel in der Totentruchen liegst, — woll; aber eh vor's die Truchen zuanageln, da nimmt dir die Muatter 's Tüchel und die Ringeln ab. Glaabst's nöt? Die sind zu guat für in die Erden."

„Na, aber dös Kranzel nöt?"

„Was hast am Kranzel? wann'd in der Erden liagst? — Da schaugst, koaner siaht's." „Aber i hab's do", sagte das kranke Kind ruhig.

„Aber bei uns tians Krapfen bachen."

„Selm woll. — I aber kimm zum Himmelsvatter, der gibt ma was i mog. Das Sterben freit mi", sagte das kranke Kind behaglich.

„Dös wird di vergiahn. Dös tut grausli weh!" meinte das andere.

Die alte Magd trat ein und schaute auf die Kinder. „Was treibts ös?"

„Sie red, wann's sterben tat."

„A so a Gagogala! s' Mariele stirbt fei nöt."

„An der Lungelsucht stirbt fein jedes", sagte das ältere Mädchen wieder.

„'s Mariele nöt."

„Woll, woll", sagts Mariele. „I stirb schon, i geh in' Himmelsgarten."

„Baleibs net!" sagt die alte Magd.

„Warwel, sie will auch in der Totentruchen, wann's in der Erden ischt, der Muatter ihr Hochzeitstüchel anziagn und die Ringerln. Nöt Warwel, dös geschiaht fein nöt?"

„Bischt g'stobn! 's Mariele bleibt do. Dös geben wir dem Himmelsvater gar nöt, akrat nöt. Das feinst von enk." Die Magd tätschelt es auf die Wange.

„Muatter," rief das kranke Kind in Tränen, „die Warwel vergunnt ma in Himmelsgarten nöt."

„A was!" rief die Mutter, „da kann die Warwel nix machen."

„'s geht zu End mit'n Hascherl", sagte die junge Bäurin scheinbar gleichmütig zu Baumgarten. „Drunten der Doktor meint, 's macht's keine zwei Täg nimmer. s' ischt hart; aber was soll ma dann mit so a Kitz tian. Dös war koa guata Muatter nöt, die dös m' Kind nöt vergunna tat.

's Hascherl ist elf Jahr. Die beschte Zeit is um. Was nachher kimmt?"

Baumgarten schaute die Frau wieder ruhig und kühl an und dachte: „Eure herbe Luft da heroben ist doch guat."

Er stand auf, ging zum grünen Ofen und faßte die zarte, dünne, heiße Hand des Kindes.

„Geh," sagte er zu der Schwester, „laß mich neben an Hascherl sitzen."

Das Mädchen stand verlegen auf und machte ihm Platz.

„Das gefreit di, daß d'in Himmel kimmst?"

„Jo, dös g'freit mi."

„Dös glab i. — I tat mi a frein, durch die Rosenlauben zu ziagen. — Und die Nagerlstöck! So a Madel wie du, das hat sei Gartel dorten. Die Erden

da oben is guldkörnig un leicht wie Seiden. Und wann d' ein Samenkörndel einisteckst, wachst's un grünt's un blüht wie d' magst. Die Farb von den Blüamerln kannst du dir wünschen. Un feine Tischerln san gedeckt unter grünen Lauben — und feine Madeln un Buab'n un schneeweiße Rösser, die aus goldnen Trögeln saufen — und was d' magst is da. Das ist das wahre Wunschlandl.

Und vorm Aveläuten schaut der Himmelsvatter über enk un denkt: auf Earden habts euer Binkel Leiden brav g'schleppt, ihr liaben Hascherl. Nu habts die Freiden da heroben. Gel dös is fein?" Die großen Augen des kranken Kindes hingen an dem unregelmäßigen Männergesicht und sogen die Worte ein.

„Jo, dös ischt fein, Baumgarten, dös ischt fein", sagte es leise. „Und Schul? Gibts dorten Schul a no?"

„'Gwiß", sagte Baumgarten. „Hast gern g'sungen?"

„In die g'sunden Täg, woll."

„Schau, aa Gottes Engel in weißem Gewand lehrt enk Liadeln singen von Langes (Frühling) un Muatter Gottes Liadeln un' a lust'ge Trutzliadeln. Lustig sein ist koa Sünd. Da heroben a nöt, un getanzt wird un g'spielt wird. Und alles so liab un guat und hoamlich."

Der alte Bauer mit seinem alten Weib und der junge Bauer mit seiner Bäurin und die Magd hörten Baumgarten auch kindlich aufmerksam zu.

Der alte Johannserbauer, das spindeldürre Männchen, nickte dem sterbenden Enkelkind zu, wenn etwas in Baumgartens Worte nach seinem Herzen war.

Die Mutter trocknete sich die Augen. Es tut ihnen allen wohl, vom schönen Himmelsgarten, in dem Mariele bald spielen und singen soll, zu hören.

Für sie alle waren die schlichten Worte und Bilder, die der gute Mensch dem Kinde auf dessen Sterbelager sagte, hohe Kunst, die ihre Seele wie auf Flügeln von dieser harten Erde trug.

„Muatter," sagte der junge Bauer zur alten Bäurin, „aber d'ertrutzen sollten Sö do die Himmelsfreuden nöt. Das ischt so viel unfein."

„Laß sie," sagte Baumgarten, „wer sagt dir das?

Wie einer seinen Himmelsgarten erreichen will, ischt sei Sach, mei Liaber. Plagt die Muatter nöt soviel. Wir werden's schon machen auch ohne ihr erstorbnes Geld. Wann i enk einen Herrischen bring, dem ihr das untere Wiesenlandl verkauft, werd's schauen, was wir's außaschlagen. G'nua zum Zahln und um ein andres Stück a noch z'ruckz'kaufen und i woaß enk oan. Nur: mit den Gockeln bei G'richt wollen wir nix ze tian kriagen.

I geh enk dö Täg zum Rapaunzer, der muß sei Kündigung a no auf a Weil zurückziagen."

„Und wann's nacha g'rathn hat, wie's ös mant's, was verlangts ös füri n'ar Arbat'?

„Wann i dörfat in der Hallen dös gemalne Tafelwerk abmalen?"

„Ein guater Handel," meinte der junge Bauer pfiffig. „Kimmts nur, wann's ös wollt's."

Baumgarten ließ die Hand eine Weile auf der feuchten Stirn des Kindes ruhen und sagte leise zu ihm: „Sei ruhig, Gitschele. A Bisserl Not, wann kommt, halts Köpferl hoch. A große Freiden muß allmal mit a wengerl Leid erkauft sein. Verstiahst."

„Sel woll", sagte das Kind matt und sanft.

Als Baumgarten seines Wegs ging unter den uralten Kastanien hin, hatschte eifrig die alte Johannserin hinter ihm drein, und rief ihm draußen vor der verfallenen Mauer, die Hof und Garten umschloß, an.

„I hätt' a Bitt', Baumgarten, wann du zum Bäder Hans auffsteigen tätst. Letz steats mit ihm, i moan er kinnt himmeln."

„A so", sagte Baumgarten, „ist er nöt alt genug zum Rasten?"

„Woll woll. Der Todentruchen kimmt koans aus. Aber wann d' an paar chrischtliche Worte mit ihm reden tätst, wie mit unserm Mareili, wurd ihm gleich anderschter."

Die Alte stand, als wollte sie noch weiter sprechen, schwieg aber.

„Johannserin, i steig dir zum Bäder Hans. A sakrischer Weg."

„Sell woll", meinte die Alte. „Vergelt's Gott." Sie stand und schaute ihm nach, machte ein paar Schritte, als wollte sie ihm folgen, — kehrte aber um und ging gebeugt dem Hause wieder zu.

Baumgarten schritt wohlgemut und leichten Herzens davon und dachte: es ist das einzige, sich wie ein Kind mit den Menschen und Dingen einlassen und nur selten in stiller Stunde sich in die Abgrundtiefe versenken. So wächst eins wie ein Baum tief ein und läßt den Wipfel im Winde schaukeln.

Sein früheres Leben strich an ihm vorüber und er hatte nur ein Lächeln dafür.

„Wunderlich, wenn einer geht, wo ich gehe, ist's als wenn alle Tore sich öffneten."

Zum Bäder-Hans wars wohl ein sakrischer Weg. Die Kastanien- und Nußbäume blieben bald zurück, die Birken und die Kiefern beherrschten das Erdreich, und die nur verknorrt und niedrig. Aber welcher Duft strömte dem zarten Birkenlaube aus. Welch ein Duft! — Und das Sonnenland rings umher! Bergesgipfel über Bergesgipfel, schwimmend in tiefgoldner Lichtflut. Die blaue Sonnenbahn! Eine einzige runde mächtige weißstrahlende Wolke kam feierlich wie ein Himmelsschiff daher gezogen.

Über das Bergmoor strich ein frischer würziger Wind. Baumgarten blieb hin und wieder stehen und schaute und atmete tief auf. Bäder Hansens Häusel hatte keine fürstliche Vergangenheit. Es klebte am selten begangenen Weg hoch oben am Bergmoor, ureinsam.

Bäder Hans lag auf verwahrlostem Lager. Ein alter Bauernknecht mit dem's zu Ende geht, kann sich nicht viel vergönnen.

Einmal des Tags schaute die Valtliner Franzel von der Gratschleralm nach ihm, ein einschichtiges armes Frauensmensch; aber immer hin.

„Guten Abend", sagte Baumgarten, „kennscht mi nöt?"

„Na", bekam er zur Antwort. Der Alte hatte kaum die Kraft die Augen dem

Eintretenden zuzuwenden. „Die Johannserin schickt mi, daß ich nach dir schau wie's steht." „Lummrig, mei Liaber, lötz in alle Schuh."

„Ma kennt's", sagte Baumgarten.

„Bischt schon versehn? J geh dir zum Cooperator."

„Das wann d' tätst! Bischt du net der Lamech — den sie unten . . ."

„Du meinscht den Lamech (den Lump)" half ihm Baumgarten, „den sie drunten in der Keiche haben? Woll, woll, selbiger Lamech bin i."

„Du tiast dir leicht, Hallodri, haschts beschte Leben", sagte der Todkranke matt, aber doch verschmitzt.

„Sel' woll, mei Liaber."

„Guat isch's da unten, i wollt mi hätt'n 's a drin. J lieg do gor so alloanig. Alloanig leben is nöt hart, aber alloinig sterben mei Liaber. Nix woaß unserein un verstiat nix. Ma liegt in da Finster. Und a sell aner wie nachts hier giat, mei Liaber. — —" „Versteast mi?" frug Baumgarten. „Woll, woll."

„Los! (hör zu) mei Liaber, ob d' alloan bischt oder nöt, das tuat nix zur Sach. Auch für dich ischt unser Herr und Heiland gestorben."

„G'storben ischt er?" frug das alte Knechtlein mit schwacher, vertrockneter zitternder Stimme. — „Jessas g'storben!" und schaute ganz betroffen auf Baumgarten. „Bei uns da heroben hört eins nie nix. — und wanns alle drei hinwerden — uns sagt koaner nix. — Un ma verstiat's a net.

Wer ist denn jetzt dafür?" Der Alte grübelte mit Anstrengung.

„Wann oans aufi kimmt — ist dann oans do, daß ma net immasunst anklocken tat?"

„Du wirst erwartet, mei Liaber", sagte Baumgarten beruhigend und strich dem armen Alten die Kopfkissen zurecht und die Decke und versuchte ihm das Lager behaglicher zu machen.

„Und über jeden wird Buch geführt. Da brauchst koa Angst nöt zu haben. Alles ischt in bester Ordnung. Wann du kimmscht und klockst, na brauchst net zu meinen, daß d' lange warten mußt wie unten, wann d' die Steuern bringst. Für g'wiß nöt."

„Buch wird g'führt?" meinte das Knechtlein mit bedenklich bangem Ausdruck und schwach zum Verlöschen.

„Weil's Brauch ischt", sagte Baumgarten, „da brauchst koa Angst nöt hab'n. Buch wird g'führt, damit vergeben werden kann. Vergebung find't alles, bloß dafür ischt der Himmelsvatter do, mei Liaber." So sprach er beruhigend weiter.

Das weltverlassene sterbende Knechtlein flüsterte: „Selm scho selm." Der gebrochene Blick hing an Baumgartens Lippen, von denen Trost kam, der Trost, den das Knechtlein fassen konnte, mit den schwachen Händen der armen unwissenden Menschheit.

Ehrfürchtig stand Baumgarten, denn er sah, daß er zur Stunde gekommen war, in der die Seele des dumpfen Knechtleins bereit wurde sich von dem alten gebrechlichen Leib zu trennen.

Baumgarten hielt die kalte harte Hand.

„Kannst ganz ruhig sein, mei liaber Mensch", sprach er sanft in den Abschiedskampf hinein. „Du wirst erwartet."

Und er sah auf dem verrunzelten kleinen Gesicht den großen Frieden sich ausbreiten, der nichts gemein hat mit allen Worten und allem Wissen und Nichtwissen dieser Welt.

Und als er sah, daß dieser Friede von dem mühseligen Gesicht völlig Besitz genommen hatte, ließ er die harte Hand los, legte das Knechtlein sanft zurecht und verließ das Haus, das am stillen Bergmoor, am selten begangenen Weg liegt.

Er ging, hielt den Hut in der Hand.

Der Abend war hereingebrochen. Die Berg- und Felsenwelt lag fahl in weiter Runde um ihn her. Der Himmel strahlenlos. Und hinter den graubleichen, fernen Felsen hob sich das noch scheinlose Vollmondsgesicht.

Eine bleiche Welt.

Der Weg führte steil abwärts. Sehr kühle Luft wehte oben.

Baumgartens Seele war friedvoll, wie es die Züge des Knechtleins wurden, als der große Friede sich seiner erbarmte. Er ging seines Wegs nach der feierlichen Handlung froh und ruhig und voller Dank, daß er ohne Reue stand, wo er stand, nichts auf Erden lockte ihn, als das, was er erreicht hatte. Sein eignes Wesen war ihm recht. Er fühlte sich in sich selbst wohl. Er stand frei unter Gottes Himmel. Was Menschen geschaffen und geschieden, berührte ihn nicht. Er ging darüber frisch hinweg, wie ein Bauernbursch mit starken Sohlen über Geröll läuft.

Ein Lächeln spielte um seinen Mund, als er sich vorstellte, daß er so frisch und frei wie der schönsten Heimat, seiner Keiche zulief, dem „Bezirksgefängnis zum goldenen Zeitalter."

Er hatte auch einst gestanden, wo die Unbescholtenen stehn, die gute Gesellschaft. Er hatte mit all diesen sich streng von den Lumpen, den Erwischten, den Überführten und Gebrandmarkten getrennt und auf die verschloßne Welt der Schmach und Schande, wie auf ein dunkles widerliches Grab geblickt. Wer hinter dessen Tür verschwand, war auch für ihn ausgestrichen aus der Welt der Lebendigen. Die, über die er einst hatte richten sollen, waren seine Kameraden geworden, und er hatte sich mit kühler Überzeugung auf die Bank der Überführten gesetzt, und hatte den Unbescholtenen, der guten Gesellschaft, den Rücken gekehrt.

Du wollest, lieber Herrgott einem jeden seine Sünde geben, damit er demütig werde und von Herzen sanftmütig, — damit er Zorn belächle und Wichtigtun belache. — Sie langweilten ihn unsagbar die Selbstgerechten. Wie jung und stark war er in seiner eignen Welt!

Nun ist er schon ein gutes Stück den steilen Weg hinabgestiegen. Vor ihm liegt wieder der Hof des Johannser Bauern, ganz verborgen unter den mächtigen Kastanien. Die Dunkelheit war mehr und mehr hereingebrochen. Die uralten Kastanienbäume lagen wie eine große undurchdringliche Masse. Der Mond hatte seinen Schein bekommen. Die Maiennacht duftete. Ein kleiner Schatten löste

sich aus der ungegliederten Masse der riesigen, breitästigen Bäume. „Aha", dachte Baumgarten, da ist noch eins wach beim Johannser. Aber beim Johannser sieht mir doch niemand nach Nachtschwärmerei aus. Vielleicht vom Veltliener unten, da hat's junge Mägde und Knechte."

Baumgarten schritt stramm dem näher kommenden Schatten entgegen.

Jetzt lag der Mondschein breit über dem Weg. Baumgarten schritt durch den hellen Schein. Der Schatten aber blieb im Schatten stehn.

„Baumgarten!" rief's rauh und nächtlich, als auch er wieder aus dem hellen Lichte trat.

„Johannserin!" Da war's die alte Johannserin.

„Selig entschlafen ist der Bäder Hans. Ich kam zur rechten Stunde."

„Vergelt's Gott in Himmel auf. S' hab mers denkt, daß er himmeln tat. Die Krippen hat a nimmer z'ammg'halten. Vergelt's Gott! Baumgarten", die Alte legte ihm schwer die Hand auf den Arm. Sie wollte sprechen, setzte an, tat einen Schnaufer und setzte von neuem an.

„Baumgarten, lus: wann die annd bain Ohrwaschel reißen tat umd nizesitzen dös wär' eppa dein Sach a' nöt — wia?"

„Möcht'i mer ausbitten."

„Gell ja! Aber i soll mir mei Geld außerderpeinigen lassen von die Meinigen. Sag's ihnen, wann mir an's a guats Wort gelen tat."

„Ich nehme dich beim Wort, Johannserin."

„Sell därfst, kommts Mareili ungezahlter in Himmelsgarten, — probir i's halt a."

Baumgarten reichte der Alten die Hand.

„Johannserin," sagte er, „vergelt's Gott. Jetzt hast den Himmelsgarten kaaft."

„War nöt übel," brummte die Alte, „wann i unsern Herr Gott ums Geld bring wegen denn Tschotten."

„Der laßt sie nöt mit Geld zahlen wie unsereins. Unser Herr Gott laßt sie nichts abkafen, der will unser Herzbluat. J geh jetzt hoam. Vergelt's Gott."

„S'ist a koa Hoam für enk, Baumgarten — dös. Daß es di goar nöt druckt. Wann kimmscht los?"

„In a Wochner sechs. Was soll mi drucken?"

„Gar so viel unfein ischt's, Baumgarten."

„Unfein? O Jesus, Johannserin, 's gibt viel Unfeineres. J hab net g'stohln und hab neamand nichts getun.

Um die paar Baschquillelen wird der Himmelsvatter an Aug zudrucken. Ihr doch auch, Johannserin? Und der Bäder Hans hat's a tan, hat gleich zwoa zua druckt. — Vergelts Gott, Johannserin. J hab gmoant a Gitsch derwart sei G'spusi wie i enk stiahn sieh."

Die Alte lächelte: „Die Zeiten sein vorüber. Gut Nacht. Zeit lassen — Zeit lassen, Baumgarten."

(Fortsetzung folgt.)

Aoaaoa und Lidih / von Johannes V. Jensen

(Zweiter Teil der „Wälder“)



Matti und ich saßen vor der Hütte und hielten Rast. Wir hatten den ganzen Tag im Walde gearbeitet und waren müde, keiner sprach, aber jeder saß in seinen Gedanken vertieft und kaute Betel.

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Drüben auf der anderen Seite des Tales lag die Palmengruppe in der grellen, schwindelnden Beleuchtung der untergehenden Sonne. Der Rauch aus der Hütte, in der ich gewohnt und mich im Verein mit Ali haji gelangweilt hatte, drang durch die Palmen. Ich hatte alle meine Sachen zur Rasthütte bringen lassen. Von Ali hatte ich keinen Abschied genommen; denn aus Mattis Erklärung ging hervor, daß, hätte ich ihn nicht zufällig getroffen, aus unserer Expedition nie etwas geworden wäre, da Ali ihn gar nicht benachrichtigt hatte. Aber trotzdem war ich leider noch nicht mit Ali fertig; ich mußte ihm jeden Tag eine gewisse Summe auszahlen und es genierte ihn nicht im geringsten, daß ich ihn mit Geringschätzung behandelte. Er war ein paarmal hier drüben bei meinem neuen Wohnsitz gewesen und hatte herumspioniert.

Es gewährte mir eine tiefe Befriedigung, hier auf dem Fuße des Bukit alam zu sein, zu dessen Gipfel ich jeden Abend hinaufzustarren pflegte; es gewährte mir ein eigenartiges Vergnügen, das Tal jetzt umgekehrt vor mir liegen zu sehen, ich war gleichsam in einen glücklicheren Winkel zur Vergangenheit, zur ganzen Welt und zu mir selbst gekommen.

Matti und ich waren schon fleißig gewesen. Nachdem wir eine lange Unterredung gehabt hatten, waren wir überein gekommen, daß wir erst einen oder zwei Tiger umbringen, bevor wir mit der Besteigung des Bukit alam beginnen wollten. Dies geschah auf meinen Wunsch. Matti behauptete allerdings, daß der Tiger sich keineswegs einem Vordringen durch den Wald entgegenstellen würde, ich aber hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß der Tod des Tigers eine Art Entree zum Weltberg sei, und fand es nicht fair, ihn zu übergehen. Dagegen war ich nach den gestrigen Begebenheiten bereit, auf eine weniger gefährliche Weise gegen ihn vorzugehen. Ich hatte mich ja nun dem Tiger ausgesetzt, zu Fuß und allein, die Ehre war also gerettet, selbst wenn ich Zeit meines Lebens nie anderen als ausgestopften Tigern begegnen würde, und ich hatte jetzt nichts dagegen, einige von der Höhe eines Baumes herab zu schießen.

Matti hatte die Sache gleich praktisch angegriffen. Wir waren in den Dschungeln gewesen, hatten eine Tigerspur ausfindig gemacht, und in nächster Nähe davon zwei große Bäume ausersehen, von denen aus wir die Spur beherrschen konnten. Einige zwanzig Meter hoch in jedem Baum hatten wir uns einen guten Platz

zwischen den Zweigen eingerichtet und unten im Walde hatten wir als Lockspeise die drei Pariahunde, aus der Hütte drüben, festgekoppelt, die ich dem Besitzer gegen eine entsprechende Vergütung, acht leere Patronenkapseln, abgekauft hatte. Die drei Hunde freuten sich der Veränderung in ihrem Dasein; denn wohl stutzten sie, als wir sie so mitten im wilden Wald festbanden; als wir aber jedem von ihnen einen tüchtigen Haufen Fleisch hinlegten, begriffen sie bald, daß sie hier endlich eine feste Anstellung bekommen hatten. Sie lagen sehr zufrieden im Walde und nagten Knochen. Wenn es Nacht geworden und der Mond aufgegangen war, wollten wir unsere Plätze oben in den Bäumen einnehmen. Ich freute mich schon darauf, oben in meinem Baum zu sitzen, wo ich mir eine Art Stuhl in einer Zweiggabelung eingerichtet hatte. Es schlängelte sich ein kräftiger Lianenstengel am Baumstamm entlang, an dem ich bequem hinaufklettern konnte, und er setzte sich bis in die Krone hinein fort, was nicht zu unterschätzen war, wenn der Tiger auf den Einfall kommen würde, am Stamm hinaufzuklettern. Somit war alles aufs beste geordnet.

Und nun saßen wir wie gesagt und ruhten uns aus und spuckten Betel und erwarteten das Eintreten der Nacht. Die Sonne war noch nicht untergegangen, aber der Wald auf der anderen Seite des Tales begann in seinem Grün zu erröten. Der Sonnenuntergangswind hatte sich erhoben, er sauste tüchtig im Walde hinter uns und wir konnten sehen, wie er sich ein Stück vor uns im Tal niederlegte und die viereckigen Wasserlachen kräuselte; selbst aber merkten wir ihn nicht, wir saßen im Schutze des Waldrandes. Ich sah nach meiner Uhr, ungeduldig, weil ich die Zeit unseres Aufbruches kaum erwarten konnte.

Da wurde ich auf zwei Gestalten aufmerksam, die auf den schmalen Balken zwischen den überschwemmmten Äckern balancierten, zwei Frauen. Sie kamen auf uns zu, gingen langsam auf den Deichen ein und aus und setzten die Beine mit jener zögernden Grazie, die malaiischen Frauen eigen ist; sie gehen sozusagen immer nur auf einem Bein. Bei jedem Schritt knicken sie im Rücken ein und ziehen die eine Hüfte hoch. Sie waren beide schlank und zu meiner Verwunderung trugen sie das Haar gelöst, was Malaiinnen sonst nicht tun; das Haar wurde vom Winde gehoben und wehte wie große, schwarze Mähnen hinter ihnen her. Das Überkleid der einen wehte, vom Winde aufgeblasen, wie der Klüver eines Schiffes hinter ihr her, es war aus leichtem, grünen Flor; die schrägen Sonnenstrahlen durchleuchteten es. Sie ging als Letzte, aber schon sah ich keine andere als nur *sie*, denn sie war die Jüngste, und so rundlich; ich sah von weitem, wie ihre Formen, die von dem leichten Baumwollenstoff im Winde dicht umschlossen wurden, voll und weich waren.

Im selben Augenblick kamen die wandernden Mädchen in den Schutz des Waldes, wo der Wind aufhörte. Und da gewahrte Matti sie, ob er sie nun witterte, oder ob er sie durch die Windstille, durch die sie gingen, hörte. Er erwachte aus seinen Betelgrübeleien, erhob den Kopf und sah sie. Und springt auf mit einem laut durchdringenden Huup!

Sie halten alle beide in ihrer Wanderung inne, wie Hirsche vorm Schuß, sie zittern und machen eine unwillkürliche Fluchtbewegung. Aber da sendet Matti ihnen eine lange entzückte Lachsalve entgegen, er hat entdeckt, daß es gute Bekannte sind.

Mari la! schreit er inständig und voller Freude. Kommt heran!

Und als sie ganz dicht an uns herankamen, und wir ihre züchtigen Antlitze sahen, erkannte auch ich sie. Die Jüngste, die ich mir gleich ausersehen hatte, Aoaaoa, und die Älteste Lidih. Und als ich sie zuletzt gesehen hatte, saßen sie im Gefängnis von Birubunga, wo sie ihre Sünden abbüßten.

Das Gefängnis

Wie deutlich entsinne ich mich dieses munteren Tempels der Reue, der außerhalb Birubungas unter Palmen lag.

Es gab dort, wie's sich gehört, zwei Gefängnisse, eins für Männer und eins für Frauen. Das Männergefängnis war das größte, es bestand aus einer zehn Meter hohen Mauer, die einen rechteckigen Platz umschloß. Es war kein Dach über dieser Mauer, aber in der Mitte des Platzes war ein niedriges Verdeck von Palmenblättern errichtet, unter dem die Gefangenen Schutz gegen Sonne und Regen suchen konnten; sonst gingen sie frei innerhalb der Mauer umher. Sie saßen dort nicht wegen großer Versehen (denn solche Verbrecher bewahrte man überhaupt nicht auf), sondern sie wurden wegen Schulden oder Beleidigungen auf Lebenszeit eingesperrt. Es waren auch einige grobe Sünder darunter, die in so milder Form Diebstahl begangen hatten, daß man ihnen nur eine Hand und einen Fuß abgehauen und dann den Rest eingesperrt hatte.

Dieses Gefängnis zeichnete sich durch eine sogenannte innere Aussicht aus. Die hohen Mauern waren rings herum in Manneshöhe und noch höher hinauf mit Zeichnungen geschmückt; an einigen Stellen konnte man sehen, daß einer auf den Schultern seines Kameraden gestanden und eine Zeichnung voll Sehnsucht auf die weißen Mauern gebannt hatte.

Es waren herrliche malaiische Prauen mit vollen Segeln gezeichnet, und darunter Linien und Striche, die in ihrer ganzen schmerzlichen Unvollkommenheit die langen Wogen vorstellten, die gegen die Küste von Birubunga spülten und die die Gefangenen hören konnten, es waren groteske und glühend verliebte Bilder von Pfauen in blauer Kreide und schwarzer Wichse an die Wand geschmiert, die wie Explosionen aussahen. Da waren Himmelszeichen gemalt, Sonne, Mond und Sterne, da waren Blumen, Fische, Elefanten — alle Tiere der Arche, soweit man erkennen konnte, was der Zeichner gemeint hatte.

Ein Gefangener hatte durch eine feine Komposition seiner Wald- und Meeressehnsucht gleichzeitig Ausdruck zu geben versucht: er hatte einen großen, wilden Eber gezeichnet, der mit Hauern und einem borstigen Buckel in einer wildbewegten See schwamm.

Es waren Bilder von Frauen an die Mauer gebannt, die durch die Einfachheit und Kraft der Zeichnung von der unauslöschlichen Sehnsucht eines gefangenen Mannes zeugten. Ganz dieselben primitiven Zeichnungen kann man auf Häusermauern und Bretterzäunen in Europas großen Städten sehen. Wenn Gefangene sich sehnen, ach, dann beginnt die Kunst! Und darum ist die Ohnmacht das Höchste, was ein Künstler erreichen kann.

Das Gefängnis in Birubunga war mit dem ganzen Verständnis der Bosheit ausgedacht. Der blaue Himmel lag offen darüber. Und gerade hierher war ich gereist, von einer nordischen Krankheit getrieben, von der unheilbaren Sehnsucht, eine Ringmauer zu finden, innerhalb der die Söhne des Urwaldes wie Sklaven sitzen und die Gefängnismauer mit Zeichen ihrer lebenslangen Unfreiheit beschreiben!

Das Gefängnis der Frauen war mit orientalischem Verständnis des weiblichen Geschlechts sehr grausam eingerichtet, indem die Gefangenen in einem großen, offenen Käfig, wie Hühner hinter einem Gitter saßen. Isolierung ist keine Strafe für Frauen, weil sie keine Einbildungskraft haben; dagegen straft man sie entsprechend, wenn man sie einsperrt und ihnen freie Aussicht nach allen Seiten gewährt, so daß es ihnen immer gegenwärtig ist, wovon sie ausgeschlossen bleiben. Außerdem werden ihre Freundinnen so oft wie möglich vorbeigehen und sie durch das Gitter hindurch bemitleiden und das erhöht ihre Pein. Der Käfig steht unter Palmen in einem herrlich schattigen Hain, neben dem Männergefängnis, damit zwei Welten, die vereint sein müßten und dicht aneinanderstoßen, dennoch von einer Kluft getrennt werden, so breit und so ewig wie der Tod.

In diesem Käfig hatte ich Lidih und Aoaaoa sitzen sehen, wie zwei Hühner, die brüten wollten und darum zur Einsamkeit verurteilt waren.

Es kann nicht verheimlicht werden, daß sie die schönste und unverzeihlichste aller Sünden, nämlich Liebe ohne genügende Sanktion begangen hatten. Sie hatten sich in der Hütte zweier ihnen fernstehenden Malaien bei einem nächtlichen makan besar überraschen lassen, bei dem die Trommel so lebhaft geschlagen worden war, daß sie die Schritte der Wächter des Gesetzes überhört hatten. Sie waren gleich in den Käfig gesperrt worden.

Unter der Regierung des jetzigen Sultans ist die Rechtspflege ziemlich human; denn man kann es ja nicht unmenschlich nennen, wenn ein leichtsinniges Mädchen eingesperrt wird, damit sie Gelegenheit hat, ihre Sünden in allen Einzelheiten zu durchdenken und in der Erinnerung noch einmal zu genießen. Der alte Sultan war sehr viel strenger. Obgleich er so betagt war, daß er durchaus keinen Grund hatte, sich zu ärgern, wenn etwas an seiner Nase vorbeiging, so pflegte er doch sittliche Freigebigkeit aufs grausamste zu bestrafen. Während seiner Regierung wurde ein Weib, das gesündigt hatte, nicht gegen die Bibel, sondern gegen den Koran, mit beiden Beinen in die Erde gegraben und unter ihr wurde ein Schößling des rasch wachsenden Bambus gepflanzt, damit sie

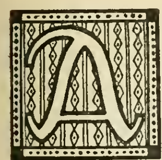
durch langsame Todesqualen sich ihrer Schuld bewußt werde. Diese Strafe wurde von dem jetzigen Sultan abgeschafft. Man behauptete allerdings, daß viele Sünderinnen diese Strafe durchaus nicht fürchteten, sondern daß sie im Gegenteil unter dem Eindruck wildester Zufriedenheit starben. Der junge Sultan wird darum diese Folter vielleicht aus einer Art Eifersucht abgeschafft haben.

Als nun Lidih und Aoaaoa ihre Strafe abgesessen hatten, kamen sie überein, dem bigotten und kleinlichen Birubunga für ewig den Rücken zu kehren. Sie hatten sich den Staub der Stadt von den Füßen geschüttelt, hatten ihr Haar gelöst und sich dem Urwald zugewendet, um Gegenden aufzusuchen, wo sie unbekannt waren und ohne einen Schatten von Schuldbewußtsein von vorn anfangen konnten.

In einem zusammengeknüpften Tuch, das sie in der Hand trugen, hatten sie ihre Nahrungsmittel, Früchte des Waldes, die sie unterwegs sammelten. Sie wollten sich rächen, indem sie für immer verschwanden, indem sie bis ans Ende der Welt wanderten.

Vorläufig waren sie nun aber Matti und mir in die Arme gelaufen.

Der Sündenfall

oaaoa sitzt vor mir im Gras. Wir sind uns selbst überlassen worden, denn Matti und Lidih sind auf die andere Seite der Hütte gegangen, von wo aus wir sie sprechen hören. Das heißt, Matti spricht, Lidihs Stimme ist nicht zu hören. Auch Aoaaoa ist nicht gesprächig. Aber sie betrachtet mich unverwandt, oder richtiger, sie lebt mit den Augen auf mich gerichtet. Was soll ich ihr sagen? Die Sprache ist so arm, und ich bin ihrer nicht einmal mächtig. Darum sitze auch ich und sehe Aoaaoa unverwandt an.

Noch ist es hell, aber die Sonne ist untergegangen, und die Dunkelheit wird schnell hereinbrechen. Zwei große schwarze Vögel fliegen eilig über die Palmenkronen, den Schein des Sonnenunterganges auf der Brust; sie verfolgen die Sonne. Der Wind hat sich gelegt, nur ein schwaches Atmen ist noch aus dem tiefen Walde zu hören.

Da ist es, als müsse ich in dem schwindenden Tageslicht Aoaaoa mit einem Blick umfassen, der ihr Bild durch die Dunkelheit tragen kann, Aoaaoa, die ein ganz gewöhnliches Malaienmädchen ist, ohne besondere Tugenden, und gar nicht ungewöhnlich hübsch. Ihre Züge sprechen nicht für sie, die Nase ist aufgestülpt, und macht sich in großen Flügeln mit weitgeöffneten Riechlöchern breit, und der Mund ist eine Schnauze ohne persönliche Form. Aber dieses Gesicht von niedrigem Typus ist wie aus Farben geschaffen, aus dunkeln und wunderbaren Tönen.

Die Grundfarbe ist ein glühendes Braun, wie reines Kupfer, das sich im Schatten der Nase und um die Augenlider wie Bronze und Zinn austönt, und die großen Lippen sind hell schieferfarbig. Die Zähne sind von Betel rot wie

Feuer. Aus diesen Farben, die in ihrer Reinheit und in ihrem Licht vollkommen sind, tritt Aoaaoas Blick aus schwarzbraunen Augen mit einer Weiße hervor, die in ihrer Frische fast so blau wirkt wie der Himmel. Hinter den violetten Ohren und an dem vollen, ziegelfarbigen Hals hinab fließt das dicke kohlschwarze Haar. Sie sitzt auf ihrer einen Lende, die Füße hochgezogen, harte, trockene Wanderfüße, und an der einen braunen Zehe trägt sie einen silbernen Ring, mit einem grünen Stein. Der Sarong, der ihre langen, schönen Hüften einhüllt und fest über dem schmalen Leib schließt, ist von einfachem, grüngeblümtem Kattun, und der Oberkörper mit der starken Brust wird von einer schwefelgelben Schärpe bedeckt.

So sitzt sie in der schnell hereinbrechenden Dunkelheit vor mir. Und um mich besser sehen zu können, reckt sie den Hals und nähert ihr Gesicht dem meinen; sie schielt etwas, denn sie hat sich selbst vergessen.

Sobald die schönen und blendenden Farben meines Mädchens von der Dunkelheit verschlungen sein würden, werde ich sie selbst besitzen, das fühlte ich. Und mit und durch sie würde ich die entschwundenen Zeiten, die ich beweint hatte, zurückerhalten, die sonnenroten Töchter Ägyptens, die messingfarbenen Jungfrauen der Bibel, die blauen Mädchen von Palmyra!

Aoaaoa, nun küsse ich dich, dachte ich; als ich mich ihr aber näherte, verstand sie mich nicht. Statt dessen legte sie ihre Nase mit einem leichten Druck gegen meine und ließ sie dort liegen. Und als ich verwundert und erwartungsvoll stillhielt, umschlang sie mich mit beiden Armen und begann mit großen, pulsierenden Nasenlöchern und weitgeöffnetem Mund zu schnüffeln und die Luft zu trinken; da verstand ich sie, und auch ich atmete und saugte den sanften Wildgeruch ihres Gesichtes, ihres Haares und ihres ganzen Körpers ein.

Sir duftete ganz schwach nach Moschus, nein, sie duftete wie alte Bauerngärten, nach Wermut, „Ambra", Holunder und Mohn, ja, und wie Betten der Alten, wie die Federbetten in meiner Kindheit und wie der Pferdestall und wie die Wanne, in der die Schafe gewaschen wurden . . . Aoaaoa . . . du duftest wie das verlorene Paradies meiner Kindheit, wie meine dunkelsten Träume vom Glück!

Und zusammen mit deiner Seele, die mir als Duft deiner Haut, deines Mundes und deiner Kehle entgegenströmt, atme ich die ureigentliche tiefe Dunkelheit, die aus dem Wald über deine Schultern gleitet, gesättigt von dem Duft der wilden Bäume und dem Tauduft des Abends, und die uns bei der Vorstellung vom Schlaf tröstet und beim Gedanken an ein Nichtwiedererwachen ängstigt. . . . Aoaaoa!

Still! Aoaaoa sitzt auf den Knien vor mir im Gras und löst das Tuch, worin sie ihre Früchte hat. Ihre schönen Augen, die nichts anderes sagen, als was sie sehen, ruhen auf mir und sind jetzt so vertrauensvoll geworden.

Es sind viele schöne Dinge in dem Tuche, Rambutan, Mangostinen und goldgelbe Bananen; aber von ganz unten holt Aoaaoa mit Vorsicht eine große

stachelige Durianfrucht hervor, die in zwei Hälften geteilt und wieder zusammengelegt ist. Sie nimmt sie auseinander und legt beide Hälften zwischen unsere Knie auf die Erde. Ein seifenartiger Geruch steigt aus dem weißen und mehligen Innern der reifen Frucht zu uns auf.

Auf den Knien liegend streicht Aoaaoa ihr Haar aus ihren keuschen Augen und reicht mir gerade in dem Augenblick die Frucht, als der Mond sich strahlend wie ein goldenes Schild über den Waldgipfeln auf der anderen Seite des Tales erhebt.

Makan besar

uf die Tigerjagd gingen wir in jener Mondscheinnacht nicht mehr. Tags darauf begaben Matti und ich uns zur Mittagszeit in den Wald, um nach den Fallen zu sehen. Sie waren unberührt, insofern hatten wir also nichts versäumt. Aber die Hunde gaben ihre Unzufriedenheit deutlich zu erkennen; sie waren im Begriff zu streiken, denn sie hatten nichts mehr zu fressen. Wir schossen ihnen einige Vögel, wonach ihnen der Glaube an geordnete Zustände im Lande wiederkehrte.

Auf dem Rückwege sahen wir eine Hirschspur und folgten ihr während drei bis vier Stunden ohne Erfolg, und erst gegen Abend kehrten wir zur Hütte zurück.

Schon von weitem konnten wir sowohl sehen wie hören, daß sich etwas während unserer Abwesenheit ereignet hatte. Unsere Frauen saßen draußen auf dem offenen Bambusboden und begrüßten uns mit lautem, frohen und befreiten Geschrei, was einem respektvollen Malaienmädchen durchaus nicht ähnlich sieht. Als wir aber näher kamen, wagten sie ihren Sitz nicht zu verlassen, sondern gingen zu unglücklichen und zärtlichen Rufen über, so daß wir uns beeilten ihnen zu Hilfe zu kommen.

Aoaaoa schlang ihre Arme stürmisch um meinen Hals, und lachte und weinte zu gleicher Zeit. Sie bebte am ganzen Körper, bebte so stark, daß ich sie mit aller Kraft festhalten mußte, damit sie mir nicht aus den Armen hüpfte. Was war geschehen? Ich sah, daß Lidih wie im Todeskrampf an Mattis Halse hing.

Aoaaoas Zähne klapperten wie ein Totentanz. Ich bog ihren Kopf zurück und sah, daß ihre Pupillen sich fast bis zum äußersten Rand der Netzhaut erweitert hatten. Und im selben Augenblick fiel mein Blick auf die Kaffeekanne, meine Kaffeekanne, die auf der Erde zwischen den Resten eines kleinen Feuers stand.

Aha! Während wir fort waren, hatten Aoaaoa und Lidih einen Kaffeeklatsch abgehalten! Oh, sie hatten es sich natürlich, als wir glücklich fort waren, gemütlich gemacht, ungewaschen wie sie waren, mit Grashalmen im Haar, und waren über Matti und mich hergezogen! Hatten uns wohl ordentlich durchgehechelt bei dem Kaffeegelage! Aber dann hatten sie nach Weiberart nicht Maß halten können, hatten sich das eine Blechmaß nach dem andern zu Gemüte geführt, erhitzt von all dem, was sie sich gegenseitig über uns Ungeheuer anver-

trauten. Und was noch schlimmer war, ihre wilden Nerven hatten den Kaffee nicht vertragen können, und sie waren plötzlich von Kaffeeangst ergriffen worden, meinten in die Luft zu fliegen und klammerten sich in tödlicher Überreizung mit beiden Händen an den Bambusboden, um nicht vor Schwindel im Raum zu vergehen! So saßen sie, als wir kamen, und Gott mag wissen, wie lange sie da schon gesessen und auf diese gefährliche Weise durch die Luft geflogen waren!

Alles dies erfaßte ich blitzschnell. Erst beruhigte ich Matti, der Lidih noch immer in den Armen hielt, in dem Glauben, daß sie im Begriff sei, das Zeitliche zu segnen. Seine Lage schien ihn übrigens zu langweilen. Es erleichterte ihn sehr, daß nichts Schlimmes geschehen war, und er setzte Lidih wieder nieder, die sich mit beiden Händen an den Bambusboden festklammerte, um nicht wegzufliegen. Sie lächelte schief und glücklich und schielte schrecklich mit beiden Augen, während Aoaaoa mich krampfhaft mit beiden Händen auf dem Rücken gepackt hielt, als wolle sie mich wenigstens mit in die Wolken hinaufnehmen.

Was war da zu machen? Überhitzte Nerven . . . Whisky natürlich! Ich ging zu meiner Whiskykiste (die ich mit Rücksicht auf die Gefühle der gänzlich enthaltsamen Malaien immer verschloß) und nahm eine Flasche heraus. Als ich sie aber aufgezogen hatte, und mein Blick zufällig auf Matti fiel, stutzte ich über den Ausdruck in seinen Augen.

Ich sah, daß er Muhammedaner war, aber in Penang als Soldat gedient hatte! Ich sah, daß in seinem Blick Erinnerungen an Sünden aufflammten, bestialisch und köstlich, weil sie im geheimen und unter dem Gefühl schändlicher Übertretung begangen worden waren. Es lag ein dreifaches Begehren in Mattis Augen, das mir mit der Gewalt einer Offenbarung die Bedeutung aller Religionen klar machte. Man spricht von großen, mystischen Wendepunkten im menschlichen Leben, von Augenblicken, in denen die Seele in das innerste Wesen der Dinge blickt, jene Erleuchtung des Augenblickes, von der Muhammeds und die Geschichte fast aller Religionsstifter berichtet; diesen Wendepunkt erlebte ich jetzt. Das war also das unsterbliche Verdienst des Islams, daß er einem höheren Lebensgenuß die Tür öffnete, indem er das primitive Begehren mit diesen drei großen und bedeutungsvollen Beilagen der Wollust schmückte, die ich jetzt in Mattis schwarzen und gelben Augen glühen sah. Matti liebte es augenscheinlich, das Verbotene zu tun, weil es befreit, er zog es vor, es im geheimen zu tun, um sich nicht mit anderen gemein zu machen, indem die große Menge sich auch in Befreiung badete, und er wurde von der Sünde angezogen, gerade weil er ein Gefühl des Widerwillens dagegen hatte; dieses zu überwinden, war ja nämlich auch ein Sieg!

Oh, dachte ich, während die Glorie des Verstehens mein Haupt umschwebte, der Prophet war klug! Aber, o Muhammed, wie ist es schwer, deine Offenbarung zu verstehen, da ihre Kraft gerade darin besteht, daß man sie nicht durchschaut; denn was ist ein Verbot, wenn es erlaubt ist? Muhammed . . . ich werde dich nicht verraten! Sondern ich werde von jetzt ab den Islam mit meinem Schwert

verbreiten helfen! Ich bitte um etwas mehr Islam! Die andern Religionen sind auch nicht übel, ich bekenne mich zu allen! Nur immer mehr Verbote! Ich habe Visionen ganz nach Europa hin! Ich muß eine Rede halten ... die Sache fängt an, festlich zu werden.

Es kamen mir viele neue Gedanken, während ich Whisky in einen Blechbecher goß, um ihn Aoaaoa und Lidih als Gegengift für den Kaffee zu verabreichen. Ich zögerte ... ich hielt inne. Warum diesem Fieber Einhalt tun? Waren Aoaaoa und Lidih nicht gewissermaßen über sich selbst hinausgehoben worden — wenn auch mit Angst und Beben — weshalb sie auf törichte Ärztemanier wieder zur Erde zurückführen? Was bedeutete es, daß sie krank waren? Das bedeutete, daß sie sich in einer Entwickelungskrise, auf dem Wege zu einem neuen Genußmittel befanden — ebenso wie ich selbst neulich, als ich nach dem Genuß von Betel einen Sternennebel im Kopf zu haben meinte. Es war zweifellos, daß sie, dank dieser Vergiftung, die jetzt ihr Nervensystem beunruhigte, meilenweit in der Kultur fortgeschritten waren.

Aoaaoa war im Begriff, eine ganz andere zu werden. Sonst war sie in meiner Gegenwart fast stumm gewesen vor Respekt, mit feuchten Blicken wie ein frommes Tier. Und das mochte ja ganz gut sein. Es war mir recht, daß sie aus Ehrfurcht vor mir die Wärme verbarg, mit der sie sich hingab, wenn ich sie nur trotzdem fühlte, denn auf diese Weise konnte ich ihre hübsche Zurückhaltung noch mitgenießen. Aber die moralische Rücksichtslosigkeit, die eine höhere Kultur verleiht, die fehlte Aoaaoa allerdings ganz und gar. Und als sie jetzt in ihrem Kaffeerausch mich anzulachen wagte, wenn auch schief und verzerrt, und auch auf andere Weise Selbständigkeit als Weib an den Tag legte, sollte ich mich jetzt mit der ganzen Kraft eines Gegengiftes auf diese ihre erwachende Befreiung werfen? Das wäre wohl kaum im Sinne des Propheten gewesen.

Ich sah fragend zu Matti hin. Der Tag ging zur Neige. Er betrachtete die zitternden Mädchen, die Flasche und die langen Schatten im Tal ...

Makan besar? fragte ich und machte eine wilde Armbewegung. Große Mahlzeit?

Matti brach in ein befreites Gelächter aus. Ja, Fest! Und im nächsten Augenblick saugte er sich mit solcher Hingebung an dem Hals der Flasche fest, daß die Luft darin zurückstieß, nachdem er getrunken hatte.

Ich schürte das Feuer unter der Kaffeekanne und braute ein neues Getränk, um die Weiber während der Nacht auf der Höhe ihres Entwicklungsstadiums zu halten. Augenblicklich bedurften sie keiner neuen Dosis, sie brannten beide wie Feuer über den ganzen Körper.

Aoaaoa ließ den Bambusboden los und machte sich mit Gebrüll auf einen Luftflug gefaßt, und sie wäre wie ein Stein zur Erde gefallen, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen hätte. Ich fühlte ihr Herz wie einen Schnellzug pulsieren.

Es wurde ein Dionysosfest, das sich mit den besten klassischen Vorbildern

messen konnte. Der Whisky wirkte derartig auf Matti und mich, daß wir zu der niedrigen Stufe, auf der Aoaaoa und Lidih sich befanden, herabstiegen, und der Kaffee hob sie zu uns empor; wir begegneten uns in einer Stimmung, die gewissermaßen nicht unsere eigene und darum neu für beide Teile war. Wir wechselten sozusagen das Geschlecht, und das war recht angenehm.

Ich wage von mir zu behaupten, daß ich mich als Europäer und gebildeter Mensch dem Schwung des Festes hinzugeben verstand, während ich mit klarem Kopf einer passenden Verteilung der Gnadenmittel der Zivilisation vorstand. Wir waren ja keine Alkoholisten, die eine Krankheit im Fleische nährten, wir waren Leute mit Appetit, die alles mitzunehmen wünschten, nach dem Katzenjammer des Rausches und der Reue, und . . . aber davon morgen!

Mattis Lebensfreude kannte keine Grenzen. Er war köstlich im ersten Stadium, als der Rausch sich noch nicht durch seine gestaltenden Geistesfähigkeiten gefressen hatte, er erzählte Geschichten, die, soweit ich das Malaiische verstehen und seine Gebärden deuten konnte, von einer riesenhaften Unzüchtigkeit waren. Viele dieser Erzählungen hatte ich fast gleichlautend von Bauernburschen in Jütland erzählen hören und das läßt auf eine große Verbreitung der primitiven Ideen der Verpflanzung schließen.

Aber es dauerte nicht lange, bis Mattis Lebensfreude so überquoll, daß er sich durch Tumult Luft machen mußte, ich sah es seinen Augen an, daß er sich Lärm, Gepolter und Gebrüll verschaffen oder die Welt fressen mußte. Er war nahe daran, amok zu geben, das Fleisch erhob sich wie Kämme auf seinem ganzen Körper . . . und plötzlich fährt er wie ein toller Waldteufel aus der Hütte, und wir hören ihn davonstürzen, vor überquellender Freude brüllend . . . und kaum zehn Minuten später ist er wieder da und wirft vier große Durianfrüchte auf den Fußboden und schwingt eine blanke Kupfertrommel über seinem Kopf. Bang!

Allah, il Allah! Er hat die Kirchentrommel aus der Moschee im nahgelegenen Hain gestohlen! Er hat einen Durianbaum, der für den Priester da war, geplündert! Aber, o Muhammed, war das nicht just deine Meinung ... nein, nur ruhig, ich werde meinen Mund halten!

Bang, bang, bang . . .

Matti läßt Schwingungen seines Athletenarmes auf die Trommel niederhageln, Salven von gewaltigen Schlägen, und jetzt kräht er, jetzt öffnet sich seine Kehle dem schneidenden Gekreisch der Lebenslust, einem unaufhörlichen Durchzug von Schreien, bei dem Druck der sich unermüdlich von neuem füllenden Brust!

Und als ich schließlich den Lärm und die Vibration nicht mehr aushalten kann und aufspringe und mir die Ohren mit einem verzweifelten Fluch zuhalte, ach, da lächelt Matti und betrachtet mich von der Höhe herab, auf der er sich während seines Gesanges befindet, und als erfahrener Mann reicht er mir die Trommel und den Klöpfel — und ist es Zauberei? — wie ich selbst mit aller Kraft auf die Trommel loshämmere, kann ich nicht allein den Lärm vertragen, sondern ich finde die Musik wundervoll und werde von einem inneren gewaltigen Takt

ergriffen, den ich der Trommel mitteilte ... und nun haben wir uns zusammen eingespielt, Bang, bang, hämmerte ich, und Hyh — schreit Matti ... und auf dem Boden kauern Aoaaoa und Lidih, schütteln ihre Haare und sind damit beschäftigt, die neuen Durianfrüchte zu öffnen!

Im Laufe der Nacht brach dann plötzlich das ganze Fundament meines Glückes zusammen, und zwar gründlich.

Das kam so:

Aoaaoa und ich hatten uns jetzt in vollkommenem Einverständnis zusammen eingelebt, wir waren so glücklich gewesen, wie man sich nur denken kann, wir waren so froh miteinander, daß jede andere Glücksmöglichkeit ausgeschlossen schien, und da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich sah, daß sie gar nicht die Rechte war. Nicht Aoaaoa war für mich bestimmt.

Ich weiß nicht wie es zuging, daß ich in rasendem Unverstand meine Augen auf Aoaaoa warf und nur auf sie. Doch, ich weiß es ganz gut, es war der erste brutale Appetit, der meinen Geschmack verflachte. Weil sie jung war! Ha, Jugend und Nichts! Weil ihre Bewegungen die Halbheit der jungen Kuh hatten und weil ihr bloßer Anblick alles versprach, was Zartheit und Süßigkeit der Haut anbelangt. Ein fettes Mädchen war Aoaaoa, eine wohlgenährte Sechzehnjährige, gut und gesund und vollblütig ... fort mit ihr!

Ich flüstere mir zu, nein, Lidih hätte ich besitzen müssen, Lidih, die ich bis jetzt gar nicht gesehen habe, weil ich mit den hervorquellenden Augen eines Vielfraßes geglotzt und die Welt voller Aoaaoaen gesehen habe, Lidih, die ich nie in die Arme schließen werde, nein, es ist zu spät, es gibt kein Glück mehr für mich!

Lidih ist nicht jung, o nein, sie ist nicht diese ewigen sechzehn Jahre, die mich zu Tode langweilen, wiegt nicht hundertundzwanzig Pfund, totes Gewicht von kerngesundem Schweinefett, sie ist grau und flüchtend und furchtsam, mager und zart, und ihre Augen sind erfüllt von einer brennenden Schwermut, erfüllt von der Zeit, die Zeit, die vergeht, und von der Allwissenheit, die sie zurückläßt.

Dein Haar, Lidih, ist graugestreift wie das Meer, wenn es stürmt und die Schaumstreifen sich durch die schwarzen Wellen ziehen. Ja, wie die stürmende Nordsee bist du, und ich sehne mich nach dem Meer, nach dem tiefen Ozean. Ich ersticke im Dunst des Waldes! Lidih, deine dünnen Füße rühren mich, du hast dir die wertlose Unmäßigkeit der Jugend abgetreten, ich liebe deine Augen, deren Blick von Grenzen sprechen, auf die du gestoßen bist, und von einem verfeinerten Ersatz. Ich liebe dich, grau und alternd wie du bist und verständig und sehnsuchtsvoll und mutig und mager und geschmeidig wie eine Klapperschlange!

Jetzt erkenne ich es ... ich, der ich mich daheim im Norden wie ein Sklave nach den Wäldern und nach dem ewigen Sommer sehnte, nach dem Süden, nach Aoaaoa, ich verlange jetzt nach dem Norden zurück, nach dir, Lidih, nach dem herbstlichen Farbenspiel deines Wesens!

Lidih, Lidih, ich liebe den Herbst in deinem Wesen, das bunte Laub deiner

Seele, denn die Tropensonne, die in einem ewigen Einerlei mein Herz verbrennt, macht mich krank. Ich sehne mich fort von Aoaaoas hohlem Immergrün, ich sehne mich nach dem Meere und nach einem nordischen, verfeinerten Klima! Steig' mit mir auf den Bukit alam, in die kühlen Zonen hinauf, wo wir dem Schnee nah sind, folge mir zum Septembergürtel des Berges, Lidih, wo die Aussicht weit ist und wehmütig wie der Blick deiner Augen, folge mir in „den indianischen Sommer" hinein, der schöner ist als jegliche Waldentfaltung am Äquator, weil er der Sommer selbst ist, der sich erinnert! Ach, Lidih, wir wollen in dem blutenden Septembertag hoch hinaufsteigen, wir wollen uns in dem güldenen Welken der Natur verlieren, wie Stäubchen in der durchsichtigen Luft auf der Berghöhe, wir wollen über Sumpfwäldern und verzehrender Trockenheit Atem schöpfen und die Brust mit unseren kühlen und klaren Erinnerungen weiten . . . Lidih! Wir wollen leben und zusammen gelebt haben, Lidih, wir wollen lieben mit dem ewigen Schnee des Berges über unserem Haupte, mit dem nahen Winter, der seine Gletscher auf uns herabsenkt, wir wollen nach den Wolken und den zeitigen Sonnenuntergängen ausschauen und seufzen und die wundervolle Welt segnen! Wir wollen uns vertiefen, wir wollen zum Abschied lächeln und unseren eigenen Gedanken nachhängen, die zwischen Vergangenheit und Zukunft schwanken, wie der Monat September!

. . . Lidih, dein glühendes Verwelken, das tiefe und wilde Kränkeln deiner Seele stimmen just mit meiner Sehnsucht überein! Ich will dich lieben, du Lauschende, weil du lange gelebt hast, weil du von Demut strahlst und dich mit größerer Kraft sehnst als alle rohen Sommer! Wir wollen lachen und eilen, Geliebte, wir wollen dort oben den Weingeruch des verklärten Himmels einatmen und unsere Atemnot voreinander verbergen! Wir wollen schmärmerisch und beklommen dem Herbst entgegensteigen, und dort sollst du den Frühling erleben, wie der Tropenwald und deine Jugend ihn dich nie gelehrt haben . . . während wir zusammen von der heimlichen Winterweisheit schweigen, die unsere Herzen durchbebt!

Du aber hängst an diesem Matti, an einem aufrechtstehenden Brüllaffen, der grinsend auf die Trommel losschlägt, die ich im bitteren Schmerz von mir geschoben habe, zu ihm schaust du auf, als gäbe es keinen anderen, zum Herrscher geborenen, heulenden Liebesgegenstand im ganzen unendlichen Wald als ihn! Das Glück ist unerreichbar für mich! Nein, nein! Ich bin der ewigen Sehnsucht wie ein Sklave verkauft worden.

Aber Matti . . . er müßte einen Uriasposten haben! Man müßte ihn dem Tiger ausliefern, ihm einen trüben Abend bereiten, Matti, der, während ich trank, um meine Wut zu bändigen, in fortgesetztem Entzücken auf die Trommel losdonnerte und den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte, während er zärtliche und wilde Lieder sang.

Aber Tod und Teufel . . . wo hat er seine Augen, wem gelten die langen Blicke, die fast schüchtern sind von neuer und bewegter Liebe? Wem zu Ehren

singt er und wen bezaubert er mit dem betäubenden Klang der Trommel? Aoaaoa!

Meine erste mörderische Eingebung war, mich auf ihn zu stürzen und mit ihm zu kämpfen, ihn zu erdrosseln; meine nächste war, mich heimlich einer der Büchsen zu bemächtigen und ihn niederzuschießen. Aber was ich tue, ist ganz europäisch und viel schlimmer. Ich erhebe mich und trete ruhig vor ihn hin:

Stop that noise! befehle ich und sehe ihn an, wie ein weißer Mann einen Kuli betrachtet. Er hält augenblicklich inne und senkt das Haupt; alle Züge seines Antlitzes erschlaffen vor Untertänigkeit. Im selben Augenblick aber bereue ich meine Kälte. Denn was will ich hier, wenn ich nicht innerhalb seiner Voraussetzungen leben kann? Ich bin ja weder ein Kolonieverwalter, noch ein General oder Heizer, der nach dem Osten gekommen ist, um den Farbigen Fußtritte zu versetzen.

Matti, sage ich offen und nicke ihm zu und werde wieder froh, als ein Lächeln auf seinem Antlitz erscheint — Matti, you love Aoaaoa?

Yes, flüstert er und lacht mühsam; seine Augen glänzen. Und er fügt mit einer unsicheren Hoffnung in der Stimme hinzu: We change ...? You take Lidih?

Tiger



Ich erwache dadurch, daß meine Augen mir wie Bleigewichte im Kopf liegen, ich habe die Empfindung, daß ich fort möchte, ich glaube zu gehen, ich taumele in den Wald hinein, mein Gehirn ist bewußtlos, mit Ausnahme einer Stelle, wo ich unnatürlich klardenkend bin.

Der Mond hält sich in einem Dunst verborgen mit einem seltsam allwissenden Lächeln auf dem gelben Totengesicht. Der Raum zwischen ihm und der schwarzen, faulenden Erde ist von einem eigentümlich rötlichen Schein erfüllt.

Im Walde ist es fast dunkel. Hin und wieder aber blitzt es. Und in jedem lautlosen Lichtschein sehe ich die gallengrünen Büsche sich wie die Kiemen eines Sumpffisches, der Übelkeitsanfälle im Licht bekommt, verziehen. Ich gehe geradeswegs durch das Gehölz, ohne jemals mit den Zweigen in Berührung zu kommen und sind die Bäume zu hoch, schreite ich über sie hinweg und auf der anderen Seite wieder hinunter.

Nachdem ich aber ein Stück im Walde gegangen bin, tritt der Mond aus seinem Nebel hervor und scheint mit seinem Licht, so daß es weiß und bläulich um mich her wird. Es ist nicht Tag, aber ich sehe sehr gut. Ich sehe, wie die hohen Riesenbäume sich vom Waldgrunde abheben, dunkel vom Keller bis zum Dach; an einigen Stellen oben auf den Bäumen wird das bleiche Mondlicht von einer vereinzelten Fensterscheibe aufgefangen. Ich sehe die Lianen in großen Bündeln von Dach zu Dach über die Straßen des Waldes hängen. Ich stolpere über Kabel und Wurzeln auf der Erde. Aus dem Erdboden steigt ein Geruch von Eisenwasser und Kohlen. Ein reuevoller Geruch, denn was verbrannt ist,

ist verbrannt. Aber sind hier keine Tiere, gibt es hier nichts, wovor man sich fürchten muß?

Dieser Gedanke mag mir gekommen sein, weil ich auf etwas aufmerksam wurde. Nicht weit von mir sehe ich einen großen Waldmenschen aufrechten Ganges daherkommen. Sein Kopf scheint zu einer hohen zylindrischen Spitze verlängert zu sein, und diese merkwürdige Kopfform verleiht ihm den Ausdruck von fabelhafter Gehirnfähigkeit und großer Gefährlichkeit. Er ist mit feinen Baumrinden bekleidet und die Zehen verbirgt er in Lederfutteralen. Das Gesicht ist nackt; die Züge verheimlichen verfeinerte Brutalität. Er trägt Hüllen an den Händen. Es gibt keine noch so schmutzige Handlung im Walde, ohne daß er sich ihrer mit anscheinend reinlichen Händen entledigt. Ich verberge mich rasch, gehe in einen Baum hinauf, denn der Semnopitek ist mir bekannt, es ist ein Journalist und Operettendichter, der den Wald schon seit langem unsicher macht; ich wünsche keine Begegnung mit ihm, ich bin augenblicklich außer Übung.

Ich mache keinen Mondscheinspaziergang im Walde, um mich mit Affen zu messen, ich weiß wohl, was ich zur Nachtzeit auf der Promenade suche.

Glühwürmchen im Gras ... nein, es sind Glasfacetten im Trottoir, durch die das Licht aus den Kellern unter den Bäumen hervordringt, es ist eine Druckerei, die so spät noch arbeitet, ich höre metallische Tropfen unten in den unterirdischen Höhlen. Flog dort nicht ein leuchtendes Insekt vorbei, oder war es ein Tabaksfunken vom Dach eines Omnibusses?

Hier ist der Baum, in den ich hinauf will. Ich klettere Stufe um Stufe an der Liane empor, ... was, ist es noch dunkel auf der Bühne? So, jetzt werden die Rampenlichter angezündet! Und ich lehne mich behaglich in meinen Fauteuil zurück, lege den Karabiner auf den Knien bereit und warte. Der Ochsenfrosch unten im Gebüsch läßt das eine Gebrüll nach dem anderen ertönen, und die Zikaden kreischen wie auf Feilen. Der Wald gibt einen siedenden Laut von sich, wie von zahlreichen, starken Bogenlampen.

Plötzlich wirft der Mond einen langen Lichtstreifen quer über den Wald und über den blauen Dunst unterm Himmel, wo alte, staubige Wolken einen Augenblick sichtbar werden, der Lichtkegel flackert hin und her durch den Wald und bleibt schließlich stehen. Und in dem runden intensiven Lichtkreis unten auf dem Waldboden zeigt sich das Gesicht des Tigers!

Eine Tigerin ... da steht sie, und in derselben Sekunde erhebe ich den Karabiner, richte ihn zwischen ihre diamantklaren Augen und drücke ab. Ich zögere also nicht! Es zeigt sich, daß ich ein Mann der Tat bin. Aber zu meinem unbeschreiblichen Kummer schieße ich vorbei! Ich habe gut gezielt und gut geschossen, getroffen aber habe ich nicht! Nein, denn das Tigertier hat nicht den geringsten Schaden genommen. Sie lächelt und rührt sich nicht von der Stelle. Aber ich sehe, daß sie mich entdeckt hat, sie hält die Augen auf mich gerichtet. Und da ziele ich zum zweitenmal und schieße. Sie zuckt nicht einmal mit den Augenlidern! Ha, ich hoffte, daß sie einen Splitter ins Auge bekommen hätte und

gezwungen wäre, die Augen niederzuschlagen. Aber es scheint, daß sie unverwundbar ist. Ich werde sie nie dazu bringen, die Augen niederzuschlagen ... O, jetzt kommt sie näher, sie sieht mich an und lacht. Es juckt ihr in den Pfoten. Jetzt steht sie unten am Fuße des Baumes, legt den Kopf in den Nacken und sieht zu mir herauf, lang und schmalrückig, und wedelt gedankenvoll mit dem Schwanz. Sie sieht satt aus. Während sie dasteht und wahrscheinlich an ganz andere Dinge als an mich denkt, will ich ihr eine dritte Ladung verabreichen. Ich gebe Feuer und da ich scheinbar wieder vorbeigeschossen habe, verliere ich den Mut.

Im selben Augenblick schlägt die Tigerin ihre Vorderpfoten in den Baum und prüft die Rinde mit ihren Klauen, sie reckt sich, um ihren Körper zu spannen. Sie gähnt, und dann beginnt sie auf den Baum hinaufzuklettern!

Jetzt galt es, Kaltblütigkeit zu bewahren. Ich richte eine ganze Salve von totsicher berechneten Schüssen auf den Kopf, der immer näher kommt. Die Augen sind unverwandt auf mich gerichtet und jetzt blicken sie bösartig. Hin und wieder blinzelt sie; aber aus Energie. Sie begehrt mich zum Nachtmahl. Sie rückt immer näher und als sie kaum um Meterlänge von mir entfernt ist, sehe ich, daß meine Schüsse doch nicht so übel waren, sie hat mehrere Schußlöcher davon im Kopf. Aber da sie ihr nicht zu schaden scheinen, bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Fauteuil zu räumen.

Ich klettere an der Liane hinauf und fasse weiter oben unter dem Dach des Baumes Posto. Aber sie folgt mir. Ich ziehe mich auf die billigsten Plätze der Galerie zurück. Sie nähert sich langsam und unabwendbar. Da lasse ich mich fallen! O, ich falle tief und kann keine Luft bekommen ...

Und jetzt packt sie mich an der Kehle! Meine letzte Stunde ist gekommen. Sie beißt mir sehr vorsichtig ein Loch in den Hals, es tut nicht sonderlich weh, sie trinkt ein wenig und läßt mich los ... steht dann eine Weile und blickt angelegentlich auf etwas, das sie zu interessieren scheint. Sie vergißt mich wirklich und mit unsagbar frohen Gefühlen schleiche ich mich unter ihrem Kinn hervor und krieche auf Händen und Füßen hinter einem Busch davon.

Ach, aber sie hat nur so getan, als wenn sie in Gedanken sei ... Hopp, da packt sie mich mit ihrer Klaue! Und jetzt nimmt sie mich ins Maul, rüttelt mich tüchtig und legt mich schließlich ins Gras. Sitzt dann da und heftet ihre gelben Augen sehr nachdenklich auf eine Stelle vor sich. Und die Sache zieht sich in die Länge, sie sitzt lange, lange und schließlich fängt sie in großer Behaglichkeit an zu spinnen. Sie spinnt — wie das Schwungrad einer großen Dampfmaschine — und sie blinzelt zum Mond in die Kulissen hinauf und bewegt sanft die Ohren.

Da sehe ich zu meiner Zufriedenheit, daß eine nagelneue Maximkanone wenige Schritte von mir entfernt im Gras steht! Ich erhebe mich, ohne daß sie es merkt, und krieche zur Kanone hin, während das Blut an mir herabströmt. Als ich sie erreicht habe, sehe ich, daß die gelben Augen noch immer wie geistes-

abwesend auf mir ruhen — aber die Tigerin beobachtet mich trotzdem ganz genau! Ich entlade jetzt die ganze Maximkanone auf sie. Und als ich fertig bin, gähnt sie gelangweilt und entfernt sich, schlendert zwischen den Büschen davon.

Ha! Ha! Ich blute stark. Aber nun bin ich gerettet und es ist wohl das beste, nach Hause zu gehen. Ich setze mich in Bewegung . . . und bin glücklich um die nächste Ecke gekommen, als ich einen leichten Sprung höre und mich zu Boden geschlagen fühle! Sie ist es. Diesmal knappert sie ein wenig an meinem Hinterkopf, kann aber kein Loch hineinbeißen und gibt es auf.

Jetzt glaube ich ihr aber nicht mehr. Und als sie sich wieder entfernt, ergreife ich nicht die Flucht, sondern stelle eine Batterie Kruppscher Kanonen hinter dem Gebüsch auf. Als sie kurz darauf mit einer zerstreuten Miene angetrabt kommt, als habe sie etwas vergessen, lasse ich sechs explodierende Schrapnells gegen ihren weichen Rücken los.

Sie zieht mich mit der Klaue zu sich heran und ist nicht böse. Sie setzt sich auf ihren Schwanz und bleibt sinnend mit mir im Maul sitzen.

Es soll mir nun doch gelingen, das weibliche Prinzip in der Natur zu überwinden, denke ich trotzig, während ich zwischen ihren Zähnen hänge. Unter allen Umständen soll es eine riesenhafte Niederlage sein, die ich erleide, oh, eine so vernichtende, ungeheure Niederlage, wie die Weltgeschichte sie noch nicht erlebt hat!

Sie läßt mich mittlerweile fallen, gähnt recht herzhaft und kratzt sich dann träge mit der Pfote hinterm Ohr. Ich schleppe mich mühsam fort und mache Vorbereitungen zur Entzündung einer unterirdischen Mine, mit Hilfe eines elektrischen Leitungsdrahtes. Die Fleischfetzen an meiner Halswunde gehen mit meinen Atemzügen ein und aus, und aus derselben Wunde dringen meine Schreie heraus, als sie sich meiner jetzt wieder bemächtigt, nachdem ich sie in die Luft gesprengt hatte, und sie wieder auf die Pfoten gefallen ist.

Der Himmelsflug hat ihr Appetit gemacht, und jetzt macht sie sich in aller Bescheidenheit daran, meinen rechten Fuß zu fressen. Aber während ich daliege und höre, wie meine Knochen zwischen ihren Zähnen knacken, wird es mir klar, daß mein Verfahren von Anfang an verfehlt gewesen ist; sie muß natürlich nicht mit dem ganzen Höllenmaterial der modernen Kriegführung bearbeitet werden, sondern man muß sie mit Güte zu nehmen versuchen. Ihr Fell verbirgt ja eine edle Jungfrau, ein Mägdelein, das nur auf den richtigen Instinkt des Jünglings wartet, um erlöst zu werden. Und schon mit dem Todesnebel vor den Augen richte ich mich noch einmal in eine kniende Stellung auf, lege die Arme um ihren Hals und küsse sie auf ihre blutige Schnauze.

Sie aber fällt keineswegs aus der Rolle. Sie schneidet eine Grimasse . . . was ist das? Soll sie sich vielleicht von ihrer Mahlzeit liebkosen lassen? Aber sie ist gut gelaunt und leckt wieder, fährt mir mit der Zunge übers Gesicht und leckt mir dabei mein eines Auge aus.

Da schreie ich, wie nur ein Einäugiger schreien kann, und jetzt soll sie das Messer fühlen, jetzt will ich ihr persönlich ihre sieben Leben aus dem Leibe schlachten. Jetzt wollen wir unsere Kräfte messen! In demselben Augenblick, als sie mit mir im Maul, vom Parkett auf die Bühne springt, durchschneide ich ihre Kehle und schlitze ihren Bauch auf, gleichzeitig aber wirft sie mich hoch in die Luft und fängt mich elegant mit dem Maul wieder auf. Während ich bis zu den Hüften in ihrem Maul stecke, grabe ich das Messer in ihre Flanken.

Sie steht mitten auf der Bühne mit mir, wir bilden jetzt die Apotheose, während das Reflektorlicht des Mondes uns sucht und uns zum Mittelpunkt in einem blendenden Zirkel macht.

Hier sind wir. Sie hat mich halb verschlungen und hält mich kokett im Munde, ich krümme mich in die Höhe und schlinge den einen Arm um ihren Hals, während ich mit dem anderen in einer letzten Todeswut ihr Fleisch mit dem Messer zerfetze. Kentaurische Liebe! Unsterblichkeit! Der Krieg!

Und während sie sich verneigt und dem Publikum zulächelt und ich mit einem Meer von Blut vor den Augen aus ihrem Maul heraushänge, erhebt sich ein donnernder Applaus, Stöcke werden gegen den Fußboden gestoßen, Beifallsalven, Tusch und Trommelwirbel!

Tags darauf



Ali haji weckte uns am Nachmittage des nächsten Tages. Nicht, daß er ganz zu uns herankam, nein, er stand in sicherer Entfernung und rief uns mit trockener Stimme an. Er wollte sich keiner Ansteckung aussetzen, indem er sich der Hütte näherte, wo wir zwischen den Spuren unseres ruchlosen Gelages schliefen. Und als er sah, daß ich wach war, setzte er die Tonschüssel mit der Portion Reis, die er täglich zu liefern hatte, ins Gras, zeigte darauf und ging fort. Er betrachtete uns mit einer Miene, als sei aller Speichel in seinem Munde eingetrocknet; seine Züge drückten ehrliches Leid aus.

Weder Matti noch Aoaaoa und Lidih waren durch Rütteln zu erwecken. Mein Kopf war in einer miserablen Verfassung dank des vereinigten Genusses von Whisky, Durian, Betel und Tabak. Ich versuchte mich zu erheben, konnte aber die aufrechte Stellung nicht vertragen und ließ mich wieder schwer zurückfallen.

Ich will mich nicht, wie so viele andere Forschungsreisende bei den Einzelheiten meiner Krankheit aufhalten. Es muß hier genügen, daß die Strapazen der Reise mich aufs Krankenlager geworfen hatten.

Indem ich meine Gedanken zu sammeln versuchte, fiel mir die Fieberphantasie der Nacht ein, der schreckliche Tigertraum, den ich gehabt hatte, und in der haltlosen Gemütsstimmung, in der ich mich befand, erkannte ich diese Gaukelei als das endgültige Resultat meiner Reise.

Es war mir ungefähr wie Thor in Udgaard ergangen, ich hatte mich an der Katze überhoben. Anstatt in Wirklichkeit einen Tiger zu schießen, hatte ich mich

damit begnügen müssen, im Traum als Spielzeug eines Tigers zu dienen und von ihm gefressen zu werden. Gut. Aber bekam ich nicht Entschädigung dafür?

Ja, freilich. O ja, dachte ich und reckte mich und leckte mir die Lippen. Es war ja im Grunde nicht so übel, daß Aoaaoa und Lidih kamen und unsere kostbare Zeit in Anspruch nahmen, so daß wir die große Jagd so gründlich aufschieben mußten, nicht wahr?

Mein Kopf war trotz der Ermattung oder vielleicht gerade deshalb überraschend klar. Nicht ein Nerv rührte sich in meinen Eingeweiden, und was ich dabei fühlte, war wahre Todesverachtung. Nicht eine Spur von Herz fühlte ich mehr! Meine Einbildungskraft flatterte nicht umher, ich dachte geordnet und ohne Bilder, sehr überzeugend für mich selbst. . . .

Auf diese Weise hatte ich mir die einzig gültige Jagdlaune erkämpft; denn nun hatte ich ehrlich gestanden keine Lust mehr! Jetzt war ich ruhig, jetzt, wo ich das Ganze im Stich ließ. Hatte mir das nicht schon vorgeschwebt, während ich in Birubungas Koloniegärten Turteltauben schoß? Daß die große Ruhe auffallende Ähnlichkeit mit der Gemütsstimmung hat, die mit der Abwesenheit des Tigers verbunden ist? Jetzt blieb mir nur noch übrig, meine Büchse zu verkaufen und ein Tigerfell für den Ertrag zu erstehen.

Ich fühlte den ganzen Überdruß, der die Erreichung eines Zieles zu begleiten pflegt. Alles war alt, ausprobiert und verbraucht. Etwas so Alltägliches wie einen Tiger zu schießen! Wenn es sich wenigstens um eine Handelsniederlassung zur Umbringung von Tigern gehandelt hätte, um einen rotierenden Urwald mit einem Tiger in jeder Sekunde, den man von einem gepanzerten Automobil aus mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit beschießen konnte! Kellner, eine Flasche Selters!

. . . Da lagen Aoaaoa und Lidih und schnarchten, flach, während ihnen der grüne Atem aus dem Hals dampfte! Es war ein süßer Gedanke, daß ich diese beiden Negermädchen heiß geliebt hatte! Hu! Wenn ich mal wieder so tief sinke, möchte ich wenigstens ein Rohmaterial von einigen hundert Weibern in allen Farben haben, die in das eine Ende einer Maschine hineingestopft werden, eine Art Liebes-Viktoriapresse, die sie verarbeitet, sie Klavier spielen lehrt, sie abbrüht und schabt und sie am anderen Ende fertig für mich niederlegt, zehn in der Minute.

O, o, wie war ich krank! Es war wirklich nicht nur lauter Vergnügen, Forschungsreisender im Innern des schauerlichen Urwaldes zu sein. Ich machte große Entdeckungen in bezug auf Übelkeit. Ich bereute mit ungeahnter Stärke, mit mehreren Pferdekräften. Ich nahm mir vor, dieses Gefühl später zugunsten der Leserwelt zu beschreiben.

Das schlimmste aber war das Gefühl von Flachheit, das meine Lebensanschauung verwüstete, dieses gähnende Loch in der Phantasie, diese Luftleere wie nach einem faulen Witz, die das allerurbedeutungsvollste Schweigen im Walde ist.

Da lag ich nun mit einem Katzenjammer nach meiner romantischen Trunkenheit!

Welch übler Geschmack im Munde! Was habt ihr mir zu fressen gegeben? Bin ich ein Koprophag, oder dampfen mir die schmutzigen Lügen einiger Jahrhunderte aus der Kehle?

Wo hatte ich doch diesen fürchterlichen Gestank aus meinem Innern schon mal gespürt, war es nicht in Cadiz gewesen? Ja gewiß. Da lag ich mit schlaffen Segeln inmitten eines Meeressturmes und erfreute mich an dem Parfüm einer verendeten Lebensanschauung und einer unglücklichen Liebe, deren Modergeruch mir aus dem Munde roch.

Ich ergebe mich! Verzeihung alle miteinander! O ... jetzt reißen sie das alte Haus in meinem elenden Kopf ein! Wie sie mit dem Brecheisen arbeiten! Still... ich glaube, sie sind schon dabei, ein neues Haus zu zimmern ... Au, au, jetzt rammen sie einen Mastbaum in den Grund ... jetzt nieten sie Nägel, so daß die Feilspäne auf den Eisenbalken in einem ganzen tanzenden System spielen! Einen hübschen Wolkenkratzer errichten sie da drinnen, ein neues Höllenhaus mit einem Fahrstuhl durch alle zwanzig Etagen, Stempelgestampf im Keller und hängenden Gärten auf dem Dach! Aber verflucht weh tut es.

Hier gab's keine andere Hilfe, als möglichst schnell durch den Schlaf Rettung zu suchen. Ich legte mich aufs Graslager zurück, das bereits in Gärung übergegangen war und unter mir brannte. Der bloße Gedanke an Kühle, der Wunsch, nur ein einziges Mal im Leben wieder Hände zu haben, die nicht vor Hitze kochten, steigerte sich bis zum Wahnsinn, so daß ich ihn nicht zu denken wagte. Ich schloß die Augen, wollte schlafen. ...

Aber Tod und Teufel — die Hunde! Die hatten wir ja von den Bäumen aus mit einem Regen von Blei gegen den Tiger verteidigen wollen ... nun waren sie höchstwahrscheinlich gefressen worden! Auch gut. Dann würden sie wenigstens nicht mehr bellen und das nächtliche Drama, das sich abgespielt hatte, würde für ewige Zeiten begraben bleiben.

Korra

Ali kam gegen Abend. Wir waren alle wach, aber er würdigte seine drei abtrünnigen Glaubensgenossen keines Blickes. Nur mit mir Christenhund hätte er zu tun. Er wolle mir eine Rechnung vorlegen.

Er hatte seit mehreren Tagen kein Geld bekommen, darum war die Summe angewachsen. Und es war unglaublich, was er mir alles vorrechnete, Kleinigkeiten, die nicht der Rede wert waren, die aber ein erkleckliches Ganzes bildeten. Also heraus mit der Totalsumme, damit ich zahlen kann!

Ich ging zu meinem Sack, in dem ich pythis hatte ... und entdeckte, daß nicht mehr als höchstens eine halbe Schaufel darin war! Aloaaoa und Lidih hatten natürlich ihr Teil bekommen. Es war nicht einmal genug da, um die Rechnung zu bezahlen. Ich gab Ali, was ich hatte und sagte, daß ich ihm den Rest schuldig bleiben müsse, er könne das Geld später bekommen.

„Schuldig bleiben . . . später Geld bekommen . . . tida tuan, nein, mein Herr", sagte Ali und setzte seinen Kopf in schwingende Bewegung. Und er blieb mit ausgestreckter Hand stehen und wollte nicht gehen, bevor er den Rest seines Guthabens bekommen hätte. Ich stieß hervor, daß ich so viel Dollars in Birubunga hätte, daß ich Wagenladungen von pythis damit erstehen könne. Davon aber könne er jetzt nicht leben, sagte Ali kaltblütig. Sofort Geld!

Was sollte nun aus der Bergbesteigung werden!

Aber ich konnte mich noch nicht entschließen, das Unglück in seinem ganzen Umfang zu fassen, haßte außerdem den Gedanken, von Ali hilflos abhängig zu sein. Ich schob das Ganze von mir.

Geh weg, sagte ich sehr unehrerbietig zu Ali haji. Wir werden uns schon selbst zu helfen wissen, verschwinde und laß uns in Ruh! Ali wurde nicht durch meine Grobheiten verletzt, er ging nur prompt seines Weges mit meinen letzten pythis.

In derselben Nacht aber verdufteten Aoaaoa und Lidih! Als Matti und ich des Morgens erwachten, hatten sie sich auf dem Gras davongeschlichen und waren verschwunden. Dagegen ließ sich nichts sagen. Leider hatten sie meinen ganzen Salzvorrat mitgenommen. Er war in einer Flasche, und die konnte ich nirgends finden. Das war eine sehr üble Sache. Reis bekamen wir an diesem Morgen nicht von Ali geliefert; Matti und ich aßen ein paar Tauben, die wir geschossen und gebraten hatten; aber ohne Salz war es eine jämmerliche Mahlzeit. Und ohne Geld Salz aufzutreiben, war eine Unmöglichkeit. Ich sah in einer Perspektive alle Qualen des Salzhungers vor mir, an dem mehrere Forschungsreisende gelitten hatten und der viel schlimmer ist als Skorbut. Es sah nicht sehr rosig aus für die Expedition.

Nachmittags kam Ali wieder und überreichte mir die Rechnung des Betrages, den ich ihm schuldete, einige zwanzig pythis. Wo sollte ich sie hernehmen, da ich sie doch nicht hatte? Ich versuchte ihn in meiner Ratlosigkeit loszuwerden, indem ich meine eigene Identität stark bezweifelte. Woher wolle er wissen, daß ich es sei, den er mahnte? Ich wüßte es selbst nicht einmal genau. Ich hätte in der letzten Zeit, trotzdem ich Führer einer Expedition im Innern der Bergwälder sei, so starke Sehnsucht gehabt nach dem Meere und nach Gegenden auf einer ganz anderen Seite der Erdkugel, daß es sehr unwahrscheinlich sei, daß ich es wäre, der sich hier aufhielt. Außerdem hätte ich die ganze Zeit, während der ich in den Wäldern wohnte, keinen Spiegel gehabt, in dem ich mich hätte sehen können, wer also konnte wissen, ob ich es überhaupt sei? Es sähe mir gar nicht ähnlich, einem Wucherer von einem Malaien zahlungsunfähig gegenüberzustehen! Es konnte ja ebensogut jemand anders sein, ein Mr. Wilson oder ein Herr Nebelkopf oder sonst jemand; er schulde mir den juristisch vollgültigen Beweis, daß ich es sei, den er ausgesaugt habe und nicht ein ganz anderer Mann, dessen Schulden ich doch unmöglich bezahlen könne. Was mich anbeträfe, so behauptete ich, bis es widerlegt würde, daß ich gar nicht in den Wäldern oder in Birubunga

gewesen sei, sondern daß es nur eine Frucht meiner tropischen Phantasie wäre, der ich daheim in Europa eine Form gegeben hatte, die sich als Lektüre für den Familienkreis eignete. Leben aber müsse ich auch während der Zeit, in der meine Identität ungewiß sei, und ob Ali mir darum etwas Salz borgen wolle.

Ali antwortete gar nicht auf diese meine Rede, die ich mit Matti als Dolmetsch zum besten gab. Aber er überlegte. Und schließlich setzte er Matti etwas auseinander, das dieser mir mit sehr ernstem Gesicht übersetzte. Es handelte sich um nichts geringeres, als daß Ali es in seiner Macht habe, mich verhaften und im Gefängnis von Birubunga einsperren zu lassen, bis die Schuld bezahlt sei!

Hm. Dabei würde es sich dann bald zeigen, daß ich es sei und kein anderer, der ins Schuldgefängnis wanderte.

Aha! Also Ali haji wollte mich verhaften lassen! Konsequent war er, das ließ sich nicht leugnen!

Ich sah ihn genau an, er kam mir bekannt vor. Wo hatte ich doch schon früher dieses Abbild der gewinnenden Ohnmacht und der greisenhaften Unwiderstehlichkeit gesehen? War er es nicht, den ich immer zuguterletzt traf, wenn meine wilde Jugend mich ans Ende der Welt geführt hatte? War er es nicht, der immer auf der Bildfläche erschien und mir die Rechnung der ganzen Reise überreichte, wenn ich so weit gekommen war, wie man überhaupt kommen kann?

... Ali haji, dein Name ist Korra, und jetzt habe ich wieder für dich gearbeitet! Du hast mich gefesselt durch die Wälder geführt und die Zinsen meiner Einbildungskraft erhoben! Du hast mich auf die Tigerjagd und zum Sturmlauf gegen das Unerreichbare geführt, um ganz sachte den Strom meiner pythis in deine bodenlosen Taschen zu leiten. Du großer Schmarotzer, solange noch ein pythis bei mir zu finden war, hast du mich ausgeplündert, und jetzt willst du mich einkerkern lassen, damit ich meine Schulden absühnen soll, meine Schulden dir gegenüber ... ich, der ich dein Gefangener gewesen bin, seit mein törichtes Herz alle Energie nutzlos verschwendete ... und dabei bist du es, der mir alles schuldet!

Aber ich will dir etwas sagen, Ali haji — und hier gingen meine Gedanken in Worte über —, ich will dir etwas sagen. Du hast mir einen Sack Geld entwendet, zwanzig Schaufeln voll Zinnmünzen, durch alle möglichen Kniffe, durch die schlauesten Einfälle, und mich hast du nie wegen Schlauheit im Verdacht gehabt — jetzt aber sollst du wissen, daß jede einzige dieser zahllosen Zinnmünzen, jede einzige pythis falsch war!

O, Korra ... also du wolltest mich isolieren, bis ich zu Kreuze kriechen und für dich schuften würde, du Sklavenaufseher!

Streichele und empfehle du deine Eigenen, deine ganze aufgestapelte Niederlage von hilflosen Bettlern, die hungrig genug waren, sich Kost und Logis in deinen Gefängnissen zu erbetteln; aber ich warne dich ernstlich, mit mir Wucher zu treiben!

ie Besteigung des Bukit alam verwirklichte sich niemals. Es erging mir damit wie mit all meinen Unternehmungen; augenblickliche Geldverlegenheit auf Grund anderweitiger Konzentrierung meines Kapitals zwangen mich, die Reise aufzugeben.

Ich hatte mir viel von dieser Entdeckungsreise versprochen. In nebelhaften Formen hatte ich mir Hoffnung gemacht, die Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes noch einmal durchzuleben, von der Zeit, als es aus den Sumpfwäldern am Äquator auswanderte, bis es bei der Schneegrenze endigte, nachdem es die temperierten Zonen durchwandert hatte. Ich hatte mich darauf gefreut, all den Tieren zu begegnen, die der Mensch im Laufe der Zeiten gezähmt hat, um auf diesem Wege die Instinkte wiederzufinden, die der Mensch auf seiner Wanderung hinterlassen und vergessen hat. Alles mit dem einen Ziel vor Augen, neue Möglichkeiten für einen gesteigerten und differenzierten Lebensgenuß zu finden.

Wie man aber gesehen hat, habe ich diese Möglichkeiten auf einem ganz anderen Wege gefunden, nämlich durch die Religion. Insofern war die Forschungsreise überflüssig geworden. Der tiefere Zweck der Expedition war eigentlich in dem Augenblick erreicht, als ich wie in einer Art Verzückung das innere Wesen des Islams erkennen lernte, wie früher berichtet. Und es waren ja nicht die toten Buchstaben des Korans, in die ich mich vertieft hatte, bis ich blau im Gesicht wurde, es war der lebendige Glaube, zu dem ich mich bekannte, es war die persönliche Teilnahme an den Mysterien des Islams, denen ich mich hingegeben, nachdem der Prophet mir ins Ohr geflüstert und ich ihn verstanden und gelacht hatte.

Mein ganzer Durchbruch war sehr natürlich vorsichgegangen, ich hatte mit einem gewissen Durst angefangen und hatte meine Religion auf dem Fundament einer großen Festmahlzeit, eines Opfers errichtet. Jede Religion hat ihren Ursprung in einer Ausdehnung des Appetits, ebenso wie alle Gebote ihre Entstehung naturgemäß von Ereignissen herleiten, bei denen man sie massenweise gekränkt hat. Ich kann wohl sagen, daß mein Lebensgefühl erst nachdem ich zum Islam übergetreten war, die richtige, behagliche Abrundung bekommen hatte, indem ich jetzt frohen Sinnes meinem täglichen Verbrauch eine Welt von Sünden, die ich sonst nicht gekannt hatte, hinzufügen konnte.

Im übrigen standen meine Weckung und die Betrachtungen, die ich in dieser Angelegenheit anstellte, bereits im besten Sinne mystisch vor mir; ich hatte höchst unklare Vorstellungen von dem, was sich bei unserem nächtlichen makan besar zugetragen hatte.

Eines war indessen klar, daß der tiefere Beweggrund meiner Forschungsreise aufgehört hatte zu existieren. (Daß äußere Schwierigkeiten sich der Expedition in den Weg gestellt hatten, schien nicht zufällig zu sein; es ist häufig beobachtet worden, daß eine Religion sich gerade dann einfindet, wenn sich einer Wanderung Hindernisse entgegenstellen.)

Ich sah ein, daß es eine Kraftverschwendung sei, in die Welt hinauszureisen, um die Urinstinkte der Menschen zu suchen, wenn sie in ihrer strahlenden und so gut wie neuen Barbarei in den Religionssystemen daheim in Europa aufbewahrt werden. Weshalb das Affenleben im Urwald studieren, solange es daheim Gelegenheit genug gibt, den höheren Kynokephalus zu beobachten, wie er in seiner Glorie auf dem Betschemel meckert und von eins bis zwei Uhr in seiner Privatwohnung die Zähne zeigt?

Weshalb den Wald nach den ersten Entwicklungsstufen des Menschen durchstöbern, nach den verlassenen Seitenlinien, wenn es in Europa genug hungrige Hylobaten gibt, die schreiend an den äußersten Zweigenden des Baumes der Erkenntnis hängen, unfähig, sich zu dem der Poesie hinüberzuschwingen?

Überhaupt, als ich Europa im Zorn verlassen hatte, war der eigentliche Grund der, daß ich meiner Zeit nicht an Bosheit und Gemeinschaft gewachsen war. Ich war den Parasiten als reinlicher Heide offen gegenübergetreten, anstatt mich wie andere Leute in eine unappetitliche Religion zu kleiden. Nein, wie werden sie sich alle ärgern und Respekt bekommen, wenn ich nun als Muselmann zurückkehre und sie sehen werden, daß der Platz besetzt ist, . . . hier wird nichts an der Tür gegeben, denn hier wohnt selbst ein Bettler, hier hallen neun Zimmer von sämtlichen Religionen in allen Sprachen der Welt wieder! Es konnte mir nicht einfallen, mehr Kapital in innere Forschungsreisen zu stecken, jetzt, da ich ebenso klug wie ein Mensch geworden war!

Und doch bin ich überzeugt, daß ich durch viele Beobachtungen, durch Prüfungen, denen ich mich hätte aussetzen können, die Grenze der guten Dinge in der Welt erweitert hätte. Da ist nun zum Beispiel der Kannibalismus, der niemals gründlich von Kulturmenschen erprobt worden ist — ausgenommen von einigen ungebildeten Matrosen, die teils unter einem moralischen Druck handelten, der den Geschmack niemals entwickelt, teils sich in schiffbrüchigen Böten auf dem Meere verzehrten, wo ihnen die Hilfsmittel einer modernen Küche nicht zur Verfügung standen. Wenn ich den Bukit alam erstiegen hätte, würde ich ohne Zweifel Anthropophagen getroffen haben — und ich hätte es mir nicht nehmen lassen, ihre Kochkunst zu probieren.

Ich habe nie den fast wilden Abscheu, den der Europäer zeigt, wenn vom Verspeisen von Menschenfleisch die Rede ist, begreifen können. Ich bin selbst Menschenfresser und nehme nur ausnahmsweise mit dem Fleisch anderer Tiere fürlieb. Ich bin der Ansicht, daß, wenn fast alle Forschungsreisenden die feierlichsten Worte anwenden, um ihren Abscheu gegen Menschenopferung auszudrücken, dieses lediglich auf Erinnerungen an Situationen beruht, in denen sie selbst in Gefahr geschwebt haben, bei dem Mittagessen eine für sie selbst allzu schmerzliche Rolle zu spielen. Ihr Urteil ist also von einer Subjektivität getrübt, mit der gerechnet werden muß. Der Appetit ist vorhanden gewesen, nur nicht auf ihrer Seite. Selbst wenn man einen Forschungsreisenden wie Stanley gegen mich ins Feld führt, wage ich ihn wegen persönlicher Gründe im Ver-

dacht zu haben, wenn er seinem Widerwillen gegen den Kannibalismus so starken Ausdruck gibt, wie er es getan hat. Die wilden Menschenfresser in Afrika haben sicher ihre guten Gründe gehabt, Stanley nicht allzu reichlich zu bewirten; denn sie hätten ja Gefahr laufen können, ihn Zeit seines Lebens durchfüttern zu müssen, man kann mit einer gewissen Berechtigung annehmen, daß die Kannibalen dem berühmten Forschungsreisenden ein sehniges Stück von einem alten Weib vorgesetzt haben. So ein Chok kann oft bestimmend auf den Geschmack und die Lebensanschauung eines Menschen für den Rest seines Lebens einwirken.

Ich hatte gehofft, diese Sache endgültig klarzustellen, wenn die Expedition geglückt wäre. Es ahnte mir, daß ich zu einem Resultat gekommen wäre, ähnlich dem, das ich erreichte, als ich den Islam durchschaute: daß nämlich die Religion ein Plus mehr im Leben der Menschheit sei und ihr darum nur zum Segen gereichen könne. Denn es ist ja bekannt, daß der Kannibalismus mit religiösen Vorstellungen und Zeremonien verbunden ist, deren Gebräuche der zivilisierten Menschheit in ihrem Entwicklungsgang abhanden gekommen sind; ich hatte mich darauf gefreut, daß es mein Verdienst werden würde, als Forscher und Entdecker diese verlorengegangenen, religiösen Tischgebräuche wiederzufinden und sie der Kultur zurückzugeben.

Nachdem aber meine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt worden war, daß die Religion der Träger aller barbarischen Überlieferungen sei, sah ich ein, daß selbst diese Aufgabe illusorisch war; das Christentum hatte ja gerade durch eine tausendjährige Tradition der Jetztzeit die alterältesten anthropophagen Symbole überliefert. Meine Arbeit war mithin überflüssig, obgleich ich vielleicht, indem ich die Überlieferungen auffrischte, dazu beitragen könnte, diesen christlichen Symbolen ihre richtige Deutung zu geben und sie dem praktischen Leben wieder nutzbar zu machen.

Während ich mich auf diese Weise innerlich nicht weiter über das Aufgeben der Expedition enttäuscht fühlte, versöhnte ich mich auch bald mit dem Verlust der äußeren Genugtuungen, die eine Forschungsreise ihrem Mann bieten kann. Ich verzichtete leichten Herzens darauf, auf die Weltkarte für ewig einen bestimmenden Eindruck zu machen, indem ich etwas so Imaginäres, wie die Lage eines Berggipfels feststellte. Ich verzichtete auf das Vergnügen, alle Vorsprünge des Terrains und alle Zeltplätze, die meinen Weg bezeichneten, nach Freunden und Vertrauten in Europa zu benennen; diese Punkte mochten darauf warten, nach anderen Narren und von einem anderen Toren benannt zu werden.

Und jetzt freute ich mich darauf, barbiert zu werden und in einen so lächerlich europäischen Anzug wie möglich, mich in dem Durchschnitt der Menschen zu verbergen.

Briefe von John Keats



ohn Keats, 1795 in London geboren, 1821 in Rom hingerafft, gehörte zu dem Freundeskreis von Künstlern und Literaten, der sich in London um Leigh Hunt gebildet hatte. „Drei kleine Bändchen Gedichte, einige dauernde Freundschaften, eine tiefe Liebe und ein vorzeitiger Tod" — diese Marksteine setzt ihm Lord Houghton, sein berühmter Biograph.

Wenn Shelley noch den Hyperion als höchstes Werk von Keats pries, und Byron nur dieses als hohe Kunst anerkannte, so hat die nachfolgende Künstlergeneration die Gedichte gotisch-idyllischen Stiles hoch über die romantisch-griechischen gestellt, und es heißt, daß diese gemeinsame Begeisterung den Grund zur präraffaelitischen Kunstbrüderschaft legte. Ein Bild von Holman Hunt, das St. Agnes Eve darstellt, soll ihm Dante Gabriel Rossetti und die übrigen jungen Maler zugeführt haben, und zu dem Gedicht von Keats, das die größte und einstimmigste Begeisterung erweckte zu Isabella, wollte jeder von ihnen als Weihe ihrer Einigung eine Radierung bringen.

Der Apostel jener Generation, John Ruskin, der sich anfangs Keats gegenüber ablehnend verhielt, schreibt in den Modern Painters: „Keats bringt (auf seine Art) fast alles, was man über die Fichte sagen kann, in einen Vers, obgleich er nur von bildlichen Fichten spricht. Meine Bewunderung für ihn ist jetzt bis zu einem solchen Grad gestiegen, daß ich ihn nicht mehr zu lesen wage, so unzufrieden macht er mich mit meinem eigenen Werk: andere aber dürfen, um den Einfluß von Bäumen auf die menschliche Seele zu begreifen, es nicht versäumen, die wunderbare Ode an Psyche zu lesen."

Vielleicht spiegelt sich in keinem andern Gedicht von Keats so vollkommen sein ganzes Wesen und Schaffen wieder, sein Schönheitskultus und Schönheitsdurst und sein „Entsagen vor der Schönheit". Rudolf Kassner definiert dieses Schönheitsgefühl als eine eigentümliche Mischung von Sinnlichkeit und Philosophie und meint, daß die Künstler unsrer Generation, die man als Ästheten bezeichnet, seine Schüler sind.

„Niemand vor Goethe und Keats hat so tief über seine Existenz als Dichter nachgedacht." In der „tief persönlichen und darum so wahren Philosophie über Wesen und Charakter des Dichters" sieht Kassner die Bedeutung der Briefe von Keats. „Es sind Selbstanalysen, die für die Psychologie des Künstlers vielleicht ebenso aufschlußreich sind wie die Briefe Flauberts."

Die Auswahl und Übersetzung der Keatsbriefe, die ich hier vorlege, habe ich aus diesem Gesichtspunkt versucht.

Julie Wassermann-Speyer

Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir die Briefe aus der „Chronicle" zu schicken und sehr häßlich von mir, dafür nicht früher gedankt zu haben, bitte verzeihen Sie mir. Ich kann mich den Herren, die meine Partei ergriffen haben, nur verbunden fühlen. Übrigens fange ich jetzt an mir meiner Schwächen und Tugenden ein wenig bewußt zu werden. Lob und Tadel können nur eine momentane Wirkung auf jemanden haben, dessen Liebe zur reinen Schönheit ihn zum strengen Kritiker seiner eigenen Werke macht. Mein eigener innerer Kritizismus hat mir schon unvergleichlich mehr Schmerz gemacht, als Blackwood oder die Quarterly es je könnten. Auch dann, wenn ich glaube im Rechten zu sein, kann mich kein äußeres Lob so sehr erglühen machen als meine eigene einsame Rückempfindung und Gutheißung. Ich stimme J. S. vollkommen bei, was er von der Entgleisung des Endymion sagt. Doch es ist nicht meine Schuld. Nein — mag es auch ein bißchen paradox klingen, das Gedicht ist so gut, als ich es aus mir heraus zu schaffen vermochte. Wäre es mir darum zu tun gewesen etwas Vollkommenes zu machen, hätte ich von diesem Gesichtspunkt aus gegrübelt und über jeder Zeile gezittert, dann wäre dies Buch nie geschrieben worden. Denn es liegt nicht in meiner Veranlagung, mühsam herumzutappen — ich will frei heraus schreiben. — So habe ich es bis jetzt getan, ohne Selbstkritik. In Zukunft will ich auch frei heraus, aber mit Kritik schreiben. Der Genius der Dichtung selbst muß an einem Menschen die Erlösung vollbringen: nicht durch Gesetz und Vorschrift reift sie heran, aber durch Empfindung und Selbstbeobachtung. Was fruchtbar ist, muß aus sich selbst entstehen. Im Endymion bin ich wie kopfüber ins Meer gesprungen und dadurch besser mit Untiefen, Flugsand und Felsen bekannt geworden, als wäre ich am grünen Gestade geblieben, hätte eine stumpfsinnige Pfeife geraucht, Tee getrunken und mich behaglich um Rat umgesehen. Niemals habe ich mich vor Fehlern gefürchtet, denn lieber möchte ich fehlgehen, als nicht zu den Größten gehören.

An John Hamilton Reynolds

Ich bin täglich fester davon überzeugt, daß schön zu schreiben nächst schönem Handeln das höchste in der Welt ist; das „Verlorene Paradies" wird ein immer größeres Wunder für mich. Je mehr ich erkenne, was mein Fleiß in möglicher Zeit bewirken kann, um so mehr dehnt sich mein Herz zwischen Stolz und Eigensinn — ich fühle, daß es in meiner Kraft liegt, der giftigen Stimme des Publikums zu widerstehen. Mein eigenes Ich (jenes mir bewußte) ist bedeutsamer für mich geworden als ganze Scharen von Schatten, die in der Form von Männern und Weibern ein Königreich bewohnen. Die Seele ist eine Welt für sich und hat mit ihrem eigenen Haus genug zu tun. Die ich schon kenne und die sozusagen mit einem Teil meines Ichs verwachsen sind, könnte ich nicht entbehren: aber die ganze übrige Menschheit ist für mich so sehr ein Traum als Miltons Kirchenstaat. Ich glaube, wäre mein Herz von freier, gesunder und

dauerhafter Organisation, meine Lungen so stark wie die eines Ochsen, so daß ich fähig wäre, den Anprall äußerster Gedanken und Empfindungen ohne Ermattung zu ertragen, dann könnte ich mein Leben fast allein verbringen, und sollte ich achzig Jahre alt werden.

An Richard Woodhouse

Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht, noch mehr um seiner Freundschaft willen, als durch jenen Hauch in ihm, der dem „genus irritabile“ so willkommen ist. Ich kann nichts besseres darauf antworten, als höchstens paar schreiberhafte Bemerkungen über die zwei Hauptpunkte machen, die wie zwei Zeiger in der Mitte des ganzen Pro und Kontra über Genius und Lebensanschauungen, Vollendung und Ehrgeiz stehen. Erstens: was den Charakter eines Dichters anbelangt, ich meine jene Art, zu der ich mich bekenne, die wohl zu unterscheiden ist von jener des Dichters Wordsworth oder der egoistisch-erhabenen, die ein Ding für sich ist oder allein dasteht — was also diesen Charakter anbelangt, so ist zu sagen, daß der Dichter nichts an sich und ohne Selbst ist. — Er ist alles und nichts — ohne Abgeschlossenheit — genießt Licht und Schatten, lebt durch den Geschmack, sei er schlecht oder gut, hochfliegend oder niedrig, üppig oder armselig, gemein oder erhaben. Die Konzeption eines Jago bereitet ihm nicht minderes Entzücken als die einer Imogen. Was dem tugendhaften Philosophen Anstoß bereitet, ist die Begeisterung des wandlungsvollen Dichters. Das Gefallen an der Nachtseite der Dinge schädigt ihn so wenig, als die Lust am Prunk, denn beides mündet aus in den Traum. Ein Dichter ist das unpoetischeste Ding von allem, was lebt, denn er hat keine Identität. Er ist immerfort im Begriff fremdes auf sich ein- und sich selbst hinströmen zu lassen. Die Sonne — der Mond — das Meer — Männer und Frauen impulsiven Wesens sind poetisch. Sie haben unwandelbare Eigenschaften. Der Dichter besitzt keine — er ist sicherlich das unpoetischeste aller Geschöpfe Gottes. Wenn es nun so steht, daß der Dichter ohne Selbst ist, und ich ein Dichter bin, was wäre es dann wunderbar, wenn ich eines Tages das Schreiben aufgeben würde? Es hätte mir ja derselbe Augenblick sowohl über das Wesen Saturns als über den Charakter des Ops Offenbarungen schenken können. Es ist ein jämmerliches Geständnis, aber es ist Tatsache: nicht eine einzige meiner Äußerungen kann als Meinung gelten, die aus meiner innersten Natur erwuchs. — Wie könnte es — da ich keine Natur habe? Wenn ich mit Menschen zusammen in einem Zimmer bin, und mich für einen Augenblick von allen selbstgeschaffenen Hirngespinsten befreit fühle, dann kehrt mein Ich nicht zu sich selber heim, sondern das Wesen jedes Einzelnen im Zimmer beginnt auf mich zu drücken, so daß ich nach kurzer Zeit zu nichts geworden bin. — Und nicht nur unter Erwachsenen geht es mir so, dasselbe würde in einem Kinderzimmer geschehen.

Zweitens will ich von meinen Ansichten sprechen, und von dem Leben, das ich mir für meine Zukunft vorstelle. Ich habe den Ehrgeiz, in der Welt gutes

zu tun: sollte mir dies vergönnt sein, so kann es nur durch das Werk reiferer Jahre geschehen, in der Zwischenzeit will ich einen so hohen Gipfel der Dichtkunst zu erreichen suchen, als ich bei der mir verliehenen Kraft vermag. Bei der blassen Vision zukünftiger Gedichte steigt mir oft das Blut zu Kopf. Alles, was ich hoffen kann, ist, daß ich nicht alle Teilnahme für menschliche Interessen verliere, — daß die Gleichgültigkeit des Einsamen für Beifall, selbst den vornehmsten, nicht irgendwie die Schärfe meiner Visionen abzustumpfen vermag. Ich glaube nicht, daß dies eintreffen wird. Ich bin überzeugt, immer nur aus bloßer Sehnsucht und Liebe zum Schönen zu schreiben, selbst wenn die Arbeit der Nacht jeden Morgen verbrannt werden müßte, und wenn sie bestimmt wäre, nie von einem Auge erblickt zu werden. Doch selbst dieses sage ich vielleicht nicht aus meinem eigenen Ich, sondern aus irgend einer Persönlichkeit heraus, in deren Seele ich grade lebe.

Doch sicher ist der Satz, den ich nun schreiben will, aus meinem wahren Innern: ich bin mir Ihrer Sorge, Ihrer guten Meinung und Freundschaft im höchsten Grad bewußt. Ihr treuester John Keats.

An Reynolds

Mai 1818.

Ich will zu Wordsworth zurückkehren: waren seine Visionen weit oder begrenzt? — ist er ein Adler im Nest oder im Flug? Um deutlicher zu sein und zu zeigen, wie ich mich selbst neben den Riesen stelle, will ich ein Gleichnis vom menschlichen Leben geben, wie ich es bis jetzt begreife, d. h. bis zu dem Punkt, an dem wir, glaube ich, beide angelangt sind. Ich vergleiche das menschliche Leben mit einem großen Herrenhaus, das viele Wohnräume hat, von denen ich nur zwei beschreiben kann, da die Türen der andern mir bis jetzt verschlossen sind. Das erste, das wir betreten, möchte ich das Kinderzimmer oder das Zimmer der Gedankenlosigkeit nennen, hier bleiben wir so lange, als wir noch nicht zu denken vermögen. Wir bleiben lange Zeit darin, und obwohl die Türen des zweiten Zimmers weit offen stehen und ein prachtvolles Innere zeigen, beeilen wir uns nicht, schnell hineinzukommen, bis uns schließlich das Erwachen des denkenden Prinzips unmerklich hineinzwingt. Kaum aber sind wir in dem zweiten Zimmer, welches ich das der jungfräulichen Gedanken nennen möchte, als wir auch bereits von Licht und Luft darin berauscht werden, wir sehen nichts als süße Wunder und glauben in unserm Entzücken, für immer dableiben zu dürfen. Trotzdem ist es eine der riesig starken Wirkungen dieses Raumes, unsere Einsicht in Herz und Natur der Menschen zu verschärfen — uns mit jedem Nerv zu überzeugen, daß die Welt voll von Elend und Herzeleid ist, Schmerz, Krankheit und Unterdrückung — wobei dies Zimmer der keuschen Gedanken sich nach und nach verdunkelt und sich gleichzeitig von allen Seiten viele Türen öffnen — aber alle sind dunkel — alle führen zu dunklen Gängen. Soweit ich es verstehen kann, war Wordsworth bei dieser Phase angelangt, als er „Tintern Mobey" schrieb, und ich glaube, diese dunklen Gänge waren es, die sein Genius zu durchleuchten ver-

suchte. Nun, wenn wir am Leben bleiben und fortfahren zu grübeln, so werden wir ebenfalls forschen. Der wird als größerer Genius den andern überlegen sein, der in dieser Dunkelheit mehr Entdeckungen macht und Licht hineinwirft.

An George und Georgiana Keats

Zufälle sind wie die Wolken, die sich ununterbrochen sammeln und platzen. Während wir lachen, wird die Saat in dem weiten, urbaren Land der Ereignisse ausgeworfen — während wir lachen, sprießt sie, wächst und trägt plötzlich eine giftige Frucht, die wir pflücken müssen. So können wir über das Unglück unserer Freunde mit Muße Betrachtungen machen; unser eigenes berührt uns zu nahe für Worte. Es sind sehr wenige Menschen der vollen seelischen Uninteressiertheit fähig, sehr wenige lassen sich von dem reinen Wunsch leiten, dem andern wohl zu tun — die meisten Wohltäter der Menschheit haben durch unechte Motive ihre Größe beschmutzt, irgend eine melodramatische Situation hat sie verführt. An der Art, wie ich Haslams Unglück fühle, sehe ich, wie weit ich da wo ich stehe, noch von demütiger Selbstlosigkeit entfernt bin. Dennoch sollte man dieses Gefühl in sich auf das höchste entwickeln, denn es ist keine Gefahr vorhanden, daß es je der Gesellschaft schädlich werden könne, was der Fall wäre, bestände eine Möglichkeit des Übermaßes. In der wilden Natur entgeht dem Habicht sein Frühstück an dem Rotkehlchen, und dem Rotkehlchen an dem Wurm — der Löwe hungert so gut als die Schwalbe. Die meisten Menschen gehen ihren Weg mit derselben Instinkthaftigkeit wie der Habicht, verfolgen ihre Zwecke mit ebenso festem Blick, demselben tierischen Eifer. Der Habicht braucht ein Weibchen, ebenso der Mensch. Betrachtet sie beide, sie stürzen sich in derselben Weise auf ihr Ziel, verschaffen es sich auf dieselbe Art. Beide brauchen ein Nest und beide suchen auf dieselbe Art den Bau — dieselbe Art ihre Nahrung. Das edle Tier: Mensch raucht in seiner Muße die Pfeife, der Habicht wiegt sich in den Wolken — dies ist der einzige Unterschied in ihrem Zeitvertreib. Auf folgende Weise schafft sich die grüblerische Seele Lebensfreude: ich gehe durch die Felder und suche ein Hermelin oder eine Feldmaus zu erspähen, die aus dem niedergetretenen Gras hervorgucken — die kleinen Geschöpfchen haben einen Zweck, ihre Augen glänzen von ihm. Ich gehe zwischen den Häusern einer Stadt und sehe einen Menschen dahereilen. Wozu? Das Geschöpf hat einen Zweck und seine Augen glänzen von ihm. Doch wie Wordsworth sagt: „Wir haben alle ein Herz — —" In der menschlichen Natur ist eine Art elektrisches Feuer, das ihrer Reinigung dient und immer neues Heldentum gebiert. Es ist traurig, daß wir uns darüber so wundern müssen, als hätten wir eine Perle im Kehricht gefunden. Ich zweifle nicht, daß tausende Menschen nie von völlig selbstlosen Herzen gehört haben: ich weiß nur von zweien — Sokrates und Jesus — ihre Geschichte beweist es. Was ich vor kurzem Taylor in bezug auf Sokrates bemerken hörte, kann von Jesus gesagt werden — er war ein so großer Mann, daß sein Geist, seine Worte, seine Größe durch andere uns überliefert wurden, obwohl er

keine Schriften der Nachwelt hinterlassen hat. Es ist beklagenswert, daß die Geschichte dieses Mannes von Leuten geschrieben wurde, die an dem frommen Betrug der Kirche Interesse hatten. Aber ich sehe durch die Überlieferung hindurch seinen Glanz. Selbst in diesem Augenblick, da ich auf dieselbe instinkthafte Art wie nur irgend ein Tier, das man sich vorstellen mag, meinen Weg gehe, schreibe ich, wenn auch noch so jung, stürmisch drauf los, presse Lichtatomchen mitten aus der großen Finsternis, ohne die Tragweite irgend einer Behauptung, irgend einer Meinung zu kennen. Bin ich nicht dennoch frei von Sünde? Mag es nicht vielleicht überirdische Wesen geben, die von jedem anmutigen wenn auch unbewußten Zustand meines Geistes unterhalten sind, wie ich von der Beweglichkeit des Hermelins und der Ängstlichkeit des Hirsches? Wenn eine Straßenrauferei auch etwas Widerwärtiges ist, so sind doch die dabei entfalteten Kräfte schön; der rohste Mann zeigt kämpfend Grazie. Dasselbe mag für überirdische Wesen in bezug auf unsere Geistesprodukte gelten — wenn auch aus dem Irrtum kommend, mag ihre Wirkung dennoch schön sein. Dies ist es, was das Wesen der Dichtkunst ausmacht, und wenn sie keine so hohe Sache ist wie die Weisheit, so ist es aus derselben Ursache, aus der der Adler nicht etwas so Erhabenes ist wie eine Wahrheit.

An Benjamin Bailey

Du kennst meine Ansicht über Religion. Ich glaube nicht, mehr im Recht zu sein wie andere Leute, oder zu meinen, daß in dieser Welt nichts beweisbar sei. Ich wollte, ich könnte mich nur für zehn Minuten in diese Materie hineindenken und ein oder zwei Seiten wie sie es wünschen, darüber schreiben. Manchmal ist meine Zweifelsucht so groß, daß selbst die Dichtung in meinen Augen zum Irrlicht wird, das den von ihrem Glanz betroffenen verführt. Wie die Kaufleute sagen, daß jedes Ding soviel Wert hat, als Nachfrage danach vorhanden ist, so erhält wahrscheinlich jedes geistige Streben seine Wahrheit und Kraft von der Glut des Strebenden. — Da es an sich selbst ein Nichts ist. Man kann von der Wirklichkeit geistiger Dinge wenigstens insoweit reden, als man sie in dreierlei Klassen unterbringen kann — wirkliche Dinge — halbwirkliche — und unwirkliche. Wirkliche Dinge, wie das Dasein von Sonne, Mond und Sternen — und Stellen aus Shakespeare — halbwirkliche Dinge, wie die Liebe, die Wolken usw., die der Berührung eines Geistes bedürfen, um ganz da zu sein — und Unwirklichkeiten, die groß und würdig sind durch das glühende Werben um sie. Sie sind es, die sozusagen unserm Geist die erlesenen Etiketten aufprägen.

An George und Thomas Keats

Verschiedene Dinge fügten sich mir im Geist zusammen, und plötzlich ging mir auf, welches die Eigenschaft sei, die einen Meister ausmacht, insbesonders in der Literatur. Shakespeare besaß sie in hohem Grad — ich meine die sozusagen

negative Kraft, die einen Menschen befähigt, in Ungewißheit, Geheimnissen, Zweifeln zu bleiben, ohne beunruhigendes Streben nach Tatsachen und Vernunft. Coleridge zum Beispiel pflegte sich in einer schönen, exklusiven Wahrscheinlichkeit zu ergehen, die er aus dem dunklen Grund des Geheimnisvollen erhaschte. Wenn man ganze Bände lang darüber spräche, käme man nicht weiter als zu diesem Schluß: bei einem großen Dichter übersteigt das Gefühl für Schönheit jede andere Betrachtungsart oder verwischt sie vielmehr.

An John Hamilton Reynolds

Mein lieber Reynolds.

Es geht mir durch den Sinn, daß ein Mann folgendermaßen sein Leben auf eine erfreuliche Art verbringen kann: — eines Tages beginne er damit, eine Seite vollkommener Poesie oder reinster Prosa zu lesen, dann gehe er herum und denke darüber nach, und gehe nach Hause und sinne und träume darüber, bis es abgeklärt ist. — Aber wann wird dies je sein? Nie. Wenn der Mensch eine gewisse innere Reife erlangt hat, dann dient ihm jede bedeutende geistige Stelle als Ausgangspunkt seiner Fahrt zu den „Zweiunddreißig Palästen". Wie selig ist solch eine geistige Reise, welch köstlich eifrige Lässigkeit! Ein Schläfchen auf dem Sofa verhindert sie nicht und ein Mittagsschlummer im Klee gibt den überirdischen Wegweiser — Kindergeschwätz die Flügel, und ein Gespräch über das Mittelalter die Kraft dreinzuschlagen. — Eine Musikweise führt zu einem „wunderlichen Winkel der Insel" und wenn die Blätter wispern, geht es im Kreis rings um die Erde. Dieses zaghafte Berühren edler Werke kann aber nie Geringschätzung für den Verfasser bedeuten, denn die Ehren, die ein Mensch dem andern zahlen kann, sind wohl nur ein Geringes, wenn man damit die Segnung vergleicht, die große Werke durch ihr bloßes Dasein für „Geist und Herz der Guten" bieten. Gedächtnis sollte man nicht Wissen nennen. Viele haben von Natur aus Ursprünglichkeit des Geistes, ohne sich dessen bewußt zu sein. Nun scheint mir aber, daß fast jeder Mensch gerne sieht, wie die Spinne aus ihrem Innersten heraus ihr eigenes Luftschloß spinnt — nur an wenigen Blättern und Zweigspitzen beginnt sie, und dennoch füllt sie die Luft mit einem schönen Kreisnetz. Der Mensch sollte sich damit zufrieden geben, daß er an wenigen Punkten das schöne Gewebe seiner Seele ansetzen darf, möge er daraus einen himmlischen Teppich weben, voll von Symbolen für sein geistiges Auge, Süßigkeit seinem geistigen Tasten, Raum seinem Wandertriebe, Erlesenheit seiner Prachtliebe. Aber der Geist der Sterblichen ist so verschieden und auf so verschiedene Ziele gerichtet, daß es zuerst unmöglich scheint, es könne irgend eine Gemeinsamkeit an Geschmack und Kameradschaft zwischen zwei oder drei Menschen unter dieser Voraussetzung bestehen. Doch ganz das Gegenteil ist der Fall. Die Menschen pflegen nach verschiedenen Richtungen auseinanderzugehen, sich an zahllosen Punkten zu kreuzen und schließlich am Ende der Reise einander zu finden. Ein alter Mann und ein

Kind sprechen miteinander, und der alte Mann wird auf seinen Weg geführt und das Kind bleibt in Gedanken zurück. Der Mensch sollte nicht streiten oder Behauptungen aufstellen, sondern seine Ergebnisse dem Nachbar zuflüstern, und so könnte aus jedem Keimchen Geist, das vom himmlischen Wesen befruchtet wird, dem menschlichen Geschöpf Kraft zuströmen. Dann würde die Menschheit statt eine weite Heide mit Stechginster und Dorngestrüpp und einer spärlichen Eiche oder Pinie hie und da zu sein, ein großes Volk von Waldbäumen werden.

Wir haben ein altes Gleichnis für unsre Denktätigkeit — den Bienenkorb. Ich finde aber, wir sollten eher wie die Blume als wie die Biene sein. Denn es ist falsch zu glauben, daß man durch Nehmen mehr erhält als durch Geben — nein, Empfänger und Geber haben gleichviel Gewinn. Ich zweifle nicht, daß die Blume einen schönen Lohn von der Biene empfängt — ihre Blätter erröten tiefer im nächsten Frühling — und wer kann sagen, wer der Beglücktere ist, Mann oder Weib? Nun ist es vornehmer wie Jupiter zu thronen, statt wie Merkur hin und her zu fliegen. — Darum laßt uns nicht geschäftig herumgehen und Honig einsammeln, ungeduldig herumschwirren in dem Gedanken an das zu Erreichende; aber laßt uns unsere Blätter öffnen, wie die Blumen leidend und empfänglich sein, und uns sanft unter dem Auge Apollos entfalten, von jedem edlen Insekt, das uns einen Besuch vergönnt, Hinweise annehmen — so wird uns Blut als Speise und Tau als Trunk gewährt sein.

Die Schönheit des Morgens, die auf meine Trägheitsstimmung eindrang, lieber Reynolds, leitete mich zu diesen Gedanken. — Ich habe in keinem Buch gelesen — der Morgen sagte, ich sei im Recht — ich dachte an nichts als an den Morgen, und die Drossel sagte, ich sei im Recht. Sie schien zu sagen:

„O du, des Stirn den Wintersturm gefühlt,
Und der das Schneegewölk im Nebel sah,
Die schwarzen Ulmen unter starrem Stern,
Dir wird der Lenz die Zeit der Ernte sein.
O du, der nur ein einzig Buch besaß,
Das Licht in deiner Seele aufgenährt
Allnächtlich, wenn der Sonnengott entflohn,
Dir wird der Lenz dreifacher Morgen sein:
O gräm dich nicht um Wissen — ich hab' keines
Und doch ist mein Gesang wie Wärme echt.
O gräm dich nicht um Wissen — ich hab' keines,
Und dennoch lauscht der Abend. Niemals kann
Der träge sein, den Trägheit traurig macht,
Und der ist wach, der glaubt er sei im Schlaf."

Nun fühle ich wohl, wie all dies bloßer Sophismus ist (mag es immerhin irgend einer Wahrheit nahekommen), um meine Lässigkeit vor mir selbst zu entschuldigen. — Dennoch will ich mir nicht verhehlen, daß der Mensch eher wie Jupiter sein sollte, anstatt sich als eine Art Küchenjungen-Merkur zu fühlen,

oder selbst als demütige Biene. Ob ich nun recht habe oder nicht, wenn dieser Brief nur imstande ist, dir ein wenig die Zeit zu vertreiben.

Dein dich liebender Freund John Keats.

An George und Georgiana Keats

Heute morgen bin ich in einer weichen, gleichmütigen Stimmung, lässig und äußerst sorglos sehne ich mich nach ein oder zwei Strophen aus Thomsons „Castle of Indolence". Meine Leidenschaften ruhen. Da ich bis fast elf Uhr geschlummert habe, ist das animalische Leben in meinen Adern zu einer wonnigen Empfindung um drei Grade geschwächt. Hätte ich Perlenzähne und den Hauch von Lilien, würde ich es Schmachten heißen, aber so wie ich einmal bin, muß ich es Trägheit nennen. In einem derartigen Zustand der Verweichlichung sind die Gehirnnerven mit dem ganzen übrigen Körper bis zu einem solchen Grad erschlafft, daß der Genuß nichts Verlockendes und der Schmerz nichts Unerträgliches mehr hat. Weder Dichtkunst, noch Ehrgeiz, noch Liebe erscheinen mir im Vorübergleiten wie etwas Lebendiges, eher wie die Figuren einer griechischen Vase — ein Mann und zwei Frauen, die nur ich in dieser Verkleidung erkennen kann. Dieser Zustand ist einziges Glück und seltenes Beispiel von dem Vorteil, den das Übergewicht des Körpers, dem Geiste gegenüber, bedeutet.

An Benjamin Bailey

Sicher fehlt mir das richtige Gefühl für Frauen. — Ich bemühe mich in diesem Augenblick gegen sie gerecht zu sein, aber ich kann nicht. Ist dies darum, weil sie so weit hinter meiner knabenhaften Phantasie zurückbleiben? Als ich ein Schulbub war, erschien mir eine schöne Frau wie eine reine Göttin. Meine Seele war ein weiches Nest, in dem einige von ihnen schliefen, obwohl sie nichts davon ahnten.

Ich habe kein Recht von ihnen mehr zu erwarten, als was sie in Wirklichkeit sind — ich hielt sie hoch über dem Mann erhaben, nun finde ich sie ihm vielleicht gleichwertig. — Groß durch Vergleich zu sein, ist sehr klein.

Man kann auch noch durch anderes als Worte oder Handlungen beleidigen. Wer gegen Beleidigungen empfindlich ist, mag nicht einmal in Gedanken einen andern beleidigen. Wenn ich in Gesellschaft einer Dame bin, will ich nicht gerne Beleidigendes gegen sie denken. Tue ich's, so mache ich mich dadurch eines Vergehens schuldig, das ich ohne sie nicht kennen gelernt hätte.

Ist es nicht merkwürdig — wenn ich unter Männern bin, habe ich keine üblen Gedanken, keine Bosheit, keine schlechte Laune — ich fühle mich frei, zu sprechen oder zu schweigen — horchend lerne ich von jedem, und fühle mich, die Hände in den Hosentaschen, arglos und wohl. Dagegen wenn ich unter Frauen bin, kommen schlechte Gedanken über mich, Bosheit, üble Laune, ich kann weder sprechen noch schweigen — ich bin voller Argwohn, horche auf nichts — und beeile mich fortzukommen.

An George und Georgiana Keats

Trotz eures Glückes und eurer Empfehlung hoffe ich nie zu heiraten. Würde mich das herrlichste Geschöpf bei der Rückkehr einer Reise oder eines Spazierganges erwarten, wäre der Teppich aus Seide, die Vorhänge wie Morgenwolken, Sessel und Sofa mit Schwanendaunen gefüllt, die Speise Manna, der Wein köstlicher als Claret, die Aussicht vom Fenster aufs herrlichste Meer — dies Glück wäre nicht so groß wie das Erhabene meiner Einsamkeit, das hohe, das mich daheim erwartet: das Brausen des Windes ist mein Weib und die Sterne hinter den Fensterscheiben meine Kinder. Die gewaltige Idee, die ich von der Schönheit in allen Dingen besitze, erstickt die gebrochenere und geringere des häuslichen Glücks. — Ein liebenswürdiges Weib und süße Kinder sind für mich ein Teilchen jener großen Schönheit, aber tausender solch schöner Teilchen bedarf es, mein Herz zu erfüllen. In dem Maße, als meine Phantasiekräfte wachsen, wird mir täglich mehr und mehr bewußt, daß ich nicht nur in dieser Welt lebe, sondern in tausend Welten. Kaum bin ich allein, so umringen mich die Schatten epischer Größen, meinem Geiste untertan wie eine königliche Leibwache. — Da erscheint die Tragödie „mit Zepter und schleppendem Gewande". Je nach meiner Gemütsstimmung jauchze ich mit Achilles im Laufgraben oder mit Theokrit in den Tälern von Sizilien. Oder ich versenke mich ganz in Troilus und indem ich mir die Zeilen wiederhole: „Ich wandere wie eine verlorene Seele an den Ufern des Styx, der Überfahrt harrend", schmelze ich in so köstlicher Wollust dahin, daß ich über meine Einsamkeit glücklich bin. Dies in Verbindung mit der Meinung, die ich im allgemeinen von den Frauen habe — sie erscheinen mir wie Kinder, denen ich lieber eine verzuckerte Pflaume als meine Zeit schenke —, hat in meinem Innern eine Schranke gegen die Ehe aufgerichtet, über die ich mich freue.

An George und Georgiana Keats. Über Miß Jane Cox .

Sie ist keine Kleopatra, aber sie ist mindestens eine Charmian. Sie hat einen üppigen, orientalischen Blick, schöne Augen und gute Manieren. Wenn sie ins Zimmer tritt, wirkt es wie die Schönheit einer Leopardin. Sie ist zu schön und zu selbstbewußt, um einem Manne, der ihr den Hof macht, abzuwehren — aus Gewohnheit sieht sie darin nichts besonderes. Die Gesellschaft einer solchen Frau behagt mir sehr. Das Bild vor mir belebt und erregt mich, wie etwas von geringerem Wert dies unmöglich vermöchte. Ihr gegenüber bin ich zu sehr mit dem Bewundern beschäftigt, um mich ungeschickt oder ängstlich zu geben. Ich vergesse mich vollkommen, weil ich in ihr lebe. Du wirst jetzt glauben, daß ich in sie verliebt bin; bevor ich also weiter rede, will ich dir sagen, daß dies nicht der Fall ist. Der Gedanke an sie hielt mich eine Nacht wach, wie es eine Musik von Mozart hätte tun können. Von dieser möchte ich wie von einem Zeitvertreib und einer Unterhaltung reden, die mir nicht minder tiefe Gefühle gibt als ein Gespräch mit einer herrlichen Frau, von deren Lippen ein „ja" und „nein" ein

Fest für mich bedeutet. Ich weine nicht darüber, weil ich nicht den Mond in meiner Tasche mit nach Hause nehmen kann, ebensowenig gräme ich mich, wenn ich von ihr fort muß. Ich liebe sie und ihresgleichen. Ihr werdet glauben, daß ich viel mit ihr gesprochen habe, nichts dergleichen. Da waren die Fräuleins Reynolds, die auf der Lauer saßen. Sie glauben, ich bewundere sie nicht, weil ich sie nicht fortwährend anstarre. Sie nennen sie eine Flirt. Was für ein Mangel an Einsicht! Sie geht in einer solchen Art durch das Zimmer, daß ein Mann magnetisch zu ihr hingezogen wird. Das nennen sie Flirt! Sie verstehen nichts. Sie wissen nicht, was eine Frau ist. Trotzdem glaube ich, daß sie Fehler hat — wie Charmian und Kleopatra welche hatten. Dennoch ist sie eine schöne Sache, um mich in weltlichem Ton auszudrücken, da wir doch zwei deutlich verschiedene Arten haben, die Dinge zu beurteilen: — die weltlich theatralische und pantomimische, und zweitens die unirdisch geistige und verklärte. Bei der ersteren nehmen Bonaparte, Lord Byron und diese Charmian den ersten Rang in unserer Anschauung ein; bei letzterer John Howard, Bischof Hooker, der sein Kind wiegt und du liebe Schwester. Als weltlicher Mensch liebe ich das üppige Gespräch einer Charmian, als ewiges Wesen den Gedanken an dich. Von ihr möchte ich mich zugrund richten lassen und von dir mich erretten.

An Fanny Browne Shanklin, Isle of Wight.

Mein teures Mädchen!

Ich freue mich, daß ich keine Gelegenheit gehabt hatte, einen Dienstag nacht geschriebenen Brief an Dich abzusenden. — Er war zu sehr wie einer aus Rousseaus Heloise. Heute früh bin ich vernünftiger. Der Morgen ist für mich die einzig richtige Zeit einem schönen, so sehr geliebten Mädchen zu schreiben: denn in der Nacht, wenn der einsame Tag beendigt ist und das einsame, schweigende, klanglose Zimmer mich wie ein Grab erwartet, dann glaube mir, wird meine Leidenschaft völlig Herr über mich. Ich möchte Dir nicht die Überschwänglichkeiten solcher Stunden zu lesen geben, die ich mir selbst nie zugetraut hätte, und die ich bei anderen oft verlacht habe, denn ich fürchte, Du könntest mich sonst für zu unglücklich oder vielleicht für ein bißchen verrückt halten. Ich sitze hier an einem sehr freundlichen Fenster eines Bauernhäuschens, von dem ich auf ein schönes, hügeliges Land und den Schimmerstreifen des Meeres sehe; der Morgen ist sehr schön. Ich weiß nicht, wie spannkräftig mein Geist wäre, mit welchem Genuß ich hier an dieser schönen Küste leben und wandern und atmen würde, wenn nicht die Erinnerung an Dich so sehr auf mir lastete. Niemals kannte ich ein mehrere Tage lang währendes ungetrübtes Glück. Tod oder Krankheit um mich herum haben immer meine Stunden verdorben — und nun, da keinerlei Sorgen dieser Art mich bedrücken, ist es sehr hart für mich, dies mußt Du selber zugeben, daß eine andere Art von Schmerz mich heimsucht. Frage Dich selbst, meine Liebe, ob es nicht sehr grausam von Dir war, mich so in Fesseln einzuspinnen, so sehr meine Freiheit zu zerstören. Willst Du mir dies

in einem Brief zugeben, dann schreibe sogleich und tue alles, was Du kannst, um mich darüber zu trösten. — Laß den Brief so reich sein wie einen Mohntrank, der mich trunken machen soll, — schreibe die süßesten Worte und küsse sie, damit meine Lippen das, was die Deinen berührten, finden. Was mich betrifft, weiß ich nicht, wie ich meine Hingebung an ein so schönes Wesen ausdrücken soll: ich brauche ein strahlenderes Wort als strahlend, ein schöneres Wort als schön. Fast wünschte ich, wir wären Schmetterlinge und lebten nur drei Sommertage — drei solche Tage könnte ich mit mehr Entzücken füllen, als fünfzig gewöhnliche Jahre enthalten mögen. Doch wie selbstsüchtig ich auch fühle, sicher könnte ich nie selbstsüchtig handeln: wie ich Dir ein oder zwei Tage vor meiner Abreise von Hampstead sagte, will ich nicht nach London zurückkehren, bevor mir nicht mein Schicksal günstige Karten in die Hände spielt. Obwohl mein Glück ganz auf Dich gestellt ist, kann ich nicht erwarten, je Dein Herz ganz in Besitz zu nehmen. — Könnte ich mir vorstellen, daß Du für mich das fühltest, was ich in diesem Augenblick für Dich empfinde, — ich glaube kaum, daß ich mich zurückhalten könnte, um des Entzückens einer einzigen Umarmung willen noch morgen zu Dir zu eilen. Aber nein, ich muß von Hoffnungen und Aussichten leben. Selbst in dem denkbar schlimmsten Fall werde ich Dich immer noch lieben — aber wie würde ich den andern hassen!

An dieselbe

Meine Liebe!

Ich bin seit zwei, drei Tagen in einem so erregbaren Zustand, daß ich mich nicht für fähig hielt, Dir zu schreiben. Wenn auch nicht krank, so hätte ich doch nur einen ungesunden, quälerischen Brief zustand gebracht. Heute abend habe ich mich so weit erholt, daß ich die Sehnsucht nach Dir mit einem Hauch von Innigkeit empfinde. Du sagst vielleicht, daß Du mich geheilt hast: Du hast mich krank gemacht. Nun, Du könntest die Kur vollkommen machen: welchen Lohn, meine süße Ärztin, würde ich nicht geben, damit Du es tätest. Empfinde es nicht als Narrheit, wenn ich Dir sage, daß ich Deinen Brief gestern nacht mit mir ins Bett nahm. Am Morgen fand ich Deinen Namen auf dem Siegel-Wachs verwischt. Ich war über das schlechte Zeichen erschreckt, bis mir einfiel, daß es während meines Traumes geschah, und der, wie Du weißt, bedeutet sein Gegenteil. Inzwischen magst Du herausgefunden haben, daß ich ein bißchen dazu neige, wie ein Rabe Übles vorauszusagen; es ist mein Unglück, nicht mein Fehler, und es ist die allgemeine Beschaffenheit meiner Lebensumstände, die daran schuld ist, daß jedes Ereignis mir verdächtig wird. Doch will ich weder Dich noch mich weiter mit trüben Prophezeiungen bekümmern. Ich bin insofern nicht unzufrieden mit ihnen, da ich durch sie Deine Selbstlosigkeit mir gegenüber kennen lernte. Aber nicht länger kann ich mehr Rabe sein; Du und die Freude haben im selben Augenblick von mir Besitz ergriffen. Ich fürchte, daß Du unwohl warst. Wenn Dich durch mich Krankheit berührt hat (es müßte aber mit einer sehr

zarten Hand sein), bin ich so selbstsüchtig, mich darüber fast ein bißchen zu freuen. Wirst Du mir dies vergeben? Ich habe jüngst eine orientalische Geschichte von sehr schöner Farbigkeit gelesen — sie handelt von einer Stadt lauter schwermütiger Männer, die es durch folgenden Umstand geworden sind: jeder von ihnen nacheinander kommt nach einer Reihe von Abenteuern zu einem Paradiesgarten, wo sie einer bezaubernden Dame begegnen; und gerade wie sie im Begriff stehen, sie zu umarmen, befiehlt sie ihnen, ihre Augen zu schließen — sie schließen sie — und wie sie sie wieder öffnen, fühlen sie sich in einem Zauberkorb zur Erde hinabgleiten. Die Erinnerung an diese Dame und an ihr unheilbar verlorenes Glück läßt die Männer für immer dem Trübsinn verfallen. Wie ich dies auf Dich anwandte, meine Teure, wie mich die Gewißheit, in derselben Welt mit Dir zu sein, zittern macht, daß Du, wenn auch so schön, doch nicht so zauberkräftig bist wie jene Dame — und ich es nicht ertragen würde, wenn Du es wärest, mußt Du mir glauben, denn ich schwöre es Dir bei Deiner Person. Ich kann nicht sagen, wann mein Gedichtband fertig wird. Ich habe bereits drei oder vier halbbeendigte Geschichten, doch da ich nicht nur um des Gedrucktseins willen schreiben kann, muß ich arbeiten oder nichts tun, wie es meiner Phantasie gefällt. Vielleicht wird das Buch bis Weihnachten erscheinen, aber noch bin ich nicht sicher, ob es überhaupt je sein wird. Dies ist ohne Belang, denn Gedichte sind etwas so Alltägliches wie Zeitungen, und ich sehe nicht ein, warum mein Verbrechen größer ist als zum Beispiel eines, der die Verse seines halb flüggen Gehirnes in Lesezimmer und Salons stolpern läßt.

An dieselbe

Mein süßes Mädchen!

Hoffentlich warst Du mir nicht sehr böse, daß ich Deine Bitte um einen Brief am Samstag nicht erfüllte: wir hatten in unserem kleinen Zimmer vier Gäste, die von morgens bis abends Karten spielten, so daß mir nicht ein ungestörter Augenblick zum Schreiben blieb. Jetzt da Rice und Martin weg sind, bin ich frei. Zu meinem Bedauern bestätigt mir Brown die Nachricht über Dein schlechtes, gesundheitliches Befinden; Du kannst es Dir nicht vorstellen, wie schmerzhaft gerne ich bei Dir wäre, wie ich sterben möchte für eine Stunde — denn was gibt es sonst in der Welt? Ich sage, Du kannst es Dir nicht vorstellen; denn unmöglich kannst Du mich mit solchen Augen anschauen, wie ich Dich: es kann nicht sein. Verzeihe, wenn ich heute abend fasle, aber ich arbeitete den ganzen Tag an einem sehr abstrakten Gedicht und habe eine heiße Liebe zu Dir — zwei Dinge, die mich entschuldigen. Glaube mir, es bedurfte keiner Ewigkeit, daß ich Dich als meine Herrin erkannte, gleich in der allerersten Woche, als ich Dich kennen lernte, hieß ich mich innerlich Deinen Knecht; aber ich verbrannte den Dir ausgestellten Vollmachtsbrief, als Du mir beim nächsten Wiedersehen, wie ich dachte, Mißfallen bezeigtest. Solltest Du je für einen Mann beim ersten Blick das fühlen, was ich damals für Dich gefühlt, dann wäre ich ver-

loren. Doch würde ich, wenn es geschehen könnte, nicht mit Dir hadern, sondern mich selber hassen. Vor Zorn vergehen aber würde ich, wenn der Betreffende, als Mann nicht so schön wäre, wie Du als Weib. Vielleicht bin ich zu heftig, dann stelle Dir vor wie ich kniend vor Dir liege.

Du schreibst bezüglich des Herrn Severn: „aber Du mußt Dich zufrieden geben, wenn ich Dir sage, daß ich Dich viel mehr bewundere, wie Deinen Freund". Meine teure Liebe, ich kann nicht glauben, daß es jemals an mir etwas zu bewundern gab oder je geben wird, besonders was das Aussehen betrifft — ich kann nicht bewundert werden, ich bin kein Ding zum Bewundern. Du bist es, ich liebe Dich, alles was ich Dir darbringen kann, ist eine ohnmächtige Bewunderung Deiner Schönheit. Ich nehme unter Männern denselben Platz ein wie stumpfnasige Brünetten mit zusammentreffenden Augenbrauen unter Weibern — sie sind für mich wertlos — außer ich fände unter ihnen eine, deren Herz von einem ähnlichen Feuer wie meines durchleuchtet wird. Du saugst mich ganz in Dich auf — Du, Du allein, mir selbst zum Groll: denn ich freue mich keineswegs auf das, was man in der Welt „eingerichtet" nennt, ich zittre vor häuslichen Sorgen — aber um Deinetwillen will ich ihnen ins Auge sehen, zwar eher sterben, wenn mein Verzichten Dich glücklicher machte. Zwei Kostbarkeiten besitze ich, über die ich während meiner Spaziergänge träume: Deine Lieblichkeit und meine Todesstunde. O könnte ich von beiden in derselben Minute Besitz ergreifen. Ich hasse die Welt, sie schlägt zu heftig auf die Schwingen meines Willens, und ich wollte, ich könnte von Deinen Lippen ein süßes Gift nehmen, das mich aus ihr hinausschickt. Von niemand anderem würde ich es nehmen. Es wundert mich wirklich, daß ich gegen alle Frauenreize, die Deinen ausgenommen, gleichgültig bin — noch dazu wenn ich denke, daß es eine Zeit gab, wo jedes Schürzenband eine Sache von aufregendem Interesse für mich war. Wie kann ich nach all diesem noch süßere Worte für Dich finden — ich will nicht wissen, was ich bereits geschrieben habe. Auch sonst nichts mehr hinzufügen, nur in einer Nachschrift beantworten, was Du in Deinem Brief mit so vielen Worten besprichst — denn tausend Gedanken ziehen mich ab. Ich will heute nacht Dich mir als Venus vorstellen, und beten, beten, beten zu Deinem Stern wie ein Heide.

Für immer Dein, schöner Stern. John Keats.

An dieselbe

Mein teures Mädchen!

Du sagst mir, Du möchtest nicht mehr Briefe wie den letzten erhalten: ich will trachten, daß es nicht mehr geschieht, und einen andern Weg eifrig suchen. In der Tat ist mein Spiel kein schönes — ich habe nicht genug Muße für richtige, handgreifliche Liebesbriefe — eben habe ich eine Szene in unsrer Tragödie (Otto dem Großen) beendigt, und sehe Dich — (empfinde es nicht als Lästerung) durch den Nebel von Verschwörungen, Reden, Gegenverschwörungen und Gegenreden. Der Liebende ist wahnsinniger als ich es bin — mit ihm verglichen bin ich

nichts — seine Gestalt gleicht der Statue Meleagers, sein Herz durchrieselt zweifaches Feuer. Gott sei bedankt für meinen Fleiß! Ohne ihn wäre ich elend. Ich stachle ihn an und versuche nicht an Dich zu denken — doch wenn mir dies den ganzen Tag bis Mitternacht gelungen ist, dann kommst Du, kaum daß die künstliche Aufregung geschwunden, mir wieder in die Sinne, heftiger durch das Fieber, in dem ich blieb. Ich schwöre Dir bei meiner Seele, ich begreife nicht warum Du mich gern hast. Ich finde mich nicht häßlicher als z. B. Herrn A., Herrn B. und Herrn C. — doch könnte ich als Frau keinen von diesen lieben. Indes genug davon. Du beabsichtigst also mich bei meinem Versprechen, Dich binnen kurzem zu sehen, festzuhalten. Ich werde es mit ebensoviel Freude als Kummer erfüllen: denn ich bin nicht wie einer der alten Ritter, die sich jahrelang von Seegras und Lächeln ernähren. Welchen Gedanken würde ich nicht hingeben, einzig um heute nacht meine Augen befriedigen zu dürfen!

Du würdest über die Spaziergänge hier sehr entzückt sein, die Klippen, Wälder, Hügel, Sandufer, Felsen usw. Doch sind sie nicht so schön, daß ich ihnen nicht ein herzliches Lebewohl zuriefe, um sie gegen meine Kathedrale zu vertauschen. — Doch wiederum bin ich der malerischen Gegenden nicht so müde, um der Schweiz abgeneigt zu sein. Wir könnten ein angenehmes Jahr in Bern oder Zürich verbringen, wenn Venus mein Flehen gnädig erhören würde. Und wenn sie es täte, dann schütz uns Gott davor das zu tun, was die Leute „sich einrichten" nennen — in einen Teich geraten, ein still stehendes Lethe — einen schmählichen Verfall des Mondes. Besser ein unvorsichtig Bewegliches, als ein vorsichtig Unverrückbares. An der Straßentüre gähnen, wie der Löwenkopf in Venedig, um zuwidre Karten, Briefe, Botschaften zu erhalten. Auszugehen und bei Teegesellschaften zu verdorren, bei Diners zu erfrieren, bei Bällen zu backen, bei Abendgesellschaften zu schmoren. Nein, meine Liebe, vertraue Dich mir an, und ich will Dir, wenn das Glück günstig ist, edlere Unterhaltungen finden. Ich fürchte, Du wirst dies nicht vor Sonntag oder Montag erhalten: der Ire würde sagen, verabscheue mich nicht unterdessen. Ich sehne mich nach Winchester und fange hier an sogar die Türpfosten zu hassen, die Schilder, die Kieselsteine. Du frägst nach meiner Gesundheit, ohne mir zu sagen, ob es Dir besser geht. Ich bin ganz wohl; daß Du ausgehst, beweist nicht, daß Du es auch bist: wie steht es? Späte Stunden werden Dir sehr schaden. Ich war paar Tage jetzt allein, während Brown sich auf dem Land herumtrieb. Nun, mir ist seine Gesellschaft so lieb wie die von irgendeinem, trotzdem bedauerte ich seine Rückkehr. Sie kam mir wie ein Blitzstrahl. Ich lebte in einem Traum zwischen meinen Büchern, wirklich schwelgend in Einsamkeit und Stille, die Du allein hättest stören sollen.

Immer Dein Dich liebender John Keats.

An dieselbe

Mein liebstes Mädchen!

Grade habe ich angefangen, einige Verse schön abzuschreiben. Es will mir

nicht einigermaßen befriedigend gelingen. Ich muß Dir ein oder zwei Zeilen schreiben, vielleicht hilft dies, Dich aus meinem Sinn für noch so kurze Zeit zu vertreiben. Bei Gott, ich kann an nichts anderes denken. Die Zeit ist vorbei, da ich die Kraft hatte, Dir Ratschläge zu geben und Dich vor dem wenig versprecherischen Morgen meines Lebens zu warnen. Meine Liebe hat mich selbstsüchtig gemacht. Ich kann nicht ohne sie bestehen. Ich vergesse alles, nur nicht den Gedanken an das Wiedersehen mit Dir — mein Leben scheint da still zu stehen — ich sehe nicht weiter. Du hast mich in Dich eingesaugt. Grade in diesem Augenblick habe ich das Gefühl, als würde ich mich auflösen — ich wäre überaus unglücklich ohne die Hoffnung, Dich bald zu sehen. Ich hätte Angst, weit von Dir entfernt zu sein. Meine süße Fanny, wird sich Dein Herz niemals wandeln? Teure, antworte mir? Meine Liebe jetzt hat keine Grenzen. — Deine Nachricht kam hier richtig an. Fern von Dir, kann ich nicht glücklicher sein. 'Tis richer than an Argosy of Pearls. Drohe mir nicht einmal im Spaß. Ich war immer verwundert, daß Menschen als Märtyrer für die Religion sterben könnten — ich erschauerte davor. Jetzt schaudert mich nicht mehr — ich könnte mich für meine Religion foltern lassen. — Liebe ist meine Religion — ich könnte für sie sterben. Mein Glaube ist Liebe, und Du bist mein einziges Gesetz. Du hast mich hingerissen mit einer Kraft, der ich nicht widerstehen kann, und doch widerstand ich, solange ich Dich nicht sah; und selbst während ich Dich sah, bemühte ich mich oft, „gegen die Gründe meiner Liebe Beweise zu führen". Ich kann das nicht mehr — die Qual wäre zu groß. Meine Liebe ist selbstsüchtig. Ich kann ohne Dich nicht atmen.

Für immer Dein John Keats.



Rekordfieber/ Novelle von Otto Rung



ir älteren Ingenieure, die wir eine Reihe von Jahren in Lane Bros. Fabrik für elektrische Motoren gearbeitet haben, erinnern uns recht wohl des Vormittags, da Majory und Sarah Lane zum erstenmal unsere Maschinen in Betrieb sahen. Während sie an der Hand des chinesischen Dieners die Dynamohalle betraten, waren sie kaum zu unterscheiden; der Altersunterschied von drei Jahren war damals nicht zu merken. Sie trugen das schwarze Lockenhaar in einem von zahlreichen Silberpfeilen durchbohrten hohen Knoten aufgewunden, und ein silbergestickter japanischer Kimono hing ihnen lose um den kleinen, sehr zarten Körper. Es war im Jahre 1894, in jenem Sommer, da sie mit ihrer Mutter aus Shanghaj gekommen waren; Sarah war damals acht, Majory elf Jahre alt.

Sie traten auf die Galerie heraus, die in der Höhe von drei Stockwerken an den Wänden des mächtigen Raumes entlang läuft; als sie aber die ungeheueren schwarzen Radscheiben der Dynamos und die drohenden Türme der Dampfmaschinen vor sich sahen und das fürchterliche Gewitterrollen, der in diesen titanischen Eisenräumen rasende dumpfe Donner, den wir andern kaum mehr hören, an ihr Ohr dröhnte, da wandten sie sich gleichzeitig mit einem gellenden Schrei um und verbargen ihre Gesichter in den blauen Drillichbeinkleidern des ganz apathisch dastehenden Chinesen.

Ihr Vater, der nach dem Tode seines älteren Bruders als administrativer Direktor in die Firma eingetreten war, kam auf ihr Geschrei herbei, nahm sie an sich und hob sie jede auf einen Arm, indem er sie die Füße auf das Geländer der Galerie stützen hieß. Und er lachte sie aus.

„Seid ihr meine Mädchen?" sagte er, „und fürchtet euch vor eueren erwachsenen Brüdern, die die ganze Fabrik für mich drehen! Seht nur, wie lustig und artig und gehorsam sie sind. Seht doch, Majory und Sarah, wie sie sich auf ein Signal von mir niederlegen und augenblicklich schweigen." Er nickte mir, der ich beim Kontrolltische stand, zu, und langsam sank der Lärm; eine um die andere legten die Maschinen sich zur Ruhe. Das ferne Rauschen der Turbinen im Flußbette draußen schwieg, die Zylinder der Dampfmaschinen gaben seufzend ihren letzten Dampf von sich, die Stempel standen stille, die Dynamos knurrten noch unwillig wie trotzige Hunde, aber auch sie mußten sich legen, langsam und demütig; gradweise senkte sich eine sonderbare Mattigkeit über die große, dampferfüllte und ozonstinkende Halle. Und langsam begann ein feiner Tau zu fallen. Die Maschinen standen.

„Sarah, Majory!" rief Direktor Lane. „Seht, wie sie mir gehorchen, wenn ich oas Signal gebe. Ich habe sie unter Kontrolle, sie tun euch nichts zuleide. Sie sind euere großen Brüder, die für mich und für euch arbeiten, fürchtet euch nicht; seht doch, sind sie nicht schön und gutmütig?"

Und die kleinen Mädchen schwiegen; sie standen, an des Vaters Schulter gelehnt, auf dem perlenbemalten Eisengeländer und blickten, die kleinen feinen Augenbrauen energisch zusammengezogen, mit großer Aufmerksamkeit hinab auf die zehn großen Dynamos des Saales, die, wiederum freigelassen, ihre ungeheueren drahtumsponnenen Magnete schwangen und ihre Tausende von geknechteten, an ihr Zementlager gefesselten Pferdekräften entwickelten. Es klang wie ein Bienenschwarm, der auffliegt, ein Violoncellton, durch die Tonreihe emporsummend und sich festigend in einem ruhig verlaufenden Rauschen wie von ungeheueren Wassermassen, die über ein Klippenriff stürzen.

Oben in den Werkstätten aber schauten die Arbeiter verwundert auf die Motore, die stillstanden, auf die Treibriemen, die ihren Lauf eingestellt hatten, auf die schwere Transmissionsachse, die plötzlich nicht mehr rotierte. Mit einem Pusten blieben die kurzatmigen Maschinenhobel in den gedrehten Stahlspähnen stecken, die Metallsägen stockten in ihrem ohrenbetäubenden Gelächter, und in den Schmieden ward das Prasseln der plötzlich anwachsenden Flammen hörbar, während die Dampfhämmer mit einem toten Schlage innehielten. Tausende von Franks kosteten Sarahs und Majorys Tränen der Aktiengesellschaft, deren einziger Aktionär allerdings Charles J. Lane war.



Ich erinnere mich nicht, die beiden Schwestern in den folgenden Jahren je getrennt gesehen zu haben; man sah sie — stets in einer Umschlingung, den Arm um Hals und Leib der andern gelegt, oder wenigstens mit den Schultern einander berührend — mit lang vorgestrecktem Hals und gespanntem Rist in dem Parke, der des Vaters Villa umgab, spazieren oder die geschlängelte Landstraße hinabschreiten, die längs der rauschenden Limat auf dreimeilenlangem Wege nach Zürich führte.

Nein, ich erinnere mich nicht, sie je getrennt gesehen zu haben, und wenn ich hie und da bei ihren Eltern zu Gaste war, saßen sie bei Tische, zum Verwechseln ähnlich mit ihren unbeweglich geradeaus gewandten Gesichtern und mit dem in einer ägyptischen Mähne über die damals modernen hochschottischen Kleider fallenden Haar. Es bestand offenbar eine eigentümliche Verbindung zwischen ihnen, eine Art seelischen Zwillingsverhältnisses, das die drei Jahre Altersunterschied nicht beeinträchtigten. Es schien sogar, als hemme die jüngere die ältere in ihrem Wachstum. Sie verkehrten miteinander in einem für uns unverständlichen Jargon, durch ein Blinzeln, ein schwaches Zucken um die nervösen langen Lippen. Es ging ein beständiger Nervenstrom durch ihre Hände, die einander häufig suchten. Wir sahen sie niemals spielen, sie suchten keine Kameraden, wiewohl es in der Gegend viele gleichgestellte, reiche Familien gab. Ich denke, daß der Osten und die weite Reise sie ursprünglich vereinigt hatte — zugleich aber auch ein früh erwachter Sinn für den vorteilhaften Eindruck, den sie zusammen machten. Ich konnte verfolgen, wie sie gewisse Tempi, gewisse Taktformen für ihren Gang suchten, gewisse abgestimmte Stellungen, die, wie

sie meinten, ihrem Äußeren schmeichelten. Häufig sahen wir sie, unter einem blaugestreiften indischen Mantel vereinigt, der über beider Schultern geworfen war, mit einem spanischen Röhrchen in der behandschuhten freien Hand, ihren Vater begleiten, wenn er mit seiner unvermeidlichen Shagpfeife unter dem struppigen Schnurrbarte in Panamahut und Smoking seinen Abendspaziergang machte oder sie auf leichten Bergtouren über das nahe gelegene Hochland mitnahm. Er selbst, noch schlank und körperlich ausdauernd, war zu jener Zeit Vorsitzender einer Sektion des Alpenklubs und ein eifriger Bergsteiger.

Seine Gattin zeigte sich täglich um drei Uhr, wenn die Fabrikspfeife zur Arbeit nach der Mittagsruhe rief, in Plaids eingepackt, wie sie über die Promenade in den Palmengarten der Badekuranstalt gezogen wurde, hoch thronend in einem roträderigen Rickshaw mit dem gelben Diener als Zugpferd.

Späterhin im Laufe der Jahre brachten Majory und Sarah Lane den größten Teil ihrer Zeit bei uns drüben in der Fabrik zu, ohne Aufsicht, da der chinesische Diener wohl wichtigeres zu tun hatte. Wir sahen sie, wenn wir von unseren Kontors in die Zentrale hinübergingen, hoch oben auf der schwebenden Laufbrücke hängen, mit langen, unter den schottischen Röcken frei baumelnden Beinen, stundenlang ohne zu sprechen oder sich bloß zu rühren, behext von dem ewigen Sausen der Maschinen, dem rhythmisch trägen Wiegen der Stempel. Und plötzlich sahen wir sie auf den Eisengittern der Wendeltreppe herabgleiten und, halb betäubt von Schwindel, rücklings in einem großen Kohlenhaufen landen. Ich unternahm manche Reise mit ihnen auf dem schweren Laufkran, dessen grauer Eisenleib in der ganzen Breite der gigantischen Montagehalle hoch unter dem Glasdach auf Stahlschienen dahinläuft. Sie saßen in dem mit Kohlenschlamm angefüllten Krangehäuse, bei jedem meiner Knie eine, und ich suchte ihnen die Diagonalbewegung des Kranes zu erklären: vorwärts und zur Seite, so daß wir jeden Punkt im Saale decken konnten. Und sie folgten stumm mit blinzelnden und prüfenden Augen dem Eisenhaken des Krans, wie er die aufgestellten Maschinenteile betastete und packte und hob und versetzte, bald ein Zwei-Tonnen-Schwungrad, bald einen fertiggewickelten Dynamoanker von dem Durchmesser einer Toreinfahrt.

Ich habe kein Verständnis für Kinder und ihre Gedanken und Phantasien, aber ich hatte Grund, anzunehmen, daß sie untereinander Vorstellungen, ja sogar merkwürdige Sagen von diesen Maschinen bildeten, und ich weiß auf alle Fälle, daß sie für jede einzelne derselben ihre besonderen Namen hatten.

Da war vor allem die große Zentralhalle mit ihren zehn Dynamos. Sie war wie eine ruhig schaukelnde See, die ihre Sturmkräfte strenge gefesselt hielt — eine durch die mahlenden Turbinen bewerkstelligte Stromverpflanzung des ruhigfließenden Limat. Hie und da aber hatten sie bemerkt, wie in diese ruhige Bewegung ein Teufel fuhr, gleichsam ein Kräfteanprall an verborgenen Stahlriffen. Es kam aus der Mitte des Saales, wo ein zweitausend Pferdekräfte starker Maschinenkoloß von veraltetem Modell unter einer Ankerbrücke von

doppelter Manneshöhe seine schwarzen Speichen schwang. Sein Brüllen übertönte das aller anderen und verursachte uns Qualen, er schien wie der Großvater der übrigen, ein zorniger Poltergeist, der der Zeit nicht zu folgen imstande war, stets seine eigenen Wege ging und gegen die wahnsinnige Hast der Jetztzeit wütete.

Ich hörte, wie Majory und Sarah ihn laut verlachten und höhnten; sie wußten, daß er von veraltetem Modell sei und sie drohten, ihn zu pensionieren. Von den anderen Maschinen aber sprachen sie bewundernd mit einer Mischung von Sachverständnis und kindischer Phantasterei. Sie nannten die zehn Dynamos „Die lustigen Männer" — nach der Bezeichnung, die L. Stevenson in ihrem Lieblingsbuche der gefährlichen Sandbank an der schottischen Küste gegeben, wo die Brandung jubelnd im Sturm hüpft und tanzt. Die lustigen Männer, die tanzenden Männer! —

Oder sie kamen in die Versuchshalle, deren Chef ich war. Sie kannten jede einzelne der sieben großen Gleichstrom-Motoren, die nebeneinander auf ihren starken Fundamentrahmen aufgestellt waren. Da standen sie dann, die Hände auf dem Rücken, und betrachteten die leise schwirrenden Kohlenbürsten, die wie große Hummeln über die Stromwender hintanzten. Dann und wann nahm ich sie hinein in den verbotenen Verschlag und ließ die Leitungen auf Ebonitplatten schlagen, so daß ellenlange Funken gleich einem Kranz blinkender Bajonette in die Luft sprühten. Oder ich ließ sie die Kraft der kleinen Maschinenmodelle erproben, unter deren Stößen sie vor Schmerz und Behagen die dünnen Lippen verzerrten. Sie verlangten noch stärkere Ströme und stiegen bis 60 Volt. Ich wunderte mich, wieviel sie aushalten konnten.

Wie junge Spürhunde, mit vorgestreckten Nasen, schnaubend vor wilder Energie, jagten sie über das weitgedehnte Fabriksareal, von Gebäude zu Gebäude, zur Modelltischlerei, wo die Bandsägen an den weißen Brettern, die auf Schlitten herbeigeführt wurden, zischend auf und nieder fuhren, in die Schmieden, wo es aus hundert Essen lohte und brannte und die Werkführer ihnen Ringe und Armbänder aus Bessemerstahl schmiedeten. Sie schritten vorsichtig durch die metallstaubverschleierte Feile, wo Eisenfeilspäne knöchelhoch auf dem Boden lagen, und hatten ihre Löcher in den hochgetürmten roten Sandbergen der Gießerei, von deren schlackenbedecktem Gewölbe lange Spinnwebgardinen sich hinausspannen in die schwefelgelben Metalldämpfe.

Oft traf der Vater sie, rußig und mit Schlamm und Öl beschmiert auf den Kohlenwagen sitzend, die auf einem Schienenweg die Viertelmeile zu den Lagerplätzen des Bahnhofes hinabrollten. Einmal aber sprang er hinzu und zog sie hinweg, als sie in dem jährlichen Schützenaufzug der Arbeiter mitgingen, mit Vereinsabzeichen und Kantonfarben geschmückt, an der Hand des berüchtigtsten Raufbruders und Unruhestifters der Fabrik.

Eines Tages aber sahen wir Majory allein, und ihr Kleid war seit dem vorigen Tage bis zu ihren Knöcheln gewachsen; sie bewegte die Füße ungeübt

und gezwungen unter der neuen Kleiderform, aber das Kinn saß stramm und energisch über dem Kragen, und der Ausdruck ihrer Augen war erwachsen und bewußt. Sie blieb vor den Werkstätten stehen und ließ sich bewundern, ging aber nicht hinein. Und im Verlauf desselben Tages teilte sie mir mit, daß sie nach Beratung mit dem Vater beschlossen habe, sich auf der Hochschule in Zürich zum Ingenieur auszubilden.

Sie fuhr auch von nun an täglich mit des Vaters Motorwagen nach Zürich, und des Nachmittags arbeitete sie unter meiner Leitung in den Konstruktionssälen. Mit einer Hitzigkeit und Energie, die mir häufig Bedenken erregte, warf sie sich auf ihr neues Studium. Es ist nun einmal die Art der Frau, sich — auch in der Wissenschaft — unbesonnen und rückhaltlos hinzugeben. Es war ein Glanz in ihren Augen, eine zärtliche Geschmeidigkeit in ihren Bewegungen, wenn sie, als wäre sie hier daheim, zwischen Zeichentischen und Berechnungstabellen umherging, jenes Beben, halb Zorn und halb Schmachten, das die Siebzehnjährigen prägt, wo immer sie sich hingeben — in Sport, Studien, Ballnächten oder Liebe. Übrigens zeigte sie anerkennenswerte Tüchtigkeit. Ich habe wenige eine Reißfeder und ein Dreieck so handgerecht behandeln sehen wie Majory Lane; ihre Bausen waren berühmt; und bei schwierigen Berechnungen verachtete sie es — wie wir anderen —, sich des Rechenstocks zu bedienen. Frauen erreichen rasch Übung in der Rechenkunst, sie bilden schnell neue Bewußtseinslager für die mechanische Fertigkeit und werden hierin nicht wie Männer von einer neubildenden Phantasie gestört.

Bald stieg ihr Ansehen. Der Vater, stolz auf Majorys Schönheit, Liebreiz und Tüchtigkeit, ließ sie schon 1901 bei Einweihung des neueröffneten Hochtunnels vom Eigergletscher durch die Jungfrau die Firma repräsentieren, und Majory Lane stand auf dem Vorperron von Lane Bros. elektrischer Lokomotive, die feinen Finger um den Hebel des Kontrollors gespannt.



Im Jahre 1902 besuchte Elliot Clyne zum erstenmal Lane Bros. Fabriken. Er hatte im Alter von dreißig Jahren eine der epochemachendsten Erfindungen unserer Zeit gemacht: einen elektrischen Akkumulator von nahezu idealem Modell, von sehr großer Leistungskraft und verhältnismäßig geringem Gewicht. In Amerika hatte er durch den Verkauf von Patenten Millionen verdient. Nun war er zu Lane Bros. gekommen, um mit der Firma wegen Übernahme sämtlicher europäischer Patente zu verhandeln. Elliot Clyne ist kein Amerikaner, er ist nationalitätslos; er ist sein ganzes Leben gewandert, seit er, zwölf Jahre alt, von einer deutschen Brigg in Singapore desertierte. Ich vermute, daß er deutscher Herkunft ist und ursprünglich Klein geheißen hat.

Er war zu jener Zeit ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, aber bereits gezeichnet von einem hitzigen und entnervenden Arbeitsleben: von Not und Entbehrung in früheren Jahren, später von Nachtstudien und tagelanger Arbeit in Laboratorien und Konstruktionssälen — bis die Aufgabe gelöst war und das

Glück ihn traf, schwer wie ein unvorhergesehener Abschluß eines rastlosen Gewohnheitslebens. Und der Bewegungstrieb, der sich bisher in der übermäßigen täglichen Arbeitsmenge ausgelöst, ergriff ihn nun und jagte ihn widerstandslos und heimatlos auf Reisen von Land zu Land.

Er hielt sich einige Monate in Direktor Lanes neuerbauter großer Villa auf, die „Römerburg" getauft und nach dem Plan eines antiken Kastells auf dem alten römischen Lagerplatz nahe den warmen Quellen angelegt war. Wir wurden eine Art Freunde, und treffen mit jahrelangen Unterbrechungen noch jetzt zusammen. Zwischen Majory und ihm knüpfte sich wohl schon zu jener Zeit eine Verbindung, die während seines Besuches im nächstfolgenden Jahre gelegentlich eines Banketts für sämtliche Ingenieure der Fabrik deklariert wurde.

Majory Lane arbeitete indessen wie früher in ihrem Bureau, ohne auch nur auf eine Stunde ihrer täglichen Arbeitszeit Verzicht leisten zu wollen. Elyne sahen wir stundenlang einsam in den Parks umherwandern, oder er saß im Zeichenzimmer, Zigaretten rauchend, und betrachtete seine Verlobte mit schweren Augen, ohne von ihr auch nur einen Blick zu empfangen, der den seinen suchte. Es lag übrigens eine gewisse träge Melancholie über ihm, die häufig irritierend wirkte, wenn ich auch die quälende Ruhestellung, in der er sich befand, sehr wohl begreifen konnte: mit einem abgeschlossenen großen Werke hinter sich und dem unbegreiflichen Wesen eines Weibes als Kompaß für seine Zukunftsbahn.

Ich erinnere mich eines Tages im Juni, da Sarah Lane von rückwärts zu mir geschlichen kam. Sie strich mit ihrer Hand über die meine und schickte sich an, mich auf meinem Gang durch die Werkstätten zu begleiten. „Was habt ihr in diesen Tagen nur vor?" fragte sie. „Ihr seid alle so geheimnisvoll. Seit Majory sich verlobt hat, seid ihr übrigens immer geheimnisvoll, und ich fühle mich ausgeschlossen von allem, was ihr vorhabt."

„Sarah," sagte ich, „wir haben wirklich Geheimnisse. Wir bauen in diesen Tagen einen Wagen, der von dem Elliot Elyneschen Akkumulator getrieben werden soll. Daher ist der Versuchssaal geschlossen; — selbst für Sarah Lane."

„Mein neuer Schwager", fuhr sie fort, „scheint mir überhaupt ein rätselhafter Mensch zu sein. Majory ist weit entfernt, ihn zu verstehen, und ihr Benehmen ihm gegenüber erscheint mir höchst unrichtig. Nun müssen Sie mir aber erklären, worin seine Erfindung eigentlich besteht. Ich bin gewiß nicht ganz und gar unfähig, sie zu verstehen, wenn ich auch nicht so gelehrt bin, wie Majory aus irgend einem Grund zu werden für gut befunden hat."

Ich gab ihr eine populäre und daher nur halbwegs korrekte Erklärung. „Das bedeutet also," schloß ich, „daß der Betrieb von nun an von den vorgesteckten Leitungswegen befreit wird und seine Kraft mit sich führt, wie der Reiter einen Futtersack, wie die Lokomotive einen Kohlenwagen. Elliot Elyne ist ein technischer Revolutionär, sehen Sie, Sarah, denn er haßt die abgesteckten und autorisierten Wege. Aber warum halten Sie ihn für einen rätselhaften Menschen?"

Sie lachte, schwieg aber. Ihre Augen waren ganz ruhig, sie blickten mich mit

einer unbehaglichen Souveränität an, sie waren undurchdringlich und zugleich klar, von dunklen Ringen umgeben. Sie fand mich offenbar nichts weniger als rätselhaft, ich interessierte sie nur in sehr geringem Grade. Zum erstenmal fiel mir auf, daß ihre Stimme in eine tiefere Lage hinabgestiegen, daß das Antlitz verlängert war, ohne ein rechtes Verhältnis zwischen den einzelnen Zügen aufzuweisen; es war bleich, mit einem kleinen bläulichen Stich und guckte aus dem dicken Haarbusch hervor wie aus einem schwarzen Dickicht, unbekümmert und neugierig wie ein Tier, das sich sicher glaubt.

„Das Rätselhafte an Mr. Clyne", sagte Sarah endlich, „ist, daß seine Augen nicht zusammen mit seinem Mund lächeln, daß er nein sagt, während er nickt, um eine Sache zu bekräftigen, daß er meine Schwester immer mit ganz unfreundlichen und sogar ironischen Augen ansieht, — sobald sie seinen Blick sucht. Aber wenn sie sich von ihm abwendet und natürlich böse ist, weil er nicht mit Vorliebe diese ewigen technischen Fragen mit ihr diskutiert (was ich wirklich gut verstehen kann!), dann sieht er höchst betrübt drein. Das ist rätselhaft. Es ist das ganz ähnlich, wie wenn ich nun, nur zum Scherz natürlich, meine Hand mit den Knöcheln ganz dicht einer Maschine nähere, um zu sehen, ob der Strom in mich überspringt — und sie wieder entferne und wieder nähere. Sehen Sie! So!"

„Sarah!" rief ich und faßte ihr Handgelenk. Sie wandte sich langsam von der großen Dynamomaschine ab, vor der sie stehen geblieben war, der lärmenden, veralteten Maschine, die alle anderen bevormundete und deren gerippte Magneträder, anzusehen wie die Unterseite eines Pilzes, krachend umherwirbelten, gleichsam nach jedem schnappend, der in die Nähe kam, während die anderen Maschinen in breiter, männlicher Kraft ruhig in ihren Bahnen liefen.

Sarah folgte mir weiter. „Warum schweigen Sie jetzt?" fragte sie. Aber ich schwieg immer noch, ich war einigermaßen aus der Fassung gebracht von diesem ganz erwachsenen, blasiert verständigen Gesicht auf seinem Hintergrund von düsterer Haarfülle, das mit dem ganz schmächtigen und formlosen Mädchenkörper nicht in Einklang zu bringen war. Es war ein Gefühl, wie wenn man aus der Entfernung das Geschlecht einer des Weges kommenden Person verwechselt hat und sich bei näherem Zusehen genötigt sieht, seine Ansicht richtigzustellen.

„Ach nein," sagte sie, „ich fürchte mich gar nicht vor den Maschinen. Denken Sie nur, wie sehr ich an sie gewöhnt bin. Und doch gibt es Umstände, unter denen ich sie noch nicht gesehen. Ich habe sie nur Nutzen bringen gesehen."

„Dazu sind sie auch bestimmt," sagte ich, „ebenso wie wir Menschen."

Sie schüttelte das kluge Köpfchen. „Dazu bin ich denn doch schon alt genug, um zu wissen, wie unzutreffend und dumm das ist, was Sie da sagen. Wir Menschen haben eine ganz, ganz andere Bestimmung." Sie schwieg einige Minuten. An meiner Seite gehend, vermied sie es sorgfältig, mich zu berühren, richtete aber ihre Schritte genau nach den meinen. Nun versuchte sie einen Ausdruck, den ich sogleich erkannte, und wirklich fragte sie im selben Augenblick:

„Will, finden Sie, daß ich meiner Schwester ähnlich bin?"

„Ja," sagte ich, „unbedingt!"

Sie lachte höhnisch. „Männer sagen immer: unbedingt. Männer haben keinen Sinn für anderes, als was unbedingt ist. Selbstverständlich gleiche ich meiner Schwester noch nicht, aber ich gleiche ihr, wie sie in meinem Alter war, und in drei Jahren werde ich ihr gleichen, wie sie jetzt ist."

„Zweifellos, Sarah!"

„Sagen Sie mir, Will, glauben Sie daran, daß Männer zurückkehren?"

„Was meinen Sie mit zurückkehren?"

„Ich meine, ob Sie glauben, daß Männer dahin zurückkehren, wo sie ursprünglich suchten — was sie ursprünglich suchten?"

„Ja, Sarah, daran glaube ich. Männer bleiben dem Typischen treu: insoweit kehren sie zurück. Aber, Sarah, Männer haben Wünsche, von deren Heftigkeit Sie, wenn Sie selbst älter und noch klüger werden, als Sie bereits sind, niemals die entfernteste Ahnung haben werden."

„Schön", sagte sie, offenbar ohne meiner letzten Bemerkung das geringste Interesse zu schenken.

Wir waren einstweilen bis zum Versuchsgebäude gekommen und begegneten hier Direktor Lane, der auf dem Heimwege begriffen war. Sarah hing sich in ganz kindlicher Art an seine mächtige Imperatorengestalt, und er hob sie, ihre Handgelenke ineinanderfassend, einige Zoll über die Erde und gab ihr Erlaubnis, den verbotenen Verschlag zu betreten.

Da stand auf einem Block von schwerem Eichenholz der Unterteil des neuen Motorwagens Flying star mit seinen langen zylindrischen, torpedoähnlichen Akkumulatoren von Elliot Clynes Patent. Der Werkführer, David Hitz, der später bei der großen Wettfahrt Flying star führte, leitete die Montage. Auf einer Bank saß Majory Lane und sah zu, indessen Clyne sich in seiner sonderbar verdrossenen Art in den niedrigen Fensterrahmen gesetzt hatte. Dort saß er und sah gedankenverloren vor sich hin, während er mit den großen entblößten Zähnen in eine kalte Pfeife biß.

Majory wandte sich sogleich um.

„Will!" sagte sie, „Elliot hat erklärt, Flying star bei der großen Weltkonkurrenz im Juli nicht fahren zu wollen, obwohl er selbst die Maschine erfunden und gezeichnet hat, und obwohl sie beim Rennen meine Farben tragen soll."

„Nein", sagte Elliot Clyne. „Dergleichen überlasse ich irgend einem gemieteten Jockey."

„Elliot Clyne fürchtet sich", sagte Majory ohne Hohn in der Stimme. „Er wird einen anderen, einen mutigeren als Führer von Flying star sehen." Und sie beugte sich vor zu dem Werkführer, der soeben sein ganzes Gewicht über einen Schraubenschlüssel gelegt hatte, um ihn in eine widerspenstige Schraubenmutter zu zwängen.

Elliot Clyne betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen. „Schön," sagte er auf englisch, „laßt ihn doch Flying star fahren. Er ist offenbar geeignet zum

Jockey und Gladiator. Er hat zweifellos das Vorwärts in seinem Blute, während in unserem das Zurück pocht — aus Furcht oder vielleicht aus Neugierde. Für diesen Typus hat unsere hitzige und sinnliche Zeit gute Verwendung. Die Arbeit, die wir mühsam in unseren Laboratorien und Studierzimmern leisten, wird, wie es mir scheint, Verschwenderhänden als Spielzeug übergeben. Einerlei! Mir genügt es, die Arbeit getan und ein Mittel geschaffen zu haben; damit ist meine Aufgabe zu Ende. Ein Mittel zu gebrauchen, scheint mir etwas Armseliges, selbst wo es einen Rekord in den Weltrennen gilt. Aber mit Frauen ist es ein ander Ding: sie beugen sich erst, wo sie — die Wirkungen eines Mittels vor Augen sehen!"

Majory entgegnete nichts; sie sah ihn nicht an, es schien, als fühle sie nicht einmal, daß er ihr nahe war und gesprochen hatte. Sarah aber hatte sich dicht an ihn herangeschlichen, ihr Ärmel strich an dem seinen hin und ich sah einen leichten Schauer über ihre Wange fahren.

Der Werkführer, der nichts von dem Gespräche verstanden, stand immer noch über seine Arbeit gebeugt. Es war wirklich etwas von der kalten und gesammelten Energie des Jockeys in seinem mageren, glattrasierten Gesicht. Die Augen lagen stupid und dennoch gebietend wie in einer Verengung zwischen den rußigen Lidern; und der gekrümmte Rücken, dessen Muskulatur bei jeder Bewegung unter dem dünnen Hemde heftig wogte, sowie die keulenartigen Arme eines Faustkämpfers, die ihm nun, da er sich erhob, von den Schultern hingen, schienen wie eingerichtet, ungeheure Lasten zu tragen. Er stand, den zyklopischen Körper halb von dem Feuerschein der Esse, halb von dem blauen Tageslicht beleuchtet, und wartete auf einen Befehl.

Unberührt von Elliot Clynes letzten Worten saß Majory da, die Hände um die Knie gefaltet und den Blick starr auf David Hitz geheftet, der immer noch halb abgewandt stand, unbeweglich wie eine eingestellte Maschine; allmählich aber schien er gleichsam unter den Einfluß fremder Kräfte zu geraten, er schüttelte sich wie ein Roß, das das Gebiß spürt, er hob rasch den Blick und sah Majory Lane in die Augen. Mehr als eine Minute regte sich keiner von ihnen. Das gewohnte dumpfe Dröhnen der Maschinen, das rhythmische Klappern der Schmiedehammer hinderte nicht, daß diese Minute uns vollkommen lautlos erschien, wie eingezwängt in eine heftige Spannung, die jeden von uns unbeweglich an seinen Platz bannte.

Und just, als dieser Zustand mir unerträglich zu werden begann und ich mich entschloß, ihm ein Ende zu machen, kam das ohrenbetäubende Schrillen und Gellen der Fabrikspfeifen durch die Werkstätten gefahren und riß wie ein heulender Sturmwind die Arbeiter von ihren Amboßen und Drehbänken. Und der große Werkführer schob langsam den einen Fuß vor, hob schwerfällig den anderen, wandte uns mit ungeheurer Anstrengung den Rücken zu und ging.

Elliot Clyne hielt meinen Arm fest gepackt, während wir alle vier über die Fabriksplätze schritten. „Haben Sie gesehen?" raunte er. „So wählt sie beständig

Extreme, die meine größten Gegensätze sind, wie um eine Art Balance zu erzielen, in welcher keines von uns die Oberhand gewinnt. Sie will nicht nachgeben und sich mir unterordnen, vielleicht weil sie weiß, daß ich es nicht würdigen würde, wenn sie es täte." —

Ich ging hierauf an Majorys Seite und suchte ein Gespräch in Gang zu bringen, aber jedem meiner Versuche, ihr näher zu kommen, begegnete ihr ganz undurchdringliches Lächeln. Wir kamen durch die Gießerei, wo die Arbeit noch nicht beendigt werden konnte. Die schwere korbförmige Gießpfanne kam lautlos durch den Saal daher, geführt von dem großen Laufkrahn, der unter den Schmelzofen schwenkte, dessen Brustplatten, gleichsam zugeknöpft von den schwarzen Bolzenreihen, dumpf herausschauten aus der rauchbraunen Finsternis.

Ein Mann trat vor mit einem langen Stabe und schlug den Lehmpfropfen aus dem tutenförmigen Spundloch des Ofens, und mit einem plumpen Stoß spritzte der Feuerstrahl heraus und ergoß sich pulsfest in den offenen Eisentrichter. Und der Raum lag wie bei einem mystischen Opferfest in schwefelgelbe fette Dämpfe gehüllt, die Luft war prickelnd und tropisch feucht wie in einem Treibhaus.

Majory wandte ihr Antlitz mir zu, und ich sah, daß Tränen in ihren Augen standen. „Ach, Mr. Ziel", flüsterte sie, „ach Will! Keiner versteht meine grenzenlose Einsamkeit!"

Rasch entleerte die Fabrik ihre fünftausend Arbeiter durch alle Ausgänge. Ein langer Streif von Menschen, die von weitem in ihren blauen Blusen von je zwei schwarzen Koboldеn getragenen Säcken glichen, wurde durch die Alleen und über die Limatbrücke herausgestoßen gegen die langen barackenartigen Kasernen des Arbeiterdorfes. Während wir heimgingen, gerieten wir in den Strom dieser ducknackigen, aber recht munteren Menschen; sie drehten die Gesichter über die Schulter, während wir sie einholten, und nickten Majory kameradschaftlich zu. Es lag eine leichte Röte über ihrem Gesicht; mit freier und schöner Haltung schritt sie dahin in ihrer halb sportsmäßigen Tracht, einen Kittel aus Rohseide offen über den Schultern. Sie nickte den Leuten zurück, ihre Augen strahlten von Heiterkeit und Güte. Und Elliot Clyne, der nun wieder an meiner Seite war, machte mich darauf aufmerksam:

„Sehen Sie doch, wie leichtsinnig und vernunftwidrig die Frauen so kostbare Gaben verteilen wie ein Nicken, ein Lächeln. Sie hat doch mit diesen Menschen nichts gemeinsam! Ja, sie ist infolge ihrer Stellung und ihres Reichtums ihr bitterster Feind. Aber was ist Stellung und Standpunkt für ein Weib! Ein Weib ist allein von seinen Organen abhängig und daher ein Glücksgut, dessen völliger Besitz für uns vernunftgehemmte Männer ganz unerreichbar ist. Sehen Sie, da zieht diese Sklavenschar an ihr vorüber, geduckt und abgebraucht, und sie lächelt ihnen zu!"

„Worauf hoffen wir im Grunde," fuhr er fort, „wir Männer, die wir Zeit und Menschen fördern wollen? Acht Jahre arbeitete ich an einer Maschine, die im Dienste des Fortschritts zu wirken bestimmt ist. Ich sah ein ungeheuer großes

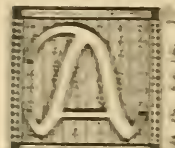
und menschliches Ziel vor meiner Arbeit. Und nun — nun sehne ich mich nur nach einem: nach einer Marmorvilla hoch über einem Abhang bei St. Remo, mit sonnenwarmen Terrassen hinab in das Mittelmeer, nach Frieden und Ruhe und fächelnden Palmen! Und keinen Menschen auf Erden gibt es mehr für mich als Majory — Majory, die ich liebe und von der ich noch durch tausende Meilen der Öde geschieden bin!"

Wir näherten uns dem mauerumhegten Park der Römerburg. Wir passierten die Kurhotels, deren grünschleimige Fundamentquadern sich aus dem Gischtsturz des Limat erhoben. Mitten in den Wirbeln stiegen gelbe Rauchwölkchen auf aus den warmen Quellen, die in das Flußbett münden. Und die Promenaden daher kamen die Kurgäste, Arm in Arm oder in Rollstühlen geführt, herabgekommene und widerwärtige Typen — alte geschminkte Damen, die die Knotenformen der Gicht an Nacken und Handgelenken unter Spitzenschals versteckt hielten, rhachitische Kinder mit rokokoartigen Säbelbeinen, erblich belastete, leichenblasse Schwächlinge mit eingefallenem Nasenbein und Lebemänner aus Wien und Paris, die ihre Leiden in den warmen Schwefelbädern pflegten.

„Sehen Sie," sagte Elliot Elyne, „hier gingen schon vor zwei Jahrtausenden dieselben hinfälligen harnsäurekranken Patienten oder andere, behaftet mit Luës und Rückenmarksleiden, die sie sich, bekränzt und togageschmückt, begleitet von ihrer Dienerschaft und den Auserwählten ihres Harems, in dem mondänen Leben des antiken Rom geholt. Und da unten im Tale, wo die Fabriken nun stehen, lag die römische Kolonie, wo die Sklaven in Weinbergen oder Schmieden arbeiteten — eine fünftausend Mann starke Schar in blauen Leinenblusen, sowie wir sie heute sahen; in den warmen schwefelwasserstinkenden Badewannen lagen Millionäre und suchten Linderung wie heutigentags, und ihre Sklaven waren ducknackig und robust wie die, die eben an uns vorüberzogen. Und sie veranstalteten Kämpfe und Wettrennen da unten in diesem amphitheatralischen Tale, und es war wohl auch unter ihren Weibern Mode, die zyklopischen Gliedmaßen der Gladiatoren zu bewundern und von ihren kurzlinigen Jockeygesichtern zu träumen. Wiederholungen, alles Wiederholungen! Jene Kultur sank. Die Sklaven brachen ein und vernichteten sie. Die Plebejer zerstampften sie, als die Herren sentimental und christlich wurden und dem Fortschritt auch in ihrer Welt Eingang verschafften. Wir sind zu freigebig — wir bewundern zu offen, zu plebejisch offen, diejenigen, die die sicheren Zeichen des Sieges an sich tragen. Auch in unseren Zeiten hat ein Gladiator die größten Chancen, uns unsere Macht und namentlich unsere Frauen zu rauben und durch diese mehr als unsere Macht. Nein, ich sehe kein Vorwärts mehr, bloß unvermeidliche Kreisläufe, an denen ich nur mit Widerwillen teilnehme. Ich verteile keine Almosen mehr; übrigens befinde ich mich offenbar unter einer rapid verlaufenden Depression und aus einem anderen naheliegenden Grunde auf rascher Fahrt — bergab!"

Majory, die voranging, löste ihren Arm aus dem der Schwester, wandte sich um und sah Elliot Elyne lange an. „Mon ami," sagte sie und lächelte mit

einen Blick voll Schwermut und Güte. Sarah Lane nahm meinen Arm. „Ich will," flüsterte sie, „immer aber, immer verdient meine grenzenlose Einsamkeit."



ls Elliot Crane eines Vormittags, nachdem er bei Direktor Lane gefrühstückt, zu mir kam und mir eine Partie Billard drüben im Klubgebäude der Ingenieurs vorschlug, begriff ich sogleich, daß er eine Gelegenheit suche, mir neue Mitteilungen über seine inneren Angelegenheiten zu machen. Studien- und Wanderjahre hatten ihn von jedem engeren Seelenleben ausgeschieden, ihn zum Spezialisten in einem einzigen Zweig der Wissenschaft gemacht, ihn von allem übrigen Denken ausgeschlossen. Nun in der Kolonie, durch die Nähe eines Weibes zu sich selbst zurückgezwungen, war er ungeschickt und unerfahren mit den Schwierigkeiten des Gefühlslebens. Er betrachtete in naiver Weise seine privaten seelischen Vorgänge als allgemeingültig und war weit entfernt zu bemerken, daß ich ihn als Zuhörer mißachten konnte, als ich ihm beobachtend und nicht bloß teilnahmsvoll gegenüberstand.

Wir schritten am Gartenplatz an Frau Lane vorüber, die in Plaids verpackt auf einem Liegestuhl aus Bambus ruhte. Bei ihrem Ellbogen stand ihr Charles vor einem niedrigen Schemel aus Goldlack, auf welchem er den feinen duftenden Tee in zwei eierschalendünne Tassen schenkte, eine für seine Herrin, eine für sich selbst. Ihre ringbeschwerte weiße Hand lag träge ruhend auf dem glattrasierten Schädel des Dieners, dessen schiefe Augen sich blitzschnell nach uns drehten, um der Regel in einem Schlaf überzugehen.

Die beiden jungen Damen hatten wir an diesem Tage noch nicht zu Augen bekommen, und Direktor Lane dachte zu jener Zeit an nicht viel anderes als an sein chinesisches Klavier, das er sich zu seinem Privatvergnügen konstruiert hatte und nun tagelang, um die Töne mit dem Geräusch der arbeitenden Schmieden, seine abwechselnden Rhapsodien herunterhämmern ließ.

Wir durchschritten die Loggien der Römerburg. Die mächtigen Mauerkronen der Villa stiegen mit ihren roten Ziegeldächern hinauf in die blaue Luft. Unten in den Loggien und über die Terrassen rankte sich wilder Wein und Glyzinen in schweren Büschen, und die Parkwege entlang standen in schwarzen Säulenreihen die Zypressenstämme, die spitzen Kronen gleich zugespitzten Samtfahnen gegen den Himmel gerichtet. Die Rasenflächen lagen in einer weißen Steineinfassung am Fuße der Terrassen wie eine durch die Erdbeben verloren in den leeren Raum geschlagene Lücke, und der narkotische Duft der japanischen Blumenbeete und der Rosenhügel in den Beeten und der schwarzen Kolben blühender Bananenstauden längs der Gänge füllte die Luft mit einem weichlich süßen und berauschenden Hauch.

„Sehen Sie doch", sagte Elliot Crane, „eines Vampyrs Villa! Eines echten meines Vorbildes Gartenanlage in der Kolonie! Ich fühle den Druck des ganzen Namens, all der lebendigen Waffen auf mir lasten. Und möchte doch frei, mit aufrechten, unbeschwerten Schultern dastehen wie Charles Lane, der sich es ja auch neuerdings vergönnen darf, mit seinen Millionen zu protzen."

Im Billardsaale waren die großen Verandascheiben, die die eine Wand bildeten, in ihren Rahmen hinaufgeschoben, die breiten mechanischen Persiennes aber waren herabgelassen, und der Saal schwamm in dem grünen Dämmerlicht des durchsickernden Hochsommertages. Wir blickten einige Zeit, ohne zu sprechen, auf die weißen Beinkugeln, die auf dem grünen Boden des Billards lagen wie runde [illegible]. Die Hitze wirkte lähmend auf mich, und der Ball zögerte träge auf meine schwachmarkierten Stöße. [illegible] Clame dagegen spielte rasch und nervös mit einer Leidenschaft für Gewinn und Verlust, die ihm sonst nicht ähnlich sah. Das glattrasierte Gesicht spannte sich in den Backen von den Nasenflügeln zum Munde herab sich schnürenden Linien, die Haut erhielt durch den Widerschein des Billardtuchs einen fischartig fahlen Stich, und die kleine kreisrunde Tonsur in der Mitte seiner Kopfhaut zog auf eine eigene unheimliche Art die Spitze meines Queues an sich.

Endlich begann mein Partner zu sprechen — in dem Augenblicke, da er beim Kaminsgesimse stand, um sich ein Glas Eiswasser einzuschenken.

„Mir ist gestern abend etwas passiert," sagte er, „das mich peinlich berührt und nicht dazu beigetragen hat, die aufsässigen Kräfte zu ordnen, die gegenwärtig in meiner Seele ihr Spiel treiben.

Ich fahre also des Morgens in Geschäften nach Zürich. Ich kehre erst mit einem der Abendzüge zurück, bin drüben in der Fabrik beschäftigt und habe somit keine Gelegenheit, Majory kaum zu sehen, die ja, wie Sie wissen, des Tages über in den Zeichensälen arbeitet. Um acht Uhr pflege ich Majory bei dem großen Karpfenteich im Parke aufzusuchen, wo sie des Morgens ihre Skizzen ausgelegt hat.

Gestern abend um acht Uhr öffne ich die Türe zu der kleinen Strohhütte, die auf Pfählen in das Wasser hinausgebaut ist, und nenne Majorys Namen. Es ist verfinstert in der Hütte. Ich sehe indessen eine der vielen Spalten im Bretterwerk von einem Schatten verfinstert und fühle eine Hand nach der meinen tasten. Ich spüre die Wärme von der Wange eines Weibes ganz dicht an meiner Wange. „Majory", sage ich, erhalte aber keine Antwort. Ich will wieder sprechen, aber meine Lippen werden geschlossen. Jawohl, meine Lippen werden von einem heißen Mund geschlossen, der sich fest an den meinen drückt. Ich fühle Arme sich um meine Wangen legen. Ich spreche, aber auch jetzt erhalte ich keine Antwort. Ihr Körper ruht jetzt in meinen Armen mit einer Hingebung, die ich früher nie gekannt, und unwillkürlich lasse ich sie fahren. „Majory!" flüstere ich. Ich denke, das unglaubliche sei geschehen: Majory habe sich selbst in meine Arme geworfen, ihre Selbständigkeit aufgebend, uneingedenk ihrer [illegible] und ihrer Zurückhaltung, um sich mir hinzugeben — Majory, jeder anderen Rücksicht vergessend, bezwungen von ihrer eigenen Leidenschaft. „Majory!" rufe ich. Aber niemand antwortet. Und rasch windet sich die Gestalt aus meinen Armen. Ich höre die Türe hinter mir knarren und weiß nun, daß ich allein bin.

Ich bin unsicher und gedankenvoll, zugleich erregt und brennend heiß nach

dieser Begegnung. Ich gehe langsam hinüber in die Villa und begebe mich auf die Veranda. Da sitzt Majory, noch in ihrer Jacke, auf einem Stuhl und sieht sich, während ich eintrete, mit halbem Blick nach mir um.

„Du hast wohl heute umsonst auf mich gewartet", sagt sie auf ihre trockene, überdeutliche Art, die sie hie und da anzunehmen liebt. „Wir haben dieser Tage in den Zeichensälen viel zu tun, und ich bin eben erst heimgekommen. Aber Flying star steht zur Abfahrt bereit, und David Hitz hat versprochen, den Wagen zu fahren."

Ich höre Majory nicht gerne von Maschinen reden. Derlei Dinge gehen Frauen nichts an. „Du warst also heute nicht bei deinen Fischschnüren?" Und um sie wegen ihrer plötzlichen Koketterie nach dieser Begegnung vor wenigen Minuten zurechtzuweisen, füge ich hinzu: „Ich hatte auch gar nicht erwartet, dich dort zu treffen und kam von der Fabrik gleich hierher."

Majory lächelt hierauf listig, ungefähr wie wenn eine Eidechse ihre zweiteilige Zunge spielen läßt und sagt: „Gut, daß du nicht hinkamst. Schwesterchen Sarah hatte mir versprochen, nach den Schnüren zu sehen. Eben kam sie zurück und erklärte, sie habe alle gefangenen Fische von meinen Haken freigelassen."

Ich wandte mich rasch um. Und hinter mir sehe ich Sarah an den Türpfosten gelehnt, noch atemlos nach dem Laufe, die Hand fest an die Hüfte gepreßt, sehr bleich und mit einem unbeschreiblichen, benommenen oder eher gierigen Zug um den Mund. Und ich sehe mit Verwunderung und Unruhe ihre Augen auf mich geheftet, flammend von einer ganz unverschleierten Leidenschaft.

Majory aber lacht. „Alle Angelhaken sind leer!" wiederholt sie.

Ich jedoch bin bestürzt, erschüttert, mehr als Sie vielleicht begreifen werden, ich wende mich und gehe."

Ich ließ ihn fertig erzählen. „Ja, lieber Elliot Clyne", sagte ich. „Ich kenne Majory Lane besser als Sie und Sarah Lane besser als Majory. Sarah, dieser sechzehnjährige Satan, ist durchaus kein Scherz für einen erwachsenen Mann. Ihr wildes Temperament wird einmal sie selbst oder jedenfalls einen anderen zugrunde richten. Mit Majory aber steht es schon jetzt schlimmer."

„Jawohl", sagte er. „Mit Majory steht es schlimmer. Sie hat sich eines Mannes Beruf und Tätigkeit erwählt, obwohl sie nicht unabhängig ist von ihren weiblichen Organen. Als Kamerad in meinem Arbeitsfeld dünkt sie mir eine Karikatur meiner selbst, und ich bedarf keines falschzeigenden Hohlspiegels, wohl aber eines stimulierenden Nervenstachels oder auf alle Fälle eines Kissens, wenn ich müde bin und ruhen will. Aber die Frauen wollen wohl gar nicht in erster Reihe Männer. Wie alle Unzivilisierten glauben sie, erotisch und religiös, an jeden Gegenstand, dem sie aus irgend einem Grunde besondere Kraft zuschreiben. Für Majory bedeuteten die Maschinen mächtige Fetische, deren Gewohnheiten und Wege sie wohl studiert hat, aber deren elementare Wesenskraft sie anbetet — wie sie die robuste, rohe und ganz bloßgelegte Kraftpotenz in einem Jockey, einem Gladiator verehrt. Sie begehrt Schmerz: dieser unmenschlichen Gewalt zu

unterliegen; sie schmachtet nach Umarmungen, die beinahe töten. Nein, für die Augen der Weiber ist die Welt erfüllt von ungeheueren fürchterlichen Fetischen — und nebenbei von einer Menge kleiner bequemer Sächelchen, aus denen sie mit größerer Schlauheit als wir täppischen Männer ihren Vorteil zu ziehen verstehen. Und für einen Mann ist es ein niederdrückendes und schwächendes Bewußtsein, nicht einer — und am liebsten der bedeutendste — dieser Kraftinkarnationen zu sein, die ein Weib emporhebt und vergöttert. Majory sah, daß ich ein großes Werk vollbracht, und sie erwählte mich. Aber seither hat sie mich abgespannt, herabgestimmt, in einer Pause der Zweifel gesehen. „Mehr!" ruft sie. „Mehr!" Und da ich mit Skepsis und sogar mit starrem Pessimismus antworte, sucht sie weiter, sucht sich nun neue Fetische. — Als es sich erwies, daß nicht der Mann der Gott war, sucht sie sich Gott anderwärts. Nein, es sind nicht just Männer, die von den Frauen geliebt werden!"

„Majory hält sich fern, um stärker zu wirken", fand ich zu sagen für richtig. „Und wenn Frauen sich andere Kleinodien suchen neben dem einen, geschieht es bloß, um ihre Fähigkeit zu lieben nachzuweisen — und hierdurch besser anzulocken. Und ist nicht tatsächlich ein Weib, das sich uns entzieht, stärkstes Stimulanz? — Indessen denke ich, daß Sie binnen kurzem Ihren Mißmut in einer neuen Arbeit neutralisiert haben werden."

„Dies ist ein ander Ding", sagte er; er schwieg, sann eine Weile vor sich hin, die Blicke auf einen Punkt nahe dem Fenster heftend, wo ich nichts sah, und fuhr dann laut fort: „Vielleicht liebe ich Majory gar nicht als die, die sie ist, sondern wie man einen Gedanken liebt, der noch nicht geschaffen, oder eher wie eine halbentwickelte und heimliche Idee, zu der man immer wieder zurückkehrt, wie einen verschleierten und unbegreiflichen Typus, den man nie klar zu sehen wünscht — vielleicht liebe ich sie bloß wie ein schwaches und verblaßtes Porträt, wie ein Elfenbeinprofil — einer anderen, die ich liebe."

„Nun," sagte ich, „Elliot Elyne, ist die Reihe zu spielen an Ihnen, und Ihr Ball liegt preß an der Bande."

Statt aber seinen Stoß zu tun, tat er rasch einen Schritt vor und drückte mit der Spitze seines Queues auf eine Feder, die die breite herabgezogene Persienne bewegte. Mit einem Klatsch fuhr die Gardine empor und in das funkelnde Sonnenlicht gebadet, sahen wir Sarah Lane dicht vor der niederen Ballustrade stehen, das Profil uns zugewandt. Ihr Ohr war ganz offenbar von dem schweren Haarbusch befreit, um zu lauschen. Ihre Augen aber waren vor sich hingerichtet, ausdruckslos und klar. Sie ging fast im selben Augenblicke weiter, leise summend wie in leichten und behaglichen Gedanken.



Es ist im folgenden Monat, am 10. Juli. Das große Automobilrennen Paris—Wien kommt an diesem Tage vorüber. Der neue Akkumulatorwagen des Elliot Elyneschen Modells nimmt Teil.

Die Frontseite der Fabrik gegen die Hauptstraße ist tannenbekränzt und mit den Farben des Kantons Zürich geschmückt.

Die Straße läuft hier längs des reißenden, noch gletscherbeeisten Limat, der oberhalb der die Fabrik treibenden Turbinen in einem langen schrägen Gischtstreifen abfällt. Vor dem großen Haupteingang steht der Tisch des Kontrollkomitees. Dort haben wir unseren Platz. Wir wechseln den ganzen Tag ab. Charles Lane hat für sich und seine Damen einen Balkon über der hohen Steinmauer bauen lassen.

Wir erhalten etwas vor fünf Uhr morgens ein Telegramm aus Zürich: Die ersten Maschinen sind passiert! Nun warten wir: in wenigen Minuten werden sie hier sein. Sie sind bei Tagesgrauen von Basel gestartet. Nun sind sie hinter den Bergen in rasendem Wettlauf. Aber den Automobilen voran fahren die Gerüchte: Vier Menschen sind unterwegs verunglückt. Henri Rotschild liegt tot in Langres und der Weltrekord ist erreicht mit hundertundzwanzig Kilometern in der Stunde.

Längs der Straße stehen die festtäglichgekleideten Bürger der Stadt mit ihren Damen. Grünuniformierte Polizeimänner halten die Bahn frei. Auf den Dächern der Fabrik, auf Eisenbahnwagen und Materialhaufen stehen unsere Arbeiter, um zuzusehen. Der Betriebschef Daniel Weber tritt zu uns, eilig und atemlos, das Emblem des Pariserklubs auf der Mütze und die gelbe Kontrollbinde um den Ärmel, und ruft laut in die Menge, man möge mehr Platz schaffen. Es müßten wohl noch ein paar Menschen mehr zerstampft werden, ehe die Leute von der Stelle gingen. Er liest Elliot Clyne und mir Telegramme vor — aus französischen, aus schweizerischen Stationen. Da kommt Sarah mit schleichenden Schritten aus der Gitterpforte der Villa und hängt sich mit einem Sprung an seinen Arm. Sie lächelt nicht, ihre Brauen sind in einem sonderbar gewundenen Schlüssel geschürzt. Ihre Augen erinnern an Notenpunkte, die von einer kohlschwarzen Linie durchstrichen sind, das Gesicht ist mager, und unter dem übermäßig kurzen gelben Rohseidenkleide kommen lange Spatzenbeine zum Vorschein. „Kommen sie?" murmelt sie zwischen den Zähnen. „Sind sie schon in der Nähe?"

Die Schwester sitzt zurückgelehnt in dem Automobil ihres Vaters, das beim Fabrikstore steht. Dann und wann begegnet ihr Blick Elliot Clynes zornigen Augen, und dann zeigt sie die Zähne, ohne daß ein richtiges Lächeln sich formen will. Sie hält die Finger um ihren Kodak gepreßt: das Objektiv ist auf Blitzverschluß eingestellt.

Die Menge wird ungeduldig, erregt, die Spannung hat alle ergriffen. Es gilt den letzten Weltrekord, eine Wettfahrt, die jede modern empfindende Seele erregt verfolgt, ohne um Gründe oder Zweck zu fragen: Paris—Wien über alle Berge hinweg in zwei Tagen — in weniger als zwei Tagen.

Der Morgen ist klar. Im Westen leuchtet der ferne Alpenschnee und der leichte Wind führt Heuduft in die Straßen herein. Die Wärme kommt in Wogen daher, es ist erst sechs Uhr.

„Platz! Platz!"

Oben bei der Straßenbiegung weht eine gelbe Fahne; sie flammt kräftig in der Sonne. Der Menschenhaufen zieht sich zusammen, alle Gesichter heben sich

der Sonne entgegen. Die Zuschauer oben bei der Straßenecke verdichten sich zu einem Klumpen, zerstreuen sich dann und kommen herabgelaufen. Die gelbe Flagge schlägt wild ihr Signal. Eine große Staubkugel brodelt hervor, wie Rauch aus einem Geschützrohr, wächst an. Und der Staub nimmt neue Formen an, festigt sich in Flächen, in breite Bögen, und aus der grauen Masse gießt sich ein großer schwerer Koloß, eine Wagengruppe mit zwei Bronzemännern am Steuer. Es ist ein niedriger Wagen, der nun mit verminderter Schnelligkeit herankommt, mit einem langen kantigen Steven, der aussieht, wie der Widder eines Kriegsschiffes. Nun ist er da. Halloh! Mit einem Ruck steht er.

Dampf dringt kochend aus den Ventilen, und es siedet und zischt in einer Klappe. Die Maschine steht still, steil und schwer, scheinbar unfähig, je wieder in Gang zu kommen. Und wie über den Kiel eines Schiffes winden sich bandwurmartige Rohre an ihren Seiten hinab; der Straßenkot hängt in Tropfsteinformen von den Schirmen. Der Staub hat alles gepudert; nur hie und da grinst die rote Lackfarbe hervor.

Die Kontrollore gestikulieren. Ingenieur Weber schreit in schlechtem Französisch seine Fragen hinauf. Die Menge wimmelt dicht um die Maschine. Sarah Lane aber ist auf das Trittbrett gestiegen, um den Chauffeur mit den Staubbrillen zu sehen. Und nun heben sich die beiden stummen Gestalten von ihren hohen Sitzen, wälzen sich vor, schrauben sich zum Boden hinab, wie gepanzerte Reiter, die vom Sattel steigen.

Wie ein Harnisch liegt das Wachstuch um ihren Körper; Staub raucht daraus empor. Und sie starren mit todmüden und hohlen Blicken durch die Glasaugen der Maske. Aber die Rastlosigkeit besiegt ihre Ermattung: in einer Minute müssen sie weiter — viele tausend Kilometer weiter.

Rasch, Wein her. Wie lang ist es nach Luzern? Wer ist voran? Nun schnell: Telegramm nach Paris, nach Belfort. Und Wein! Wein!

Sie reißen die nassen Lederlappen vom Munde und trinken den hellen Goldwändler aus der Karaffe.

Die Kontrollore zählen laut die Sekunden. Eine halbe Minute noch! Da kommt der Chauffeur gelaufen mit einem Eimer, den er über die Maschine stürzt; das Wasser trieft, schleimig von Staub, über Radnaben und Rohre.

„Platz! Platz!“

Sie schreien und gestikulieren, stampfen in den dicken Straßenstaub, der aufstöbert, ihnen in die Nase kitzelt und sie zu niesen zwingt: die Sonne sengt ihre Schultern. Platz! Platz! Im Nu ist der nächste Motor da. Sie packen die vordere Maschine, zehn der Fabriksarbeiter schleppen sie, keuchend vor Anstrengung, an den Straßenrand hinüber. So! Und nun Start! Stöhnend setzt sich der erste Wagen in Bewegung, scheint sich nach einem Anlauf zum Sprung zu sammeln, hält an und ist plötzlich fort wie ein Schuß. Sarah Lane ist ihm seitlings ein Stück gefolgt, die Arme unter dem gestreckten Rücken verknotet. Nun kehrt sie zurück und lehnt das Kinn an meine Schulter. „Will,“

sagt sie, „oh Will! So hier zurückbleiben zu müssen! Gleich sind sie auf der Eisenbrücke über dem Limat. Wenn sie nun herabstürzten!" Sie klammert sich an meinen Arm, ihr Atem geht keuchend. Dann reißt sie sich los, um die nächsten Maschinen kommen zu sehen. Vier, fünf sind nun da, und in unendlicher Reihe folgen sie. Siebenhundert Wagen nehmen teil.

Majory kommt von ihrem Wagensitz herab und auf mich zu. „Will", sagt sie. „Unsere Maschine, — der Motorwagen unserer Fabrik — ist noch nicht da. Er ist nicht voran. Er ist nicht voran. Flying star ist nicht unter den Gewinnenden!"

Ihr Vater wendet sich nach ihr um und lächelt. „Majory," sagt er, „beunruhige dich nicht wegen meiner elektrischen Maschine. Die Automobile haben nicht gleichzeitig gestartet. Vor einer Stunde dürfen wir sie nicht hier erwarten." Sarah klammert sich an des Vaters Arm. Er hält sie um den Nacken gefaßt, berührt ihr Kinn, läßt sie aber plötzlich los und blickt verwundert auf seine Hand, in die sie ihn blitzschnell in zorniger Energie gebissen hat. Und im selben Augenblick läuft sie von ihm und mit ausgebreiteten Armen dem kommenden Wagen entgegen, den sie genau auf dem Zielband anhalten will, zwei Ellen bevor er sie erreicht hat.

Die Flaggensignale wehen unablässig. Nacheinander kommen die Maschinen oder Seite an Seite in sausender Wettfahrt, mit einem Biß der Räder in den Schotter der Straße jähe innehaltend.

Kolossale achtsitzige Wagen kommen angepustet — immerhin noch geräuschlos im Verhältnis zu ihrem enormen Gewicht. Sie haben pneumatische Reserveräder an den Hinterschlag befestigt wie Geschützwagen. Und in ihrer Staubschleppe fliegen Motorzyklen mit klappernden explosiven Stößen — gleich Husaren, die eine flüchtende Artillerie verfolgen. Sie halten in einer Kurve inne, und die Reiter rutschen vom Sattel und stehen da in gestreifter Wolle, die über die Brust weiße Rippen zeichnet. Das Gesicht mit den schwarzen Brillen ist weißgestäubt, die Ohren sind mit Staubkuchen gefüllt, Haar, Nacken, alles weiß wie Knochen; sie stehen taumelnd da in ihren Lederpanzern, mit auf die Brust herabhängenden Leichengesichtern. Und die Räder lehnen an den Bäumen der Allee, anzusehen wie Gerippe von Husarenpferden mit Sattel und vollem Gepäck.

Die Wagenführer drängen sich um die Tische und winken mit gelben Kontrollzetteln, lange Tabellen werden notiert. Und einstweilen kommen die Maschinenarbeiter und schleppen Champagnerkörbe aus der Fabrik herbei. Man toastet und lärmt.

Ein kleiner Pariser sinkt vor Anstrengung ohnmächtig von seinem Sitz herab. Man zerrt ihm den Wachstuchkittel über den Kopf und reißt die Maske weg. In seinen Mundwinkeln quillt Blut, und das feine Dekadentengesicht mit dem dichten schwarzen Bart, der viereckig ist wie der der altpersischen Könige, zeigt eine wachsgelbe Farbe. Man zwingt ihm Champagner auf, er aber springt empor, ficht mit den Armen — will weiter, reißt sich los und taumelt auf den Sitz hinauf. In seinem Blick ist Desperation.

„Paris — Vienne! Paris — Vienne!" keucht er und entfaltet während des

Fahrens die Trikolore in der stiebenden Luft. Seine Maschine ist vom Tode gezeichnet, wie er selbst — das Steuerrad gebrochen, die Bremse mit einem grünen Zweig festgebunden. Große Büschel frischen Heus flattern aus Speichen und Schirmen. In rasender Hast schlingert die Maschine ihres Wegs. Mitten in der Stadt erhebt sich ein Turmportal, ein Überrest des alten Gefängnisses, durch den die Hauptstraße führt. Drüben steht ein Motor mit gebrochener Achse. Der Pariser fährt besinnungslos weiter, streift die Tormauer, kommt ungefährdet hindurch. Seine Schnelligkeit ist jetzt hundert Kilometer in der Stunde.

Die Leute schreien auf; der Mann auf dem havarierten Automobil streckt die Arme aus, ruft und heult.

Da plötzlich, in einem blitzschnellen Manöver, mitten in der Fahrt, wirft der Franzose seinen Motor herum. Bloß drei Meter vor dem gebrochenen Wagen. Es kracht in den Pflastersteinen, und sausend und klappernd fährt der kleine Pariser in einer fast rechtwinkligen Kurve um die Ecke der Seitengasse. Nun steht er ganz steif, glotzt durch seine Staubbrillen, hört nicht das Jubeln und Händeklatschen der Leute, während sein Chauffeur halbtot mit lose schlenkernden Handgelenken und Füßen über dem Wagenschirm hängt, bloß dann und wann sich aufraffend, um den Ventilhahn zu handhaben.

Und andere kommen daher; aber nun sind es Engländer, besonnene und wortkarge Leute. Jede ihrer Bewegungen ist dem knappen Zeitmaß angepaßt. Sie wissen genau, was sie erreichen, was sie an Mahlzeit und Ruhe ohne Schaden genießen können. Sie verlassen ihre Wagen nicht, schlucken die hartgekochten Eier, die man ihnen im ganzen reicht, und langen in einen Korb mit frischen Erdbeeren. Wein? Nein, Wein nicht! Adieu! Weiter! Abfahrt! Das Rennen ist ihnen Geschäft, sie fahren die Maschine ihrer Firma gegen Bezahlung, erstreben einen Rekord zunutzen der Weltreklame.

Henri Rotschild erscheint hochthronend in einem langschnäbligen weißlackierten Automobil. Er konkurriert nicht, beteiligt sich nur als Zuschauer und zur Anregung seiner Nerven. Er ist übrigens Arzt. Man hätte Verwendung für ihn gehabt, wenn er sich hätte Zeit lassen wollen: Zwei Menschen sind zwischen Paris und Belfort überfahren worden. In seinen weißen Bart lächelnd, erfährt er das Gerücht von seinem eigenen Tode. Nein! Er ist wohlbehalten angelangt, aber sein Chauffeur liegt tot in Langres, an einer Mauer zerschmettert, wie man einen Fisch an der Ruderbank erschlägt.

Und abermals heißt es: Abfahrt! Der große Wagen zeichnet seinen schwindenden Schattenumriß gegen die erblassende Luft. Ein schwerrollender fliegender Holländer, fährt er mit seiner stummen Besatzung dahin über die Straßen.

Es ist weit über Mittag. Direktor Lane kommt mit einem Feldstecher von dem Aussichtsturm der Römerburg herab. Flying star ist noch nicht in Sicht. Kann wohl ein Unglück passiert sein? David Hitz fährt ihn, der geht drauf los, das wissen sie, den hemmt nichts in seiner Fahrt — außer dem Tode, der ihm auf den Fersen ist.

Einige Motorzykliſten berichten von einem Unglück: Ein Wagen iſt zerſchmettert, zwei Menſchen getötet. Die Nummer des Wagens iſt dieſe und jene. Nein, es iſt nicht Flying star. Die Zykliſten fahren weiter.

Majory geht erregt längs des Weggrabens auf und ab, bald mit dem Vater, bald mit Weber. Und Elliot Clyne, der neben mir ſteht, verfolgt ſie unter ſeinen trägen Augenlidern und ſtreicht ſich das glattraſierte Kinn, ſo daß das Geſicht ganz lang wird. Nein, nicht eine Sekunde bleibt ſie ruhig. „Warum ſind Sie ſo unruhig?" fragt er ſie. „Ach, ich bin krank," — ſie entzieht ſich ihm, — „ich weiß es ſelbſt nicht. Warum kommt unſere Maſchine nicht? Warum kommt Flying star nicht?"

Clyne neigt ſich zu mir. „Welche Tollheit!" ſagt er. „Was wollen die Menſchen eigentlich mit dieſen vielen Kilometern in der mindeſtmöglichen Zeit? Was erreichen ſie? Es iſt eine moderne Leidenſchaft, die ihre Rache und ihr Schickſal in ſich ſelbſt trägt. Ich kenne ſie, ich kenne ſie. Wir dulden keine Grenzen mehr. Und nun ſind auch unſere Weiber angeſteckt. Das gibt ihnen eine wahnſinnige Verführungskraft, eine Schönheit, die nicht zu ertragen iſt. — Sehen Sie! Sehen Sie!"

„Flying star!" Ein Schrei aus aller Lippen! Die fünftauſend Arbeiter der Fabrik, die alle ihren Anteil an dieſer Maſchine haben, die ihre Bolzen gehämmert, ihre Scheiben gegoſſen, ihre Teile zuſammengeſchweißt — ſie erkennen ſie und jubeln und ſchwenken die Arme von den Dächern der Fabriksgebäude herab.

Da kommt ſie geſchoſſen, lang und ſchlank in ihrer Spindelform, wie ein ſauſendes Projektil. Die Mütze des Chauffeurs guckt kaum über den Schild, ſeine Wange liegt dicht an dem Rade, als ziele er. Und alle ſehen die Farben der Maſchine — Majory Lane's Veilchenfarben! Und ſie rufen und grüßen. Der Ruf ſchaukelt weit hinaus in die Straßen der Stadt: „Flying star!" „Flying star!"

Wie ein raſchſegelnder Torpedojäger pflügt er ſein Kielwaſſer durch den wogenden Straßenſtaub. Jetzt! Jetzt! Er iſt da — er ſteht! Der Chauffeur erhebt ſich, den Rücken an den Steven gelehnt, und der Fahrer ſpringt auf, daß der Staub von ſeinem Lederpanzer auffliegt wie Rauch nach einem Schuſſe. Er reißt die Brillenmaske vom Geſicht, das uns flüchtig an eine aufgereckte geballte Fauſt erinnert, und atmet — atmet! Ah! Sie reichen ihm Wein, aber er will nicht trinken, in heiſeren Kehlenlauten kommen haſtige Fragen von ſeinen Lippen, und ſie antworten mit Zahlen. Da reißt er ſeine Mütze ab und ſchwenkt ſie hoch! „Dann ſind wir voran! Dann iſt Flying star Nummer Eins!"

Hurrarufe antworten ihm. Direktor Lane ſchwenkt ſeinen Hut. Da im ſelben Augenblick läßt Majory Lane der Schweſter Hand fahren, tut ein paar hurtige Schritte vor — bleibt ſtehen, geht wieder weiter, und wir ſehen ſie auf das Trittbrett des Wagens ſpringen. Raſch neigt ſie ſich an ſeine Bruſt, ihre Arme umſchlingen ſeine ſtaubdampfenden Schultern, ihr Antlitz richtet ſich zu dem ſeinen auf. Sie drückt ſich wild in ſeine kräftig erhobenen Arme und küßt ihn, küßt ſeinen Mund, ein — mehrere Male.

„Bravo, Majory!" ruft ihr Vater, mit der Hand ihr zuwinkend. „Well done, Majory!" Und die Menge beginnt zu applaudieren, die Damen lassen ihre Taschentücher flattern, Blumen regnen über die beiden hinab.

Majory ist auf dem Trittbrett stehen geblieben, und in diesem Augenblick hebt der Wagenfahrer sein Haupt und sieht über ihre Schultern hinweg zu uns hinüber.

Und es ist, als sähe ich zum erstenmal dies Gesicht.

Ohne Mütze, bloß von einem Riemen umspannt, der durch eine Schnalle über der niedrigen Stirn geschlossen ist, schaut es hervor unter Augenlidern, die etwas von einem Biß an sich haben, einem fernen Ziel entgegen. Die Züge sind zusammengepreßt in jene harten Winkel, die wir von den Athletenbüsten der Antike kennen. Eine unmenschliche Roheit, ein wilder und niedriger Trieb aus fernen Urzeiten liegt entblößt in diesem fürchterlichen Antlitz, das, erstarrt in gesammelter Energie, unbeirrt einem Ziele entgegenblickt.

Und wir alle starren ihn an, plötzlich verstummt, wie er da sitzt auf seinem Eisenwagen, steif wie ein Götzenbild auf seinem Altar, während ein Weib das Antlitz an seinem schwarzen Panzer verbirgt. Wir kennen ihn mit einemmal, wir erkennen ihn als etwas, das aus den dunkelsten und mächtigsten Strömungen unserer Zeit erstanden, als den wilden Trieb, den blinden Wahnwitz unseres Sinnes, der uns jagt, uns vorwärts peitscht von Ziel zu Ziel, bis wir dennoch zuletzt, einer nach dem anderen, hinstürzen und sterben.

Majory Lane aber klammert sich immer noch an ihn, es ist wie eine zitternde Vitalität in ihrem Körper, als sei er mit ergriffen von seiner Spannung und lebe unter dem Strom, der in ihm lebt. „Majory!" ruft ihr Vater. „Majory!" Sie kommt nicht.

Eine Stimme ruft Start. Der Chauffeur wirft sich vor, dreht eine Kurbel, und die Wagenräder machen eine Umdrehung. Majory steht noch auf dem Tritt. Der linke Arm des Fahrers liegt fest um ihre Schultern. „Platz!" ruft er. „Platz! Platz! Platz!" Und die Menge weicht beiseite, einen Kanal für die Bahn frei lassend.

Ich sehe Elliot Clyne an. Er steht mit erhobener Hand, und seine Brauen sind wie zwei Torbögen hoch über den gespannten Augenhäuten gewölbt. Aus seinem Halse kommt ein leises Knurren. Und während der Wagen, um vier Radlängen weiter, an ihm vorbeikommt, beugt er sich vor und zieht mit einem raschen Griff Majory Lane beim Handgelenk vom Trittbrett herab.

Der Fahrer ruft, streckt den leeren Arm aus, aber sein Blick ist vor sich hin gewandt, die Hand um das Rad geklammert; mit einem gewaltigen Stoß ist der Wagen im Schuß, fliegt die Allee hinauf, ist an der Stelle, wo das Pflaster der Straße beginnt. Weiter! Weiter! Er schwindet uns aus den Augen, wie zwischen die Linien der Perspektive geklemmt, schrumpft ein, bis er die Größe einer Ameise hat, klettert den geschlängelten Weg zur Anhöhe hinan — und ist fort.

Elliot Clyne betrachtet Majory Lane, die sich von seiner Hand losgerissen hat und schwer atmend vor sich hinblickt; ihre Lippen sind dick und feuchtrot, als

presse sie eine Frucht zwischen den Zähnen. Die Sonne färbt ihre Haut gelb, wie Bernstein, und während sie die sengenden Strahlen empfindet, schwindet das Geheimnisvolle aus ihren Augen. Elliot Clyne aber wendet sich auf dem Absatz um und schlendert fort. —

Und neue Wagen kommen angerasselt. Immer mehr! Mehr! Es dunkelt. Über den Straßen flammen gelbe Azetylenlaternen auf, die großen Flügeltüren der Fabrik stehen offen, und die zehn elektrischen Kraftmaschinen senden ihre mächtigen Stimmen, verstärkt von der tiefen Resonnanz des ungeheueren Eisenraumes, hinaus in das Dunkel. Umgeben von den Gitterkäfigen der Stangen und Rohrleitungen stehen ihre Zylindertürme gleich schwarzen Riesentieren, in ihrem Innern schütternd von fürchterlichen Pulsstößen, die sie dennoch nicht einen Zoll aus ihrem Lager zu heben und fortzubewegen vermögen, den eilenden Wagen nach. Ihre automatischen Glocken klingeln jede Viertelstunde, eine Pfeife ertönt stündlich und teilt ihre Zeit ein, der wechselnde Zeiger der Voltmeter weist aus, daß sie unter Kontrolle stehen und gehorchen müssen. Rote Glühlämpchen, die über der Porzellanwand angebracht sind, zeigen dem Stromwechsel den Weg. Und solcherart gebunden und geknechtet, rasen sie und schütteln ihr Eisenkleid, während alle Mauern des mächtigen Raumes in den tausend Minutenumdrehungen ihrer Räder mitpochen.

Und die fliegenden Motoren höhnen sie mit ihren Trompetenstößen; aber je mehr der Abend anbricht und je heller die elektrische Lichthalle hinausglüht in das öde Dunkel, desto höher scheint ihre Potenz zu steigen. Geängstigt beginnt die einsame Nachtwache ihre Runde. Sie erinnert sich der vorigen Wache, die einmal nachts mitten in ihrer Wanderung durch die fürchterlichen Kabelkeller, wo erstickende Dämpfe sich lagern und der Salpeter wie Eiszapfen von den Decken hängt, plötzlich Fersengeld gab, von Panik ergriffen beim Getöse dieser Eisenbestien, die mit ihrer mörderischen Kraft prahlend, wilder und wilder an ihren Banden rissen und zerrten — nun, da die Erde zur Ruhe gegangen war und alles schwieg.



Wir speisten an jenem Tage unser fünfzig an der berühmten kreisrunden Tafel im Speisesaale der Römerburg. Die Teilnehmer des großen elektrotechnischen Kongresses, der jeden Sommer in Zürich stattfand, hatten auf einer Exkursion die Fabrik besucht und waren nun Direktor Lanes Gäste. Ich vermute, daß wichtige Dinge verhandelt wurden. Die Repräsentanten anderer Firmen waren anwesend. Man flüsterte von der Bildung eines großen europäischen Ringes als Gegengewicht gegen den amerikanischen Dynamo-Trust, der bereits den englischen Markt erobert hatte. Beim Mittagstische herrschte eine unbehagliche Ruhe. Die Kongreßmitglieder waren müde, und auch uns, jeden einzelnen unter uns, hatte die Spannung der letzten Stunden gelähmt. Frau Lane zeigte sich zum ersten Male nach einem Krankenlager, eisig und weiß wie eine Leiche. Der schwarze Atlas lag stramm geschnürt um ihren Körper und teilte die Büste, die sich in magerer, todesfrostiger

Nacktheit hob. Wo das Diamantenkollier den langen Hals umschloß, der das leidende Haupt mit seiner Haarwucht steil aufrecht trug, wie für den nackten Arm eines Henkers, hatte es den Anschein, als sprengten die Juwelen die weiße Haut in tausend funkelnde Splitter. Der Chinese war stets hinter ihrem Stuhle, jedem ihrer Wünsche blitzschnell gehorchend.

Sarah und Majory Lane hatten sich, weit entfernt von dem Manne, dem Majory gehörte, nebeneinander gesetzt. Sie trugen weiße Kleider aus dünnem Flor. Und wiederum, zum ersten Male seit wir sie als Kinder gekannt, sahen sie einander ganz ähnlich. Das Haar hing schwer wie ein Kissen über ihren Nacken, von schmalen Perlenbändern zusammengehalten, und ich sah, wie sie einander unablässig während der Mahlzeit mit den nackten Schultern berührten.

Der hohe Raum mit seinem von weißen und roten Säulen getragenen Kuppelgewölbe und den in pompejanischen Fresken bemalten Wänden drückte trotz seines leichten Stils; die Hitze war unerträglich. Aus dem gekühlten Champagner und den großen Rosenbuketts, die die Gärtner auf der mächtigen Ballustrade von Silber und Kristall, welche den in der Mitte stehenden Sevresaufsatz umgitterte, verstreut hatten, stieg ein heißer und betäubender Duft auf, der die gewitterschwangere Luft nicht zu erfrischen vermochte.

Die Fächer der Damen wogten längs der Tischseiten; ein schaukelnder schwerer Atem verpflanzte sich gleichsam durch die Reihe der entblößten weißen Nacken und der weichwallenden und zitternden Seidenwogen der Kleider. Breit und mächtig saß Direktor Lane in seinem hochrückigen Stuhl, den Platz für zwei füllend, die linke Hand an die Hüfte gestemmt. Sein Blick trieb rings um den Kreis, er sammelte lächelnde und nickende Grüße ein. Und die Herren erhoben ihr Glas gegen das seine. Es lag eine Hoheit, ein vornehmer Luxus über der ganzen Gesellschaft, die Silberschüsseln wurden langsam vorübergetragen, und der gewürzte Dampf zog wie Schleierstreifen an unsern Sinnen vorbei. So hatten die römischen Kolonisten, der Prokonsul und seine Klienten, an einem heißen Tage wie diesem, während die Rennen sich draußen auf der großen Zirkusbahn fortsetzten, an einer mächtigen Tafel mit Silber und Blumen und Weibern sich in tiefes organisches Behagen versenkt.

Ich hob mein Glas gegen Majory Lane, aber ihr Blick ging an mir vorbei, ich sah, daß kein Kontakt mehr möglich sei; die beiden Schwestern waren vereint, eben wechselten sie einen Händedruck, und Elliot Clyne zeigte ein Lächeln, wie wenn ein hungriger Hund seine Zähne weist.

Und zweimal kam, ohne die Luft zu reinigen, ein Donnerschlag aus dem Unwetter, das sich über uns zusammenzog.

Aus der Rotunde der gewölbten Kuppel fuhr ein schräger Sonnenstaubstreifen herab und setzte den Nelkenflor des Tafelaufsatzes in Flammen. Und denselben Weg preßte auch jener fürchterliche und jähe Donnerschlag sich herab — wie ein elastischer Globus aus sprengbarer Luft durch einen Flaschenhals gleitet und sich ausdehnt — und schlug auf die Tischplatte nieder als ein tosendes Krachen,

das Kristall und Silber in klirrendes Tönen versetzte. Und unmittelbar darauf noch ein kurzer und dumpfer Knall, der uns zurückließ, betäubt und benommen, in der unerlöst zusammengepreßten Atmosphäre.

Es half wenig, daß Mr. Lane sein Glas erhob und folgende Worte sprach: „Meine Herren! Die Elemente begrüßen uns. Die Luft hat zu Ehren des Kongresses ihre elektrischen Dämpfe geladen. Die Wolken haben ihre Pole gegeneinander gespannt, um der Erde ihre gebundene Energie zu schenken. Einer unserer Motoren fährt eben jetzt kraft dieser stolzen Naturkraft — Elektra, der Herrscherin der Zukunft — mit anderthalbhundert Kilometer Geschwindigkeit über Straßen und Bergeshöhen. Heil und Sieg folge ihm! Meine Herren vom Kongresse: Sieg unserem fliegenden Stern!"

In diesem Augenblick sah ich Majory ihr Glas erheben und mit ihrer Schwester trinken. Ihre Pupillen waren ganz klein geworden, als saugten heimliche Gedanken sie an sich, als aber Elliot Clyne ihre Augen suchte, fielen die Lider herab und sie glich einer tief Schlafenden. —

Als wir uns vom Tische erhoben, war es gegen elf Uhr und finstere Nacht. Noch kamen, mit langen Zwischenräumen, die letzten Wagen und ihre Eskorte von Pacers auf Motorrädern. Die Chauffeurs hatten die Masken mit ihren Augenlöchern ganz über das Gesicht gezogen und streiften sie nun vom Munde zurück, um beim Kontrolltische Champagner in sich hineinzuschütten. Dort standen nun nach Feierabend in schweren Haufen, unbeweglich und tabakrauchend, die Arbeiter der Fabrik und sahen zu. Während ich mit Elliot Clyne heraustrete, hören wir Lärm, Rufen, Tumult. In einem der Bäume der Allee hat ein viersitziger Wagen sich festgekeilt. Die Speichen springen von der Nabe wie blankgezogene Klingen; aus dem Behälter zuckt eine lange blaue Flamme auf, und im nächsten Augenblick schleckt das brennende Benzin mit seinen Feuerlippen über Kissen und Holzwerk; es knackt und zischt, Funken regnen wie Konfetti und der Gummi fließt in schwarzen Tropfen über die Radfelgen. Mit einem Knall wie von Pistolenschüssen springen die Ringe.

Platz! Platz! Neue Automobile sind da; man wälzt den brennenden Wagen in den Straßengraben hinab; dort liegt er und glost in der Julinacht wie eine für den vorbeikommenden Zug brennende fahle Pechfackel. Der Zug kommt und geht im Dunkel. Immer noch sehen wir Motorräder über den Serpentinenweg der Berghöhe huschen, im Zickzack, aufwärts. —

Elliot Clyne faßte mich am Arm und führte mich fort.

„Wahnwitz", sagte er. „Dies alles ist Tollheit, die Tollheit unserer modernen Rekordjagd. Es ist ein feststehendes Faktum: wir sind fertig, wir sind verurteilt, wir, die wir unsern Nerven diese rasende Orgie gönnen. Alles, was wir schufen, erfanden und erdachten zunutze der Menschheit, lassen wir in dieser Weise verpuffen. Es ist zu Ende mit der Patrizierkaste, der wir angehören, nun muß das Volk herbei, die Arbeiter, die hier stehen und darauf warten, daß die Reihe an sie kommt. Wir haben die Kultur gesprengt, wir sind nichts als eine Ver-

sammlung verfeinerter Barbaren — und unsere Weiber — o Gott! unsere Weiber — — — Wo ist Majory?" unterbrach er sich.

„Majory tanzt", sagte ich. „Kommen Sie."

Direktor Lane schloß sich uns an. Es waren Telegramme eingelaufen, die er uns zeigte. Das Rennen mit seinen Nummern und Namen schien nochmals an uns vorüberzusausen. Interlaken war schon passiert, jetzt ging es der Grenze zu! Die schweren Paßhöhen, die „Hürden" waren noch zu überwinden. Flying star immer noch voran mit 150 Kilometer! Alles gut!

Wir schritten durch den finsteren Park hinüber zu dem auf dem Fabriksgrunde liegenden Klubhause, in welchem die Ingenieure ihren Ball abhielten. Als wir zwischen den Portalsäulenreihen die langen Lichtrillen der Fenster erblickten, lachte Direktor Lane: „Da tanzen sie nun da drinnen zu meinem elektrischen Klavier. Hören Sie es spielen? Das Fabrikswerk dreht es uns. Unsere Zeit macht sogar die Musikvirtuosen überflüssig. Wir haben wie die alten Römer unsere Sklaven, um die schönen Künste auszuüben!"

Majory und ihre Schwester tanzten. Die Hände leicht eine auf der anderen Schulter haltend, glitten sie in dem weiten Kreise, den die Ingenieure und ihre Damen freihielten, langsam über den glatten Parkettboden.

Noch standen die Paare halb Arm in Arm, die eleganten und sportstüchtigen Gelehrten — eine Elite aller Nationen — mit ihren hellgekleideten jungen Damen; und sie betrachteten lächelnd die beiden tanzenden Schwestern, bezaubert von dem vornehm gleitenden Rhythmus ihrer Schritte: wie die Ältere die Jüngere vor sich her führte, still ihre Bahn wandelnd wie die nächtlichen Sterne da droben. Und Sarah, das Antlitz seitwärts über die linke Schulter gewandt, lächelte zerstreut und lässig und folgte gehorsam den spielenden Wendungen der Schwester nach der Führung der Musik. Majory tanzte, das Haupt weit zurückgebeugt und die Zähne getrennt in einem süßen und befreienden Lächeln. Der Walzer blies ihre wehenden Florkleider wie stöbernden Schnee über eine Eisbahn. Und durch die weit offenen Flügeltüren mischte sich als ein neues dumpfes Motiv in der langsam wogenden Melodie das ferne Getöse der zehn großen Kraftmaschinen, die ewig und ruhelos arbeiten mußten, Tag und Nacht.

Elliot Elyne blieb auf der Türschwelle stehen, leicht vornübergeneigt, den Hut noch in Schulterhöhe erhoben, und betrachtete seine Braut, deren Augen ihn im Vorbeigleiten berührten wie eine Liebkosung, welche man mit halbgeschlossenen Augen gibt, und die ihn wiederum vergaß, um sich dem Rhythmus des Tanzes hinzugeben. Als aber das Schwesternpaar das nächstemal vorbeikam, sagte ich rasch: „Majory, Flying star allen voran über die Paßhöhe! Wir gewinnen!"

Elliot Elyne schlug den Strohhut flach an sein Knie. „Zur Hölle mit Flying star!" sagte er; allein Majory hatte mich gehört, ich begegnete einen Augenblick ihren strahlenden glücklichen Augen — während Sarah mir einen nadelspitzen Blick zusandte. Ich erkannte, daß sie im Tanze kalt geblieben war. —

In diesem Augenblick erhebt sich Direktor Lane, — Ingenieur Weber kommt

barhaupt und atemlos aus dem Vestibule gelaufen. Er hat ein offenes Telegramm in der Hand, ist bleich, lächelt aber mit großer Anstrengung. „Telegramm aus Buchs!" sagt er. Lane ergreift das Telegramm, liest es und schlägt hart mit der Handschneide auf den Fensterrahmen.

Die Schwestern halten in ihrem Tanze ein, und wir alle lauschen. Das mechanisch betriebene Instrument hämmert uns weiter seine Musik in die Ohren.

„Stellt die Musik ein!" ruft Direktor Lane. Und er fügt hinzu: „Flying star ist gestürzt!" Und da keiner sich rührt, fährt er mit erhobener Stimme fort:

„Flying star ist auf einer Bergstraße in der Paßhöhe des Voralberg gestürzt. Die Maschine gehorchte nicht den Krümmungen des Serpentinenweges und stürzte achthundert Meter hinab. Chauffeur und Fahrer sind zerschmettert!"

„Flying star", fügte er nach kurzer Pause hinzu, „ist fünfzig Meter in die Luft hinausgefahren, ehe sie fiel." Dann wandte er sich und verließ rasch mit Weber den Saal. Und während alles in Auflösung begriffen war und die Ingenieure mit ihren Damen am Arm durcheinander wimmelten und riefen, hörte ich Elliot Elynes Stimme laut über allen anderen: „Dann hat meine Maschine den feinsten Weltrekord geschlagen. Tausend Meter in die Tiefe hinab — und weiter fort in alle Ewigkeit!" „Wo ist Majory?" sagte ich.

Wir sahen weder sie noch ihre Schwester. „Kommen Sie!" rief ich und riß ihn mit, und er stöhnte: „Ja, wo ist Majory?"

„Sie hat wohl den Saal verlassen", sagte ich langsam, lief aber zugleich mit ihm hinaus in den Park. Da draußen wandelten noch Paare in den langen Kastanienalleen. „Haben Sie Majory gesehen?" fragte ich. Sie schüttelten den Kopf, und ein paar befrackte Herren, die mit ihren Rädern angezogen kamen, lösten die Laternen von den Gouvernals und gingen mit.

Elliot Elyne hatte sich einstweilen von meinem Arm freigemacht. „Warum sollte ein Unglück geschehen sein?" sagte er. „Wir sind eben heute abend alle toll!" und er sah murrend auf die Suchenden, die zwischen den Bäumen hin und her glitten.

„Niemand sagt, daß ein Unglück geschehen sei!" sagte ich, während ich zugleich fühlte, daß er recht habe, daß wir alle angegriffen, zerrissen, zum äußersten getrieben waren von diesem wahnwitzigen Tage.

„Hierher!" riefen einige und wiesen den Weg über die Rasenplätze des Parks hinüber zur Fabrik, dessen Maschinenhalle leuchtend erhellt stand wie eine Kirche in der Finsternis. „Diesen Weg sind sie gelaufen."

Wir durchschritten die pechfinstere Schmiedehalle; wir riefen, aber niemand antwortete; und über die gedeckte Luftbrücke gelangten wir in die Maschinenzentrale und hinaus auf die hohe Galerie am Südende des Saales.

Die Bogenlampen hingen herab wie glänzende Spinnen, die sich an einem langen Faden hinausgelassen. Und unten im Saale gingen mit rasendem Getöse die zehn Maschinen; nun zur Nachtzeit, da ihre Kraft gering belastet, da sie nur die Beleuchtungsmaschinen zu treiben hatten, stöhnten sie unter der Spannung ihrer zehntausend Volts; sie lärmten, sie tollten. Die lustigen Männer! Die

tanzenden Männer! Jubelnd und tobend zugleich in ihren Banden und Riemen und Bolzen nahmen sie die Nacht für sich in Beschlag. Dies war ihre Stunde!

Der Nachtwächter kam uns entgegen, schläfrig, schwankend, mit seiner elektrischen Lampe im Gürtel. „Alles in Ordnung!" grüßte er. Als ich ihn aber mit der Schulter berührte, taumelte er zurück. Ich sah, daß auch er mitgenommen war von diesem Tag, durchschüttert von dem Tosen und Lärmen des Raumes, der Panik nahe. Und plötzlich erkannte ich, daß Elliot Clyne recht habe: daß alles hoffnungslos sei, daß die Zeit nicht mehr uns gehöre. Daß wir, die Ingenieure der Welt, die Herren der Maschinen, die tiefsten der Kräfte nicht zu zähmen imstande gewesen, daß sie nun, erweckt, in uns selbst rasten, uns sprengten, uns zum Wahnwitz, zu desperater Flucht trieben. Was wollten wir, was war unsere Absicht, als wir diese Räder und Stangen aus Stahl schmiedeten? Eine raschere Jagd? Eine hitzigere Fahrt über die steilen Serpentinenwege — dem Abgrund, dem Sturz entgegen? Und eine tiefe Erbitterung und Angst ergriff mich; wie ein plötzlicher Rückstoß durchfuhr es mich, lockend wie ein Traum von unsäglicher Ruhe: warum nicht gleich, lieber früher als später, freiwillig sinken und stürzen? Ich erkannte nicht mehr den Raum um mich her und die Maschinen. Ich sah sie plötzlich, wie Weiber sie sehen mögen: als gigantische, wahnwitzige Kräfte, von törichten Kindern in Gang gesetzt, als lärmende, üppige Fetische, die, über ihren Feueröfen thronend, die Riesenglieder unter dem schaukelnden Dache schütteln.

In diesem Augenblick hörte ich einen Ausruf von den Lippen meines Begleiters. Ich sah, wohin er wies — hinab in den Saal. Und da hockten Majory und Sarah beisammen, halb kniend, halb sitzend, auf dem Fußstück der mittleren der Maschinen, deren Rad, hoch wie eine Torwölbung, über ihnen kreiste. Wir sahen ihre weißen Kleider, in der Entfernung nicht größer als unsere Handfläche. „Majory!" riefen wir gleichzeitig, „Majory!"

Im nächsten Augenblick sahen wir Sarah allein, rücklings laufend, mit einem Ruf, halb Gelächter, halb Schrei. Und ein dumpfer Stoß, ein Knistern und Sausen, das wir Elektriker nur allzugut kennen, durchzitterte die Luft. Von den Schmelzsicherungen auf der Platte hinter uns schossen dicke Feuerstrahlen aus den platzenden Rohren; und während wir uns duckten unter dem donnerartigen Grollen, das uns allerorts entgegenkam, erblickten wir Majory — Majorys Körper über dem Rade der Dynamomaschine hängend und wie eine Flagge von einem Maste emporflatternd. Und im nächsten Nu sahen wir sie hinaufgerissen, von einem Treibriemen entführt, das weiße Kleid an der Galerie, auf der wir standen, vorbeigewirbelt, seiner Länge nach zerfetzt, und sahen sie über Achsen und Räder geschleudert, das gelöste Haar gleich einer Kurbel aufgerollt. — Die Maschinen brüllten wie eine losgelassene Koppel. Wir sahen nichts mehr. — — —

Ich warf mit einem heftigen Stoß Elliot Clyne zu Boden, eben als er im Begriffe war, den Fuß auf das Geländer zu setzen und zu springen. Der Raum

war nun voll Menschen, die durcheinander schrien und die widerstreitendsten Befehle erteilten. Direktor Lane kam herbeigelaufen, in der Hand noch eine entfaltete Zeitung. Gleich darauf warf ich mich mit meinem ganzen Gewicht auf den Sperrhebel, der sich an dem Kontrolltische befand. Noch brüllten die Maschinen. Sie fletschten die Zähne, ließen ein dumpf mahlendes Kauen hören und legten sich endlich zur Ruhe, seufzend und stumm. Zugleich erloschen alle Lichter.

Und während wir uns durch die Finsternis tappten, fühlte ich zwei magere Arme sich an meine Knie klammern, höher hinauftasten, zu meinen Schultern, und der Duft von Sarah Lanes Haar kitzelte meine Sinne mit unbeschreiblichem Behagen. Ihr heißer Atem streifte meine Wange, und sie wimmerte ein ums anderemal: „Sie wollte es selbst! Majory wollte es selbst!“ Ob sie nun log oder welch heimliches Einverständnis zwischen den beiden Schwestern herrschte, weiß niemand. Es ist dies eine jener tiefen Fragen, über die Frauen schweigen.

— —

Was Elliot Elyne betrifft, so reiste er schon am folgenden Tage ab. Ich traf ihn in Reisekleidung im Vestibül der Römerburg; der Diener brachte seinen Koffer in eine Kalesche. Charles Lane zeigte sich nicht. — „Sie reisen?“ fragte ich.

„Ja — nach dem, was geschehen.“ Seine Stimme hatte eine Ruhe, die mich in Erstaunen setzte. Und nun lächelte er ganz schwach, fast verstohlen. Ich fand nichts Schmerzliches in seinem Antlitz.

„Ich glaube,“ sagte er, „daß ich wieder arbeiten kann. Es gibt verschiedenes, das ich aufgeschoben und eine Zeitlang nie wieder aufnehmen zu können glaubte. Ich machte heute Morgen einen Spaziergang in dem frischen schönen Wetter. Ich arbeitete an einer Aufgabe, die zweifellos drei Jahre lang Beschlag auf mich legen wird. Ich beabsichtige nach Berlin zurückzureisen, wo das bedeutendste Laboratorium Deutschlands mir offen steht. Ich werde Ihnen meine Adresse senden!“

Ich nickte ein Lebewohl, und die Kalesche schwenkte rund um den Rasenplatz und hinaus durch die gemauerte Turmpforte. Ich wandte mich, um hineinzugehen. Hinter mir stand Sarah Lane. Sonst war niemand zu sehen. Sie reckte den mageren Hals aus den schwarzen Kreppschleifen. Ihre Augen blickten spähend in die meinen, aber ich las nichts darin; sie waren undurchdringlich — ihre blanken goldenen Salamanderaugen! Zögernd fragte sie: „Reist er fort?“ und fügte rasch hinzu, mit Angst und Zorn in der Stimme: „Wann kommt er zurück?“

Ich sah sie lange an. — „Zu Ihnen,“ sagte ich endlich, „zu Ihnen, Sarah, — und zu Majory — kehrt kein Mann zurück!“



Bericht über das Lustspiel / von Alfred Kerr

I



er Kritiker war willens, einen Bericht über das Lustspiel abzufassen. Im Februar saß er allein in seiner Wohnung, die kein Mensch betrat, außer vormittags für zwei Stunden Eurykleia, die Bedienerin. Es war elf Uhr abends. In der verborgenen Straße Schnee; Schnee.

Der Kritiker sprach: Selbst zugegeben, daß ich einen Bericht über das Lustspiel abfasse, bin ich dadurch dem Zentrum des Lebens nähergerückt? . . . Ich will fort . . . (sprach er).

Das venezianische Bürgerskind trat ein. Sie trug das graue Tuch, das fazzoletto, um den Leib; und über die Augen.

Ein ausgestopfter Seehund, geschossen im letzten Herbst, von der Sandbank, an einem grauumzogenen Meermorgen, sah sie an.

„Du bist es, Rakeel' — (sprach der Kritiker), Bürgermädel, schwarzes, feines; die du in steingeplatteten Zimmern lässig, aber akzentuiert herumlebtest; mitunter holde Spitzen, die du gemacht, an Jesurun verkauftest; Rakeel', die ich kennen lernte beim Briefmarkenholen . . .; die du später (beim erstenmal) nur zwei delirierende Worte hattest; ein abwehrendes, beschwörendes: prego!! und dann ein dahingegebenes: gioia!!"

Der Kritiker zog ihr das Tuch vom Gesicht. Es war die Duse. Allmächtiger . . . Auf den Seehund setzte sie sich. (Er selber stand schräg zu ihr am Divan . . .) Er entschuldigte die Unordnung . . . Er sah unter dem sinkenden fazzoletto das Lustspielkleid der Locandiera. „Einzige!" sprach er . . .

„Ich danke (fügt' er hinzu, nach einer Weile), daß Sie mir helfen kommen. Ich bin nämlich willens, einen ‚Bericht über das Lustspiel' abzufassen. Ich habe nun, womit ich beginne; Sie sind der Auftakt; . . . es handelt sich im übrigen um G. Bernard Shaw, den wir immer heftiger spielen; auch Hauptmann hat ein Lustspiel verfaßt . . ." (sprach er).

Die Duse begann: „Mein Leib liegt in einem Hotelzimmer krank in Genua. Aber Sie wünschen mich so stark, daß ich komme. Schreiben Sie (sprach die Duse) keine Kritik! Sagen Sie mir eine. Machen Sie es kurz. Es wird Sie mehr locken, zu etwas Belebtem und (sie lächelte) etwas Geliebtem zu sprechen. Vielleicht bist du dann dem Zentrum des Lebens näher. . . Beginnen Sie mit Hauptmanns Lustspiel."

Der Kritiker sprach: „Ach . . ., — hier stehn seine sonstigen Werke . . . Gesamtausgabe. Sechs Bände. Neu erschienen. Ein Besitz ersten Ranges!" Und er begann von den sonstigen Werken zu reden.

Er sprach eine Stunde zuerst vom Florian Geyer. Er sprach von den Webern, von den Webern. Er sprach von Crampton. Vom Biberpelz. Er sprach von

Schluck und Jau. Er sprach von einsamen Menschen; und vom Michael Kramer, vom Michael Kramer. (Zwischendurch erwähnt' er ... das Friedensfest, Hannele, den Sonnenaufgang, Pippa, Henschel ...) Er ging an das Regal, wo die sechs Bände standen, holte sie herab und schlug darauf mit dem Zeigefinger, — leuchtend.

„Che tesoro!" rief die Duse, den Kopf ernst und bewunderungsvoll immer wieder neigend, „che gran tesoro ...!" Drüben hing ein Bildnis von Hauptmann.

Dann fragte sie: „Und sein neues Lustspiel?" Der Kritiker fing wieder an, ihr den Inhalt der sonstigen sechs Bände zu erzählen. .. Hauptmanns Bildnis begann mit den Augen an die Decke zu sehn ...

Und er wird solchen Werken neue zufügen, sprach der Kritiker. Was tut es, daß ein Lustspiel vertan ist, wenn es im Schatten dieser Bände steht? Nichts tut es.

II

Nach einer Weile war er mitten im Bericht über Shaws Lustspiele. Die zwei, rief er, die zuletzt in Deutschland gegeben sind, „Mensch und Übermensch" und „You never can tell", scheinen in den Hauptpunkten ...

Aber hören Sie, welches Motto ich darüber setzen will, — ich find's bei Byron, es dünkt mich von glänzender Schlagkraft, es drückt den ganzen Fall aus:

Man's love is of man's life a thing apart;
'Tis woman's whole existence.

Erschöpft es nicht den Fall? Dies alte Wort: „Beim Mann ist Lieb und Leben zweierlei; die Frau lebt in der Liebe." Steht im Don Juan, o, in diesen Himmels- und Fegefeuerstrophen eines ewigen Junggesellen. Canto the first, 194. Verstehen Sie englisch? Kein Wort? Ich gleichfalls werde diese Mundart nie beherrschen, niemals, ich mache bloß Verse in ihr. (Es kommt nachher eine Stelle, wo Byron wieder den Urtext gibt. Abermals in den Liebes- und Gelächterstrophen vom Don Juan, seligen Begleitern mittelländischer Tage. Canto the third ...)

Ich liebe, doch in andrer Art, fuhr er fort, den jüngsten Don-Juan-Dichter G. B. Shaw — der kein Don-Juan-Dichter ist. Und wenn die amerikanische Zeitschrift Current Literature (ich erwähne das, um zu renommieren) meine Kritik von Cäsar und Kleopatra und Ägypten englisch verbreitete, so bemerkt sie ganz recht in ihrem Kommentar, daß Shaw mir soviel mehr ist als ein Unterhalter. Ja: er ist ein Herold der neuen Seele: will sagen, ein neuer Zergliederer der alten ...

Und bei den deutschen Rezensenten ist, wie mir scheint, als intelligenzlosestes Beiwort für Shaw gebraucht worden: Mikromane. Ein erwischter Schauspieler

wird ihn so nennen; dessen Rollenkopf Unangenehmes fühlt vor dem Blick dieses Heiteren, Erkennenden.

Dusin, — um Shaw weht eine prachtvolle Luft. Er ist ein Wahrheitssucher. In der Geschichte sieht er nicht nur Schwindler und Abergläubige: doch er zeigt noch in guten Exemplaren, in besten Führergestalten wie Cäsar, was vom Windmacher in ihnen steckt... Shaw sieht zu tief die Genesis der Dinge. Er würde nie banal genug sein, einen herrschenden Monarchen der Größe zu entkleiden: doch fein genug, Napoleone, Cäsaren in allem Zufälligen ihrer Sendung zu durchschauen. Fein genug, das zu trennen, was einer tat, und . . . was mit ihm vorging. Zu zeigen, wie einer nachträglich die Theorie seines Herumtappens und Geschobenseins konstruiert; so lag ich und so führt ich meine Klinge. Kurz: Shaw trübt den Glauben an die Wahrheit der Geschichte.

Mich dünkt, man beachtet nicht, daß hier Strindberg ein Vorgänger von ihm ist; der hat auch wesentliche Geschichtsvorgänge zahlreich in die Hand genommen, beklopft, sie von der unbeleuchteten Seite beschaut . . . und gefragt, ob sie nicht völlig andre Werte bedeuten als in unausrottbaren Vorstellungen . . . Doch er tat es nicht szenisch . . . Bernard Shaw gehört zu den Erkennern, die beide Seiten der Dinge sehn, darum vielleicht keine mit voller Kraft vertreten können. Denen Luther wenig, Erasmus von Rotterdam sehr viel sein muß. Will sagen: zu den eigentlich Intellektuellen.

Kann ein Dramatiker intellektuell sein? Das Wesen des Dramas schien lange das Gegenstück zum Intellektuellen. Das Gegenstück zur wahren Verteilung des Schattens und des Lichtes. Ein Vorgang, wo der Autor nicht sagt: die Gestalt handelt zugleich gerecht und ungerecht, sondern wo er sagt: gerecht handelt sie! oder: höchst ungerecht handelt sie! Dusin, Sie wissen: beim Ibsen, bei Hauptmann, bei dem Monna-Vanna-Dichter ist hier schon Abhilfe geleistet. Nun: Shaw leistet die Abhilfe für das Historische. Das ist seine Sendung. Er trübt also (szenisch) den Glauben an die Wahrheit der Geschichte.

Und in seinen bürgerlichen Lustspielen trübt er den Glauben an die Wahrheit der Liebesgeschichte. Ecco. Damit bin ich in der Sache drin.

III

Er trübt den Glauben an die Wahrheit der Liebesgeschichte. Shaw sieht auch hier die Genesis. Er sieht einen durchschnittlichen Zahnarzt und eine Frauenrechtlerische, die kriegen sich. Oder: er sieht einen Mannsrechtler und ein Durchschnittsmädel, als wären sie Übermensch und Mensch, die verloben sich auch. Die Weltgeschichte im kleinen betrachtet er nicht vom Standpunkt des Hochzeitstafellieds: so wie er die große Weltgeschichte nicht vom Standpunkt der Legende betrachtet. Kurz: Shaw setzt in zwei bürgerlichen Lustspielen die Linie seines Hauptwerks fort. Insofern sind sie mehr als Unterhaltungsstücke.

Denn wer „Mensch und Übermensch" geschrieben hat, ist ein lächelnder

Versteher ersten Ranges. Glauben Sie: ersten Ranges. Er gibt eine tief beobachtende Veränderung des Rubek-Themas. Mangelnde Hingabe des Manns verteidigt er (wie der späte Ibsen sie verdammt). Shaw klagt nicht den Rubek an, sondern die Irene. Die Fallenstellerin! Sie erwacht nicht von den Toten, sie ist sehr lebendig. Rubek ist der Verfolgte! Sie will, daß Liebe die „whole existence" des Mannes sei, bei dem Mann ist aber love and life a thing apart, — und Shaw begreift es. So steht vor meinen Augen dieser Ire.

Doch als ein Zergliederer, der beide Seiten durchschaut, wirft er auch dem Weib ein Gewicht in die Schale; das stärkste —: sie wagt ihr Leben, denn sie gebiert . . .! (Dies Gewicht findet sich übrigens in August Bebels Buch von der Frau.)

Und das alles ist . . . nicht etwan ein dramatischer Napfkuchen mit philosophischen Rosinen: sondern es sind Rosinen, Rosinen, Rosinen, dazwischen gelegentlich dramatischer Kuchenteig . . . Und hinter der gemeinen Bürgerhandlung steht etwas Weltkomödienhaftes, Sphärenvolles . . . Ich denke nicht an die klägliche Darstellung in Berlin, sondern an Shaws Werk. Beobachtungen, schlagend und tief . . . Verdutzt steht man vor dieser Verwandtschaft eines nordwestlichen Inselmenschen mit unsren verborgensten Gefühlen. Soll ich kurz nennen, was ein solches Werk ist? Es ist: die kleine Tragikomödie des allzuwachen Bewußtseins in der jetzigen Liebe; in einer Zeit des Zerlegens; die kleine Tragikomödie des ewig wachen Wahrheitsdranges . . . Dieser Liebhaber, der seine Verlobung mißbilligt, durchblickt, schlechtmacht und trotzdem feiert, ähnelt dem Frauenarzt, der den ganzen mießen Mechanismus der Vagina kennt und ihm doch einmal wöchentlich erliegt.

Aber ich bitte sehr um Verzeihung für meine rohen Ausdrücke. Ich vergesse . . .

IV



Lebte Shaw nicht in England (fuhr der Kritiker, wie für sich, fort), er wär' imstande, Romeos Mißgefühl am Schluß der Brautnacht zu dramatisieren. Doch weil er dort haust, ist ihm versagt, die wichtigere Hälfte des Liebeslebens vor die Flinte zu fassen. Er zerlegt die bedeutungslosere Hälfte: bis zum ersten Kuß. Nachher fängt es doch erst an . . .

Shaw zeigt die Gefahr, für den Männerich: Gefangener zu werden. Und für das Frauensbild: im Kindbett zu sterben . . . Die überdies bestehende Gefahr, vor Langweile zu sterben, zeigt Stendhal für die englischen Ehen, in dem Buch „De l'amour", — die Ehe der Briten sei un bonheur à mourir d'ennui . . . Kennen Sie das Buch?

Die Duse lächelte. „Sehen Sie? jetzt kommen Sie in Gang; ich bin beinah überflüssig; Sie haben Ihren Bericht über das Lustspiel so gut wie ins Trockene gebracht . . ."

V



as der Held sagt (fuhr der Kritiker fanatisch und ununterbrechlich fort) — was John Tanner sagt, ist mehr als einmal von schlagend seelenkundiger Tiefe. Sogar bis auf das Peinliche der Ähnlichkeit einer Frau mit ihren Verwandten kommt dieser köst-liche Kerl. Er ist von unsrem Blut.

Zwischendurch hör' ich Byron, wenn Shaw zu einem Jüngling äußert: „Petrarca hat Laura, Dante seine Beatrice nicht so oft gesehen wie du jetzt Anna siehst . . ., die haben ihr Idol niemals dem Prüfstein einer häuslichen Vertraulichkeit ausgesetzt und haben es sich darum bis zum Tode erhalten". Ich lese den Urtext, Canto the third: „Petrarch? konnt' er als Gattin Laura lieben, — er hätt' im Leben kein Sonett geschrieben!"

> Think you, if Laura had been Petrarch's wife,
> He would have written sonnets all his life?

Dahinter:

> But Dante's Beatrice and Milton's Eve
> Were not drawn from their spouses, you conceive.

„Zur Beatrice, Eva hat indessen — nicht Miltons und nicht Dantes Frau gesessen" . . . Schließlich ist die Übereinstimmung, die ich hier nachweise, von minderem Belang.

VI



er Kritiker war nun rein durch nichts mehr aufzuhalten und sprach: Mir fällt an Shaws bürgerlichen Lustspielen, die Neues bringen, aber doch sehr das Alte auf, das in ihnen steckt. Ein nachdenklicher Punkt. Shaw hat eine Neigung zum Überkommenen. Und dieser Zug zur Überlieferung ist für Augen, die schärfer sehn, für Finger, die leiser tasten, schon im Cäsardrama, gegen den Schluß; am allerstärksten in dem Schauspiel vom Teufelslehrling, wo gelegentliche Züge von fern an ein Knabenbuch erinnern, an eine Jugendschrift, an Nieritz, — man muß es durchfühlen wie die Prinzessin die Erbse. So kann ich die zwei Lustspiele, worin er das Hochzeitscarmen durchbohrt, in einem gewissen Winkel auch als Vergangenheitsprodukte wahrnehmen . . . Ich kann denken: das sind Dagewesenheiten, — nur versetzt mit etwas vom Senfsamen seines lächelnden Mißtrauens. Ich fühle die Erbse durch: das alte Lustspiel, das halbabgegriffene, — wo Sie starr entschlossen ist, sich keinem Manne zu beugen, aber ihn doch nimmt — das ist „You never can tell", die Emanzipierte mit dem Zahnarzt; und ich könnte das Stück auch nennen „Die Zähmung der Frauenrechtlerin"; oder „Ludwig Fulda"; oder „Sie bleibt ledig"; oder „Die Männerfeindin"; oder „Nataly von Marlitt".

Oder ich fühle durch das Don-Juan-Stück wieder das alte Lustspiel durch: wo Er starr entschlossen ist, sich keiner Frau zu beugen, aber doch eine nimmt (und so) — das ist „Mensch und Übermensch", John Tanner und Fräulein

Ann; . . . und ich könnte das Stück auch nennen „Der bezähmte Weiberfeind", oder „O, diese Frauen", oder „Er bleibt ledig". Ich fühle die Erbse durch. (Wir haben jedoch in Deutschland Lustspiele, die nicht Überlieferung, sondern Lebensabbild sind, — ich nenne Crampton oder den Biberpelz . . .)

Also: rasch wird bei Shaw die Grenze des Herkömmlichen gestreift. Er nimmt, als Gestell für die Kleider seines Witzes, eine tausendmal geknetete Durchschnittsfigur. Und ich bemerke trotz dem Kleid, daß die Figur eine Bildhauerübereinkunft ist, statt einer richtigen, fleischernen Gestalt . . .

Shaws Menschen sind nur Züge . . . Himmlisch bleibt manches an ihnen doch. Heiß und kalt wird man zwar nicht dabei. Kaum hie und da wie von fern ahnungsweise bewegt. Aber sie bergen (Züge hin! Menschen her!) einen Lebensreiz; eine Nachdenksamkeit; ein Lächeln. Ein Menschenlächeln. (Der Kritiker begann zu träumen . . .)

Was tut es, daß eine Komödie sich als Don-Juan-Werk hinstellt, ohne mit dem Don-Juan-Stoff irgendwas gemein zu haben? Recht wenig. Shaw bekam von einem Freunde die Anregung, einen Don Juan zu schreiben; er will ihm jetzt vorreden, er habe das getan. Er hat jedoch ein ganz anderes Stück geschrieben . . . und renkt nachträglich Beziehungen zum Don Juan an den Haaren herbei. Wir sind die Geäfften, — weil er seinem Freunde was Liebes erweisen wollte. Aber die gern Geäfften . . . (Er setzte sich auf den Divan und sank nach hinten . . .)

Und die Don-Juan-Gestalt ist heute vielleicht überhaupt nicht mehr zu dramatisieren (wie die meisten Mythen) . . . Vielleicht hat Schnitzler recht, er hat mir einmal gesagt, daß er den Don Juan der Legende ziemlich dumm findet: weil es geistlos sei, als ein Sammler von tausendunddrei Fällen herumzulaufen, ohne von einem oder mehreren das Tiefste dahinzunehmen . . . Ich weiß noch: es war vor sechs Jahren, im August, und wir saßen auf einem bäurischen Wägelchen . . .

Und jetzt, Herrliche, komm' ich zum Schlusse. Zu Ihnen, zu Ihnen. Wenn Sie als Locandiera dastehn, bedarf es keines Stückes, um etwas wundersam Heiteres, etwas Lebensheiteres zu beschwören, da nämlich gibt es was triebmäßig Frohes, Bewegtes, Glückliches, frei von Ideen, auch von shawschen Grundsätzen, frei von sogenannter Weltanschauung, — alles ist nur erfüllt von Schönheit, Schönheit, Schönheit . . . und das Dasein funkelt auf in einer lachenden Steigerung. Sie sind etwas Leuchtendes, ohne jede „Grundidee des Lustspiels". In einer Stegreifposse geben Sie alles — und ich fühle das Heiterste . . . Ohne Motto. Ohne Erbse. Eine Lateinerin sind Sie . . . (sprach er).

VII

Dies alles äußerte der Kritiker, und zuletzt begann er zu lallen . . . Er wußte nun, was er zu schreiben hatte. Er wußte, was er morgen aufs Papier bringen würde . . . Und er dachte: Selbst zugegeben, daß dieser Bericht in vierzehn Tagen gedruckt ist, daß man sachdienliche Bemerkungen darin findet, — bin ich darum dem Zentrum des Lebens nähergerückt? . . —!

Er lag auf dem Divan ... Die Lampe war verschwunden; Schneelicht floß ins Zimmer ... Die Duse trug wieder das graue fazzoletto; das Gesicht war verhüllt.

Und er sprach: Erzähle mir, Rafeel', was macht Deine kleine Nichte — und wie erging es Dir indessen? Kommst Du noch abends manchmal an die seltsamen fondamenta delle Zattere? weißt du? Und bliebst Du immer in dieser Stadt? erzähle ...

Komm her (sprach er dann), Du erquetschst mir ohnedies den Seehund ... Sie stand auf, drehte sich um nach dem Tier. Sie sprach mit ihrer erstaunten Mädchenstimme: „Che brutta bestia!"

Er umschlang sie. Sie hielt die Hände vor sich, im Zorn. Gegen ihn. Wie früher. Und sie hatte die zwei alten Worte; ein abwehrendes, beschwörendes: — prego ..!! .. dann ein dahingegebenes: gioia ..

... Später traten sie ans Fenster und sahen vom Zimmer, welches dunkel war, hinab ins Gewühl der Abendgasse. Alles ging und redete nach dem heißen Tag. Er und Rafeele waren auf die Ellbogen gelehnt. Bisweilen verstand man von unten eins der summenden Worte.

Jetzt kam das Leben zu ihm. Lustspiele gab es nicht. Er lachte.

Kunst, Wissenschaft, Literatur? — — — —! Er fühlte die Nähe des Daseins.

Im Schlaf.



Eine leere Fahnenstange
Sieht zum Regengrau hinauf;
Dran zög ich als Trauerwimpel
Gern mein nasses Sacktuch auf.
Wie'ne Henne gackst die Seele
Lautausstoßend Schrei um Schrei,
Und sie legt mir unter Schmerzen
Täglich nur ein hohles Ei.
Welke Rosen in dem Glase,
Runzelig wie alte Parzen,
Ausgesogen wie an alten
Mutterbrüsten welke Warzen.
Dieses sind in meinem Zimmer
Von der Sommerseligkeit
Noch der letzte Rest und Schimmer —
Alles Andre fraß die Zeit.



Morgens stehn der Windenblüten
Feine Tüten an dem Rain,
Sind wie Augen voll von Frische
Am grasgrünen Liebestische.

Abends liegen sie daneben,
Gar nichts kann sie mehr beleben;
Sind wie Zecher, die genossen
Ihre Becher umgestoßen;
Keiner kann mehr aufrecht stehn,
Wer der Lieb ins Glas gesehn.



Wir gingen sacht dem Abend nach,
Der Himmel war ein goldnes Dach,
Der Tann voll dunkler Kammern stand,
Und wie ein Bett das Ährenland.
Ein Lockruf tat ans Ohr uns gehn,

Andächtig blieb der Fuß uns stehn.
Der Wachtel Herz noch spät anschlug,
Sie hatte nicht vom Tag genug,
Sie fand noch keine Abendzeit,
Rief noch ihr Glück aus meilenweit.



Das Laub gibt sich dem Abend hin,
Nur Wolken noch prunkend ans Fenster ziehn.
Sie sind so feurig anzuschauen
Wie kleiderlose schöne Frauen.
Wie Frauen, die nach Freiern fahnen,
Sehn sie dem Abend brennend entgegen;
Die Nelken glühen auf allen Altanen,
Zur Nacht werden auch die Blumen verwegen.
Und sonst so bescheidene Fensterscheiben,
Sie werfen's Gold hell auf die Straßen;
Kein Stübchen will nachts ärmlich bleiben,
Vier Wände können all Lust umfassen.



Der Mittag liegt mit mir im Gras,
Die Wolken ziehn tiefblaue Straß,
Die Welt ist grün und weiß und blau.
Zu mir setzt sich die Herzensfrau;
„Rot", spricht sie, „ist die ganze Welt,
Wenn man zum Kuß den Mund hinhält".



Des Abends Schwalben am Himmel hinschießen,
Sie müssen zur Nachtzeit den Mond aufschließen.
Sie eilen hinauf ans kalkweiße Tor
Und heben den pfeifenden Riegel empor,
Da kommen Verliebten die Träume heraus,
Die Schwalben tragen sie ihnen ins Haus;

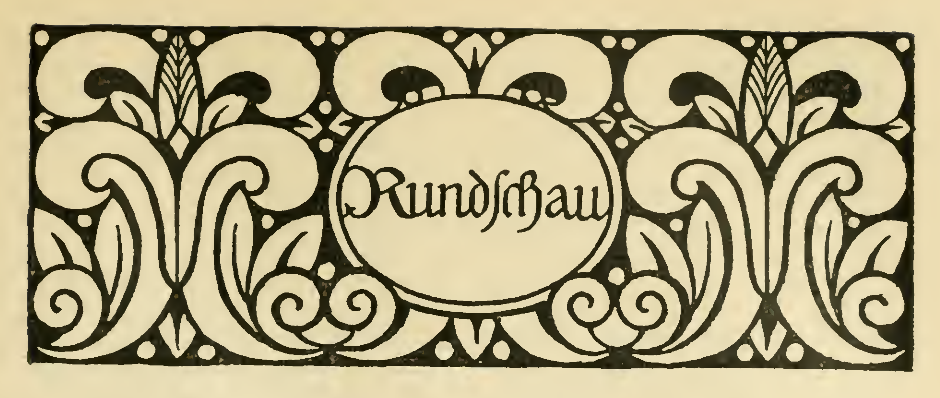
Das Mondtor steht offen die ganze Nacht,
Bis jeder Traum sein Glück gemacht.



Vor einer Scheune singt die Säge,
Und klingt ein Beil,
Und hartes Scheitholz bricht und springt.
Manchmal die Glock im Kirchturm spricht
Und schiebt ein dröhnend Wort hinein.
Sonst rührt sich nur im Sonnenschein
Die Grille, die zum Weibchen fliegt;
Ein Hahn als Bett die Beiden wiegt.

So jedes Herz voll Arbeit liegt,
Die Turmuhr teilt die Stunden ein;
Doch Lieb soll ohne Abend sein.





Die tiefen Blicke

> Es liegt um uns herum
> gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub.
> Doch hier in unserem Herzen ist der tiefste,
> Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
> Tasso

Nicht im Wirklichen und Greifbaren spielt sich das entscheidende Leben der Menschen ab, sagt eine ruhevolle Deuterstimme menschlicher Geschicke. Sie spricht aus des Dichters Munde, der heut am sichersten in den labyrinthischen Gängen seelischen Geschehens wandelt. Hellsichtig in ein dunkles Reich führt das Buch von den „Schwestern“*, das Jakob Wassermann geschrieben. Purpurne Finsternis wogt in ihm, die Früchte der Erde locken und leuchten lebenspendend, doch über sie rinnt strömendes Blut. Die Menschen sind hier die Opfertiere, denen das zuckende Herz aus der Brust gerissen wird, damit uns tiefere Kunde erwache. Die Dichtung wird uns neues weltlich-delphisches Orakel, uns tiefer in uns selbst zu führen. Was das Mittelalter mythenbildend als Besessenheit und Inkubation sah, wird hier als psychische Realität an drei Frauen dargestellt. Gefühlsverwirrung bricht in ihnen aus. Die gefährlichsten sonst in tiefsten Untergründen gefesselten Triebmächte sprengen ihre Ketten. Sie vergewaltigen die Frauen; Überschattung und Empfängnis voll glühender Bangigkeit und wollüstigem Dunst begibt sich, und nun wächst und wird in ihnen hypertrophisch ein einziger Gedanke. Er füllt sie aus und treibt sie auf ungeheuerliche Wege, läßt sie im Grauen eine Wonne und in dem, was die Menschen Unglück nennen, ein Glück finden. In dieser seelischen Schwangerschaft werden alle Reflexe des äußeren Lebens in den mystischen Kreis der inneren Existenz, zu schicksalswirkender Transsubstantiation eingesaugt. Doppelgängerisch, zweigesichtig wird alles, und diese innerlich-unterirdischen vulkanischen Prozesse, die Oszillationen der Seele bekommen Macht über das äußere Geschehen, die innere Existenz materialisiert sich. Und so geschieht wohl das, was die Zeitung dann ein unerklärliches Verbrechen oder einen rätselhaften Kriminalfall heißt. Und das Erleben, dies Außersichgeraten der Persönlichkeit geht über die menschliche Existenzkraft hinaus, die Form wird zerstört, entweder in der restlosen Auflösung des Todes oder in der alle Dämme und Befestigungen der Wesenheit einreißenden Anarchie des Wahnsinns.

Die fruchtbaren Möglichkeiten, dem Untergründlichen nahe zu kommen, das beschwörend aufzurufen, was zwischen Ahnung und Wirklichkeit liegt, in die Zone der Doppelgängerischen zu treten, bietet vielleicht mehr noch als die dem Geheimniszustand unterworfene weibliche Sphäre das Klima der Pubertät mit seinen seelischen Geburtswehen. Im Gleichnis ekstatisch verrenkter, über sich selbst hinaus krampfig süchtig überstreckter Heiligenbilder, wie sie die Frühzeit formt und wie sie Minne heute wesenhaft nachfühlt, lassen sich solche Zustände abbilden. Empfindliche allzuzarte Gefäße werden von ihnen zersprengt. Das erzählt Friedrich Huchs „Mao“* in leisen Tönen — gegen die unerbitt-

* S. Fischer, Verlag, Berlin

* S. Fischer, Verlag, Berlin

liche Gestaltung Wassermanns mit dem fest ins Auge fassenden Beschwörerblick ist's mehr ein Erinnerungshauch oder ein nachsinnendes Vergangenheitslauschen. Die sexuelle Dämmerung des Übergangsalters lockt vor allem zum Schauen solcher Dämonien. Ihre tief sich einbrennenden Seelenmale drängt mit furchtbarer Gegenwart das Buch Robert Musils „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß"* uns auf. Hier ist die Höhle der Hexe von Endor, wo die grauenvollsten schlangenumknäulten Vampyre und Spukgeister in phallischer Ungestalt aus den Gräbern gelockt werden zu einer Satansmesse voll Buhlkrämpfen und Folterzuckungen.

Dem Stoff nach eine Institutsgeschichte mit den Schlafsaalheimlichkeiten der Knaben; ein Zögling wird von den Kameraden als Dieb entlarvt und verfällt dadurch der qualvollen Sklaverei ihrer tyrannischen und geilen Grausamkeit. Das wahre Thema aber ist, wie diese Geschehnisse von der überwachen, ins Grenzenlose überspannten Empfänglichkeit des jungen Törleß miterlebt werden. Aufzeichnungen über alle Grade psychisch reizbarer Schwäche sind hier gegeben. Durchaus in die Zwielichtatmosphäre der nächtlichen Ereignisse gebannt, so wie sie den Erlebenden flügelschlagend in den versteckten Schlupfwinkeln umweht, und doch dabei herrisch und überlegen zur Erscheinung gebracht von einem Bändiger, dessen geistige Kraft dem Hexenkreise heil entronnen und der später mit einer gelassenen Miene und einer überlegen fast suffisanten Wissenssicherheit von den Nützlichkeiten solcher Jugenderfahrungen zu sprechen weiß.

Wie in den „Schwestern" ist auch hier das wesentliche die monströse gespenstische Umbildung aller äußeren Eindrücke in einer widerstandslos alle Reizungen aufnehmenden Gefühlswelt, und sie wird — Kubin könnte das malen — von einem starrenden vielgliedrigen Polypen beherrscht, dem Geschlechtszentrum. Durch alle Phasen dieser ziellosen geistigen Situation führt uns die Schilderung: durch die träumerischen Zustände voll bilderdurchzuckten Schweigens, melancholischer auf niemand bezogener Sinnlichkeit des Reifenden, ebenso versiehend wie durch die krallenden würgenden Konvulsionen epileptischer Sinneskrämpfe. Eine Analyse der lebensgefährlichen Kinderkrankheiten des Gehirns und der fährnisreichen Wachstumkrisen der Seele an einem Versuchsobjekt von ungewöhnlicher fast artifiziell gezüchteter Disposition.

Nach den dumpfen Beklemmungen dieses Temperamentes umfängt uns Morgenlicht, kühne Herzlichkeit und ein Frohlocken voll tiefer alle Elemente begierig trinkender Atemzüge in der suchenden Jugendgeschichte Simon Tanners*, die der Schweizer Robert Walser erzählt. Gute Ahnen hat sie, Simplizins, den Eichendorffschen Taugenichts, den grünen Heinrich. Nicht als literarische Deszendenz ist das gemeint, sondern im Sinne blutsverwandter Wiederkunft. Dies Buch, in seiner Führung von der Naivität des Märchens, — „mit süßen Frauenbildern, wie die bittere Erde sie nicht trägt" — ist voll Rasse, Natur und „innerer Figur". Alle Sinne werden aufgetan und die Erde wird für den Wanderer täglich in Staunen neu geboren.

„Ihr glücklichen Augen" . . .

In seiner Seele ist ein Zartgefühl für das Schickliche im unkonventionellen Sinne, jenes Unterschiedsvermögen fein gearteter Kinder für Echtes und Falsches, Freimut und eine schöne selbstverständliche Furchtlosigkeit. Nicht gezüchtet, alles erwachsen. Und die wache Empfänglichkeit ist ihm ebenso natürlich wie seine Gliedmaßen. Er nutzt sie, aber stellt sich nicht monologisierend über sie vor den Spiegel. Diese Empfänglichkeit, verbunden mit dem Sinn, das Empfangene selbstbeziehungsvoll in sich zu verfühlen, hat in diesem Menschen andere Voraussetzungen als bei den Geschöpfen, die wir vorher belauschten. Er nämlich ist seiner Gabe gewachsen. Er wird mit ihr nicht ein Besessener, sondern ein Besitzer. Er trägt die hürnene Unverletzlichkeit des reinen Toren. Seine Seele hat nicht nur Saiten, sondern auch Muskeln. Und in den Wellen, die wirbelnd gischtig, die nur Sensibelen verschlingen, tummelt er sich als ein lachender Schwimmer. Der Ernst versteht sich dabei von selbst und ein tiefes Wort steht am Ausgang: Es ist etwas

* Wiener Verlag, Wien

* Bruno Cassirer, Berlin

wunderbares, der frühen Jugend entronnen zu sein.

Diese Stimmung des Entronnenseins und des Zuschauens weht auch durch die Novellen des Grafen Keyserling*. Das Gefühlsklima des Herrn von Sala berührt hier: Figures et choses qui passent, und ihnen gegenüber ein kultivierter Virtuose, der in Menschen und Dingen sich selbst genießt. Ein hauchiger Flaum liegt über den Bildern, die Fabel ist meist nur Vorwand. Spielende Magie der Worte schimmert. Und wenn die Herren mit den Frauen sprechen, in einem Aroma englischen Parfüms und der Morris-Zigarette, so hört man den streichelnden Stimmenklang und fühlt die Frissons. In der Stimme und in den Fingerspitzen — den doigts libertins — schwingt die Erotik dieser Menschen. Doch auf dem Grunde dieser Erzählungen liegt hinter den guten Manieren, der korrekten Tenue und den lyrisch-ironischen Rondos eine große Sehnsucht nach dem Triebhaften und Instinktmäßigen; nach einem elementareren Lebensgefühl. Und hieraus quillt auch die leidenschaftliche Empfänglichkeit für die Landschaft, die Keyserling uns in alle Sinne bringt. Man schmeckt den Wald auf der Zunge und die schwülen Spannungen des Sommerwetters regen sich in allen Nerven.

Und diese Sinnlichkeit ist hier stärker als die zwischen den Geschlechtern.

Felix Poppenberg

Kolonien

Im „Tagebuch dreier Kinder" erzählt Tante Susanne: Wegen seiner Verzagtheit wurde der Prinz Miko in eine Bachstelze verwandelt. Er sollte erst wieder entzaubert werden, wenn er eine Tat von Mut beginge. Nun wurde er gut Freund mit einer Nachtigall. Da kam eines Tags eine böse Katze und stellte der Nachtigall nach. Da hüpfte die kleine Bachstelze herbei und biß der großen Katze in den Schwanz. Flugs wurde der mutige Vogel wieder in einen Prinzen verwandelt. Ähnlich ging es dem deutschen Reichskanzler. Er war nicht mehr er selbst. Er hatte einen Ohnmachtsanfall erlitten und war mit Krankheit geschlagen. Nun machte die böse Zentrumskatze einen Angriff auf die Kolonien, die ihm unvermerkt lieb geworden. Da gab er dem Zentrum einen Stoß und war sofort wieder der große Mann wie zuvor.

Wahrlich „dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen". Etwas angenehmeres hätte dem Reichskanzler nicht begegnen können, als das Absterben des Patriotismus bei der größten deutschen Partei. Nun hatte er, was er suchte: die ersehnte Diversion. Was tat doch Kadmos, als gewappnete Männer aus seiner Drachensaat hervorwuchsen und ihn bedrohten? Unversehens warf er einen Stein zwischen sie, so als ob der Stein aus ihren eignen Reihen geflogen käme, und die Recken wandten ihre Waffen gegeneinander und vertilgten sich gegenseitig bis auf den letzten Mann. Kadmos aber blieb unversehrt und nahm sich das goldne Vlies. Alle Parteien waren der bisherigen Regierung, namentlich in auswärtigen Angelegenheiten, müde geworden und wollten sich, mit Hohn und Haß und Vorwürfen bewaffnet, gegen die Regierung stürzen. Doch siehe, welch Wunder begibt sich! Gerade die Liberalen, so die tadelnde Interpellation wegen unserer äußeren Politik eingebracht, gerade sie werden die treuesten Anhänger Bülows. Sie zogen aus, gleich Bileam auf dem Esel, um zu fluchen und zu bannen, und ihr Fluch wandelte sich in Segen.

There succeeds nothing like success. Zwar ist alles Schlechte der Kolonien unter Bülow geschehen, und nun soll auf einmal alles Gute auch von ihm kommen? Gleichviel, der Reichstag ward von ihm aufgelöst. Das Werk ist gelungen, und alle Welt preiset den, der das Werk vollbracht. Deutschland hat in der Tat keinen Anlaß, über das unerwartete changement de décoration unzufrieden zu sein. Zwar ist der Ansturm gegen die Regierung, zu dem das Parlament doch wohl noch nicht reif war, verschoben; dafür ist ein nationaler Aufschwung gekommen, den niemand erwartet hatte. Frühling ist geworden in deutschen Gauen, da man in dem langen Winter des Mißvergnügens schon daran verzweifelt hatte, je neue Knospen wieder springen zu sehen.

* S. Fischer, Verlag, Berlin

„V' là le printemps,
„V' là le beau temps
„Pourvu que c' la dure.

Für die Dauer des Aufschwunges der Begeisterung wird jedoch Dernburg sorgen. Der Mann ist der geborene Agitator. Er läßt die Leute nicht eher los, bis er sie überzeugt, und bis er das Gewünschte aus ihnen herausgepreßt hat. Und dann fängt er noch einmal von vorne an. Immerhin erstaunlich, wie der neue Kolonialdirektor aus taubem Gestein Gold und Diamanten fördert. Nicht bloß ein „orientalischer Märchenerzähler", wie der witzige Sozialistenführer von Vollmar sagte, sondern ein richtiger Aladin mit der Wunderlampe, der auf leeren Stellen über Nacht Paläste aufbaut. Zweiundzwanzig Jahre lang haben wir die Kolonien und glaubten, etwa wurmstichige Schränke an ihnen zu besitzen, die wir halb aus Pietät, halb aus falscher Scham, um nicht ihren Unwert einzugestehen, beibehielten, — und nun entdeckt der neue Mann auf einmal Geheimfächer an ihnen, die voller Kostbarkeiten sind. Ein Midas, ein Alchimist! Wahrhaftig, Anschauung ist doch alles — Die Welt

Wie du sie ansiehst,
wird sie weinen oder lachen.

Über den Kolonien hing der Himmel bis vor kurzem noch voll schwerer Regenwolken: plötzlich lacht allenthalben die Sonne. Und doch hat sich von gestern auf heute der Wert der Kolonien nicht so viel verändert. Freilich, das Kriegsfeuer ist inzwischen fast ausgebrannt, und nur wenige Funken stieben noch aus der Asche; aber wir haben doch eine große Reihe anderer Besitzungen außer Südwest, und die Schätze des Bodens, Kupfer und Eisen und Salpeter, sowie Kautschuk und Kokos- und Erdnüsse, die waren doch immer da, darin hat sich doch kein Wandel vollzogen, auch waren die Schätze schon lange entdeckt worden, waren bekannt, also wodurch der Umschwung? Fast ist es, als wenn man auf einmal ein Jungfräulein, dessen Anblick einem schon längst vertraut war, unvermerkt mit anderen Augen betrachtet, wenn aus der bloßen Bekanntschaft sich ein wärmeres Gefühl entzündet. Unsere Kolonien, die wir solange schon kennen, haben uns ganz überraschend in einen förmlichen Liebestaumel versetzt.

Der rasche Umschwung war nur möglich, weil er mit einer unerhörten Hochkonjunktur in der Weltwirtschaft zusammentraf. Eine Entwickelung der Industrie, wie sie vordem die Welt nicht gesehen, erfordert Rohprodukte in einer Ausdehnung, wie sie ebenfalls früher die Welt noch nicht gekannt hat. Für die Webereien Baumwolle im Werte von Milliarden, für die Elektrizität Kupfer, für Fahrräder und Kraftwagen Kautschuk. Dadurch ist der Preis der Rohprodukte gewaltig in die Höhe geschnellt. Bei Baumwolle betrugen die Schwankungen gelegentlich über 100%. Das enorme Mehrbedürfnis der Industrie, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist, hat mit einem Schlage auch unsere Kolonien in bisher ungeahnter Beleuchtung erstrahlen lassen. Die Gesamtausgaben für unsere Kolonien seit Beginn werden auf beiläufig siebenhundert bis neunhundert Millionen Mark geschätzt. (Eine genaue Statistik ist schwer, weil die Kriegsausgaben verschieden verbucht werden können.) Nun wohl! Baumwolle allein könnte, bei intensivem Anbau, ähnlich dem in den Südstaaten der Union, eine Jahresausbeute von einer halben Milliarde Mark erreichen. Was liegt denn an der Größe des Kapitals, das man in eine Sache hineinsteckt, wenn anders es sich gut verzinst? Die Franzosen haben drei Milliarden Mark in Algerien, und die Russen zwei Milliarden in die nordasiatische Bahn gesteckt, und kein Mensch denkt in Frankreich oder Rußland daran, Algerien oder Sibirien aufzugeben. Ein einziges Unternehmen in Britisch Südafrika, die Diamanten schürfende De Beers Gesellschaft, hat im verflossenen Jahre einen Reingewinn von 46 Millionen Mark ausschütten können. Die Summe allein würde hinreichen, die sämtlichen deutschen Kolonialausgaben mehr als genügend zu verzinsen, und auch in unserem Südwest sind in zwei verschiedenen Gegenden Diamanten gefunden worden. Zukunftsmusik? Stellt nicht jedes große Unternehmen, jede weltgeschichtliche Bewegung einen Wechsel auf die Zukunft dar? Die Fahrt des Kolumbus; der Zug des Cortez, der, eine höchst ungewisse Zukunft vor Augen, die Schiffe verbrennen hieß; die Anstrengungen der à fonds perdu arbeitenden Luftschiffahrtsgesellschaften; ja auch

die Versprechungen der deutschen Sozialdemokratie, die noch nie einen Staat regiert hat — alles das ist Zukunftsmusik, und ein Sozialist, der für die Kolonien gar nichts übrig hat, erwärmt sich doch für seine eigene Utopie.

Die Herren Bülow & Dernburg haben mit ihrem kolonialen Kreuzzuge viel erreicht. Sie haben dem deutschen Volke neue Hochziele gesteckt. Es sind vielleicht nicht ganz die Ziele, von denen wir in der Jugend träumten. Es handelt sich nicht um weltgeschichtliche Umwälzungen. Keine Taten wie die von Cecil Rhodes, keine Explosionen wie der Krieg um Kuba, wie der Aufschwung Japans. Keine Einverleibung Österreichs, noch Eroberung Rußlands. Wir sind bescheidener geworden. Der Kampf mit seinem heroischen Getöse ist verhallt, die stille Arbeit soll beginnen. Der Fluß kann nicht immer in farbigen Kaskaden aufschäumen. Er muß auch einmal Mühlen treiben und Schiffe tragen. Nicht mehr verwegener Überdrang nach Neuem, nur Ausbauen und Behaupten dessen, das uns zugefallen.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

In hoffnungsarmer Zeit tut es wohl, überhaupt nur wieder einmal Begeisterung zu fühlen. Uns war ja in Deutschland der frische Mut schon ganz vergangen. Dekadenze und Skepsis waren eingezogen. Die Zukunft schien verrammelt, schien umflort. Polizeischikanen und Parteikatzbalgereien! Fast ging es uns wie zwei Mühlsteinen, die kein Korn mehr zu mahlen haben, die sich in die eigenen Leiber tiefe Wunden ritzen. Gelebt will einmal werden, und zum Leben gehört Kampf und Gefahr. Der Alpensport, der Kraftwagen mußte her, um nur überhaupt noch den Reiz der Gefahr zu schaffen. Der deutsche Tatendrang verlangt nach einem würdigen Gegenstand. Nun kam der Krieg in Südwest, und hoch flammte die Begeisterung auf; nun kam die Kolonialagitation, und wir haben wieder ein löbliches Ziel. Eine steife Brise schwellt unsere Segel. Auf denn, die Anker gelichtet und Glück zur Fahrt!

Albrecht Wirth

Das Bild von Sais

Das Zwielicht unserer Zeit, das wie in jener Sommernacht des „Divan" zugleich Abendröte und Morgendämmerung zu sein scheint, liebt es, sich in Seelen und Kulturen zu spiegeln, die tote Dinge seltsam und fremd aufglänzen lassen und unreife Früchte auf den goldenen Schalen der Vollendung darbieten. So suchte Walter Calé in den Neuplatonikern die antwortenden Gegenbilder der eigenen Seele, die sich von einem müden Intellektualismus zu mystischen Sehnsüchten spannte. Und Erwin Kircher*, wie jener ein Frühvollendeter, ging den helldunklen Träumen der Romantiker nach, um hier die eigene Synthese von romantischem Empfinden und transzendental-idealistischer Schulung wiederzufinden. Sein Werk ist Fragment geblieben. Es geht von diesen stillen, temperierten Seiten eine merkwürdige Kraft aus, die suggestive Kraft des Reliefs. Wir ahnen unter der gleichförmigen, edlen Oberfläche das unterirdische Wallen und Wogen der Energien, aus dem sich die Akzente und Rhythmen hervorringen, und unsere Einbildungskraft bleibt lebhaft beschäftigt.

Wir haben nun so viel Bücher über die deutsche Romantik, Schriften mit philologisch abgezirkelten Strichen und mit den fliegenden Linien des Plakatstils. Niemals aber wurde das Philosophische, Unbedingte in ihr durch die Historie erschöpft, und die Begriffe waren stets zu weit oder zu eng für die Individualität, — wenn man sich nicht entschließen konnte, die Dinge so lange aneinander zu reiben, bis man überall Parallelen sehen durfte. Die Geschichte negiert die Individualität, sie gibt nur ein Spiel von Beziehungen zwischen den Dingen, die sich an die Zeit verschwenden. Die Individualität ruht in sich selbst. Alle Inhalte sind nur ihr Gleichnis. Vergangenheit und Zukunft sind allein um ihretwillen da und eilen, sich in ihr zu spiegeln. Sie aber schwebt gleich einer Kugel im unendlichen Raum, selig, sich selbst Grenze und Ziel. Das

* Erwin Kircher: Philosophie der Romantik. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Eugen Diederichs, Jena.

Historische hat für sie keine Existenz. Nur in seltenen Augenblicken ist es uns gegeben, in den Teppich der Zeit mystische Kreise eingewirkt zu sehen, historische Fäden, die sich in sich selbst vollenden und so ein Ewiges, Unvergleichbares bilden, jenseits aller Historie. Einen solchen Kreis durfte Erwin Kircher um die Romantik ziehen und so das Unverlierbare in ihr retten.

So konnte er auch die Dinge vom Begriff, von der Antithese erlösen, in die sie ein uneingestandener Rationalismus gespannt hatte. Zunächst: klassisch und romantisch sind gar keine Gegensätze, denn die Klassik deutet auf die formale Vollendung, das Romantische auf die neue Art, die Welt und ihre Schönheit zu erfassen. Aber auch die Antithesen subjektiv-objektiv, Persönlichkeit und Werk treffen das Herz dieser Ideen nicht. Man sollte doch endlich einsehen, daß die Unterschiede nur in den verschiedenen Arten der Spannung zwischen Ich und Welt liegen und daß die Romantiker nur darum nicht zur Gegenständlichkeit des Denkens, zum Dasein der Dinge kommen konnten, weil ihrem Gefühl des Subjektiven die Festigkeit und Dignität des Objektiven fehlte. Das Ich, das sich eben aus allen sozialen und moralischen Normen gelöst hatte, hat die Sicherheit der traditionellen Stellung zur Welt verloren. Es steigen neue Kräfte in ihm auf und vermischen und verschlingen sich, und jeder fühlt dies Ringen als das Werden einer neuen Welt, die sich selbst Gott und Teufel schaffen muß. Aber nur die Frauen finden die neue Gleichgewichtslage zwischen Seele und Welt. Die anderen leben in vagen Träumen, in einer spukhaften Welt von Schatten und suchen ihre eigene Seele.

Sie waren von einem neuen Wirklichkeitsgefühl ausgegangen, von dem Gefühl für reines, unmittelbares Dasein, für das nackte Leben der Seele, für die ganz einfachen und alltäglichen Rhythmen. Aber ihr Denken kam nie bis zum Dasein der Dinge in der Welt des Gegenständlichen. Es verharrte in der dumpfen Ungeschiedenheit von Subjekt und Objekt, in den grundlosen Tiefen des Ich oder des Absoluten. Es löst in Friedrich Schlegel allen Stoff, selbst den mütterlichen Boden der Seele, in ein zyklisches Spiel von Relativitäten auf, bis schließlich alles Sein hinweggeläutert ist, hingegeben für die bloße Spiegelung von Spiegeln. Es läßt in Schelling alle Dinge sich im Absoluten mischen, Vernunft und Willen, Natur und Geist, Subjekt und Objekt; und alle Formen, jede Individualität zerbricht, damit der Sinn der Dinge hineinstürzen kann in den dunkeln Abgrund, der reines, unmittelbares Sein ist. Man sieht, wie die Gesten dieser Denker sich entsprechen. Und wie sich Schlegels Geist, der, ursprünglich reine Form, sich in seiner Willkür ans Formlose zu verschwenden droht, wie sich Schlegels Geist in der Ironie die Grenze setzt, so flüchten alle müden Träume Schellings zum Meer der göttlichen Gnade, die ihm allein wahrhafte Existenz verheißt.

Sie hatten beide einen Indifferenzpunkt zwischen Subjekt und Objekt gesucht, den lichten Abgrund der Seele, in den alle Erlebnisse lautlos hinabstürzen, um hier reine Form zu werden, in einer Welt, die über Lust und Schmerz hinaus in der Tiefe des bloßen Seins wurzelt, und den dunklen Abgrund des Absoluten, der selbst das Leben als Besonderung, Individualität negierte. Es ist uns nicht gegeben, in diesem dumpfen Zustand zu verharren, in dem Gott, Welt und Ich noch ungeschieden ruhen. Wir brauchen das Andere, Fremde, die Dinge, um zu uns selbst zu kommen. Aber die Romantik sah auch im Fremden das Eigene und im Eigenen das Fremde und hat sich in der Geschichte vom Bild von Sais, wie es Novalis auffaßte, ihr Symbol gedichtet, den Menschen, der das Fremde sucht und sich selbst findet, weil der Weg zu dem anderen, zum Dasein schon die Erfüllung ist, weil jede Frage schon die Antwort in sich schließt und alles Leben nur die Sehnsucht nach sich selbst ist.

Kurt Singer

Die Wahlen

Nicht die Stichwahlen, bei denen verzwickte Taktik Zufallsmehrheiten schafft, sondern die Hauptwahlen spiegeln die Lage. Sie bestätigen, daß nur vier von den vielen Parteien naturwüchsig sind. Lebten alle Katholiken in geschlossenen Gebieten beisammen, so würde ihrer Kopfzahl genau die Zahl der

kampflos genommenen Mandate entsprechen. Die Polen, die weniger verstreut wohnen, machen ein starkes Zwanzigstel der Bevölkerung aus, ein knappes Zwanzigstel der Sitze haben sie erobert. Die Dreiundvierzig entspricht wenigstens einigermaßen der Zahl und Bedeutung der protestantischen Landwirte vorzugsweise des Ostens, die sich konservativ nennen. Die Industriearbeiter können die ihrer Zahl gebührende Vertretung nicht erlangen, weil die meisten der katholischen Genossen vom Zentrum und der Polenpartei festgehalten werden, und weil die Wahlkreiseinteilung die Agrargegenden auf Kosten der Großstädte und Industriezentren begünstigt. Daß sie nun diesmal auch das Erreichbare nicht erreicht haben, dafür sind als Ursachen die Unliebenswürdigkeit der sozialdemokratischen Führer und die Hochkonjunktur angeführt worden. Es kommen hinzu die Kindlichkeit des Publikums, das jedem „nationalen" Tamtam nachläuft, und der zerronnene Zukunftsstaat. Wollen die Lohnarbeiter die nützliche Organisation, die sie, von jener Illusion befeuert, sich geschaffen haben, nicht zerfallen lassen, so müssen sie den Marxischen Krempel preisgeben und sich, als reine Gewerkvereinlerpartei, auf den Boden der Wirklichkeit stellen. Die Hauptursache der Niederlage aber ist folgende. Die Scharfmacherorgane sind in den letzten Jahren mit stetig steigender Energie gegen die Regierung und den Reichstag Sturm gelaufen. Jene wurde der Schwäche, dessen bürgerlicher Teil des Humanitätsdusels und des Wettrennens im Buhlen um die Gunst der Plebs angeklagt. So werde der Arbeiterschaft Begehrlichkeit angezüchtet, Industrie und Landwirtschaft mit den für jene auferlegten Leistungen erdrückt, die Autorität des Staats und des Unternehmers, der nicht mehr Herr in seinem Hause sei, untergraben, der Umsturz vorbereitet. Ohne Zweifel ist diesem Sturmlauf anonymer Tintenkulis hinter den Kulissen ein persönlicher Sturmlauf von Trägern gewichtiger Namen parallel gegangen, und die berannten höchsten Stellen haben sich nur zu gern ergeben. Nach dem von den Verbündeten erlassenen Armeebefehl mußten die Behörden, die Unternehmer und die „patriotischen" Vereine einen gewaltigen Druck auf alle Abhängigen ausüben. Damit ist zugleich der eine der zwei Gründe für die Reichstagsauflösung angegeben. Nicht gegen das katholische, sondern gegen das sozialpolitische Zentrum wurde Attacke geritten, der evangelische Bund nur als Hilfstruppe willkommen geheißen. — Die lächerlichen Zahlen der übrigen Parteien beweisen, daß keine von ihnen Daseinsberechtigung hat. Freilich ist das in der Wahl von 1893, wo auch die Nationalliberalen nur 6, die Freikonservativen, die sich unmotivierterweise Reichspartei nennen, nur 7 Mandate im ersten Wahlgang errangen, noch deutlicher hervorgetreten. Den eben angeführten Umständen verdanken diesmal jene ihre 19, diese ihre 10 Mandate. Sind doch beider Parteien Häupter Großunternehmer, Magnaten und hohe Beamte, alles Personen von großer Druckkraft; wobei noch zu bedenken, daß viele protestantische Landwirte Mittel- und Westdeutschlands, die doch eigentlich zu den „Konservativen" gehören, mit diesen beiden Parteien wählen. Ihre nicht agrarischen Bestandteile und das planlos durcheinanderirrende Gewimmel, aus dem die kleinen Parteien ihre paar Mandate fischen, machen zusammen das Material aus für die zukünftige große — nicht liberale, sondern — Gewerbe- und Städterpartei. Hätten wir eine liberale Partei auch nur in dem Sinne des falschen Sprachgebrauchs, so hätte sich diese am 13. Dezember ohne Besinnen und Schwanken auf die Seite des Zentrums gestellt, denn das war sonnenklar: der zweite, mit dem ersten organisch verwachsene Grund der Reichstagsauflösung war die Absicht, das persönliche Regiment (Regiment nicht einer Person, sondern eines Konsortiums) zu stabilieren, und den Reichstag zum Bewilligungsautomaten zu entwürdigen. Im Wahlkampf haben sich die „Linksliberalen" gestellt, als ob sie an Dernburgs ultramarines Zukunftsreich glaubten und in einem kleinen Abstrich am Kolonialetat eine Gefährdung des Vaterlandes sähen. Werden sie, nachdem das Mittel seinen Zweck verfehlt hat, ein Restchen des oben bezeichneten Liberalismus retten, oder die Pflicht der Finanzkontrolle und der Wahrung der Rechte der Volksvertretung dem Zentrum, den Polen und den Sozialdemokraten allein überlassen? Übrigens hat die Wahl schließlich eine Schwä-

chung des „liberalen Blocks“ ergeben, weil die Kartellparteien nebst antisemitischem Anhängsel den größeren Teil der den Sozialdemokraten abgejagten Beute davongetragen haben. So bedeutend ist die Schwächung ja nicht wie beim Septennatsrummel, wo sich der „Liberalismus“ — ebenfalls aus blindem Haß gegen das Zentrum — das zweite Bein abgehackt hat, nachdem er das erste beim Umschwung der Wirtschaftspolitik 1878 verloren hatte. Für den Liberalismus, den die Ästheten und die Intellektuellen meinen, kommt bei der neuen Konstellation schon gar nichts heraus; sind es doch die Kartellparteien gewesen, die mit Ausschluß des Zentrums das preußische Volksschulunterhaltungsgesetz gemacht haben.

Karl Jentsch

Die Geldnot

In den Tagen, da Hieronymus, der Einsiedler, und der heilige Cyprian zwischen Karthago und Byzanz und von Rom bis Alexandrien wider den fluchwürdigen Mammon eiferten, sprach man in Kreisen, die sich für die Bestrebungen libyscher Anachoreten noch nicht zu erwärmen vermocht hatten, hin und wieder und nicht ohne Verständnis über die Gefahren, welche der römischen Welt aus der aufkommenden Latifundienwirtschaft erstanden waren. Latifundia perdidere Italiam, die ausgedehnten Güter der Grundherren begannen innerhalb ihres eigenen Wirtschaftsgebiets ihren gesamten Bedarf durch Arbeitsteilung zu decken, sie schlossen sich ab vom allgemeinen Markte und entzogen den Städten ihre verkehrswirtschaftliche Unterlage. So herrschte wieder reine Naturalwirtschaft auf dem grundherrlichen Landbesitz, in den Städten aber versiegten Geldwirtschaft und Geldkapitalbildung und der immer noch geldwirtschaftlich organisierte Staat stand ohnmächtig mit all seinen Bedürfnissen der ganzen Entwicklung gegenüber. Der Großgrundbesitz sah sich außerstande, die staatlichen Geldforderungen zu befriedigen, dem Staat gelang es nicht, seine Bedürfnisse auf andere Weise zu decken, Niedergang und Verfall waren daher die natürlichen Folgen.

An die Stelle der römischen Weltherrschaft trat die Anarchie des beginnenden Feudalismus. Immer weiter ebbte die Geldwirtschaft zurück und von der anderen Seite kamen die Fluten der Völkerwanderung. Der Geldgebrauch sank auch in seiner äußeren Form auf eine stets primitivere Stufe bis die Zeit der Ritter und der Heiligen anbrach, in der die einen vom Gelde nichts wissen wollten und die anderen seiner nicht bedurften. Aber zwischen Heiligen und Rittern kamen die Städte empor und hinter den Städten stand die Kirche mit Geldbedürfnissen, die nicht minder groß waren als die des einstigen römischen Weltreichs. Mochte immerhin die Goldgier auch nach der Nibelungen Zeiten so heftig sein wie in der Welt, in der die Sagen von Midas und den Argonauten entstanden waren, erst unter dem Druck kirchlicher Bedürfnisse setzte sich rohe Gewinnsucht um in rechnende Spekulation. Der moderne Kapitalismus ist im Zeichen des Kreuzes entstanden. Wohl raubten die Ritter und gegen den Prunk der Klöster predigten Bernhard von Clairvaux und Gerhoh von Reichersberg, im Schatten der Kirche aber, an den Wechslertischen der Spini und Strozzi zu Florenz wurde uralte Erwerbsgier zu jenem ökonomischen Rationalismus umgebildet, begannen die Anfänge des Kapitalismus, der seinen Siegeszug von den Bankpalästen Berlins, von Lombard- und Wallstreet aus nun erst eigentlich durch die ganze wirtschaftliche Welt, deren Mittelpunkt Bank und Börse sind, unternimmt. Von den kommerziellen Riesenunternehmungen gehen die Forderungen aus zu vernunftgemäßerer Umgestaltung des gesamten wirtschaftlichen Lebens. Ihre Forderungen aber enthalten Drohungen für alle Unternehmungen, die noch von einem Reste vorkapitalistischer, irrationaler Gesinnung erfüllt sind.

Kein Wunder also, wenn manche von einer großen Bangigkeit ergriffen werden, wenn Krisengerüchte und Ahnungen vom ökonomischen Weltuntergang laut um sich greifen. Aber die Riesenbanken von heute vollbringen wirtschaftlich das gerade Gegenteil von dem, was einst die ländlichen Riesenbetriebe der niedergehenden Römerzeit bewirkten. Sie organisieren nur, die Latifundien zersetzten, sie sanieren, um ihre

Interessen zu wahren, während die Latifundien selbst die Städte naturalwirtschaftlich infizierten, weil ihnen jede wirtschaftliche Weiterentwicklung überhaupt gleichgültig, wo nicht ein Hemmnis war. Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß die ostelbischen Latifundien des 20. Jahrhunderts mit ihren Silberwünschen und ihrer Sehnsucht, die Reichsbank zu einem Pfründnerhaus der Grandseigneurs auszugestalten, nicht eine Nationalwirtschaft herbeiführen möchten, die sich zur heutigen Weltwirtschaft genau so verhielte wie die römische Rückentwicklung von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft. Ist doch auch die agrarisch beeinflußte Börsengesetzgebung, die zudem wacker das ihre leistet, jede Geldknappheit zur Geldnot werden zu lassen, nur ein Meilenstein unter vielen an der Straße, die nach rückwärts weist. Allein die eigentlichen Ursachen der Geldnot liegen doch auf anderem Gebiete, sie sind weit eher in den fortschrittlichen Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung zu suchen als in einem Wiedererstarken der Mächte der Vergangenheit.

Nur keine Anarchie in der Produktion, nur keine Regellosigkeit mehr! So sprechen die Propheten der neuen Zeit zu denen, die die Weltgeschichte auf Goldgrund weitermalen möchten, die Apokalyptiker aber verkünden die unabsehbare Krise als Fegefeuer, dem ungeahnte ökonomische Seligkeit folgen soll. Und von denen, die nicht zur Gemeinde kommerzieller und industrieller Riesenbetriebe gehören, von den Unternehmern, die in das wirtschaftliche Getriebe der Zeit hineingestellt nun schuldig wurden, um der Pein der Geldnot zu verfallen, schreiben sie: Es sind ihrer viele, die von der roten Flut ersäuft wurden, die wenigen aber, die noch am Strande stehen, die werden verschmachten vor der goldenen Ebbe.

Friedrich Glaser

Übersetzungen

Der 184. Spruch von „Menschliches, Allzumenschliches" lautet: „Es ist weder das beste, noch das schlechteste an einem Buche, was an ihm unübersetzbar ist". Mit anderen Worten: nicht die literarischen Qualitäten oder Disqualitäten verschwinden in der Übersetzung, sondern das, was man sprachliches Milieu nennt, jene Familienzugehörigkeit des Buches zu der ganzen Gruppe geistiger Vorgänge und sprachlicher Gewohnheiten, die in ihm als Aufstieg des Saftes aus der Wurzel wirken. Die Übersetzung pflückt eine Frucht und exportiert sie. Während aber die Pfirsiche und Apfelsinen gewöhnlich einen Grad vor der Vollreife für den Export in Kisten gelegt werden, in denen sie unterwegs noch den Rest ihres Reifeprozesses vollziehen, werden die literarischen Früchte stets einen Grad nach ihrer Reife gepflückt oder richtiger schon vom Boden aufgelesen. Vorher sind sie nicht begehrt. Sie verlieren dadurch das Aroma, wenn es nicht Winterfrüchte sind, wie Shakespeare, oder Eingemachtes, wie Homer.

Die Deutschen haben von jeher für diese Konservenkultur eine größere Neigung gehabt als die Ausländer. Einmal deswegen, weil ihre Literatur sowohl in der Kindheit als im reifen Alter sehr stark von fremden Einflüssen geleitet wurde und ihre größten Dichter, was im Auslande niemals passieren konnte, Jahre ihres Lebens den Übersetzungen widmeten. Dann aber auch, weil der Drang, sich in fremden Literaturen zu bilden, nicht immer mit der Befähigung für fremde Sprachen Schritt hielt, die eine so angeborene und persönliche Begabung ist, wie das Tanzen oder Eislaufen. Es gibt kompositorische Genies, die nicht das geringste absolute musikalische Gehör haben, und Dilettanten, die den Ton einer Straßenbahnglocke nennen können. Gute deutsche Sprachkünstler trösteten sich früher mit der Erfahrung, daß man nur eine einzige Sprache ganz beherrschen könne. Aber das stimmt nicht; die Biegsamkeit des Sprachgehirns hat mit der sprachlichen Schöpferkraft nichts zu tun, da jene von der Assimilation, diese von der Einbildung abhängt. Es gibt in unserer bildungsstolzen Zeit noch zahlreiche Deutsche, die auf die Reize fremdsprachlicher Lektüre im allgemeinen verzichten müssen, weil die andauernde innere Übersetzung ihnen mehr raubt, als die Wahrung des sprachlichen Milieus ihnen einbringen würde.

Nur für diese, wobei die „Kunst" des Übersetzens natürlich immer mehr zurücktritt

(eine wunderbare echt deutsche Kunst der Einfühlung einer Persönlichkeit in eine fremde und doch verwandte Welt), sind die Übersetzungsbibliotheken bestimmt, die jetzt allenthalben erscheinen. Bald die altfranzösischen Moralisten, bald die unmoralisierenden bijoux indiscrets, bald Goncourt, bald Carlyle, Whitman und Poe, die neue Pipersche Dostojewskiausgabe, der Tolstoi und Ruskin bei Diederichs und die wunderbarsten Selbstanalysen aller Literatur, die Flaubert in seinen Briefen gegeben hat, von denen schon zwei Anthologien vorliegen, die eine von Frau Wassermann bei Oesterheld, die andere von Greve bei Bruns. In demselben Verlag hat man jetzt die Prosaschriften von Baudelaire in vier Bänden, die künstlichen Paradiese der Opium- und Haschischträumer, die Schriften über Malerei und Musik, in denen (mit Ausnahme der Landschaftsverneinung) neben Wilde und Pater die Grundlagen der modernen kritischen Ästhetik gegeben sind, die kleinen Prosaphantasien „der Wahn von Paris", die als Paraphrasen alltäglicher Vorgänge in romantischer Empfindung die Muster ihrer Gattung geblieben sind: die Geschichte vom glückbringenden Strick des Gehenkten ist Manet gewidmet, die Dithyrambe über den Thyrsos Liszt. Ich sollte nicht zu erwähnen vergessen, daß auch vom Vater Balzac der Ledermannsche Verlag einen Zyklus von Erzählungen übersetzt herausgab, die nicht alle zu den bekanntesten gehören und aus der fünfzigbändigen Ollendorfausgabe gut herausgefischt sind: Frauenstudien, die den Barbey d'Aurevilly einschließen, Napoleonlegenden, die den Simplizissimus vorausnehmen, der Roman vom Landarzt, sozial und dennoch aristokratisch ... ich wünschte sagen zu können, ob sie alle gut oder schlecht übersetzt sind, oder vielmehr, ich wünschte, daß ich es gar nicht wüßte.

O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Nietzsche und Goethe / von Ellen Key

ie ethischen Werte, die die christliche Menschheit seit zweitausend Jahren als die höchsten aufrecht erhalten hat, erhielten ihre radikale Überprüfung, als Nietzsche kam

mit zwei Stürmen, einen unter jedem Flügel.

Und wo immer eine solche Prüfung vorgenommen wird, blickt er gleich einem Kundschafter von dem höchsten Gesichtspunkt herab, ruht oben im Luftmeer, ein schwarzer Segler, verankert durch seiner Flügel Stärke.

Wie seinem Helden Napoleon gelang es ihm wohl, die alte Welt umzustürzen, nicht aber das neue Weltreich zu begründen, von dem er träumte.

Von seinen Jünglingsjahren an arbeitet er an einigen der größten Probleme des Lebens, aber als Künstler, nicht als Denker. Seine Methode war nicht die Logik, sondern das Spiel. Seine Lust war es, Fragen zu stellen und andere zu Fragenden zu machen, nicht zu antworten. Und man hat sehr wahr gesagt: Wenn er antwortet, dann will er „nicht beweisen, sondern überreden".

Er gebraucht allerdings von sich das Wort Philosoph. Aber nur als Begründer der neuen Philosophie: der „explosiven im Gegensatz zur konstruktiven". Dazwischen nennt er sich einen Dichter. Außerdem ist er ein Musiker. Schließlich hofft er, slawisches Blut in den Adern zu haben.

Weiten und Wellenbewegung, Unendlichkeit und Grenzenfurcht müssen so seine Grundbestimmungen sein. Auf niemanden kann man mit größerer Wahrheit Goethes Wort vom Menschen als „ein sehnsuchtsvoller Hungerleider nach dem Unerreichlichen" anwenden. Jeder Feststeller soll sich von Nietzsche fernhalten.

Nietzsche zog die letzte Konsequenz aus dem Grundgedanken des Protestantismus: daß nur das persönlich Durchlebte, nur die innere Selbstbestimmung, meine Erlösung, meine Befreiung werden kann. Insofern stimmt er auch mit Kant überein, daß wir unsere Freiheit und Selbständigkeit nur bewahren, wenn wir unser freies Prüfungsrecht, unsere Selbstgesetzgebung gegen alle äußeren

Gebote behauptet haben; wenn unser Wille sich in Übereinstimmung mit unserem Wesen befindet.

Aber von da an ist die Verschiedenheit tief. Denn während Kant unser höchstes Wesen im Gehorsam gegen den kategorischen Imperativ erblickt, der die Stimme unseres Gewissens — d. h. Gottes Stimme — in uns ist; wenn er das Höchstmenschliche in der Pflichthandlung sieht, die das Gewissen unserer übrigen Natur abringt, sieht Nietzsche auch unser sittliches Wesen als von der Erde und irdisch. Sein Denken ist eine Felsenbohrarbeit. Die Diamantspitze des Bohrers ist die Frage: Warum Moral? Warum nicht ebensogut Unmoral, wenn diese dem Willen des Lebens besser dient? Wie ist das Gute das Gute geworden? War es nicht vielleicht im Gegenteil das für die Steigerung der Menschheit Schlechte? Nach welchem Bewertungsmaßstab hat man das Schlechte und das Gute bestimmt?

Die Felsbohrung wollte den Weg zu einem „Jenseits von Gut und Böse" bahnen. Die erste Bedingung war, mit der Moral zu brechen, die sich die Menschen a priori ausgedacht, die sie religiös und metaphysisch ausgeklügelt und dann dem Leben aufgezwungen hatten. Die zweite Bedingung war, als Bewertungsmaßstab für die Moral ihr organisches Verhältnis zum Leben aufzustellen, als seinen innersten Willen fördernd, den Willen zu einer immer stärkeren und höheren Machtbetätigung.

Viele hatten vor Nietzsche ähnliche Fragen gestellt. Er besaß in höherem Grade als alle anderen die Macht, sie beunruhigend zu machen:

Die Macht des Genies und die Macht der Leidenschaft, der Leidenschaft, die es mit sich bringt, daß man unter den Dingen leidet, die die anderen gelassen nehmen, und die den Pioniermut schafft, der von keiner Halbheit weiß — und oft an seiner Ganzheit untergeht.

Die Menschen, die die Worte oder Taten des Genies „empörend" finden — und diese sind noch in der Mehrheit —, glauben stets, daß, wenn das Genie mehr Rücksicht auf ihre Meinungen genommen hätte, alles anders gekommen wäre.

Und wer kann daran zweifeln?

Aber wir haben allen Grund, uns zu freuen, daß das Genie die Gewohnheit hat, seine Ohren mit Wachs zu verstopfen, wenn es über die Märkte schreitet.

Durch wen das Genie wohl mehr leidet, durch seine einfältigen Schulmeister oder seine einfältigen Nachschwätzer, die glauben, daß Verständnis Sklavendienst bedeutet? Der Sklave hält sich an den Buchstaben, der Freie sucht den Geist dahinter.

Bei niemandem kann solch ein Sklavendienst gefährlicher werden als bei Nietzsche.

Denn er kämpfte in einem Panzer von glänzenden Silberschuppen, dem Panzer der Paradoxe. Und wie geschmeidig sich dieser auch der Gestalt anschmiegt, so ist er doch nicht mit ihr identisch. Ihre Linien sind edler und einfacher als die des Harnischs.

Er, der sich für den Antiromantiker hielt, ist gerade der Erzromantiker. Er erfüllt voll und ganz Novalis' Anforderung an den Philosophen: zu vivifizieren, zu dephlegmatisieren. Das Erstarrte strömend, das Philistersichere unruhig zu machen, den Pfeil seiner Sehnsucht zu ungeahnten Höhen emporzusenden, was ist romantischer als dies? Und all dies ist Nietzsches innerste Lust.

Er ist Romantiker in seinem Willen, seinem Werk die Eigenart des Spiels zu geben. Was er selber seine Tanzkunst nennt, ist im Innersten das romantische Mißtrauen gegen die systematische schwere Arbeit, die romantische Überzeugung, daß die Kunst der Weg zur höchsten Weisheit ist.

Aber Nietzsches Romantik geht noch tiefer. Sein bewußtes Ich liebt den Tag, das Sonnenlicht, die Gewißheit, die Wirklichkeit. Sein unbewußtes Ich liebt die Nacht: eine Nacht mit berückenden dunkeln Geheimnissen, mit mondscheinweißen verklärten Lichtern. Dieser Romantik — die all das Unaussprechliche des Daseins birgt — schämt er sich wie einer geistigen Ausschweifung und bekämpft sie darum. Er hat in der Wahl zwischen der Romantik und dem Empirismus den letzteren erkoren. Aber aus seinem ganzen Werk steigt die Klage auf: Wehe mir, daß ich wählen mußte!

Hier liegt der tragische Spannungspunkt seines Schicksals. Wenn er von seiner Genesung von der Mystik spricht, dann spricht er wie der durch eine Amputation dem Leben Gerettete. Er hat das Gefühl einer ungeheuren Einbuße oder Verringerung, denn er hatte im höchsten Grade das religiöse Bedürfnis anzubeten: nur kniend war er ganz glücklich.

Aber für alle bedingt ja das Leben durch irgend ein großes Gesetz der Notwendigkeit, daß

. . . . le cœur se brise ou se bronze.

Das erstere war Nietzsches Schicksal.

Nietzsche liebt im Innersten immer das, wogegen er rast. Warum raste er sonst? Die Gerechtigkeit thront jenseits von Haß und Liebe. Wenn Nietzsche seine früheren Meinungen oder Freunde bekämpft, dann sind es Züge an sich selbst, gegen die er ankämpft. Denn er weiß, daß die Instinkte mächtiger sind als die Gedanken. Sein Ausfall gegen das Christentum ist ein Blutsturz. Was er vom Mitleid offenbart, das sind nicht Wahrheiten, nein, offene Wunden! Er wird der Verkünder der Härte, weil er so weich ist, daß er keine Träne sehen kann; weil er stets bereit wäre, zu helfen, und darum fliehen muß, um seine Hände für seine eigene Sendung frei zu haben. Seine Schwester betont, daß er unter Pascals Schicksal so tief litt, weil er fühlte, daß auch für ihn selbst das Christentum — das ihm, der väterlicher- und mütterlicherseits der Sprößling mehrerer Priestergenerationen war, im Blute lag — hätte lebensgefährlich werden können.

Einer seiner Schulfreunde hat betont, wie bezeichnend für sein Wesen sein — damaliges und auch später bleibendes — Lieblingswort: sinnig war. Vom Äußeren abgewandt, schien er in seinem Innern, in den Reichtümern, die er da

sammelte, vollkommene Ruhe zu finden. Und eine stille Freude an allem Schönen, Wahren und Guten war schon damals der Grundzug seines Wesens ....

Er konnte sich selbst die vollkommenste Freiheit gestatten. Denn er war seinem ganzen Wesen nach so „züchtig", daß schon in seiner ersten Schulzeit die Kameraden in seiner Gegenwart Roheiten unterdrückten. In der Schule wie daheim war er der „Musterknabe", der niemals Jungenstreiche machte, sich immer wahrheitsliebend, gewissenhaft, selbstbeherrscht zeigte; ja, seine stille Würde brachte ihm den Spitznamen „der kleine Pastor" ein. Sein ganzes Leben lang zeigte er Dankbarkeit für Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft in der Stille, verbunden mit einfachen Gewohnheiten für seine eigene Person. Ausdauer in Mühen, Geduld im Leiden, Regelmäßigkeit und Ordnung, Maß und Rücksicht, eine gleichmäßige fröhliche Alltagslaune, diese Züge habe ich von Malwida von Meysenbug ebenso an ihm rühmen hören wie von seiner Schwester. Aber allmählich zwang ihn die Krankheit, jene Lebenskunst, die mit dem geringstmöglichen Kraftaufwand die größtmögliche Wirkung erzielt, immer mehr und mehr zu entwickeln. Und da trat der von sich abstoßende Zug hervor. Denn sein Werk und seine Wirkung wollte er erreichen. Der Wille zu Macht ist bei ihm tief eingewurzelt wie der quälende Zweifel: ob er auch wirklich die Macht besitzt, die er auszuüben begehrt?

Wer begreift nicht, daß — wenn er sich in den Jünglingsjahren an dem Blitz und dem Sturm freut, die ihren Weg unbehindert von Pflichtgeboten gehen — dieser so vollkommen Gezügelte den Druck seines eigenen maßvollen Wesens zu empfinden beginnt?

Ein Aufruhr des Blutes war für seine Natur ausgeschlossen. Er konnte seine „Verbrechen" nur als Denker begehen; ja, er dürfte überhaupt nur solche Verbrechen für vornehme Menschen für möglich halten. Freilich konnte er die kraftsprudelnden wilden Bestien der Renaissance preisen, aber er gab zu, daß er nicht mit ihren Ebenbildern umgehen wollte.

Nur die oberflächlichste Auffassung jener Art junger „Dichterlinge", von denen Nietzsche erklärt, daß er sie am allerwenigsten zu Lesern haben wollte, hat es möglich gemacht, daß Nietzsche so grob mißdeutet wurde, als wäre er nicht nur der Bewunderer der großen „Verbrechen", nein auch der der kleinen Schurken! Er bewunderte selbst die großen Renaissanceschurken nur aus ästhetischem Gesichtspunkt, wie etwa Tiger oder Schlangen. Und wer fände einen ungeschminkten Cesare Borgia nicht schön, verglichen mit den christlichen und Dotationen machenden Rockefellers unserer Zeit?

Aber jene haben kein Recht, sich auf Nietzsche zu berufen, die ruhig andere opfern, nachdem sie festgestellt haben, daß alle übrigen im Vergleich mit ihnen klein sind!

Denn Nietzsche verlangt, daß, wenn die landläufige Moral verletzt wird, dies geschehen muß, weil man die Macht zu furchtbaren, Neues schaffenden „Ver-

brechen" hat. Er betonte unablässig, daß er den Individualismus nicht in dem Sinne verkündigte, daß jeder umhergehen und sein eigenes kleines Ich auf Kosten von wichtigeren Dingen als er selbst fördern könnte. Nietzsches Ideal der Vornehmheit war die freiwillige Selbstbeherrschung, die innere Macht, die durchgehende Verfeinerung, die nur jene erreichten, die — nach Dehmels Bezeichnung für die Größten der Renaissance — „Kulturgewissen mit Kunstgewissen" verbinden.

Nichts war für Nietzsche selbstverständlicher, als daß für jemanden, der nicht zuerst sein eigener Herr geworden ist, kein Machtwille und keine Selbstherrlichkeit denkbar ist. Nur wer die Grundstoffe seines eigenen Wesens geformt hat, wie die Metalle in der Werkstatt des Künstlers geformt werden, hat das Recht, dann den Stempel seines Wesens „auf Jahrhunderte zu drücken wie auf Wachs"!

Nietzsche nennt das Christentum, die Moral und die Wahrheit seine drei Feinde, auf die er „mit Recht stolz sein kann".

Die Wahrheit wollte er nicht ehren, als er sie ein Weib nannte! Die Wahrheit reizt ihn, weil er überzeugt ist, daß man sie nie besitzen kann; daß die Naturwissenschaft ebenso wie die Geschichte, ebenso wie die Philosophie nur „Wahrheiten" geben, niemals die Wahrheit. Denn keine dringt zur „ersten Notwendigkeit" vor: jede zeigt nur kleine, abgerissene Stücke der ersten Kausalkette. Unsere Empfindungen, unsere Anschauung, unsere Begriffe, alle sind sie unzulässig.

Die Wahrheit — sagt Nietzsche — bedeutet für den Transzendentalismus das, was seinen Wünschen entspricht. Und diese sind: daß es etwas an sich Wahres geben solle, ein „Ding an sich", ein wesentliches Sein, eine unsterbliche Seele.

Aber nichts von alledem existiert, fährt Nietzsche fort. Die ganze Geschichte der Philosophie ist ein einziges Toben gegen die Voraussetzungen des Lebens, ist eine Verleumdung des Lebens, eine Parteinahme gegen das Leben, ist Furcht vor der Wirklichkeit. Und diese Furcht hat die Philosophen dahin gebracht, das Dasein in ein wirkliches und ein scheinbares einzuteilen und das letztere unter anderem dadurch herabzusetzen, daß man die Moral aus der überirdischen Welt ableitet. Aber der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische. Denn es gibt keine intelligible Welt.

Der zweite Feind ist die Moral, weil die Moral das Leben irregeleitet, es auf Tugenden gerichtet hat, die lebenshemmend anstatt lebensfördernd sind.

Der dritte Feind ist das Christentum, weil es den Wert des Lebens ganz und gar unterschätzt hat. Unter dem Christentum versteht Nietzsche stets die paulinisch-kirchliche Lehre, die Lehre vom Kreuz. Denn Jesu Lehre fand er in denselben einfachen Sätzen, in denen Tolstoi sie gefunden, Sätzen, die auch seiner Ansicht nach im geraden Gegensatz zu allem stehen, was die Kirche mit Jesu Person verknüpft hat.

Nietzsche klagt das Christentum an, weil es dem Menschen den Glauben an sich selbst geraubt hat, den Glauben, der — wenn das Christentum ihn in den Zeiten verkündet hätte, als die Menschheit noch die Macht zu glauben hatte — die Menschen zu Göttern hätte machen können. Denn der Glaube an uns selbst ist das stärkste Band und zugleich der stärkste Flügel. Das Christentum brachte im Gegenteil die Tatkraft, die Liebe zur Gefahr, die Freude in Verruf. Das Christentum brach den Mut der Menschheit zu ihrer Vernunft und ihrem Machtwillen, ihrem Stolz und Wagefreudigkeit — mit einem Wort zu all den der Selbsterhaltung günstigen Instinkten —, indem es anstatt dessen die Geduld, die Opferwilligkeit, die Demut als die höchsten Ziele bezeichnete. So stellte das Christentum die Guten, aber Mittelmäßigen über die Bösen, aber Großen, die doch oft viel mehr für die Menschheit bedeutet haben als die Guten. Es nannte alle Triebe, die das Leben herabdrücken, das „Rechte"; alle, die das Leben steigern, das „Unrechte". Es lehrte die Menschheit, ihr Mitleid an die Schwachen zu vergeuden, aber gleichgültig gegenüber den Herrlichen zu bleiben, deren Kräfte verschwendet wurden.

Nietzsche bewunderte die Lebensführung der wahren Christen als das „edelste ideale Leben", das er gesehen. Aber er hatte selbst die meisten christlichen Tugenden zum Patengeschenk erhalten. Er begriff darum nicht, daß es für andere eine Kraftprobe bedeuten kann, sie zu erringen.

Darum drang er nicht zu dem Gedanken des dritten Reiches vor: zur Versöhnung zwischen dem Christentum und dem Hellenismus. Er stellte im Gegenteil zwei Sittengesetze auf, das des Christentums für die Herde, das des Hellenismus für die Übermenschen.

Es war die notwendige Begrenzung seiner Stärke, daß er den wesentlichen Wert des Christentums nicht sehen konnte: nämlich, daß es uns lehrt, wie wir aus Leiden, Niederlagen und Demütigungen — all dem, das die Antike verabscheut, ohne es doch aus der Welt schaffen zu können — eine neue seelische Macht, eine neue Größe, eine neue Stärke schöpfen können. Nietzsche, der das Leben großartiger, stilvoller, stärker machen wollte, hätte einsehen müssen, daß alles, was das Dasein gerechter und menschenwürdiger für alle macht, es schließlich auch großartiger, stilvoller und stärker machen muß!

Die große und bleibende Bedeutung von Nietzsches Umwertung der christlichen Moral besteht darin, daß er gezeigt hat, daß ihre Grundsätze ohne Rücksicht auf die biologischen und psychologischen Voraussetzungen, die die Lebenssteigerungen bedingen, festgestellt worden sind. Das Rechte wurde so ein vom Leben unabhängiger Selbstzweck, nach dem auch getrachtet werden mußte, wenn das Leben dadurch immer weniger mächtig wurde. Gegen diese lebensgefährliche Moral stellte Nietzsche den Satz auf: daß der Wert einer Handlung nicht dadurch bestimmt wird, was sie ist, sondern durch wen sie geschieht und warum sie geschieht.

Nietzsche definiert den Begriff der Kultur als „Stil in allen Lebensäußerungen".

Und er fand, daß es unserer Zeit an Kultur fehlt, weil sie nach allen Richtungen ohne Zusammenhang arbeitet und so nur ein Kunterbunt erzielt, bei dem das eine das andere totschlägt; wo man sich mit den Sitten des Alltags, mit den Gedanken von gestern begnügt; wo die Eigenart durch die allgemeinen Meinungen und allgemeine Bildung abgeplattet wird und wo man all dies überdies noch „Kulturarbeit" und „Kulturfortschritt" nennt, ohne daß man die Spur eines zielbewußten Handelns für ein höheres Ideal sieht, nicht einmal ein höheres Bildungsideal.

Bildung bedeutet nach Nietzsche die Erkenntnis und die Fähigkeit, die das Edelste in der Zeit fördert und das Kommende vorbereitet; die für die höchsten Bestrebungen des eigenen Volkes und der Menschheit lebt und wirkt, die sich großen Zielen und großen Geistern hingibt.

In diesem Zusammenhang sprach Nietzsche einige seiner unentbehrlichsten Gedanken aus, die Gedanken von einer Rangordnung zwischen den Werten, einer „Distanz zwischen den Menschen".

Aber jeder reiche Gedanke gleicht einem Apfelbaum im September. Rings um den Fuß liegen die Fallfrüchte, und die schnappen die Kinder auf. Oben im Laub runden sich die Früchte für die Erwachsenen.

Weil das Leben selbst das Widerspruchsvolle ist, kann man eine Wahrheit über das Leben nicht anders aussprechen als in einem Satz und einem Gegensatz.

Wahr ist so Nietzsches Satz, daß die liebevollen und heldenhaften Handlungen nicht aus dem Opferwillen entspringen, sondern aus einem starken und großen Ich, aus einer Fülle, die sich daran freut, überzuströmen. Und diese selben Menschen sind gerade die, die auch empfangen können, die sich das Recht zuerkennen — ihr Leben in gewissem Maße — auf Kosten anderer zu leben — was wir alle bis auf weiteres müssen, aber nicht ehrlich genug sind, zuzugeben, sondern sogar vor uns selbst unter schönen Redewendungen verbergen.

Wahr ist auch der Satz, daß der „harte" Mensch — er, der den Mut zur notwendigen Härte hat — einen unschätzbaren Goldtropfen von Güte haben kann, der mehr wert ist als die Gutherzigkeit aller Milchseelen; wahr ist es, daß der Mut mehr für die Erlösung aller Verunglückten getan hat als die Menschenliebe; wahr, daß es große Kulturträger gegeben hat, deren Härte bedeutungsvoller für die Menschheit gewesen ist als die Barmherzigkeit von Millionen.

Aber als Nietzsche dann einen Ausweg aus dem Unglück suchte, daß die Großen und Seltenen den Kleinen und Gewöhnlichen geopfert werden, da beging er den verhängnisvollen Irrtum, diesen Ausweg in der Vervollkommnung der Minderzahl, nicht in der aufsteigenden Bewegung der ganzen Menschheit zu sehen.

Sicherlich haben jene recht, die betonen, daß Nietzsches Vergötterung des vollen und starken Lebens, der Kraft- und Tapferkeitstaten ein Ausdruck des Lebenshungers des zu unablässiger Behutsamkeit verurteilten Kranken war.

Aber schon an seinem Grabe betonte einer seiner Freunde mit Recht, daß das Erdreich nicht bedeutungslos für den Baum ist.

Und ist man das geworden, was Nietzsche wollte, daß seine Leser seien — nicht Nachbeter, sondern Nachdenker —, dann sieht man ein, daß wenn man Nietzsches Ziel — den Übermenschen — will, man mit aller Macht sein Mittel abweisen muß. Denn daß er „mit dem Hammer philosophiert", hindert nicht, daß er in diesem Falle nicht den Nagel auf den Kopf trifft.

Der monistische Radikalismus ist viel aristokratischer als der Nietzsches. Er wollte nur den Übermenschen: Wir wollen die Übermenschheit. Irgend einen Teil des Menschengeschlechts — einen Teil, den die Natur nicht dazu bestimmt hat — Masse verbleiben zu lassen, dies wäre für den Lebensgläubigen ein ebenso großer Kummer, wie vom Paradiese in die Hölle hinabzusehen. Mit Recht griff Nietzsche den historischen Sinn an, der die Vergangenheit der Zukunft den Weg versperren läßt. Aber der psychologische Sinn, der aus der Geschichte lernt, ist eine unschätzbare neue Errungenschaft. Und dieser zeigt uns, daß jeder — der einzelne wie die Klasse —, der in anderen Menschen ausschließlich seine Mittel sieht, allmählich tiefer sinkt als diese.

Der blutrot rauschende Wille, sein Ich auszudrücken, der milchweiß fließende Wille, sein Ich auszugeben — diese beiden „Willen zur Macht" wirken ja schon im Tierleben. Jeder Versuch, sie so zu trennen, daß der erste Wille das Merkmal der glänzenden Minderzahl würde, der zweite Wille aber das der zurückgedrängten Mehrzahl, wäre eine Vergewaltigung des Grundgesetzes des Lebens, schwerer als die, die das Christentum beging, als es den einen Willen das natürlich Böse und den anderen das göttlich Gute nannte.

rrig hat man Nietzsches „Willen zur Macht" als Machtbegierde im gewöhnlichen Sinne des Wortes gedeutet. Die beiden Worte, die er so oft durch Gleichheitszeichen vereint — Selbst-Sucht und Selbst-Zucht —, wie auch das Wort, womit er den Willen zur Macht umschrieben hat — Selbstzuwachs —, zeigen klar, was er gemeint hat. So auch sein Ausruf, daß die Bäume im Wald um die Macht kämpfen, ihre Macht zu wachsen. Freilich sausen Worte mit härterem Klang von seinem Bogen, je mehr dieser gespannt wird — bis er bricht. Aber diese großen Worte sind nicht die entscheidenden. Sie sind eine Selbstverteidigung gegen Nietzsches Leiden unter dem Unverständnis der Freunde, unter eisiger Gleichgültigkeit oder rohen Angriffen.

Die kleinen Menschen schwingen die Peitsche über die großen. Die roten Male, die nach den Schlägen leuchten, werden dann von den kleinen Menschen Eitelkeit genannt.

Nichts ist herzzerreißender, als die Briefe aus Nietzsches letzten Jahren mit den Schriften zu vergleichen. Jeder großen Worterhöhung auf der kunstvoll getriebenen Außenseite des Schildes entspricht ein leerer Raum auf seiner Innenseite, jene leeren Räume, die wankende Freunde und gescheiterte Hoffnungen

hervorrufen. Denn seine „siebente Einsamkeit" war gerade die, die er nicht ertragen konnte.

Schon als er in den Weg einbog, der dahin führte, „zitterten seine Füße". Er war gezwungen gewesen, sein „verehrendes Herz zu zerbrechen", ehe er es vermochte, sich gegen Meinungen zu kehren, die er einstmals heilig gehalten und damit auch gegen Freunde, die noch dieselben Meinungen hegten. Er sagt von sich selbst, wer tief genug in eine Sache eingedrungen ist, bleibt ihr selten für immer treu. Er zeigte dies in bezug auf die Denker seiner Jugend wie auf die Musiker seiner Jugend. Aber er hatte selbst das in sie hineingelegt, was er am meisten bewunderte: ja, neben dem, was er liebte, sah er frühzeitig bei ihnen die Schwächen, die später seinen „Abfall" verursachten.

Das seinem innersten Wesen am tiefsten Verwandte entdeckte er schon im Jünglingsalter. Und diesem verblieb er auch bis zuletzt treu. Es ist alles in der Liebe zum Dichter seiner Jugend, Hölderlin, inbegriffen.

Nietzsche nennt selbst: Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe als seine Vorgänger. Schon in den letzten Schuljahren kreist sein Denken um den Entwicklungsbegriff, den Pantheismus, das Schicksal, die Willensfreiheit, die hellenische — vom Christentum zersplitterte — Harmonie. Und schon viel früher ist seine Stärke die psychologische Beobachtung — vor allem die Beobachtung, deren Gegenstand er selbst ist — und die schließlich zu seiner Selbstverbrennung führt.

Er bestimmt später die dionysische Eigenart als den Drang nach Einheit, als den Seelenzustand, der über die Begrenzung der Persönlichkeit, des Alltages, der Gesellschaft hinausgeht; als das große pantheistische Allgefühl; als die Mitfreude und das Mitleid, als den Willen zu Zeugung und Fruchtbarkeit, als religiöse Ehrfurcht vor dem Geschlechtsleben, als Überschwang und als Bejahung der großen Notwendigkeit, die das unablässige Werden und die unablässige Vernichtung bedingt; als Bejahung der ganzen Wesensart des Lebens, des Leids wie der Lust, als ein amor fati aus Überfülle ohne allen Vorbehalt, der nichts in der Vergangenheit oder in der Zukunft anders haben will!

Und dies ist das Lebensgefühl des Hellenismus wie Hölderlins, Spinozas und Goethes. Auch sie waren überzeugt, daß alles Reden von Endzielen sinnlos ist; daß der Mensch sich seine Ziele setzt, um leben zu können, diese einzige große Frage für uns Lebenden.

Aber neben der dionysischen Eigenart hatte Nietzsche bei den Hellenen die apollinische gefunden, den in sich geschlossenen und übereinstimmenden, den klaren, vereinfachten, maßvollen, individuellen Typus, mit seinem „Fürsichsein", seiner Freiheit unter festen Gesetzen.

Nietzsche nennt es wunderbar, daß diese beiden Typen in Hellas nebeneinander existierten. Ebenso wunderbar ist es zu sehen, wie der dionysische junge Goethe allmählich Apollos Gestalt annimmt und wie der apollinische junge Nietzsche sich allmählich in Dionysos umwandelt. Diese Umwandlung ist die eigentliche Geschichte in der Geschichte beider.

Wie grundverschieden sind sie beide aus der Hand der Natur hervorgegangen!

Goethe kann z. B. in den Kinderjahren so wild vor Angst über den ungewissen Ausgang eines Märchens werden, daß seine Mutter sein Herzchen bis in die Halsgrube hinauf klopfen sieht; der kleine Nietzsche wandelt selbst im Platzregen feierlich nach Hause; und als seine Mutter ihn antreiben will, antwortet er: Es steht in der Schulvorschrift, daß man still und ordentlich nach Hause gehen soll. Einige Jahre älter entzündete Goethe auf einem im Freien errichteten Altar dem Gott der Natur, den er schon damals anbetete, Rauchopfer; Nietzsche interessiert sich im Alter von zehn Jahren noch für die heidnische Mission und glaubt noch bei der Konfirmation an seine lutherische Kinderlehre. Der vierzehnjährige Goethe erlebt seinen ersten Liebesschmerz mit solcher Heftigkeit, daß er drei Tage rasend auf dem Boden seines Zimmers liegt und — vor Hunger und Weinkrämpfen — Brustschmerzen und Halskrampf bekommt; der vierzehnjährige Nietzsche — der in Pforta vom Heimweh gequält wird — zeichnet gehorsam des Schulgeistlichen „fünf Ratschläge gegen das Heimweh" auf.

Man könnte bis ins Unendliche fortfahren, ähnliche charakteristische Gegensätze anzuführen.

Aber je länger Nietzsche lebt, desto mehr findet er Worte und Preis für den Körper und für die Erde. Er hatte seine Stellung als Professor infolge jener Trägheit, die man Pflicht nennt, beibehalten, aber gibt sie dann auf, um in vollster Freude des Körpers und der Seele zu arbeiten. Er hatte als der nach jeder Richtung Zurückhaltende gelebt: jetzt wird sein Kennzeichen des rechten Handelns, daß es kompromittieren muß. Er fühlt sich dabei glücklich bis zum Frevel; er spricht von seiner Glückstiefe und von seinem Höhenglück; er ist der erste, der das Lachen in die Religion aufnimmt, das olympische Lachen, das das tiefste Leid begleitet.

Sein Werk wird das Land der Fruchtbarkeit, wo eine Weintraube zweier Männer Bürde ist. Er steht mit einem Becher in jeder Hand, der eine mit goldenem Wein gefüllt, der andere mit eisklarem Quellwasser. Er tanzt über Schwertschneiden, und bildet seine Harfe aus Bogensaiten, er ist Wille und Höhe geworden. Denn sein trotz allem glühendes Verlangen nach einem höheren Sinn des Lebens hat endlich seine Erfüllung gefunden.

Nietzsche weist das Wort „Glück" ab, weil es für ihn gleichbedeutend mit Spencers Utilitarismus geworden ist: der lebensbewahrenden, behaglichen Zufriedenheit, dem zahmen, sorglosen Wohlbefinden.

Denn Nietzsches Ziel war eine neue Ethik, begründet auf einer tieferen Glückslehre, einer Lehre, undenkbar ohne Leiden und Gefahren.

Er nennt sein Glück die Lust, das Leben in immer reicherer Kraftentwicklung und Machtausübung aufs Spiel zu setzen; Herr über sein Glück wie über sein Unglück zu werden, alle Werte zu finden, die das Leben „vergolden, vergöttlichen, verewigen". Und er nennt unter ihnen den Stolz, die Gesundheit, die Freude, die Liebe, die Ehrfurcht, alles was reich und freigebig ist, alles, was über-

quellende Fülle der Seele wie des Körpers ist; alles, was Geist in den Sinnen, Sinne im Geist ist; alles, was das Leben vollkommen, glücklich, mächtig, triumphierend macht, alles, was einen Menschen zum Freund des Lebens macht.

Auf diese Umwandlung der Lebensanschauung der Menschheit gründet er den Gedanken der ewigen Wiederkunft, den er unter Tränen und Jubel als den größten und zugleich den schwersten Gedanken grüßt. Er glaubte, durch ihn die beiden äußersten Gegensätze, den Platonismus und die mechanische Weltanschauung in der Weise vereinigt zu haben, daß die Ewigkeit, die Plato träumte, dem Menschen wohl zuteil wurde, aber auf Erden und auf Grund der eigenen Beschaffenheit des Lebens und der Welt. Nicht metaphysischen, sondern mathematischen, physikalischen und physiologischen Studien widmete er sich im Zusammenhang mit diesem Gedanken, in dem er einen Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben gefunden zu haben glaubte, eine höchste Steigerung des Willens zur Macht, der Liebe zum Leben. Die ewige Wiederkunft bedingte den Glauben an die bis ins Unendliche wiederholte irdische Wiederkehr aller Wesen in ganz derselben Form, weil sich im ewigen Kreislauf ganz dieselben Bedingungen unzählige Male wiederholen müssen. Mein ganzes Wesen, mein Leid, meine Lust, meinen Freund, meinen Feind — all das werde ich unzählige Male wiederfinden. Darum gilt es, meinem Leben den Stempel der Ewigkeit aufzudrücken, indem ich jeden seiner Augenblicke so gestalte, daß ich ihn wiedererleben will, daß ich ein wirklicher Jasager seiner Wiederkunft werde. Weil es also weder über noch hinter dem Leben etwas gibt, ist das Leben das allein Wichtige, und alle Kulturpläne müssen darauf abzielen, das Leben mächtig zu machen.

Aber Nietzsche vergaß, daß, wenn ich in diesem Dasein mein Leben immer mächtiger mache, es ja nicht mehr dasselbe Leben ist, das schon unzählige Male war. Ist das Lebensrad immer in gleicher Weise gerollt und wird es immer so weiter rollen, dann kann mein Leben ja nicht in irgend einer Daseinsform besser oder schlechter werden, sondern es muß in allen als ein gleiches sein und bestehen.

Wenn Nietzsche die Hoffnung auf den Übermenschen mit diesem Gedanken in Zusammenhang brachte, dann war es keine Überart des Menschengeschlechtes, die er sich dachte. Nein, der Übermensch — ein schon von Friedrich Schlegel geschaffenes Wort — bedeutete den durch Auslese und Erziehung zu körperlicher und geistiger Vollendung gelangten Menschen, den lebenüberströmenden, lebenanbetenden und lebensfrohen Menschen, für den der schwerste Gedanke leicht und selig sein sollte!

Nietzsche hoffte allerdings, daß auch neue Eigenschaften erworben werden können. Aber die Hauptsache waren für ihn jene Eigenschaften, die schon die höchsten Menschen des höchsten Kulturvolkes ausgezeichnet hatten, die Griechen.

Und ihre Kultur beruhte ja auf dem Gegensatz zwischen Herren und Sklaven. So, meinte Nietzsche, werden auch die Übermenschen dadurch bestehen, daß ihnen, am liebsten willig — von einer großen — möglichst intelligenten — Masse gedient

werden wird. Die Ausbildung eines höchsten Menschentypus, nicht die Hebung der ganzen Menschheit, wurde also das Ziel. Und um dieses zu erreichen, mußten die härtesten Mittel gebraucht werden.

Wie hätte Nietzsche nicht vor den heutigen Versuchen zurückgeschaudert, diese seine irdischen Gedanken überirdisch zu machen!

Hätte er nicht eine ebenso tiefe Lebensironie darin gefunden, als Kitt für lecke theologische leere Schüsseln gebraucht zu werden, als Hamlet in dem Gedanken fand, daß Cäsars Staub vielleicht einmal einem ähnlichen Zweck gedient haben mochte?

Wenn Nietzsche von der Welt dichtet, in der seine Übermenschen — soweit als möglich von der Masse getrennt — leben sollten, dann ist es die Welt, in der er selbst gern gelebt hätte. Und er dichtet mit der ganzen Phantasie der idealbildenden Liebe, die um so farbenprächtiger wird, je ärmer an Freunden er sich in Wirklichkeit fühlt!

Seine Übermenschen sind die adeligen, vornehmen Wesen, die er gerne zu Freunden gehabt hätte.

„Denn ein tiefer Mensch braucht Freunde." Er fühlt sich trunken vor Seligkeit bei der bloßen Ahnung, was es für ihn bedeutet hätte, inter pares zu leben. Er sieht diese Übermenschen, gleichgesinnt, gleichwert in Reih und Glied, eine glänzende Reiterschar auf feurigen, ausdauernden, blitzschnellen Rennern, sieht die ganze Luft von ihren Fahnen flammen, hört alle Weiten von ihren Fanfaren widerhallen!

Zwischen den Schlachten versammelte sein Traum sie in einem Garten gleich dem Epikurs: einer Freistatt der Kultur, so wie er sie einige Male in Wirklichkeit für sich und seine nächsten Auserwählten in irgend einem alten Schloß in der Schweiz oder Italien hatte schaffen wollen. Gleichalterige Freunde und jüngere Freunde, die er — durch seine große erzieherische Macht — zu Erziehern der Erzieher ausbilden zu können hoffte.

Aber wenn Nietzsche dann diesen seinen Traum zur Grundlage der Gesellschaftsordnung machen will, dann erkennt man am besten, wie fremd er seiner Zeit war, wie einsam mit seinen Gedanken. Denn dann wählt er gerade jene Mittel, die sein Ziel am wenigsten fördern konnten und verabscheut das einzige Mittel, das es schließlich verwirklichen kann!

Viele andere der leidenschaftlichen Kulturträumer der Gegenwart haben in dieser Richtung klar gesehen. Man kann wohl einen Wilde oder einen Dehmel nicht der „Herdenmenschen"-Gesichtspunkte bezichtigen. Beide haben dennoch den Weg zum verwirklichten Individualismus und zur Gesellschafts-Schönheit im Sozialismus gesehen. Und ein großer Teil von Europas literarischer und künstlerischer Aristokratie hat der großen Bewegung der Zeit gegenüber dieselbe Stellung wie diese eingenommen. Aber Nietzsche hatte in diesem Falle nicht tiefer geblickt als die Vielen, die sich — gleich ihm — mit vollem Rechte von dem „Zukunftsstaat", so wie ihn gewisse Sozialisten gemalt haben, abgestoßen fühlen.

Er sah — wie alle Kulturidealisten — die möglichen Gefahren, die der Sozialismus für die Kultur der Zukunft mit sich bringen kann. Er sah aber nicht, daß der Sozialismus jetzt der Weg ist, der aus den Gefahren, die die höchsten Möglichkeiten der gegenwärtigen Kultur vernichten, hinausführt. Er sah nicht, daß alles, was er an seiner eigenen Zeit am bittersten verabscheute — der von seiner sogenannten „Bildung" und seinem Reichtum aufgeblasene Pöbel, der durch Roheit und Armut niedriggesinnte und neidische Pöbel —, gerade zufolge der jetzigen Gesellschaftsordnung mächtiger geworden war denn je!

Selbst verließ er Bonn voll Abscheu vor dem Korpsstudentenleben, wo Trunksucht und Rauchen, Schlägereien und Lärm, Unzucht und Schulden — mit einem Wort alles, was Nietzsche als Bestialität und Philisterhaftigkeit ansah — sich ausleben genannt wurde. Er empfand Ekel vor diesem ganzen neuen Deutschland, das der Krieg geschaffen, vor der militärischen Roheit, wo immer er ihr begegnete. Aber dennoch pries er den Militärgeist, der all dies bewirkt hat, weil er „Tapferkeit und Kraft" birgt!

Und gewiß sind diese Eigenschaften bedeutungsvoll, wo immer noch der rein tierische Kampf ums Dasein vor sich geht. Aber es war doch der höhere Kampf, der Kampf um das Dasein der Kultur, den Nietzsche seine Übermenschen kämpfen sehen wollte? Und die Formen der Tapferkeit und Kraft, die dieser Kampf erfordert, entwickeln sich nicht neben den Formen der Tapferkeit und Kraft, die rein tierische Eigenschaften sind. Im Kulturleben erhalten die letzteren nur Wert durch die Ziele, für die sie eingesetzt werden. Wie der militärische Geist in Deutschland gewirkt hat, davon legen die Gerichtshöfe und die Literatur schon lange Zeugnis ab, und diese Zeugnisse sind nicht zugunsten von Nietzsches Gesichtspunkt ausgefallen! Wenn seine Adelsliebe diesem gilt. Niemand wird die ehemalige Bedeutung des Adels leugnen, aber was er heute zeigt, ist, daß jede privilegierte Klasse zu einem gewissen Zeitpunkt zurückgeht, gerade infolge der sozialen Vorrechte, die sie in einer früheren Zeit aufrecht erhielten.

Wer selbst vieler Jahrhunderte Adels-, Krieger- und Gutsbesitzerblut — und nur dies — in seinen Adern hat, mit anderen Worten, gerade das Blut, das Nietzsche als das vornehmste ansah, weiß, was er sagt, wenn er behauptet: daß die „vornehmen" Eigenschaften, die Nietzsche aus der „Wohlgeborenheit" ableitet, jetzt ebensooft in anderen Gesellschaftsklassen zu finden sind; daß der Adelssinn sich jetzt in dem Willen zeigt, nicht auf Kosten anderer begünstigt zu werden, sondern selbst seinen Platz zu erringen!

Aber gewiß hat Nietzsche darin recht, daß die Rasse bedeutungsvoll ist, weil die Instinkte, die ererbten Anlagen, das Tiefstentscheidende sind; weil weder Genie noch Güte noch Rechtsinn aus der Vernunft entspringen; weil alles schöne Handeln aus dem Unbewußten quillt, ja in dem Grad, daß eine gute Handlung in dem Grade vollkommen ist, in dem sie instinktiv ist.

Keiner von Nietzsches Sätzen ist besser bekräftigt worden als dieser.

Wer hat nicht in den letzten fünfzehn Jahren die Nietzscheschüler die Sprache

des Meisters so vollkommen reden hören, daß man darauf geschworen hätte, diese seien die Übermenschen, von denen er geträumt! Aber wenn es sich dann nicht um das Zeugnis der Worte, sondern um das der Persönlichkeit handelte, dann zeigten die Taten, daß diese Übermenschen noch keine Adelsmenschen waren, nicht einmal insoweit, daß sie den Adelssinn bei anderen erkannten, wenn sie ihm begegneten. Mit welchem Abscheu hätte Nietzsche die „Nietzscheaner" gesehen, für die das Gewissen nur ein lästiges Eingeweide war, das sie mit irgend einem — aus dem Zusammenhang gerissenen — „schneidenden" Satz des „Meisters" exstirpierten!

Gustav Fröding nannte einmal das Genie eine größere Lebensvollheit und eine höhere Feinfühligkeit als die anderer Menschen. Aber wie sollen die, die selbst nichts von Lebensvollheit und Feinfühligkeit besitzen, imstande sein, im Weltenraum des Genies Sterne von Nebelflecken zu unterscheiden?

Nietzsche baute seinen Gesellschaftsplan nicht gestützt auf die Wirklichkeit, sondern gestützt auf seine in diesem Falle wirklichkeitsfremden Träume. Nichts beleuchtet dies besser, als seine Frage an seine Mutter: Wie leben eigentlich die armen Leute?

Er selbst hatte sein ganzes Leben lang jene ökonomische Stellung, die er mit Recht die günstigste nennt: eine sorgenlose, aber anspruchslose Lage. Er erhielt die beste Bildung, die sein Land zu bieten hatte. Er brauchte niemals Arbeit zu suchen: er wurde ja mit vierundzwanzig Jahren zu dem einzigen Amt berufen, das er bekleidete. Er brauchte auch, als er dieses aufgab, sich nicht in den Haufen zu mischen, um sein Brot zu verdienen; brauchte niemals zu schreiben, um zu leben. Er wußte so buchstäblich nichts von jenem „Kampf ums nackte Dasein", über den er so harte Worte sagt. Und dies macht ihn blind für den Gesichtspunkt, daß die ökonomische Gesellschaft umgestaltet werden muß, wenn die Menschen allgemein das wieder erringen sollen, was er mit Recht die Grundbedingungen der Kultur nennt: Ruhe, Einfachheit und Größe der Lebensführung.

Ja, er blieb auch blind, als er selbst auf die Gefahr der jetzigen Gesellschaftsordnung für die besitzenden Klassen hinwies; als er äußerte, daß der Besitz den Menschen nur bis zu einem gewissen Grad freier mache — noch ein Schritt, und der Besitz hat ihn zum Sklaven gemacht, während er selbst zum Herrn geworden ist.

Wenn er sich seine „intelligente Masse" denkt, die den Geboten der alten Moral willig gehorchen und den Übermenschen, die das Recht errungen haben, ihrer eigenen Moral zu folgen, schön dienen sollte, — dann vergißt er, daß er das schöne Dienen eine vornehme Eigenschaft genannt hat, vergißt, daß er selbst gesagt hat: Auch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu werden. Aber gerade darum beginnen die Dienenden allmählich ihre Intelligenz zu einem Vergleich zwischen sich und ihren Herren zu gebrauchen! Dieser Vergleich würde — in der von Nietzsche geträumten Gesellschaft — wohl ebenso aus-

gefallen sein, wie er bei der jetzigen Prüfung der Arbeitgeber durch die Arbeitnehmer ausgefallen ist: diese entdecken, daß sie nicht für höhere Werte geopfert worden sind. Und darum wollen sie sich nicht länger opfern lassen.

Um das „Dienen" anzunehmen, müßten ja die Übermenschen in irgend einem Zusammenhang mit ihren Dienern stehen, in einer gewissen Wechselwirkung, wobei sich ja Ausgleichungen stets als notwendig erweisen würden. Und dann würde es sich zeigen, daß diese Übermenschen, die Nietzsche von dem Herabsetzenden befreien wollte, das nach ihm in jeder Arbeit — im Sinne eines Berufes — liegt, bei allen Konflikten von dem gerade durch das „Dienen" herangebildeten neuen Arbeitsadel besiegt werden würden! Gewiß meinte Nietzsche, daß seine Übermenschen neue Aufgaben für ihren Mut, die Spannung neuer Gefahren haben würden. Aber diese müssen ja — wenn sie sich nicht nur in ihren Gedanken abspielen sollen — in ein Verhältnis zu irgend einer Seite der Wirklichkeit treten? Und um dann die „Distanz" zu erreichen, die er für notwendig hielt, konnte er sich nur jenen Klassen- und Geschlechtsunterschied ausdenken, der nicht nur die Schatten verflossener Kulturepochen auf die Zukunft fallen ließe, nein, auch die neuen Kräfte zurückhielte, die mit der Macht, die neue Kultur zu schaffen, hervorbrächen!

Diese wird nicht ein Werk der Ober- oder Unterklasse der Männer oder der Frauen sein. Sie wird ein Werk der Wagemutigen und Wahlsicheren sein, der Vollkommenheitswollenden, der von der Bedeutung der Menschwerdung Erfüllten, welcher Klasse und welchem Geschlecht sie auch angehören mögen. Sie wird ein Humanismus in der umfassendsten Bedeutung des Wortes sein.

Kommt man dann zu Nietzsches zweitem Mittel für die Entstehung der Übermenschen — die Veredlung der ganzen Rasse durch bessere Lebensgewohnheiten und günstige geschlechtliche Auswahl —, dann prallt man schon an der Schwelle gegen die jetzige Gesellschaftsordnung an. Nietzsche empfiehlt z. B. kräftigere Nahrung, bessere Wohnungen. Aber für diese Möglichkeit kämpft ja unter anderem der Sozialismus. Nietzsche will eine eheliche Auswahl auf Grund der höchsten Eigenschaften. Aber dies wird immer unmöglicher, gerade weil der Reichtum die Ehen der Entarteten begünstigt, die der Jugend hindert. Vor allem sind die Klassen, die Nietzsche gepriesen hat — der Adel und das Militär —, die sich jetzt in der Ehe verkaufen! Dazu kommt, daß die Wehrpflicht die Heiraten hinausschiebt und die Kriege die Gesunden und Kräftigen zugrunde richten. Nietzsche erwartet die Steigerung der Menschheit durch veredelte Mutterschaft. Aber gerade infolge der wachsenden Bedeutung des Reichtums für die Schließung der Ehen, werden jetzt viele der besten Frauen nicht Mütter!

Mit einem Wort, nach allen Seiten hin wird der Zukunftsweg, den Nietzsche vorzeichnete, durch den Gesellschaftszustand versperrt — dessen Angreifer er angriff!

Nietzsche war auch darin Romantiker, daß er die Spannungspunkte in seiner eigenen Zeit nicht sah, nicht erkannte, wie sich in dieser der Machtwille in lebens-

steigernder Weise äußerte. Er verherrlichte darum die Zeiten, wo die Lebensenergie, der Mut zum Untergang, die Todesverachtung größer war als heute, wo die Seelen einheitlicher waren, das Leben schlichter.

Und gewiß war es leichter, tapfer zu leben, wenn man nur selten einer langen Reihe von Jahren entgegensah, in der man gezwungen sein würde, die Folgen seiner Handlungen zu durchleiden. Die Pest, Feuersbrünste, Kriege, Belagerungen, Dolch und Gift vereinfachten die Lebensprobleme in hohem Grad.

Aber daß unsere neue Zeit neue Großtaten, neue Tapferkeitsproben, neue Lebensgefahren hat, das sah Nietzsche nicht. Goethe hatte hingegen für all dies offene Augen. Während Nietzsche — als der rechte Romantiker — in seinem Verhältnis zur Gegenwart reaktionär wurde, war Goethe seiner Zeit schon weit voraus.

Auch für ihn waren jene Kulturepochen, in denen außerordentliche Menschen im Besitz der höchsten Kultur waren, die wertvollsten.

Aber ein kleines Volk von Übermenschen war für ihn nicht Kultur genug!

In seiner „pädagogischen Provinz" erhalten alle jungen Bürger ihre grundlegende Kultur durch dieselben Mittel: Ackerbau, Naturwissenschaft, Gesang und Musik, im Verein mit Tanz- und Dichtkunst. Dabei werden alle Anlagen genau beobachtet, und in einem gewissen Alter treten die Schüler in die verschiedenen Berufe — Wissenschaften, Künste oder Handwerk — ein, auf die ihre Anlagen sie hinweisen. Das Ziel des Religionsunterrichtes ist, zur Ehrfurcht zu erziehen. Und aus dieser Ehrfurcht ergibt sich dann ohne alle gekünstelte Schranken die Rangordnung, die bestehen muß: die Rangordnung zwischen den größeren und den kleineren Menschen!

Goethe begründet seine Idealgesellschaft auf das Prinzip der gegenseitigen Hilfe. Jeder sucht — durch die Selbstbegrenzung und Konzentration seines Wesens — Tüchtigkeit in einem Zweige zu erringen, und ergibt sich in die Notwendigkeit, auf gewisse Werte zu verzichten, um sich mit erhöhter Kraft andere anzueignen. Aber das Philistertum — das in der Abgeschlossenheit besteht — darf nicht aufkommen; jeder lernt sein Mitgefühl, sein Verständnis auf das Ganze auszudehnen; jeder lernt sich an der Ruhe, wie an der Tätigkeit freuen. Die jungen Bürger werden in Freiheit zur Selbstregierung erzogen; ihre Erkenntnisse werden unmittelbar in Wirklichkeiten umgesetzt; ihre allgemeine Bildung arbeitet aller Einseitigkeit entgegen, während ihre Berufstüchtigkeit ihnen jene Einheitlichkeit und Zielbewußtheit, jene Ausdauer und Besonnenheit verleiht, die dem Bürger eigen sein sollen.

Sowohl Wilhelm Meister wie Faust klingen in den Gedanken des Zusammenwirkens aus, durch den Faust endlich das Glück empfindet, „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen".

Und diese Freiheit wurde möglich, weil jeder die Bedeutung des harmonischen Zusammenwirkens für die Organisation der Arbeit nach den Anforderungen der neuen — industriellen — Epoche erkannte. Denn Goethe betrachtete, viel tiefer

blickend als später Ruskin, die Industrie als einen Teil der Notwendigkeit, die wir nicht vermeiden, wohl aber lenken können.

Goethe erweiterte von Jahr zu Jahr seine Lebensfrömmigkeit zu Weltfrömmigkeit. Weil er alles aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit sah, gab es für ihn nichts, das nicht Entwicklungsmöglichkeiten barg, niemanden, den er zum Mittel für einen anderen machen wollte. Alle sind wir Selbstzweck, und so können wir einer des anderen Kraft und Glück werden.

Gegen Nietzsches — partielle — Wahrheit:

Gemeinschaft macht gemein

steht Goethes vollgerundete:

Geheimnisvolle Hilfe kommt den Starken oft von Schwächeren zugute.

Es ist für Goethes Humanismus bezeichnend, daß — wenn er das Bild eines „Übermenschen" entwirft — dieser nicht der männliche Kraftmensch, sondern der weibliche Seelenmensch ist: Makaria.

Bei ihr hat die Lebenskunst die Evolution der Seele so vervollkommnet, daß sie ein Ausnahmewesen geworden ist. Ja, sie lebt das Leben des Sonnensystems und vernimmt die Bewegungen der Sterne. Aber ihre mystische Übersinnlichkeit hat sie der irdischen Wirklichkeit nicht entfremdet. Sie versteht es, die kleinen einzelnen Verhältnisse des Lebens mit höheren und allgemein menschlichen zu verbinden; der Quell ihrer Seele ist so tief, daß sie nicht der Abgesondertheit bedarf, um ihn ungetrübt zu bewahren. Sie kann ihn in einer fruchtbaren, glückspendenden, alles läuternden und vereinigenden Tätigkeit überströmen lassen — ohne daß er je versiegt. Sie ist göttergleich geworden, weil sie ganz und gar Mensch unter Menschen ist, mit himmlischen Gedanken für irdische Ziele wirkend

Bei einem schließlichen Vergleich zwischen Goethes und Nietzsches Zukunftsträumen scheint die Brücke, die Goethes Traum geschaffen, schon auf weißen Marmorbogen zu ruhen, der Füße der Wanderer harrend.

Doch gleich der goldenen Mondbrücke über dem Meer liegt Nietzsches Weg zwischen der Gegenwart und der Zukunft, ein Weg, dem entlang man seiner „Sehnsucht Pfeil" schweifen lassen kann, nicht aber seine Schritte.

So oft Nietzsche-Dionysos seinen Pokal zum Dankopfer erhebt — weiht er eines Goethe. Spricht er von vollkommener Lyrik, ist der Höhepunkt die Goethes; von vollendeter Lebenskunst die Goethes; von höchster Kunst die Goethes; von feinster Kultur, höchster Männlichkeit, größter Lebensliebe die Goethes; immer die Goethes! Von Mazzinis Lippen hört Nietzsche zum erstenmal die Goetheworte, die dann der Wahlspruch seines Lebens werden: sich des Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben. Und zählt Nietzsche seine Ideale der Übermenschen auf, dann ist Goethe einer von ihnen.

Es kam eine Zeit, wo Nietzsche — in seiner Mittagshöhe — einen Lebensjubel hören läßt, der zuweilen Goethes Tonfall hat. Namentlich an schönen Oktobertagen, Nietzsches Geburts- und Lieblingsmonat, wird er von der „goldenen Klarheit' in sich und um sich hingerissen, von der kühlen und stillen Luft, die

selbst von der Sonnenflut erfüllt, Hunderte von gelben Farben umspielt. Er lernt wie Goethe sein Glück aus unzähligen kleinen, leichten, lautlosen Dingen zu schaffen — „den nächsten Dingen". Er hofft wie Goethe immer mehr gute Gründe, das Leben zu lieben, zu finden!

Erst gegen das Ende zu — als alles bei Nietzsche die Überspannung zeigt — äußert er, daß Goethe wohl der schönste Typus der Mannigfaltigkeit in Harmonie war, aber daß die Einseitigkeit stärker ist!

Nicht lange darauf war der Bogen gebrochen.

Goethe behielt so in dem einzigen Falle recht, in dem Nietzsche ihm Unrecht gegeben.

Als die Dornenkrone Nietzsches Schläfen zuerst umschloß, trieb sie Blüten, und lange wies er lächelnd auf diese blutroten Rosen hin.

Die Lehre vom Glückswert des Leids war Nietzsches köstlichste Opfergabe an das Geschlecht, mit dem seine Qual ihn am innigsten verbindet.

So wunderlich ist das Leben. Das Größte an Zarathustra wurde das, was der geringste unter seinen Brüdern von ihm lernen kann!

In seinen letzten Jahren sah Nietzsche von seinem Ruhesessel — mit der Aussicht über ganz Weimar und das Tal unter dem sanft ansteigenden Bergrücken — das ihn stets fesselnde Schauspiel des Sonnenuntergangs. In solchen Augenblicken schuf Olde das wunderbare Bild der zusammengesunkenen Gestalt in dem weißen Mantel, an der die Hände, die das Schwert geführt und die Saat ausgestreut, nun müde herabgesunken waren, während in dem leidenden Antlitz seine ganze Sehnsucht — und seine ganze Einsamkeit — in dem großen dunkeln Blick lebt.

Die Einsamkeit, die für die Ausnahmenatur eine Notwendigkeit ist, wird auch zugleich ihre Lebensgefahr.

Nicht die Einsamkeit des Schmerzes oder des Denkens oder der Schaffenstrunkenheit oder der Menschenverachtung für sich allein. Aber alle zusammen. Nietzsche wurde einer, der „sich der Einsamkeit ergibt". Und ist es schon eine große Gefahr, seine Einsamkeit nicht zu besitzen, eine größere ist es, von ihr besessen zu sein. Sich der Einsamkeit anheimzugeben, bedeutet: ein in seinen eigenen Gedankenkreis Gebannter zu sein, ein nicht mehr zu seiner Mitwelt und seiner Zeit Gehöriger. So wurde Nietzsches Schicksal die Tragödie, vor der man die Augen verhüllt und die Stimme senkt.

Ein Ereignis, das Nietzsches Leben symbolisch beleuchtet, ist, daß er dieses gerade in Weimar beschloß, dessen größte Erinnerung ja mit demselben Gedanken verbunden ist, den er unter seinem Herzen getragen, den er mit seinem Blut genährt und dem er noch das Leben geben konnte, aber den er nicht mehr im Leben wachsen und wirken sehen durfte: den Gedanken von dem durch Selbstschöpfung vervollkommneten Menschen.

Goethe und Nietzsche sind ewig durch die Entwicklung dieses Gedankens verbunden, ein Gedanke, gleich einem goldenen Ringe, der einen sonnenstrahlenden Topas und einen sommermeerschimmernden Opal einander nähert.

Wie groß auch der Gegensatz zwischen der Natur und dem Schicksal beider ist, in diesem Kulturgedanken — für den sie beide lebten — sind sie vereinigt wie des Ringes Anfang mit seinem Ende.

Goethe war es beschieden, sein schönes Leben ganz zu leben. Er sah seine Saat in Blüte stehen, sah die Blüten zu Früchten werden. Er brauchte sich nie zu übereilen, er trug jene Ruhe in sich, die denen eignet, welche fühlen, daß ihr Leben lang sein wird.

Nietzsche hingegen war von jener Unruhe gejagt, die jene fühlen, welche ahnen, daß ihr Tag kurz ist.

Er hebt sich vom Abendhimmel ab wie ein Pflüger, der solche Eile hat, daß er mit der einen Hand den Pflug führt, der die Furchen zieht, mit der anderen schon die Saat streut. Alle Furchen konnte er nicht besäen — und so lagen sie bereit für die unreine Aussaat, die jetzt auf seinen Feldern wuchert!

Nietzsche und Goethe waren beide tief religiöse Naturen, die dem großen Ziel ihrer Sehnsucht die tiefste Andacht entgegenbrachten. Beide sahen den Zweck des Lebens im Leben selbst, beide waren mächtige Lebensbejaher. Der eine steht am Eingang, der andere am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts mit demselben großen Ziel: eine höhere Menschheit. Aber während Goethe in der Erinnerung des Menschengeschlechtes als ein bis zuletzt wirkender Prometheus lebt, ruhte Nietzsche auf der Anhöhe über Weimar als der Gefesselte.

Denn wer mit so überströmender Macht das Übermenschliche, das Unbegrenzte, das Unendliche will, wird von diesem Willen gesprengt.

Goethe hatte wie Nietzsche jene Sehnsucht der Romantik nach immer höheren Höhen. Aber Goethe war demutsvoll vor allen Wirklichkeiten, Nietzsche hingegen verachtete das mühsame Bauen mit Wirklichkeiten auf dem Boden der Erfahrung. Wo immer ihm eine wissenschaftlich zusammengefügte Mauer begegnet, stürmt er dagegen an wie ein Meer, zuweilen wie ein in unzähligen kleinen sonnenschimmernden Wellen spielendes Meer, zuweilen als ein Meer, wo scharfe weiße Blitze auf mächtigen schäumenden, brandenden Wogen leuchten. Und man kann nicht auf dem Meer bauen, nur sich von ihm zu neuen Ländern tragen lassen.

Auch Nietzsches Sinnbild hätte wie das der Romantik die „blaue Blume" sein können. Aber nicht die blaue Blume der romantischen Waldestiefen, sondern die der Dünen: die Stranddistel, die aus dem reinen weißen Sand ihre schlanken Stengel erhebt, mit den silberweißen, violettgeäderten, akanthusgleich stilisierten Blättern und der meerblauen Blume, die Stranddistel, die in ihrer vornehmen Eigenart jeder Hand, die sich ihr unachtsam nähert, scharf begegnet.

Der junge Goethe zeigt uns den dionysischen Geist auf seiner Höhe. Überströmend in seiner Selbstherrlichkeit, trunken von dem pantheistischen Allgefühl, dessen Gegenstand er keinen oder alle Namen gibt . . .

Glück, Herz, Liebe, Gott! Gefühl ist alles.

Aber allmählich vertieft sich die Andacht des Allgefühls zu der des Selbstschaffens.

Dabei bewahrt er seine großen, offenen, klarstehenden Kinderaugen. Sein Jubel verbleibt bis in den Tod ein Frühlingsjubel. Er bewahrt sein ganzes Leben lang die Lust der Jugend, immer mehr und mehr zu lernen, sich immer höher und höher aufzuschwingen. Er ist bis zuletzt der einfache gute Mensch, von dem jeder, der ihm nahe kam, mit Humboldt sagte, daß nicht das Genie Goethe, sondern der Mensch Goethe der größere sei.

Immer mehr wird er Herr über die Heftigkeit und Reizbarkeit, die Empfindsamkeit und Leichtgerührtheit, die sein Leid wie sein Glück waren. Die Tränen, die sein ganzes Leben lang leicht geflossen, fließen noch, aber immer öfter aus Freude. Sein Blick wird immer milder und reiner. Das Wesentliche seines Wesens leuchtet allen mit immer weißerem Licht entgegen. Er nennt nun seine schöne glühende Jugend seine „Eisperiode" in dem Sinn, daß sein innerstes Ich damals noch nicht befreit war. Erst zwischen siebzig und achtzig Jahren hat er das Gefühl, seinen „Seelenfrühling" zu erleben, wo alle seine Möglichkeiten blühen! So drang Goethe allmählich zur apollinischen Klarheit vor, so wie Nietzsche sich zum dionysischen Rausch durchrang.

Aber Goethe vermochte seine Fülle zu tragen. Denn er konnte sie in die Form der Dichtung gießen. Nietzsche brach unter der seinen zusammen.

Und so bleibt uns nur Goethe als die volle Offenbarung der Harmonie zwischen Hellenismus und Christentum, zwischen Selbstherrlichkeit und Gemeingefühl. Er ging in das dritte Reich ein, von dem Giachimo da Fiore in der Verkündigung weissagte: Das Reich des Vaters, das in das Zeichen der Distel getreten ist, ist vergangen; das Reich des Sohnes, das im Zeichen der Rose steht, wird vergehen, aber ewiglich wird das Reich bestehen, das einstmals im Zeichen der Lilie kommen wird: das Reich des heiligen Geistes.

In dem Sommer, in dem Goethe in sein achtzigstes Jahr einging, war er oft vor der Sonne wach, trank in tiefen Zügen des heiligen Morgengrauens taufrische Stille, betrachtete die Farben der Morgenröte und den Morgenstern, der — durch die Konstellation dreier Planeten — gerade da eine wundersame Schönheit besaß.

Die Morgenfrühen in der Welt des Geistes genießen dasselbe Schauspiel.

Der Morgenstern, der da jetzt leuchtet, vereint die drei Gedanken, die Goethes Leben gestalteten: die Gedanken der Persönlichkeit, des Zusammenwirkens und der Entwicklung, Gedanken, die von Lao-tse schon vor Jahrtausenden im Osten verkündigt wurden.

Dieser Stern wird das Abendland wie das Morgenland zu dem Reiche führen, wo das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit nicht mehr eines Träumers Traum ist, sondern lebendige Wirklichkeit.



Das Haus zur Flamm'/ Roman von Helene Böhlau

(Dritte Fortsetzung)

Baumgarten lief jetzt mit großen Schritten dem Bezirksgefängnis zum goldenen Zeitalter zu. Die Zeit war wieder längst überschritten, und er hatte die gewöhnliche Strafe für unpünktliche Sträflinge morgen zu gewärtigen, Holzhacken für das Bezirksamt. Nicht nur er war mit der Freiheit seinen Beschäftigungen nachzugehen gesegnet, auch die übrigen harmlosen Strolche genossen hier dieselbe Vergünstigung. Für Feld- und Gartenarbeit holten sich die Leute im Städtchen ihre Arbeiter oft aus dem Bezirksgefängnis, gaben ihnen einen geringen Lohn und geringe Beköstigung, die kein ehrlich im Städtchen Eingesessener sich hätte bieten lassen; aber sechs Uhr abends hatten sich alle beim Verwalter pünktlich zu melden.

Auf dieser Gesetzesbasis war also auch Baumgartens Freiheit gewachsen und war vom Bezirksrichter und dessen Kaiserlich Königlichem Büßer noch künstlich okuliert worden.

Aber auch für Baumgarten gab es Grenzen und oftmals schon hatte er sich mit Holzhacken abfinden müssen. Gegen diese Beschäftigung wußte er auch nichts einzuwenden; davon abgesehen, daß die Sicherheit seiner Zeichenhand mehrere Tage lang darunter litt. Er aber hatte sich den üblichen Abschiedsgruß seiner bäuerlichen Freunde zu Herzen genommen. „Zeit lassen, Baumgarten, Zeit lassen.“ Er brauchte sich mit seiner Zeichnerei nicht unsinnig zu beeilen, denn er hatte noch andre Einkünfte. Während ihm die Hand vom Holzhacken zitterte, gab es mancherlei für ihn zu tun. Die Verwalterin ließ sich von ihm die Bücher nachrechnen, so manchen Brief hatte er für seine Mitgefangenen aufzusetzen, den Nachhilfeunterricht der Verwalterskinder hatte er sowieso übernommen, und in solcher Zeit machte er auch am liebsten die Besuche bei seinen Klienten, die ihn gewissermaßen als Winkeladvokat benutzten. Sein Ruf als Richter, wohlstudierter Herr und kaiserlich königlicher Büßer hatte ihm das Vertrauen der kleinen einsamen Bäuerlein eingebracht, die oft in bittrer Armut verstreut an den Bergabhängen des Tals hausten. Sie alle wußten: Leicht kommt der Mensch zu Fall und ein zu Fall gekommener Berater in rechtlichen Dingen, schien ihnen wie ein Sendbote Gottes zu sein, ein Mann, der ihre Not am eigenen Leibe kannte und zugleich alle Schliche und Pfiffe beim Gericht. Seine heimliche Anwaltspraxis war daher eine gar weit verzweigte. Und für ein „Knollele Butter“ und ein paar Dutzend Eier gab er den Leuten sein ehrliches Herzblut hin. Er studierte im Arbeitszimmer des Bezirksrichters die Fälle der armen Teufel mit glühender Hingabe und machte seinem Freund, dem Richter, das Leben oft schwer genug, machte ihm Müh und Not, mehr als diesem lieb war, denn er rüstete seine Klienten so gewaltig und spitzfindig zu ihrer Verteidigung aus, daß so ein von Jonathan Baumgarten zugerichtetes Bäuerlein für den Bezirksrichter ein harter Brocken wurde.

Marianne war auf ihrer Wanderung im Mondschein vom Obsthain wieder unter die Nußbäume gekommen, da begegnete ihr Baumgarten.

Als dieser Marianne Gamander des Wegs kommen sah, er erkannte sie sofort im Mondschein, war sein Entschluß gefaßt, wenn es sein müßte drei Tage hintereinander Holz zu schlagen. Er begrüßte sie lebhaft und fühlte am herzlichen Druck der Hand, daß auch sie die Begegnung freute.

„Sie kommen aus den Bergen?" frug Marianne.

„Wie man's nimmt", sagte Baumgarten, „ich habe wenigstens dreie aufsteigen sehn, eine kleine Gitsch, die in den Himmelsgarten wollte und ein Knechtlein, was droben seine Lebenssteuern zahlen sollte und sich Sorgen machte, und dann war noch ein altes Weib, das sich hoch oben seinen Himmelsgarten kaufte."

Baumgarten erzählte Marianne, was sich droben zugetragen hatte.

„Wie schön," meinte sie. „Was für ein gutes Leben Sie führen."

„Wie man's nimmt. Vergessen Sie denn . . .?"

Sie gingen miteinander unter den Nußbäumen hin. Im Nachtschatten leuchteten helle zitternde Mondlichter. Von tiefem Dunkel traten sie in helles scharfumgrenztes Licht, um wieder in tiefem Schatten zu verschwinden.

„Sei es wie es sei," sagte Marianne. „Sie sehen aus wie jemand, der das tut was er will."

„So?" meinte Baumgarten.

„Wenn ein Mensch will und muß", fuhr sie langsam fort, „so soll er das Tollste tun — besser als im Geheimen darnach verlangen. Sie aber führen ihr Leben nicht, weil Sie nach Tollheit und Verrücktheit verlangen? Sie haben tiefere Gründe?"

„So, meinen Sie," sagte Baumgarten, „wie kommen Sie zu dieser guten Meinung?"

„Wir würden hier nicht zusammen gehen, wenn dem nicht so wäre. Ich traue mir selbst felsenfest darin, daß nur eine gewisse Art Menschen mir näher kommt. Ich traue mir selbst, wenn ich anderen traue." Das sagte Marianne mit der ihr innewohnenden Vornehmheit, die ihr die Macht über die Menschen gab.

„Wir können also miteinander verkehren wie zwei Ebenbürtige, ganz einfach ohne Redensarten. Sie trauen mir also? Dann wäre ja eigentlich alles schon erledigt."

„Ja," sagte Marianne.

„Also bin ich Ihnen gegenüber ein vollkommen freier Mensch, frei von Redensarten und Entschuldigungen und Worten — Worten — Worten!" —

„Ja," sagte sie wieder.

„Also ich kann mich durchleuchten, wie vor Gott unserm Herrn?"

Es tat ihr wohl, daß er so sprach und sie fühlte, daß, wenn es angegangen wäre, er sie einen Blick in sein ganzes Wesen hätte tun lassen, und daß er ungern die schwierige mühselige Wortleiter anlegte.

„In einer andern Welt sind uns vielleicht Worte erspart," sagte sie, „schon

hier brauchen wir sie ja nur im Notfall. Wir sind freilich fast immer im Notfall. Aber im eigentlichen tiefen wahren Leben, in dem die Seele über den Körper siegt, sind sie ja auch hier nicht nötig."

„Ja, das eigentliche wahre Leben, wiederholte er, wer kennt's! — 's ist auch durch Herzblut bezahlt wie der Alten ihr Himmelsgarten. — Wenn Sie's kennen, haben Sie sich's verdient."

„Wer durch die Kultur gepeitscht wurde, lieber Herr Baumgarten, nur der weiß, was Natur ist. Und Natur ist wohl das wahre Leben."

„Wie man's nimmt, wie man's nimmt. Natur ist einfach alles, oder meinen Sie Kultur ist nicht Natur? — Ach lassen wir's! Gescheit reden ist das Dümmste. Wenn ich mich durchleuchtete und meine Seele klar wie Kristall vor Ihnen läge, was hälf's — alles dummes Zeug! — So du nicht wirst wie der andre, ist der andre für dich einfach nicht da. Liebe schöne Frau, man redet immer in die Luft. — — Es sei denn . . . Aber wozu? Luxus. — Dummheit! Man hat nichts auf dieser Welt als seine eigne unsterbliche Seele — oder sterbliche — — wie Sie wollen. Im Grunde kommt's auf eins heraus. Einen Augenblick bewußtlos — eine Ewigkeit bewußtlos. Das verstehn Sie doch? Ein unbewußter Schnaufer und die ganze Unsterblichkeit geht drauf."

„Nun", sagte Marianne, „und wenn Sie sich durchleuchten, sagen wir für nichts und wieder nichts — oder weil eine gute Seele neben Ihnen geht — was tut's? Leuchten und hell sein ist schön, auch wenn der andre nur das Leuchten sieht und nicht versteht."

„Es war eine Zeit — warten Sie —", sagte Baumgarten herb. „Warten Sie. — Ich hielt etwas auf Bügelfalten, wissen Sie — schon das Dümmste. Zylinder, Gehrock — hoher Kragen — und so weiter. Alles natürlich aus ersten Quellen. Ich hätte gemeint, wie man so ist, daß ich in die Erde sinken müßte, wenn ich in einem uneleganten Rock auf der Straße mich hätte zeigen müssen. — Ist auch der Mühe wert. — Einerlei!"

Er schwieg, hatte sein weiches, graues Hütchen abgesetzt und preßte es zwischen den Fingern.

„So fängt meine Durchleuchtung an. Hübsch? Überhaupt, ich hielt etwas von mir. Das tut ja jeder, ist nichts besonderes. — Man liebt sich, wie man auch ist. Mir ist auch jetzt der Baumgarten angenehm, mehr als angenehm — ich liebe ihn, schätze ihn — er ist mir urnotwendig. Alles Gute, was ihm geschieht, streicht mir natürlich sehr angenehm übers Fell. — Den Baumgarten von damals behandle ich von oben herab wie'n Kalb. — Ganz mit Unrecht, aber man ist einmal so. — Die Vergangenheit wird immer etwas lächelnd abgetan, als ob man mehr geworden wäre. Jawohl! Die Familie? Natürlich seit Generationen Juristenfamilie — etwas ganz Besonderes." Er seufzte, als wollte er sich selbst aus einem Brunnen holen.

„Wir hatten einige Minister im Familienkasten, Geheimräte, Räte geradezu zahllos. — Wissen Sie, wie's so eine ordentliche Familie haben muß. Kennen

Sie das, was man eine heilige Familie nennt? Ich glaube, das waren wir. Das sind wir natürlich noch, ohne zu übertreiben. — Über mich ist selbstverständlich Gras gewachsen. Ja, kennen Sie solche Leute?" frug Baumgarten. „Natürlich, — wie frag ich denn? — Sind ja eigentlich alle so. Die übrigen sind mit dem Fingernagel wegzuschnippen. — Nicht der Rede wert. Ihren Klex hat jede Familie. Gewiß." — Baumgarten schwieg, brannte sich seine Zigarette an. „Zu meinen Lastern gehört, daß ich rauchen muß. — So sich selbst wieder ausgraben ist gar nicht leicht. Bei uns war die Mutter der Klex, ihre Familie war minder. Unbekannter Maler der Vater — so ziemlich unbekannt — Pionier einer Kunstrichtung, die erst nach seinem Tode aufkam, — Märtyrer, so etwas. — Ja — sie hatten was! Es war das was ganz Gutes! Einer Beamtenfamilie ist eine Künstlerfamilie immer unheimlich — und mit Recht. Ja, das können Sie freilich nicht verstehen, ich müßte es Ihnen mal in einem guten Satz sagen. Haben Sie je gefunden, daß einer vom andern etwas weiß und versteht, was bei ihm nicht gerade ebenso ist? auch nur das Allergeringste? Lauter dummes Zeug, nichts wie Unsinn. — Ganz unmöglich. Jeder lebt wie ein Einsiedlerkrebs; — nicht einmal sein Junges ist eigentlich ein guter Bekannter von ihm — Gott bewahre. Auf irgend eine Weise reißt man sich gewissermaßen ein Stück von sich selbst los, das wird lebendig, wird fremd im tiefsten Grunde natürlich. — Ach was! — Und das Junge wird wieder ein Einsiedlerkrebs. Jawohl — ich wollte aber etwas ganz andres sagen. So ein Klex in der Familie wird, um sich Liebkind zu machen, päpstlicher wie der Papst. Das können Sie sich vorstellen. Der einzige Sohn natürlich Musterknabe. Alles vollkommen in Ordnung, kein Wort zu verlieren. Das Bewußtsein, einer heiligen Familie zu entstammen, wälzte der arme Klex, die Mutter, schon auf sechsjährige Schultern. So, also ein Einsermensch! So werden die Einsermenschen gemacht. Ein Einser! Lauter Einser! Der Traum, das Ziel, die große Suggestion. Im Schweiße seines Angesichtes lebte er, — verdammt zum ausgezeichneten Menschen. — Ja, ja wie soll ich mich denn nur ausdrücken, wie denn?" Er fuhr sich durchs Haar. „Ausgezeichneter Mensch! Angestrengtes Tier. Das können Sie freilich nicht verstehen — da müßte einmal wieder ein ordentlicher Satz her; — aber — ah — lassen wir's! Liebe gnädigste Frau, Sie gehen so neben mir her, wie aus einer anderen Welt. — Es stört mich ordentlich, daß Sie gut von mir denken."

Marianne lächelte nur, ohne Antwort zu geben.

„Das Tier kennen lernen! — dann erst den Menschen. Verstehen Sie mich nur! Wie anders sieht Herr Mensch dann aus! Ungeheuer einfach in jeder Beziehung. — Ungeheuer überreizt, verzerrt in jeder Beziehung! — Ich mache meine Reverenz. — Manchmal gelingt's großartig. — Manchmal — na —! Sie wissen, — ein Hund ist dressierbar; ist also kein vornehmes Tier. — Eine Katze? — Ah! — Noch nie gelang's mit einer Katze! Das Tier Mensch, das dressierbarste! Schamvoll, das, von allen Geschöpfen Himmels und der Erde unvornehmste. — Na, lassen wir auch das. Weiter: das unvornehmste Tier

lebte im Schweiße seines Angesichts, stöhnte vor Vortrefflichkeit, — jagte Einser, — ging auf in Einsern, — sah nicht, hörte nicht, fuhr wie auf Geleisen dahin. Sie hätten es daheim mit Ehren, — ich weiß nicht, — genudelt, wenn Platz gewesen wäre — und Zeit. Die Jagd nach Einsern, die Dressur, nahm alle Kräfte. Eine langweilige Geschichte, da hören Sie's nun bei herrlichem Mondenschein. — Albernes Zeug —. Stumm nebeneinander hergehen und einander verstehen! Sagten Sie das oder ich? Ja —. Sowie die Sprecherei beginnt ist's aus. Alle Schönheit ist hin — — — wie in der Liebe. — Gott sei dafür gepriesen, daß höchste Liebe stumm ist. Er hat dem Schwätzer doch etwas gegeben, was über die Riesengeschwätzigkeit hinausgeht. Doch! — Doch! — Sonst. —

Also: sein Essen, seine Wäsche, Kleidung, Betragen, — tadellos. Der Unangreifliche! Der Gipfel der heiligen Familie, gewissermaßen. Sie kam durch ihn in Blüte wie die Aloe. Schade, Minister hatten sie schon gehabt. War nichts neues. Vielleicht Ministerpräsident! Das war noch nicht. Wäre er leicht zu dressieren gewesen! Aber, — aber —. Es war etwas in ihm, das wandte sich bei der Dressur. War's Schwerfälligkeit? War's gesegnete Katzenart? War's Dummheit? Was weiß ich? — Eine Quelle von Leiden. — Fragt seine Nerven, wie sie sich gewunden haben. Überhaupt fragen Sie doch einmal das Blut all jener Bürschchen, was es über die ganze Teufelsgeschichte sagt. Die Sache geht weiter. Nehmen wir ein Bild — so etwas — zu Hilfe. Man will einen Mann, der von selbst nicht stehen kann, zum Stehen bringen. Sie wollen ihn deshalb mästen. Es kommen die berühmtesten Metzgermeister und bringen ihre Beefsteaks und Filets. Er schlingt, was er bekommt, führt Buch über jeden Bissen, prägt ihn sich ein, und wenn er Jahr und Jahr geschlungen hat, dann kommt er vor die höchsten Richter, vor denen er beweisen soll, was er verschlungen hat. Da muß er Rechenschaft geben über jedes Pfund und wieviel Ochsen er schlang. Kann er das alles beweisen, so ist's in Ordnung, auch wenn er das Stehen nicht lernte.

Was soll das hier? So ein Unsinn, nicht wahr? Ich schlang und schlang, da war kein Lieferant, der mir nicht geläufig gewesen, da war auch kein unregistriertes Pfund! Auszeichnung! Referendar wie Assessor großartig!

Ob ich wirklich stehen kann, hat mich keiner gefragt. Ich habe nur referiert, was mir geliefert wurde. Die Zubereitung, meine Gnädige, von einer Stütze des Staats ist ganz merkwürdig. Man war jetzt dabei, dem Herrn eine Braut zu suchen. Durch ganz besondere Protektion wurde er sehr früh Staatsanwalt. Vater, Mutter, Rührungstränen! Alles schwamm. Sie taten, als sollte für die große teuflische Mühe einer ganzen Jugend nun tausend Jahre in Freuden gelebt werden. Unter allen Tieren Himmels und der Erde, das dressierbarste! — Das unvornehmste! — — — Lassen wir's. — Nicht hinschauen!

Er büffelte, büffelte, stöhnte, klügelte. Ach, so ein Kerl! Seine erste staatsanwaltschaftliche Handlung! — Mein Juristendeutsch hab ich doch gut verlernt? — war einen Meineidigen zu überführen, einen Meineidigen, der wegen einer Ehebruchsgeschichte in den Verdacht des Meineids gekommen war. Die Frau,

die er liebte, hatte er schützen wollen. Sagen Sie, liebe gnädige Frau, ist es denn möglich, gibt's wirklich so dressierbare Tiere unter diesem Himmel, denen sich die Federn nicht sträuben und der Pelz, wenn ihre Liebe, ihre wirkliche große Liebe — immerhin ihr bestes, vor die Polizei geschleppt wird, mit Polizei etwas zu tun hat. Nur ein ganz dressiertes Haustier konnte das geschehen lassen. Nur ein Tier, das kein braves Tier mehr ist, dem sich keine Feder und kein Haar vor nichts mehr sträubt. Verstehen Sie!"

„Ja," sagte Marianne.

„Ja," wiederholte Baumgarten, „als ob das selbstverständlich wäre! Sehen Sie doch hin, was die Dressierten aus der Liebe machten. Wollen Sie noch weiter hören oder nicht, eine dumme, sehr dumme Geschichte."

Marianne antwortete nicht und Baumgarten wartete auf keine Antwort.

„Da machte sich der große Einsermensch, der ausgezeichnete an die Ehebruchsgeschichte des ‚Andern' wie an einen Strickstrumpf. Fertig! Los! Alles runtergearbeitet. — Wie ich ihn sitzen sehe, den großen Esel mit seinem Biereifer! Wie auf Geleisen fuhr er wieder dahin — eingefahren — unentwegbar. Nur eine einzige Entgleisung! — Aber — jawohl, — eine Entgleisung! Verhältnismäßig kommt's selten vor. Nie eine Zurücksetzung! Immer vortrefflich! Los. — Warten Sie nur, wie er seinen sogenannten Verstand spitzt. — Alles schnüffelt er auf — schnüffelt — schnüffelt — wie ein Trüffelschwein. Schwätzerei! Gierige Schwätzerei mit den Zeugen. Für meinen Geschmack schamlos — wie ein Bluthund auf der Spur, — die Zunge heraus — lechzend — nur weiter — weiter — weiter. Die Gier im Auge, recht zu haben — zu fangen — zu zerreißen. Damit will ich nicht sagen, daß es nicht so sein muß. — Es gibt keinen andern Weg. Die Menschen verdienen, was sie haben. — Ich bin auch kein Weltverbesserer; — nur Gott behüt; die Hände im Durcheinander der Menschen nicht mehr dabei haben. Der Unübertreffliche wollte sich selbst übertreffen. Musterknabe wollte er auch hier sein. Warten Sie, warten Sie!" Baumgarten wehrte ab, als hätte Marianne etwas gesagt.

„Wie ein Guß Scheidewasser wollte er sich über die sträfliche Liebesgeschichte ergießen. Sagen wir künstlerische Schaffenslust! Eines anderen Liebe, vielleicht wundervollster Art, mußte er durch allen Schmutz der Gassen ziehn, wie so ein Hund einen Fetzen zieht, das sieht man ja oft. Er mußte dieses Ding so ekelerregend machen, durch sein Zerfleischen und Gezerre — wie nur möglich. Dieser meineidige Ehebrecher sollte bis auf den Grund der Seele bloßgelegt werden. Rettungslos! Die Kleider in Fetzen heruntergerissen! Staunen, staunen sollten sie bei Gericht. Die ältesten Richter sollten sich Blicke zuwerfen. Zuhause hatte er gebadet, ehe er ging. Nachts hatte er nicht gut geruht vor Eifer. Vordem er ging, hatte er auch ein paar Gläser Champagner getrunken. Auf dieser lustigen gedankenlosen Welt geht man mit Segenswünschen zu allem möglichen. Seine Mutter, der arme Klex, hatte das besorgt. Hatte hinter ihm dreingebetet. Sie war es ja auch, die das Wunder von Sohn zustande gebracht hatte. Die ihn zum Einserhetz mit Tränen, Strafen und Liebkosungen getrieben.

Gebadet. Ganz sauber. Gesegnet, stand er nun da. Im Talar, im Barett. — Ausstaffiert. — Fertig. Glänzte. Nicht hinschauen, wo sich etwas spreizt. — Gar nicht hinschauen. Er spreizte sich. — Ich spreche nur von ihm. — An ihm gefällt's mir nicht. — Andere sollen, müssen sich spreizen. — Notwendig. — Vortrefflich. — Ganz in der Ordnung. — Muß sein. Der arme Sünder hatte einen Verteidiger, wie man sie durchschnittlich findet, soweit erträglich, ganz ordentlich und anständig. Er kämpfte natürlich auch für sich selbst; aber doch nicht so wütend für sein eigenes geliebtes Ich, wie der Musterknabe, nicht so im eigentlichsten Sinne für sich selbst. Er war schon in einem gewissen Trott und machte seine Sache recht bürgerlich.

Ja, gnädige Frau, so sind alle am erträglichsten, alle, — überall. Bürgerlichkeit im Tun und Lassen ist das vernünftigste auf dieser Welt der ungeheuern Gegensätze. Haben Sie je so einen rufen hören: Mein Gott! Mein Gott, weshalb hast du mich verlassen? — Nie. — Nein. — Gewiß nicht!

Der neugebackene Staatsanwalt aber, aus der heiligen Familie mit den Traditionen ... — Zeit lassen — Zeit lassen, Baumgarten! .... es versteht dich doch keiner! Verzeihen Sie; aber ich hatte immer gefunden, daß alles Sichverständlichmachen-wollen nichts nützt. Entweder man versteht einander, oder man versteht einander nicht. Also: da steht der im Talar und Barett — und da — da — steht der arme Sünder. Der im Talar schreit auf ihn ein. Er wälzt sich gewissermaßen auf ihn. Talar ist schon eine ungeheure Sache! Eine Lawine von Machtideen, Überrumpelungsidee. Der neugebackene Staatsanwalt, mit dem grauenhaft trainierten armen Hirn, das nie gedacht, gelebt, nur immer gesogen, gesogen, gesogen hat! Ein Vampyr, wie er über das Opfer fällt; und das gemarterte Hirn arbeiten läßt! Wie eine feine unaufhaltsame Maschine wühlt er, mit unmenschlicher Gleichgültigkeit und Sachlichkeit, in den intimsten Angelegenheiten seines Nebenmenschen.

Jagd — verzweifelte Jagd! Wie er sein Wild zu hetzen weiß!

Das war kein armer Mensch', der bis ins tiefste Bewußtsein gequält, da vor ihm stand. — Ein Fall war's, auf den er losgelassen war. —

Ja er ergoß sich wie Scheidewasser über ihn. Wehe dem, der so als Privatmann an seinem Nächsten handeln würde.

Wie im Traum war's ihm, als würfen die ältesten Richter sich wirklich Blicke zu.

Erquickung! Sein Eifer raste. Er sah keine Teufelei. Das Opfer mußte in die furchtbarste Enge. Lautlosigkeit um ihn her. Zum letzten Schlage brauchte er bloß auszuholen. — Da — da —! Ja, was geschah — da! Da lächelte der arme gehetzte Teufel, lächelte ihm ins Gesicht. — So wundervoll hat nie noch im Leben des Ausgezeichneten ein Mensch gelächelt. — Und dies Lächeln sagte: Was tat denn ich, du Tor? — Was aber tust du?

Wie im tollen Rasen war der wahnwitzig Vortreffliche an einen Fels geprallt — geprallt — geschleudert. — Erschütterung!" — Durch Baumgartens Gestalt ging der gewaltige Stoß ganz augenscheinlich. Seine Hände krampften sich, sein Körper und seine Seele litten den Stoß.

„Höchste Verwirrung! Die überreizte, überheizte Maschine! — Ein Knacks! — Gott weiß wie — — — — — — — —. Und ich glaubte, aus der Familie meiner Mutter wogte das gewaltsam unterdrückte Blut meines Großvaters, des fröhlichen Märtyrers in mir auf. In dieser Stunde versiegte das Blut der heiligen Familie und das Blut der Mißachteten schlug Wellen."

Baumgarten ganz versunken: „Da steht der Sünder, bereit, den Streich zu empfangen, — da — der in der Robe, — der den Strafantrag schon auf den Lippen hat. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Alles atemlos. Nur das Opfer gefaßt — mit einem Ausdruck wie aus einer Welt, die über die schweren Dumpfheiten der unsern schon hinaus ist.

Der in der Robe mit aufgerissenen Augen. Was geht in ihm vor? Der Strafantrag! Der Strafantrag! Was um Gottes willen hat er! Die Sache ist in Ordnung, der Mann ist seiner Schuld überführt. Man schaut. — Unruhe — Bewegung. Mühsam die Worte herausstoßend sagte er sinnlos — unzusammenhängend mit allem, was er bis zu dieser Stunde geglaubt und erkannt hatte: Ich beantrage Freisprechung."

In Marianne Gamanders Seele leuchtete ein wundervolles Gefühl auf, sie reichte ihm die Hand hin, er faßte sie, hielt sie in der seinen. Marianne sagte voller Leben und Mitempfinden: „Ich verstehe die Bewegung Ihrer Seele in jener wundervollen Stunde, ich verstehe den Ausbruch mißhandelter, gefangener Kräfte — man wird von Ihnen aber sagen, daß Sie ein unklarer Rebell waren, der verworren gegen Recht und Gesetz sich auflehnte — das aber ist es nicht: Sie standen dem großen Menschenleid gegenüber, der geschlagenen göttlichen Seele, deren Lächeln Sie erschüttert hatte. Nein, Sie sind kein Weltverbessrer! Gottlob nicht. Mit gutem Gewissen können wir jetzt," meinte Marianne, „schweigend nebeneinander hergehen." Und sie gingen miteinander, wenn auch nicht stumm, doch ebenso gut und ebenso deutlich wie stumm. —

Er fühlte ihr Verstehen. „Auch? —" sagte er, „gnädigste Frau, wenn der Einsermensch — erst recht zum Einser wurde? — Strolch erster Güte? Auch dann? Der Staatsanwalt, der Vortreffliche, im Reiche Nr. 3. Da liegt einiges dazwischen, das Ihnen fremd sein dürfte?"

„Fremd in der Gesinnung ist der Weg mir nicht", sagte sie ruhig.

„Als ich Sie zum ersten Male sah, wie Sie den beiden armen Kerlchen halfen, sah ich aus Ihren Händen Strahlen kommen, wie Ährenbündel, da schon war es mir, halten Sie mich nicht für unverschämt, als müßt ich einmal dies allen unverständliche Leben vor Ihnen ausbreiten, wie einen Garten und sagen: „Schauen Sie, schöne, sommerliche Frau — was all hier wächst und wachsen möchte! Heiligen sollte sich der Garten vor Ihnen. Dornen, Dornengesträuch, Giftpflanzen und Unkraut. Unfruchtbarkeit für alle. Vor den Augen der sommerlichen Frau mit den Strahlenbündeln sollte der Garten blühen und Früchte tragen. Sie sollte darin ernten und pflücken dürfen, was sie nur wollte. Verlacht, verhöhnt von allen die mir zugehörten. — Begreiflich. Gar nichts

dagegen einzuwenden. Die vornehme Frau sollte aber sagen: laß dichs nicht kümmern —. Laß sie lachen. Laß sies für verloren halten, dein Leben. Hast du einer kleinen Gitsch, sagen wir heut, den Himmelsgarten versprochen und ein elendes Knechtlein getröstet, das ist soviel wert als hättest du — — — na — sagen wir — sagen wir, als wärst du — wirklicher Geheimer Rat geworden."

Marianne hatte lauschend zugehört, lauschend. Auf den andern lauschen war ihr Lebensberuf geworden; aber dieses Lauschen war ein Hingerissensein, ein Glücksgefühl, wie noch nie, ein entzücktes sich selbst im andern Wiederfinden. Sie sah ihm in sein bewegtes schönes Menschenantlitz und in der großen warmen Aufwallung ihres Herzens strich sie ihn mit einer fast mitleidigen, fast mütterlichen Zärtlichkeit über die Stirn. „Daß ich einen Bruder fand! Art von meiner Art — einen Bruder!" — sagte sie leise.

„Gnädigste, liebe, schönste sommerliche Frau!" Baumgarten stammelte diese Worte. Er faßte ihre beiden Hände. Er war tief erschrocken.

Die Berührung dieser weichen, lebendigen Hand, das zarte seidene duftende Gewand hatte ihn in Verwirrung gestürzt. „O, mein Gott! Mein Gott!" Er küßte Mariannens Hände in Erschütterung; diese beweglichen, wohlgepflegten Hände zu berühren, tat ihm so gut. Er dachte: da bin ich in die schroffe karge Welt gelaufen, aus der Welt des Scheins, die mich anekelte und nun, das erste, süße Weiche, das mich seitdem berührte, kommt aus jener abgeschüttelten Welt zurück. „Verzeihen Sie — verzeihen Sie!" sagte er — „Lachen Sie nicht, ich bin zu häßlich, hart gewöhnt! Mir ists als wären Sie in Rosenblätter gekleidet, solch weiche, kühle Gewänder! Sie duften nach Rosen. Ihre Hände — Ihr Haar!

O zu etwas Wundervollem können Frauen werden! Aus dem schwer beladenen, armen Tier machen sie selbst etwas so Leichtes, — Blumiges, was doch schaffen, helfen, erlösen kann — ein Wesen, wie es Gott selbst nicht gedacht hat. Ich entsinne mich, mit welchem Schauer ich als Knabe in meiner Mutter duftende Kästen schaute, als wären darin Zauber verschlossen — und ob es Zauber ist!"

„Sie kindischer Mann!" sagte Marianne lächelnd, „da leben Sie abgrundtief, sind ehrlich zum schwindelnd werden, zum Erschrecken, haben gehandelt wie ein altindischer König. . ."

„Und bin ganz zerknirscht, nicht aus Reue — bewahre. Aber — das Schönste, — das Süßeste, das Einzige — kenne ich nicht — ein Geschöpf wie Sie! So ganz lebendige Seele. Leib und Seele voll Leben und Wahrheit und Güte und eingehüllt in sanfte, kühle, duftende Kleider, — ganz Wonne für den, ders ganz versteht. Auf dem großen Sumpf schwimmt Ihr wenigen wie herrliche Blumen."

Marianne sah des fremden Mannes ausgeprägtes Gesicht im Mondlicht von großer Sehnsucht ganz verändert werden. Das Gesicht sah so jung, so verlangend, so bedürftig nach Geliebtsein und so vereinsamt aus.

Er war aus der Welt der fein Grausamen, der fein Schlechten, fein Dummen,

der Verwöhnten geflohen, der Überkultivierten, der Kalten, Klugen, Berechnenden, die ihr menschliches Elend, ihre Raubtiergelüste in angenehme Formen gebracht haben, die die Kunst gleichgültig zu lächeln lernten. Dieser Flieher, der unter Bauern und Vagabunden nach dem Herzschlag der heiligen Natur gesucht hatte, der alles von sich geworfen hatte, um das zu finden, wonach er dürstete, wie nach einem Trunk aus dem Brunnen des Lebens, bekam in diesem Augenblick den Ausdruck leidvollster Überfeinerung, hinsterbenden Verlangens der Seele, der nichts genügte, nicht Natur, nicht Kultur, nichts was sie nennen konnte.

Er trug in dieser Stunde die Züge des suchenden, gequälten, überzart gewordenen Menschen unserer Tage, den alles mit Widerstreben erfüllt, der nur in einer einzigen anderen Seele seine Heimat finden kann. Und so sprach er von Sehnsuchtsfeuer brennend nach diesem wundervollen Gut dieser Erde.

„Verstehen Sie mich! Ach verstehen Sie," schluchzte er fast auf: „Ich bin nicht sonderbar! — Es könnte Ihnen so scheinen! Es muß Ihnen so scheinen! — — — Es ist aber alles so einfach — so ureinfach! — Wieviel freie Menschen gibt es denn? Sagen Sie? Sah oder fühlte ich je einen bis jetzt! — Was heißt wohl freier Mensch — Was denn? — Vielleicht wach! — Lebendig! — Lachend! — Ungebeugt — ganz vornehmer Kerl — voller Glut und Willen. — Kann der aber Richter oder Henker werden? Nun sagen Sie selbst — wie hätt ichs denn weiter mittun können, als das fröhliche Märtyrerblut meines Großvaters in mir aufwallte — wie denn? Ein Ekel gegen alle Talare stieg in mir auf. Bei dem Gott, den ich meine, mich befiel die Sehnsucht nach denen, die irren.

Es ist alles herrlich, muß so sein, was die Menschen im Zaun hält, Gesetz und Recht — bewunderungswürdig! Alle Achtung, alle Hochachtung, eine Peitsche für Bestien — eine Schablone, die auf alles Lebendige gedrückt wird — was in die stachlige Schablone nicht paßt — — einfach abgeschnitten! — Muß so sein! — Ist notwendig. — Aber mittun! — Mögens die andern tun. Mir paßte es nicht! Trotz aller Dressur und allen Urahnen, das Richterliche steckte nicht in mir. — Noch einmal hätte ich nicht schamrot werden können vor dem Blick eines armen Sünders und gäb's auch nur noch einen solch armen Sünder, mit solchem Blick auf Erden. — Ja, Gott gebe uns allen unsere Sünde, damit wir barmherzig werden und von Herzen demütig — Versteher und Wisser! Begreifen Sie mich! Kein Faulpelz bin ich, kein Fantast, — keiner, der in Absonderlichkeiten schwelgt. Es sieht vielleicht so aus. Ein ganz einfacher Mann, der mit Freuden arbeitet, mit Freuden lebt, der hilft wo er kann, der nichts verlangt, nicht Dank und nicht Ehre —. Wenn meine Kollegen wüßten, wie leicht, wie übermütig ich durch diese Welt gehe! Welcher Mensch auf Erden ahnt das Wundervolle? Und es war nichts nötig um es zu spüren, als sich durchwehen zu lassen vom frischen Winde, bis alles Gehüder und Gezüder fortflog. Ich weiß, jeder ordentliche Mann trägt eine Etikette. Es muß alles darauf stehen was darin ist oder war. Ich weiß, daß ich unter die etikettierten Flaschen nicht mehr gehöre; aber ich weiß, daß in mir Gluten und Freuden und Frei-

heiten wach sind und daß ich ein Lächeln gefunden habe, wenn ich auf das Treiben der Menschen blicke, dasselbe Lächeln jenes armen Sünders, das mir nun kein König und kein Kaiser abkaufen könnte.

Ganz einfache Sachen: Um ein Lächeln hat er sein Philistermajorat verkauft! — weiter nichts."

Dieser Jonathan Baumgarten, der soeben dem Knechtlein, das erwartet wurde, ganz hingegeben und gelassen die müden Augen geschlossen hatte voll Einfalt mit den Einfältigen, war jetzt neben der sommerlichen Frau in der tiefsten Bewegung seines Lebens. Er wollte sich ihr ganz, ganz verständlich machen —. Was aber konnten Worte sagen! Worte! — Worte! Und Marianne sah tiefer, zu ihr sprachen seine Züge, seine Blicke, sein ganzes Wesen. Sie sah in dem wechselnden Ausdruck seines merkwürdig durchlebten Gesichts all seine Leiden, die Sehnsucht, das Verlangen seiner wundervoll lebendigen kühnen Seele, seine Gluten und Seligkeiten.

Nur Menschen höchster Kultur tragen in beweglichen, lebendigen Zügen den vollen Ausdruck der Seele. Und es tat Mariannen im tiefsten Wesen wohl, das untrügliche Zeichen edelsten Menschentums bei ihm so köstlich zu finden: — den geistdurchdrungenen Körper. Er faßte wieder nach ihren Händen und küßte sie. Marianne Gamander zog sie nicht zurück. Ihr war, als küßte dieser Mann seine ersehnte Heimat, als wäre auch sie heimgekehrt. Sie näherten sich dem Berghause. Stumm weltentrückt gingen sie nebeneinander. Es schien ihnen kaum ein Gehen. Durch die nächtliche Stille tönte tiefer Gesang. Der Doktor saß wieder unter den alten Kirschbäumen und sang wie er glaubte, seiner Freundin Marianne zur Traumbegleitung, denn es war schon spät. Jetzt begann er wieder das Lied der Sommermenschen: die sapphische Ode.

Der Mond war seinen Himmelsweg gegangen, versank jetzt hinter Bergeszügen und ließ den leuchtenden Schein einer versunkenen Welt im westlichen Himmel zurück. Marianne überließ sich selig ratlos den Empfindungen einer Zugehörigkeit zu diesem fremden ungewöhnlichen Menschen, die sie erschreckt haben würde, wenn solche Zugehörigkeit nicht so selbstverständlich von unserem Herzen Besitz ergriffe.

Welcher Mensch, bei gesunden Sinnen würde es sich gefallen lassen, alle Torheiten, Lasten, Freuden des andern geduldig auf sich zu nehmen, wenn er nicht müßte. Liebe, jede Form von Liebe, trägt auf dieser Raubtierwelt das Einswerden mit dem andern in sich, das Sichselbstvergessen, die einzige Erlösung auf Erden.

Marianne Gamander wußte es, daß sie diesen Mann von dieser Stunde an liebte und wußte, daß sie sein sonderbares Schicksal auf sich genommen hatte. Sie empfand aber auch wie dieser seltene Mensch ihr ganz zusank. Er hielt ihre Hände mit derselben tiefen Leidenschaftlichkeit und Zartheit, mit der er lebte, und als er Marianne küßte, war das so eine erschütternde Sache für beide, denn beide hatten ihr wundervoll durchglühtes reiches Leben; beide konnten sich nicht leicht dem andern im Kusse geben.

Wie sie sein Wesen fühlte, in jedem Worte, jeder Bewegung. Wie sie es an sich nahm! Ja, sie empfand die aufflammende Leidenschaft dieses Mannes wie einen wundervollen geträumten Reichtum. Wie im Fluge zog ihr Leben an ihr vorüber. Es war als wüßte sie jetzt, wofür sie sich so lange verschwiegen und verneint hatte. Er wird ihr inneres Heimatsgut mit ihr teilen, er, der mit dem Herzen lebt. Jubelnd fühlte sie, daß sie mitempfinden konnte, daß sie jetzt ganz lebendig war. Die vielen, die sie besänftigt hatte, denen sie Gastfreundschaft in ihrem Gemüte gewährte, wie blaß stand diese Empfindungswelt vor ihr.

Es gab also das Flammende, was sie ahnte, die Macht, die befreit, wenn sie nimmt. Nun war sie hingenommen. Jung war sie, geschützt und schützen wollte sie. Keine Wahl! Ihr Gesetz ist über sie gekommen.

Als Jonathan Baumgarten seinen Weg zum Bezirksgefängnis weiter fortsetzte, als ein im Lebenstraum Befangener, als einer, der Wunder erlebt, ging Marianne dem Berghause langsam zu, in der tiefsten Bewegung ihres Daseins.

Sie stand lange an der Haustüre und verbarg ihr Gesicht in dem kühlen zarten Aprikosenlaubgefieder des alten Hauses. Die glatten Blätter berührten ihre Wangen und Augen schmeichelnd. Das grüne kühle Laubkleid ihres geliebten Hauses war wie das Kleid der Mutter, in dessen Falten das Kind sich schutzsuchend drängt. Alles still und dunkel. Schritte — eilige Schritte in nächster Nähe. Es kam jemand in leichten Sätzen dem Hause zugelaufen.

„Hermann!" dachte Marianne.

„Mutter!" Ihr Sohn schlang den Arm um sie. „Ich habe dich g'sucht, Dumm's Dumm's" sagte er zärtlich und heiter anmutig, wie nur Marianne Gamanders großer Bub es konnte. „Was fällt dir denn ein mich so zu ängstigen!"

Marianne war nicht Herr eines Wortes. Sie hielt sich bebend an ihm. Sie strich ihm zärtlich über das feste lockige Haar.

„Was ist dir? Liebling? sag's, — quäl mich nicht." Marianne fand immer noch kein Wort.

„Weißt du, das ist außer dem Spaß, wie ich herumgerannt bin! Komm, wir gehen hinauf." In seiner Stimme sprach sich größte Sorge aus. „Bist du denn müde, Schatz? Hab ich dich wieder unter Dach?" Er führte si? sorgsam und zärtlich die noch erleuchtete Treppe hinauf. „Was fehlt dir denn, Goldele? Weißt du noch, wie wir früher spielten: ich kenne Sie nicht? Spielen Sie das vielleicht, gnädige Frau? Es ist gar noch nicht so lange her, als wir das das letzte Mal gespielt haben. — Wie lang etwa?"

Marianne Gamander lächelte. „So, nun ist alles recht." —

„Dummer Bub", sagte sie weich. Sie waren eben in Mariannens dunkles Zimmer getreten.

„Die Lampe! Wart." Er zündete die schöne Benareslampe geschickt und leise an. „So, jetzt ruh dich aus." Er führte sie zu ihrem Sessel am Schreibtisch, kniete neben sie nieder und legte seinen Kopf an ihre Schulter. „Hast du

vielleicht über irgend etwas nachgedacht, du weißt, das kannst du nicht vertragen. Bei meinem Mutterle muß alles wie vom Himmel fallen, sonst bekommt es schlechte Laune. — Sieh mir in die Augen."

Und sie sahen einander in die Augen, in die braunen, warmen, leuchtenden Augen. Marianne mußte wieder lächeln.

„Etwas Schlimmes ist dir nicht begegnet, Liebling?"

„Nein," sagte Marianne, „lieber Bub. — Mir ist das größte Wunder begegnet. Denk: ich weiß jetzt was es heißt als Weib einen Mann wirklich lieben."

„Du?" — sagte er. „Liebling! — Aber wen? Onkel Bernus unmöglich? Wen, um Himmels willen? Wer ist denn hier? — Und eben? — Eben hier? —"

„Ja, Schatz."

„Also das ist mir unbegreiflich. — Ich weiß doch alles von dir? Du hattest doch nie ein Geheimnis?"

„Nie, Kind — auch jetzt nicht vor dir und werde es nie haben." Sie sah ihn tief und ernst an. — — „Jonathan Baumgarten ist es, Hermann."

In des Sohnes Augen lag Schreck und Sorge. Seine Arme ließen für einen Augenblick Marianne Gamander frei. Für einen Augenblick. „Sei es wie es sei," sagte er dann fest, „was du tust und fühlst, kann mir nicht fremd bleiben. Wer sollte dich kennen, wenn ich nicht?" Er umschlang sie tief bewegt.

„Mein Kind! Mein ...." Sie konnte nicht aussprechen. — „Du erschrakst."

„Ja, — im ersten Augenblick, — aber wir kennen einander, gelt, Liebling? Das ist ja so ziemlich das Närrischste, was dein Herz dir antun konnte. — Dich konnte doch nur ein Büßer locken. Weißt du, Liebling, — davon hast du natürlich gar keine Ahnung, wie toll das ist. Weißt schon, toll für andere." Er streichelte sie. „Ich werde aber versuchen, dich ganz zu verstehen, erzähle mir, wie kam das? Was spracht ihr?"

Marianne erzählte ihrem Sohne, während sie sich fest umschlungen hielten. Sie beichtete getreulich und von ganzer Seele.

„Goldele, da hast du mir einen schönen Gegenkönig ...."

Marianne Gamander schluchzte fast auf. „Nein, erschrick nicht! — Ich meine nur, was muß ich nun tun? Versuchen ihn zu lieben? — Wenn er dich verdient, ist er dir verwandt. Hoffen wir auf diese Logik ...." sagte er stockend, kämpfend.

„Nein, nein — du brauchst dich nicht anzustrengen, bleib wie du bist, — da ist niemand, der zwischen uns treten könnte."

„Gele, Schatz, — das gibt's nicht?"

„Aber eins, ich gönne dir alles Glück auf Erden, ich hab' dich so viele Jahre ganz ohne Frauenglück g sehen und ich weiß, daß du alles für mich ertragen hast. Wenn wir zusamm i sind, dann nehmen wir nichts schwer? Was dir natürlich ist, lern ich begreifen —; aber, aber, du wirst doch nicht langweilig werden, Goldele? Um Gottes willen nicht. — Dann fürcht ich mich vor dir. Ach, Mutterle." Er legte den Arm innigst um sie, „du tust ja doch was du willst, und was du willst wird gut werden; aber werd' nicht langweilig, denk

immer an unser Lachen, dann brauchen wir uns nicht zu ängstigen. Wir wollen immer zu unserm Lachfrieden gelangen. — Wir werden uns dann auch mit der neuen Liebe einrichten. Uns zwei, die aneinander gewachsen sind, wird sie nicht stören. Den Büßer lassen wir halt ins Haus, so lang, — so lang es uns zweien gefällt, gelt? Gefällt's uns nicht mehr, dann lassen wir uns verleugnen. — Dann wär's ein Vorübergänger mehr, der sich bei uns wärmte. — Werden sehen — mit unsern vier Augen. Werden sehen. — Siehst du, Goldele, ich könnte jetzt auch dummer Kerl sein, mit würdigen Worten, — — oder ich könnte als ethischer Mustersohn in Tränen und Wut dich verstoßen. Ich bin es doch, der an der Reihe zu lieben ist —, oder ich könnte auch nur in Wut sein — ganz nach Belieben. Und Sie, meine Teure, muten mir doch mehr zu, als gewöhnlich gebräuchlich ist. — Aber gelt, wir ziehen nicht alle Keiche Nr. 3 ins Gefängnis zum goldenen Zeitalter, wie er sagt?" Marianne lachte etwas. — „Gottlob!" rief Hermann, „noch ist nicht alles verloren! — Sie lacht! Verlern mir nur um Gottes willen das Lachen nicht. Hättest du mich mehr als Bronzeheuchler erzogen — würde ich dir auch jetzt nicht alles sagen, wie ich's meine. Weißt du, und wenn ich dir unbequem bin und du mich zu frech findest, macht nichts, ich bin ja doch dein und du mein. Und auf einen Jugendstreich meiner süßen Mutter war ich immer vorbereitet. — Da haben wir das liebe Gut! Aber nicht wahr, Goldele, es bleibt bei uns beim Alten? Wahrheit! Unsere gute Wahrheit in allen Dingen — immer und ewig. Das gibt's nicht, daß etwas oder jemand zwischen uns könnte. Laß ihn deinen Sommertag sein. Ich aber bleibe deine Ewigkeit."

Erregt, zwischen Lachen und Weinen hatte Hermann gesprochen. Marianne war tief bewegt von ihrem großen, großen Reichtum.

Sie, die niemals im Leben geliebt hatte, hatte heute Liebe wundervoll empfunden. Und jetzt erlebte sie das Schönste mit ihrem ungezogenen Bub, dessen kühnes über dem Leben stehen, sie durch seine Laune hindurchspürte. — Und wie fühlte sie seine innigste Wärme, seine zitternde Sorge, sein zu ihr Gehören — in allen Fällen. Ja, er war ihr Eigentum und sie das seine.

Und sie dachte: wie schwer es ist, einen Menschen sich selbst zu erringen, ihn zu halten und ihn aus ihm selbst heraus zu lieben. — Welches Lauschen, — welche große, große Geistesarbeit! Wie an einem Kunstwerk hatte sie an ihm gearbeitet. Das was sie am schönsten empfand, den Mut zur Wahrheit, hatte sie ihm leidenschaftlich gegeben — und die Grazie dazu, die in ihm lag, gepflegt, die fast schrankenlose Wahrhaftigkeit, die nie kalt und grob wurde, trieb bei ihm lustige Blüten.

Wie sie ihn liebte ihren Lebensschatz, ihren unendlich guten reinen Bub.

Wie ein väterlicher Mann sagte er jetzt besorgt zu ihr: „Was wirst du aus dem Büßer machen? Staatsanwalt kann er nach diesem Umweg nicht mehr werden, und in seinem engen Häuschen wirst du ihn auch nicht lassen? Ich glaube du verstehst's, eine Kanonenkugel zu einem Knödel zu streicheln. — Ich

bin doch auch so eine Art Kanonenkugel gewesen, wenigstens ein sehr harter Knödel."

„Du, dummes Stück lebendige Natur", sagte Marianne.

„Was du bist!" lachte er.

„Ach, Bub, wir beide gehen wie Könige durchs Leben."

„Ach was Könige! uns gehört ganz einfach die Welt. Wir sagen, was uns einfällt. Wo zwei oder drei — nein zwei zusammenhalten, ist überhaupt immer eine Welt. — Weißt du, — aber zusammenhalten! — das verstehen sie alle nicht. Dazu sind sie nicht heiß genug, sie frieren immer wieder auseinander.

Ich habe oft gedacht, wenn ich heimkam und die Abendsonne auf unser Berghaus schien, daß die Fenster blitzten: da oben brennt eine Flamme, daran könnten sie sich alle, alle wärmen. Ein ganz einfaches Feuer, das allen Unsinn wegbrennt. Und dies Feuer brennt in deinem Herzen. Ich glaube auch in meinem. Eigentlich können wir tun was wir wollen. — Aber wir wollen den Büßer nicht heiraten! — — Uns schadet zwar nichts — nur feste zueinander halten! — dann deixelt sich alles. Komm, wir rauchen eine Zigarette zusammen."

Marianne sah ihren Jungen voll tiefer Liebe an. Ihr war, als zeige man ihr in ihrer verborgenen heißen Lebensquelle ihr Spiegelbild.

Sie war ganz still geworden. Hermann streichelte sie, brannte ihr ihre Zigarette an, setzte sich zu ihr und sagte in Kinderart: „Jetzt erzähl mir eine Geschichte."

Marianne sagte: „Heute habe ich genug erzählt, erzähl du, mein Goldkind."

„Da werde ich meiner jungen Mutter eine moralische Geschichte erzählen, die sie mir zur Warnung und Weisheit einprägte — mir zum Schutze — — schon vor Jahren — — sehr vorsichtig. Bei wie manchem Ehepaar sagte sie: die waren auch nicht löwenklug. Also: weißt du, — Geliebtes, es gibt Dinge ..."

Seine Augen blickten so bewegt und so gut und mit einem leichten weichen Humor in die tränenvollen Augen seiner Mutter.

„Also: in München da gibt's ein Haus, da steht an der Türe Standesamt. Stell dir vor — so etwas! — Und vor der Tür standen einmal zwei richtige lebendige Löwen. Da sagte der eine zum andern: Du, da drin ist's gefährlich. — Es gibt nichts Gefährlicheres auf der ganzen Welt. — Es ist stärker wie ich. Guck durchs Fenster, da steht Baldrian drin und Selterswasser und Brom und ganze Flaschen voll Natron und Gläser voll Veronal oder wie's heißt und Schachteln voll Morphium und Gott weiß was, das bekommen all' die, die hineingehen, sonst wachen sie auf und tun's nicht. Da guckte gerade der Standesamtsbesitzer heraus und sah die Löwen stehn. Und weil er eben nichts zu tun hatte, rief er ihnen zu: kommen Sie nur herein. Es tut nicht weh. Sie haben nur ein Wörtchen zu schreiben, und damit Sie das tun können, bekommen Sie Baldrian, Selterswasser und Brom, ganze Flaschen voll Natron — wenn Sie wollen — und Gläser voll Veronal, oder wie's heißt und ganze Schaufeln voll Morphium und Gott weiß was. Alles umsonst. Dann ist's eine Kleinigkeit.

Da zogen aber die Löwen die Schwänze ein und liefen davon. — Gelt, Liebling, die waren gescheit? — Gelt, wir sind's auch?"

Marianne und ihr Bub kamen in ihr friedvoll gutes Lachen. Und mit erleichtertem Herzen sagte sie: „Geliebtes, schlaf wohl."

Er zündete Mariannens Leuchter an, löschte die Lampe und brachte seine Mutter an die Tür ihres Schlafzimmers.

„Gott segne dich."

„Gott segne dich", sagten sie noch einmal beide zueinander ehe sie sich trennten.

Es war Freitag.

Marianne, als Tochter einer frommen Jüdin, brannte, wie sie es ihr Lebtag zu tun gewohnt war, ihre zwei Freitagslichter an, um zwischen ihnen zu beten.

Aus der alten Gewohnheit ihrer Mutter hatte sie sich selbst einen Gottesdienst gebildet, an dem sie, so lange sie denken konnte, demütig gläubig festhielt.

Sie schloß die Türe. Das tat sie, zur heiligen Handlung gehörig und sagte leise: „Hinaus Welt, ich schließe meine Türe."

Dann nahm sie ihre blitzenden Ringe von den Fingern und legte sie in ein Käſtchen. „Ich lege die Freuden dieser Erde von mir und die Tränen dieser Erde."

Das sprach sie sehr leise. Nun entkleidete sie sich ganz langsam.

Bei jedem Kleidungsstück, das sie sorgfältig auf ihrem Stuhl vor dem Bette niederlegte, sprach sie:

„Die Hüllen, die mich von dir trennen, Einziges, Ewiges, fallen von mir."

Sie breitete die Arme aus.

„Unbekleidet stehe ich vor dir, und doch in tausend Hüllen, die mich von dir trennen in Dumpfheit und in Unbewußtheit. Segne mich! — Gib mir Kraft! Laß mich das Leben lieben als mein heiligstes Gut —, gleich, ob es glücklich oder unglücklich sei. Laß mich wachsen. Laß mich friedvoll sein. Laß mich wahrhaftig sein."

All das sagte sie langsam in großen Pausen, die Arme unbeweglich weit ausgebreitet. Darauf hüllte sie sich in ihr langes zartes Nachtkleid, fiel auf die Knie und betete heiß und innig: behüte mein Teuerstes auf Erden, mein Herzenskind. Laß ihn wie er ist, erhalte ihm Gesundheit. Laß die Torheiten, die er lernen und in sich aufnehmen muß, seinen Geist nicht trüben, sein Herz nicht verengen. Laß ihn stärker sein als all den fremden Unsinn in der Welt. Segne ihn — erhalte ihn — beschütze ihn.

Darauf betete sie wortlos für den, der ihr seit heute nahe stand, der ihr die Seele entflammt hatte.

Als sie sich niederlegte, die Lichter gelöscht hatte, versank sie in den tiefen traumlosen Schlaf, der ihre Schönheit stärkte, ihr die wundervollen Kräfte ihres Temperaments gab, in dem ihr ganzes Wesen, wie in einem kräftigen Erdreich wurzelte.

Am anderen frühen Morgen spielte Friedel im Berghausgarten. Er grub so eifrig und gebückt in der Erde, daß sein blonder Schopf fast den Boden berührte. Seine kleine Gestalt bebte vor Anstrengung.

Hermann kam des Wegs daher, vorsichtig auf dem Rasenrand, um das Bübchen nicht zu stören. „Er macht's genau wie wir Großen alle, er krabbelt an Mutter Erde herum und glaubt Gott weiß was zu tun. Wie er sich anstrengt, der süße Kerl!" Das Kind sah wundervoll aus, wie eine lustige rosige Blume. Hermann liebte das Kind, es war ihm nach seiner Mutter das liebste Geschöpf auf Erden.

Frau Gamanders dummes lebendiges Stück Natur, wie sie ihren Bub nannte, hatte ihr oft gesagt: ich liebe die vollkommenen Geschöpfe des Lebens, ich kenne nur zwei, aber die liebe ich. Möchte irgend eine Kunst wissen, die sie mir wiedergeben könnte, wenn sie verloren gingen.

„Friedel", rief er jetzt, nachdem er dem schönen Kind eine Weile zugeschaut hatte.

Und Friedel stürzte auf ihn zu, die Hände voll Erde. Er schmiegte sich an seinen Freund an, als verstünde er die große Wärme dieses Herzens.

„Magst uns, die Mariannele und mich?"

„Da braucht's kein Geschwätz", sagte das Kind.

„Ja, schau, das meine ich auch. Es braucht überhaupt sehr wenig Geschwätz." Das Kind drückte sich an ihn.

„Was tust du am liebsten, Friedel?" frug er.

„In der Erde wühlen."

„Ich auch, Friedel. Weißt du, narrbeiten", sagte er, wie Friedel Arbeit auszusprechen pflegte, „in der Schule ist nicht meine Sache; aber es muß sein, gerade die ekligsten Sachen müssen am ordentlichsten gemacht werden. In der Erde wühlen tut sich's von selbst."

„Du mußt ja auch schon etwas lesen und schreiben?"

„Ja", sagte Friedel, „aber erst nur bei Muttchen und Moidel."

„Das ist nicht schlimm" meinte Hermann.

„Nein." So plauderten sie miteinander. Bald saß Friedel auf Hermanns Schulter und sie schwätzten so auf das Verständnisvollste weiter. „Wir haben einen Freund, Edwin heißt er," sagte Friedel, „der hat Muttchen lieber wie mich."

„Das ist doch leicht möglich."

„Woher?"

„Nun, dein Muttchen ist doch so lieb wie meins? Weshalb soll er sie nicht lieber haben wie dich?

„Ja", sagte Friedel, „er soll sie lieber haben; — aber er macht immer ein Versprechnis mit mir zu spielen — und dann vergißt er's."

„Das kommt vor", sagte Hermann.

„Aber bei dir nicht.“

„Weil ich dich wirklich und wahrhaftig lieb habe. Das ist etwas sehr, sehr seltnes.“

Marianne und Motte kamen auf die beiden Freunde zu. Friedel fühlte sich so riesenhoch und groß auf seiner Höhe und war voll Herrscherlust. „Lauf!“ rief er. Hermann ließ ihn aber von der Schulter herab und Friedel rannte auf beide Frauen zu und klammerte sich fest um den Hals seiner Mutter und Hermann küßte Marianne auf das innigste.

Nach dem Frühstück, in der großen Laube, vor dem Haus, zog Hermann seine Uhr. „Ich muß jetzt ins Städtchen.“

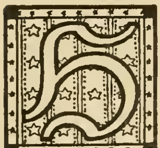
„Weshalb?“ frug Marianne.

„In Keiche Nr. 3“, sagte er ihr ins Ohr. „Höchste Eisenbahn.“ Da war er ihr davon.

„Junge“, rief Marianne ganz erschreckt.

„Mußt dich nicht ängstigen“, rief er von weitem.

Marianne schaute ihm bewegt nach. „Was hat er vor?“, dachte sie, aber ohne allzuviel Unruhe. Friedel kam angelaufen, setzte sich auf den Schoß seiner Mutter und sagte: „Hermann ist ein Esel; —“ aber wie er das sagte, voll Liebesbewunderung und Treuherzigkeit.



Hermann lief in großen Schritten den Berg hinab. Es lag etwas Entschlossenes, Ernstes in seinem ganzen Wesen. Er ging wie ein Mensch, der eine Tat zu tun hat, bis zur Tür des Bezirksgefängnisses ohne Aufenthalt.

„Kann ich Herrn Baumgarten sprechen“, frug er die Verwalterin, die das Vorhaus kehrte.

„Den Herrn Baumgarten? Da müssen Sie sich schon in den Holzschupf bemühen. Der Herr Baumgarten ist beim Holzspalten. Er ist gar soviel unpünktlich.“

„So,“ sagte Hermann, „er ist so unpünktlich. Wo ist denn der Holzschuppen?“

„Im Garten rechts, rechts am Hause, Sie werdeu ihn schon hacken hören den Herrn Baumgarten.“

„Da hat mein Goldele was Schönes ausgeheckt“, dachte Hermann, als er durch den langen kühlen Hausgang ging, der in den Garten führte. Ja, er hörte den Baumgarten hacken und blieb stehen und lauschte.

Er mußte lauschen. Es war als spräche das energische Holzhacken und das leichte Poltern der Holzstücke zu ihm: „Ihr seid mir eine schöne Gesellschaft. Ihr seid überhaupt ganz verrückt.“

„Macht nichts,“ dachte Hermann. „Es ist nun einmal so. Mein Goldele hat sich genug im Leben gequält. Sie wird wissen, weshalb sie ihn mag.“ Geraden Wegs ging er auf den Schuppen zu, trat ein und stand Baumgarten gegenüber, der brannte sich eben eine Zigarette an. Er blickte höchst überrascht auf. Seine sonnengebräunte Haut färbte sich tiefer. Ein heftiger Ausdruck

fuhr über seine Züge. Das Sichwehrende in der ganzen elastischen Erscheinung kam für einen Augenblick zur Geltung. Hermann trat wortlos auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sah ihm ernst in die Augen.

„Sie haben Glück, Sie können lachen, Sie haben jetzt den besten Menschen auf der Welt gewonnen. Wir müssen sehen, daß wir uns friedlich hineinteilen. Wann kommen Sie denn?"

In Baumgartens Zügen löste sich etwas Starres. Es kam wie Weichheit und wie Durchsichtigkeit viel jüngerer Jahre über ihn. „Aus einer anderen Welt", sagte er langsam.

„Nein," sagte Hermann, „wir stehen ganz wirklich in dieser Welt. Die anderen wissen gar nicht, wo sie stehen. Wir kennen uns hier aber aus. Die Natur meiner Mutter hat uns unsere Freiheit gerettet. Wir machen ungefähr was wir wollen, das sehen Sie ja. — Meine Mutter sagt immer: Wahrhaftigkeit ist das einzige Zeugnis, das man sich selber geben kann. — Und Sie zähle ich nun schon", sagte er zögernd, „zu den Wahrhaftigkeiten meiner Mutter. — Sie müssen jetzt hübsch lange Holz hacken?" Er lächelte.

„Ist nicht so schlimm," sagte Baumgarten, „ich kann's auf den Tag verteilen. Ich begrüße Sie beide aber heute noch."

„Gut", sagte Hermann, gab ihm die Hand. „Also auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen." Baumgarten war wortlos. Nur der Druck der Hand sagte Hermann, daß in der Seele des wunderlichen Mannes, den seine Goldele liebte, tiefste Bewegung war. Er brachte Hermann bis an die Türe und faßte noch einmal seine beiden Hände und sah ihn an, als wollte er ihm Dinge sagen, die auf dieser Erde noch nie ausgesprochen worden sind und nie ausgesprochen werden können. Und in dieser lebendigen Stummheit trennten sie sich voneinander.

In der engen schattigen Straße, in der das Bezirksgefängnis lag, stieß Hermann auf den Doktor.

„Heda! Heda!" rief der schon von weitem. „Ich war soeben auf dem Weg zu Ihrer Frau Mutter. Sie hat mir schon so oft geholfen, aber heute hätte ich wirklich eine Bitte; — übrigens," sagte er, als käme ihm ein Gedanke, „da nehme ich Sie gleich mit. Sie oder Ihre Mutter, in dem Fall ist's fast dasselbe."

„Danke", sagte Hermann.

Schon oft hatte der gute Doktor Marianne Gamander zu einem Kranken geschickt, den der Doktor ermutigt haben wollte.

„Ja, aber hier", sagte er, „ist's nicht so einfach, keine Leut aus dem Städtchen — Fremde. Bei uns kommt keins über sein bißchen Religion hinaus, Kinder kriegen, plentene Knödel, heurigen Wein, Sommerfrisch und Sterben — aber hier heißt's sich sakrisch zusammennehmen. Die haben das Leiden der Welt wie einen Strick aufgedröselt, Hermann. Gottlob, daß ich Landarzt bin. Wo käm ich hin, wenn ich den Stadtleuten ihre Leidens- und Einbildungsverfilzung aus-

einanderklauben müßte. Hermann, da könnten Sie mir wirklich helfen. Schau, da handelt es sich auch um Musik, aber was drum und dran liegt, ist mir zu verwickelt. Mit der Krankheit, der Sache selbst, ließe sich schon reden, wenn sie sich in Obacht nehmen würde, aber sie ist in ihrer Verzweiflung wie ein Wirbelwind. Sie soll eine wundervolle Stimme haben, damit aber ist's eben zu Ende. Schade drum — und deshalb alles Elend."

„Was soll ich denn aber da?"

„Bißl auf andere Ideen bringen, Hermann."

„So wildfremde Leut. — "

„Wildfremde Leut! gibt's gar nicht, Hermann. Alles arme Teufel mehr oder weniger. Gehen Sie ganz einfach hin. Es sind zwei Gitschen, zwei junge Schwestern."

Und so machten sie sich auf den Weg ins Gasthaus zum Winkelhof. Ein uralter Bau. Steinerne Grundmauern, von denen man sagte, daß sie noch aus Römerzeiten stammen sollten. Auf diesen erhob sich ein seltsamer Holzbau. Ein viereckiger Raum inmitten des Hauses, auf allen Seiten mit Galerien umgeben, die zu den Wohnräumen führten und von geschnitzten Balken getragen wurden. Die Galerien aus tiefgebräuntem Eichenholz, mit einfach derben eingeschnitzten Figuren und wo die Stützbalken mit der Galerie zusammentrafen, waren sie mit dieser durch weite Holzringe verbunden und geschmückt. In diesen Holzringen steckten gefärbte, holzgeschnitzte Lilien und Rosen mit langen Stielen und Blattwerk. Diese lustigen Sträuße in den Ringen gaben dem Raume etwas märchenhaft Festliches.

Dies merkwürdige Haus war das einzige seiner Art in der ganzen Umgebung und von Fremden viel besucht. Die naive köstliche Phantasie eines seit Jahrhunderten vergangenen Menschen hatte schon viele bewegt und erstaunt. Dämmerig lag der große Raum mit der Wirtstafel. Der Doktor und Hermann stiegen die schmale festgefügte Holztreppe zu den Galerien hinauf. „Sie heißen Valtiner",. sagte der Doktor, als sie auf den starken, vom Alter gebräunten Holzbohlen der Galerien gingen. „Der Urgroßvater stammte aus unserer Gegend, wie der Name sagt, ich weiß hier noch zwei Höfe, die auch von Valtiners bewirtschaftet werden. Ihr Blut hat sie hergeführt. Sie kennen ja die Leute südlich von der Grawötscheralm und so etwas bewahrt die Rasse." Damit klopfte er an eine der Türen auf der Galerie. Niemand gab Antwort. Der Doktor öffnete die Tür vorsichtig. „Sie sind im Garten", sagte er. Vom Zimmer aus führte eine offenstehende Glastüre hinaus ins Freie. Das Haus war den Bergabhang hinangebaut. So daß man von der ersten Etage ebenerdig in den, in Terrassen angelegten, Wein- und Obstgarten gelangen konnte.

Jetzt verdunkelte sich die Türe. Zwei Gestalten traten ein. Ein kinderhaft junges Geschöpft mit dunkeln Augen, die ein goldenes Licht ausstrahlten, kräftiges, noch nicht vollendetes Wachstum. Der hübsche blonde Kopf auf schlankem rundem Hals. Das Haar von der Sonne golden überleuchtet, so daß alle

muntern Löckchen um Stirn und Schläfe wie aus Licht gewoben zu sein schienen. Ein herrliches Geschöpf voll gehaltenen Lebens, erstaunt blickend, wer ihnen da entgegenkam; die ihr folgte, mochte um zwei, drei Jahre älter sein. Die Sonne schien über schlichtes, dunkles Haar, das im Nacken zum Knoten gewunden war. Es glänzte metallisch in der Sonne in rötlichem Glanze leuchtend. Im Schatten schien es tiefdunkel. Die Augen glichen den braunen der Schwester, waren bei ihr aber zu leidenschaftlichem Leben geweckt. Der unschuldige Mund aber trug einen tiefen Leidenszug, der dem jungen Gesicht fremd stand. Die Gestalt, die trotz ihrer Kraft und Frische bei der jüngern, den Eindruck von etwas keimendem, sich entfalten wollendem machte, war bei der Schwester zu einer eigentümlich eckigen Zartheit entwickelt.

Hermann empfand, daß die jüngere zu den herrlichen Geschöpfen dieser Erde gehörte, zu denen er nur bis jetzt seine Mutter und Friedel zählte; daß die andere von einem schweren Leiden befallen war, entrückte sie ihm. Mit der Kleinen aber meinte er, daß es gut sein müßte, Berg auf, Berg ab hier in der herrlichen Gegend umherzustreifen. Sie sah so zuverlässig und heiter aus, trotzdem ihre Heiterkeit jetzt unterdrückt war.

Nachdem sie sich alle begrüßt hatten, sagte der Doktor: „Ich versprach Ihnen, Frau Gamander, die Mutter dieses jungen Mannes herzubringen; nun lief mir aber der Sohn grad in die Hände und die seltene Frau werden Sie schon noch kennen lernen.“ Der Doktor unterhielt die beiden Mädchen liebenswürdig mit der freundlichen Absicht, sie zu zerstreuen.

Sibylle, die ältere, saß während des Doktors munterm Plaudern teilnahmlos mit gleichgültigem Lächeln. Es lag verschlossene Qual in dem Gesicht und etwas wie eine große Ungeduld.

Die Schwester begann mit dem Gaste wie ein gutes Kind zu sprechen. Da sagte Sibylle: „Ich bin müde, ich will mich etwas niederlegen.“ Sie sagte es auf eine traurige, mutlose und doch erregte Weise, wie es Kranke tun, die sich nicht mehr verstecken, die von ihrem Leid ganz hingenommen sind.

Als Sibylle gegangen war und die Türe hinter sich geschlossen hatte, saß Maria ganz still, dann legte sie die Finger auf die Lippen: „Wir müssen jetzt lustig reden, sonst glaubt sie ....“ Und so plauderten sie von der schönen Gegend. Hermann erzählte von herrlichen Bergtouren.

„Ihr ist das Singen verboten, das wissen Sie wohl schon vom Doktor“, brach das Mädchen die Unterhaltung leise ab. „Für sie ist nur Kunst Leben. — Das übrige Leben bemerkt sie kaum. — Arm? — Nicht wahr? —“

Hermann fühlte, daß ein großes Leid verborgen lag, an dem das arme Kind mühsam flickte.

„Sie sollten sie singen hören. Ich habe nie etwas ähnliches gehört. Sie hat eine ganz einsame Stimme — und wenn sie ein Lied singt, das wir alle kennen, ist es neu und fremd. — Ich glaube selbst, daß sie ihr eigentliches Leben nun verloren hat und daß sie nur noch Sehnsucht fühlt.“ Maria sprach ganz leise.

„Ach, da werd ich Ihnen wenig helfen können, was Musik betrifft bin ich ein Bauer“, sagte Hermann. „Ich verstehe auch Sehnsucht nicht. Mein Leben war so schön, daß ich nur dankbar sein kann. Ich bin auch gar nicht neugierig aufs Leben, was man so Leben nennt. Ich werde einmal die Studiererei hinter mir haben und mir etwas zurechtzimmern, aber ich müßte lügen, wenn mich das alles übermäßig lockte. Gottlob, ich will auch kein großes Tier werden, ein ganz einfacher Lebs, wie Friedel sagt.“

„Wer ist Friedel?“

„Ein lieber, schöner Bub“, sagte Hermann.

„Ja, Sie sind zufrieden.“

„Ich hab's auch gut, ich bin nicht unbewußt. Aus Unbewußtheit sind die Menschen so unruhig. Aber ich bin ein langweiliger Mensch — Baum — so etwas. Auch meine Mutter ist ein Baum, aber ein wunderschöner mit Vögeln und Blüten und Früchten.“

„Von Ihrer Mutter spricht der Doktor ganz wundervoll.“

„Da braucht's kein Geschwätz; — wieder wie Friedel“, sagte Hermann lächelnd. So blieben sie beide in halblautem Plaudern. „Kommen Sie bald wieder?“ frug Maria, als Hermann sich erhob. „Ich glaube, Sie würden Sibylle ganz gut verstehen, trotzdem Sie ein Bauer sind oder ein Baum.“

So verabredeten sie, daß Hermann abends wieder vorsprechen sollte.



Während Hermann unten im Städtchen Baumgarten heimgesucht hatte und neue Menschen in sein Leben traten, war oben im Berghaus warme Sonnenstille. Jeder tat was ihm recht und gut schien. Niemand störte den andern. Marianne saß unter den Kirschbäumen vor dem Haus. Sie hatte ihre Schreibmappe vor sich liegen und das Tintenzeug stand bereit. Sie hatte vorgehabt, einige Briefe zu schreiben; die Menschen aber, an die sie schreiben wollte, standen ihr heute fremd und fern vor der Seele. Sie hatten mit ihr in dieser Stunde nichts gemein. — Ihr ganzes Wesen war bewegt und erfüllt — und so kam es, daß sie die Bogen bald achtlos liegen ließ und hinaus in die Weite blickte und in ihre eigene Seele. Was sie in sich fühlte, war alles so gut, so in wundervollster Harmonie. Wie ein Sommertag aufsteigt, war die Liebe zu Baumgarten in ihr erwacht, klar, wolkenlos, von Sonne und Leben durchdrungen.

Sie lächelte darüber, daß ihr die Liebe zu diesem Menschen so „wolkenlos“ erschien, die für jeden andern verhängnisvoll und dunkel sein mußte, daß er für sie so einwandfrei war, stimmte sie sonnigheiter. — Wie gut ihr Leben, wie gut ihr Denken und Wissen, daß sie so empfinden konnte. Was unüberwindlich schien, war für sie gar nicht vorhanden. Sie dachte an eine tiefsinnige Geschichte: Durch die Höllenpforte gingen abgeschiedene seelige Geister zu einem Fest in der Hölle, zu dem sie aus allen Himmelsgegenden geladen waren. Ein Sterblicher sah sie durch die festverschlossne, gewaltige, eiserne Pforte eintreten,

unbehindert, ohne daß dieselbe vor ihnen geöffnet wurde. Und er frug bescheiden, weshalb sie die Pforte nicht zu öffnen brauchten. „Weil wir nicht an sie glauben", bekam er zur Antwort.

Und so ging es Marianne zu ihrer tief innerlichen Freude, sie glaubte an die menschengeschaffenen verschlossenen Türen und Mauern längst nicht mehr und ging durch sie hindurch, ohne sie zu spüren.

„Welche Freiheit!" dachte sie.

Ihr Blut floß leicht. Sie fühlte sich so froh. „Wie gut, daß ich auf meinem Berggipfel sitze, im lieben frischen Wind." Und sie sah das Städtchen und den Fluß und das Bahnräupchen tief unter sich liegen und in der Weite und Ferne im Licht schwimmende Bergzüge und weiße Schneegipfel — und die weißen Wolkenwelten schwammen im Blau. — „Und Hermann geht mit mir!" dachte sie weiter. „Als ich so alt war wie er, war ich nicht so reif. Wer hat mir aber auch geholfen? Es ist doch die große Wahrheit zwischen mir und dem Bub, die ihn leichter leben läßt, auch wenn er's schwer gezahlt hat, denn er sah nicht lange unbefangen ins Leben. Aber nun — nun steht er doch vor einem reicheren Blick und braucht sich von der Enge nicht erschrecken zu lassen. — Wie es kam ist's recht — denn es kam alles natürlich."

Mariannens Stimmung war weit und gut, wie ein bequemes Gewand, das nirgends drückt und quält. Die Gedanken bewegten sich frei wie fliegende Vögel. Sie wurden wie von warmer, sonniger Luft getragen. Über die Dinge dieser Welt hinfliegen ist schön und über vergangenes, überwundenes Leid. — Schön und tief verheißen wie reines Glück schaut's aus fernen Zeiten, wenn wir rein daraus hervorgingen, lebendig. Ohne Sehnsucht ist diese Leidensschau und ohne Verlangen, — schöner und tiefer wie Glückserinnerung und ohne Schmerz. Sie dachte an das kommende Jahr, daß sie es zum ersten Male in Liebe genießen würde — selbst liebend, zum ersten Male voll lebend. —

Sie sah den Sommer nahen, den heißgeliebten Sommer, in dem ihr Leben sich von jeher in Freude zusammenfaßte. Der Sommer war ihr immer wie ein heiliges geheimnisvolles Fest erschienen, das sie mitbegehen durfte. Des Sommers wegen hätte sie tausend Jahr alt werden mögen. — Im Sommer war sie ohne jede äußere Freudenursache unendlich beglückt —, ein seliger Mensch. Ja, in ihrem Abendgebete dankte sie oft für den Sommer, erbat ihn schön und sonnig und rosenreich und bat um Stärkung, wenn es zu herbsteln begann, bat um Abwehr schwerer Gedanken um diese Zeit.

Hermann kam, als sie noch nachträumend saß. „Wo kommst du her?"

„Baumgarten läßt dich grüßen, er muß heut Holz spalten; aber kommt doch ein wenig herauf. — Du, wenn du mein Goldele nicht wärst und ich nicht dein Bub, was täten wir jetzt?"

Er erzählte vom Doktor und den zwei schönen Schwestern im Winkelhof. „Du solltest hin, aber ich bin dem Doktor in den Weg gelaufen, da hat er mich erwischt. Die Jüngere", sagte Hermann, „ist wie Friedel und du. Sie gehört

zu den herrlichen Geschöpfen. Die andere ist krank und etwas schleierhaft, weißt du." Marianne wußte schon, was er mit „schleierhaft" meinte. Sie frug nach Baumgarten und weshalb Hermann ihn in aller Himmelsfrühe aufgesucht habe.

„Zum Guten, Liebling." „Mein Bub!" „Sag, was machen eigentlich unsere Erschossenen, Goldele?" „Die sitzen miteinander am offenen Fenster. Wir haben den kleinen Baron in den Lehnstuhl gesetzt, Frau Hortensie unterhält ihn. Ich habe an den unglücklichen Ehemann geschrieben, das weißt du."

„Nein. Heute?" „Schon vorgestern." „So, — na! Da wird er bald da sein! Beneid ich dich nicht, — den wirst du rumkriegen müssen, wegen der dummen Kiste — ich danke!"

Marianne war über diesen Ausdruck ärgerlich.

„Ach was, Goldele, das gehört sich so. Das mußt du dir gefallen lassen."

„Ich laß mir gar nichts von dir gefallen, was mir nicht gefällt."

Dann sagte er lachend: „Also nicht Kiste, Familienwirren. Wie du an Worten hängst!" „Wie ihr an Körpern hängt! Mir sind Worte was euch Körper sind — mehr wie Körper — lauter Schöpfer. Und wenn schon einer so alte abgetragene Redensarten führt, denke ich immer, wie muß es in dem Kopf ungewaschen aussehen! Stehende Redensarten versumpfen den Geist."

Am Fenster saßen Hortensie und der Baron. Sie saßen schweigend nebeneinander. — Hortensie frug hin und wieder: „Du wirst doch nicht müde", und strich ihm das Kissen zurecht, das seinen verwundeten Kopf stützte.

„Schau nur," sagte sie, „wie die Sonne an der glatten Felswand hin weiterrückt, immer ein Stückchen weiter, immer ein Stückchen weiter. Bald wird die ganze Wand überstrahlt sein. — Das macht sie nun alle Tage so, — eigentlich langweilig.

Überhaupt so in diese sonnige Gegend hinaussehen, so einen Tag wie den andern. —" Sie gähnte. „Muß Frau Gamander gesund sein! Ich hab jetzt schon davon genug. Mir fällt's auf die Nerven."

Sie sprachen ausführlich davon wie jedes von ihnen geschlafen hatte. Hortensie klagte, daß das Essen nie so recht warm heraufkäme, sonst fand sie, daß es nicht übel sei. — Zu leben versteht sie, scheint's.

„Ich weiß nicht, Hortensie," sagte der Baron in Gedanken versunken, „ich komme mir so verheiratet vor."

„Nun, und wenn's so wäre?" frug Hortensie. „Du sagst's so trübselig."

„Trübselig? Mir ist's auch ziemlich trübselig zumute — und wenn ich denke eh wir's erreicht haben, welche Qual! — Wenn ich an unsere Auseinandersetzung mit Karl Theodor denke — und all die entsetzlichen Dinge! Wer so im Tode lebte wie wir, für den ist das Leben eine Brutalität — aber der Tod nicht."

Er legte den Arm um seine kleine Gefährtin.

„Hortensie," sagte er, schwergestimmt, „wenn wir jetzt so beieinander sind, vermißt du nichts?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „es ist mir hier zuviel Sonne und eben die weite Gegend. Kein Winkel, der nicht hell ist. Ich vermisse unsere enge Straße und die dämmrigen Zimmer. Wir haben uns nie so in der freien Luft gekannt."

„Das mag sein — aber —. Ich vermisse," sagte er leise, „daß wir nicht mehr vom Tode sprechen können, Kind. Das hatte etwas — so, als säßen wir aneinander gedrängt im hellen, warmen Winterstübchen; — draußen Dunkelheit, Kälte und Stille und wir besprachen, daß wir hinauswollten. Wir besprachen es so wie Leute, die sich lieben und die sich wohlfühlen. Ich war nie so heimisch auf Erden. — Alles Stumpfe in mir war fort. — Und wie liebten wir uns in der hellen kleinen Stube, die wie ein Inselchen in der Riesennacht lag. Das Alltägliche, das Brutale war gar nicht da, konnte nirgends herein."

Hortensie erwiderte nichts. Sie konnte da nicht recht mit. In dem kleinen Baron lag so weiche Mutlosigkeit und Trübheit der Seele. Die war ganz echt im Stil.

Er blieb nach wie vor bei den zarten Gerichten; die Köchin Kleopatra hatte nur mit dem fast seelischen Ragout aus Bries und Tomaten Glück, mit einem Weingelee wie aus Kristall und höchstens mit einem Forellchen. Hingegen hatte Hortensie nach den Aufregungen der letzten Zeit Appetit bekommen und die zarte Krankenkost genügte ihr nicht. Die herbe Bergluft tat auch das ihrige dazu. Hortensie hatte immer Hunger und ärgerte sich über die Zartheit und Genügsamkeit ihres Gefährten. Es war etwas Ungeduldiges in ihr. Sie sprachen auch hin und wieder über Nietzsche; aber der Baron war müde, es fehlte die wundervolle Ekstase. — Sie wurden nicht zu Riesenschlangen, sondern blieben zwei kleine müde Blindschleichen, von denen die eine, ganz nach Blindschleichenart, allerlei Gelüstchen hatte.

Baron Renk dichtete wieder. Er saß stundenlang mit seinem goldenen Bleistift in der Hand und seiner Brieftasche aus weichem Leder auf den Knien und schrieb abgerissene Worte, die sich zu einem Ganzen einigen sollten. Die Musik der Sprache tat ihm wohl. Die Kräfte waren noch nicht zurückgekehrt, um zu gestalten.

Hortensie liebte es, mit dem Hausfräulein zu plaudern. Während der kleine Baron ermattet eingeschlummert war oder im Halbschlaf lag, schwätzten die beiden Frauenzimmerchen im Flüsterton. So auch heute. Hortensie hatte ein ausgezeichnetes Anpassungsvermögen, wie sie mit großem Talent vor Jahren sich zum stilisierten Weibchen umgemodelt hatte, so verstand sie es auch, sich in Hausfräuleins Nöte und Anfechtungen zu versetzen. Sie ließ sich über die Herzensangelegenheiten der romantischen Stütze der Hausfrau unterrichten. Diese bestanden zum größten Teil aus Sehnsucht und einigen kleinen, unbedeutenden Annäherungsversuchen männlicher Geschöpfe und aus großem Ärger über Marianne Gamander, auf die sie nicht gut zu sprechen war. Heute rechneten sie miteinander ganz gründlich Mariannens Alter aus. Hortensie stibitzte zu diesem Zweck des kleinen Barons goldenen Bleistift, der seinen Fingern im Halbschlaf entfallen war. Sie machten eine ganz famose Rechnung. Dem Sohn wurden einige Jahre zugelegt, die Mutter führten sie sehr spät zum Traualtar und so bekamen sie ein besonders stattliches Alter heraus, was ihnen selbst zu hoch gegriffen schien.

Der Baron hörte beide flüstern. Das machte ihn nervös. — Er hätte Hortensie schlagen können. — Sein Ideal, mit dem er das Heiligste und Schwerste auf Erden geteilt hatte, — im breiten Dienstbotengeschwätz sich wohlfühlen zu hören! Es überkam ihn eine große Hilflosigkeit. Schwer und matt hob er den Kopf von seinem Kissen und sagte vor innerer Erregung bebend: „Ich möchte schlafen, — ich will allein sein."

„Ist dir nicht wohl, Alexander?" frug Hortensie bestürzt.

Er machte nur eine abwehrende Handbewegung, die ihm eigen war. Hortensie und das Hausfräulein schlichen geräuschlos aus dem Zimmer.

Der kleine Baron aber, als die Türe geschlossen war, brach in heiße Tränen aus. Es war ihm etwas genommen, etwas Unwiederbringliches. Das Schöne seiner Torheit. — Auch er fühlte sich durch Hortensie betrogen. Sie war nicht echt! Die Zartheit ihrer Natur war nicht gewachsen, war nicht das, was er empfunden hatte, eine Umwandlung des Menschlichen in blumenhafte Stoffe. — Ihre Seele war nicht dieser weiche Blumenduft, der ihn berückte. Er hatte Wundervolles in ihr geahnt, das müde, überentwickelte Menschentum, das zarte Sichfortsehnen aus dem Robusten, die Überverfeinerung alles Sinnlichen. Die süßen Gewänderchen hatten ihn betört, die hauchhafte Blondheit, das Sehnende, das Unverstandene. War denn das alles nicht dagewesen? Er hatte es doch empfunden. — Ja, sie hatte früher eine andere Form des Daseins gehabt, eine Form, an die sie selbst nicht gern zurückdachte. Hätte sie damals die Geschichte von Karl Theodors modernem Schlafzimmer gekannt, so würde sie wohl eingesehen haben, daß der kleine Panoramenmaler nicht der Rechte für ihre Stilisierung war. Und so war das reizende Kunstwerk an den kleinen reichen, ganz sensibeln Baron gekommen, dessen Sensibilität echt war wie Gold, echt bis über den Tod hinaus. Des kleinen Barons Sensibilität überwuchs alles in seiner Natur: Phantasie, Freudigkeit, Lebenslust, Gestaltungskraft, Liebe und Sinnlichkeit. Ihm tat die kühle, feine Linienkunst wirklich wohl, die auch Hortensiens Leben beeinflußt hatte. Ihm war sie Bedürfnis geworden, weil sie ihm nichts aufdrängte, nichts Körperliches nahe brachte, keine eigentliche Lebensäußerung, nicht die Natur, die ihn bedrängte, keine Erinnerung, gewissermaßen keine Vorstellung. Hortensie war das Geschöpf gewesen, das mit ihm zu fühlen schien, ja das mit ihm in den Tod gegangen war, aus Heimatlosigkeit auf dieser Erde. Welche Hartnäckigkeit im Anempfinden! In welcher Verwirrung und Beeinflussung hatte das arme Geschöpf das Äußerste getan!

Der Baron grübelte beängstigt, wie es auch gewesen sein mochte — sie war nicht echt!



arl Theodor ist im Haus zur Flamm' angekommen. Er sitzt bei Marianne im Wohnzimmer. Marianne blickt voll Interesse auf den kleinen Mann mit der kurzen gedrungenen Gestalt und dem gutmütigen runden Gesicht. Er hat viel gelitten. Er sieht so verdehnt aus vom Leiden. Es hat ihn geschüttelt, und er stammt

doch aus sehr guter Familie, in der leiden gar nicht recht anständig ist und allzuviel Mitgefühl. Man ist in seiner Familie wohl auch einmal krank und stirbt auch, wenn es sein muß, und wird betrauert; aber außerdem ist alles gut bürgerlich. Das Leben an sich ist fast gerade so wenig im Bewußtsein und in der Phantasie seiner Leute wie die Tatsache, daß die Menschen unter den Kleidern nackt sind.

Er aber ist da in etwas hineingekommen, was außerhalb alles Hergebrachten steht. Daß ihm das passiert ist! — Ihm! Fiebertraum! Wenn er an jenen Abend denkt, als Hortensie im weißen Reformkleid den Tubarosenstrauß auf den Tisch stellte und ihm ihre Liebe zu Baron Renk erklärte, bis zu jenem Morgen, als er durch Marianne vom Selbstmordversuch seiner Frau und ihres Geliebten erfuhr, kam er sich selbst ganz unmöglich vor. Er, der die Ruhe so liebte, die Regel, die Gutbürgerlichkeit, hatte ihn doch selbst die Kunst diesem allen nie untreu gemacht. Eifersucht war über ihn hergefallen wie ein Raubtier — über ihn! Schreck, Angst um die Verschwundene! Entsetzen über das Geklatsch der Leute. Beschmutzt ist er sich vorgekommen. Nicht ausgegangen ist er mehr, er, der Behagliche, der ehrengute Mann!

Der Nagel in seinem Schlafzimmer, an dem er abends seinen Humor aufzuhängen pflegte, blieb leer, denn er behielt sein bißchen Humor auch nachts bei sich wie eine Wärmflasche.

Ja, er hatte es sich manchmal vorgestellt in der Zeit seiner Eifersucht, daß er edelmütig sein wollte. Edelmütig! Das war ihm aber so gewissermaßen theatralisch vorgekommen, so dumm schön, daß er fast taktvoll diese Idee sein ließ, als hätte man ihm zugemutet mit einem Federbarett über die Straße zu gehen. Nein, das brummende Eifersüchtigsein war für ihn gerade das Richtige, so ein kleiner runder Mann mußte gerade so sein, wenn er in seiner Rolle bleiben wollte. Für seine Rolle, die er im Leben spielte, hatte er sehr viel Gefühl. Er wollte nicht besser sein, als es ihm zukam — und auch nicht schlechter.

Einmal war er aus dieser Rolle gefallen, als er sich das moderne Schlafzimmer gekauft hatte — und das war ihm übel genug bekommen. Treu soll sich einer bleiben. Ein fataler Kerl, der an sich herumpfuscht und Dinge tut, die ihm nicht sitzen.

Karl Theodor war doch Künstler, und ein ganz feiner ehrlicher Kerl dazu. Das fand auch Marianne Gamander. Sie sprach warm mit dem guten Menschen, sie fühlte das brave Echte und Hilflose seiner Natur.

„Ja," sagte Karl Theodor, „das ist alles ganz schön, liebe Frau Gamander; aber glauben Sie mir, die Kleine wird niemals glücklich mit diesem Renk. Zwei Efeustöcke verwirren sich nur ineinander, eins von den beiden müßte doch so etwas ähnliches wie ein fester Strunk sein."

„Jawohl," sagte Marianne, „Sie guter Mensch; — aber haben Sie denn auch noch jetzt Verantwortung nötig für Ihren Efeustock? — Ich glaube doch kaum? Mir scheint, als hätte er sich recht deutlich von Ihnen weggerankt und weshalb

soll die kleine Hortensie denn durchaus glücklich sein? — Ist gar nicht so notwendig, im Gegenteil. — Weshalb wollen Sie sie so ängstlich vor Leid und Erkennen beschützen?"

„Ach," sagte Karl Theodor, „sie ist so ein zarter Wisch, — ich glaube da wird's nicht viel mit Erkenntnis werden. Es ist schon besser ich behalte sie — und sehen Sie, sie ist mir teuer zu stehen gekommen."

Da griff Karl Theodor in seine Brusttasche, nahm ein Notizbuch heraus, suchte darin und gab Marianne ein quadratisches Blättchen in die Hand. Sie sah es lange an. Eine Zeichnung. — Ein Kreuz, an dem ein kleiner feister Mann in Lodenjoppe und Sportsbeinkleidern hing, das Filzhütchen im Gesicht. Ein Pfefferkuchenherz auf der Brust, aus dem ein Blutstrahl sprang und auf eine junge Person sprühte, die am Fuß des Kreuzes saß und mit einem jungen Manne scharmuzierte und mit ihm Kaffee trank. Marianne schaute betroffen auf Karl Theodor.

„Ja," sagte dieser, „das bin ich, so bin ich, so litt ich, so dumm, so dumm sah ich dabei aus; aber schließlich, Schmerz bleibt Schmerz. Viel Worte sind nicht meine Sache. Das hier ist mein Paß."

Marianne war bewegt. Er hätte nichts Unmittelbareres tun können um sich ihr verständlich zu machen.

„Die Frau," sagte er, „ist mir eben teuer zu stehen gekommen. Ich werde sie lassen, wenn es durchaus sein muß. Noch aber sind wir nicht so weit. — Wollen sehen. — Übereilung ist nicht mein Fall. —"

„Sie sind ein guter Lebenssoldat," sagte Marianne, „aber ob es das Rechte ist, so hartnäckig festzuhalten? Meinen Sie? Das Bildchen ist wohl aus derselben Herzensnot und Sehnsucht entstanden, aus der die großen Kunstwerke dieser Erde entstehen. — Die Menschen schaffen und handeln nach der Tiefe ihrer Sehnsucht und Seelennot. Ohne das kleine Schmerzenswerk hätte ich Ihnen gewiß auf das Wärmste zugeredet: machen Sie sich frei, auf alle Fälle. Nun sage ich: lassen Sie sich von ihrem Empfinden führen." Sie gab Karl Theodor die Hand.

„Ich möchte", sagte der, „jetzt schon meine Frau sprechen. Wir müssen nur bedenken, wie es sich am besten einrichten läßt. Möglichst, ohne sie allzusehr zu erregen. Sie können ihr ja sagen, wenn sie es sich nicht selbst sagt, daß ich kein furchterregender Gegenstand bin."

So kam es, daß Karl Theodor mit seiner Frau Hortensie einen Spaziergang machte. Marianne hatte das zarte Wesen vorbereitet, hatte sie allein in ihrem Zimmerchen getroffen, in dem sie verstimmt, hungrig und gelangweilt auf dem Bette lag.

Der kleine Baron war bei Tische sehr trübselig gewesen. Hortensiens Betragen am Vormittage lag wie eine schwere erdrückende Last auf ihm. Zu Mittag hatte es wieder Forellen gegeben und zum Dessert kristallhelles Weingelee. Hortensie hatte noch immer nicht den Mut gehabt, andere Kost als ihr

Gefährte sich auszubitten, so oft Marianne es ihr schon angeboten hatte. Hunger gehörte nun einmal zu ihrer Liebe. Der Baron hatte sie bisher noch niemals ordentlich essen sehen und liebte ihr zartes Nippen und daß sie wie ein Vögelchen pickte. Einem Menschen zuzusehen, der mit gutem Appetit aß, war ihm in der Seele zuwider.

So war Hortensie mit der Zeit recht mutlos geworden. Zu Hause hatte sie immer vorsorgen können und war ziemlich gesättigt an das Picken gegangen; aber hier war das nicht möglich. Und dazu die elegische Verstimmung ihres Gefährten, die vielen stummen Stunden. — Er bemühte sich gar nicht um sie, war ganz in sich selbst versunken und verkrochen. — Ganz anders wie sonst.

Sie machten gewissermaßen in diesen Tagen, in denen sie so ganz aufeinander angewiesen waren, die Sicherheiten und Alltäglichkeiten der Ehe durch, bekamen einen Vorgeschmack davon. Die Festlichkeit ihrer Liebe war verschleiert. Sie sahen einander zu wie sie litten, wie sie sich langweilten; die verschiedenartigen Gewohnheiten wurden fürs erste unbequem.

Hortensie frug Marianne zaghaft: „Glauben Sie, Frau Gamander, daß mein Mann auf Scheidung eingehen würde?"

„Wenn es sein muß, gewiß. Ihr Mann ist ein guter Mensch. Vertrauen Sie ihm."

So ging Hortensie ziemlich beruhigt, etwas beklommen und in leidlicher Zuversicht, daß sich etwas mit Karl Theodor erreichen ließe, den Nußbäumen zu, in deren Schatten der Ehemann auf sie wartete. Sie dachte, als sie ihn von weitem sah: „Er sieht doch aus wie ein großes Weißbrot." Von dem Weißbrot aber streckte sich ein kurzer runder Arm aus und faßte ihre Hände wortlos und stumm, und stumm ging er mit ihr. Er fand nichts was er in diesem Falle hätte sagen können.

Er nahm noch immer wortlos ihren Arm und führte sie und sie ließ es sich gefallen, betrachtete ihn von der Seite und dachte: „Wenn wir Kinder hätten, würden es kle'ne, dicke, hübsche, blondlockige Mädels sein." Ja, er sah aus wie der Vater von allerliebsten, rundlichen, kleinen Mädchen. Komisch, wie ihr so ein Gedanke kam. „Er hat so ein drolliges Profil wie ein großes Kind."

Es war ihr als sähe sie ihn zum allerersten mal.

Sie wurde innerlich ganz ruhig und ließ sich von ihm führen. Sie fand es auch richtig, daß er fürs erste nichts sprach. Was in aller Welt hätte er auch sagen sollen. So gingen sie — ihr war das Gehen ganz ungewöhnt und er fühlte bald, daß sie müde wurde. „Ja, ja," sagte er, „du wirst müde sein."

Sie waren auf einen behaglicheren Weg als den Fußweg, der am schnellsten zum Berghaus führte, halbwegs dem Städtchen nahe gekommen und so saßen sie bald in einem kühlen Wirtsgarten unter dichten Kastanienbäumen, am Ufer des rauschenden Gebirgsbaches.

Der Abend brach sanft herein und Karl Theodor bestellte eine ausführliche Mahlzeit. Lauter gute Dinge, deren Namen für Hortensie einen ganz merk=

würdig angenehmen Klang hatten. Er bestellte auch Wein mit der gewissen Innigkeit der Stimme, die sie bei dieser Gelegenheit an ihm kannte. Ja, es war immer so gewesen, als schüttete er dem Kellner oder der Kellnerin, wenn es an das Weinbestellen ging, die ganze Tiefe seines Gemütes aus, als hinge das Wohl der Welt daran. Aber heute berührte sie diese heilige Handlung der Weinbestellung auch nicht besonders widerwärtig.

„Meinen Appetit", sagte er, „habe ich nicht verloren, — du wirst entschuldigen." Er sagte das so leicht hin und ohne scharfe Bosheit und doch — —. Es lag etwas darin, was Hortensie erröten ließ, was sie tiefer erröten ließ, als irgend eine Beschuldigung, die sie im Augenblicke hätte treffen können.

Die einfache Bemerkung Karl Theodors forderte keinen Widerspruch heraus. Sie mußte sie ohne alle Gegenverteidigung hinnehmen. Ganz unvermittelt war ihr mit einem Male bewußt, daß sie ihm etwas Schweres angetan hatte. Bisher war ihr nur ihr eigenes Schicksal gegenwärtig gewesen, von dem seinigen hatte sie nur den Widerstand, den es auf das ihrige ausübte, empfunden. Er war nicht nur ihr unbequem und ihr lästig gewesen — er hatte ja auch gelitten! — Das Sichversenken in den anderen hat immer etwas Befreiendes, sprengt immer ein wenig den Schmetterlingspuppenzustand des Menschen. Hortensie wurde fast zum ersten Male im Leben weicher als es ihre Art war. Sie kam über ihren ständigen Gefühlswärmegrad hinaus. Ganz unverständlich sah sie das Leiden Karl Theodors an — aber sie sah es doch an — und sie schlug die Augen davor nieder.

Das Essen wurde aufgetragen. Der Duft sehr gut gebratener Beefsteaks stieg Hortensie in das Näschen und der Anblick einer Schüssel goldbraun gebackener pommes frittes tat ihren Augen wohl. In ihrem Glase funkelte der edelste rote Terlaner. Nach den vielen zarten Gerichten vor und nach der Todesstunde tat ihr der erste Bissen dieses reellen Beefsteaks bis in den tiefsten Grund ihrer Seele wohl. Behagen durchrieselte sie. Die goldbraunen duftenden Kartoffeln gingen ihr natürlicher zu Herzen wie Nietzschens ganze Herrlichkeit.

Ja, sie fühlte ähnlich wie Vater Esau, daß sie das Erstgeburtsrecht, das sie als stilisierte und differenzierte moderne Frau beanspruchen konnte, unbedenklich für diese Schüssel köstlicher pommes frittes dahingeben konnte, — und nach diesen Empfindungen war auch ihr Appetit.

Karl Theodor sah sie zum ersten Male ganz unverfälscht und unaffektiert essen, — von ganzer Seele und ganzem Leibe und ganzem Gemüte. — Und da war nichts Unechtes! — Das fühlte und sah Karl Theodor. „Die ist mir gut ausgehungert wieder zugelaufen", dachte er gutmütig, und er betrachtete sie mit ähnlichen Gefühlen, wie er seinen Pudel einst betrachtet hatte, als der sich verloren hatte.

Alles ist sich hier auf Erden so unendlich nah verwandt, auch das sich scheinbar ganz unähnliche. Man fällt nie aus der Einheit der Dinge heraus. Dies vorzügliche eheliche Abendessen des in seiner Ehe gestörten Paares brachte eine wohl-

gesättigte Stimmung mit sich. Etwas ganz Gutes. Hortensie fühlte sich seit langer Zeit zum ersten Male satt und friedlich. Ein kleines junges Hündchen winselte am Tische umher. Sie nahm es auf, spielte mit ihm und sagte: „Schau nur wie herzig.“ Sie sagte das wie ein gutes eingewöhntes Ehefrauchen, so daß es Karl Theodor nach all der Unbehaglichkeit seiner letzten Jahre ganz warm ums Herz wurde. Um die Welt hätte er jetzt kein störendes Wort ausgesprochen, er, der arme, nach Behagen schnappende gutmütige Mensch, genoß diese für ihn unmotivierte Stunde wie ein Traumbild seiner Ideale.

So wurde an diesem Abend kein Wort über die schwerwiegende Angelegenheit zwischen den Ehegatten gesprochen. Sie waren so nett miteinander gegangen, wenn auch stumm, sie hatten so gut und friedlich miteinander gegessen, mit so vortrefflichem Appetit. Sie hatten miteinander ein junges Hündchen getätschelt und mit dem Tierchen gespielt; das war, was man von einem ordentlichen Ehepaar auf einem Spaziergang verlangen konnte.

Karl Theodor fiel ganz diesem Eindruck zu und schob alles andere beiseite, denn seine Seele war nach Behagen, seinem Lebenselement, ausgehungert wie ein Wolf, und Hortensie wollte auch nicht denken. Sie war im Grund ganz zermürbt von all den schweren Ereignissen und Seelenerregungen, die ihrer kleinen kühlen Flatterseele wahrscheinlich kein Bedürfnis gewesen waren. Sie hatte nicht geahnt, daß sie mit der Stilisierung ihres Persönchens das Schicksal und Wesen dieses Stils auf sich geladen hatte.

So gingen sie bei anbrechendem Abend miteinander, dem Berghause wieder zu, zum alten Hause zur Flamm'.

Unterwegs wurde Hortensie müde und strauchelte, da hob Karl Theodor die zarte Gestalt auf seine Arme und trug sie, unter der Last schwer schreitend, den Bergweg hinauf.

„Ach geh,“ sagte Hortensie, „ach geh!“ Sie war wirklich ganz beschämt.

Er hielt sie aber — und trug sein Kreuz — sein Ehekreuz — keuchend. Er trug es, weil es ihm so ums Herz war, weil er wohl ein Gewohnheitsmensch war, ein armer verrannter Teufel, ein Glückssucher auf steinigem Boden, einer von denen, denen nicht zu helfen ist — auf keine Weise, die sich selbst helfen durch ihre grenzenlose Ausdauer; unter deren unverständigem Wollen und Müssen, schließlich Steine zu kargem Brote werden.

In dieser selben Nacht saß der arme kleine Baron sorgfältig angekleidet mit verbundenem Kopfe in seinem Zimmerchen und schrieb. Der Koffer stand gepackt und verschlossen.

Der Baron schrieb: Ich hatte nicht die Kraft zu leben. Ich hatte nicht die Kraft zu sterben. — Ich habe nicht die Kraft zu lieben. — Ich kann ein anderes fremdes und sei es das geliebteste Wesen nicht neben mir ertragen. — Ich kann nur mich selbst ertragen. — Und mich selbst kann ich ebensowenig ertragen. Entfliehen kann ich mir selbst nicht. — Könnte ich es, so müßte es geschehen, als das einzige, zu dem ich fähig sein würde. —

Ich sehe die Dinge dieser Erde in ihrer Vergänglichkeit vor mir. Ich glaube an die Dinge dieser Erde nicht, wie ich an ein jenseitiges Leben nicht glaube. Das Wesen der Dinge dieser Erde ist also: Ich liebe. — Ich liebte bis zum Tode. — Ich starb aus Liebe. Ich wurde gerettet. Ich bin vereint mit meiner Lieben, derentwegen ich sterben wollte. Ich werde die Geliebte fürs Leben besitzen dürfen. — Man wird gut und edelmütig sein, man wird sie mir lassen. Während ich aber ihrem Besitz hoffnungsvoll entgegensehe, in das Glück mich hineinlebe, zerfällt die blühende Liebe, wird Staub und Asche. — — Wo ist sie hin? Ich fühle sie nicht mehr, — ich sehe sie nicht mehr. — Ich wollte für die Wahrheit meiner Liebe in den Tod gehen, wo aber ist diese Wahrheit? Wo ist diese Liebe?

Heute fliehe ich das, was ich gestern noch so heiß erstrebte.

Ich bin wach aus Überreizung, aus Schwäche. — Ihr Gesunden schlaft aus Stärke. Ich aber sehe in meiner wachen Schwachheit das Wesen der Dinge dieser Erde. Laßt mich! Du liebliche Täuschung Hortensie, die ich im Tode noch fassen und ergründen wollte! — Leb wohl, — vergiß den Schwachen, den, der nicht leben und nicht sterben und nicht glauben und nicht lieben kann, der alles in seiner Vergänglichkeit und Häßlichkeit sieht, weil er nicht stark genug ist, einen Traum mit Händen zu halten.

Ich reise heute Nacht noch. Suche mich nie, Hortensie. Vergiß mich. Und Du, Du Sommerfrau, Du Sommerbild des Lebens, Du, die das Rätsel des Lebens gelöst hat, sei gesegnet. — Auch Du weißt, daß alles vergeht, daß alles Schein ist. — Aber Du selbst wirst zur Wahrheit und zur Güte! — Mag die Welt wie ein Meer tausendgestaltig, formvoll formlos um Dich wogen, Du bleibst unerschütterlich. Das Gutsein, das Gütigsein zu allem, ist Dein schöpferisches Geheimnis. Sei gesegnet.

So machte sich unser kleiner Baron in dunkler Nacht auf die Reise. Sein armes, verbundenes Köpfchen hinderte ihn nicht, seinem Glück, für das er noch vor wenig Tagen sterben wollte, zu entfliehen. Er fand mühselig und schmerzvoll den Weg, der ihn vom Haus zur Flamm' abwärts führte.

So war die Geschichte der beiden Erschossenen schneller beendet, als Marianne und Hermann Gamander gedacht hatten.

„Ja, selten fällt", sagte Baumgarten bei dieser Gelegenheit, „ein reifer, süßer Apfel vom Liebesbaum. Auch die Geschichte vom armen Karl Theodor und seiner wiedergewonnenen Ungetreuen ist eine traurige Sache in der Geschichte der Lieben dieser Erde."

Jonathan Baumgarten war, als er von dem ersten wundervollen Wiedersehen mit Marianne heimwärts zu seiner Keiche ging, dem schleppenden Ehemanne begegnet. Er selbst war im tiefen, schweren Glück, an dem seine Seele trug, den Bergweg hinabgegangen in großen, freien, glückseligen Schritten. Er hatte droben mit der geliebten Frau von seinem Leben gesprochen. Sie hatte ihn verstanden.

„Aber ich bin frei wie du," hatte sie gesagt, „auch ohne Keiche. Ja, mein Teuerster, ich bin vielleicht noch freier. Ich brauche gar keinen Apparat zu meiner Freiheit. — Sie ist da! Sie ist in mir selbst — und ich achte sie in jedem, ob er dazu in seiner Keiche sitzen und Holzhacken muß, ob er im Automobil sitzt und die Welt durchsaust, oder ob er, wie ich, ganz unauffällig lebt und in sich selbst frei ist und reift.

Nichts zwischen der Natur und mir! Das ist mein Bekenntnis, das Geheimnis, das Geheimnis meines Lebens. Darum habe ich keine Vorurteile, keine Menschenangst, keine Menschenanbetung, darum bin ich demütig für mich und meine Erdengenossen, ob sie verblendet sind oder nicht. Darum kann ich mit den anderen auch nicht mehr sein, ganz wie du. Ich kann nur noch helfen und trösten, ich denke oft: was habt ihr getan! Was habt ihr getan! daß ihr so ganz verschüttet seid von lauter wertlosem Zeug! Wißt ihr denn eigentlich, daß das Leben nur ein paar Tage dauert? und daß eure Seele verschmachtet? Einen Blumenstrauß verschenken, einem armen Menschen zuhören, ein Kind erfreuen oder einem Menschen durch Verstehen helfen, dasein für irgendeinen, den Gott verließ und der sich auf dieser schrecklichen Welt nicht mehr zu trösten weiß, dem sie alle hinweggelaufen sind, das sind die großen wichtigen Dinge des Lebens! Die ganze kluge Welt mit ihren Examen und Armeen und Richtern aller Sorte ist nicht das Große und Notwendige. — Bewahre. — Du sagtest: wo sich etwas spreizt, nicht hinschauen! So ist's! So ist's!"

Und aus zwei Seelen flammte gleiches Erkennen.

Jonathan Baumgarten hatte nicht geahnt, daß, wenn zwei Menschen so ganz eins sind, ein Kuß ein so wundervolles Ding sei. Aus derselben Erdscholle gewachsen so heimatsvoll. Er hatte nicht gewußt, daß Seele und Seele so ineinander flammen können, daß Körper so ganz in Seligkeit sich auflösen können zu lauter Empfinden und Wissen und Seligkeiten werden. Sie hatten es beide nicht geahnt und waren beide erschüttert und betroffen von ihrer großen Liebe zu einander. Daß der gute Ehemann sein Liebes- und Ehekreuz den Berg hinaufschleppte, war Baumgarten in seiner starken Glückseligkeit ein köstlicher Anblick gewesen. „Schleppt nur!" dachte er, auf dem Weg zur Keiche, die ihm nicht mehr das Symbol der stolzen einsamen Freiheit zu sein schien wie noch vor wenigen Tagen.



An diesem Abend, an dem Marianne Gamanders und Baumgartens Liebe, stark und erdenheimisch, durch volles Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wurde, war das Haus zur Flamm ganz von Leben durchglüht gewesen. Welches Geheimnis mochte in seinen Mauern liegen? Wer hatte ihm den Namen gegeben? Es stand sein Lebtag ruhig vom Feuer unversehrt. Welch brennendes Herz hat es einst wohl beherbergt? — Und daß es brennende Herzen so anzog! Und wie es selbst geliebt wurde, das Haus im Frucht- und Laubkleid, mit den alten grünen Fensterläden und den Sonnen- und Bergeslüften. Es wurde geliebt wie ein lebendiges Wesen von seiner Besitzerin Marianne.

Wieviel Liebe, wieviel Leid, wieviel in die Ferne schauen und wieviel Sommerseligkeiten mochte es schon umschlossen haben! Ob aber je lebendigere Herzen wie Marianne, Hermann und Baumgarten? In Marianne brannte die Lebensflamme immer heller, immer reiner. Nicht dumpf unter Rauch und Qualm, wie ach so oft auf Erden, nicht schwälend und quälend, nicht knisternd und sprühend, sondern wie ein wärmendes leuchtendes Feuer, was viel unnötiges Lebenbeengendes weggebrannt hatte. Und nun hatte sie einen Menschen gefunden, dessen Lebensglut wie die ihrige leuchtete. Eine Helle und Kraft mit der ihren. Welche Heimat!

Außer ihr selbst verstand Hermann, daß ihre Liebe zu Baumgarten eine Lebensgerechtigkeit war, ein Ausgleich schwerer Zeiten, die ihrer Natur entgegengearbeitet und die sie tapfer ertragen hatte.

Während Marianne und Baumgarten im Wohnzimmer ihre glückliche Zueinandergehörigkeit empfunden hatten, war Hermann in seinem Zimmer, schrieb und arbeitete, und achtete darauf, daß niemand das erste ruhige Aussprechen seines Goldele mit Baumgarten störte.

Es waren Lebenselemente genug im Haus, denen nicht recht zu trauen war, die jeden Augenblick überkochen konnten, der kleine Baron in seinen Nöten und Entschlüssen, die ungetreue Gattin Hortensie, der allzu getreue Ehemann, die arme kleine Motte, an der sie alle einen stillen Kummer zu spüren begannen, Onkel Bernus, der sich zurückgezogen hatte, um zu packen, das naseweise Hausfräulein und der singende Doktor — — und der singende Doktor war's, der auch wirklich einen Anlauf nahm, den Frieden des Hauses zu stören.

Hermann hörte seine schweren Schritte vor dem Fenster, ahnte nichts Gutes und rief ihm entgegen und war im selben Moment fast unter den leise rauschenden Bergkirschbäumen neben ihm. Da erfuhr er, daß Marianne noch heute hinunter in den Winkelhof kommen sollte zu den beiden einsamen Schwestern. Er, der Doktor, konnte da nicht weiter trösten. „Das ist mir zu hoch," sagte er, „Hermann, so ein wilder Balg wie die kleine Musikhexe, ist mir noch nicht unter die Hände gekommen. So ein Geschöpf ohne jede Einsicht, wie eine Südseeinsulanerin! Ich bitt dich, schick deine Mutter!" Hermann aber verteidigte sein Goldele und versicherte dem Doktor, daß er sie jetzt nicht hinunterließe, um keinen Preis, daß er es ihr gar nicht ausrichten würde.

„Herrgott noch einmal!" sagte der Doktor ärgerlich und ratlos. — Nach einer Weile: „Dann komm du, dummer Bub. Weißt — schließlich am Ende nimmt sie sich vor dir noch eher zusammen, wenn du auch nicht ganz das richtige bist. — Also du kommst! — Läßt mich nicht hocken. Ich habe drunten beim Nägelbauern noch zu tun. Herrgott noch einmal!" Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. „So 'n Landdoktor! Auf Stadtleut bin i nöt eing'richt!"

Hermann ließ dem Doktor ein Glas Wein unter die Kirschbäume bringen, versprach ihm nochmals sicher zu kommen und war froh, als der große Mann pustend seinen Weg weiter fortsetzte.

Von Onkel Bernus mußte sich Hermann, ehe er ging, verabschieden, denn Onkel Bernus reiste morgen in aller Frühe und es gab noch allerlei zu bereden.

Marianne hatte ihn gebeten, mit ihr und Baumgarten im Wohnzimmer, unter der lieben alten Benareslampe, den letzten Abend zu verbringen. Er hatte ihr dies aber abgeschlagen.

„Ich würde mit dir den letzten, wie jeden, wie auch den allerletzten Abend, lieber wie mit irgend wem verbringen; aber mit deinem Strolch, nein — es gibt gewisse Dinge — gewisse Geschmacke — oder wie willst du's nennen" — er sprach nicht aus, „wozu der Bernus nicht zu haben ist. Nein, den netten Herrn überlasse ich dir nicht ungern allein. Wenn ihr genug geplaudert habt, werde ich mir erlauben, mich noch bei dir zu verabschieden."

Marianne hatte ihren alten Freund schmerzlich angeblickt. Er tat ihr leid. Bernus hatte diesen schmerzlichen Blick aufgefangen und wußte nicht recht, was er damit beginnen sollte.

Als Hermann sich von ihm für diesen Abend verabschiedete und ihm die Mission erzählte, die der Doktor ihm auferlegt hatte, lächelte Bernus: „Unsinn, Hermann, tut nichts gutes, kommt nichts böses. Daß ihr das noch immer nicht begriffen habt und habt's doch oft genug am eigenen Leibe ausprobiert. Frag dein Goldele nur, die eben wieder dabei ist, einen Narren kurieren zu wollen, ein ganz skrupelloses Subjekt.

Ich weiß nicht — diesmal ist mir's bei euch zu bunt! Ich hab die Nerven, scheint's, nicht mehr, die man haben muß, um's auf eurem Gipfel auszuhalten."

Bernus war wirklich schlechter Laune, die zu tiefster Betroffenheit wurde, als er am späten Abend Mariannen, nachdem Baumgarten gegangen war, im Salon aufsuchte. Sie kam ihm so bewegt entgegen, so wie aus einer anderen besseren Welt kommend. Geliebt und liebend hatte sie jetzt ihre volle Heimat auf Erden gefunden.

Die Spuren der Heimatlosigkeit sind aus Blick und Bewegung weggewischt. Sie ist kein Wanderer mehr, kein Sucher. So eine Menschenseele, die aus gleichmäßigem kühlen Schatten in die lebendige Sonne getreten ist, zum Quell des Lebens! Was Wunder, daß Bernus betroffen blickte, als er seine Freundin so leuchtend schön mit tief bewegtem Lächeln auf sich zukommen sah. Marianne faßte seine beiden Hände mit einer Bewegung, als wollte sie ihn schützen und behüten, ihm um die Welt nicht weh tun und ihm doch alles vertrauen.

„Du gönnst mir's, Bernus, Bernus, daß ich ihn fand!" sagte sie bebend und leuchtend.

Der weltgewandte Lebenskünstler wußte seine Verwirrung nicht zu verbergen. „Um Gottes willen, Marianne! — Ich verstehe nicht — ich — —"

„Bernus," sagte Marianne voll Güte und Freundschaft zu ihm, „ich fand den, dem ich im Grund meines Herzens verwandt bin, den ich von Grund meines Herzens liebe und der mich ebenso liebt — so fraglos, so . . ."

„Wen?" frug Bernus.

Er erfuhr's. Mariannen war, als täte sich ein Abgrund zwischen dem alt vertrauten Freunde und ihr auf.

Er konnte sich nicht beherrschen. Er fand kein Wort. Er löste seine Hände aus den ihren. Er fuhr sich an die Stirn, als wollte er wach werden.

„Allmächtiger, gütiger, — barmherziger Gott — diese Frau! Ja willst du denn dein schönes reiches Leben mit allem Mutwillen zerstören! — Denk doch an Hermann — wenn nicht an dich selbst! Diesen — diesen — diesen — ach. — — Und wie du auch mir alles zerstörst! — Auch mir!"

„Dir?" sagte Marianne. „Du bleibst mir doch immer willkommen, auch wenn ich Baumgartens Frau bin."

Bernus lachte auf. „Deshalb ein so bewunderungswertes Leben — solche Güte — Klugheit — Schönheit und Liebenswürdigkeit, wie sie kein anderes Wesen auf Erden hat! Solch ein Götterbild! — Du verdienst nicht was du bist! — Ich hab Dir's gesagt: Schlepper und Diener für alle und jeden — und die ganze wundervolle Herrlichkeit schließlich für einen Narren, mit dem ich mich nicht zu Tische setzen möchte!"

Bernus war außer sich, verzweifelt.

„Bernus, wie kannst du das wagen!" sagte Marianne ruhig.

„Ja, das wage ich!" sagte Bernus. „Du bist dein Lebtag gottlos mit dir verfahren — und jetzt!"

„Ach, Bernus," sagte Marianne, „dein Zorn sagt mir, wie wenig du mich verstehst — und wie wenig du im Grund das Recht hast, mich zu lieben. Du weißt von der Frau gar nichts, die ihren Lebensweg geht — du weißt von dem demütigen Stück Natur nichts, das weiter nichts verlangt, als was eben ein armes stolzes Stück Natur verlangt. Die ganze dressierte Geheimratswelt kommt diesem Stück Natur so winzig drollig vor, wie du's dir gar nicht vorstellen kannst. — Wie eine Wiese und ein Baum Sonne und Regen verlangt und nur das — und sich nie und nie irre machen läßt, so verlang auch ich nur Sonne und Regen und das ist Güte, Wärme und Wahrheit. — Alles andere, auch Kunst — und was Ihr alles habt, — alles — alles — alles — alles — alles, ersetzt mir nie, was ich als innerstes Verlangen will.

Eine Wiese gibt sich auch nicht mit elektrischem Lichte zufrieden. — Ich will Sonne und wollte immer Sonne und nur Sonne, die ganz echte richtige Sonne — die zu mir gehört. Ich habe um sie bei Euch allen gedient, hab mich gedemütigt, hab Euch lachen gemacht — hab Euch beschenkt, ja, wie ein Schlepper, du hast Recht, hab Euch Wunderdinge gesagt, und immer gehofft, meine Sonne bricht durch, — meine Sonne bricht durch in Eurem Lachen oder im Weinen oder in euerem Lieben —; aber nein! — Nein! Nein! — Habt Ihr gar keine? Ist sie verschluckt? verschüttet? Was habt Ihr damit gemacht? Ihr Ärmsten —! Ihr Halbtoten! Ihr Sünder.

Nichts habt Ihr mir gegeben, nichts! Ich war nicht besser und nicht schlechter dran als ein beliebter Hofnarr. — Ich aber sagte mir im Kämmerlein immer

wieder: Hoff Narr! und redete meinem suchenden Herzen Mut zu. Den eure Kultur längst zertreten hat, der zornige Wilde ist oft im Geiste in mir aufgetaucht und hat gezürnt und getobt, wie ihr es nicht gewohnt seid. — Als ich dir sagte: ich fürchtete mich nicht einmal, an den Türen zu horchen, um die unverfälschte Wahrheit zu hören, sagtest du, daß das niedrig sei! — Ist's niedrig von einem Verdursteten, sehnsüchtig nach dem Rauschen der Quelle mit dem Ohr an der Erde zu liegen — wars niedrig wenn der König mit seinem Vesir nachts an die Fenster seiner Untertanen schlich um Menschen zu suchen. — Ach, redet gar nichts! Ihr wißt nichts! Werdet Tugendbündel!

Zwei Teufel in der Hölle, meinetwegen, die sich so ganz verstehn, so ganz und gar — so heiß und wahr — so unüberwindlich eins, — sind den tiefsten Geheimnissen dieser Welt näher als alle Philister in der kühlen Kellerluft ihrer Gefühle.

Jetzt aber hab ich Sonne gefunden. Ich fühl sie! Da gibt's keinen Zweifel! Frag du irgend einen dummen Baum, ob er die Sonne will — oder ob er was anderes dafür möchte.

Gut, sitz du nicht mit uns zu Tische! — Du Sonnensucher selbst. Hätte ich Hermann nicht gehabt, ich wär unter euch allen verzweifelt; aber der ist gottlob Blut von meinem Blut, mein Versteher.

„Gräßlich," sagte Bernus scheinbar ruhig, „der versteht dich! — Du stürzt dahin! — Du, die Klare, Ruhige, Gütige!"

„Ja, das alles bin ich, trotzdem mein Zorn dir nicht unbekannt ist — aber entsetzlich oder gräßlich?"

„Ich sage entsetzlich Hermanns wegen, Marianne. — Das ist eine wahnwitzige Gesinnung für den Buben, — der, soviel ich weiß, kein Stück Wiese ist, sondern ein junger Mensch, der in der geregelten Kulturwelt, die du ‚Geheimratswelt' nennst, seinen Weg machen soll, der mit Herzenswallungen allerdings wenig zu tun hat."

„Was nennst du Herzenswallungen, Bernus? Meinst du damit das wirkliche wahrhaftige Leben im tiefsten Kern, das Sichselbsthaben? Das Sichselbstleben? — oder was meinst du mit Herzenswallungen?"

„Ich meine ganz einfach das Gefühlsleben, Marianne. Das Gefühlsleben zu unterdrücken, zu vergessen, ist ja hier auf dieser Welt des Intellekts meist unsere schwere Pflicht, die mit mehr oder weniger Grazie erfüllt sein will."

„Wie das prächtig klingt, Bernus", lachte Marianne auf ihre alte liebliche Art. „So schön und vernünftig klingt's; — aber es heißt doch eigentlich übersetzt ins ewig Heilige, Unvernünftige: das Herzensleben, — das Wissen von sich selbst, vom andern zertrampeln, ersticken, überrennen, ist unsere erste schwere Pflicht, um möglichst bald und ungehindert zu Stellung, Geld und Ansehen zu gelangen. Ach geh, Bernus! — Reden wir nicht mehr. Du bist bös auf mich. — Deshalb erscheint dir alles, was ich sage und tue, dumm und kraß. Laß Zeit verstrichen sein und du wirst sehen, deine gute Freundin war so unsinnig nicht.

Ist unsere Freundschaft nicht schön und uns teuer? Ist mein Haus nicht lieb und heimlich? Ist mein Bub nicht ein guter lieber Bub, der liebste, den ich weiß? Hab ich mein Leben nicht ganz gut geführt? Hab ich Schulden? Hast du mich je unsinnige Dinge tun sehn? Und nun auf einmal, weil du's nicht überschaust und nicht verstehen kannst, hältst du mich für einen Narren, über den man die Arme gen Himmel recken muß — und wirst bitterböse abreisen. — Wärst du lieb und gut, würde dein Herz viel schneller wie dein Verstand spüren, daß hier Wundervolles blüht; — würdest es mir sogar gönnen; — aber du verläßt Dich auf das grobe Verstandesinstrument und hättest die feinsten — feinsten Fühlfäden, — wenn du nur wolltest.

Ja, wir erlebens freilich nicht; aber es kommt die Zeit, in der euer kaltes Verständchen ganz fadenscheinig umherläuft und jammert — dann erst wird die Kultur des schauenden Herzens kommen, dann erst kommen die großen Dichter und die großen Versteher und die großen guten Menschen. Das Wissen vom andern ist dann Kunst geworden und das fürchterliche Tappen im Dunkeln ist dann so furchtbar nicht mehr. — Und viele viele Menschen verstehen dann einander und die Einsamkeit ist nicht mehr so entsetzlich, denn das lebendige Herz ist ein großer, großer Seher und Begreifer, — den ihr habt verhungern und verdursten lassen! Und dann komme auch ich wieder, das laß ich mir nicht nehmen und bin erst daheim — und brauche nicht mehr gegen so vorsintflutliche Tiere zu kämpfen, wie du eben eins bist, Bernus."

Marianne lächelte.

„Gott gebe," sagte Bernus, „daß aller Irrtum hier auf meiner Seite liegt. Leb wohl, Marianne. — Hermann begleitet mich morgen, in aller Frühe, zur Bahn."

„Bleib einen Tag länger, Bernus," bat Marianne weich, „du wirst mich besser verstehen. Überschau mein ganzes Leben, du wirst sehn, mir mußte das kommen, was jetzt gekommen ist. Sag dir einmal selbst, wäre es eigentlich denkbar, daß gerade ich, ohne einen Menschen wirklich geliebt zu haben, von dieser Erde ging? — Du hast mir ja selbst so oft einen gewünscht."

Bernus gab ihr die Hand. „Leb wohl — leb wohl. Gott gebe, daß ich mich irre, Marianne. Ich habe hier keinen Ehrgeiz, recht zu haben. Du kennst mich und meine Gewohnheiten und meine Art besser wie irgendjemand. Es gibt Abgründe, über die ich auch dir zuliebe nicht springen kann. — Leb wohl."

Er drückte ihr die Hand, berührte diese mit seinen Lippen.

„Bernus", sagte Marianne bewegt, als sie sah, wie erschüttert ihr guter Freund von ihr ging, ohne daß sie ihm helfen oder ihn beruhigen konnte.

(Schluß folgt)



Alexander Herzen und Natalie Sacharin/ von Anna Schapire



ie waren Cousin und Cousine, die unehelichen Kinder der Herren Gebrüder Jakowlew. Iwan Alexejewitsch Jakowlew hatte bei einem Aufenthalt in Deutschland die sechzehnjährige Louise Haag kennen gelernt; in Männerkleidern folgte sie ihm und blieb dann in seinem Palais in Moskau, als Mutter seines Sohnes, nicht aber als legitime Gattin. Es muß ein sonderbares Leben gewesen sein, das die kleine Deutsche in dem großen finstern Hause führte, inmitten einer zahlreichen, leibeignen Dienerschaft, deren Sprache sie erst langsam und mühevoll erlernte, neben einem zänkischen, mürrischen Manne, der sie tyrannisierte. Sie bewohnte einen eignen Flügel im Hause, fuhr zweimal in der Woche zur protestantischen Kirche und versuchte schüchtern ihr Kind für alle Erziehungsmaßregeln zu entschädigen, mit denen es vom Vater gequält wurde. Iwan Alexejewitsch Jakowlew war ein verbitterter, mißtrauischer einsamer Mensch, der sich vergebens mühte, die französische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts mit der Existenz eines reichen russischen Herrn in den zwanziger Jahren des neunzehnten zu vereinigen. Er wollte sein Hauswesen und seine Gutswirtschaft rationell einrichten und merkte nicht, daß er von seinen leibeignen Verwaltern und Küchenmeistern übers Ohr gehauen wurde, er las englische, französische und deutsche Zeitungen zum Frühstück, weil ihm die russischen Lettern „unangenehm" waren; aber als der junge Alexander nachts von Polizisten aus dem Bett geholt wurde, brachte der alte Herr ein Heiligenbild, mit dem sein Vater auf dem Totenbett ihn nach alter russischer Sitte gesegnet hatte und hängte es erregt dem Sohn um den Hals. Damals merkte Herzen, daß sein Vater ihn auch liebte, bis dahin hatte das Kind nur unter dem Erziehungssystem des adligen Herrn gelitten und der heranwachsende Jüngling hatte sich Vorschriften und Verbote gefallen lassen müssen, die der Vater im Interesse der zukünftigen Karriere des jungen Menschen erließ. Die zukünftige Karriere des jungen Herzen und seine Erziehung beschäftigten nicht nur den Vater, sondern auch den „Onkel Senator", der das Kind in französische Operetten mitnahm und später, kurz vor der Verhaftung des Studenten, die Bücher und Papiere des jungen Menschen auf ihre Loyalität prüfte. Der uneheliche Sohn der deutschen Bürgerstochter, der einen eigens für ihn geschaffenen Namen trug, wurde als Erbe und Lieblingssohn des adligen Vaters behandelt. Sein Bruder erfreute sich nicht dieses Vorzugs.

Anders gestaltete sich die Kindheit der kleinen Cousine Natalie Sacharin.

Der älteste der drei Herren Jakowlew besaß nicht die europäische Bildung seiner beiden Brüder. In seinem Hause in Moskau hielt er einen ganzen Harem von leibeignen Frauen, Kinder verschiedener Mütter wuchsen da nebeneinander

auf. Als er sich mit seinen beiden Brüdern tödlich verfeindete, heiratete er als alter Mann eines seiner Weiber und machte so seinen ältesten Sohn zum legalen Erben. Nach dem Tode des Vaters schickte der junge Herr Jakowlew die ganze Kinderschar mit ihren Müttern auf ein entferntes väterliches Gut. Natascha war damals sechs Jahre alt.

Sie blieb nicht lange auf dem Lande. Eine Schwester der Brüder Jakowlew, die verwitwete Fürstin Chowanskaja besuchte auf einer Reise die Kinder ihres Bruders. Das kleine Mädchen mit dem ernsten Blick fiel ihr auf. Das Kind wurde fast gewaltsam von Mutter und Geschwistern getrennt und nach Moskau zurückgebracht. Die Fürstin wollte ein Spielzeug haben und gleichzeitig ein Gott wohlgefälliges Werk tun, das ihr den steilen Weg zum himmlischen Paradies abkürzen sollte.

Zunächst kümmerte sich niemand um das Kind. Die Fürstin war stets von frommen Besucherinnen umringt, alten Jungfern und Witwen, die ein kümmerliches Dasein fristeten, indem sie sich von Haus zu Haus schleppten, bald Wochen, bald Monate verweilten, Gebete sagten, Ränke spannen, Anekdoten erzählten und Wallfahrten für ihre Wohltäter unternahmen. Existenzen dieser Art lebten in jedem reichen russischen Hause zur Zeit der Leibeigenschaft, nur wurden sie in dem einen mehr in die Gesindestube verwiesen, im andern mehr in den Familienkreis aufgenommen, bei der Fürstin Chowanskaja waren sie fast ständige Hausgenossinnen. Dazu kam die Gesellschafterin der Fürstin, eine zänkische intrigante Person, Maria Stepanowna Makassew.

An einen Unterricht des Kindes dachte niemand. Erst als der „Onkel Senator", der auch für die illegitimen Sprößlinge seines ältesten Bruders ein gewisses Interesse hatte, der Schwester Vorwürfe machte, entschloß sich „Mutterchen" — wie das Kind die Fürstin nennen mußte —, auch für die Erziehung der Waise zu sorgen. Neben den Stickrahmen, hinter dem die Siebenjährige stundenlang schweigend hockte, und die frommen Gespräche, für welche die Fürstin und ihre Hausgenossinen sorgten, trat der französische Unterricht, den eine alte Gouvernante der Kleinen „zwischendurch" erteilte. Sie hatte die beiden jung verstorbenen Töchter der Fürstin erzogen, und besuchte jetzt „aus Anhänglichkeit" ihre frühere Brotherrin, so oft sie beschäftigungslos war. In solchen Zeiten unterrichtete sie Natascha. Dann kamen die Religionsstunden bei einem blutarmen Diakon, einem mystischen Schwärmer, der alle Sorgen seines irdischen Daseins vergaß, wenn er das Evangelium aufschlug. Auch die kleine Schülerin lernte bald ein Gleiches.

Als der „Onkel Senator" sich noch immer nicht zufrieden gab, raffte sich die Fürstin zu der größten Ausgabe für die Pflegetochter auf. Eine russische Erzieherin wurde ins Haus genommen. Emilie Michajlowna Axberg wurde bald die Freundin ihres Zöglings. Es war das erste junge Wesen, das in das Leben der kleinen Waise trat.

Das war die Kindheit von Natalie Sacharin.

Der kleine Herzen sah seine Cousine damals nur selten. Die Fürstin Chowanskaja und ihr Bruder besuchten sich nicht häufig. Das stille Ding, das manchmal zum Spielen mitgebracht wurde oder zu dem er mitunter vom Vater geführt wurde, machte nicht viel Eindruck auf den Knaben.

Wie die Kindheit, so war auch die erste Jugend der beiden jungen Menschen völlig verschieden.

Zweierlei führte Alexander aus der Dumpfheit des väterlichen Hauses: erst die Freundschaft, dann die Universität. Die Freundschaft des dreizehnjährigen Knaben mit dem ungefähr gleichaltrigen Ogarew begann, als beide die gleichen Schillerschen Gedichte mit dem gleichen Enthusiasmus auswendig lernten. Die Universität brachte eine Fülle von Beziehungen zu Altersgenossen. Kameradschaften entstanden, naturwissenschaftliche Studien gaben dem geistigen Leben des heranwachsenden Jünglings Halt und Richtung. Der Unterricht des Knaben war trotz der väterlichen Obhut sonderbar genug gewesen. Ein Deutscher, der nebenbei beim Vater als eine Art Kommissionär für private Einkäufe funktionierte, sorgte „für das physische Wohl", als das Kind der Pflege seiner russischen und deutschen Kinderfrauen entwachsen war. Ein französischer Emigrant erteilte den französischen Grammatik-Unterricht, ein alter französischer Schauspieler sorgte für Deklamation und Tanz, wobei ein Stuhl dem jugendlichen Tänzer die Dame ersetzte, ein russischer Student endlich unterrichtete den Knaben in allem, was sonst noch für den Sohn eines großen Herrn von Wichtigkeit erschien. Daneben verschaffte der Kammerdiener des Vaters im stillen den Schlüssel zur Bibliothek, das Kind holte sich erst illustrierte Werke zum Anschauen, dann dickbändige französische Romane des achtzehnten Jahrhunderts zum Lesen. Später führte der russische Student den jungen Herzen in die zeitgenössische russische Literatur ein.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, kam er an die Universität. Es war die Zeit wo Hegel und Schelling ihre Triumphe auch in Rußland feierten. Herzens Altersgenossen, die Bakunin, Bielinski, bemühten sich eifrig, „das Absolute" durch eine große Liebe oder einen großen Schmerz zu erreichen. Herzen war eine von Haus aus realistische Natur. Die Philosophie lockte ihn wenig, um so mehr die Naturwissenschaften. Doch die Naturwissenschaften wurden damals in enger Verknüpfung mit der Naturphilosophie betrieben und in den naturwissenschaftlichen Hörsälen wurden die jungen Leute in die Lehren des Deutschen Oken eingeweiht. „Die Idee" spielte auch in der Gedankenwelt des jungen Herzen eine gewaltige Rolle.

Demokratische Sympathien, unklare Pläne und Wünsche, durch die Hinrichtung der Dekabristen schon in früher Knabenzeit geweckt, kamen hinzu. Bei nächtlichen Gelagen, auf Spaziergängen wurden sie mit Kameraden und Genossen erörtert. Es waren Jahre starker geistiger Entwicklung, mannigfaltiger Interessen, die blasse stille Cousine spielte in dieser Zeit die geringste Rolle in Herzens Leben.

Unterdessen hatte Natascha ihr einförmiges schweres Dasein bei der Fürstin Chowanskaja weitergelebt. In ihrem Leben fehlte der äußere Übergang von Kindheit zu Jugend. Nichts in der äußeren Welt kam dem erwachenden Intellekt als Stütze entgegen, wie das Kind, so lebte auch das heranwachsende Mädchen zwischen den keifenden, frömmelnden Weibern, mit Stickrahmen und Häkelnadel beschäftigt. Ihre geistige Nahrung blieb jahrelang auf das Evangelium beschränkt, in das der mystische Vater Pawel die kleine Schülerin eingeführt hatte. Als siebenjähriges Kind hatte sie einen Fluchtversuch aus dem Hause der Wohltäterin gemacht, später fügte sie sich. Ein religiöses Weihegefühl entstand in ihr, sonderbar mit Todesgedanken verwoben. — Bußübungen, nächtliche Gebete mit ihrer treuen Freundin, der jungen Leibeignen Sascha trieben das Gefühlsleben des jungen Mädchens bis zur Extase. Die Dienerschaft des Hauses behandelte das sonderbare Geschöpf wie eine Heilige. Als das Kind einer leibeignen Dienerin schwer erkrankte, wollte es „vom Fräulein zum Tode gesegnet werden". Natascha kniete nieder und sprach Gebete, während die Kleine starb. Gegen diese gewaltigen, religiösen Erschütterungen vermochte der Einfluß der jugendlichen Erzieherin nicht aufzukommen. Im Gegenteil, die Schülerin wurde bald die geistige Führerin. Der dürftige Unterricht, den die Lehrerin kurz vorher in ihrer Pension genossen hatte und den sie jetzt dem Zögling übermitteln sollte, sank zur unbedeutenden Nebensache herab. Die beiden jungen Mädchen schwärmten miteinander, Emilie in mehr irdischer Weise, Natascha von himmlischen Gedanken erfüllt. Emilie träumte sentimental von Liebe, Küssen und ewiger Treue, Natascha von Opfern, Tod und Gottesliebe. Ganz allmählich fand eine Art Anpassung statt. Emiliens Liebesschwärmerei bekam eine ideale Färbung und in Nataschas Gedankenleben stahl sich langsam und unbewußt ein realeres Element. Beider Gefühlsleben aber konzentrierte sich auf das gleiche Objekt — den Vetter Alexander, der das Haus der Tante Chowanskaja mitunter besuchte, mit den beiden Mädchen plauderte und wahrscheinlich gar nicht die Bedeutung ahnte, die er in ihrem Leben hatte. Emilie verliebte sich in den hübschen Burschen, nächtelang erzählte sie der lauschenden Schülerin von den Vorzügen ihres Ideals. Für Natascha war „der große Bruder" schon vorher das geistige und moralische Vorbild gewesen. Sie war nicht viel mit ihm in Berührung gekommen, verstand auch wenig von dem, was ihn interessierte, aber er war doch der Mensch für sie gewesen, in dem sie ein geistigeres Element ahnte, als ihre Umgebung ihr bot. Jetzt wurde dieses Gefühl noch stärker und realer. Nur war für Emilie der junge Herzen der ideale Liebhaber, für Natascha der ideale Mensch schlechtweg. An Liebe dachte sie noch nicht; Alexander wurde der große Mensch, der Führer, zu dem sie staunend auffsah, aus dessen Händen sie bereit war, Richtung und Maß ihres Seins zu empfangen. Er wußte damals noch immer nicht viel von der kleinen Cousine, ebensowenig kannte er ihr Verhältnis zu ihm. Erst als er verzweifelt über das Schicksal seines bereits gefangenen Freundes Ogarew mit ihr ein Gespräch begann, in

dem sie ihn schüchtern anfangs, dann immer kühner und eindringlicher auf Gott und die Vorsehung hinwies, begriff er plötzlich das Gefühlsleben der jüngeren Natascha, das weitab lag von der gedankenlosen Frömmigkeit ihrer Umgebung. Der Eindruck war stark. Er beschloß mehr in ihr Seelenleben einzudringen; einige Tage darauf, ehe er sie zum zweitenmal gesehen hatte, war er gefangen. Ein Briefwechsel begann, neun Monate später besuchte sie ihn mit Mütterchen — sie nannte auch seine Mutter so — in seinem Gefängnis in Krutice.

Für Alexander wurde die kleine Cousine zur Entdeckung. Das schweigsame Kind entpuppte sich ihm plötzlich als erwachsenes Mädchen mit einer reinen Seele, voll mystischen Schwunges. Und in dieser Seele ist eine schrankenlose Demut vor ihm, der Wunsch von ihm, nur von ihm geleitet zu werden, zum Guten, zum Wahren. Undeutlich kommt ihm der Gedanke, daß dies junge Geschöpf ihn liebt und seiner Liebe wert ist. Aber der Gedanke bleibt unklar, verwischt sich wieder und nur ein lebhaftes Interesse für die kleine Schwester beginnt. Schwester, Bruder, die äußerlichen Verwandtschaftsverhältnisse boten eine so bequeme Handhabe für alle beginnende Zärtlichkeit.

Für Natascha war das veränderte Verhältnis zu dem angebeteten Vetter nur ein Nähertreten, Wechselbeziehungen beginnen, während sie bisher allein in anbetender Bewunderung gelebt hatte. Von Bewunderung freilich ist Alexander zunächst noch entfernt. Sie ist ihm die liebe Schwester, die er plötzlich gefunden hat, er schickt ihr sehnsüchtige Briefe aus dem Gefängnis, dann aus der Verbannung. Er ist in der Fremde, die besten Freunde sind gefangen, verbannt wie er, die Briefe des jungen Mädchens tun ihm wohl. Aber die Liebesgedanken, die im Gefängnis in Krutice einen Augenblick lang auftauchten, fehlen wieder, fehlen so gründlich, daß in Wiatka ein Liebesspiel mit einer verheirateten Frau beginnt, das tändelnd weiter und weiter führt, bis der ältliche Ehemann stirbt. Jetzt erst begreift Herzen den ganzen Ernst der Situation und — tritt schaudernd zurück. In seinen Briefen an die Braut beichtet er später diese Episode, die Beichte ist aufrichtig und ehrlich, aber seltsam ist es nicht, wenn das junge siebzehnjährige Mädchen zunächst die Schuld des Geliebten nicht begreift, nicht versteht, warum er „von einem Flecken seiner Seele" spricht. Sie ist sich über ihre Gefühle für den Angebeteten ebensowenig klar, als sie die Beziehungen begreift, die zwischen ihm und Frau Medwiedewa bestanden haben. Für sie bedeutet es auch keine Wendung, wie für ihn, wenn aus der Freundschaft Liebe wird, aus dem Bruder der Geliebte, der Bräutigam. Sinnliche Zärtlichkeit ist ihr noch fremd und ebenso sinnliche Schuld. Sie weiß nur eines: das höchste Gefühl, dessen ihre Seele fähig ist, schwankt zwischen zwei Polen: Gott ist der eine, der angebetete Alexander der andere. In Gott leben ist Pflicht und Seligkeit, die man durch Gebete und fromme Vertiefung erlangt, für Alexander leben dürfen, muß noch anders errungen werden. Die Einwilligung des Angebeteten ist nötig, ob er sie als Bruder oder Bräutigam gibt, ob er das Gefühl Freundschaft oder Liebe nennt, ist gleich. Seine Liebesworte sagen ihr zunächst nur, daß ihr Ideal

in Erfüllung geht. Sie nennt Freundschaft das höchste Gefühl, solange er ihrem Verhältnis diesen Namen gibt und ist sofort bereit, die Liebe für ein noch höheres zu halten, als er ihr auseinandersetzt, daß es eigentlich Liebe ist, was sie für einander empfinden. Ganz langsam erst entwickelt sich ein realeres Gefühl in ihr; eine sinnlich-mystische Verzückung bemächtigt sich des jungen Mädchens, die sich bis zu Visionen steigert, in denen ihr die Liebe zu dem Geliebten und zu Gott eins wird.

Ganz anders war der Weg, auf dem Alexander zur Liebe gelangte.

Es war kein günstiges Milieu, in das der Zweiundzwanzigjährige durch die Verbannung versetzt wurde. Sein Vergehen — worin es eigentlich bestand, hat er nie recht erfahren — wurde nicht zu den schweren gezählt. Er kam weniger als Verbrecher, denn als Beamter in die kleine nördliche Provinzstadt. Er stand zwar unter Polizeiaufsicht, aber sie beschränkte sich darauf, daß er die Stadt nicht verlassen durfte. Im übrigen lebte er anfangs wie die jungen Leute, die im Städtchen tonangebend waren und langweilte sich tödlich in der Gouvernementskanzlei, wo er beschäftigt wurde. Er selbst betrachtete bald diese Existenz gegenüber seiner Universitätszeit und der Einsamkeit der langen Untersuchungshaft als moralischen Fall. Die Briefe Nataschas wirkten wie mahnende Grüße aus einer reineren Welt und die Schreiberin wurde ihm bald die Verkörperung dieser Welt. Zweifel packen ihn, ob er, der Beschmutzte, Unreine, sich ihr mit seiner Liebe nahen darf. Sie begreift diese Zweifel nicht und er beruhigt sich. Aber jetzt steigt sie immer höher für ihn, sie wird die ganz Hehre, Engelhafte, Reine. Er unterwirft sich völlig, wird geleitet, will sich leiten lassen. Und so drückt das kleine, weltunerfahrene Mädchen bald dem Briefwechsel ihren Stempel auf. Sie nennt sich sein Geschöpf, aber er lernt bei ihr von Gott-Vater reden, von Vorsehung, vom Jenseits. So bekommt auch seine Liebe in der langen Trennung von der Geliebten, die er verlassen hat, als sein Mund noch flüchtig die Lippen der Schwester berührte, einen unrealen, entsagungsvollen Charakter, der seinem Wesen fremd ist und schwindet, sobald die Verhältnisse sich ändern.

Der Briefwechsel der beiden Liebenden wird so harmonischer, als es ihre Naturen in Wahrheit sind. Drei Jahre dauert die Trennung. Dann kommt Alexander heimlich nach Moskau, heimlich verläßt Natascha das Haus der Pflegemutter, heimlich lassen sie sich in Wladimir trauen, wo er gnadenweise den letzten Teil seiner Verbannung zubringt. Eine monatelange Idylle folgt. Wenn die Verbannung aufgehoben ist und das Paar endlich mit dem inzwischen geborenen Erstling nach Moskau zurückkehrt, beginnt auch der große Konflikt im Leben dieser beiden Menschen.

Für Natalie bleibt ihr Gefühlsleben das Zentrum ihres Seins, die Liebe das Ideal, um dessentwillen das Leben erst lebenswert erscheint. Jener Trieb nach schrankenloser, halbmystischer Hingabe an den Geliebten, welcher die Briefe der Braut beherrscht, bleibt auch der Frau noch, als unerfüllte, unerfüllbare

Sehnsucht. Für Alexander beginnt mit der Rückkehr nach Moskau ein neues Leben voll sozialer, politischer, wissenschaftlicher Tätigkeit, die Zeit entsagungsvoller Träume verschwindet für immer. Viele Jahre nach jenem Briefwechsel schreibt er:

„Ich bestreite der Liebe den königlichen Platz, den man ihr im Leben einräumt, ich bestreite ihre selbstherrliche Macht, ich protestiere gegen die kleinmütige Entschuldigung: man sei eben hingerissen worden.

Haben wir uns wirklich von allem in der Welt befreit, von Gott und Teufel, vom römischen Recht und dem Polizeirecht, haben wir den Verstand als unseren einzigen Führer anerkannt, um uns schlicht wie Herkules zu Omphalens Füßen zu lagern? Hat die Frau wirklich ihre Befreiung vom Joch der Familie erlangt, hat sie sich von der Obhut und der Tyrannei des Mannes, des Vaters, des Bruders befreit, hat sie sich ihr Recht auf eigene Arbeit, auf Wissenschaft und bürgerliche Bedeutung erobert, um von neuem ihr Lebelang wie eine Turteltaube zu girren, um sich um zehn Leone-Leoni im Gram zu verzehren, statt um einen?

„Ja, in dieser Frage tut mir die Frau am meisten leid, der alles verzehrende Moloch der Liebe verfolgt und schlägt sie erbarmungsloser noch als uns. Sie glaubt mehr an ihn, sie leidet mehr unter ihm . . . .

„Sie tut mir leid."



Aus dem Briefwechsel zwischen Alexander Herzen und Natalie Sacharin

(Ein undatierter Brief aus dem Jahre 1834.)



Jetzt begreife ich le ton exalté Deiner Billetts: Du bist verliebt, Du hast es mir nicht selber gesagt und ich grolle nicht, doch ich weiß es nun und finde, daß ich das Recht habe, mit Dir darüber zu sprechen. Ich verliere kein Wort über die Gefahren der Liebe, über das Ziel, den Plan, das ist alles nicht meine Sache. Doch ist er Deiner würdig? Weiß er, was Liebe ist, kann er lieben? Schick' mir ein Blatt aus seinem Tagebuch, ich werde es Dir wiedergeben und werde streng und kalt wie ein Henker urteilen! Du weißt nicht, wie die Menschen sind, noch viel weniger, wie ein Jüngling ist. Zwischen 19 und 23 ist keine Ähnlichkeit mehr, das sind zwei verschiedene Menschen. Verschenk' Dein Herz nicht vergebens, spiel' nicht mit Leidenschaften — Du verbrennst Dir die Fingerspitzen, glaub's mir, ich bin das gebrannte Kind, und ich kenne das Feuer aus mehr als einer Erfahrung. Ich weiß, gewöhnlich bedeuten les premiers amours nichts, c'est de l'eau tiède, der erste Versuch, aber warum willst Du Dein Herz so früh in diese Wirren hineinzerren. — Ich kenne ihn nicht, doch keine innere Stimme

sagt mir, daß er meiner Schwester würdig ist. Ich wiederhole, ich kenne ihn nicht, sei mir nicht böse. Aber glaube mir, wenn diese Wahl von mir abhinge, ich wäre ungeheuer wählerisch. Kennst Du Dich denn nicht, daß Du Dein Herz so achtlos dem ersten besten hinwirfst, nur weil er der erste ist? Wenn Du mir schreibst, daß schon alles entschieden ist, daß Du ihn ernstlich liebst, dann will ich schweigen, dann bin ich sogar bereit, Dir mit all meiner Kraft zu helfen, denn da endet die Macht des Bruders. Aber dieses Wort müßtest Du mir erst sagen. Weißt Du, wie die gewöhnlichen Menschen sind? . . . Johannes, der Dichter-Evangelist sagt: Du bist nicht heiß und nicht kalt, o! wärest Du heiß oder kalt! Übrigens, mitunter können sie Glück geben, aber auch Dein Glück, Natascha? Du schätzt Dich zu niedrig ein. Geh lieber ins Kloster, als unter die Menge.

Denke an eines. Ich rede so, weil ich Dein Bruder bin, weil ich stolz bin auf Dich und durch Dich, weil ich möchte, daß Dein Leben ein volles und ruhmreiches sei. Doch wenn Du schon entschieden hast, so verzeih mir und wisse, daß ich nichts gegen Deine Liebe habe. Liebe, und mögest Du nie empfinden, daß meine Worte wahr sind, sie sollen zur Lüge werden, wenn Du nur glücklich bist.

In einer bitteren Stunde schickte ich Dir mein letztes Billett. Es ist dumm, wirf es in den Ofen. Ich habe seither wieder einen Brief von Ogarew bekommen, ich schreibe Dir einen Satz ab: L'autre jour donc je repassais dans ma memoire toute ma vie. Un bonheur qui ne m'a jamais trahi – c'est ton amitié. De toutes mes passions une seule qui est restée intacte – c'est mon amitié pour toi – car mon amitié est une passion. — O! Freundschaft! Kein Wort mehr. Doch wie muß der lieben, dessen Freundschaft schon Leidenschaft ist.

Was ist zwischen Dir und Emilie Michajlowna vorgefallen? Ich glaube, Du hast keine Freunde außer ihr und mir.

Zum Schluß noch ein Wort. Er liebt Dich, ich glaube es. Es ist nichts Sonderbares daran, was wäre er, wenn er nicht liebte, wenn er nur einen Schatten von Aufmerksamkeit sieht. Aber ich beschwöre Dich, sprich ihm noch nicht von Deiner Liebe, tue es lange, lange, lange nicht, oder ist es vielleicht schon geschehen! Dieser Augenblick ist furchtbar, Du bist dann in seiner Gewalt. Natascha, wenn ich Dir ein Ereignis erzählen könnte — doch ich kann es nicht. Leb wohl. Dein Bruder Alexander Herzen.

31. Dezember 1834.

Ich war erschreckt, als ich meinen letzten Brief an Dich geschrieben hatte und zögerte lange, ob ich ihn auch abschicken solle. Noch mehr erschreckte mich Deine Antwort. Nie werde ich die Verantwortung auf mich nehmen, die Du mir gibst, niemals. Ich habe Dir vorgeschlagen, mein Freund zu sein, mein Freund im vollen Sinne dieses Wortes, d. h. ich wollte Dir die wahre Meinung über die Menschen geben. Aber ich habe dabei eine Festigkeit der Seele vorausgesetzt, die Du hast und die dazu nötig ist. Ich weiß, Du hast viel Eigenes, warum

gibst Du Dich so in meine Gewalt? Du kennst mich noch gar nicht, in mir ist vielleicht mehr Schlechtes als Gutes. Ich kenne mich. Meine Einbildung ist befleckt, mein Herz ist beschmutzt, die Flecken des Lasters fressen sich tief ein, nur viel Unglück vermag sie abzuwaschen. Warum schreibst Du: Mach' aus mir, was Du willst. Nein, ich will, daß Du aus Dir machst, was Du aus Dir machen kannst. Ich meinerseits will Dir bei dieser Entwicklung helfen, Dir Hindernisse aus dem Weg räumen. Ich hasse Ergebenheit in meinen Freunden, nur in der Menge will ich sie, Ergebenheit erniedrigt. Ich bin mir nicht lieb genug, um mich noch einmal in Dir sehen zu wollen, nein, in Dir will ich Dich sehen, so wie Gott Deine Seele erschaffen hat, ohne alle störenden Verhältnisse und Umstände, denn Gott hat Deine Seele gut erschaffen. Versteh' mich und mißdeute meine Worte nicht, das ist keine Absage, es ist eine Erklärung. Ich werde mich deutlicher ausdrücken, ich will nicht, daß Du alle Fesseln der Familie abwirfst, weil ich es getan habe. Steig' in Deine Seele nieder, frage Dich und lausche auf die Antwort. Ich stelle nur die Frage. Übrigens weiß ich, daß Du in der ersten Erregung geschrieben hast, man schreibt da vieles, was vor der kühlen Erwägung nicht standhält.

Was Deine Lage anlangt, sie ist für Deine Entwicklung doch nicht so schlimm, als Du denkst. Du hast eines vor den anderen voraus. Dich hat die Erfahrung belehrt, die Erfahrung ist zwar eine Lehrmeisterin mit eisernen Händen, doch ihre Lehrstunden sind nützlich. Als Du anfingst, Dich zu verstehen, warst Du allein — allein in der ganzen Welt. — Niemand wollte sich mit Dir abgeben, Du warst Dir selber überlassen. Was gibt es Besseres für die Entwicklung des Menschen. Danke Deinem Schicksal, daß sich niemand mit Dir beschäftigt hat. Sie hätten Dir Fremdes, Menschliches aufgedrängt, sie hätten Deine kindliche Seele gebeugt. Jetzt würde es ihnen nicht mehr gelingen. Du sprichst von der weltlichen Erziehung; man muß sie verachten lernen. Sie ist gut für Menschen, die keinen Ton in sich haben, sie gibt ihnen ein menschliches Aussehen. Doch wer eine Seele hat, der wird in ihr mehr finden als in aller Erziehung. Du scheinst fast zu bedauern, daß Dein Leben ein unglückliches ist, doch was soll das Glück und wer ist hier auf Erden glücklich.

Noch eines, Du schreibst, Du hättest Dich früher dem namenlosen Untergang geweiht. Dies Wort verstehe ich nicht. Was willst Du? Berühmt, bekannt sein? Gott behüte Dich vor dieser furchtbaren Krankheit; ich habe sie durchgemacht und mache sie noch durch, ich weiß, wie sie ist. Und ich kann mich nicht bis zur Selbstaufopferung erheben, denn ich bin unrein, denn dieser Gedanke schlug zu früh Wurzel in meiner Brust, zerstörte sie zu sehr — doch Du . . . aber Du verstehst mich vielleicht gar nicht.

Leb wohl, Dein Bruder Alexander.

Wenn Du kein Mittel hast, meine Briefe zu verbergen, verbrenn sie. Es wäre schlimm für Dich, wenn sie der Fürstin in die Hände fielen. — Ich lege ein paar Zeilen für Emilie Michajlowna bei.

Der Gefangene hat weder Feiertag, noch Neujahr, aber Ihr habt's. Ich gratuliere.

Moskau 1835, Dienstag 28. Mai.

Auch ich schreibe an Dich, mein Freund, Alexander! Es freut mich, das erstemal nach unserer Trennung mit Dir zu plaudern — sei deshalb nicht böse, ich bin nicht schuld. Es war mir eben noch so schwer ums Herz, ich nahm die Feder, um Dir zu schreiben, da wurde mir plötzlich leichter, fast als wären wir jetzt einander näher. Es ist hier traurig ohne Dich, Alexander, furchtbar traurig! Du hast Abwechslung, Du siehst neue Dinge, neue Gesichter, Du schaust Dir Perm an und mitunter vergißt Du wohl, daß die kleine Natascha in einem Winkel von Moskau hockt . . . Mir aber sagt alles, daß der Freund fern ist. Kannst Du's mir glauben, mein Herz blutet, wenn ich an Dich denke: daß Du so ganz allein bist, tausend Werst von hier, Gott weiß, wie's Dir geht. Hätte ich nicht den Glauben, die feste Zuversicht, daß die Vorsehung mit Dir ist, ich würde ganz verzagen. Und doch ist mein Glauben noch zu schwach, noch vermag ich es nicht, Dich in Seine Hände zu geben und gänzlich ruhig zu werden. Ich lese die Geschichte Jakobs, ich schöpfe viel daraus, diese Worte reinigen meine Seele und stärken meinen Glauben. Aber mahnt mich nicht alles an Dich? An Dich denke ich, wenn ich das Evangelium zur Hand nehme, hast denn nicht Du mich geheißen, die Geschichte Jakobs zu lesen; ja, tausend Werst sind zwischen uns und wir sind uns nah.

Oftmals auch lese ich Deine früheren Briefe! Sag' was Du willst, ich finde alles in ihnen: Freude, Trost, Weisheit, mit einem Worte, ich finde Dich in ihnen. Und wie werde ich groß in meinen eigenen Augen, wenn ich einige von ihnen lese; er, den ich so liebe, dessen Freundschaft alles für mich in der Welt ist, an den ich glaube, er sagt: „Ich bin stolz auf dich und durch dich". O! wie vieles drücken diese Worte aus! Sie sind mir teurer als ein Bogen voller Lobsprüche! Dir nicht glauben, hieße mein eigenes Dasein nicht glauben, bei Dir (wenn auch tausend Werst zwischen uns sind, Du bist immer bei mir) vergesse ich, daß die Schmeichelei auf Erden ist, daß nicht in allem Wahrheit ist!

Ganz klar steht mir der Tag unseres Wiedersehens und unseres Abschieds vor der Seele. Ich kann Dir nicht sagen, mir selbst kann ich nicht Rechenschaft geben, von den Gefühlen, die damals meine Seele bewegten: Himmel und Erde, Paradies und Hölle! So voll war mein Herz damals, so voll, daß ich das Sprechen vergaß und doch ist mir, als hätte ich alles gesagt, als wäre meine Seele unmerklich in Deine hinübergeschlüpft. Die ganze Welt vergaß ich, als ich diese kleine Zelle sah, ich wußte nicht mehr, daß es schönere Gebäude gibt, daß ich ein Zu-Hause habe, als ich Dich ansah, vergaß ich alles auf der Welt, ich merkte nicht, wie die Zeit verging, all die Stunden erschienen mir ein einziger Augenblick, und dann der Abschied — welch bittere Minute — tausend glücklichere werden sie mir in Zukunft kaum aufwiegen können. Als ich im

Korridor von Dir Abschied genommen hatte, wollte ich noch einmal zu Dir zurück, Dich noch einmal sehen, doch mir fehlte die Kraft.

Unterwegs war ich noch immer erfüllt von unserem Wiedersehen, doch als ich in Dein Zimmer trat ... Dann, es war sonderbar, dann kam in meine Seele die Hoffnung, ich würde Dich noch einmal sehen, selbst am Tage Deiner Abreise glaubte ich es noch; aber um drei Uhr brachte man mir Deine letzten Zeilen, da ... O! Das war schlimmer als der Abschied. Dort war der Schmerz durch Deine Gegenwart gedämpft, so oft ich Dich ansah, dachte ich, daß ich Dich lange nicht mehr sehen würde und da, da ... keine Hoffnung mehr! O! wann werden wir uns wiedersehen, wann, mein Gott! Schreib mir, mein Bruder, um des Himmels willen schreib. Höre, wenn Du Dich in der Ferne änderst, wenn Du beim Wiedersehen Dich nur wunderst über Deinen Wunsch nach diesem Wiedersehen — der Himmel verhüte es. Woran sollte ich dann noch glauben? Doch nein, nein, ich zweifle nicht an Dir!

Emilie ist nicht in Moskau, ich habe ihr noch nicht geschrieben und nichts von ihr bekommen; alle fahren weg, alle verlassen mich, auch Jegor Iwanowitsch geht fort. Es ist traurig! Dir tun gewiß schon die Augen weh, ich schreibe so klein, um mehr Platz zu haben. Ich bekam Deine beiden Briefe, auf die ich noch nicht antwortete, den prächtigen Sonnenschirm und die Pantoffel. Alle Achtung vor Deinem Geschmack! Ich danke Dir aus ganzer Seele für alles. Leb wohl, Alexander, bleib gesund, ruhig, vergiß mich nicht, aber denk ohne Bitterkeit an mich. Was tust Du? Wir fahren bald aufs Land, dort werd' ich Deine Legende abschreiben. Noch einmal: leb wohl, Christus sei mit Dir.

Wiatka, 6. Juni 1835.

Ich habe Dein Briefchen erhalten, Natalie. Es war die erste Stimme aus meinem Moskauer Freundeskreis, denn ich bekam bisher keine andern Nachrichten als von zu Hause. Aber er machte mich sehr traurig! Wie ist das Gefühl der Trennung schwer und stumm! Ich wollte weinen, alles in meinem Herzen war von neuem aufgewühlt! Nein, Briefe sind furchtbar, wenn die Trennung so unabsehbar und so ungewollt ist!

Was soll ich Dir von mir sagen? Veränderungen? Es gibt eigentlich gar keine Veränderungen in der Seele von Menschen, die eine Seele haben. Aber ich bin nicht der Gleiche. Du weißt nicht, wie dem Verbannten in der Fremde zumute ist. Er streckt oft (wie Goethe sagt) die Hand nach einer menschlichen Hand aus und drückt ein Stück Holz statt ihrer. Ich hatte schöne Augenblicke — denn der Schmerz hat seine Poesie —, Augenblicke einer seelischen Fülle, wo ich selbst das Bedürfnis hatte, auszugießen, was mich erfüllte, um nicht erdrückt zu werden. Aber dann doch wieder eine große Herzensleere und das quält mich. Kannst Du Dir vorstellen, daß ich sogar wenig arbeite! Stundenlang liege ich nachmittags auf dem Sofa, gebe mich einem trägen dolce far niente hin, rufe mir zwanzigmal alle glücklichen Stunden in Moskau ins Gedächtnis und

vergleiche mit sonderbarem Spott das „Einst“ mit dem „Jetzt“. Die Natur allein könnte mir die Freunde ersetzen, aber sie ist hier öde und streng und ich habe bis jetzt nur wenig genießen können. Aber glaub' nicht, daß ich ein melancholisches, tiefsinniges Gesicht bekommen habe, ich spotte noch immer, ich bringe andere zum Lachen und lache selbst, aber plötzlich mitten in diesem Lachen ... mir ist eng, Natascha, eng.

Mein Glaube hat mich nicht verlassen, was wäre ich auch ohne ihn. Der Glaube ist fest, aber glaubte denn er nicht, er, der Sohn Gottes, als er erliegend unter der Bosheit der Menschen betete, der Kelch möge an ihm vorübergehen.

Jetzt bin ich in Wiatka, Perm hat mich erschreckt, es ist düster und grausam wie der Vorhof von Sibirien. Hier ist's besser und näher, jetzt bin ich auch nur 1000 Werst von Moskau entfernt, und nicht 1400.

Ja, Du redest wahr, Du sagtest bei unserm letzten Wiedersehen alles, ohne ein Wort zu sprechen. Ja, Natascha, ich verstand alles, wozu da noch Worte Vielleicht hättest Du nicht alles sagen können, vielleicht hätten Worte nur das gestört, was uns so durch eine höhere Sympathie, durch eine Harmonie unserer Seelen offenbar wurde, unser Dasein einander näher brachte.

„Du schaust Dir Perm an und vergißt, daß die kleine Natascha in einem Winkel von Moskau hockt.“ O! es sind meine besten Augenblicke, wenn ich alles vergessen kann. Hätte ich solche Stunden des Vergessens doch öfters, ich ruhe nur dann aus, der Schlaf meiner Seele sind sie, sei mir deswegen nicht böse. Leb wohl, ich werde Dir noch ein paar Worte schreiben, aber nicht jetzt.

12. Juni.

Nein, kein Wort mehr. Alexander.

Zagorie, 26. August 1835.

Endlich erklang mir die Stimme der Seele, der meine Seele verwandt ist, und ich bin auferstanden. Meine Seele braucht diese Stimme, sie vernichtet alles Traurige in mir, sie allein erhebt mich über alles Irdische. Deine Seele ist noch krank; wären die Menschen besser, freudiger, dann wäre Dir auch die Trennung nicht so schwer, Alexander, aber du bist betrogen! Vielleicht hat Dich die Vorsehung zu vielem bestimmt und prüft Dich deshalb viel. „Sie schärft ihre Waffen erst, dann gebraucht sie sie“, sagtest Du selber einmal. Ohne diesen Gedanken sind Erfahrungen furchtbar. Aber Gott bewahre Dich vor ähnlichen Erlebnissen, es schmerzt mich um Deinetwillen. Ja, ein sonderbares Ding — die Liebe! Liebe, aber möge sie Deiner würdig sein, dann wirst Du selbst nicht aufhören zu lieben und wirst nicht betrogen werden. Doch wo ist sie, die Deiner würdig ist.

Wenn Du im Lebenskampf ermattest, wenn Du müde und enttäuscht sein wirst, dann wirst Du ihr begegnen und sie wird Dich mit der Erde versöhnen, in ihrer Liebe wird der Mensch von neuem vor Dir erstehen. O! wie liebe ich alle, die Dich lieben, wie werde ich erst die lieben, die Dich glücklich macht....

Nein, Alexander, mein Freund, ich denke höher von der Freundschaft als Esmeralda, es ist ein so schwacher Vergleich: „Zwei Finger an einer Hand". Es ist das heiligste Gefühl! So stark, so glühend ist es in mir, daß für die Liebe kein Platz ist. Der Tod trennt nicht zwei Wesen, welche die Liebe verbindet, doch wenn es die Freundschaft ist? ...

Die Freundschaft hat ihren Anfang in Ihm. Wir alle werden mit ihm vereinigt sein, wenn wir würdig genug sind, o! wie führt mich dieser Gedanke zur Tugend empor, mit welcher Rührung erfüllt er nicht meine Seele! Dort bin ich auf immer vereint mit Ihm und .... mit Dir! ...

Bis dahin leb wohl, Freund. Wenn ich kann, schreibe ich noch ein paar Zeilen. Es ist 7 Uhr morgens, die anderen beginnen aufzustehen und ich habe kein eigenes Zimmer. Heute erwarte ich Jegor Iwan. Er will mir Notre Dame de Paris verschaffen. Adieu, oh mon aimable frère.

6 Uhr abends.

Nein, ich kann nicht schreiben, leb wohl, mein Freund, der Allmächtige behüte Dich .... Nataschа!

Wiatka, 12. Oktober 1835.

„Seit 1833 hast Du mir 51mal geschrieben, folglich hast Du 51mal an mich gedacht." Natascha! braucht es in unserer Freundschaft noch solcher Versicherungen. Glaubst Du wirklich, ich hätte nur 51mal an Dich denken können.

Vor ein paar Tagen hatte ich einen furchtbaren Traum, so furchtbar, daß er nicht von Gott kommen kann. Ich saß mit Dir in Moskau in Väterchens Wohnzimmer, da kam ein Mensch und fragte: „Ist das Deine Schwester?" Ich schwieg. Väterchen antwortete: „Nein, sie ist nicht seine Schwester." Und irgendetwas in meiner Seele schrie laut mit „Nein, nein, nicht Schwester". Und dann war ich plötzlich wieder allein in unserm Garten, es war Abend und der Mond schien, ich hörte ein fernes Wasser rauschen. Ich lag unter einem Baume ausgestreckt und tausend Leidenschaften wühlten in mir. Da trat Ern zu mir (mein hiesiger Freund) und fragte lachend: „Nun, was macht deine hohe Freundschaft, deine brüderliche Liebe? Du betrügst bloß dich und andere, weiter nichts." Er lachte noch immer und ich erwachte in einer förmlichen Raserei. Denk' nicht an diesen Traum, er ist furchtbar, er kommt nicht von Gott. Ich kann ihn nicht vergessen, denke, ich bin fast böse auf Ern, weil er im Traum so gelacht hat. Aber weißt Du, was das Furchtbarste ist? Daß dieser Gedanke nicht neu ist, denn er kam mir schon ein paarmal im Wachen. Und weißt Du, wann? In Krutice, als ich Deine Hand hielt. Der Gedanke kam damals, ich wurde blutrot im Gesicht, ich zog meine Hand zurück und verwünschte diesen Einfall. Jetzt kommt er im Traum wieder. Vergiß das! Ich nannte mich einen Gefallenen — ja, ich bin ein Gefallener. Warum, warum tratest Du so stark, so nah in mein Leben? Es führt in den Abgrund, in den Abgrund, wo die Leidenschaften gären und sich aufbäumen. Man sieht dort noch den Himmel, aber nur einen

gespiegelten Himmel. Steig' nicht hinab. Ich bin erregt, laß mich Atem schöpfen.

14. Oktober.

Endlich habe ich Nachrichten von ihm, von O.,* aber was für traurige Nachrichten. — O! was haben wir gelitten seit dem Juli 1834. Seine Seele ist noch immer weit und tief. Auch von Dir zwei Brieflein. Du und er, verstehst Du dieses Doppelleben meiner Seele, in Dir und in ihm sind Teile meiner selbst. In Euch beiden hat sich viel geändert durch die Berührung mit mir. Um so teurer seid Ihr mir. Ich reiche Dir meine Hand zur ewigen Freundschaft, zur ewigen Sympathie.

Höre: ich bin etwas verrückt; wenn ich allein bin und keine Beschäftigung habe, gebe ich meine Seele allen Leidenschaften preis. Ich bin bis zum höchsten Wahnsinn gekommen. Lieben — kann man mit meiner Seele, mit meiner Leidenschaft leben — ohne zu lieben. Also lieben. Doch der Gedanke, mein Leben mit dem einer Frau zu vereinigen, macht mich erstarren. Begreifst Du die ganze Torheit einer Liebe, die nicht nach dem vollen Besitz der geliebten Person strebt! Der Teufel mag wissen, was das ist. Hier eben eröffnet sich die ganze Tollheit, bis zu welcher ich gekommen bin: es gibt ein Gefühl, das in der Mitte liegt, zwischen der irdischen Liebe und der Freundschaft. Ich trage mich schon lange mit diesem Gedanken herum, wenn ich ihn Dir auch bis jetzt nicht schrieb. Warum schreibe ich ihn Dir jetzt? Warum, weiß denn ich warum? Jetzt steht er da und ich mute mir nie das Recht zu, Dir etwas zu nehmen, was ich Dir schon geschrieben habe.

Nein, ich habe Deine Seele nie gereinigt, das ist Unsinn. Ich habe Dir nur die Tür in eine andere Welt geöffnet, in eine Welt, in der nicht die Menge haust, ich war der Wegweiser, nichts weiter. Und Du siehst, daß Du in dieser Welt — in der Welt der Engel — zu Hause bist, ich — der Gefallene — blieb draußen. Oh! dieser Abschied in Krutice, wie ein Engel erschienst Du mir damals.

Glaubst Du an dieses Gefühl zwischen Liebe und Freundschaft? Noch mehr, ich stelle eine schreckliche Frage. Wahrscheinlich, weil ich jetzt, in diesem Augenblick wahnsinnig bin, sonst käme sie nie über meine Lippen. Glaubst Du, daß das Gefühl, welches Du für mich hegst, nur Freundschaft ist? Glaubst Du, daß das Gefühl, welches ich für Dich hege, nur Freundschaft ist? Ich glaube es nicht. Dein Alexander.

Um Gottes willen, Deine Silhouette, aber sie muß sehr ähnlich sein, sonst will ich sie nicht. Nein, als ich jenen Kometen sah, dachte ich nicht an Dich, ich kam von einer Gesellschaft heim und saß fast betrunken nachts in meinem Wagen, plötzlich stand der Komet vor mir am Himmel. Mein Tagebuch führe ich nicht,

* Ogarew

mein Tagebuch wäre schlimmer als alle Gewissensbisse. Hier ist niemand da, der meine Silhouette machen könnte, leb' wohl.

Mein Freund! Moskau, den 27. Oktober 1835.

Ich glaube, ich glaube daß uns beide die höchste Freundschaft vereinigt, wie sie nicht ihresgleichen mehr hat. Es gibt kein Geschöpf auf Erden, das mir teurer wäre als Du, ich liebe Dich mehr als alles auf der Welt. Wenn dieses Gefühl mehr ist und höher als Freundschaft — so vermag ich es nicht zu nennen, aber ich glaube an dieses Gefühl. Nie, nie werde ich lieben, nie werde ich einem Gefühl gestatten sich in meiner Seele über das Gefühl zu erheben, das ich für Dich habe. Lieben, das hieße für mich ein Wesen finden, das höher stünde als Du, würdiger wäre und das wird nie sein. In meiner Seele steht nur ein Gefühl über dem Gefühl zu Dir, meine Liebe zu Gott; doch diese beiden Gefühle sind ganz eng miteinander verbunden; ohne meine Liebe zu Gott könnte ich Dich nicht lieben und ohne meine Liebe zu Dir könnte ich Gott nicht lieben. Wenn Freundschaft zwei Wesen einander nicht so nahe bringen, sie nicht so hoch erheben kann, so nenne es immerhin ein Gefühl zwischen irdischer Liebe und Freundschaft. Wenn ich nicht das gleiche denke wie Du, so betrüge ich mich und Du glaubst es ja?

„Eine Liebe, die nicht nach dem vollen Besitz der geliebten Person strebt", ich verstehe Dich, ich glaube, ich verstehe Dich! Doch warum nennst Du das wahnsinnig, das begreife ich nicht.

Früher schrecktest Du mich mit dem Schicksal der Taube, jetzt redest Du vom Abgrund; aber mir ist das Schicksal der Taube nicht grauenerregend, wenn ihr auch der Untergang sicher ist. Ich fürchte das Meer der gärenden Leidenschaften nicht — wenn ich mit Dir schwimme, mit Dir, und mit wem könnte ich es denn sonst tun, mein Freund, sag' mit wem? Wen, wen sollte ich auf Erden mehr lieben, als Dich, mein Bruder. Niemand und niemals, nein niemals und niemand ....

Dein Traum ist furchtbar und noch furchtbarer Deine wachen Gedanken: wenn ich nicht Deine Schwester bin, wenn wir uns fremd sind ... oh! nein, nein, mein Bruder, stoße Deine Schwester nicht von Dir, nein ... aber Du bist es, der ... Es sei! Doch in der Seele der Zurückgestoßenen wirst Du ewig der Bruder sein, ewig!

29. Oktober.

Vorgestern konnte ich nicht weiter schreiben; ich antwortete gleich, als ich Deinen Brief gelesen hatte. Doch plötzlich bedrückte mir etwas die Brust, meine Seele wurde unruhig. Die ganze Nacht hindurch wachte ich fortwährend auf, mir war, als wecktest Du mich. Vor einigen Tagen hatte ich übrigens einen Traum, den ich Dir erzählen will. Auf der einen Seite war der Himmel mit einer so schwarzen Gewitterwolke bedeckt, daß man nicht unterscheiden konnte, wo die Erde begann, auf der andern war er hell und klar; an diesem klaren

Himmel strahlte ein Kreuz, doch eine Spalte lief durch das Kreuz, als wäre es geborsten. Welches Unglück steht mir noch bevor .... Ich sah Dich im Kerker, ich erlebte die furchtbare Stunde des Abschieds, die Trennung, was kann mir noch drohen? Ewige Trennung? — Ich fürchte sie nicht, dort werden wir vereint sein. Alles andere aber, was nur mich betrifft, macht mir keine Angst. Doch ich glaube gar nicht an Träume.

Moskau, den 18. November 1835.

Ich gratuliere Dir noch einmal, mein Freund.* Der Gedanke an Dich ist untrennbar von meinem Leben, und heute bin ich völlig mit Dir vereinigt. Ich nenne die Augenblicke glücklich, wo mich niemand hindert mit Dir zu sein. So lebhaft stehst Du dann vor mir, mit all' Deinen Bewegungen, Gewohnheiten. Das Wirkliche, Gegenwärtige verschwindet mit seinem Kummer und seinen Freuden, ich lebe im Traum, der Traum verwirklicht sich, er verhüllt die drohenden 1000 Werst. Die Freundschaft beleuchtet ein Bild des Glücks, der Glaube an die Vorsehung gießt eine himmlische Freude in meine Seele, in solchen Augenblicken ist der Himmel mir näher als die Erde.

Weißt Du, mein Freund, was Du früher sagtest: „Nein, ich darf nicht lieben, in diesem Abgrund würde meine ganze Zukunft zugrunde gehen und meine Zukunft gehört nicht mir." Dann schriebst Du: „Ich fürchte mich sehr vor diesem Gefühl, es wird mich ersticken oder verbrennen." Als ich das las, neigte ich mich noch tiefer vor Dir, Deine Seele erhob sich noch mehr. Welche Opferfähigkeit! Deinen großen Charakter, Deine flammende Seele der ganzen Menschheit schenken, die Leidenschaften niederringen, die Stimme der Liebe, des Herzens ersticken .... Doch in dem letzten Briefe schreibst Du wieder: „Lieben, kann man mit meiner Seele, mit meiner Leidenschaftlichkeit ohne Liebe leben, also lieben." Alexander, wenn Du es vergessen konntest, daß Du nicht mehr Dir gehörst, dann erinnere ich Dich, daß Du nicht die festeste Säule erschüttern darfst, nicht das Recht hast, der Menschheit ihren neuen Christus zu nehmen. Erst las ich Deinen Brief ganz ruhig, doch jetzt fürchte ich für Dich — warte, warte mit der Liebe, Alexander, vollende erst, was Du begonnen.

19. November. Ich bin freudig bewegt, denn ich erwarte Emilie zum St. Nikolas. Wir sind seit lange getrennt, der Briefwechsel war nur selten möglich, meine Seele aber ist übervoll, ich muß sie in eine andere Seele ergießen, hier kennt mich niemand wie sie, vielleicht liebt mich niemand wie sie. Ich weiß auch, daß sie mich jetzt braucht, in ihrem Herzen ist soviel Liebe, soviel Leid, und wer steht ihrem Herzen näher als ich. Sie hat zwar Schwestern, doch ich bin ihr mehr. So hat das Schicksal uns zusammengeführt, sie teilt ihren Schmerz mit mir, ich gebe ihr von meinem Glück und bin so doppelt glücklich. Wirst Du es glauben, mein Freund, wer meine Seele versteht, der beneidet mich ... ja, Neid ... sag', schlägt Dein Herz nicht freudig?

---

* Zu seinem Geburtstag

Montag, den 25. November 1835.

Nein, mein Freund, Deine Frage hat mich nicht erschreckt! Du wolltest wissen, bis zu welchem Grade ich Dich liebe, doch ich werde nie völlig meine Seele ausdrücken können, Du wirst mich ohne Worte verstehen. Lange und viel müßte man reden, um das auszudrücken, was ich fühle, doch wozu? Was geht es die anderen an, ja ich möchte mit niemand teilen. Wer mich kennt, der versteht auch meine Seele, und Du, Du verstandest mich in Krutice, als ich schwieg! Mein Freund! Ich fürchte mich nicht vor Dir und Deine Worte erschrecken mich nicht. „Es ist das edelste, das heiligste Gefühl, Natascha", sagtest Du mir einmal, und ich weiß es selber. Ich fühle, wie heilig, wie rein es ist, wie es zum Schönen führt, zur Tugend .... Diesem Gefühl habe ich meine Seele und mein Herz geweiht, ihm werde ich mein ganzes Leben, mein ganzes Sein opfern. Ich habe die Freundschaft über die Liebe gestellt, ja, mein Alexander, in meiner Seele steht die Freundschaft höher, viel höher als die Liebe. Ich werde, ich kann nie lieben. Das einzige Ziel eines Mädchens — denken viele, vielleicht alle — ist heiraten, d. h. versorgt sein, sein Haus, seine Wirtschaft, seinen Willen haben. Namentlich denkt man es von denen, die von Kindheit auf vom Schicksal gequält sind, deren einzige Hoffnung soll die Heirat sein. Aber ich werde das nie zugeben, nein, es ist nicht richtig. Ich kenne viele Unglückliche, doch ihre Seelen sind zu edel, um einen Menschen zu suchen, der sie allein der Armut entheben soll. Wie furchtbar mir mein Schicksal auch früher erschien, dieser Gedanke kam mir nie, ich wußte nichts von ihm. Einen Menschen finden, an dem alles den Stempel des Herrn trägt, einen klaren Stempel, den die Erde noch nicht verwischt hat, eine Seele, die wert ist, ein Tempel Gottes zu werden, mit einem Wort ein Wesen finden, das seinesgleichen nicht hat. Das war mein Wunsch seit meinem 14. Jahr. Ich verstand Dich damals noch nicht ganz. Ich kannte Dich damals nur stückweise und ahnte doch schon in Dir die Verkörperung meines Ideals — und irrte mich nicht .... Gott allein weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich mich geirrt hätte. Als ich dies Wesen gefunden hatte, blieb in meiner Brust nur noch der Wunsch, seine Freundschaft zu erringen. Als Du die Hand nach mir ausstrecktest, mein Freund, gabst Du mir mehr, als das Leben. Als ich in Dir alles gefunden hatte, was ich wünschte, mehr als ich zu wünschen wagte, gab ich Dir meine ganze Seele und könnte ich da noch ein Stück von ihr an einen andern verschenken! Nein, die Wurzeln unserer Freundschaft sind zu tief in mir verwachsen, sie allein werde ich pflegen, an ihr allein werde ich mich erfreuen; den Garten meiner Seele werde ich nur mit ihren Blumen schmücken, keine andere Hand wird meine Lieblingsblumen berühren dürfen, und meine Liebe zu Gott wird meinen Blumen Leben geben, wie der Tau, wie der Strahl der Sonne.

Wiatka, 25. November.

Gott sei Dank, ich habe die Antwort auf meinen wahnsinnigen Brief. Deine

Seele ist so hoch und rein, daß sie ihn nicht ganz verstanden hat. Nein, nein, glaube mir, es war ein wahnsinniger Augenblick, nichts weiter, ein Vergehen gegen unsere Freundschaft. Sonderbar ist es nicht. Ich bin allein, von allen Freunden entfernt, eine einzige Stimme weckt mich aus meiner Erstarrung und es ist nicht die Stimme eines Mannes, es ist die reine heilige Stimme eines Mädchens und dieses Mädchen bist Du, ja Deine Briefe waren stets wie eine Erlösung für mich. Das Gefühl der Freundschaft, der Dankbarkeit steigerte sich mehr und mehr und endlich riß es sich krampfhaft los. Warum ich diesen Brief wahnsinnig nenne, frägst Du? Weil die Freundschaft in ihm durch ein anderes Gefühl verdunkelt ist, ja, als ich jene Worte schrieb, war ich nicht Dein Bruder, aber Dein Brief hat alles wieder gut gemacht, Du bist das Mädchen aus der Fremde, von der Schiller träumte, und das mit seiner Würde alles Irdische zurückhält.

Du befiehlst mir, an Emilie über ihre Liebe zu schreiben, ich werde es tun, aber nur um einen Befehl zu erfüllen, nicht aus eigenem Willen. Ich bin nicht vertraut genug mit ihr, um über solche Dinge zu reden. Und was für Ratschläge soll man denn da geben. Er liebt, sie liebt, alles ist in Ordnung. Ob sie glücklich sein werden? Natürlich, er ist edel, hat viel Poesie und wenig Charakter. Übrigens ist es noch zu früh für ihn zum Heiraten. Bitte sie daher, mir erst eine Zeile über die ganze Sache zu schreiben, dann werde auch ich das Recht dazu haben. Sei nicht böse, daß ich heute so wenig schreibe, ich bin furchtbar müde und ganz unfähig irgend etwas zu tun. Leb' wohl meine Schwester.

Dein Bruder Alexander.

Wiatka, 15. Januar 1836.

Ich bin erdrückt von so viel Glück, meine arme irdische Brust ist nicht imstande, dieses Glück, dieses Paradies aufzunehmen, das Du mir schenkst. Wir verstehen einander. Wir brauchen nicht länger ein Gefühl für ein anderes zu halten. Nicht Freundschaft, Liebe! Ich liebe Dich, Natalie, ich liebe Dich furchtbar, stark, so wie meine Seele zu lieben vermag. Du hast mein Ideal erfüllt, Du hast mehr, als meine Seele verlangen kann. Wir müssen uns lieben. Ja, unsere Seelen sind vereinigt, laß uns auch die Schicksale verschmelzen. Hier ist meine Hand, sie ist Dein, ich schwöre es Dir, — und weder die Zeit noch die Verhältnisse sollen meinen Schwur ändern. All' meine Wünsche sind unerfüllbar, dachte ich in traurigen Minuten. Wo das Wesen finden, nach dem meine Seele sich sehnt, dachte ich, nur in der Dichtung, nicht im Leben sind sie. Und neben mir, in meiner Nähe, erblühte ein Geschöpf, das, ich übertreibe nicht, meinen Wunsch übertraf. Und dieses Wesen liebt mich, dieses Wesen bist — Du, mein Engel. Wenn alle meine Wünsche so in Erfüllung gehen sollen, mit welchen Worten soll ich Gott noch danken?

Moskau, 16. Januar 1836.

Als Du mir sagtest, Alexander, daß Du Dich mir schenkst, fühlte ich meine

Seele rein und groß werden, ich wußte, mein ganzes Wesen mußte wunderbar werden. Mein Freund, ich war glücklich, daß ich Dich bewundern, Dich lieben durfte, ich wurde größer und tugendhafter, nur weil ich wünschte meinem Ideal näher zu kommen! Und doch schien es mir wieder weitab wie ein himmlischer Stern. Ich lebte nur in Dir, ich atmete, weil ich mich von unserer Freundschaft umgeben fühlte, die ganze Welt war mir durch Dich schön. Ich fühlte mich als Deine Schwester und dankte Gott dafür: ich fragte mich, was ich noch wünschen könnte, aber ich schwöre Dir, ich fand nichts, so war meine Seele erfüllt von Deiner Freundschaft, so sehr genügte sie ihr. Doch Gott wollte mir einen zweiten Himmel erschließen, er wollte mir zeigen, daß meine Seele noch mehr des Glückes tragen kann, daß die Glückseligkeit derer, die ihn lieben, keine Grenzen hat, daß Liebe mehr ist, als Freundschaft... Oh! mein Alexander, Du kennst dies Paradies der Seelen, Du hast sein Lied gehört, Du hast es selbst gesungen, mir fällt sein Licht zum erstenmal in die Seele, ich bete an, ich bewundere, ich liebe.

Alexander, mein Freund, ich möchte ein vollkommener Engel werden, um Deiner ganz würdig zu sein, in der Brust, an die Du Dein Haupt legen wirst, sollte der ganze Himmel Platz haben, damit Dir nichts fehlt, aber diese Brust ist nur reich durch Deine Liebe, durch Dich. Und mit dieser Liebe, — wieviel Glaube an Dich und wäre Liebe ohne Glauben möglich? Nein, mein Freund, nein, mein Engel, Dein Ideal ist fern, suche es dort, dort bei Gott, hier auf Erden ist es nicht. Du vermagst das Ideal vieler zu sein, doch Deines . . . Ich bin oft traurig, wenn ich an mich denke und meine Niedrigkeit neben Dir sehe, mein unvergleichlicher Alexander; meine Brust ist zu eng, um alles zu umfassen, was Du Dir wünschst, vielleicht ist auch meine Seele noch zu fern von Deiner Seele, um eins mit ihr zu werden. Nein, mein Engel, Du bist unvergleichlich, Dir kann niemand gleichkommen und ich — Du findest viele, die wie ich sind. Neige nicht Dein Haupt auf meine schwache Brust, sie trägt soviel Kostbares, soviel Heiliges nicht. Ich bin traurig . . . Leb wohl. —

Wiatka, 26. März.

Mein Engel! Meine Heilige! Ich bin erdrückt von Glück, meine Seele berauscht sich an dieser Seligkeit, meine ganze Seele, aber sie vermag nicht das Paradies Deiner Liebe zu umfassen. An meinem Geburtstag kam Dein Brief, den Frau Witberg mitbrachte. Ich trank jede Zeile, ich goß in meine Seele das himmlische Feuer, das in jeder Zeile brennt. Natascha, Natascha, oh! Du hast recht: dort, wo ich in Fesseln saß, dort hat Gott selber uns zusammengetan. Seit damals ist Dein Schicksal bestimmt. Du sagst, ich hätte Dich noch nicht geliebt, als ich schrieb, ich würde Deinem Auserwählten die Hand drücken. Ja und nein. Ich liebte Dich vor Krutice, aber ich gab mir von meinem Gefühl nicht Rechenschaft, noch mehr, ich wollte jede Liebe in mir vernichten. Ich hatte Angst um Dich, ich wollte Dein Leben nicht an mein wildes Wesen knüpfen. Und ich schrieb jene Zeilen, um jeden Gedanken an Liebe in Dir und in mir zu

unterdrücken. Doch unser Abschied entschied alles und wie sollte der Mensch es wagen kalt über sein Schicksal zu entscheiden, wenn über ihm die Vorsehung ist? Ich weiß den Blick noch, mit dem ich in Deine Seele schaute, als ich Dich nach dem Los der Taube fragte. Und als dieser Blick in meine Seele zurückkehrte, brachte er Kunde aus dem Himmel, aus dem Paradiese mit. Deine Liebe. Engel, mein Engel! Was sollen wir mit Emilie tun? Ihre furchtbare Lage zerreißt meine Seele. Versichre ihr, daß ich keine Briefe von N. S. erhalten habe. Bei Gott, ich erhielt keine, wie kommt sie darauf. Und ist sie denn wirklich überzeugt, daß er sie nicht liebt? Übrigens ist er leichtsinnig, ich weiß es und wage doch nicht, ihn anzuklagen. Das Herz des Menschen ist sonderbar. Das Bedürfnis nach Liebe ist in einem großangelegten Herzen so groß, daß man jedes Mitgefühl, jede Sympathie schon für Liebe hält und sich selbst täuscht. Ich habe das durchgemacht. Aber die wirkliche Liebe, oh! das ist ein ganz anderes, hier kann nichts mehr sich ändern. Denn sie ist das Leben selbst, der Beginn des Lebens, Du weißt es, Natalie!

Mir geht eben etwas durch den Kopf: Natalia heißt Heimat. Heimat! Ist der Sinn dieses Wortes nicht groß, wenn man es mit dem andern Worte vereinigt, mit Alexander, dem männlichen Schutz. Ich versichre dich, das alles ist nicht Zufall. Es gibt keinen Zufall, überall ist Sein Wille. Es sind Hieroglyphen mit hohem Sinn.

Mutterchen weiß — es mußte sein und es ist gut. Übrigens kann niemand unsere Vereinigung verhindern. Er hat uns vereinigt. Jetzt quält man Dich wieder mit Biriakow. Es ist also Zeit, daß sie's wissen. Ich werde Mütterchen schreiben, es ist mir schwer, aber ich werde es tun.

Nur eines kann uns eine Unmenge von Unannehmlichkeiten bereiten — das Eheverbot für Blutsverwandte, das uns, glaube ich, noch trifft. Aber es gibt eine Erklärung, wenn man ihnen die gibt, dann können sie uns schaden, aber nicht lange. Ich will nicht einmal daran denken. Du willst mit mir alles Schwere meines Lebens teilen. Tue es! Ich schenke Dir die Hälfte meines Unglücks, trag' es: ich bin stolz auf mein Unglück, ich wollte es mit niemand teilen, Dir geb ich es . . . Nein, Natascha, ich habe keine Worte, um Dir alles zu sagen, wie ich es möchte — Du verstehst mich.

Du frägst, was meine Seele bedrückt? Es ist schwer, es Dir zu verbergen, aber auch schwer, es zu sagen. Das menschliche Gesindel hat mich zu einer schlechten Tat verführt und ich — tat sie. Der größte Teil der Menschen entschuldigt sie . . . aber sie ist lasterhaft im moralischen Sinne. Ich habe mit einer Sache gespielt, mit der man nicht spielen darf und habe infolge der Stärke meines Charakters mehr Dummheiten gemacht, als ein anderer vielleicht gemacht hätte. Ich werde ein andermal darüber deutlicher schreiben. Jetzt kann ich nicht.

29. März. Christus ist auferstanden, mein Engel! Wundre Dich, Natascha, wundre Dich, ich sah Dich heut' nacht im Traum und ich glaube, ich küßte Dich zum erstenmal. Wir gaben uns in Wahrheit im Traum den Osterkuß. Und

was für ein wunderbarer Traum. Ich zitterte am ganzen Leibe, als meine Lippen die Deinen berührten. Meine Brust wogte, da erwachte ich.

Früher kam ich an diesem Feiertag zu Euch und Du erschienst dann unter all' dem Gesindel, mit dem Euer Haus vollgepackt ist. Ich würde viel darum geben, wenn ich auch jetzt diesen Tag mit Dir verbringen könnte. Leb wohl.

Moskau, 27. März 1836.

Christus ist auferstanden!

Ich bin allein.

Christus ist auferstanden, mein Alexander, sagte ich, als ich die Augen öffnete und bekam keine Antwort. Du hast mich gehört, mein Engel, Du hast gesagt: „Er ist in Wahrheit auferstanden, meine Natascha."

Welche Ferne, welche Ferne! Mein Gott, wann werden wir zusammen Ostern feiern.

Gestern war Mutterchen bei mir. Sie sprach lange, lange mit mir. Sie hat um meinetwillen Angst vor Dir. Beruhige sie, mein Freund. Andere mögen sich fürchten. Alexander, die anderen beurteilen uns beide ja ganz ruhig. Hättest Du, Du, mein Alexander, mich zur Braut erwählen sollen? Mich, die arme Waise, die die Menschen quälen, der sie selbst die nötige Bildung nicht zuteil werden lassen? . . . Tadle mich nicht wegen dieser Worte, Du kennst mich nur aus meinen Briefen. Warum ist es sonderbar, daß Ogarew die Roslawlewa liebt? Sie ist älter als er und nicht hübsch, aber welch' tiefe Kenntnisse, welch' glänzende Bildung. Das ersetzt Jugend und Schönheit. . . . Sie wird ihn immer verstehen, er wird ihr auf alles Antwort geben. Bei Deiner Natascha ist's anders, ihre Vorbereitung ist zu dürftig. Aber Alexander, mein Engel, mein Freund, wird O. auch so geliebt wie Du, ist ihm so das ganze Leben, die ganze Seele geschenkt . . .

Dein ist Natascha, Dein, auf ewig Dein. Ihre Liebe überstrahlt den Verstand, die Bildung und alles gelehrte Wesen. Ihre Liebe allein wird alles für Dich auf der Welt sein. Oh! Du Lieber! In meiner Einfalt habe ich Dich doch verstanden! Was brauch' ich denn noch zu lernen, zu wissen. Wenn ich Dich begreife, mein Engel, was gibt es noch für Rätsel für mich? Nein, nein, andere mögen fürchten, ich liebe Dich, ich liebe Dich: Du bist mein, ich bin Dein.

Nur denke daran Alexander, Deine Natascha hat nichts als die Liebe. Denke daran, ich sage es Dir. Leb' wohl, ich fahre zur Kirche.

30. Montag. Traurig, traurig, verbrachte ich den gestrigen Abend. Niemals fühle ich meine Einsamkeit so, als wenn die Menschen sich um mich drängen, um mich lärmen. Über einen Menschen nur freute ich mich, vieles änderte sich in meiner Seele bei seinem Anblick — es ist Wasilij Wasiliewitsch und es gelang mir, einige Worte mit ihm zu sprechen, diese wenigen Worte waren über Dich. Vorher und nachher war alles furchtbar traurig. Ich dachte, wie Dir erst zumute ist. Es ist mir schrecklich, daß Dir die Trennung so schwer fällt. Mein

Freund, es ist furchtbar, wenn ich bedenke, daß ich Dir mit wenigen glücklichen Minuten viel Kummer bringe und furchtbar ist es, daß ich Dich vielleicht von vielem abhalte. Diese Worte waren nicht gedankenlos gesagt: „Die Liebe wird meine Zukunft verderben und meine Zukunft gehört nicht mir." Aber dann denke ich wieder: Alles ist Sein Wille.

Ich las unlängst einen Roman. Furchtbar ... Es gibt keine so reine, keine so heilige Liebe wie unsere Liebe, Alexander! Wie entsetzlich blind ist die Liebe! In welche Niedrigkeiten, in welche Laster führt sie den Menschen! Nein, so ist unsere Liebe nicht. Jene kommt aus einem Herzen, das erfüllt ist von allen Leidenschaften und allen Sünden, sie reißt den fort, der sie erschaffen hat. Unsere kommt von Gott selber, sie heiligt die Seele und verjüngt sie und reinigt sie, sie nähert Gott. Ach Alexander, wird es sich wirklich einmal erfüllen: Wir beide fern vom heimatlichen Norden und den nördlichen Verwandten ... Träume, Träume! Je schöner, je großartiger sie sind, je weniger gehen sie in Erfüllung. Und doch denke ich, was geschähe mit mir, wenn das nicht in Erfüllung ginge? Ich stürbe!

Die anderen nennen unsere Liebe einen Traum. Nein, nein, das ist kein Traum. Kann ein Traum so die ganze Seele umfassen, so den Menschen verändern? Wenn diese Liebe ein Traum ist, wie ist dann die wirkliche Liebe? Leb' wohl, mein Engel. Ehe ich Dich nicht sehe, kann ich nicht ganz ruhig sein. Leb' wohl, ich küsse Dich. Deine Natascha.

31. Dienstag. Eben hat Gregor Iwanowitsch Dein Bild gebracht. Es ist nicht sehr ähnlich und doch ist meine ganze Seele erregt. Leb' wohl. Es ist traurig. Ich umarme Dich.

Wiatka 19. Juni 1836.

Mein Engel, Natascha! Heute bringst Du mich zu meinem letzten Geständnis. Es wird mir schwer es abzulegen und ebenso schwer wird Dir das Herz werden, wenn Du es liest. Du sollst sehen wie entfernt Dein Alexander von jener Vollkommenheit ist, mit der Deine heilige Liebe ihn so gern umkleidet. Höre mich an, Natascha, und wenn Du die Kraft dazu hast, verurteile mich nicht. Das letzte Mal schriebst Du wieder: Rette die Medwiedewa. Ja, seit dem Dezember denke ich immer daran und seither geben mir meine Gewissensbisse keine Ruh. Ich schrieb es Dir schon einmal, als ich hierher kam, gab ich mich aus Wut, aus Ärger über meine Lage einem ausschweifenden Leben hin. Ich suchte Vergessen in rohen Genüssen, im Wein, im Kartenspiel. Aber das hörte bald wieder auf. Deine himmlische Hand riß mich vom Abgrund fort. Im August vorigen Jahres kam die M. mit ihrem Manne her. Sie mieteten in dem Hause, wo ich wohne (sie wohnten im Seitenflügel). Überall sagte man damals, sie sei eine schöne gebildete Dame, die sich um niemand kümmern wolle, „dann wird sie sich eben um mich kümmern" dachte ich und machte einen Besuch. Diesen selbstsüchtigen Plan, den die Hölle selber mir eingegeben hatte, bemerkten viele. Man

feuerte mich an, man unterstützte mich. Was fand ich bei näherer Bekanntschaft? Eine junge Blüte, für's Grab, nicht für die bräutliche Brust gepflückt! Ein Wesen, das weit entfernt war, von allem Hohen und Idealen, dem das Unglück aber eine sonderbare Poesie verliehen hatte. Sie tat mir leid. Ich merkte bald, daß ich ihr nicht gleichgültig blieb und wirst Du es glauben, ich tat nichts um sie von diesem ersten Schritt zurückzuhalten, im Gegenteil, ich trieb sie weiter, aus reiner Tollheit, aus dem Wunsche nach Sympathie überhaupt. Ich sah meinen Triumph und gleichzeitig verurteilte mich eine starke Stimme meines Gewissens. Als ihr Mann starb, war ich verzweifelt. Ich sah plötzlich die ganze Gemeinheit, das Niedrige meines Vorgehens. Ich wollte es gutmachen, aber wie, womit? Das ist der Flecken meiner Seele, von dem ich Dir schrieb. Ich weiß — auch Du wirst Dich vor meiner Tat entsetzen! Und doch ist mir Dein Urteil teurer, als das der ganzen Welt. O! Natascha, wie läßt der Mensch sich hinreißen, wenn er seine Leidenschaften nicht bezähmt!

Doch höre mich weiter. Mein erster Brief, in dem ich Dir von Liebe sprach, als ich alle Elemente des menschlichen Lebens prüfend, begriff, daß meine Leiden von dem Streben nach Dir, herrühren, daß mein Gefühl für Dich Liebe ist, die heißeste Liebe, dieser Brief zerriß den Schleier vor meinen Augen. Ich stutzte. Ich stieß alle Ungetüme mit den Schlangengesichtern von mir, von denen ich mich hatte verführen lassen. Meine Liebe zu Dir wurde meine Auferstehung. Jetzt mußte ich meinen größten Fehler gutmachen. Ich zeigte allmählich eine große Gleichgültigkeit gegen sie. Ich wiederholte mir und anderen, ihre Seele sei nicht tief genug, um die wirkliche Liebe zu fassen. Sie wird mich vergessen. Aber man darf Deinen Namen noch nicht vor ihr nennen.

Das ist meine Beichte! Sie ist düster, schrecklich! denke Dich in meine Lage. Du weißt nicht, was es heißt, nach einer niedrigen Tat Gewissensbisse haben. O! Natascha, sei der Engel der Weihe, verzeih' Deinem Erwählten, Deinem Alexander! Niemals mehr soll eine solche Handlung auf mein Herz fallen, ich schwöre es Dir. Die Selbstsucht allein hat mich verführt, nicht die Liebe, konnte ich denn nur einen Augenblick lang jemand anders lieben als Dich, meine Göttliche! Glaube mir, es kann keine härtere Strafe geben, als Dir das alles schreiben, es Dir gestehen. O! wie lastete das Geheimnis auf mir, wie sorgsam verbarg ich es vor Dir, aber Gott sei Dank, ich habe gebeichtet und mit Zittern warte ich auf Deine Antwort.

Ich füge kein Wort mehr hinzu.

22. Juni. Das Geständnis ist gemacht. Es kostete mich viel, Dir meine Schuld zu beichten, noch mehr sie zu verschweigen: Zwischen Dir und mir soll kein Geheimnis sein. Sei auch Du jetzt aufrichtig! Sag' wie sehr Dein Alexander in Deiner Seele gefallen ist? Vielleicht bereust Du, wenn Du diesen Brief gelesen hast, daß Du Dich so schrankenlos einem Menschen geschenkt hast, der einer niedrigen Handlung fähig ist! Natascha, ich werde alles tragen, jeden Vorwurf — ich habe ihn verdient! Deine Liebe konnte mich nicht gleich emporheben. Bedenke, Dein

erstes Liebeswort kam im Dezember, das Ereignis, von dem ich rede, war im September! Ich erwachte, ich sah das Gemeine meiner Handlungsweise, weißt Du noch, in was für einem Zustand meine Seele war, als ich Dir zum ersten Mal von Liebe schrieb? Ich weiß sehr wohl, daß die Menge mich nicht verurteilen wird, man nennt das verzeihlichen Leichtsinn, jugendliche Tollheit. Doch ich darf mich nicht nach dem Maßstab der Menge messen. Ich wiederhole: ich bin überzeugt, daß diese Leidenschaft bei ihr vorübergehen wird und ich füge noch hinzu, die Hälfte der Schuld fällt auf die Leute, die mich aufstachelten. Die Menge! Einmal gab ich mich den Unreinen hin und sie nehmen die Gelegenheit wahr und befleckten mich! Natascha, Natascha! Bedaure Deinen Alexander und wenn Dein Herz groß genug ist an Gnade, verzeih' ihm. Dein Alexander.

Dieser Brief wird Dir Schmerz bereiten mein Engel, aber was hilft's: es war meine Pflicht Dir dies Geständnis zu machen. Vielleicht bin ich in anderthalb Monaten in Moskau, das sei der beste Trost für alles Leid, das dieser Brief Dir bringt. Polina sagt, ich dürfte jetzt nicht sterben, so glücklich sei ich. Ja, gewöhnlich brüsten sich die Menschen nur mit ihrem Unglück und ich sage offen, daß die menschliche Brust nicht mehr Glückseligkeit umfassen kann, als ich in vollen Zügen aus Deiner Seele trinke.

29. Juni! Entsetzliche Sehnsucht! Ich bin ganz krank, ein Stein liegt auf meiner Seele. Je näher die Entscheidung, je furchtbarer die Erregung. Vielleicht lese ich mein Schicksal eher, als Du diesen Brief. Noch ein Jahr Verbannung oder ich drücke Dich in sechs Wochen an meine Brust, mein Engel. Welcher Gegensatz! Gott, Gott! Ich kann nichts tun. Manchmal glaube ich, daß ich arbeiten kann, ich greife nach Feder und Papier — und meine Phantasie malt mir in heißen Farben das Bild unseres Wiedersehens. Ich nehme ein Buch zur Hand, sein Sinn ist mir unverständlich. Nein, nein, ich schwöre Dir, Du wurdest noch nie so geliebt, weder Du noch ein anderes Mädchen. Es gibt eine unübersteigliche Höhe der menschlichen Leidenschaften, ich habe sie erreicht.

Zagorie, 12. Juli. Sonntag. 1836.

Als ich Dein Geständnis las, mein Engel, weinte ich. Du bist nicht in meiner Seele gefallen, o! nein, nein, Alexander, ich schwöre es Dir. Selbst wenn Du etwas allzu Lasterhaftes tätest — und das kann nicht sein — selbst dann würde ich mit Thränen und Gebeten Deine Sünde abwaschen, würde Gott bitten mich für Dich zu strafen. Du solltest in meiner Seele sinken, meine Liebe sollte auch nur um einen Tropfen geringer werden. O! mein Freund, welcher Gedanke, welch furchtbarer Gedanke, ich könnte bedauern, daß ich mich Dir geschenkt habe. Es tut mir weh, wenn Du das wirklich denken konntest, als Du an mich schriebst, Du tust mir bitter leid, Alexander, daß Du nicht Kraft genug hattest, den Verlockungen zu widerstehen, die Dich bis zu jener Tat brachten. Aber bei Gott, ich begreife das Entsetzliche Deiner damaligen Lage, die Kälte, die Fesseln, die zermalmenden Blicke auf Schritt und Tritt und Deine Seele in all' dem. Mit

meiner ganzen Seele, verzeihe ich Dir. Glaub es mir, Alexander, mein Lieber, nicht ein schwarzer Gedanke an Dich trat in meine Seele, als ich Deinen Brief las. Denk' nicht, meine Liebe lege Dir Tugenden bei, die Du nicht besitzt, nein, Alexander, Du hast diese Liebe in mir erschaffen, nicht sie hat Dich, Du hast sie geadelt. Beruhige Dich, mein Engel, o! frage nicht, ob Du in meine Seele gefallen bist: ich kann nicht, ich vermag nicht zu berechnen, um wieviel Du gestiegen bist, um wieviel Du heiliger wurdest in meiner Seele. Deine Reue! Bei Gott, sie ist höher als Deine Schuld und wenn unsere Trennung eine Strafe bedeutet, dann ist dieser Flecken Deiner Seele längst getilgt und gesühnt und der Himmel hat Dir verziehen. Ich sage nicht mit der Menge, daß es ein verzeihlicher Leichtsinn, eine Jugendtollheit war, doch Du siehst klar, daß es schlecht war, Du siehst es vielleicht schlimmer als es ist und es wird nicht mehr sein, ich stehe Dir für Dich ein. Nein, wozu jetzt noch diese erzwungene Gleichgültigkeit, Du hast jetzt das Herz gefunden, das aus lauter Liebe zu Dir besteht, Du hast die Seele gefunden, die nichts weiß, nichts sieht, als Dich und Gott. Ich umarme Dich, mein Engel, ich umarme Dich und küsse Dich und ich schwöre Dir, daß Du mir noch heiliger geworden bist, daß Du noch höher in meiner Seele dastehst, denn ich glaubte viel Schlimmeres von diesem Flecken, über den Du fast in jedem Brief sprachst. Glaube auch das Eine noch, Gott verzeiht Dir. Meine Leiden allein könnten Deine Schuld lösen und nun Deine erst... Und ich bete zu ihm, aber bei Gott beruhige Dich, glaub' nicht, Du hättest Dich in meinen Augen verändert, ich könnte mich von Dir entfernen, in Dir ist nichts, was meine Seele nicht in ihre Umarmung einschließt. Jetzt eine Bitte für sie. Wenn Du ihr kein Glück geben kannst, so vergrößere doch ihr Unglück nicht, laß sie ganz langsam, ihr selber unmerklich, aufhören Dich zu lieben und vor allem gib' ihr keine Hoffnungen beim Abschied; ihre Qualen wären dann nur länger und schwerer. Wem würd' ich mit solcher Ruhe die Rettung der Unglücklichen anvertrauen. Dir ... Du weißt nicht, mein Engel, wie ruhig ich bin, wenn ich ihr Schicksal in Deine Hände gebe. Versuche mit allen Kräften ihr die kleinste Unannehmlichkeit, die Du ihr bringen könntest, zu ersparen. Du sagst selber, sie sei schon unglücklich genug. Gott helfe Dir bei ihrer Rettung!

13. Juli, Montag. Mein Gott, mein Gott! Alexander, Du kennst jetzt schon unser Schicksal und mich quälen noch alle Zweifel. Vielleicht segnest Du Gott in Deinem Jubel und ich kann ihn nicht einmal bitten, (denn alles ist ja schon entschieden). Und wenn Du eine abschlägige Antwort bekommen hast .... Wenn es so ist, mein Engel, brich' nicht zusammen unter der Last, die der Höchste Dir aufgebürdet hat. Auch dieses Jahr der Trennung wird vorübergehen und wir werden, noch mehr in Geduld geübt, noch demütiger unter seinem Willen uns beugend, das Leben und unsere Liebe genießen. Denke daran, je größer die Prüfung, je größer der Lohn, im Leid, in der Trennung, in den Qualen, in allem sei der Ruhm Gottes! Ich fürchte für Dich, Alexander, mein Engel, Alexander, höre auf meine Worte, Du mit Deiner großen Seele, falle nicht, denke daran, wie

es mir gehen wird, wenn Du schwach wirst, denke, wieviel Gottes Sohn für den Menschen gelitten hat. Ach! was sollen meine Worte! Erhebe Dich mit Deiner Seele zu Ihm und Er wird Dir Kraft geben und Stärke. Können wir etwas besseres für unser Glück wünschen, als ihn und seine Hilfe. Wenn uns noch diese Trennung beschieden ist, so wird dieses schwere Jahr die höchste Stufe jener Leiter werden, die zur Seligkeit führt, die höchste und letzte Stufe. Wenn Du schwach wirst, vergehe ich ganz und was dann? Ich werde ruhig sein, wenn Du ruhig bist, ich werde freudig alles tragen, wenn ich weiß, daß Du nicht trauerst. Wenn Deine Seele nicht von dem Gedanken erfüllt wird, daß die Gnade Gottes besser ist, als alles auf der Welt, daß nichts besser sein kann, als er es fügt, so denke wenigstens an Deine Natascha, die ganz zugrunde gehen wird, wenn sie Dich schwach sieht. Mein Herz zittert, aber ich wanke nicht. Er ist meine Zuflucht, dorthin erhebt sich mein Geist und nur die Ungewißheit, in welcher Lage Du Dich jetzt befindest, bedrückt meine Seele.

Welch' furchtbares Gewitter am Himmel, Blitz und Donner! So erregt ist auch mein Geist manchmal. Ach, wenn ich ein Wort von Dir bekommen könnte. Sag' was könnte Deiner Seele wohltun. Befiehl mein Engel, ich werde alles, alles tun, o! sag' sag's um Gottes Willen, verlange alles von mir, alles was nur möglich ist, soll erfüllt werden. Ich sehe Dich immer nur schmerzergriffen. Deine Freude kann ich mir nicht so lebhaft vorstellen.

Ach! Und wenn Du jetzt weißt, daß Du mich in einem Monat siehst! ... Ich kann nicht schreiben, nicht denken, mein Engel, ich umarme Dich ... O! wann, wann ... Leb' wohl, mein Leben, mein Alexander! O mein wunderbarer, mein herrlicher Freund, wehe mir die Luft wenigstens zu, die Du atmest, wende den Blick wenigstens nach der Seite, wo Deine treue Freundin Natascha ist! Der ganze Himmel ist dunkel, ich schreibe Dir bei Blitzeszucken, mein Unerreichbarer, ich küsse Dich, ich küsse Dich, meine Seele, Gott sei mit Dir.

14. August.

Mein Engel, meine Gottheit, Natascha, Du bist mein starkes Mädchen und darum kann ich Dir ohne Scheu sagen, daß unsere Trennung noch lange dauern wird. Die Antwort ist gekommen und hat alle Hoffnungen auf ein baldiges Wiedersehen abgeschnitten und diesen Brief bekommst Du am 26. August statt meiner. Sei stark, Natascha! In der Liebe selber, in meiner starken großen Liebe sollst Du Trost finden. Sei stark, damit Du später die Seligkeit in vollen Zügen trinken kannst. Vielleicht noch ein ganzes Jahr, noch lange Zeit, aber die Vorsehung kennt das Ziel ... Deine Tränen werden auf diese Zeilen fallen ... O! Natascha sei stark um Alexander Willen, mach sein Kreuz nicht noch schwerer ... Ich werde sehr viel, sehr oft an Dich schreiben, das ist die einzige Entschädigung, die wir haben. An deine Reise nach Kiew sollst Du nicht mehr denken, vielleicht finde ich mit der Zeit ein anderes Mittel. Lassen wir das. Schone Dich, sei stark; kein gewöhnliches Glück harrt unser, ich habe es Dir schon einmal

prophezeit. Ich habe zwei Briefe von Dir bekommen. O! nein, nein, meine Träume malen Dich nicht besser als Du bist, Du stehst höher als alle Träume, was könnte auch die irdische Phantasie einem himmlischen Wesen geben. Diese Briefe haben meine Seele von neuem gestärkt. Eine Zeile von Deiner Hand heilt alle Wunden meines Herzens. So geliebt sein, wie ich es bin und noch murren, das wäre Tempelschändung. Du schreibst: „Warum entbehren wir alles? — Weil wir einander gegeben sind." Denke an diese Deine Worte, sie mögen Dir Trost sein, wie sie es mir gewesen sind.

„Wo ist die Seele, vor der Alexander sich beugt." O! mein Gott, in jedem Wort, sogar in den Lauten der Trauer, der Erschöpfung, überall zeigt sich leuchtend diese Seele. Ich bete Dich an, Engel Gottes, der Du vom Himmel gesandt bist. Eines nur; laß den Gedanken dieser Reise nach Wiatka, das ist unmöglich, ich befehle Dir, nicht mehr daran zu denken. Du sagst, ich solle nicht wanken, wenn die Erlaubnis nicht gegeben wird, ich hab's getan, wie ein marmorner Obelisk war ich, wohl trifft ihn der Hagel, aber er bekommt keine Risse. Erfülle auch Du Dein Versprechen, sei ruhig, so weit Du es kannst. Schreib' öfters, öfters. Ich werde dies Jahr ganz anders zubringen. Ich werde viel arbeiten, viel zu Hause sein und so wie in früheren Zeiten die Einsiedler ihre Tage im Gebet vor der Muttergottes verbrachten, so werde ich zu Dir beten. Ein Jahr der Entbehrung, ein Jahr der Trauer wirft man leichten Herzens dem Genius des Bösen für einen seligen Augenblick hin und dieser Augenblick wird für uns kommen.

Vielleicht ändert sich alles noch, vielleicht rührt meine Stimme Väterchen und er erlaubt, daß Du mich hier mit Mütterchen besuchst. Nur dürfen wir nichts überstürzen. Jetzt werde ich anfangen Dein Bild zu verlangen, ich muß es haben, ich muß meine Liebe und mein Unglück vor ihm ausschütten können.

16. August. Also Deine Liebe hat mir meine schwarze, niedrige Tat vergeben, umso besser — ich nehme Deine Verzeihung nicht als etwas an, was mir gebührt, sie ist ein Geschenk Deiner Liebe, das, was Christus' Mitleid dem Verbrecher ist. „Rette sie" sagst Du, ich tue alles, was ich kann, aber große Fortschritte habe ich noch nicht erzielt. Sie muß fortfahren, und die Mittel fehlen. Es ist schlimm, sehr schlimm, doch ich werde alles tun, was sich tun läßt. Mein Engel, hast Du mir nicht doch zu rasch verziehen? Alle Einzelheiten, die Du nicht kennst, sprechen gegen mich. Aber Du hast ganz recht, so etwas kann nicht mehr vorkommen.

31. August Zagorie 1836.

Mein Engel Alexander, ist das Kreuz schwer, das wir zusammen tragen? Schwer, furchtbar schwer! Aber darf ich erschlaffen, wenn ich helfen soll. Soll meine Kraft schwinden, wenn ich Deine Festigkeit sehe. Glaube es Alexander, dieses neue Jahr der Trennung berührte meine Brust, wie der Pfeil den Granitfelsen. Jetzt nenn' mich erst Deine, jetzt bin ich dieses heiligen Namens würdig. Küß' mich, umarme mich, ich habe alles verdient. Dieser Kuß ist die Belohnung

für meine Demut, diese Umarmung meine Labung nach der Arbeit. Wie ein Engel Gottes hast Du mich auf Deinen Flügeln in den Himmel emporgehoben. Und Deine Liebe — die Liebe, sie ist die Wand, mit der Gott selber meine Seele umgeben hat, sag' welche Waffe sollte durch diese Wand dringen. Tragen wir gemeinsam unser Kreuz. Ich wage nicht zu sagen: gib mir mehr, wir sind eine Seele, mein Engel, wir müssen auch eine Kraft sein, eine Bürde tragen.

Gestern bekam ich Deinen Brief vom 14. August. „Deine Tränen werden auf diese Zeilen fallen —". Aber mit den gleichen Zeilen habe ich sie getrocknet. Ich dachte, daß jede meiner Tränen brennend auf Dein Herz fällt, daß meine Trauer Deine Trauer vergrößert und die Last noch schwerer macht. Ich nahm mich zusammen und ergriff das neue Kreuz und nun trage ich es mit meiner ganzen Liebe, mit meinem ganzen Glauben. Wir gehören einander!

Beruhige Dich, mein lieber Engel, ich gehe nicht nach Kijew. Ich warte bis Gott selbst mir den Weg nach Wiatka weist. Dann wird er gefahrlos und sicher sein. Aber ich gestehe Dir, mein Freund, es fällt mir schwer mich von diesem Gedanken zu trennen, er hat in meiner Seele tief Wurzel geschlagen. Ein ungewöhnliches und schweres Unternehmen, ja, aber gerade seine Größe verringerte das Entsetzliche der langen Trennung, deren Gedanke allein mich schon schreckte, wenn ich sie auch nicht mit Bestimmtheit erwartete. Jetzt verjage ich diesen Plan, Du willigst nicht ein! Mein Engel, glaube es mir, nicht nur mit Sanftmut und Demut, nein das ist zu wenig, mit Freude trage ich dieses Kreuz. Erlahme auch Du nicht, mein göttlicher Freund. Wie sollen wir unser Zusammensein, unsere Seligkeit tragen, wenn wir die Trennung und den Schmerz nicht ertragen? Bereiten wir uns, seien wir stärker, höher, heiliger!

Vor kurzem waren noch herrliche Träume, voll Glück und Hoffnung in meiner Seele, jetzt? Wenn es nur möglich sein wird, werd' ich Dir jeden Morgen und jeden Abend schreiben — das ist so nötig für mich, wie das Gebet; ich werde Dir von allen Gedanken und allen Gefühlen jeden Tag Rechenschaft ablegen, dann wird dieses Jahr rasch vorübergehen, wir werden die Trennung nicht so merken. Dich, meine Engel flehe ich an: schreib' so oft Du kannst. Ich lebe ja nur dann. Die geringste Kleinigkeit, die Dich berührt, beschäftigt mich tagelang. Schreib was Du fühlst, was Du denkst, alles. Ich verspreche es Dir: ich werde mich nicht grämen, nicht trauern, ich werde alles mit Festigkeit tragen. Noch mehr: meine Augen, meine Ohren und mein Herz werden für alles geschlossen sein, was nicht Liebe ist. Ich kann alles ertragen, nur nicht eine Minute ohne Liebe zu Dir. Ich umfasse flehend Deine Knie, mein Engel Alexander! Erlahme nicht, werde nicht schwach. Deine Nataschа stirbt, wenn Deine Seele sich dem Gram ergibt. Ja, ich glaube es, die Tage des Lichts werden uns kommen, der Himmel wird für uns auf Erden sein!

21. September, Wiatka 1836.

Meine Freundin, seit einigen Tagen quält mich ein böser Dämon. Schon

suchte er meine Seele seltener heim, nun ist er mit seinen giftigem Atem wiedergekommen. Die Menschen — Du weißt noch nicht, was die Menschen für ein ekelhaftes Ungeheuer sind und Du sollst es nicht wissen! Möge Deine Seele Dein Lebelang nur Gott kennen und den Menschen, den er Dir gegeben hat. Lerne nie die Menge mit ihren niedrigen Leidenschaften kennen. Du weißt, ein heller Spiegel wird trübe, wenn man gegen das Glas haucht, so wird auch die Seele trüb vom Hauch der Menge. Ich sehe sie an und denke: sind sie wirklich, existieren sie oder sind das nicht entsetzliche Gespenster, Karikaturen? Jeder, der höher steht, als die Menge, wird ihr Feind, sie wirft mit Steinen nach ihm. Er aber verfällt dem verwunschenen Kreis, der keinen Ausweg hat, seine Seele geht unter in diesem Kampf, er reißt alles mit sich, was ihm nahe ist und die Menge lacht und klatscht Beifall und wirft ihm Kot ins Gesicht. Es gibt ein Band, das an den Himmel knüpft — die Liebe. Der Mensch ist ein gefallner Engel, Lucifer, ein Weg nur führt ihn in den Himmel, ins irdische Paradies, die Liebe; dieses Aufgehen zweier Seelen in einer, die Selbstentäußerung, das hast Du mir erschlossen, mein Engel, Du bist würdig die Menschheit mit Gott auszusöhnen. Und selbst jetzt, wenn ich, gereinigt durch Deine Liebe mich betrachte, wie viel Egoismus ist noch in mir. Der Egoismus ist die Pest der Menschheit, ein Erbteil Luzifers, ein Rest unseres Falles. Natascha, Natascha, ich brauche Dich, ich bin geschlagen vom Schicksal und von den Menschen, meine Seele ist mit Narben bedeckt, mein Herz blutet, Du allein kannst mich heilen, ein Blick von Dir und ich verzeihe den Menschen alle Beleidigungen, mit denen sie mich täglich überschütten. Vielleicht erlöst mich das Schicksal vor Ablauf dieses Jahres noch.

Makarow, der Deine Briefe mitbringen soll, ist noch nicht hier, ich erwarte ihn, wie der Gefangene die Botschaft seiner Freiheit.

In Deinen letzten Briefen schriebst Du, Emilie finde es schrecklich, wenn alles nach meiner Rückkehr wieder so ist, wie es war, aber Dir erscheine es nicht so. Ich bin davon überzeugt, ich kenne Deine Seele, sie ist über aller irdischen Liebe und die himmlische, die heilige Liebe braucht keine äußeren Bedingungen. Weißt Du, daß ich mich bisher noch immer von dem Gedanken an unsere Ehe abwende. Du meine Frau! Welche Erniedrigung! Meine Heilige, mein Ideal, meine Himmlische, dieser Engel, das Geschöpf, das mir durch heilige Sympathie verbunden ist — meine Frau! In diesen Worten ist Hohn! Du sollst für mich eine Frau wie andere sein, meine Liebe, Deine Liebe soll ein irdisches Ziel haben! Mein Gott, ich würde mich einen Verbrecher heißen, ich wäre Deiner Liebe unwürdig, wenn ich anders dächte. Wir können uns nicht mehr angehören, als wir uns jetzt angehören, unsere Seelen sind eins, Du lebst in mir, Du bist Ich. Aber Du wirst mein sein, und ich erachte das nicht als besonderes Glück, das ist ein Opfer, das wir der bürgerlichen Gesellschaft bringen, die offizielle Ankündigung, daß Du mein bist, nichts weiter. Deinen Blick trinken, mit einem Händedruck, ohne ein Wort zu sprechen, Dir die Seele offenbaren, mit einem

Kuß Deine Seele trinken und Dir meine geben, was sonst? Wie kann Emilie mit ihrer Seele die Liebe so oberflächlich fassen, sie, die selbst geliebt hat?

Alexander.

Wiatka, 10. Dezember 1836.

Ich habe Dir Antwort versprochen und das ist der Anfang. Nein, Du wolltest nicht in die Tiefe des Schmerzes meiner Seele eindringen, ich schrieb Dir in einem Augenblick des Grams und der Selbsterniedrigung, aber die Stimme log nicht. Ich kenne meine Kraft, meine Vorzüge, ich weiß, was ich sein könnte, ich weiß, daß ich höher stehen müßte. Zu meiner eignen Kraft kam noch die himmlische hinzu, die heilige Stütze Deiner Liebe — und ich fiel. Wie nichtig ist meine Stärke! Es ist wahr, ich ermannte mich gleich, aber nicht ich, Deine Liebe tat es, ich schwöre es Dir und Du sagst, Du hättest mich zur Erde heruntergezogen, Du, ... weiß Gott, was für Worte noch in Deinem Brief stehen, Du schontest mich nicht, als Du das schriebst. Ich bin nicht böse, hier ist meine Hand, auch das ist eine verdiente Strafe, mit all diesen Schlägen kauf' ich mich los ... Ich fordere Gerechtigkeit, Natascha, Gerechtigkeit und nichts weiter. Ich spreche zu Dir, von Liebe und Entzücken erfüllt: Du bist hehr, Du bist ein Engel, ich bin bereit, meine Worte zu besiegeln mit meinem Blut und meiner Seele und der Ewigkeit. Du stößt das alles zurück und aus Egoismus teilweise (verzeih' mir) unterwirfst Du Dich mir, nur um Deinen Auserwählten noch mehr zu schmücken, verlangst Du, ich solle das gut heißen. Ich sage Dir: hier ist meine Seele, sie ist gebrochen und befleckt, aber sie ist groß in der Liebe zu Dir, hier ist das Verbrechen, das ihr seine Spuren einprägte und Du antwortest: das ist alles Unsinn, ich will nicht, daß Flecken auf Deiner Seele sind, also wirf' alle Gewissensbisse von Dir und halte Dich für einen Seraph. Urteile selbst, ist das Gerechtigkeit? Dein Stolz will nicht zugeben, daß ich befleckt sein kann, denn das zugeben, hieße auch mein Verbrechen zugeben; um Dir das zu beweisen, erinnere ich Dich an die Stelle Deines Briefes, wo Du sagst, mein Vorgehen mit der M. sei schon deswegen kein Verbrechen, weil es vielleicht die Vorsehung so gewollt hat. Die Antwort ist nicht schwer. Vielleicht; aber erinnere Dich an das Evangelium; nach dem Worte des Propheten war es dem Menschensohn beschieden verkauft zu werden. „Zwar des Menschen Sohn gehet hin, wie von ihm geschrieben stehet, wehe aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre demselben Menschen besser, daß er nie geboren wäre." Wo findest Du in meinen Briefen Erniedrigung? Ich sage zu Dir: führe mich, und ich wiederhole es hundertmal: führe mich: nicht den Weg des Ruhmes, nicht den Weg der Arbeit, der Tat, diesen Weg finde ich selber, wenn er mir nur gegeben ist, nein führe mich in den Himmel, in diese heilige Wohnung der reinen Seelen, dorthin komme ich nicht allein, ja ich dachte nicht einmal daran, vor meiner Liebe zu Dir. Seit Deinem dreizehnten Jahr, sagst Du, führe ich Dich ins gelobte Land, weißt Du nicht, daß Moses in der Wüste starb, weil er unwürdig war es zu betreten

und doch führte er. Und so steht der Führer nicht immer höher als der, den er führt. Und zum Schluß schreibst Du: „Vielleicht bin ich der Grund von all' dem." Freilich Du, ohne Dich wären nie die reinen, hellen Gedanken der Sittlichkeit in meine Seele gekommen. Warum erschreckt Dich das? Ich schrieb Dir. Selbstsucht und Stolz: das waren die Grundlagen meines Lebens bis zur Liebe und es ist schwer sich von diesen toten, irdischen Fundamenten zur Idee der Sittlichkeit emporzuheben. Du, Du, mein Engel, bist der Grund, daß ich die Flecken auf meiner Seele nicht länger ertrug. Ich danke Dir für den Rat ein Jahr lang nachzudenken, ob ich mich nicht in Dir geirrt habe, ob Du mir nicht bloß als mein Ideal *erschienst*. Ich danke Dir! Aber annehmen kann ich ihn nicht. Die Idee der Liebe ist die Idee des Lebens in mir; noch einmal völlig zurückgehen kann ich nicht, ich weiß nicht, ob selbst der Verlust meines Lebens mir die Möglichkeit gäbe, zurückzugehen und kalt zu überlegen, ob Du mein Ideal bist oder ob Du mir nur so *erschienst*. Wenn ich kalt genug lieben könnte, um ein Jahr lang die Rechnung Deiner Vorzüge aufzustellen, dann wärest Du nicht mein Ideal, dann wäre ich ein niedriger Mensch und könnte mich nie bis zu Dir emporheben, könnte nie von Dir geliebt sein. Ich sagte Dir häufig, Du idealisierst mich, aber ich sagte noch nie: „Geh' zurück, laß mich." Ich konnte es nicht sagen, denn ich weiß, Du kannst nicht zurück. Ich sagte Dir: hier ist meine Seele, ein Meer von Feuer ist in ihr, von Energie, von Liebe und Poesie für Dich, aber es sind auch schwarze Abgründe in ihr, wisse es im voraus und wundere Dich nicht, wann Du sie später findest. Natascha! Natascha! Wehe dem, der es wagen wollte meine Liebe einen Traum zu nennen, der mir erschien, wehe ihm, nur Dir verzeihe ich alles, selbst das ... Und gleich nach diesem Rat kam Dir der Wunsch zu sterben. Schwer ist das Kreuz, das Du auf Dich nahmst, als Du Dich mir schenktest, und kaum, daß Du seine Last spürst, sagst Du: lieber sterben, als es tragen; willst Du wirklich Alexander seinem Schicksal überlassen, seinen wilden Leidenschaften und den Menschen und der Menge!

Genug davon. Sei überzeugt, mein Engel! Nicht ein Schatten des Mißmuts, der Unzufriedenheit ist mir geblieben! Du bleibst doch mein führender Stern, mein Lohn für alle Leiden, meine Heilige, meine Gottheit. O! Natascha, nur Gott sieht, was Du mir mit Deiner Liebe gebracht hast. — Es ist wahr, die Trennung breitet etwas Düsteres über meine Seele, ich bin erschöpft, doch Du verlangst Festigkeit. Ich werde fest sein. Aber wenn manchmal ein Ton der Trauer, des Schmerzes aus meiner Seele sich losreißt und unwillkürlich in einem Briefe bis zu Dir gelangt, dann seufze mit mir und bedenke, daß auch Dein Alexander ein Mensch ist.

Leb wohl, ich sende Dir einen Kuß der Liebe, einen feurigen, langen Kuß, so rein wie der Himmel.

Moskau, 8. April 1837.

Was fühlt, was denkt man nicht alles in einer Stunde. So viel geheime

wunderbare Welten fliegen vorüber und die Seele schaut sie, ein wunderbares Licht fällt von ihnen auf die arme Erde, Balsamtropfen erquicken die verschmachtenden Menschen ... Eine Stunde und ganze Tage gehen vorüber, ohne daß ich Dir einen Traum erzählen kann, ohne Widerhall kehren sie zu ihrer Quelle zurück. Wenn die Menschen wenigstens Mitleid hätten, wenn ich Dir wenigstens schreiben könnte, so oft ich will. Aber ist denn das tote Wort, das Gott weiß wieviel Menschen schon im Munde geführt und geschrieben haben, ein Gefäß für soviel Leben und Licht? Kann das Begrenzte das Unbegrenzte ausdrücken? ... genügt der Tempel, den Jahrhunderte und Tausende von Menschen erschaffen haben, um den Begriff des Gebets zu geben? ... Was wird die Menschheit tun, um die Liebe auszudrücken? ...

Mein Engel, ich vergaß eine ganze Weile, daß ich weiterschreiben wollte. Da, wo ich sitze, sieht man nichts als den Himmel und die Spitzen einiger Dächer. Die anderen sind fortgefahren, vor mir ist Dein Bild. „Was wird die Menschheit tun, um die Liebe auszudrücken." Dieser Gedanke beschäftigte mich so, daß ich die Feder aus der Hand legte, Deine Züge werden eins mit dem Himmel und der Sonne ... Vergiß, vergiß wenigstens für einen Augenblick alles, stell Dir vor ... aber wie soll man es nennen, ich kann es nicht ausdrücken, Alexander, es gibt kein Wort dafür ... aber wie immer ich es sage, Du wirst mich verstehen. Vergiß alles, schau nirgends hin, sieh nur den Himmel an und die Sonne. Was gibt es schöneres in der Natur! Jetzt stell Dir vor, daß Dein Gesicht sich vom Papier loslöst ... die Züge werden hell ... sie brennen ... sie brennen im Feuer der heiligen Liebe ... o! wie sie brennen ... sie verschmelzen mit dem blauen Licht, mit den brennenden Strahlen, Du bist der Himmel, Du bist die Sonne, Sonne und Himmel sind Dein Bild! Sag, kannst Du Dir das vorstellen? Die ganze Natur ist Dein Bild, Dein strahlendes, brennendes Heiligenbild. Nicht Pflanzen, nicht Berge, und nicht Meere und nicht Menschen sind zu sehen, überall bist Du, Dein Auge. Ich konnte das Licht nicht länger schauen und schloß die Augen, ich konnte meine Nichtigkeit nicht länger tragen und begann zu weinen. Meine Tränen sind noch feucht, ich sehe die Spuren vor mir auf dem Fußboden. Leb wohl, sie kommen.

Abends. Nein, niemand, nicht einmal Du, mein Wunderbarer, kannst fassen, wie das war, mir scheint es jetzt selber ein Traum. Aber diese Erscheinung wird für immer in meiner Seele bleiben. Die Liebe, Alexander! Dorthin! Dorthin!

Später. Es ist alles so traurig, warum habe ich keinen Brief von Dir? Mein Freund, mein lieber Freund, wie schwer ist das alles, ich hatte heute so bestimmt darauf gerechnet, .. warum schreibst Du nicht? ... Nun kommen auch die Feiertage bald wieder ... Mein Freund, soll die Hoffnung uns immer nur täuschen. O! mein Gott, soll das alles noch lange währen? Meine Seele, Alexander, warum bekam ich heute keinen Brief? Wie das schmerzt! Leb wohl, mir ist so

todestraurig, o Du, mein Leben! Morgen ist der neunte*. Leb wohl, ich küsse Dich, ich umarme Dich. Den 9. April, 5 Uhr nachmittags.

25. Oktober 1837, Moskau.

Gestern war Emilie bei mir, weißt Du, was sie mir sagte: „Natascha, wenn man mir die Nachricht brächte, Du seiest gestorben, ich würde freudig das Kreuz schlagen und Gott danken." Sie hat ein bißchen recht, aber nicht ganz. Ihre Seele, die nur im Leid lebt, hat die Qualen meiner Seele erfaßt; aber das Paradies, das die Liebe und das Gebet mir schaffen, ist niemand zugänglich. Das Düstere der Gegenwart ist unermeßlich, die Bitterkeit der Zukunft unerschöpflich und doch ist es nur ein bitterer Tropfen in einem Meer voll Süßigkeiten, ein Stäubchen gegen die Sonne. Meine Liebe ist allen ein unerreichbares Geheimnis, es gab solche Liebe noch nicht . . . Wenn Du müde bist vom endlosen Kampf, wenn Du keine Kraft mehr in Dir hast, um Dich gegen die neuen Angriffe zu wappnen, wenn der Vorhang, der uns von der Zukunft trennt, immer dunkler wird, wenn die Sternlein, die hinter ihm blinken, erlöschen, erlöschen... O! Alexander, noch bin ich zu schwach, noch ist zuviel Erde in meiner Seele. Um meine Worte kümmert sich niemand, man hört sie nicht, sogar die Verlobungsringe sind schon vorbereitet, er wird immer aufmerksamer und Vaterchen hat an die Fürstin geschrieben: „Einen besseren Bewerber kann man weder wünschen noch erwarten." Ihm ließ man sagen, er solle hoffen. Ich würde ihm einfach absagen, aber er wendet sich nicht an mich und wir sind nie allein. Übrigens, was ist dabei, das sind nur Unannehmlichkeiten, man kann mich nicht zwingen, ihn zu heiraten. Vaterchen wird Dir gewiß schreiben, antworte ihm.

26. Mein Freund, Du kannst Dir nicht vorstellen, was ich heute gelitten habe! Man putzte mich heraus und schleppte mich zur Swietschina. Diese Dame war seit meiner Kindheit immer sehr gütig zu mir, ich ahnte nichts. Und was geschah? Snaksanow** kommt jeden Dienstag zu ihnen. Denke Dir meine Lage, auf der einen Seite die Alten am Kartentisch, auf der andern ein paar ekelhafte Gestalten und er. Ich war zum erstenmal in einer solchen Gesellschaft. Das Gespräch, die Gesichter — das alles ist so fremd, so sonderbar, so ekelhaft und leblos, ich selber kam mir wie eine Statue vor, nicht wie ein lebendiges Geschöpf. Wie ein kleines Kind bat ich fortwährend, man möchte mich nach Hause schicken. Man kümmerte sich nicht darum. Seine Aufmerksamkeit und die Liebenswürdigkeit von Frau Swietschina erdrückten mich fast, er schrieb sogar die Hälfte meines Namenszugs in Kreide. Mein Gott, ein Mensch, der nichts als Geld und Titel hat, (vielleicht ist er gut) ein solcher Mensch wagt daran zu denken, sein Dasein mit meinem himmlischen Leben zu vereinigen, mit

---

* Am 9. April 35 hatten sie sich zum letztenmal in Herzens Gefängnis gesehen.

** Ein Bewerber, der von der ganzen Familie protegiert wird, er tritt im letzten Augenblick zurück, der Grund ist aus den Briefen nicht ersichtlich.

meinem Paradies, meiner Liebe, meinen unirdischen Entzückungen ... das ist die größte, die schwerste Beleidigung. Hilf Alexander, meine Kraft langt nicht. Wenn selbst diese Dame ihre Hände im Spiel hat ... Ich kann mich auf niemand von denen stützen, die mir Stütze sein sollten. Ich stehe allein am Rande des Abgrunds und die ganze Menge bemüht sich, mich hinabzustürzen. Manchmal bin ich müde, meine Kraft verläßt mich und Du bist nicht in der Nähe und ich sehe Dich nicht in der Ferne ... Eine einzige Erinnerung und meine Seele erhebt sich wieder, zum Kampf bereit, der Himmel und die Erde schützen mich; ein Hauch von Dir und ich fliege über den Abgrund und bin wieder auf heimatlichem Boden ... Wenn Väterchen etwas darüber schreibt, schweig nicht, wenn sie mich fragen, werde ich einfach antworten, aber die Meinen müssen es vor Väterchen wissen, mögen die Leiden sich verdreifachen, sie werden mich dann wegen der Liebe quälen und nicht weil ich sie verborgen habe. So denke ich, aber alles nach Deinem Willen, mein Alexander. Mein Göttlicher, wie wollte ich mich aus diesem engen Käfig befreien, aus diesen Netzen, die niedrige, gemeine Kreaturen geknüpft haben, wie wollte ich alle Fesseln von mir werfen und zu Deinen Füßen meinen letzten Ton aushauchen, wie eine zerbrochene Harfe.

28. Donnerstag. Auf meiner Brust liegt es wie Blei! Sie sind nicht zu Hause und ich fliehe zu Dir, mein Retter! Wenn ich Dir ein paar Worte sage und wenn's auch nur auf dem Papier ist, so kommt neue Kraft und neues Licht in meine Seele. Gestern abend war Snaksanow wieder da, ich hatte ihn nicht erwartet, sonst hätte ich mich krank gestellt. Sollen diese Besuche mich noch lange peinigen ... aber die Entscheidung muß bald kommen, ich glaube, er hat ihnen schon den Verlobungstag angesagt, — der bittere Kelch ist voll zum Überlaufen, ich werde ihn bis zur Neige trinken, bis auf den letzten Tropfen, Gott sei gelobt für diese Prüfung!

Denke, sie wollten ihr Gewissen reinwaschen und ließen einen Popen holen. Die Fürstin fragte, ob es Sünde sei, zur Ehe zu zwingen. Dieser Pope ist dumm, sein Geist ist so im Irdischen befangen, daß er nicht mehr einem Diener Gottes gleicht. Er antwortete, es sei Gott wohlgefällig, eine Waise zu versorgen. Man hat ihn zu Snaksanow geschickt, der hilft ihm bei irgend einer Sache und hat ihm befohlen, zur bestimmten Stunde bei uns zu sein, vielleicht wollen sie, daß er uns segnet. Das wird niemals sein! Ich werde um meinen Geistlichen schicken, ich werde ihm alles entdecken, er hat eine Seele, er wird mich verstehen und mich verteidigen. Mir ist so leicht ums Herz, in meinem Herzen ist ein wunderbares Paradies. Wie oft mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dir von diesen Unannehmlichkeiten schreibe, wie oft nehme ich mir fest vor, Dir alles zu verbergen — ich kann es nicht. Es würde mich ganz zu Boden drücken, töten, wenn ich es Dir gesagt habe, scheint mir, daß ich Deine Stimme höre, sie tröstet mich, richtet mich auf, dann handle ich wieder frei und kühn. Leb wohl, es ist jemand gekommen.

29. Freitag. „Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir! Doch nicht

mein, sondern Dein Wille geschehe!" Vor mir ist Dein Brief vom 19ten... Schlagt mich, beschimpft mich, schmiedet meine Fesseln enger, meine Ketten schwerer, ihr werdet nur einen Laut von mir hören: Alexander! In meinem Blick werdet ihr nicht den Schatten eines Vorwurfs lesen, es ist nicht Raum dort für ihn, peinigt mich, schlagt mich ans Kreuz. „Alexander, Alexander", werde ich rufen, statt: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun". Diese Worte sind auch ein Gebet, ein heiliges, volles Gebet . . . O! mein Leben, mein Gebet, mein Alexander! Gib mir die Hand, sieh mich an, schenk mir den Hauch Deines Mundes . . . Traure, traure, ich kenne diese Trauer. Mein Engel, soll uns die Kraft fehlen, es zu tragen. Ich werde es tragen, ich fühle es, möge diese ganze Zeit der Trennung wie ein Tag des Todes sein, mögen unsere Leiber dahinschmelzen wie Wachs, wenn wir nur zusammen, umarmt, die Schwelle überschreiten, zusammen dorthin gehen. Mir ist schwer. Ich kann noch nicht völlig begreifen, noch nicht ganz glauben, was mir ist, aber etwas liegt mir schwer auf der Brust, auf der Seele, ich bin in Eisen geschnürt... Du bist nicht weiter als sonst, nein, ich sehe kein Hindernis, ich kann Dich nur nicht erreichen. Mein Freund! wie schwarz, wie kalt, wie schrecklich ist alles um mich. Aus diesem Nebel blicken Ungeheuer, Untiere, aus ihren Augen fällt Schnee, ihr Atem ist totbringend. Mein Schutzengel, verlaß mich nicht! Wenn ich das Geräusch Deiner Schritte hören könnte . . . nein, still, alles ist still. Mein Gott! es gibt keine Worte. Er sieht alles. Er weiß alles, wir wollen nicht zagen, um Deinetwillen und um meinetwillen nicht. O! nein, dieser Gram selbst, diese Krankheit der Seele ist heilig und teuer, welche Fülle noch in diesen Leiden. Diese Wunden sind heilig und schmerzhaft wie Gottessiegel, ich werde mich schwer von ihnen trennen. Mein Engel! Mein Wunderbarer. Und für den Sonntag bereiten sie mir eine Überraschung vor, den Handschlag. Sie sprechen so viel, so viel. Wie abscheulich ist das alles, wie ein Heuschreckenschwarm. Doch das Brot ist nicht irdisch, nicht menschliche Hände haben es gesät und nicht für Menschen ist es. Diese Heuschrecken können diesem Brot nicht schaden... (Ein Wort fehlt) selber aus Hunger. Leb wohl, mein Freund, mein Bruder, mein Vater, mein ganzes Gut im Leben und in der Ewigkeit!

30. Hier liegt das Kleid und der Schmuck für morgen, drüben ist das Heiligenbild und die Ringe vorbereitet, man trifft Vorbereitungen, man arbeitet — mir sagt niemand ein Wort. Die Nasaking und andere sind eingeladen, man bereitet mir eine Überraschung vor, ich tue es auch. Die Fürstin sagt nicht mir direkt, aber auf Umwegen, daß der ein Mörder ist, der sie kränkt! Schrecklich! ich eine Mörderin. Kann sie das denn wirklich so kränken, sie hat schon anderes überstanden. Aber ihr Alter, ihre Schwäche — hilf mir Gott, ich kann doch nicht ins Wasser gehn, um ihnen einen Gefallen zu tun. Wieviel Ränke, wieviel Gerüchte, ich werde alles ertragen, alles, was über mich kommt. Und was die arme Sascha alles erleidet, ein wunderbares Geschöpf, aber sie ist auch belohnt, ich liebe sie wie eine Schwester, ich werde mich nie von ihr trennen und

wenn es einmal sein muß, so doch nicht für lange. — Du kannst Dir nicht vorstellen, wie weit das Gerücht von dieser Verlobung schon gedrungen ist, wer nie etwas von mir gewußt hat, hat es jetzt kurz erfahren, auch über Dich spricht man. „Sie hat was mit jemand", sagen die Leute, „wenn's der Bräutigam erfährt, wird's schlimm". Es ist furchtbar, furchtbar.

Abends. Also Gott allein weiß, wann Du kommen kannst, wozu es jetzt schon Väterchen schreiben und wenn es doch nötig ist, kränk' ihn nicht, mach' ihn nicht bös, mein Engel, Du bist sein einziger Trost, Du allein, sonst niemand, denke daran und wenn Du nach Deinem Glück strebst, vergiß nicht, daß Du sein Sohn bist und sei es ewig. Jetzt beraten sie unten, Lew Alekſejewitsch ist da, mir wurde eng dort, die Wände, die Luft in den Zimmern ist mir zuwider. Sonderbar, mir scheint immer wieder, ich sei nur noch für einige Stunden hier. Mir ist, als müßte ich alles einpacken und Abschied nehmen, wohin, wozu, ich weiß es nicht, es scheint ja bloß, in Wirklichkeit ist Nacht, Nacht vor mir und unendlicher Nebel. Du beruhigst mich, es ist kaum nötig mein Freund, ich kann mich von diesen schrecklichen ekelhaften Szenen abwenden, wenn sie mich auch in Ketten schlagen, Dein Bild strahlt über mir, ich fürchte mich nicht und Du sollst nicht um meinetwillen fürchten, der Schmerz, der Gram sind selber so heilig, so stark, sie haben meine Seele so stark umklammert, sie ihr nehmen, das hieße ihr noch mehr Leid zufügen, Wunden aufreißen!

Nein, wirklich, es ist nicht zu begreifen, drei Jahre schon und noch sieht man nichts, nichts . . . und noch wird viel Zeit vergehen . . . Dieser Gedanke ist so fremd, so ungewöhnlich, so schrecklich, er kann nicht in meine Seele eindringen, wenn er ihr nur nahe kommt, zittert sie und Kälte umgibt sie . . . Gehe vorüber Gedanke — Mörder, blicke nicht ins Paradies, rühre nicht an die Tür, er erlischt, er verschwindet, Du erschlägst ihn . . . Und der Glaube? Und die Liebe? . . . Ihre Flügel, ihre Waffen, schützen sie mich denn nicht? Geh, Mörder, geh, zwischen diesen beiden Engeln vergeht Deine Kraft, Du bist ohnmächtig vor ihnen, steig' in meine Seele bis zu den Stufen des Throns, wo mein Zar thront, Du wirst selber sterben, Du wirst den Glanz und das Licht seiner Strahlen nicht ertragen, Du wirst das Heiligtum nicht ertragen.

Nachts. Nenn' es kindisch oder wie Du willst. Als ich Dir vorhin schrieb, wollte ich so gern mit Dir sprechen, ich erhebe mich zu Dir, alles verschwindet, Dein Blick, Deine Hand, die alten Träume sind auferstanden, kein Stäubchen trübt meine Seele mehr. Ich wurde fröhlich wie ein Kind, ich ging lächelnd zu ihnen, ihr Wahnsinn hatte keinen Einfluß mehr auf mich, plötzlich kam mir der Gedanke: „vielleicht ist er jetzt einsam, vielleicht ist vor seinem Blick die Leere, seine Seele ruft um Hilfe und um ihn ist Schweigen." Und mir wurde schwer, ganz schwer. Lieber an einem Brückenpfeiler in Stücke zerschellen . . . Wie fliehen von hier, als Pfeil zu Dir fliegen, Gott . . . Nein, es ist entsetzlich, unerträglich ohne Dich, Alexander, ich würde mich dem Kaiser zu Füßen werfen, doch wie die Gelegenheit finden . . . O! mein Engel, meine Brust ist schwer und schmerzt.

31. Gott sei Dank, er war heute nicht da, Gott sei Dank, vielleicht ist ein Gerücht zu ihm gedrungen und er will nicht mehr. In welcher Verlegenheit sie nun sind, alle Bemühungen und Kosten vergebens! Leb' wohl, mein Engel, es ist acht Uhr abends, ich habe ausgeruht, den ganzen Tag zitterte ich, es ist ja nicht schrecklich, nur so, aus Dummheit. Gott sei mit Dir, meine Seele, ich umarme Dich, ich küsse Dich. Deine Nataschа.

Wenn Gott sich erbarmen wollte, wenn ich Dich wenigstens im Traum sehen könnte, selbst dieser Trost fehlt mir.

2. März, Mittwoch. 1838.

Ich weiß nicht, wie Dein Herz um halb zwei schlug, ich bin hier, d. h. im geheimen, folglich sorge, daß wir uns sehen. Morgen um 9 fahre ich zurück. Gib heute schon Arkadij Befehl, ich werde aus irgend einem Wirtshaus um ihn schicken. Morgen früh um 6 soll das Tor offen sein. Es ist keine Zeit zum Nachdenken, handeln. A. H.

(Auf dem gleichen Bogen in Nataliens Handschrift):

. . . Ich sah eben Alexander, ich kann nicht schreiben, tu, was Du willst. Mittwoch, 2. März, 5 Uhr nachmittags.

3. März, 9 Uhr morgens. 1838.

Es ist erfüllt! Jetzt gebe ich mich blind der Vorsehung. Nur um das bat ich, meine Bitte ist erhört, Dein Kuß brennt noch auf meinen Lippen, die Hand zittert noch vom Drucke Deiner Hand. Natascha, ich redete Unsinn, ich sprach nicht mit der Zunge, jene Rede, mächtig wie die Wolga, die hörtest Du. Dieses Wiedersehen kann uns niemand mehr nehmen. Dieser erste Augenblick der vollen Liebe, die Erinnerung an ihn wird das ganze Leben überdauern und wenn die Seele dorthin kommt, dann wird sie dem Herrn sagen, daß sie alles Heilige empfunden hat, sie wird vom 3. März sprechen. Alles in mir ist erregt . . . aber nicht wie gestern, o! nein, etwas Tugendhaftes, ich kann es nicht ausdrücken, etwas Helles, ein Rausch, ich hörte Worte der Liebe aus Deinem Munde, was kann ich noch einmal Höheres hören, die Stimme Gottes? Er war es selbst. Du segnetest mich, als ich eintrat, aber Du merktest wohl kaum, was in mir vorging. Ich hob die Hand und wollte Dich segnen, als ich Dich anblickte, ließ ich sie sinken, vor mir stand ein Engel, ein reiner Gottesengel, ihn anbeten und sich von ihm segnen lassen, ich hob die Hand nicht.

Jetzt ist das alles dunkel, verworren in mir, nur eines weiß ich — ich sah die Liebe, ich sah die Verkörperung eines Engels und schnell wie der Blitz und hell wie er, verschwand mir alles. O! nein, in uns lebt dieses Wiedersehen ewig. Jetzt bin ich heilig und stark, ich brauchte dieses Wiedersehen, Natalie, die Vorsehung leite uns weiter, ohne Murren, wenn sie den Weg weist, wir gehen ihn. Ein großer Mensch sein, ein unbedeutender — alles, alles, es ist kein Unterschied, höher komme ich nicht. Kein Blitz, ein nördliches Licht, hellblau, zitternd,

von Schnee umgeben. Ich fühlte das Feuer Deiner Wangen, Dein Ellenbogen berührte mich, ich drückte Dich an meine Brust, drei Jahre lang verging mir der Atem bei dem bloßen Gedanken! Du sprachst. Was nun noch, sterben wir. Nein, auch das ist zuviel, der Wille der Vorsehung ist unbedingt. Ist es kein Traum? Nun gut, ein Traum, dann ist auch das Weltall ein Traum! Genug, leb' wohl, segne noch einmal den Pilger, er schickt Dir noch einen flammenden Kuß der Liebe.

Gott sei Dank, Gott sei Dank (ein Wort fehlt), ich wollte nicht länger bleiben, ich hatte genug, noch nie in meinem Leben kam mir der Schatten eines solchen Erlebnisses.

(Auf demselben Bogen von Nataliens Hand.)

1838, 3. März, 7 Uhr morgens. Ich sah den Himmel offen, und hörte die Stimme Gottes: Geliebteste! Ehre sei Gott in den Höhen!

3. März, 10 Uhr morgens (Moskau), 1838.

Ist es kein Traum? Nein, solche Träume gibt es nicht. Verzeih mir, verzeih mir mein Engel, „sie hat es nicht erlebt und ist gestorben", verzeih, ich habe es erlebt und bin nicht gestorben. Jetzt noch leben? Alexander! . . .

12 Uhr. Alexander — und kein Wort mehr. Genügt das, mein Engel? Mein Engel, sag' ob es genügt?

Du entfernst Dich von mir und ich traure nicht. Genug!

O! jetzt haben wir Kraft, noch einmal zu tragen was wir schon trugen, noch mehr!

Mein Leben, meine Seele, noch länger warten . . . aber gibt es bei Gott ein Noch?

4 Uhr. Wo bist Du? Hier, hier, neben Deiner Natascha! Wir sind nicht getrennt, mir fällt das Schreiben schwer, doch Du wolltest es. Was sind diese Stöße von Briefen gegen einen Moment, gegen einen Blick von Dir. Nein, Alexander, wir haben uns nicht getrennt, hier ist Deine Hand, Deine Brust.

Jetzt kann ich es erst sagen — gesegnet sei Gott. Engel, was kann uns auf Erden noch werden? Nein, wart' . . .

Als Du fortgingst (aber wir haben uns doch nicht getrennt), legte ich mich ins Bett, ich liege noch immer, ich stehe nicht auf, der Körper hat sich von der Seele getrennt.

Engel, mein Engel, es ist doch kein Traum! Nein, Schweigen ist schwer. Wo bist Du? In Ewigkeit bleibe ich bei Dir, in Ewigkeit sind diese Blicke eins, die Hände, die Brust . . . Ich weiß nicht, wie Du fortgingst, aber ich trauere nicht, nein, nein.

Ich kann niemand sehen, niemand hören, niemand soll sich mir nähern. Fort, alle fort, bei mir ist Alexander!

Nein, nichts ist der Seele genommen, es ist alles voller, die Brust enger.

O! ich verlor ein wenig das Bewußtsein, es war kein gewöhnlicher Schlaf,

der Kopf an Deiner Brust ... Jemand trat ein, ich blickte auf, es ist ein Stuhl, ein harter, hölzerner Stuhl. Wo bist Du, Deine Brust?

Mein Engel, mein Engel, mein Leben! Um mich ist Licht, Heiligkeit, warum kommen sie, steh' Du Wache!

Das Dreigespann fliegt mit Alexander nach Wladimir, er ist doch bei mir, wessen Hand ist das, wer küßt mich? Du, Du, was wünschst Du jetzt? Ich nichts!

5 Uhr. Man pflegt mich wie eine Kranke und die Seele ... Unaufhörlich rollen meine Tränen, sie fallen nicht zur Erde, ein Engel trägt sie gen Himmel.

7 Uhr. Heut' morgen war auch solches Licht, Du bist bei mir, Deine Augen, Deine Stirn, ... Engel, Engel, mein, mein, mein!

9 Uhr abends, 3. März.

Man sagt, wir waren eine Stunde zusammen, was denkst Du, ich glaube, es war ein Augenblick, aber er dauert immer noch, wenn Du auch schon fast wieder in Wladimir bist. Wie schön, sie behaupten ich hätte Kopfschmerzen (in Wahrheit bin ich ganz gesund), ich brauche nichts zu tun, ich liege ganz ruhig, unbeweglich, in meiner Seele ist diese Stunde, die siebente Stunde. Das Schreiben fällt mir schwer, doch Du bist verwöhnt, Du wirst wissen wollen, wie alles war. — Bis jetzt bin ich allein. Vieles weiß ich selber nicht mehr und muß die anderen fragen. Einzelheiten später. Als ich den Brief und das Billett bekam, konnte ich nur das Billett lesen. Wie mir geschah, mein Engel, ich konnte nicht atmen, nicht sprechen, o! wirklich ich kann nicht sagen, wie es war: erst viel später ließ ich Arkadij alles berichten. In der Dämmerung ging ich auf und ab, lange, lange, dann mußte ich mich wieder zu ihnen setzen, meine Arbeit in die Hand nehmen, ich konnte keinen Stich machen, ich ging wieder auf und ab, ich dachte meine Brust müsse springen. Kostenjka kam, ich fuhr sie ärgerlich an: „Was willst du?" „Man läßt Sie grüßen, morgen so früh als möglich." Ich fiel ihr um den Hals, dann aufs Sofa, ich vergoß nur eine Träne. Wie es war, — Du weißt es. Einigemal lief ich hinauf zu meinem Fenster, jeder Vorübergehende, jeder Schlitten, immer dachte ich Du, Du. Endlich zwang man mich vom Fenster weg. Endlich erlosch das Feuer, alles schlief, ich drückte mich unbeweglich an die Scheiben, ich beugte meine Knie, ich war ganz zu Eis geworden, der Kopf brannte, die Brust schmerzte, ich gestehe Dir, ich wußte nicht, ob meine Kraft reichen würde, um bis hinunter zu gehen. Aber Gott! Einen Augenblick schlief ich sitzend ein, ich träumte, ich sei auf dem Wege zu Dir, ich wachte auf, es ist hell, ich will gehen, es war erst 2 Uhr. Noch vier Stunden warten. Er stützte mich. Ich blickte unablässig nach dem Fenster — Hundegebell, mein Herz stand still, ein Schlitten — Rascheln auf der Treppe ... meine Tür öffnet sich ... ich wäre nicht allein hingekommen, mein Schutzengel trug mich auf Flügeln zu Dir, mein Engel ... Genug, genug ... Mit welchem Entzücken hätte ich einem Pfeil zugeschaut, der in diesem Augenblick gekommen wäre, uns beide hinzuraffen, warum sind wir noch hier geblieben? Mein Engel, mit drei

Jahren Leid haben wir diesen dritten März verdient, wenn es noch mehr gibt als diesen dritten März, was müssen wir noch leiden. Doch Du hast mir soviel Festigkeit und Stärke gegeben, hast meine Seele so von allem Düstern gereinigt — alles um mich mag sich gegen mich empören, ich werde die Hände kreuzen und auf diese Stelle blicken. Meine Gottheit! Warum bin ich nicht in ein Stäubchen verwandelt, daß Du mich auf Deiner Brust davonträgst. Alexander, Alexander, höre mich, mein Engel, ich liebe Dich und wenn es möglich ist, ich liebe Dich noch mehr, wie ist es möglich, daß ich auf Erden blieb, ich frage mich tausendmal, wie konnte ich sprechen ... Ich lebe, weil Du um mich bist, Dein Atem, Dein Kuß, er dauert immer, immer noch, ich bin an Deiner Brust, Du hast mich nicht verlassen, darum lebe ich. Mein Gott, mein Gott! Nein, warum bin ich kein Stäubchen, warum bin ich auf diesem Sofa und nicht dort. Genug. Ich schließe die Augen. Und wieder ein Morgen, die siebente Stunde ...

3 Uhr nachts, Lipny, 50 Werst vor Wladimir.

Mein Engel, mein Engel, unterwegs warst Du die ganze Zeit vor mir. Ich bin unendlich glücklich, nein, noch mehr, noch mehr. Und das alles hast Du gemacht.

4. März, Freitag. Heute morgen um 10 saß beim Gouverneur ein junger Mensch bei der Arbeit, er war ein bißchen müde, ein bißchen reiseverbrannt und dachte an einen herrlichen Traum. O! feierlicher Augenblick des Wiedersehens. Du schreibst: es gibt keinen andern neunten April bei Gott, aber jetzt der dritte März, er ist heilig in unserm Leben, er ist ganz, voll, und nur eine halbe Stunde. Alles ist bezahlt, belohnt, alle Qualen sind vergessen. Oh! Du bist ein Engel, Du bist groß, Du warst unerreichbar als Du mich segnetest, ich konnte Dir damals nicht gleichen. Und Du weintest nicht, als ich kam und nicht als ich ging, für lange vielleicht, Du konntest nicht weinen, Du bist über allem Irdischen, über allen Tränen.

Das wichtigste ist vollbracht, wir sahen uns als erwachsene Menschen. Das grausame Schicksal hört auf uns zu schlagen, was bringt die Zukunft? Sein Wille geschehe. Im Tode viel und im Leben viel, denn die Liebe kennt keine Grenzen; aber warum wendest Du Dich so ganz vom Leben ab, das ist undankbar. Denk' an den 9. April und den 3. März und vor uns ist Zagorie und dann jener Augenblick, wo wir uns umarmen, ohne daß Kostenjka uns mahnt (sie sieht wie ein Skelett aus). Wie es mir unterwegs ging, das ist leichter zu sagen, als zu erzählen, wie es am zweiten und dritten bis 9 Uhr war. Beim Wiedersehen verlor ich die Besinnung, es war Sturm und Harmonie, ein Meer von Licht und ein heller Nebel, ich fühlte, daß mir Gedanken und Worte nicht mehr untertan waren, ich brauchte sie nicht, ich fühlte Nataschas Kuß, Natascha war neben mir auf dem Sofa, das wußte ich. Ob ich in diesem Augenblick auch noch wußte wie ich heiße und noch mehr, ich weiß es nicht.

Als K. ins Tor trat, stand ich am Laternenpfahl, mein Blut brannte, das Herz schlug, zwei große Tränen traten in meine Augen. Dann stand ich im

großen Saal am Ofen, bedeckte das Gesicht mit der Hand und wirklich ich dachte an nichts, nicht einmal an Dich, ein inneres Zittern und so ein Feuer ... da kamst Du ...

Schweigend, mit gekreuzten Armen saß ich bei K., dann bat ich um Wein, alles in mir brannte, meine Worte waren wirr, meine Hand zitterte, — dann schrieb ich Dir ein paar Zeilen (hast Du sie bekommen, vom 3. März, vor der Abreise). Dann wieder die Schneelandschaft, das Rufen der Kutscher. Meine Seele war hell, aber der Körper völlig erschöpft, ich schlief einen totenähnlichen Schlaf, im Traume sah ich Dich. Ich wachte erst um 3½ Uhr auf, schon 50 Werst von Dir entfernt. Die Aufregung legte sich und alles war hell und gut! Mein Gott! Ich sah zum Himmel auf und betete. Natascha! Natascha! All Deine Worte, Deine Blicke, Deine Küsse, Deine Hand in meiner, Dein Arm um meinen Hals gelegt — alles, alles, ich wollte weinen, lachen, sterben!

Weißt Du mein Engel, daß Du schöner geworden bist (ich mache Dir Komplimente), wirklich Du bist schöner geworden, als Du mich segnetest, warst Du wunderbar schön. Große, Heilige, Meine!

Wladimir, 27. April 38.

Heut ist der 27., noch 30 Tage bis zu unserer Vereinigung und alles geht so langsam, fast als ginge es gar nicht. Nach dem 27. Mai fällt ein schwarzer Vorhang über einen ganzen Monat, kommen wir ihm zuvor. Ich werde versuchen, ob es nicht ohne Zeugnis geht. 30 Tage scheinen aus der Ferne eine lange Zeit, eine sehr lange Zeit und plötzlich raffst Du Dich auf und merkst, daß nur wenige Tage fehlen. Das ist ein Hauptzug meines glühenden Charakters, ich kann nie zur Vergangenheit zurück, „Vorwärts" ruft eine starke Stimme und ich fliege. Gottes Finger wies uns den Mai, sei bereit, seinen Willen zu erfüllen. Ich durch Leiden, Du durch Gebet und beide durch Liebe geläutert, so werden wir vor den Altar treten.

Heute bin ich müde von all den letzten Tagen, denken kann ich schon lange nicht mehr, jetzt empfinde ich selbst nicht mehr klar. Ich bin wie ein Mensch, der sich bei einem Schiffbruch auf ein Brett gerettet hat, erst versucht er es nach dem Ufer zu lenken, doch die Welle gehorcht nicht und der Mensch gibt sich in den Willen Gottes, er sieht das unendliche Meer vor sich und denkt nicht an Rettung und nicht an Untergang, denn er kann beides nicht beschleunigen. Morgen bekomme ich Briefe, vielleicht erfahre ich etwas. Ja, Natascha, bevor Du es tust, schreib' mir den ganzen Plan und wart' auf meine Antwort, ich habe Angst vor Deiner Unvorsichtigkeit, am besten ist, ich komme selber Dich holen, aber alles muß bereit sein.

Donnerstag, den 28. Mein Engel, Natascha, hat die Zeit das Gehen verlernt? Sie steht am gleichen Fleck und stößt mir ihren Fuß in die Brust. Wenn wir im Mai nichts tun können, wie wird's mir erst im Juni gehen. O! dann soll der Himmel einen Stein auf mich werfen, mich giftig anwehen, daß ich

krank werde, sehr krank und im Fieber liege. Weißt Du, wie physische Schmerzen die Seele heilen, erst die Schmerzen, dann wird man ganz schwach, dann langsame Genesung und der erste Spaziergang, allmählich begegnet man seinem früheren Leben wieder. Als ich mir in Wiatka den Kopf zerschlug, war ich ganz ruhig und schlief fortwährend, ich hatte nicht einmal Schmerzen, denn man behandelte mich mit Opium. Opium, Opium, es ist so sonderbar, es ist nicht mehr der Wein der Europäer, es ist die Zauberkraft des Ostens, voll von seiner Poesie und Zärtlichkeit, es wirkt auf den Menschen, wie die Frühlingsluft auf den Schwindsüchtigen, süß und schädlich zugleich. Ich möchte es noch einmal kosten, damals war alles unklar und verworren, ich möchte sehen, wie es auf den Gesunden wirkt.

Hast Du das Buch gelesen, das ich mitbrachte? Vergiß es nicht, wenn Du Dich auf die Reise machst, es ist schwarz und weiß zugleich. Saz. und Ketsch. sind entzückt, namentlich begeistert sie das Bacchanal. Warum bist Du jetzt so furchtsam, fordere Dein Recht mir zu schreiben, namentlich wenn Vaterchen einen Brief schickt.

Früher trug ich das Armband selten, jetzt halte ich es nicht einen Moment ohne meinen Talisman aus. Deine Locke, sie lebt. In traurigen Stunden sehe ich es oft an und Deinen Namen und eine Stimme vom Himmel tönt: „Traure nicht, sie die Herrliche, Große, Heilige, sie ist Dein — diese Natalie." Und dann küsse ich wie wahnsinnig das Armband und das Band (nicht das schwarze, das blaue). Des Morgens wenn ich erwache, suche ich das Gebet und Dein Armband, es ist das Meßbuch meines Gebets. Natascha, meine liebe Freundin, hab' Mitleid mit Alexander und flieg' hierher, ich kann nicht länger ohne Dich sein. Natascha, Natascha, um des Himmels willen, hierher, hierher aus Mitleid, aus Liebe. Die Verhältnisse liegen uns günstig, alles geht leichter als wir dachten.

Freitag. Diesen Brief bringt Dir Matwiej, d. h. der Wirkliche, Natascha, es ist entschieden, alles ist bereit, mach' Dich auf den Weg. Ich warte in Wladimir, morgen fährt Matwiej zu Dir, am Donnerstag vielleicht . . . Dein Herz sage Dir den Rest. Dein Alexander.

Bring' die Schwester Emilie mit.

Nein, noch ist nicht alles entschieden. Ich bin all' unseren Freunden gram. Was soll das heißen, man könne keinen Schein von der Kirche bekommen, wo Du getauft wurdest. Ich bat den Bischof. Er sagte, wenn die Trauung geheim ist . . .

An Emilie.

Jetzt habe ich die ganze Zukunft, das ganze Glück in die Hände der Freunde gelegt, namentlich in Deine Hände, Emilie, hier ist alles bereit. Ihr müßt Natascha stehlen, dann ist alles zu Ende. Ich blieb absichtlich in Wladimir, um keinen Verdacht zu erregen. Mein Rat ist der. Am besten, Ihr tut es zu Beginn der Nacht und sofort in den Wagen, 12 Stunden werden vergehen, ehe sie was tun können. Bis zur Trauung müssen hier nur 2 Stunden vergehen, ich

habe angeordnet, daß Ihr um 4 Uhr ankommt (vorausgesetzt Ihr fährt um 2 fort, so sind das 26 Stunden), spart die Trinkgelder nicht.

Pack' alle Habseligkeiten zusammen und übergib sie Matwiej, wenn Ihr Geld braucht, er kann Euch verschaffen, soviel Du willst. Aber kommt an einem Tage, wo man trauen darf. Ich hab's zwar erreicht, es geht auch ohne Geburtsschein, aber es ist nicht gut; wenn Ihr einen aus der Kirche bekommen könnt, wo Natascha getauft wurde, so tut's. Übrigens, ich verlasse mich auf Gott und Euch. Und wie werde ich diese Tage warten . . . (wart' ein neues Unglück, lies was ich an Natalie schreibe.)

An Natalie.

Spät abends. Natalie, es ist schrecklich, alles schien bereit, der Gouverneur hat unterschrieben, plötzlich eine entschiedene Absage des Geistlichen. Das Zeugnis über Deine Volljährigkeit fehlt.

Nein, genug der Leiden, ich kann nicht mehr, meine ganze eiserne Festigkeit ist in Stücke geschlagen, ich gehe zugrunde ohne Dich, zugrunde, zugrunde. Du sagtest mir „Rette mich", jetzt sage ich zu Dir und Gott „Rettet mich . . ." Grâce, grâce. Ich war schon mit einem Fuß im Wagen, um nach Moskau zu fliegen, aber tant va la cruche à l'eau qu'à la fin elle s'y casse . . . zu oft.

Welcher Sturm in der Seele und es tut so weh, so weh . . . Ich packte eine Flasche Wein und goß sie ganz herunter, ich tat es lange nicht mehr. Ich bin ja glücklich, sehr glücklich, sie liebt mich, sie ist heilig, unerreichbar, wie wär es, wenn sie mich nicht liebte, Ehe! Ehe! Ehe! . . . Als wenn Natascha leben könnte, ohne mich zu lieben, das ist ein nonsens, ein Blödsinn. Aber macht ein Ende, um Gottes willen, um Gottes willen macht ein Ende. Komm' aufs Ungefähr, wir ordnen alles. Sonderbar, verrückt, — aber höre, wenn wir's nicht ordnen, Du bist stark, mein Engel, es gibt ein Mittel, Gott gab es den Menschen, die sich nach dem Himmel sehnen, acidum hydrocianicum, wir trinken es zusammen. Du bist schwächer, Du brauchst weniger, und dann in einem Augenblick, bei Gott Vater.

Sonnabend abends. Um Gottes willen, eine Bestätigung von dem Geistlichen, der Dich getauft hat und dann mit Gott nach Wladimir. Es ist alles bereit . . . Mein Engel!

Moskau, 1. Mai, Sonntag.

Mein Bräutigam! Ein paar Schritte in der Fremde . . . und ich bin in der Heimat, in unserm Haus, wir sind zusammen. Eine furchtbare Zeit. Die Tore unseres heiligen, großen göttlichen Dann öffnen sich, wir müssen würdig eintreten. Ich fühle eine reine Dankbarkeit für die Menschen, die mich von sich gestoßen haben*, sie gaben mir Zeit, mich zu bereiten. Ich fühle die Nähe, — Herrgott, segne.

---

* In den letzten Wochen wurde sie in ihrem Zimmer eingesperrt.

Dein Brief hat mich erschreckt, erregt, er machte mich leiden und nahm mir die Ruhe . . . Alexander, ein Brief und wie war das Gefühl, das ihn schrieb. Ich verzeihe Dir diese Liebe nicht! Mein Engel, sieh deine Natascha an. Sie ist ruhig, selig, ganz Gebet und Erwartung. Ich bin hoch über allem, im Himmel, in der Seele sehe ich die Worte von seiner Hand: „Bald wirst Du bei ihm sein". Wie heilig, rein, und nahe bei ihm müssen wir sein, wenn wir vor unserm Dann sind — und Dein Gram weicht nicht? Aber Friede mit Dir — Deine Hand! Umarme Deine Braut würdig und bereue nicht, daß Du sie umarmt hast. Ach, Alexander, ich konnte Dich nicht fassen, als ich es las und...

2. Morgens. Gestern hat mich Pr. Andr. unterbrochen. Heute morgen um 7 bekam ich Deinen Brief und die Nachricht. Alexander, ich verstehe nichts, Du bist in der Nähe, bist mir nah, nur das begreif' ich.

Abends. Jetzt ist die Reihe an mir zu schweigen. Nicht mit Worten und nicht mit der Feder kann ich sprechen, alles sagt nur: rasch, rasch! Rasch mein Alexander. Ich weiß nicht was vorgeht und verstehe nicht, was man mir sagt, Vaterchen ist böse. Emilie sorgt für Deinen Anzug, die Freunde, für den Geburtsschein, ich . . . ich, Du weißt, wie ich bin.

Ach, es ist schwer — Mein Gott! Alexander . . . mein Gott, ich habe wirklich keine Lust zu schreiben, lieber red' ich mit Dir.

O mein Alexander? Und die Trauringe?

Moskau, 6. Mai, Freitag.

Vielleicht ist dieses Blatt das Ende unseres Daseins in Briefen. O! vielleicht liest Du diese Zeilen, wenn ich Wladimir schon näher bin als Moskau. Das alles erregt meine Seele so, sie ist so voll, mein Entzücken kennt keinen Halt mehr, meine Seele fließt über.

Alexander, nicht nur erzählen, verstehen kann ich nicht, wie mir ist, was ich bin. Wenn die Erwartung dieser nahen Seligkeit noch länger dauerte, — ich stürbe. Heute morgen erfuhr ich, daß der Geburtsschein da ist. O! nein, nein, es gibt keine Worte, mein Engel, ich kann nicht erzählen. Ich weiß nur eines — bald mit Dir — das ist alles — Alexander, Alexander, Alexander! Ich weiß nicht, was Matwiej macht und die andern, glaubst Du, das sei Sorglosigkeit? kaltblütige Kraft. Man spricht zu mir, man schreibt mir, alles wird von einem Gedanken verdrängt: bald zu ihm!

Wir werden wahnsinnig werden oder sterben, nein, der menschliche Leib kann nicht so viel Seligkeit umschließen. Alexander, Alexander, ich bin ja Deine Natascha, Deine, Deine! Alexander nichts weiter.

7. Sonnabend. Gestern schrieb Emilie, Du kämst selbst, vielleicht hält Dich etwas zurück. So schicke ich dann dieses Blatt ab, damit Du ruhig bist, mein Engel — O! Gott —

Aus dem Russischen von Anna Schapiere

Die Philosophie als Kunst/ von Hermann Graf Keyserling



Die Zeiten ändern sich. Nachdem Jahrhunderte im Philosophen ein lichtscheues, eulenartiges, lebensfremdes Wesen erblickt, das aus bebrillten Gelehrtenaugen nur zu dem Zweck vom Papier weg in die Natur hinausschaut, um sie zu bemängeln und zu verneinen, gewinnt sein Name allmählich die Bedeutung wieder, die er zu Platos Zeiten besaß: des Liebenden, des leidenschaftlichen Liebhabers der Weisheit. Der Typus des Liebenden ist aber nicht der abgeklärte Greis: es ist der stürmische Jüngling. Und nachdem Jahrzehnte in der Metaphysik die trockenste, abstrakteste, ja lebloseste aller gelehrten Disziplinen verstanden, die Quintessenz alles Langweiligen, wissen es heute schon einige und ahnen es viele, daß Philosophie nicht so sehr eine Wissenschaft, als eine Kunst ist. Die Kunst ist aber der höchste, konkreteste Ausdruck des Lebens. Philosophie ist in der Tat nur in dem Sinne Wissenschaft, wie jede Kunst es ist: nämlich als Meisterschaft der Ausdrucksmittel, Beherrschung der Technik, Kenntnis und Verständnis des Materials. Des Denkers Technik ist das Denken. Der Verstand, d. h. das Denken-können, besitzt für ihn wirklich rein technische Bedeutung; er macht sein Können genau in dem Sinne aus, wie wir von einem Bildhauer erwarten, daß er den Meißel zu führen versteht — darf also bei jedem Philosophierenden, der an die Öffentlichkeit zu treten wagt, als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Des Denkers Ausdrucksmittel ist die Sprache, insofern als eine Idee, ein Begriff erst in klarer, deutlicher Fassung überhaupt wirklich wird. Sein Material endlich ist das Wissen, die exakte Wissenschaft. Wie der Musiker Harmonielehre und Kontrapunkt im Blute haben, den Effekt jeder Tonfolge und jedes Zusammenklangs im Verhältnis zum Vorhergehenden und Folgenden richtig abschätzen muß, so bedarf der Philosoph der Meisterschaft über die Denkgesetze, des klaren Urteils über das Wertverhältnis der Gedanken zueinander. Und wie wir von dem Maler soweit erschöpfende Kenntnis seines Materials voraussetzen dürfen, daß er auch den Chemismus seiner Farben begreift, ihre gegenseitige Beeinflussung und mögliche Veränderung voraussieht, so muß der Philosoph die Wissenschaft seiner Zeit beherrschen und ihre Ergebnisse richtig werten, damit das Weltbild, das er entwirft, nicht nachdunkelt oder an der Zersetzung der Farben zugrunde geht. In diesem und nur in diesem Sinne ist der Philosoph Gelehrter, in des Wortes eigentlicher Bedeutung; es ist die Seite seines Berufes, die lern- und lehrbar ist. Das Philosophieren selbst ist aber reine Kunst. Der Denker operiert mit Denkgesetzen und wissenschaftlichen Tatsachen genau im gleichen Sinne, wie der Tonkünstler mit Tönen operiert. Er muß Akkorde finden, Folgen ersinnen, die Teile zum Ganzen in notwendige Beziehung setzen. Und dazu gehört Kunst. Das umfassendste Wissen ergibt an und für sich noch keine Weltanschauung, das schärfste Urteil noch keine neue

Wahrheit. Es gilt das Wissen zu organisieren, dem Objekte ein Subjekt zu schaffen, der veränderlichen Erscheinung ein beharrliches Gesetz zugrunde zu legen; es gilt das Amorphe zu gestalten, die Materie durch Formung zum Leben zu erwecken. Und darum ist das Problem der Philosophie ein Formproblem wie das einer jeden Kunst. Die Frage nach dem Werte einer Weltanschauung ist eine Frage nach dem Stil.

Natürlich meine ich nicht den Stil der Sprache: ich meine den Stil des Denkens. Ein großer Denker braucht nicht notwendig — obschon er's meistens ist — auch ein großer Schriftsteller zu sein. Seine Kunst liegt nicht im Formen der Worte, Sätze und Gedanken, sondern im Formen der Probleme. Seine Aufgabe ist nicht, das Bekannte auszudrücken, sondern das Unbekannte so zu wenden, daß es erkennbar wird; sein Material ist nicht die Tatsache, sondern das Problem. Dem Denker gegenüber ist der Schriftsteller bloßer Dekorateur. Die Form des Schriftstellers besteht darin, wie er das sagt, was schließlich jeder gedacht und gesagt haben könnte; die Form des Denkers darin, von welchem Standpunkte aus er sein Objekt ins Auge faßt, wie er seine Fragen stellt — darin also, wie er die Probleme hinstellt, die als solche jedermann vor Augen liegen. In diesem Wie liegt auch seine ganze, seine einzige Originalität. Die Neutralität des bloßen Stoffes zeigt sich bei der Philosophie womöglich noch deutlicher als bei anderen Künsten, da alle Denker im Grunde nur ein einziges Thema behandelt haben: das Verhältnis des Menschen zur Natur, oder — wie ein früheres Zeitalter sich großartiger ausdrückte — die Beziehung von Gott und Welt. Bloß die Form der Problemstellung unterscheidet einen Denker vom anderen; diese Form gibt dem Stoffe erst seinen Gehalt; und diese Form ist Funktion des Stils.

Die Philosophie ist eine Kunst. Sie ist es genau im gleichen Sinne, wie die Malerei, die Musik. Sie verfügt über besondere Ausdrucksmittel; darum erwecken ihre Werke auch andere Eindrücke. Die Vollkommenheit eines Bildwerkes, einer Tonschöpfung empfinden wir als Schönheit; die Vollkommenheit einer Weltanschauung als Wahrheit. Was ist aber die Wahrheit anderes als eine besondere Form ästhetischer Vollkommenheit? — Hume zog aus der Tatsache, daß die Natur keinen Beweis für die Notwendigkeit des Kausalsatzes biete, den Schluß, die Frage nach der Ursache beruhe auf Gewöhnung, sei also in tieferem Sinne willkürlich. Kant, der die gleichen Prämissen anerkannte, dem aber außerdem nicht entging, daß wir nicht umhin können, nach der Ursache zu fragen, sofern wir verstehen wollen, gelangte zur Überzeugung, daß die Kausalität Voraussetzung, Vorbedingung, Grundsatz der Erfahrung ist und gerade darum aus ihr nicht abgeleitet werden kann. — Kants Auffassung gilt uns als die wahre. Sie unterscheidet sich aber von der Humeschen bloß durch die Art, die Form der Problemstellung; durch nichts anderes. So ist es denn ein formaler Grund, welcher der Vernunftkritik ihren Wahrheitswert gibt, — ebenso wie die Form dem Rodinschen „Kuß" seinen Schönheitswert verleiht. Auch die Wahr-

heit ist bedingt durch ästhetische Qualitäten, wie die Schönheit einer Dichtung, einer Statue.

Darum bedarf es zur Entdeckung neuer Wahrheiten des ursprünglichen, innersten Berufes wie zu jeder künstlerischen Tat. Die Wissenschaft tut's nicht. Der Mann, der durch bloße Gelehrsamkeit philosophieren wollte, gliche dem Künstler, der ohne echtes Talent, bloß als Vollender des akademischen Studienganges, zu bilden sich erkühnte. Es geht ja zur Not. Besitzt einer selbst bei minimaler Schöpferkraft viel Fleiß, viel Erfahrung und soviel Urteil, discernement, daß er das Schlechte vom Guten mit Sicherheit unterscheidet, so wird er nicht nur fremde Leistungen befriedigend werten, sondern auch eigene — wenn er sich genügend Zeit läßt, die glücklichen Einfälle bedächtig aufsammelt und alle minderwertigen erbarmungslos verwirft — soweit bringen, daß sie nicht schlecht sind. Soweit kann jede Kunst durch Wissenschaft plus Urteil ersetzt werden — weiter allerdings nicht: bis zum Nicht-schlechten. Oder, wie boshafte Leute sagen: bis zu dem, was nicht einmal schlecht ist. Es ist das uferlose Gebiet der akademischen Kunst, zu der auch die Philosophie allezeit ein bedeutendes Kontingent geliefert hat. Doch ist das wahrhaft Große, Vollkommene — wie wichtig die Disziplin immer sein mag — nur durch spontane Eingebung zu erreichen. Stil hat noch niemand erarbeiten können.

Die Philosophie ist also eine Kunst. Verlassen wir die ästhetische Betrachtung und suchen wir dasselbe Problem nach psychologischen und ethischen Kategorien zu begreifen, so gelangen wir notwendig zum selben Ergebnisse. Wie jede wesentliche Lebensäußerung entspringt auch die Philosophie dem gebieterischen Drange der Seele, sich zur Natur in ein befriedigendes, beglückendes Verhältnis zu setzen, eine Spannung auszulösen. Sie sucht eine lebendige Beziehung herzustellen zwischen Weltall und Menschengeist. Bezwecken die anderen innerlichen Künste etwa ein anderes? — Goethe, der den Zusammenhang mit der Natur vielleicht tiefer erlebte, als irgend ein Denker, hatte allerdings nicht viel Sinn für abstrakte Metaphysik. Sein Weltempfinden fand in ewigen Versen den entsprechendsten Ausdruck. Beethoven rang mit dem Weltgeist in Akkorden und Symphonien — es steckt wahrhaftig ebensoviel und mehr Sinn für das Weltall in seinen letzten Quartetten, wie in irgend einem noch so vollkommenen metaphysischen System. Ob Plato, Goethe oder Beethoven: sie wollen alle das gleiche. Nur reden sie verschiedene Sprachen. Der eine findet in Tönen den lebendigsten Ausdruck für seinen Weltsinn; der andere in Begriffen und Ideen. Und sinkt bei diesem der Schwerpunkt seiner Natur gelegentlich aus dem Verstande ins Gemüt, so wird die Kritik zur Mystik. Ja es kann geschehen, daß derselbe Drang der Seele, der bisher in kalter Begriffszergliederung seine entsprechendste Auslösung fand, plötzlich, in einem großen Augenblicke, in brünstigem Gebete zum Himmel sich ergießt. So ist mehr denn ein Denker zum Heiligen geworden. Wo das Innerste des Menschen spricht, da gibt es die Grenzen nicht, wie die Schule sie steckt. Freilich beherrschen Philosophie, Religion und Kunst

an sich verschiedene, untereinander nicht vergleichbare Gebiete; doch sind sie insofern eins, als sie eines Ursprungs sind, als sie dem gleichen Streben des schöpferischen Geistes Ausdruck verleihen. In verschiedenen Sprachen reden die verschiedenen Triebe des Menschen doch immer nur vom Einen, Unaussprechlichen.

Und daraus folgt weiter der persönliche Charakter einer jeden Philosophie. Es gibt schlechterdings keine unpersönliche Weltanschauung; der Ausdruck widerspricht sich selbst. Der Philosoph ist ebensowenig Photograph der Wahrheit, wie der Maler Photograph der Natur. Das Unpersönliche, folglich Unmenschliche, geht uns nicht im mindesten etwas an; es kann zum Menschen nicht reden. Das im höchsten Sinne Allgemeine ist uns nur ein Spiegel des schlechthin — Individuellen zugänglich, das Objektive in subjektiver Fassung. Gibt es etwa eine allgemeine, objektive Schönheit? — Nein; doch bewundern wir ein einziges Meisterwerk, in seiner ausschließlichen Eigenart, so glauben wir darin die Idee der Schönheit selber zu fassen. Das im höchsten Sinne Individuelle ist eben dadurch schon typisch, allgemein. So verkörpert uns Goethe, diese einzige, so über die Maßen vielfältige und spezielle Persönlichkeit, zugleich die Idee des höheren Menschentums. Nicht anders steht es mit dem Wahrheitswerte der Philosophie: auch der Wahrheit, gerade wie der Schönheit und jeder Idee, schenkt erst das persönliche Moment objektive Existenz. Eine ursprünglich abstrakte, unpersönliche Philosophie ist ein Unding; staubgeboren wird sie wieder zu Staub. Was nicht einem Menschen aus innerstem Herzen sprach, das wird zu niemandem sprechen.

Gerade durch ihren persönlichen Charakter besitzt Philosophie objektiven Wert! — Das ist kein Paradox: es ist grundlegende Erkenntnis. Kant hat uns gelehrt, daß die Welt erst durch unsere subjektiven Denkformen für uns zur Wirklichkeit wird — fiele die subjektive Seite (etwa Raum, Zeit, Kausalität) fort, so wäre damit zugleich auch die objektive Realität preisgegeben — ganz im Gegensatz zur landläufigen Anschauung, daß uns erst dann „Die Wahrheit" unverhüllt entgegenträte. Wahrheit gibt es bloß im Verhältnis zu einem möglichen denkenden Subjekte — subjektlos hätte ihr Begriff überhaupt keinen Inhalt. Genau dasselbe gilt von der konkreten Wahrheit, die der Philosoph als die seine verkündet: auch sie gilt zunächst nur im Verhältnis zu ihrem Subjekte, der einzelnen Person; und erst dadurch wird sie überpersönlich und allgemein. Es gibt für uns Menschen eben keine Objektivität, außer in bezug auf das Subjekt. Das gilt für den Denker wie für jeden Künstler. Mag er im Werke noch so aufgehen, verschwinden, — vorhanden ist er stets, als des Werkes Gesetz; ja je mehr er zu verschwinden, sich in der Vollkommenheit aufzulösen scheint, desto gegenwärtiger ist in Wahrheit sein schöpferisches Ich. Die Philosophie, deren Wahrheit schlechterdings objektiv erschiene, wäre zugleich die allerpersönlichste. Sie wäre der lebendige Ausdruck einer einzigen Individualität, unvergleichlich, unnachahmlich, wie jedes große Kunstwerk. Denn noch einmal: die Philosophie ist eine Kunst. Wer die Wahrheit will, muß zunächst sich selbst vollkommen zum Ausdruck bringen.



Eine Begegnung / Novelle von Jakob Schaffner



s war eine wunderliche Sache: nichts hatte sich verändert, und alles sah anders aus, die Stadt, der Wald davor, die Straße, die aus der Stadt durch den Wald führte, und eigentlich auch die Gewitterbank, die der Stadt gegenüber hinterm Wald lag. Die Stadt zählte fünfzigtausend Einwohner und war tausend Jahre alt. Das Gewitter hinterm Wald war erst fünf Tage alt, aber wenn es durfte, so richtete es die tausendjährige Stadt in zehn Minuten zugrunde. So standen die Dinge. Außerdem feierte die Stadt ihr Jubiläum, und war darum allenthalben Giebel, Turm und Erker bekränzelt und beflaggt.

Wo die tote Straße die Stadt verließ, hatte man eine vielsäulige Ehrenpforte errichtet, denn weil die Stadt in der Geschichte des Vaterlandes und des zuständigen Fürstenhauses ab und an eine kleine loyale Rolle spielte, war der Kaiser zu ihrem Jubiläum persönlich geladen worden und gestern Nachmittag auf vierundzwanzig Stunden eingetroffen. Die Ehrenpforte war mit Holz Pappe und Malerwitz dem Triumphtor in der Hauptstadt nachgebildet, aber wer gewöhnt war, auf eine Sache zu achten, dem mußte auffallen, daß am Gespann des Siegeswagens, auf dem die Göttin Viktoria stand, ein Pferd fehlte. Der Kaiser sah es sofort beim Einzug und machte die Bürgermeister mit gutem Humor darauf aufmerksam; aber die Bürgermeister hatten nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Kaiser in diesem erhebenden Augenblick scherzen könnte, und gerieten aus dem Konzept. Außerdem wußte man beim Kaiser nie sicher, wo man daran war mit seinen Fröhlichkeiten, manchmal war er auch wütend dabei; und dann hatte es das Lachen der Majestät an sich, daß es seinen Gegenstand wie eine Salve aus dem Hinterhalt traf. Der Kaiser schoß immer in Salven, scharf in Geschäften, mit Kanonen im Ärger, mit Platzpatronen im Scherz; das war so nach seinem ritterlichen Herzen.

Aber das Tor stand in seiner unwirklichen Existenz aus Holz, Pappe und Malerwitz um diese Nachmittagszeit kläglich und verlassen und ganz allein dem Gewitter gegenüber. Die Stadt war vollauf mit einer Abschiedsovation beschäftigt, die sie dem Kaiser auf ihrem Marktplatz darbrachte. Alle hohen Giebel und Türme reckten die Hälse nach dem geschichtlichen Vorgang, und die niedern Häuser hockten gleichsam vor ihren eigenen Türen auf den Gassen beisammen wie die alten Weiber, und lauerten die gekehrten Bürgersteige auf und ab, ob sie nicht wenigstens einen Adjutanten oder Prinzen zu sehen kriegten. Man konnte sich einbilden, die Stadt habe solange das Tor als Wache und Schutzwehr gegen das Gewitter aufgestellt, aber dann war es fatal, daß die Pferde mit dem Kriegswagen stadtwärts rannten und nicht gegen das Gewitter angingen. Jedoch das richtige war, das Tor langweilte sich. Seine Aufgabe war erfüllt, schon gestern Nachmittag, und jetzt wußte es nicht, was es noch weiter

mit sich anfangen solle. Es stand da auf seinen hohlen Füßen, spielte mit seinen Wimpeln und krachte leise mit seiner Pappehaut; und dazwischen schlief es immer wieder ein bißchen ein. Manchmal wälzte sich aus der Stadt heraus eine krause Welle Jubel und Musik darüber hin nach dem Wald zu; es war mehr Geräusch darin als Klang, und der Wald gab nichts darauf heraus.

Überdies war der Wald mißmutig. In dem verfluchten Vorgewitterlicht hatte er seine frische grüne Farbe eingebüßt und lag jetzt blaß und graublau unter dem fahlen Himmel, soweit seine Bezirke reichten. Auf der heißen Ebene stand es sich wie auf dem Kesselboden einer Saline; das Holz wurde warm bis in die Wurzeln hinab in dem Brand und Dunst, und das Laub hing an den Zweigen wie gekocht. Und nirgends wollte sich nachgerade ein Leben regen. Ein Wind existierte überhaupt nicht mehr; es war so gut oder so schlimm, wie wenn ihn einer abgefangen und in die Tasche gesteckt hätte. Und was von Vögeln sich nicht in Strauch und Busch stille hielt, das saß mit den Krähen auf klugen Ästen und paßte den beiden Gespenstern auf, die einander gegenüber den Wald belagerten. Es war ein ungünstiger und verrückter Zustand, und der Teufel mochte ihn holen.

Was das Gewitter antraf, so bestand es beim ersten Hinsehen aus einem hagellichten Zentrum und zwei weitgedehnten schieferdunklen Flanken. Es lag hinter tieflauernd vorgerecktem Kopf und Hals im unguten Tag überweltlich-echsenhaft hingespannt, mit schwefeldunkelhellem Rist und Rücken und ungeheuren schwarzen Flügeln. Vor sechs Tagen war es noch Abend geworden wie immer, mit Glockenläuten, Vogelsingen und vergißmeinnichtblauem Feierhimmel darüber. Und am nächsten Morgen gleich beim Erwachen hatte sich Stadt und Land dem Unwesen gegenüber gefunden, ohne daß ein Mensch zu sagen wußte, wie es hergekommen war. Und seither lag es hinter dem Wald und starrte immerfort über den mißfarbenen Wipfelsee nach der Stadt herüber.

Dreihundert Meter vom Tor stand die Bonifaziuskirche inmitten einer Kinderschule von kleinen, dicken Bürgerhäusern. Von ihrem beflaggten Turm herab schlug es drei Uhr. Als der dritte Schlag verstummt war, fuhr unter dem Tor ein vierrädriger Stoßwagen hervor, auf dem eine Drehorgel stand. Gleich dahinter folgte der zugehörige Musikant oder Fuhrmann. Er schob mit der linken Hand den Wagen, und in der rechten hielt er eine schwarze stählerne Taschenuhr, deren Gang er aufmerksam mit der Turmzeit verglich. Als er zu einem Resultat gekommen war, blieb er stehen und drehte an der gerippten Kugel einigemal hin und her, wobei er magere und außerordentlich gelenkige Finger regte, die mit ihren subtilen Bewegungen an die Beine mechanischer Spinnen erinnerten oder an hochgebildete elektrische Maschinenglieder. Die Finger verrichteten alles mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Raum, der möglich war, und brachten dabei eine merkwürdige Art nervöser Grazie auf, die mehr Mitgefühl erregte als Wohlgefallen, oder auch Ängstlichkeit und Spannung.

Als die Uhr gerichtet war, legten sich die Hände wieder an den Wagen, und Räder und Füße setzten ihren Weg fort. Doch sah es nicht so aus, als ob der

Mensch gewohnt sei, mit dem Fuhrwerk umzugehen; er mußte nach zwanzig Schritten schon die Richtung korrigieren, und fuhr dann sogleich nach der andern Seite schief, was nachher wieder eine Berichtigung nötig machte. Es konnte sein, der Wagen war schlecht gebaut oder ausgefahren, aber dann blieb immer noch zu bemerken, daß man sonst so zum Wagenschieben andere Augen und ein anderes Gesicht zu machen pflegt, als an ihm zu sehen war. Wie seine Finger, mahnten auch seine Augen an seltsame elektrische Einrichtungen, an noch unerfundene geistvolle Konstruktionen und Instrumente, die ein entgleister Geschmack oder ein ironischer Wille in eine menschliche Gestalt montiert hatte, um damit irgend ein tiefsinniges Paradoxon aus dem dunklen Reich des Pessimismus zu beweisen. Es waren keine Augen, die eine Welt rund in sich aufnahmen und begriffen, sondern es waren bewegliche Lampen, die in einem unheimlichen kinematographischen Nacheinander Gegenstand um Gegenstand anfielen und fixierten, den Baum, den Raben, die Wolke; daraus konstruierte dann die Netzhaut ein freudloses Registrierbild, eine Art Steckbrief oder Gebrauchsanweisung, und das war so im ganzen alles, was diese Augen ihrem wenig glücklichen Besitzer von der Welt vermittelten. Schließlich ist von den Augen noch zu sagen, daß zwei dunkelbewegte Brauen wie Janitscharenfahnen darüber wehten; und zwischen den Brauen düsterte in einer kurzen, untiefen Schulmeister-Senkfalte der nächtige Intellekt eines Prophetenschülers und Fanatikers.

Sobald ein Gehirn nicht bloß aus anatomischer Unumgänglichkeit eine Schädelhöhle ausfüllt, hat die Kreatur so oder so mit Ideen zu schaffen, selten zu ihrem Vergnügen, oft zu ihrem Schaden. Es hatte unter andern Verhältnissen dreißig Jahre lang den Anschein gehabt, als ob der gegenwärtige Fuhrmann und Musikant zu der nützlichen und ungewöhnlichen Menschenart gehöre, deren Kopf gegen geistige Einflüsse durch einen zuverlässigen hermetischen Verschluß geschützt ist; aber das verhielt sich nicht so, oder nicht ganz so, sondern er war von Geburt an zur ideellen Besessenheit prädestiniert, welche die andere Art von Verhältnis ausmacht, in dem ein Geist zu einem Menschen stehen kann. Hatte niemand etwas davon gemerkt, so lag das an der besonderen Form der Kandidatur, die sich vom gewöhnlichen Stumpfsinn bloß durch kleine nervöse Reizbarkeiten unterscheidet, und manchmal durch verborgene Feinheiten an Gliedern oder Organen. Vor einer Woche noch hatte er nicht existiert für die unsichtbare Welt; da war er still, unhöflich und stumpfsinnig einer katholischen Dorfschule vorgestanden, hatte Kinder geprügelt, Orgel gespielt und Bier getrunken. Und jetzt stand er plötzlich im Begriff, in die Weltgeschichte einzutreten, kraft einer dunklen, mörderischen Idee. Aber der kleinste Einblick in seine Vergangenheit und Herkunft beweist sofort und bündig, daß seine angeborene Unschuld noch durch keinen üblen Willen getrübt, und daß das Kind, als welches er zur Welt gekommen, sich durch nichts verändert hatte, als daß ihm ein Schnurrbart angewachsen und es inzwischen ein Schulmeister geworden war.

Übrigens verhielt es sich mit seiner Geburt so, daß er dabei gleich mitten in

eine große Not und Verlegenheit hineingeraten war, indem sich für ihn nichts zu trinken und zu essen vorfand. Sein Vater hatte sich über die Grenze davon gemacht, und seiner Mutter war aus Schreck und Ärger darüber die Milch ausgeblieben. Da tat er das Vernünftigste, was in seiner Lage zu tun war: er richtete sich aufs Hungerleiden ein. Er kam mit halb soviel Nahrung aus als andere Kinder, und hielt sich für den Ausfall an Realien schadlos an der Zeit, die nichts kostete. Während andere Kinder mit sieben Monaten sitzen können, ließ er ein Jahr vergehen, bevor er sich mit diesem Kunststück versuchte; und zweie brauchte er, bis er stehen konnte. Er lachte nicht und gaukelte nicht. Weil ihm in einer merkwürdigen Feinhörigkeit sein eigenes Geschrei übel klang, steckte er's frühzeitig auf. Wenn ihn irgendwer betrachtet hätte, so wäre ihm eine gewisse mürrische Fasson seines Schädels sicher aufgefallen; aber es betrachtete ihn niemand und es fiel auch niemand etwas auf an ihm. Und als er mit den andern Göhren seines Jahrgangs sechs Jahre alt geworden war, wurde er eines Morgens bei Wind und Regen zur Schule geschickt.

Das war die erste Ungehörigkeit des Schicksals gegen ihn, die ihm direkt und sofort zu Gemüte trat. Er mußte vier Stunden lang mit nassen Schultern zwischen Rangen sitzen, die er nicht kannte, Dinge betreiben, die er nicht verstand, und einen fremden, großen Menschen mit diktatorischer Gewalt über sich verfügen sehen, den er deshalb vom ersten Augenblick an verabscheute. Zwar weinte und erregte er sich nicht, und wunderte sich auch nicht, daß der Umstand durch Wochen, Monate und Jahre mit wenigen witzlosen Variationen derselbe blieb; aber er rächte sich für diese Grobheiten nach seinem Temperament, indem er sich vornahm, ebenfalls Schulmeister zu werden. Da er durch unholde und übermütige Einflüsse mit dem Dasein bereits auf den uncharmanten Fuß gestellt war, so paragraphierte sich sein Katechismus nach dem wenig günstigen Grundsatz: Kneifst du mich, kneif' ich dich! Er hatte um so mehr Aussicht, damit durchzukommen, als in ihm nicht das Brausepulver der Bitternis ein heißes Blut zu Wallungen und Demonstrationen trieb, sondern durch seine feinen Adern kreiste zwischen den dünnflüssigen Säften ohne Willen und Bestimmung der gemeine Wanzentod einer chronischen Lebensschnödigkeit. Doch ließ es die Hungerleiderschaft seines Wesens nicht zu, daß er, ohne Vorteil daraus zu ziehen, durch den Zustand ging. Seine auf kleine Vorteile wachsam gerichtete Spekulation machte ihn zu einem mittelmäßig erfreulichen Schüler, und er trug freud- und neidlos mit frühgefurchter Stirn fortlaufend günstige Zensuren nach Hause. Obwohl sein Charakter nicht zum Wohlwollen einlud, so gewann ihm doch sein pedantischer Ordnungssinn die Zuneigung seiner Lehrer. Und was seine Mitschüler anging, so ließen sie ihn in Ruhe um der schnöden Antworten willen, die von ihm ausgingen, wenn man ihm krumm kam, und die, sobald sie losgelassen waren, wie blinde Pferde um sich bissen und dann noch lange auf eine unbegreifliche Weise in die leere Luft hinein weiter beleidigten. So brachte er seine Art ohne Veränderung oder Steigerung unabhängig, feingliedrig und

mittelmäßig durch die Jugend, und war eines Tages ein Jüngling. Und wie es das Praktische in seinen Verhältnissen erheischte, da er doch einmal dabei geblieben war, Schulmeister werden zu wollen, kam er auf Kosten seiner Vaterstadt nach ehrenhafter Absolvierung der bürgerlichen Schulklassen aufs Lehrerseminar. Und vom Seminar kam er als Unterlehrer nach Hilbertshofen, wo er nun seit zehn Jahren ohne Fluch und Segen tätig gewesen war.

Aber jetzt meinte der Schulmeister, zwischen seinen Zähnen und dem Gewitter hänge das Weltgericht. Sein ganzes Empfinden und Trachten war martervoll in diesen Raum eingespannt. Er fuhr mit seinem dumpfen Kopf und seiner Drehorgel auf der toten Linie dazwischen hin wie ein eingesetzter Zug auf den Probierschienen, und in seinem Hosensack stak eine doppelläufige Pistole. Denn es konnte gehen wie es wollte, aber wenn es ihm gelang, den Kaiser mit Pulver und Blei dazwischen heraus zu schießen, so war ihm geholfen; der Geist sagte es, von dem er besessen war; dann fiel das Gewitter wie eine Tafel hinter den Horizont hinab, und seine Zähne wurden wieder richtig; jetzt standen sie ihm eisern und quer in den Kiefern.

Vor sechs Tagen am Abend war ihm der Bescheid zugekommen, daß sein Kollege zum Oberlehrer befördert sei. Das legte ihm etwas auf, aber es war weiter nichts dabei. Am nächsten Morgen erwachte er wie immer, stand auf und sah das Gewitter. Erst machte er sich keinen Vers darauf und wandte sich stillbesonnen nach seinen Kleidern, die auf dem Stuhl lagen, denn er war noch im Hemd. In dem Augenblick kam der Geist über ihn. Er erschrak auf einmal, fuhr wie gerufen wieder nach dem Gewitter herum und starrte es lange an. Und das Gewitter starrte ihn an. Das Gewitter war der Geist. Oder der Geist war im Gewitter. Und war zugleich über und in ihm. Dann wurden zum Zeichen seine Zähne zu Eisen und drehten sich nacheinander in seinen Kiefern quer; vorn fing es an und ging durch bis zu den Weisheitszähnen. Es war ein sehr großes Übel, das mit dem Gewitter und das mit den Zähnen, aber sobald er das mit dem Kaiser getan hatte, war alles in der Welt wieder gleich. Und nun zog er, ein bescheidener Siegfried, seit fünf Tagen dem glänzenden Drachen und strahlenden Erzfeind entgegen, um ihn im Namen der Ordnung und des Weltgleichgewichts mit seiner Pistole zu erlegen. Die schmerzliche Phrase hatte er am Abend vor seiner Berufung in einem Zeitungsbericht über einen Anarchistenprozeß gelesen, aber er wußte es schon nicht mehr. Es kam auch nicht darauf an, sondern daß er solche Hände hatte und einen solchen Kopf darüber: wenn ihm Zucker in die Hände fiel, den fraß er, und wenn ihm eine Pistole darein geriet, so ging er damit schießen. Und daß es mit seiner Idee eine Sache war wie mit den Zeitlosen, die am Herbsttag auf allen feuchten Wiesen zugleich violett machen und nichts voneinander wissen, obgleich sie eines Papstes Bischöfe und Pfaffen sind. Aber in Wahrheit: hätte der Schulmeister in diesen Herbsttagen der Geschichte nur einmal seine durch feindliche Kräfte und Gewalten ins Riesenhafte aufsummierte Monstreexistenz überschauen können, er wäre auf

der Stelle ein Kind des Todes gewesen vor Schreck, denn er besaß bei aller Pöbelhaftigkeit seines Kopfes ein schamhaftes Herz, das an dem grotesken Kaisertum seines gegenwärtigen beschlagnahmten Zustandes keinen Anteil hatte.

Das Tor hielt sich ganz still an seinem Platz. Es krachte nicht mehr mit seinen Häuten und war völlig wach; das Rollen des Handwagens war von dem wütigen Kleinstadtpflaster wie ein Donnerwetter in seine idiotischen Gewölbe eingebrochen, und jetzt lauerte es mit blinden Augen auf weitere Begebnisse, denn es bildete sich ein, daß nun wieder etwas losgehen werde. Von seinen Augen zu sprechen, so besaß es eigentlich gar keine, der Witz des Malers hatte dazu so wenig ausgereicht wie das Genie des Architekten zu Ohren, die ihm auch abgingen. Aber die Reichsfahnen, die so flachgebreitet aus seinen gezogenen Firstluken an den Tag heraushingen, sahen aus wie eine Art bedauerlicher Verlegenheitssinne, gleichsam herausgereckte Horchzungen. Aber wenn sie, wie es dazwischen auch das Ansehen machte, seine Seele vorstellen sollten, so fiel es ins Gewicht, daß der Schneider sie auf Bestellung mit der Maschine zusammengenäht hatte.

So lauerte das Tor hinter dem verfluchten großartigen Schulmeister her.

Zwar der Wald nahm keine Notiz von ihm, sondern ärgerte sich weiter über die erschwerten Existenzbedingungen, den ausgeheizten Boden, das warmgestandene Holz und das verbrühte Laub. Aber die Krähen auf den hohen Eichen steckten die Köpfe zusammen: da kam ja ein größerer Verwandter des Weges! Und einige von ihnen verbeugten sich und krächzten, wobei sie sehr lebhaft schwarzlackierten hölzernen Knarren glichen mit eingesetzten Springfedern und Vogelstimmen. Der öde Klang fuhr unwirsch aus und durchklirrte den gespannten Nachmittagsglast, der wie ein verzauberter Glasgarten über dem Wald stand. So befanden sich die Dinge auch in der Sichtbarkeit, umgekramt und verzerrspiegelt. Andere Krähen, die auf andern hohen Eichen noch tiefer im Dunst drin saßen, nahmen den Ruf auf und gaben ihn weiter, und wie sie sich dabei bewegten und verbeugten in ihrer unwirklichen Gespenstergröße, warfen sie für ihren Teil völlig das Ansehen aus, als seien sie zu Auguren dieser beklommenen Stunde bestellt.

Die Gewitterechse lag hinter dem Wald und starrte nach der Stadt. Sie hatte sachte den dunklen Kopf erhoben und lauschte: aus dem Innern der Stadt brach nach so langer Stille plötzlich ein tausendstimmiges Freudengeschrei und Fanfarengeschmetter los: Hurra! Hahaha! Hoch! Hahaha! Terengtengteng! Und dann purzelte alles zusammen in die Nationalhymne: Vater, unter deiner Hand! Der Vater, das war der Kaiser. Es mochte gut gemeint sein, aber weil der Tag einmal keinen Klang aufkommen ließ, tönte es wie aus dem Kasten eines Kasperltheaters heraus, oder wie von Franzosen durch die Nase gesungen. Zugleich prustete aus dem Tor eine Schar Bürger los, die auf Pferden, Wagen und Automobilen dem Kaiser voraushasen wollten, um ihn noch einmal zu sehen. Der Schulmeister merkte das nicht gleich, sondern fuhr mit seiner Drehorgel in

Dumpfheit und Prophetengefühl immer seine Straße geradeaus. Aber als die Reiter und Wagen an ihm vorbeigaloppierten und ratterten, empfand er, daß die Zeit nahte. Und als er sich nach dem Tor umdrehte, vernahm er auch das Abschiedsgetöse der Untertanen. Zugleich begannen die Glocken zu läuten, denn der Kaiser bestieg seinen Wagen. Aus dem Tor blitzte eine Batterie Artillerie in die Sonne heraus, schwenkte in voller Karriere nach links und rechts bogenweise auseinander und fuhr zu den Flanken des Tores in zwei Abteilungen schußgerecht auf. Die Kanoniere sprangen von den Protzen, die Fahrer von den Pferden, und man konnte nur eben eine Nuß aufknacken, so krachte schon der erste Schuß los. In einer Wolke hochauf wirbelte Staub und Pulverdampf. Es war eine Art Schreck oder Verwunderung dabei: was ist denn nun los? Und gleich schlug der zweite Schuß darein, und der dritte und vierte. Das Tor begann wie ein Schemen zu tanzen in dem Dampf- und Nebelschwanken. Manchmal sah man eine Gruppe Soldaten bei der oder jener Kanone. Die Leutnants standen mit blankem Säbel dabei, schrien und kommandierten wie in der Schlacht, und die Kanoniere sprangen schneidig hin und zu und gaben mit jedem Manöver deutlich zu verstehen: Furcht, was ist das? Siegreich wollen wir Holland schlagen.

Eigentlich imponierte dieser Aufzug dem Schulmeister. Er war immer stolz gewesen auf sein Vaterland, und obgleich er selber nicht Soldat geworden war, so gehörte er doch nicht zu den hämischen Dienstkrüppeln, die über das Militärwesen das Maul verziehen und sagen: „Ist uns viel zu dumm!" weil man sie nicht brauchen konnte. Nein, er sympathisierte mit den dunklen Jungen, und hatte auch ehrlichen Respekt vor jeder Offiziersuniform. Bloß die Kavallerie mochte er nicht leiden, die war ihm zu windig und zu prahlerisch. Und zu bunt. Darin erging es ihm wie dem Truthahn: auf spöttische und freche Farben fuhr er los.

Darauf kam das liebe Volk aus dem Tor gewimmelt. Genau genommen war es ein Wunder, daß bei dem tanzenden Holzkasten noch ein Verkehr sein konnte. Man durfte sich vernünftigerweise nicht für versichert halten, daß nicht der eine oder andere Gevatter bei dem Spaß mitgehend zertreten und breitgetanzt wurde. Die Geschütze krachten; der Pulverdampf wallte und wogte; Jungens schrien herum und sangen Soldatenlieder; Kinder und Frauen jubelten über die Kanonenschüsse, und die Sonne schien wie unsinnig. Und dem Schulmeister war es einen Augenblick, als wollte es ihm anders werden. Dieser ganze außerordentliche Aufwand, der sich in tausendköpfiger Bewegung auf den Einsamen zuwälzte, ging ihn mit Verwirrung an, und es war ihm, als solle ihm daraus etwas gesagt werden und müsse er hinhören. Aber der Geist ließ es nicht zu, sondern riß ihn herrisch auf seine tote Linie zurück. Und dann war es auch richtig: was hatte er mit diesen rabiaten Schustern und Schneidern zu tun!

Es begab sich aber, wie der Schulmeister Sinne und Gesicht wieder dem großen Geist zuwenden wollte, der von seinem düstern Zeichen aus den Tag in seinem Bann hielt, daß sich das umgekehrte Wunder an ihm bewirkte. Vielleicht war ein Sturmwirbel der Sinn der Erscheinung, die ihn befremdete, und der

Wolkenschlauch, der davon aufgesogen gleich einem Hals aus dem ungeheuren Rumpf hervorwuchs, bedeutete den Aufbruch des Gewitters. Aber der Schulmeister sah einen Mann und Herrn auf dem Wetter wandeln mit der Sonnenkrone ums Haupt, und erschrak. Seine Einbildung fiel augenblicklich aus einem hellen Raum eine Treppe hinunter in die Dunkelheit. Er starrte bestürzt auf das veränderte Zeichen und wußte plötzlich nicht mehr, was er mit dem Phänomen zu schaffen hatte. Auf einmal war die Linie vor seinen Augen abgebrochen, auf der er im weltrichterlichen Beruf dahingefahren war, und er stand über einem Abgrund. Sein Herz fing an zu zittern wie ein Hase, der merkt, daß er in der Schlinge hängt. Und mit einer wahren tödlichen Verblüffung fühlte er, daß aus seinen Zähnen die Eisenschwere wich; nun mußten sie nur noch in ihre alten Stellungen zurückkehren, so war er verloren. Er witterte in tierischer Furcht, daß ihn was geneckt hatte, und daß ihn diese Neckerei den Hals kosten konnte. Dabei suchte er in seinem Gedächtnis ebenso verzweifelt wie vergeblich nach einem Unterschlupf, nach irgend einer Hingehörigkeit in der Welt. Die wilden Phrasen und Verwünschungen der dämonischen Macht, deren Knecht und Kaiser er geworden war, vermehrten nur die Verwirrung, ohne ihr etwas zu nützen. Aber die neuste Kalamität bestand darin, daß ihm jetzt ein kantiger, kalter Stein in der Speiseröhre steckte, der nicht herauf und nicht hinunter zu kriegen war, und der ihm den Atem beengte.

Das Gewitter am Horizont hob seine ungeheuren Schwingen und begann zu steigen. Die Krähen auf den hohen Eichen verbeugten sich wie verrückt und schrien im Chor. Zugleich erhob sich an der Stadt ein wirres Gejubel von zehntausend Stimmen und Stimmchen, denn eben fuhr der Kaiser aus dem Tor. Die Kanonen krachten; das Tor tanzte im Pulverdampf; das Volk schrie Hoch! und Hurra! Aber die Krähen schwirrten nun in dunklen Schwärmen vom Wald auf und machten sich fluchtweise seitwärts nach dem freien Feld davon; und die verlassenen hohen Eichen regten ihre Äste im ersten Windstoß. Breit und heerhaft schwärmte die schwefelhelle Nacht am Himmel herauf. Dem belebten Massenhaften voraus gierte und tastete organhaft aufgerichtet der unwillkommene Wolkenschlauch. Er bewegte sich scheußlich hin und her wie der Rüssel eines Elefanten. Die Sonne, von ihm aufgeschlungen, glitt und rollte mit verhülltem Leuchten den bangen Weg hinab. Und die Kanonen am Tor flammten in der einbrechenden Dunkelheit auf einmal auf wie schwedische Streichhölzer auf einem dämmrigen Treppenvorflur.

Der Schulmeister stand bei seiner Orgel und hielt sich mit beiden Händen am Wagen fest. Er war von aller Farbe gekommen und schlotterte am ganzen Leib. Der Geist schlug mit Fäusten auf ihn ein und riß an ihm herum, wie der Sturm an einer verwaisten Dachrinne. Es war entsetzlich, was ein Geist für Worte fand, Worte, die keines Menschen Gehirn ausdachte, grauenhafte, totsichere Verdammungen, Lästerungen, wenn sie öffentlich wurden, wenn man sie über eine Provinz hell aussprach, versank die ganze Provinz in Nacht und Elend.

Darum war den bösen Geistern auch das Stimmband verflucht, daß sie nicht laut reden konnten, sondern bloß flüstern und raunen. Und dazwischen tönte wie die Posaune des jüngsten Gerichts das Horn des kaiserlichen Automobils heran, näher und immer näher. Hinterher jauchzte das Volk und böllerten die Kanonen. Und über den Wald her rollte groß und gebietend dem verworrenen Getöse entgegen der erste Donnerschlag. Es war ein unsäglicher Tumult. Dem Schulmeister lief ein Schauer nach dem andern den Rücken hinunter, und der Schweiß floß ihm in Bächen von der Stirn.

Aber jetzt kamen die Bürgerautomobile und -Wagen vor dem Gewitter her zurück gerast. Sie wollten den Kaiser nochmal in die Stadt nehmen, bis die schlimmsten Schläge vorbei waren, und gerade auf einen halben oder drittels Pistolenschuß vom Schulmeister stellten sie ihn.

„Majestät möge bedenken! Majestät wolle sich nicht unnötig in Gefahr begeben!"

Der Kaiser lachte, aber im Grund war er wütend, daß ihm die Bagage so dreistdummlich den Weg verstellte.

„Kaiser und Totengräber fürchten sich nicht! Das bringt der Beruf mit sich", rief er.

Es war eigentlich ein schauerlicher Witz, und den Bürgern wurde es unheimlich davon. Und dann sagte er noch: „Platz, süßer Pöbel, Platz!" Das kaiserliche Horn tönte, die Maschine ruckte an, und die Bürgerkarren sprangen erschreckt zur Seite. Quer über den Wald flammte ein Blitz, und gleich von oben herein ein zweiter, daß sie sich fast kreuzten. Aber der Kaiser sah steif geradeaus und zuckte mit keiner Wimper. Und die Bürger dachten: „Er fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel." Sie wurden bei aller ekligen Bange stolz auf einen solchen Herrscher, als ob sie ihn eigenhändig gemacht hätten, und fanden es nachträglich ganz in der Ordnung, daß er sie gemarschpudelt hatte. Er war doch der Kaiser; wie kamen sie dazu!

Der Schulmeister hatte unter den Fäusten des Geistes in sich zusammengeduckt und mit halbgebrochnen Augen den Diskurs neben seinen Ohren angehört. Die Pistole im Hosensack schlug ihm ans Bein, so schlotterte er. Das war nun der geschichtliche Augenblick der Begegnung. Oder vielmehr, der geschichtliche Augenblick war nicht geworden, sondern die Stunde fand ihn im tiefsten tragischen Jammer, der über einen Menschen von seiner Art kommen konnte. Das Elend war ihm in die Gedärme gefahren, wie einem kleinen Jungen die Furcht der ersten Schulstunde. Und die Angst und der Geist rissen ihn einmütig von den Füßen und warfen ihn vor seinen eigenen Wagen. Dann ließ der Geist von ihm. Er hob sich auf und fuhr im beginnenden Gewittersturm davon.

Wie ein leuchtender Riesenkäfer flog das weiße Kaiserautomobil unter den Blitzen hindurch die zuckende Heerstraße hinauf.



Nun wogte und brauste der graublaue Wipfelsee des Waldes unter den Stößen des Sturmes. Die hohen Eichen stürzten sich mit großer Gebärde in den breiten Wellengang, und überall taten sich tiefe dunkelgrüne Abgründe auf. Die Blitze krachten durcheinander; manchmal klirrten sie zusammen wie Kürassiersäbel, und manchmal zischten sie

faſt lautlos durch die Lüfte wie glühende Kreuzottern. Es war nichts mehr da, als die freie, königliche Naturgewalt. Die Bürgerfuhrwerke waren nach dem dritten Donnerſchlag ohne weiteren Aufenthalt wie ein Rudel junger Hunde nach Hauſe gewuſelt und allbereits in ihren trocknen Löchern untergekrochen. Das letzte Volk am Tor hatte das Kaiſerautomobil auf der Höhe der Straße in die anrückende Wetter-mauer einbrechen und darin verſchwinden ſehen. Bloß der Schulmeiſter befand ſich noch auf der Straße. Er lag in Sturm und Hagelſchlag unter ſeinem Wagen und wußte nicht aufzukommen. Das Straßengefälle und der Sturm hatten ihm das herumgeriſſene Fuhrwerk mit einem Vorderrad auf den Hals getrieben. Wenn er ſich nun an der Karre erheben wollte, riß er ſie ſich noch härter ans Genick, und der Sturm tat das Seine dazu. Dies traurige Spiel trieb er ſo lang, bis ihm der tieriſche Inſtinkt ſagte: Krieche weg. So kam er wieder auf die Füße zu ſtehen. Die Schloßen praſſelten ihm in Kieſelgröße auf den unbeſchützten Kopf; der Sturm hatte ihm den Hut entführt. Der Sturm trieb ihm auch den Wagen in den Straßengraben und warf ihn dort um, daß die Orgel ſich im Überſchlag ins Randgeſtrüpp ſtürzte. Aber der Schulmeiſter kümmerte ſich nicht darum. Er wußte gar nicht mehr, daß er einen derartigen Vorwand beſaß. Die Nöte dieſer Stunde waren in ihm tauſendmal größer und mächtiger geworden als ſeine ganze Perſönlichkeit mit allen ihren Kräften und Hülfsmitteln. Sein tieriſcher Inſtinkt riet ihm: Flüchte dich in den Wald vor dem Hagel. Er ſtieg mit wim-melnden Beinen über den Straßengraben und arbeitete ſich mit ſeinen zarten nervöſen Händen durch das Randgeſtrüpp in den Wald.

ls das Gewitter vorbei war und die Bürger ſich wieder aus dem Bau wagten, fanden ſie vor der Stadt eine beſondere Beſcherung. Wo fünf Tage lang das Tor in der fröhlichen Verlogenheit ſeiner Scheinexiſtenz gegen die Sonne geprangt hatte, lag nun ein erbärm-licher Trümmerhaufen aus Holzſtangen und -Brettern und Pappen-fetzen. Der Siegeswagen ſtand ziemlich fahrrecht unter dem Gehölze auf ſeinen eigenen Pferden, aber die Göttin Viktoria ſtak mit dem Hals kopfſtändlings zwiſchen zwei Balken. Und auf dem hingeſtürzten Dachfirſt ſaß der blödſinnige Schulmeiſter und hatte eine krepierte Platzpatrone in der rechten Hand und in der linken ein Stück Pappe, auf das der Maler irgend eine verrückte Arabeske geſchmiert hatte. Er zeigte den Bürgern freundlich die Dinge, und ſagte mit mildem Lächeln, das ſei nun ſo eine Sache. Seine Schnödigkeit war völlig von ihm gewichen. Als die erſten Rangen angelaufen kamen, nickte er ihnen brüder-lich zu. Und vor den Frauen ſtand er auf und verneigte ſich.

Aber der Wald glänzte ſoweit das Auge ſah in neugeſchenkter Grüne, und auf den hohen Eichen ſaßen ſtatt der Krähen Amſeln und Droſſeln und läuteten miteinander den Tag aus.



Liberalismus/ von H. v. Gerlach



er Liberalismus ist, wie alle großen Dinge, international. In jedem Lande hat er, je nach der Entwicklungsstufe, eine andere Prägung. Aber ob in Persien die Mollahs für eine Verfassung demonstrieren, oder ob in Japan sich eine Arbeitergewerkschaft konstituiert, ob in Finnland die Frauen zu einer Parlamentswahl schreiten oder ob in China eine Eisenbahn konzessioniert wird, ob in Dänemark sich eine neue Bauernhochschule auftut oder ob in Frankreich ein Bischof seinen Frieden mit der Republik macht, ob man in Amerika gegen die Allmacht der Trusts vorgeht oder in Mecklenburg ein Lehrerpensionsgesetz einführt, immer ist es ein Stück Liberalismus, der sich durchsetzt. Was Liberalismus ist, läßt sich kaum definieren. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Das Wesen des Liberalismus ist einheitlich, aber seine Wege sind mannigfach. Im Namen des Liberalismus kann man sich ebenso für die Simultanschule wie für die religionslose Schule, für den Moralunterricht wie für die Überlassung des Religionsunterrichts an die religiösen Gemeinschaften, für die Staatsschule wie für die Gemeindeschule erklären. Zeit und Ort lassen bald dies, bald jenes als das wünschenswerte oder als das zunächst nur mögliche Ziel erscheinen.

Wegen dieser Vielartigkeit der positiven Aufgaben des Liberalismus ist es schwer, eine positive Formulierung für ihn zu finden. Leichter ist er zu fassen, wenn man an seine Negationen denkt. Selten wird man unter Liberalen darüber im Zweifel sein, was nicht liberal, was vom Standpunkt des Liberalismus aus zu bekämpfen sei. Praktisch gesprochen, steht z. B. für Deutschland dreierlei fest:

Der Liberalismus muß der ewige Feind des Zentrums sein, denn sein Wesen ist Freiheit, das des Zentrums Gebundenheit. Der Liberale kann bei hundert Abstimmungen mit dem Zentrum zusammengehen, das als geborene Minderheitspartei sich demokratisch zu betätigen gezwungen ist. Immer wird der Punkt kommen, wo die Gegensätze unversöhnbar auseinanderklaffen. Das Zentrum basiert auf der Autorität, der Liberalismus kennt nur eine voraussetzungslose Wissenschaft. Das Zentrum erklärt: Extra ecclesiam nulla salus! Für den Liberalismus gibt es nichts Absolutes. Hic Dogma! Hic freie Forschung!

Der Liberalismus muß aber auch der Todfeind des Konservatismus sein. Daran ändern alle kanzlerischen Silvesterphantasien über die Paarung konservativen und liberalen Geistes nichts. Der Konservatismus schaut rückwärts, der Liberalismus vorwärts. Der Konservative lebt immer im Gedenken an die „gute, alte Zeit". Er schwärmt für das Mittelalter, wo das Handwerk angeblich einen „goldenen Boden" hatte. Er möchte am liebsten die Zeit wieder heraufführen, wo die Landwirtschaft das Land beherrschte, wo der Satz Wahrheit war: „Hat der Bauer Geld, so hat es alle Welt". Er träumt von jenen

Tagen, wo vermeintlich die Menschen frömmer und die Sitten reiner waren. Der Liberale hält keineswegs alles, was da ist und sein wird, für besser als was da war. Aber er akzeptiert die Entwicklung als etwas Notwendiges und am letzten Ende auch Nützliches. Keine Zeit war oder ist für ihn so gut, als daß es nicht noch besser werden könnte. Er hat vielleicht nicht den Kirchenglauben, aber den Glauben an die Vervollkommnung der Menschen, an das, wenn auch in Kurven sich vollziehende, geistige und materielle Aufsteigen des Menschengeschlechts. Der Konservative wittert in jeder Erfindung, in jedem technischen Fortschritt eine Gefahr. Der Liberale leugnet nicht, daß mancher technische Fortschritt zunächst für einen Teil der lebenden Generation einen Rückschritt, eine Herabdrückung der Lebenshaltung, bedeuten könne. Aber das ist für ihn nur ein Ansporn, um nach neuen Organisationen zu suchen, die die Übergangsschwierigkeiten beheben. Eine krasse Form des Konservatismus war es, als die Schifferknechte an der Weser das erste Dampfschiff zertrümmerten, das auf einem deutschen Strom schwamm. Sie sahen in ihm den Verderber ihrer Existenz. Sie hielten den Fortschritt nicht auf. Das kann niemand. Aber sie verzögerten ihn. Der Liberalismus sieht in jeder neuen Maschine einen neuen Hebel des Fortschritts, auch wenn sie im ersten Augenblick tausend Menschen brotlos macht. Per aspera ad astra!

Der Liberalismus müßte auch in der Sozialdemokratie einen Todfeind erblicken, wenn sie ernstlich daran gehen könnte, ihren Zukunftsstaat zu verwirklichen. Denn der sozialistische Staat, wie ihn Bebel in seiner „Frau" träumte, ist die glatte Negierung des Wesenskerns des Liberalismus, des Individualismus. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß der Kommunismus die höchste Steigerung der Produktivkräfte und damit den höchstmöglichen Grad des materiellen Wohlbefindens für die Menschheit bedeute, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß er das Ideal an sich sei. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Staatsallmacht ist der Tod der Persönlichkeit. Dem Liberalismus aber ist die Hebung der Produktion nur Mittel zum Zweck der besseren Ausbildung und freieren Entfaltung der Persönlichkeit.

Aber Sozialdemokratie und sozialdemokratischer Zukunftsstaat sind zwei Dinge, die man billigerweise nicht in einen Topf werfen soll. Nur ein Teil der Sozialdemokratie, und im Durchschnitt wohl nicht der intelligenteste, glaubt ja überhaupt an den Zukunftsstaat. Vor allem aber ist die Verwirklichung des sozialistischen Staates eine Gefahr ungefähr von der Qualität der der Wiederherstellung des Königreichs Hannover. Man mag ja bedauern, daß sonst tüchtige Leute einen Teil ihrer Kraft durch das Hinstarren auf eine Utopie vergeuden. Sich darüber zu erregen, dazu liegt wahrlich kein Anlaß vor. Namentlich dann nicht, wenn man sieht, daß die Politik des Tages beide Teile fast ständig Schulter an Schulter führt, und daß es die nächsten zwanzig Jahre vermutlich ebenso sein wird.

Tatsächlich trennen in der praktischen Politik nicht Quantitäts-, nur Qualitätsunterschiede den Liberalismus und die Sozialdemokratie. Im Parlament, in

den Kammern und im Wahlkampf ist der Sozialdemokrat einfach der radikalste Liberale. Der Sozialismus flüchtet sich in die Parteiliteratur, wo er ein beschauliches Dasein führt. Erst fort mit den Resten des Feudalismus und her mit der bürgerlichen Freiheit! dann kommen — vielleicht — einmal die Tage des Sozialismus. So denkt jeder verständige Sozialdemokrat.

Und jeder verständige Liberale weiß, daß, nachdem die Arbeiterbewegung sich als selbständige Partei aufgetan hat, das Schicksal des Bürgertums an das der Sozialdemokratie gekettet ist. Politik läßt sich nur mit Massen machen. Den Massen des Zentrums und des Konservatismus, die in der Gebundenheit und im Beharren ihr Ideal erblicken, kann man nur mit Massen ein Paroli bieten, die für den Fortschritt kämpfen. Die Unterschicht des Volkes gehört aber nun einmal der Sozialdemokratie, soweit sie nicht aus religiösen Gründen — katholische Arbeiter! — aufs Zentrum eingeschworen ist oder aus Angst und Unbildung — Landarbeiter! — den Konservativen gehorcht. Die Sozialdemokratie ist die zahlreichste Partei. Trotzdem bleibt sie für sich allein zur Ohnmacht verdammt. Ebenso aber auch der bürgerliche Liberalismus, wenn er nicht einen Bundesgenossen da findet, wo er ihn allein suchen darf, zu seiner Linken.

Bürgertum und Arbeiterschaft sind nun einmal auf einander angewiesen, weil für beide das Heil nur im Liberalismus ruht. Daß das von beiden Seiten so oft vergessen worden ist, ist der Hauptgrund für die Trostlosigkeit unserer politischen Zustände. Wir haben im Reiche eine Wahlkreiseinteilung, die die Großstadt und die Industriebezirke auf Gnade und Barmherzigkeit dem Lande ausliefert. Wir haben in den meisten Einzelstaaten ein Wahlrecht, dessen sich Montenegro schämen würde. Die öffentlich-rechtliche Stellung der deutschen Frau ist ein Hohn auf die Pflichten eines Kulturvolkes. Das Vereins- und Versammlungsrecht ist ein Spielball polizeilicher Willkür. Unser Strafrecht strotzt von Rückständigkeiten. Die Schule ist eine Dépendance der Kirche. Die „Gleichberechtigung aller Staatsbürger" ist ein leeres Schlagwort geblieben. Die Kaste herrscht, nicht de jure, aber de facto.

Der Liberalismus hat noch eine fast übermenschliche Arbeit in Deutschland vor sich. Er kann sie nur leisten, wenn er auf kein liberales Element verzichtet, auch auf das nicht, das sich unter sozialdemokratischen Flagge verbirgt.

Und wenn er einig ist! das heißt, wenn sich alle wirklich liberalen Kräfte zusammentun. Wie so manches, was sich nicht liberal nennt, doch liberal ist, so etikettiert sich andererseits vieles liberal, was auf die Bänke der Rechten gehört. Der Satz des Seerechts: „Le pavillon couvre la marchandise" darf wahrhaftig nicht auf die Politik übertragen werden. Nicht auf den pavillon, sondern auf die marchandise kommt es an. Wer sich nationalliberal nennt und sich dennoch dem Programm des Bundes der Landwirte unterwirft, den Verkehr besteuert, die Arbeiter bindet und die Schule verkirchlicht, der gehört nicht in die liberale Phalanx hinein. Eine „große liberale Partei", die eine liberale Firma trotz ihrer reaktionären Inhaber aufnimmt, wäre kein Fortschritt für den Liberalismus,

sondern seine dauernde Lahmlegung. Einigung tut dem Liberalismus mehr als alles andere not. Aber keine bloße Einigung unter liberaler Flagge, sondern eine Einigung auf liberaler Grundlage, wie sie das Frankfurter Mindestprogramm vom November vorigen Jahres hergestellt hat.

Überall sehen wir den Liberalismus im Vormarsch. In England hatte sich ein politisches Genie wie Chamberlain in den Dienst der konservativen Idee gestellt. Aber in dem Augenblick, wo das englische Volk sich der Größe der ihm drohenden politisch-wirtschaftlichen Gefahr bewußt wurde, berief es eine liberale Mehrheit von unerhörter Stärke an die Herrschaft. In Frankreich ist eine der größten liberalen Forderungen, die Trennung von Staat und Kirche, ohne jede ernstliche Erschütterung durchgesetzt worden, dank dem Bündnis von Liberalismus und Sozialismus. In dem erzkatholischen Belgien rückt jede Wahl trotz des dem Klerikalismus auf den Leib geschnittenen Wahlrechts seinen Sturz näher. Sogar das scheinbar so altersschwache Österreich erlebte einen renouveau de jeunesse, als die Krone sich der liberalen Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts bemächtigte und das ganze Land ihr mit Begeisterung folgte. Ja selbst in Rußland ist der liberale Gedanke nicht mehr totzukriegen. Die erste Duma wurde aufgelöst, weil sie zu liberal war. Alle Schändlichkeiten des russischen Absolutismus wüteten bei den Wahlen. Aber stärker und radikaler hält der Liberalismus seinen Einzug in die zweite Duma.

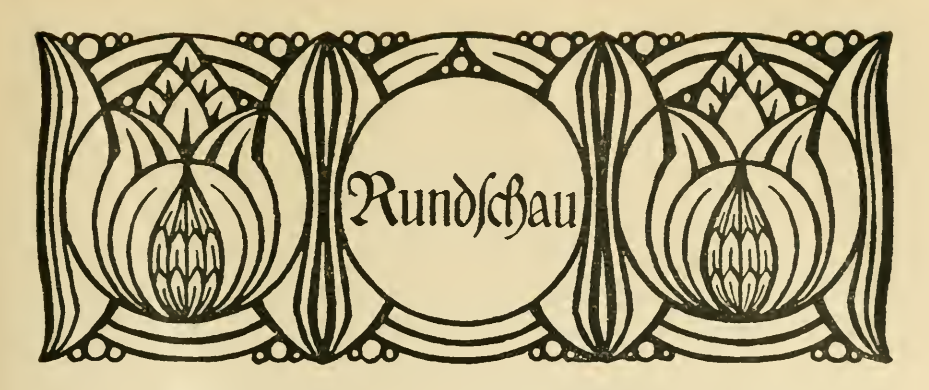
Nur Preußen-Deutschland hat sich seit Jahren als fast immun gegen jeglichen Liberalismus erwiesen. Wie lange noch?

Es geht ein Sehnen nach Liberalismus, nach einigem Liberalismus durch das Land. Der geeinte Liberalismus, das wäre die Kulturpartei, der sich die Tausende von Intelligenzen anschließen möchten, die heute, angewidert von dem liberalen Fraktionsgezänk, politisch gleichgültig beiseite stehen.

Noch ist der Liberalismus in Deutschland wenig.

Er kann alles werden.





Kunst-Chronik

Der Eindruck der Ausstellungsvorgänge der letzten Monate in Berlin ist im allgemeinen ein günstiger gewesen. Der Dilettantismus ist nicht auffällig in die Erscheinung getreten; an in Betracht kommenden Vorführungen war kein Mangel; manche Ausstellungen waren selbst ungemein interessant. Ein symptomatischer Vorgang war bei Gurlitt das Versagen der Künstler von Worpswede. Noch vor wenigen Jahren würden vielleicht diese selben Bilder einen Erfolg errungen haben. Die Erziehung unserer Kunstfreunde durch die Nationalgalerie, die einer völligen Umwälzung durch ihren tatkräftigen Direktor unterzogen wurde — und die jetzt nur gute Kunst birgt—, macht sich bemerkbar. Und man muß hinzufügen, daß ihr gegenüber die Kunstermahnungen unseres Kaisers vollständig ohne Wirkung blieben.

Für die Begas-Ausstellung, die in den Räumen der alten Musikhochschule veranstaltet wurde, war es jetzt zu spät oder noch zu früh. Zu spät: der unmittelbare Zusammenhang fehlt, Begas wird als ein Überbleibsel empfunden, — und noch zu früh: noch fehlt der Abstand, man sieht in Begas noch zu sehr den Gegner, noch nicht den historisch Vollendeten, noch nicht mit geschichtlichem Interesse die Verdienste, die dieser norddeutsche Makart — unser *einziger* norddeutscher Hans Makart (ohne ihn würden wir nur Arthur Fitger besitzen!) immerhin hat. Die Ausstellungsunternehmer haben sich zwischen zwei Stühle gesetzt; Empfänglichkeit wie geschichtlicher Gerechtigkeitssinn gingen dem Publikum der Ausstellung ab. Man erkannte nur klar das Eine, die Dreieinheit, an die früher geglaubt worden war: daß Schadow, Rauch und Begas ein Triumvirat bildeten, ist zertrümmert, das Gebilde verwandelte sich in Schadows Alleinherrschaft. Rauch wirkt jetzt auf uns — obwohl wir wieder anfangen, ihn zu lieben — als ein kühler Kammerdiener; und Begas wie ein Toastredner.

Es fiel in der Ausstellung auf, daß mehr Gipsabgüsse vorhanden waren als Arbeiten in Marmor und Bronze. Was entscheidend war, war dennoch nicht der Mangel an Werken in schönem Material, sondern die Seltenheit der schönen Werke.

Selbst die Menzel-Büste entging nicht der Kritik. In der Ausstellung kam zum Bewußtsein, wie sehr diese Büste durch eine Charakterisierung à la Friedrich Haase beeinträchtigt wird. Auch wenn von solchen Charakterisierungen etwas bei Menzel selbst vorlag — so blieb solche Charakterisierungsart ein Fehler. Die Bewunderung für die berühmte Menzel-Büste sank, die für die einfachere Büste der Kaiserin Friedrich kam ins Steigen.

An manchen von Begas' Stil-Arbeiten gewann man Freude. Am meisten an dem jungen Krieger (der für das Zeughaus gestaltet wurde). Begas hat hier nicht allein die Formen des Barockzeitalters wiedergegeben, auch etwas von der Poesie, die über verfallenden Steindenkmalen aus jener Epoche liegt, kommt zur Erscheinung.

Im Kunstsalon Casper gab es ein schönes Bild von *Delacroix*, eine „Grablegung".

Dies Ereignis ist so bemerkenswert, weil Bilder der Impressionistenschule sehr wohl, doch Bilder der Schule von Barbizon oder gar von ihrem Senior, von Delacroix, so gut wie niemals nach Deutschland gelangen. Infolgedessen drängt sich die Meinung von den Impressionisten vor, und das um so mehr, als es sich meistens, wenn Bilder der älteren Schule im deutschen Kunsthandel auftauchen, nur um Werke von mäßiger Bedeutung handelt, indessen die Impressionisten in ihren schönsten Exemplaren hierherzukommen pflegen. Die „Grablegung" wird das Erstaunen von manchem erregt haben, der Delacroix nur aus der Renommee eines wildverwogenen, halbwahnwitzigen Romantikers kannte; dies kleine religiöse Bild des Meisters ist entzückend geschmeidig und gar nicht wild, unendlich mehr gelehrt als romantisch. Es ist eine schmelzreiche Wiedergeburt der alten Meister — auf ein kleineres Format gebracht.

Die Ausstellung der Sammlung Faure bei Cassirer war eine Sensation. Wunderbare Bilder von Manet erfreuten, gegenüber denen einige schöne Monets einen erschwerten Stand hatten; sie behaupteten sich aber. Nur sah man den enormen Unterschied zwischen Manet und Monet: dieser ist der Naturliebhaber in erster Linie; Manet der Kunstmensch. Das Merkwürdige ist: Manet wurde in seinen späteren Zeiten ebenfalls Naturliebhaber, und näherte sich Monet — und Monet war, als er begann, Kunstmensch gewesen. In der Sammlung Faure tritt Edouard Manet als der größte Genius der Impressionistenschule und vorwiegend als Kunstmensch entgegen. Dieser Eindruck überwog, weil trotz des Bildes einer Schauspielerin im Frühling und einiger schönen Landschaften der Hauptinhalt der Sammlung Faure sich aus ihren älteren Manets zusammensetzte, beginnend mit dem Absynthtrinker, die Höhe erklimmend mit dem „bon bock". Man hätte in dieser Ausstellung von älteren wunderbaren Manet-Werken, für die es so charakteristisch war, daß sich Manetsche Kopien nach Tizian und Velazquez in ihr befanden und mit den Originalen des Künstlers eine absolute Einheit bildeten, man hätte in dieser Ausstellung alle früheren Feinde des Künstlers wiederfinden mögen! Sie hatten gemutmaßt, daß Manet eine neue Art des Malens produziere, was augenscheinlich nicht wahr war, denn wenn wir auch Manets Großzügigkeit und Unabhängigkeit erkennen, so sehen wir doch bei der Besichtigung der Sammlung Faure, wie Manet die Reihe der alten Meister in seinen Jugendwerken, die für revolutionierend erklärt wurden, ganz einfach fortsetzt. (Eher ist Monet in seinem Verhältnis zu Manet ein Revolutionär zu nennen gewesen, als daß Manet im Verhältnis zu den alten Meistern als ein Neuerer bezeichnet werden könnte, wenigstens in den Werken seiner ersten Betätigung.)

Ein wunderbares Stilleben verdiente in der Faureschen Manet-Sammlung noch eine besondere Erwähnung.

Bei Schulte hatte man Gelegenheit, mit dem Dänen Willumsen eingehend sich zu beschäftigen, der von dem ausgezeichneten Kenner der dänischen Kunst Emil Hannover als ein vorwiegend architektonisch begabter Künstler bezeichnet wird. Wir sahen Willumsen in seiner Tätigkeit als Maler, Bildhauer und Keramiker; bauernhaft und doch akademisch schien er uns hier zu sein; mit einer Neigung zum Freskenhaften, worin er eine wohltuende ungeheuchelte Einfachheit zu entwickeln vermag. Weniger glücklich — ja selbst recht unglücklich — ist Willumsen in den Anlehnungen an den Pariser Karikaturistenstil. Er ergriff uns in einigen Bildern, er ermüdete durch manche Pedanterien in anderen. In seiner Plastik wirkte er auf uns als kaum über den Dilettantismus hinausgewachsen, auch wenn er im Ausdruck wohl manches Fesselnde hatte. In seiner Keramik erscheint er unfertig, eine Urne von ihm ist wunderschön. Er ist jedenfalls eine ungewöhnliche Begabung, mit Augen versehen wie ein japanischer Luchs. Das bewiesen uns einige Landschaften aus Italien; auch eine schöne Bergszenerie: „Berge, Schatten auf die Nebel werfend".

Die Ausstellung der Russen bei Schulte vermochte uns nicht sehr zu fesseln. Recht interessante Arbeiten, gewiß, und Entwicklung — ganz wie im alten Europa. Diesen Reflex der Kunstentwicklung des alten Europa, im wesentlichen des französischen Europa, zu verfolgen, hat aber schließlich doch nur für den

Landsmann der Künstler Interesse. Dem Deutschen und Franzosen sagen diese Echos nicht viel und man möchte das Wort wiederholen, das eine geistreiche Russin als Ergebnis ihrer Kritik der Ausstellung zitierte: Qui faut-il imiter pour être original? Die Russen haben sich immer bemüht zu imitieren, und sie wurden exzentrisch über die Maßen, wenn man in Paris anfing, exzentrisch zu sein.

Bartholomé hat mit seinem Totendenkmal in der Musikhochschule nur einen schwachen Erfolg gehabt. Man sah, daß, was auf dem Père Lachaise dem Denkmal Stimmung gibt, der Friede des Kirchhofs ist, und daß man bei Keller und Reiner im Saal der Musikhochschule mit aufgeschüttetem Kies und einigen Gärtnerbäumen nicht diesen Eindruck nachholen kann. Beinah mußte man den Veranstaltern der Ausstellung recht geben, die sich bemüßigt fanden, durch eine opernhafte Eröffnungsfeier der Ausstellung Würde zu verleihen. Etwas mußte geschehen, um der Wirkung aufzuhelfen!

Wunderbar erschien dagegen die Ausstellung des religiösen Belgiers Minne bei Cassirer. Ein fast unmoderner Mensch, jemand, der im Schatten der Kathedralen lebt und Frauen und Jünglinge, die auferstehen, schildert, und Knaben, die Reliquien tragen und ganz die Köpfe von Jünglingen und Knaben aus dem Zeitalter, in dem die Kathedralen erbaut wurden, haben. Und doch sah man — weil er in andern Figuren die Gotik abstrakter als sie war machte —, daß dieser Nachzügler der Gotik ein Kind unserer Zeit ist. Ein wunderbarer Porträtbildner ist er außerdem. Beleg dafür ist seine Büste des Königs der Belgier: von einer Schönheit der Modellierung, die Minne an die Seite von Rodin rückt. Und eine Marmorausführung der „Badenden" wirkte daneben mit einer Zartheit und Linienhaftigkeit wie ein gotisches Werk, das dennoch vom Hauche der Antike berührt schien.

Die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession hielt kurze Zeit an, war aber gut. Als homo novus (im Rahmen einer Ausstellung — aus dem „Simplizissimus" kannte ihn bereits jeder) erschien Pascin: widerwärtig; — allerdings sehr talentvoll. Herrlich war die Kollektion der Zeichnungen von van Gogh. Sie stehen im Gegensatz zu den Ölbildern van Goghs. In diesen ist er unfrei, steht unter einem Zwange, arbeitet unter seinem Dämon, in furia, und füllt die Form nicht bis zu ihren letzten Windungen aus, es bleiben Zwischenräume zwischen seinem Können und jener Form: in den Zeichnungen ist er dagegen kühl meisterhaft, manchmal ganz außerordentlich kühl, aber wunderbar. Sehr interessant war das Duell zwischen diesen Zeichnungen und einem entzückenden Blatt von Liebermann, das einen Blick in eine holländische Landschaft gab: Format und Ausschnitt wie etwas von Ruisdael; und wahrlich nicht schlechter — nur spröder (was vielleicht den Reiz vermehrte). Man sah in dieser Zeichnung, wie der Lenker unserer Sezession innerhalb der Tradition schafft. Und andererseits weiß man aus Bildern von ihm, wie dem Judenviertel in Amsterdam, wieder, wie der leidenschaftlich kühne van Gogh nicht an ihm vorübergegangen ist, ohne einige deutlich erkennbare Spuren zurückzulassen. Ein fabelhafter Sammler ist Liebermann.

Die Ausstellung, die die Akademie in ihren neuen Räumen von Arbeiten ihrer Mitglieder veranstaltete, bringt im wesentlichen ältere Arbeiten zur Schau. Hildebrand und Rodin sind mit ausgezeichneten Büsten vertreten; wundervoll ist die Kalksteingruppe der beiden Schafe von Gaul; von Klinger ist die Diana interessant — diese ist ein neues Werk.

Von Liebermann sieht man mit großem Entzücken die Netzflickerinnen wieder, vom Ende der achtziger Jahre, dieses prachtvolle Werk von bewegter Lyrik, Lyrik im Großen, herbe und zart: in gewissem Sinne Liebermanns Meisterschöpfung.

Nun ist noch von der Ausstellung der Klimtschen Wandgemälde für die Wiener Universität bei Keller und Reiner zu sprechen.

Uns Norddeutschen gefallen diese Exkursionen des nur auf das Gefällige gestellten Künstlers in das Gebiet des Monumentalen durchaus nicht. Am schlechtesten finden wir ihn in der „Jurisprudenz", wo seine Manier, fremde Stile von neuem heraufzubeschwören, just bei einem der exzentrischsten Maler der neueren Kunstgeschichte: dem Holländer Toorop, dessen

Mutter eine Javanerin war, gelandet ist. Das Künstliche dieser Modulationsweisen ist uns sehr unsympathisch und nur mit Mühe erinnern wir uns vor diesen schwächlichen Monumentalgemälden noch an den graziösen Klimt, mit dessen weiblichen Bildnissen uns eine der letzten Berliner Sezessionsausstellungen bekannt gemacht hatte. Auch diese waren künstlich gewesen, doch nur teilweise. Ganz und gar verrannt hat sich Klimt erst in seinen Deckengemälden, einer Aufgabe, unter der er erlag, wie wenn ein schmächtiger Salonplauderer sich auf einen Eremiten und tiefen Denker hinausspielt.

Hermann Bahr veröffentlichte jetzt ein allgemeines Kapitel über die Wiener, eine Charakterstudie. Der Wiener bediene sich erborgter Gedanken. Er teile sich. Er hätte die keltische Begabung, alles zu scheinen, doch es niemals zu sein. Sein Tun habe keinen Anker — usw. Falls diese Charakteristik des Wieners richtig sein sollte, so würde sie in unsern Augen etwas bedeuten, wodurch Klimt ein wenig Konsistenz bekommt: er wird dann wenigstens ein Kind seines Bodens. Für Bahr, in dem viele von den Eigenschaften, die er dem Wiener zuschiebt, stecken, ist Klimt freilich „ein wirklicher Mensch" — wie seinerzeit Hebbel in Wien. In Wahrheit entspricht Klimt aber dem Typus des Wieners wie Bahr ihn — ob richtig, ob falsch — gezeichnet hat.

Emil Heilbut

Zwischen den Weltreichen

Deutschland glich einer großen Schaubühne in den letzten Monaten, auf der chauvinistische Athleten und wirtschaftspolitische Jongleure sich emsig mit den Lorbeeren bedeckten, die eine vergnügungssüchtige Menge voll eitler Selbstgefälligkeit denen zuwarf, die sie am angenehmsten unterhielten. Man sah viele Künste und jeder Instinkt kam auf seine Rechnung. Nationalistische Eisenzöllner und ostelbische Eigenbrödler füllten die Räume, Schlager folgte auf Schlager, die Dernburgischen Baumwollgespinste wurden abgelöst durch die Cochonnerien des Bundes der Landwirte, — und es ging keiner hinweg, der unzufrieden war. Freilich war man bescheiden in seinen Ansprüchen.

Mit welcher Freude hörte man das Lied von der Autarkeia, das uralte Lied vom sich selbst genügenden Staat, das schon Aristoteles hellenischer Barbarenverachtung gesungen hatte, das der große Thomas von Aquin sorgsam abschrieb, das die Humanisten Italiens und Spaniens Lizentiaten wiederholten und das jeder gesinnungstüchtige Merkantilist, mag er nun dem 16. oder 20. Jahrhundert angehören, als seiner wirtschaftlichen Wünsche letztes Ziel hinstellt, „Heimatpolitik" schreien die einen, „Kolonialpolitik" rufen die andern, aber nur über den Umfang, nicht über das Wesen des geschlossenen Handelsstaates herrscht Meinungsverschiedenheit. Die Doktrin „Qu'on peut se passer de tout le monde", die „splendid isolation", die man politisch so lästig zu empfinden pflegt, ist wirtschaftspolitisch Wunsch, Forderung, Ideal und Glück. Während wir chauvinistisch mit unserer Stärke prahlen, führen wir hinter dicken Zollmauern ein zähneklapperndes Dasein, sowie man uns an jene Weltreiche erinnert, die angeblich unabhängig vom Weltmarkt Deutschland zwingen, sich mit verzweifelten Manövern am Äquator für die sonst verwehrte Absatzmöglichkeit zu entschädigen.

So feiert die patristische Meinung, daß der Vorteil des einen der Schaden des andern sein müsse, auch heute wieder ihre Triumphe. Auch Bernhard Dernburg glaubte ein wenig am Hute rücken zu sollen vor den Vorurteilen des Protektionismus. Vielleicht wollte er damit zeigen, daß er aus Adam Smith wenigstens eines beherzigt hat, nämlich die sichere Aussicht auf raschen Erfolg, die das Flattieren merkantilistischer Instinkte jedem Politiker gewährt. Und warnte Smith nicht vor dem Gegenteil, so schreckten die Spuren Caprivis. Warum sollte man sich auch nicht mit Joe Chamberlain vergleichen lassen im Deutschland des Zolltarifs von 1902? Selbst wenn man nur redet wie ein Kaufmann aus Sevilla zur Zeit Philipps II. Auch der übersah, daß internationaler Handel eigentlich nichts anderes ist als Anwendung des Prinzips der Arbeitsteilung auf alle Länder der Erde, auch der fürchtete sich vor dem Abfluß von Edelmetall nach dem Ausland ganz wie der Kolo-

nialdirektor. Aber liegen uns denn die spanischen Zeiten so nahe? Bisher ließ sich kaum eine andere Ähnlichkeit entdecken, als daß man Schweine züchten mußte wie Pizarro, ehe man koloniale Geschäfte machen konnte. Nun wollte der künftige Leiter des Kolonialamts andere und bessere Wege zu solchen Geschäften weisen. Tat's, indem er die Monopolverträge mit einzelnen kündigte, um alle nun mit Monopolhoffnungen zu locken. Träumte doch jeder Kleiderfabrikant in den letzten Wochen nur noch vom deutschen Neger in der deutschen Hose. Und darum stimmte jeder Kleiderfabrikant für die Kolonien; denn er hoffte, daß die Nacktheit der Neger die nationale Produktion billiger Massenware retten werde vor dem verdienten Untergang. Statt daß er sie halbgebildeten Völkern überließ, um sich lohnenderer formvollendeterer Arbeit zuzuwenden. Solcher Arbeit läge nicht nur die Welt zwischen den Weltreichen offen, nein, auch die Weltreiche selber wären ihr geöffnet.

Niemand wird leugnen, daß Kolonien einem aufstrebenden Volke ein höchst notwendiges Gebiet zu mancherlei Betätigung werden können. Aber die Kolonien werden zu einer Gefahr, wenn sie durch sichere Monopolaussichten erschlaffend auf den heimischen Unternehmungsgeist wirken. Eine monopolistische Kolonialpolitik wird die monopolistische Heimatpolitik nur noch zum schlimmeren führen, die fortschrittliche Kolonialpolitik aber, die ihre Wirkungen auch auf die wirtschaftspolitischen Zustände in der Heimat äußern würde, könnte sehr rasch zeigen, daß das „Périssent plutôt les colonies qu'un principe", das einst die Revolution von 1789 ausrief, heute die wirtschaftliche Reaktion im Herzen längst gedacht hat.

Denn wehe den Kolonien, wenn es etwa dem preußischen Landarbeiter in den Sinn käme, aus Ostelbien nach Südwestafrika zu wandern, oder wenn gar eine Regierung sich erkühnte, ihn dabei mit den Millionen zu unterstützen, die der Freiherr von Wangenheim als ein neuer Herr von Simiane aus dem Säckel des Staates zwar weniger in den Boden als in die Taschen des überschuldeten Großgrundbesitzes stecken möchte.

Friedrich Glaser

Von irdischer Pilgerfahrt

Wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen.
Michael Kramer

Eine figurenreiche Bühne voll wechselnder Schauplätze — Kopenhagen, Berlin, Rom —, voll bewegter Handlung, erfüllt von wirtschaftlichen, kulturellen, gesellschaftlichen Interessen, zolaistisch anfangs in der Generationsspiegelung und dann, in überschauender Schicksalsführung, vom äußeren Weltbild zu den Tiefen und Verborgenheiten eines Menschenlebens leitend — solches tut sich in Henrik Pontoppidans Roman „Hans im Glück" auf.* Man liest den ersten Band mit einem angespannten aber kalten Gehirninteresse, ein Sansara-Buch mit dem Dröhnen und Brausen des äußeren Lebens ist er. Man bemerkt den besonderen Zug, hier einmal nach den vielen Dichtungen des Traumes, des Gedankens und der Gefühlsschwingung, eine Dichtung vom tätigen Leben zu geben. Gegen die Kunst, das Ästhetische und Feinnervige reckt sich muskelhaft und mit der ungebrochenen Robustheit eines jungen Barbaren Wille und Energie moderner die Elemente bändigender Technik. Und dem leisen spürenden, weiblich empfindlich-empfänglichen Ästhetentum wird der Ingenieur gegenübergestellt, mit seinen großzügigen Kanalprojekten, ein struggler for life, ein Machtspekulant, eine Eroberernatur.

Mit angespanntem aber kalten Gehirninteresse verfolgt man die scharfen sozialen Ausschnitte dieses Bandes; alle Schichtungen der Gesellschaft durchquert man dabei, die treibenden mit und gegeneinander wirkenden Mächte des modernen Lebens, Politik, Presse, Handel sieht man in hell belichteten Zusammenhängen.

Die Kraft des Erzählers wirbelt uns durch erregte Großstadtstraßen, Konversation-erfüllte Salons, durch die Kontore der Handelshäuser, über die Stapelplätze der Schiffe, doch mählig ebbt das alles zurück; in Nebel vergleitet es und in tönender Einsamkeit stehen wir einer Menschenseele gegenüber, und nun er-

* Deutsch von Mathilde Mann. Insel-Verlag, Leipzig 1906. Zwei Bände.

kennen wir, daß dies bunte Weltbild, das zuerst des Buches Zweck und Ziel schien, nur ein Auftakt war.

Jetzt sind wir im zweiten Buch. Und das ergreift uns im Gefühl und führt uns tiefer in uns selbst. Die äußeren Wege, die wir vorher gegangen, erscheinen als die Umwege des Lebens, auf denen irrfahrend, in der Fremdheit und Unkenntnis des eigenen Wesens ein Menschenkind umhergetrieben ward, bis es auf ganz anderen Pfaden zu seinem eigentlichen Selbst heimfindet. Und dies eigentliche innerlichste Selbst hat — damit führt das Buch die Erkenntnis der täuschenden Unsicherheiten unserer Existenz deutsam nah — ein ganz anderes Gesicht, als dieses Menschenkind sich eingebildet.

Unerbittlich und folgerichtig läuft der Gang des Buches. Der Ingenieur Sidenius wird, als er seinen Erfolgszielen ganz nah, von den Gespenstern seines Blutes angefallen. Das Gedankenerbe der asketisch-grüblerischen Pietistenfamilie, aus der er stammt, das er überwunden glaubt, wird auch in ihm wieder wach und berührt sein ungestümes Herz mit eiskalter lähmender Hand. Die Macht der Toten über sein Leben, an dessen Freiheit er so trotzig glaubte, muß er spüren. Seine Existenz in Tat und Wirksamkeit wird geschwächt und gehemmt durch die dunkeln Trolls der Gedanken, die inneren Augen sind ihm aufgetan und statt der kurzen Entschlossenheit wird Dumpfheit und Bedrängnis und Zagen sein Teil. Auch in dieser Welt gibt es noch viele Stationen und Umwege, Versuche, sich selbst zu entfliehen, bis dann die letzte Beruhigung damit kommt, daß der Mensch sich selbst nicht mehr widerstrebt, sein Wesen demütig erkennt, das Kreuz dieses Wesens auf sich nimmt, mit ihm lebt und von den lockenden Trugbildern seiner früheren Vorstellungsexistenz als ein Wissendgewordener scheidet. Durch Heimsuchung findet er heim.

Auf einem kleinen Posten als Wegebauassistent in der Einsamkeit eines Küstenortes führt Sidenius sein zweites Leben mit Büchern und mit seinen Gedanken. Er hat sich in sich selbst ergeben und darin den Frieden gefunden.

Es ist wichtig, zu betonen, daß in dieser Lebenswendung vom Tatmenschen zum Eremiten keine christliche Bekehrung verkappt ist, auch nichts vom weichlich mürben Müden-Seelentum. Viel eher kann man, wollte man diesem Klima einen Vergleich setzen, an jene indische Weisheit denken, die dem Mann gebietet, wenn er im „roten Nebel der Tat" lange genug geweilt, den Weg zu sich selber zu suchen und zum Ende der zu werden, der er ist.

Felix Poppenberg

Nietzsche in der Tasche

Der frühere Mitarbeiter des Nietzsche-Archivs, Horneffer, hat bei Diederichs eine Broschüre erscheinen lassen, in der er nachzuweisen versucht, daß Nietzsche sein letztes großes systematisches Werk unbestimmbaren Titels, von dem der Antichrist zuerst als Anfang, dann wieder als Abschluß aufgefaßt wurde, niemals der ersten Absicht nach vollendet habe. Er entkräftet die Meinung von Frau Dr. Förster, daß durch Overbecks Nachlässigkeit aus diesem Werke etwas verloren gegangen sei, und beleuchtet von seinem Standpunkte aus bei dieser Gelegenheit, auch gegen sich selbst schonungslos, die Arbeiten des Archivs. Eine Erklärung zahlreicher akademischer Freunde Overbecks gegen dessen Verkleinerer schließt sich an. Die Schwester Nietzsches, deren tatsächliche Verdienste niemand schmälern mag, wird die Schrift zweifellos mit großem Interesse lesen und, wie sie auch über einzelne Punkte denken möge, nicht mehr dem Wunsche aller Gutgesinnten widerstreben können: daß endlich ohne jede Animosität die Verwaltung dieser großen Angelegenheit nach bestem Willen aller Einsichtigen geregelt, jeder Fehler auch weiterhin eingestanden und gutgemacht und in allen Fällen die Sache über die Person gestellt werde.

Inzwischen ist vom Archiv eine neue Ausgabe der Nietzscheschen Schriften veranstaltet worden, die sich von der bisherigen Großoktav- und Kleinoktavausgabe dadurch unterscheidet, daß sie die vom Autor selbst herausgegebenen und die in seinem Nachlaß gefundenen Arbeiten nicht mehr trennt, sondern chronologisch vereinigt. Die zehn so entstandenen Bände werden Taschenausgabe genannt, sind populär

gedruckt und mit kurzen Einleitungen von Frau Dr. Förster versehen. Die Antrittsrede Nietzsches über Homer und die klassische Philologie von 1869 eröffnet die Reihe der Schriften, die Dionysos-Dithyramben von 1888 schließen sie. Der „Fall Wagner" und „Nietzsche contra Wagner" sind nicht aufgenommen. Ohne Wiederholungen und Hinweise ging es auch in dieser Anordnung nicht ab, doch ist die vergleichende Lektüre jetzt unbedingt leichter geworden und der Werdegang übersichtlicher. Voraussetzung des Wertes auch dieser Ausgabe ist die Garantie der philologischen Arbeit des Archivs. Während man über sie noch zu streiten scheint, sind bereits drei Nietzscheausgaben unter Benutzung des Nachlasses erschienen. In den Gesamtausgaben würde sich, wie schon einmal geschehen, eine erneute Kontrolle des Nachlasses durch Ausschaltung einzelner ganzer Bände durchführen lassen, hier aber würde sie in die gesamte Anordnung zerstörend eingreifen. Dies ist mein einziges Bedenken.

Oscar Bie

Apologie der Logik

Sie brauchen nicht unruhig werden, verehrte Freundin. Gewiß, man redet etwas laut von der Geburt einer neuen Kultur, man gebärdet sich ethisch und hat immer etwas zu überwinden, das Christentum, den Intellektualismus, den Impressionismus oder was sonst. Und vor allem: man will erziehen und erzogen werden. Aber Sie wissen recht gut, daß es nur eine Art von Erziehung gibt und daß wir uns die selbst geben müssen: zu sehen und zu hören, mit den Dingen und nicht mit den Begriffen zu leben, sie als etwas Bewegtes, Blühendes, ewig Fruchtbares zu fühlen, als ein Wunder, als eine Schöpfung, die in diesem Augenblick gebildet ist und auf der Stirne noch den Traum des Nichtseins trägt. Jeder andere Weg, von der Individualität zum Ganzen, zu dem fruchtbaren Einheitspunkt alles Geschehens zu kommen, fälscht beides und läßt die Dinge nur in der Grimasse des Bausteins erstarren, der stets auch an eine andere Stelle gesetzt sein könnte. Und wenn ich Ihnen heute die neuen Gedichte Emile Verhaerens* schicke, so will ich Ihnen dazu nichts über die ästhetischen Qualitäten sagen, über die nervöse Kraft dieser Rhythmen und die verwegen stilisierten Linien, in denen Stern und Mensch und Eisenbahn und Kapitalismus geschaut sind. Ich möchte Sie sehen lehren.

Verhaeren gab bisher Tiefseelandschaften der Seele, eine grotesk verbrecherische Fauna wie aus Blut und Schlamm und trübem Regenwasser geknetet, die Heimat des Wahnsinns und der Revolte und des Grauens vor sich selbst. Und nur weil der Dichter die Gefahr dieser Abgründe erlebt hatte, konnte ihm die Logik zum Enthusiasmus werden, die Logik, die Energie, das Wort, — alles was hell und geistig den toten Stoff in seinem Rhythmus bewegt. Die platonischen Märchen von den Gefilden der Seligen mit ihren Wiesen, die in allen Farben des Regenbogens leuchten, mit ihren Bergen aus Jaspis und Karneol und Smaragd und ihren Tempeln, in denen wirklich die Götter wohnen, diese so positiv heiteren Phantasien schienen uns (gestehen wir's nur) etwas banal geworden. Es gilt, sie so zu empfinden, als seien sie eben dem Tode entrissen, als blühten sie nur am Abgrund des Bösen und Dumpfen, als sei es ein Wunder, daß sie sich bilden durften . . . Und dies Gefühl geben die Verse Verhaerens, — nur daß die Kreise des Lebens weiter gespannt sind. Die innere Bewegtheit, die Dämonie ist mit den Umwegen gewachsen. Die Seligen Platos finden ihre Heiterkeit buchstäblich an der Oberfläche der Dinge, in den Farben der Edelsteine und der Meeresflächen. Für Verhaeren sind die Dinge stets aus Trübem und Lichtem gemischt, nackt und ohne Decke. Aber er hat ihnen in seinen Versen eine neue Oberfläche geschaffen, ganz Form, Ausdruck, Rhythmus und ihnen damit eine so lichte und geistige Heiterkeit gegeben, daß uns daneben alles Griechische als unfrei und dumpf und schwer erscheinen möchte.

Kurt Singer

---

* Emile Verhaeren: La Multiple Splendeur. Mercure de France 1906.

Gelegentliches

Ich habe soeben eine lange leidenschaftliche Epistel an meinen Ofen verfaßt und sie ihm dann übergeben. Er verschlang sie gierig und wärmte mir mit seinem Feuer eine Minute lang Gesicht und Hände. Gewiß, das war alles; aber es gibt Menschen, die nicht einmal wie ein Ofen zu antworten vermögen.

Im Himmel, könnte man sagen, wird es wenigstens keine Briefe mehr geben. Man wird zwar seine sämtlichen Briefträger dort wiederfinden — denn der Briefträger kommt eo ipso in den Himmel —, aber sie werden alle selige Engel und außer Dienst sein und nicht mehr das unberechenbare Schicksal deiner Tage und Nächte.

Denke dir einen Teppich aus Wasser. Und als die Stickerei dieses Teppichs die Geschichte des Menschen.

Wir müssen zusehen, aus den Formen, als die wir erschienen sind, bis zu unserm Ende zu Kugeln zu werden: Die Spirale der Ewigkeit hinabzurollen, nicht aber wie ungefüge Klötze hinabzurutschen oder hinabzupoltern, muß unser erster Wunsch und letzter Wille sein.

Das Letzte, was wir aneinander erleben, ist schließlich doch das Schmerzliche. Leide an mir, so spricht selbst noch das Liebste zu uns.

Man bemerkt bei den irdischen Ereignissen unserer Tage (den Vulkanausbrüchen, den Erdbeben) wieder einmal, wie gering bei den Menschen das Gefühl ist, welches das natürlichste von allen sein sollte: Das Gefühl des Zusammenhangs mit allem, was ist. Nicht einmal von Berlin bis Neapel reicht ihr Glaube an die Einheit und Korrespondenz aller Dinge; wie sollten sie dem Gedanken leben, daß das ganze Universum beständig in ihnen ist, wie sie es in ihm sind, ja daß jener Ausbruch des Vesuv so gut wie irgend ein untergehender Stern hinter der Milchstraße nichts andres als ihre ureigenste Angelegenheit bedeutet?

Es ist eine wunderliche Empfindung, senkrecht in die Erde zu unsern Füßen hineinzudenken. Man kommt nicht weit, die Phantasie erstickt buchstäblich.

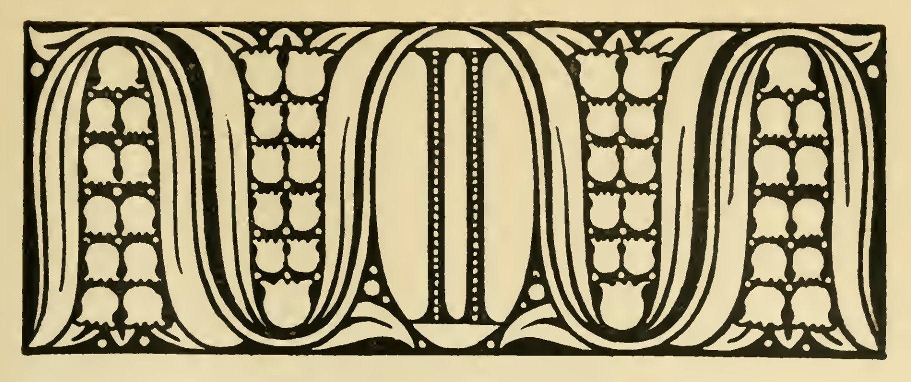
Mancher sucht sein Leben lang Kameradschaft, — aber man muß mit diesem Bedürfnis im Herzen nicht zu Frauen gehen. Sie wollen, eine jede, ausschließlich geliebt sein, sie wollen aus aller Kraft die Episode der Liebe, aber ohne sie dabei als Episode aufzufassen. Sie wollen ein ganzes Leben in Beschlag nehmen, aber dafür kein Leben der Kameradschaft, sondern ein Leben der Liebe geben. Ein Leben der Liebe aber ist ein Unding, wie ewige Musik oder ewiger Frühling. Die Liebe verdirbt die Seele zur Kameradschaft, sie ist kalt und heiß, eifersüchtig und unberechenbar, die Kameradschaft, die Freundschaft ist allein wahre Seelenliebe, sie ist bis zu jedem möglichen Grade unegoistisch, sie ist der höchste Zustand zwischen Mensch und Mensch. Die Liebe ist das Mittel zum Werden des Kindes, aber die Freundschaft ist das Mittel zum reif und süß Werden deiner selbst.

Wir sind alle hart und äußerlich zueinander, auch wenn wir noch so sehr aufeinander einzugehen trachten; aber wenn wir getrennt in unsern Zimmern liegen und nachts der Regen herniederfließt, dann suchen wir uns im Geiste mit zärtlicher, bereuender Teilnahme, dann drängen wir uns aneinander wie unwissende und zusammenschauernde Preisgegebne auf dunklem Meer, dann liebkosen und trösten sich unsere Seelen, die der erkältende Tag wieder verstocken und verhärten wird, dann lieben wir wirklich einander mit einer tiefen, schwermütigen, unbezwinglichen Liebe.

Christian Morgenstern

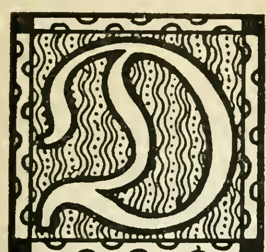


Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Probleme des Kunstgewerbes in der Gegenwart von Werner Sombart

Der Kampf des Künstlers um das Kunstgewerbe



ie Lage, in die sich in den Kulturländern gegenwärtig das Kunstgewerbe versetzt sieht, kann man sich am besten klarmachen, wenn man sie sich als einen Kampf vorstellt, den der Künstler um das Kunstgewerbe kämpft. Der Künstler, der aus den Höhen der „hohen" Kunst in die Niederungen der angewandten Künste herabgestiegen ist, um Prinzeßchen Kunstgewerbe zu erlösen, das er von tausend Drachen umgeben und besessen findet. Er will es erlösen, indem er ihm seinen Geist einhaucht und damit die Teufel austreibt, die heute in seinem Leibe hausen.

Da ist nun zunächst und vor allem der kapitalistische Unternehmer, gegen den er zu Felde ziehen muß und im Kampfe gegen diesen ärgsten Feind des Kunstgewerbes wollen wir nun unsern Künstler begleiten.

Der Kampf mit dem Kapitalismus



er kapitalistische Unternehmer tritt heute dem Künstler in zwei wesentlich voneinander verschiedenen Typen entgegen: als alter und neuer Typus, wie wir sie zunächst bezeichnen wollen.

Der Unternehmer alten Schlages, jener, der das Kunstgewerbe recht eigentlich auf dem Gewissen hat, erblickt im Künstler schlechthin seinen Feind, oder wenigstens einen lästigen Störer, den man sich vom Halse halten muß. Er hat sich daran gewöhnt, sein Geschäft, ohne daß ein Künstler hinein spricht, zu machen, und zwar zu seiner und der Kundschaft Zufriedenheit. Freilich — wenn er in die Gefilde kunstgewerblicher Produktion hinüberschweifte — konnte er ganz ohne „künstlerischen Beirat" nicht auskommen. Aber den kaufte er sich um billiges Geld auf dem Arbeitsmarkte. Es war der

Zeichner, der Modelleur, der so lange seine verwüstende Tätigkeit ausgeübt hat. Ein Mensch mit unentwickelter künstlerischer Veranlagung, oberflächlich gebildet, aber geschickt im Entwerfen von Skizzen, die er nach Vorlageblättern mit eigenen fürchterlichen Zutaten zurechtdrechselte. Ein Routinier im schlimmsten Sinne, nur dem Ohre des Unternehmers geneigt, ohne eigentlich künstlerisches Gewissen, allein auf Erhaltung seiner Stellung bedacht und darum den Intentionen des Kapitalisten ängstlich nachkriechend. Vor allem darauf sinnend, wie seine Entwürfe durch „Originalität" die Konkurrenz aus dem Felde schlagen könnten. Ein Engerling, der an den Wurzeln des kunstgewerblichen Schaffens nagte. Auch dann noch, als er genötigt war, die historische Mode mitzumachen und die alten Stilarten ins Kapitalistische zu übersetzen. Hier türmte er Mappen auf Mappen mit kunsthistorischen Vorlageblättern in seinem Bureau und arbeitete wie Faustens Vater, der „nach unendlichen Rezepten das Schaurige zusammengoß". Es gelang ihm und seiner Geschäftsroutine, uns schließlich auch die herrlichen alten Stile zu verekeln, wenn er sein „dreiteiliges" Renaissancebüfett „mit reicher Schnitzerei", oder seinen „Ausziehspeisetisch für 24 Personen in Barock" auf den Markt warf: das heißt, das Schlimmste tat, was ein Mensch tun kann: fremden Inhalt in die alten Formen goß.

Dieser künstlerische Adlatus des „kunstgewerblichen Unternehmers" ist nun begreiflicherweise der allertreueste Schildträger des Unternehmers in dessen Kampfe mit dem Künstler. Wenn jetzt der Künstler seine Ideen dem Unternehmer oktroieren will, so bedeutet das für diesen erstens eine Störung, denn es ging auch so wunderschön (warum es anders werden müßte, vermag der Unternehmer natürlich nicht einzusehen: wenn Ware Absatz findet, so ist doch damit alles geleistet, was zu leisten ist, ob die Ware schäbig oder schön sei, ist etwas, das den Unternehmer nicht, aber auch nicht im allergeringsten Maße interessiert) zweitens eine Verteuerung, von der noch nicht abzusehen ist, ob sie sich bezahlt macht. Denn begreiflicherweise verlangt ein namhafter Künstler für seine Modelle andere Preise als der erbärmlich bezahlte künstlerische Abiturient des Technikums oder einer Kunstschule in Inowrazlaw. Für den „künstlerischen Beirat" aber bedeutet der Versuch des Künstlers, sich dem Kunstgewerbe wieder zu nähern, unter Umständen noch mehr: nämlich seine Stellung. Deshalb sind die Unternehmer alten Stils und „seine" Angestellten für künstlerische Ideen die natürlichen Verbündeten im Kampf mit dem Künstler.

Aber die Unternehmer mehren sich, die den grundsätzlichen Widerstand gegen die Einmischung des Künstlers aufgeben und sich bereit erklären, ihre Produktion den Weisungen des Künstlers gemäß zu gestalten (unter Preisgabe des armen Mannes mit den dicken Mappen!): wohl weil sie den Flair haben, daß die Zeit gekommen ist, da man mit Bestecken oder Möbeln oder Gläsern nach Entwürfen von dem namhaften Künstler X. Y. Z. (der eine Modenummer geworden ist) mehr Geld machen kann als mit den treuherzigen Trivialitäten und Scheußlichkeiten des Mannes mit den dicken Mappen. Aber der Künstler wähne nicht,

daß mit dieser Bereitwilligkeit des Unternehmers, ihn zur Mitarbeit zuzulassen, sein Sieg entschieden sei. Er sehe sich vor, daß er in dem Handel, den er mit dem Unternehmer eingeht, nicht seine Seele mit verkauft. Denn das geht gar leicht. Muß man sich doch immer vor Augen halten, daß die Interessen des Künstlers und die des Unternehmers ganz und gar nicht dieselben sind, daß sie vielmehr oft genug geradezu entgegengesetzt sind. Der Künstler will den Dingen seinen Geist einprägen, will, daß die Dinge vor seinen Augen und denen aller Leute von Geschmack und Sinn für künstlerische Gestaltung bestehen können. Den Unternehmer ficht dieses Streben natürlich gar nicht an; es ist ihm völlig gleichgültig, da er ja nur den einen Zweck verfolgt: Geld zu machen.

Trifft es sich nun, daß die Ware, die der Künstler nach seinen Intentionen gebildet hat, auch diejenige ist, die den meisten Profit abwirft, dann herrscht eitel Freude und Harmonie. Aber das ist ein Zufall. Vielmehr wird als Regel sich eher eine Tendenz zu Disharmonie der Interessen herausstellen: die „marktgängige" Ware wird nicht die sein, die der Künstler am meisten liebt. Und da besteht nun für diesen die Gefahr, daß er selbst nach „Marktgängigkeit" strebt, daß er (ich möchte sagen unwillkürlich) seine künstlerischen Intentionen unter dem Gesichtspunkt, die Ware dem Unternehmer genehm zu machen, ummodelt. Denn auf die Dauer wird er sich als der Schwächere im Kampf mit dem Unternehmer erweisen: stehen doch hinter ihm so und soviel andere, die nur darauf warten, seine Stellung einzunehmen. Angesichts der Überfülle auch talentierter Künstler und Künstlerinnen wird sich immer eher ein Überangebot als ein Unterangebot von Künstlern, die ihre Dienste dem Unternehmer anbieten, als die Signatur des Marktes ergeben. Und so feste, patriarchalisch fundierte Beziehungen zwischen Kunst und Können wie ehedem gibt es nicht mehr: täglich gilt es, den Platz zu verteidigen. Natürlich: je namhafter der Künstler, desto stärker seine Position dem Unternehmer gegenüber: ein Riemerschmid, ein Pankok, ein Paul, ein Olbrich, ein Behrens wird schon ein großes Maß von Selbständigkeit selbst großen Firmen gegenüber aufzubringen vermögen. Aber, aber. Auch die Größten scheinen mir nicht ganz gefeit gegen die Versuchungen, die von kapitalistischer Seite an sie herantreten.

Die schlimmste Zumutung, die der Unternehmer an den Künstler stellt, ist ja wohl die: daß seine Modelle immer wieder reizvoll, sensationell wirken, und dazu gehört, daß sie immer wieder neu, unerhört neu und originell seien. Der kapitalistische Unternehmer lebt von den Nouveautées, sie sind Manna für ihn, Mehlstaub, Gift für den Künstler. Nun wird diese alte Plage sich heute, da eine neue Ära für das Kunstgewerbe anbrechen will, nicht so furchtbar äußern wie bis vor ein paar Jahren ganz allgemein, wo das fressende Bedürfnis nach Originellem allen vernünftigen Erfindungsgeist erschöpft hatte und man schließlich zum reinen Unsinn seine Zuflucht nehmen mußte, dahin auch die Vertauschung aller Stoffe zu rechnen ist, die aus derselben Quelle der Armut und Erschöpfung entsprang (jeder Gewerbsmann imitierte des andern Stoff und

Weise und glaubte ein Wunder von Geschmack getan zu haben, wenn er Porzellantassen wie vom Faßbinder gemacht, Gläser gleich Porzellan, Goldschmuck gleich Lederriemen, Eisentische von Rohrstäben zustande gebracht hatte). Aber ganz ohne Einfluß scheint mir dies (aus kapitalistischem Interesse erzeugte) Bedürfnis nach „Neuheiten" nicht geblieben zu sein. Ich glaube an allem kunstgewerblichen Schaffen unserer Zeit (auch dem der Besten) einen Zug von Nervosität, von Unruhe wahrzunehmen, der deutlich das Sinnen des Schöpfers verrät, etwas Originelles, noch nicht Dagewesenes zu liefern.

Es ist nicht zu verlangen, daß einem Künstler — und sei er der erfindungsreichste — alle drei Monate eine völlig neue Möbel- oder Schmuckform einfalle. Und wenn man es doch von ihm erwartet, so drängt man ihn in eine falsche Bahn. Seine Kunst wächst sich dann nicht organisch aus, sondern wird treibhausmäßig getrieben. Und dieser Zug des Treibhausmäßigen haftet den meisten der modernen Erzeugnisse des Kunstgewerbes an. Das Publikum (töricht wie immer) unterstützt dieses Streben nach Neuem, Sensationellem, Unerhörtem. Es will, wenn es mal wieder den modischen Kunstsalon besucht, nun auch etwas Neues sehen. Der Unfug allzuhäufig wiederkehrender Ausstellungen wirkt in gleicher Richtung. Niemand möchte mit den alten Modellen vor den Besuchern erscheinen. So wird das Hirn gemartert, ob nicht eine neue Beinform an einem Möbel anzubringen, ein neuer Schnörkel einem Glase aufzuprägen sei usw.

Was die alten guten Zeiten des Kunstgewerbes vor der unsrigen vor allem voraus hatten, war die stetige, schrittweise geruhige Selbstverständlichkeit der Entfaltung künstlerischen Wesens: daß kein Arbeiter etwas anderes dachte, als wie er in diesem Augenblick den Gegenstand am schönsten gestalten könne. Diese Ruhe aber hatte er, weil hinter ihm nicht der kapitalistische Unternehmer stand und ihn zu unerhörten Leistungen aufpeitschte. So ist dem Künstler unsrer Tage vor allem zu wünschen, daß er diese Ruhe wiedererlange: daß er stark werde im Kampfe mit den kapitalistischen Interessen. Daß er zunächst einmal sich bewußt werde, welche Gefahren ihn umlauern: daß er wahrhaftig am Ende im Begriffe ist, seine Seele zu verkaufen.

Und seinen Leib, wenn er etwa genötigt ist, sich um einen geringen Lohn dem Unternehmer anzubieten. Auch hier dürfen wir uns durch die machtvollen und einträglichen Stellungen der wenigen „Großen" nicht blenden lassen. Hinter ihnen steht ein Heer mittelloser, oft genug vortrefflicher Könner, die sich im Preise nur allzusehr unterbieten, weil sie fürchten müssen, im Bureau des Unternehmers (wo sie ihre Skizzen feilbieten) schon einen andern zu finden, der seines Kopfes Arbeit „billiger" liefert. Und der Kaufmann im Kunstgewerbe kann natürlich keinen andern Gesichtspunkt haben als den: eine möglichst gute Leistung zu möglichst niedrigem Preise einzukaufen. Gewandte Unternehmer wissen dann — ebenso wie smarte Theaterdirektoren und Kunsthändler — junge Talente zu „entdecken", das heißt: jahrelang für ihr Geschäft zu Hungerlöhnen arbeiten zu lassen dafür, daß sie ihnen zuerst die Wege ebneten und vielleicht aus der Not halfen.

Der Kampf mit der Kundschaft



a — wenn es dem Künstler gelänge, die Kundschaft, also die Konsumenten, die Käufer, die zahlungsfähige Nachfrage zu sich herüberzuziehen: dann hätte er gewonnen Spiel. Denn dann hätte er auch den Unternehmer auf seiner Seite. Dann wollte auch der, was er (der Künstler) wollte: denn der Unternehmer will ja wiederum nichts anderes, als was die Kundschaft will. Wenn er seine Ware verkauft, heißt also das liefert, was nachgefragt wird, so ist für ihn die ganze Angelegenheit in schönster Ordnung.

Der Künstler muß also vor allem die Kundschaft für sich zu gewinnen trachten. Und das bedeutet neuen Kampf für ihn. Denn mächtig türmen sich hier die Schwierigkeiten.

Schon daß die Kundschaft Publikum heißt und Publikum ist, bedeutet eine Schwierigkeit. Es gilt also in tausend Fällen die Pläne entwerfen nicht für den Kommerzienrat Cohn oder den Baron Zitzewitz oder die Kirche in Mochbern, sondern für den Herrn tout le monde, für Herrn omnes, Herrn quilibet. Der Künstler, der die Skizze für ein Büfett entwirft, weiß nicht, ob das Stück in einer Etage der Kurfürstenstraße oder in dem alten Herrensitze der Uckermark zu stehen kommt. Der Künstler kennt die Kundschaft nicht. Sie ist kein fest und eng umschriebener Kreis von Abnehmern, richtiger Bestellern, sondern wechselt beständig in ihrer Zusammensetzung, beständig in ihrem Bedarf.

Und gar erst: wenn er sie kennt!

„Beseht die Gönner in der Nähe,
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh!"

Wer bildet denn heute „Publikum" auf dem Kunst- und Kunstgewerbemarkte?

Ich glaube: einen wachsenden Anteil machen in unserer Zeit die öffentlichen Körper: Staaten, Städte, Provinzen usw. sowie Anstalten aus. Sie alle werden von dem großen Zuge zur Demokratisierung (und damit gleichzeitig Bureaukratisierung) beherrscht. Wo ehedem Ein Wille waltete, schaltet jetzt die Majorität der gewählten Vertreter. Und wenn es sich um Anschaffungen, Schmückungen und dergleichen handelt, so tritt die „zuständige" Kommission in Funktion. Die ist natürlich der Schrecken aller Künstler; denn in ihr bilden die Banausen selbstverständlich die Mehrheit. Man denke an die Reichstagsbaukommission und an die Verhandlungen des Reichstags über „Kunst" und Baufragen. Glücklich der Künstler, der in diesem Reich der geschwollenen Mittelmäßigkeiten einem verständigen, diplomatisch geschickten und energischen Manne begegnet, der seinen Willen gegen den Unverstand der Mehrzahl durchzusetzen vermag und die zu den Beschlüssen erforderlichen Majoritäten zusammenbringt. Sonst stehen ihm schwere Kämpfe bevor und — schwere Niederlagen! Und nun die „Privatkundschaft".

Sie zerfällt in zwei Kategorien: Leute mit Geschmack und Leute ohne

Geschmack. Jene bilden begreiflicherweise die natürlichen Bundesgenossen des Künstlers. Aber, aber. Das Fähnlein, das sie ihm in seinem Kampfe zu stellen vermögen, ist nicht von großem Belang! Einstweilen wenigstens noch nicht. Denn: erstens einmal gibt es überhaupt nur wenig Leute von Geschmack in unserer tumultuarischen, chaotischen, aufgeregten, unsteten Zeit. Und die wenigen haben (was das schlimmste ist) meist kein Geld. Dann aber können sie dem Künstler nichts nützen.

„Ich merke: hat der Mensch kein Geld,
So ist der Mensch schon halb gestorben."

Bleibt die große, große, große Masse der Leute ohne Geschmack, auf die im Grunde der Künstler (weil es der Unternehmer ist) angewiesen bleibt. Von diesen Leuten haben manche Geld, manche sogar sehr viel Geld. Und oft: je weniger Geschmack sie haben, je weniger persönliche Kultur überhaupt, desto mehr Geld.

Das sind Protzmanns und ihr Anhang. Leute, die eben erst aus den dunkeln Tiefen Galiziens oder der Ackerstraße aufgetaucht sind in den Glanz der „vornehmen" Viertel unserer Großstädte. Die beliebtesten Kunden in allen Geschäften, die auf Qualitäten halten. Die ärgsten Feinde der Künstler. Denn sie verlangen Protzerei, dick aufgetragene Pracht, oder etwas Unerhörtes, Ganzneues, Originelles, kurz irgendetwas, nur nicht das, was der ruhige geläuterte Geschmack erheischt. Hier gilt es also zu erziehen. In Deutschland etwa eine Schicht von reichen Leuten heranzubilden, wie sie England schon seit geraumer Zeit besitzt: in deren Salons man sich wohl fühlt (auch wenn sie prächtig sind), weil einem nichts in aufdringlicher Weise zur Schau gestellt erscheint (mit der unsichtbaren Etikette: seht, wie originell, seht, wie kostbar!) weil sich alle Gegenstände wie selbstverständlich zu Harmonie und Behagen zusammenfügen.

Bleiben die Leute ohne Geschmack und ohne Geld: also die 99/100 aller Länder. Mit ihnen ist wenig anzufangen. Sie gilt es vor allem von einigen bösen Süchten zu heilen, die sie in der kapitalistischen Atmosphäre aufgegriffen haben: von der Sucht, sich mit eitel Tant und gleißendem Schund zu umgeben, von der Sucht, mit Talmi und Surrogaten sich das Air der Wohlhabenheit zu geben. Es gilt sie wieder an Solidität, Einfachheit, Bescheidenheit, Natürlichkeit zu gewöhnen. Freilich: schweres Werk, denn die zwei mächtigsten Gegner unserer Zeit: Kapitalismus und moderne Technik stellen sich einstweilen diesem Erziehungswerke hindernd in den Weg, weil sie von der Talmimanie profitieren. Der Unternehmer läuft seinem Konkurrenten am ehesten den Rang ab, wenn er das scheinbar Gute, scheinbar Kostbare, scheinbar Glänzende billig auf den Markt bringt. Unsere Zeit krankt ja an nichts mehr als an dieser beständigen Preisunterbietung und damit Qualitätsverschlechterung, die der Lebensnerv aller unsrer Schundgeschäfte ist. Und nichts ist der Wiedergeburt eines soliden und künstlerisch veredelten Geschmacks hinderlicher, als dieses Jagen nach dem billigsten Preise. Es ist einer der allerdümmsten Gedanken, daß die „Billigkeit" ein volkswirtschaftlicher und kultureller Segen sei. Eher das Gegenteil ist richtig. Denn volkswirtschaftlich

bedeutet die übertriebene Billigkeit Verschwendung, sozialpolitisch Ausbeutung der Arbeitskräfte, künstlerisch Verbildung, kulturell Verflachung der Massen. Aber diese Krankheit hätte sich nicht so verbreiten können, wenn nicht die moderne Technik ihr Vorschub geleistet hätte.

Die Technik: damit habe ich abermals einen schlimmen Feind genannt, gegen den der Künstler unserer Zeit den Kampf aufnehmen muß. Wir wollen ihm dabei wieder unser Geleit geben.

Der Kampf mit der Technik



Ich denke dabei an zweierlei Technik: an die Technik des Gebrauchszwecks und an die Herstellungstechnik.

Die Technik der Gebrauchszwecks. Hierbei handelt es sich also um die Verwendbarkeit eines Gegenstandes, um seine Zweckdienlichkeit, will sagen, seine Fähigkeit, einen bestimmten Bedarf zu befriedigen. Der Kampf mit dieser Zweckbestimmung ist dem Künstler, so oft er Gebrauchsgegenstände schuf, aufgenötigt worden. Seit den Anfängen des Kunstgewerbes ist es derselbe Konflikt, der dem Künstler Pein bereitet hat: zwischen dem, was seinem Auge wohlgefiel und dem, was der zu formende Gegenstand praktisch leisten sollte. Der Konflikt, der aus dem Problem des Kunstgewerbes als solchem folgt: Kunst und Gewerbe zu vereinigen. Denn man glaube doch nicht etwa (was vor einiger Zeit einmal gelehrt wurde), daß die Verfolgung der Zweckmäßigkeit von selbst zur Schönheit führen müsse, daß ein vollendet zweckmäßiger Gebrauchsgegenstand, weil er zweckmäßig sei, auch dem Auge wohlgefällig, das heißt schön wirken müsse. Nichts ist irrtümlicher als diese Behauptung. Vielmehr gibt es ebensoviel Möglichkeiten, einen Gegenstand zweckmäßig und häßlich, wie zweckmäßig und schön zu gestalten. Und daß unsere Vorstellungen von Schönheit aus der Wertung der Zweckmäßigkeit heraus sich bildeten, ist ebenfalls ein Aberglaube. Wir wissen heute noch so wenig über den Ursprung des Schönen, über die Gründe unseres ästhetischen Wertens wie je. Aber das läßt sich wohl mit einiger Bestimmtheit aussagen, daß unser Schönheitsempfinden am letzten Ende ein ursprüngliches, auf unmittelbarer Anschauung beruhendes ist und nicht aus Reflexion geboren wird. Das aber wäre der Fall, wenn wir einen Gegenstand schön finden würden, weil er zweckmäßig ist. Denn dann wäre die Entstehung unseres Wohlgefallens die: daß wir zunächst ein Wissen von der Zweckmäßigkeit erwürben, sodann die Zweckmäßigkeit als wertvoll empfänden und aus dieser Wertschätzung unser ästhetisches Urteil ableiteten. Wir würden also erst immer durch einen Ingenieur belehrt werden müssen, ehe wir eine Eisenbahnbrücke, eine Maschine, einen Schornstein schön oder häßlich finden könnten; denn erst das Gutachten des Ingenieurs wird uns die Gewißheit verschaffen, daß die Brücke keinen Konstruktionsfehler hat, die Maschine mit dem geringsten Maß von Hemmung arbeitet und der Schornstein die höchstmögliche Ausnutzung der Heizkraft der Kohle gewährleistet.

Diese ganze Zweckmäßigkeitsästhetik war offenbar selbst aus apologetischem Bedürfnis entsprungen: man wollte den (aus andern als ästhetischen Gründen) hoch gewerteten Errungenschaften der modernen Technik eine festere Untermauerung in unserm Bewußtsein verschaffen und legte ihnen deshalb auch ästhetische Werte bei. Heute ist man, glaube ich, schon von diesem Aberglauben geheilt (obwohl ich noch in diesem Herbste — 1906 — auf der Dresdener Gewerbeausstellung unter den drei Schönheitsarten: „die Schönheit des Zwecks" in goldenen Lettern in einer Halle verkündet sah, in der ausgesuchte Scheusäler, nämlich Automobile, einen besonders breiten Raum einnahmen). Heute weiß man, daß eine Petroleumlampe oder ein Schornstein oder ein Luftschiff sehr zweckmäßig und trotzdem sehr häßlich sein könne, daß also unser Schönheitsempfinden wohl aus ganz andern Wurzeln entspringen muß, als aus Betrachtungen über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit eines Gegenstandes.

Also man darf getrost sagen: wo Kunstgewerbe ist, ist auch die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen Schönheit und Zweckmäßigkeit gegeben. Aber es ist doch nur festzustellen, daß dieses ewige Problem: Kunst und Gewerbe zu vereinigen, in unserer Zeit wiederum ganz besonders kompliziert sich gestaltet, daß seine Lösung dem Künstler unserer Tage viel größere Schwierigkeiten bereitet, als dem Künstler irgend einer früheren Zeit. Und zwar zuvörderst darum, weil unsere Zeit sich darauf kaprizioniert, daß ein Gebrauchsgegenstand in erster Linie zweckmäßig sein soll. Ja, wir gehen manchmal in unserer Überwertung des Zweckmäßigen so weit, daß wir einem Gebrauchsgegenstande die Schönheit absprechen, nur weil er nicht zweckmäßig ist. Das hängt natürlich mit dem ganzen Geist unserer Zeit zusammen, der ja, wie man allerorten zu spüren Gelegenheit hat, auf das Praktische ausgerichtet ist. Wir sind nun einmal ein Geschlecht von Pygmäen, das am Boden kriecht, ein Geschlecht von Nachgeborenen. Unsere Flügel sind verkümmert und tragen uns nicht mehr über das Alltägliche hinweg. So wollen wir denn vor allem unser Behagen haben und diesem Behagen sollen uns die tausend Gegenstände dienen, mit denen wir unser Leben „bereichern".

Wir verlangen, daß man durch Fenster sehen, aus Gläsern trinken, in Büchern lesen, auf Stühlen sitzen kann usw. Ehedem war man nicht so banausisch. Man mustere die kunstgewerblichen Herrlichkeiten, die uns die vergangenen Jahrhunderte hinterlassen haben und man wird auf Schritt und Tritt auf Gebrauchsgegenstände stoßen, die alles andere als „praktisch" waren. Wer möchte aus Rembrandt-Gläsern trinken, wer auf Renaissance- und Barockstühlen sitzen, wer an Rokokoschreibtischen schreiben wollen? Die Künstler früherer Jahrhunderte durften sich das gestatten, gelegentlich ihre künstlerischen Ideen auch auf Kosten der Zweckmäßigkeit zu verwirklichen. Versucht es heute einer, so stößt er auf energischen Widerspruch aller Orten. Diese auf das Praktische gerichtete Stimmung unserer Zeit erschwert es aber

natürlich dem Künstler ungemein, seine Ideen in irgend einem Gegenstande zu verkörpern.

Wozu dann nun noch der andere Übelstand kommt, daß unsere Gebrauchszwecke selbst immer unsinniger werden. Weil wir die Schranken des Natürlich-Organischen längst durchbrochen haben und mit Hilfe der kunstvollsten chemischen und mechanischen Verfahrungsweisen unsern Bedarf befriedigen, tauchen immerfort die seltsamsten Zweckbestimmungen auf: ein elektrischer Strom soll über weite Strecken auf einem Kupferdraht geleitet werden; Verbrennungsprozesse sollen durch einen hundert Fuß hohen Luftschacht befördert werden; zentnerschwere Stahlblöcke sollen mitten auf hoher See zehn Kilometer weit geschleudert werden; dreißig Menschen sollen zu gleicher Zeit ohne Zugtiere in einem Glaskasten durch die Straßen einer Stadt geschoben werden; tausend Menschen sollen in einem Behälter aus Eisen, Glas und Stein auf schmaler Grundfläche übereinander wohnen usw. usw., was täglich sich von neuem in technischen Aufgaben gebiert: das alles soll nun der arme Künstler allsobald in Schönheit kleiden. Welches Ansinnen!

Hier stellt die moderne Technik den Künstler vor das Problem, Gebrauchsgegenstände geschmackvoll zu gestalten, die aus ganz abstrusen Zweckbestimmungen ihr Dasein ableiten. Nun bereitet ihm dieselbe Technik aber gar erst Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, wenn er sich ihrer zur Herstellung der Gegenstände bedienen soll. Dieselben aller organischen Naturgemäßheit entkleideten chemischen und mechanischen Prozesse, jene Verfahrungsweisen, die die Erzeugung eines Gegenstandes dem selbsttätigen Wirken eines Systems lebloser Körper, einem Röhren- oder Maschinensystem übertragen: sie sind es nun, mit denen er schöpferische Arbeit verrichten soll. Wo ehedem der lebendige Mensch mit seinen leiblichen Organen schaffte, da arbeiten jetzt tote Körper: wie soll aus ihrem Wirken ein lebendiges Werk entspringen? etwas Persönliches? etwas, das eine Seele hat? Und das Problem, das hier erwächst, läßt sich nicht etwa (wie man geglaubt hat) dadurch lösen, daß man einfach der neuen Technik die gesamte Gütererzeugung blindlings anvertraut und das wiederum für schön nimmt, was ihrem Sinne, ihrer Art am meisten entspricht. Man hat das Schlagwort vom „Maschinenstil" aufgebracht und hat uns glauben machen wollen (oft genug mit Erfolg: wie ich an mir selber erfahren habe: man lese nach, was ich vor fünf Jahren in der ersten Auflage meines „Modernen Kapitalismus" darüber gesagt habe): unser Geschmack müsse sich den Anforderungen der modernen Technik anpassen. Weil diese jetzt mit Maschinen arbeite, darum müßten wir mit der Maschine hergestellte glatte Möbel „schön" finden. Hier liegt ganz derselbe Irrtum zugrunde, wie wir ihm bei der Besprechung der Zweckmäßigkeitsästhetik begegneten. Herstellungsart und Schönheitsempfinden haben ebensowenig etwas miteinander gemein wie Schönheitsempfinden und Zweckbestimmung. Wir finden aus irgend welchen uns unbekannten Gründen den „Maschinenstil" eine Zeit lang schön, sicher aber nicht, weil er der modernen

Technik entspricht: es sei denn, wir lassen unsere ästhetische Wertung durch irgend welche sozialethischen Motive beeinflussen. Morgen werden wir wieder Freude an geschnitzten oder gekerbten Möbeln haben. Und ich glaube in der Tat, daß heute schon der Maschinenstil an unsern Möbeln, zumal in der Arme-Leute-Manier, wie sie vor allem Van de Velde liebt, seinen Höhepunkt überschritten hat. Also: gelegentlich mag einmal das kunstgewerbliche Schaffen durch die moderne Technik begünstigt werden. Verallgemeinern darf man das nicht. Als regelmäßigen Fall muß man vielmehr den annehmen, daß die moderne Technik einer künstlerischen Gestaltung Hindernisse in den Weg legt. Man denke vor allem auch an die Gefahr, die aller Güterherstellung aus der Leichtigkeit der Surrogierung erwächst, der Surrogierung, dem eigentlichen Paradestück der modernen Technik; Ersatz edler Stoffe durch schäbige, minderwertige; der Schneide- oder Hämmer-Technik durch die Preßtechnik; Ersatz der alten organischen Farbemittel durch chemische usw. Auf Schritt und Tritt begegnet uns ja ein Gegenstand, der einen Gegenstand aus edlem Material täuschend nachahmt. Unsere billigen Läden wimmeln ja von solchem Kitsch, der für Pfennige das bietet, was Taler und Kronen kosten würde, wenn nicht surrogiert worden wäre. Und wie diese Afterkunst den Künstler ärgert: nun kommt ein Kunde und erklärt: „ja bitte: derselbe Beleuchtungskörper, für den Sie mir 100 Mk. berechnen, kostet bei der Konkurrenz nur 50 Mk." Jawohl derselbe und doch nicht derselbe: denn bei genauerem Hinsehen ist bei der einen Platte das Messing 2", bei der andern nur 1½" stark, dort gehämmert, hier gepreßt, dort sind die Ränder mit dem Hammer umgebogen, hier mit der Maschine gewalzt usw.

Das ist das, was der Künstler von den sachlichen Verfahrungsweisen der modernen Technik zu leiden hat. Dazu kommen nun noch alle die Schwierigkeiten, die ihm aus der modernen Betriebsorganisation erwachsen, das heißt also aus der Art und Weise, wie die Arbeitskräfte an der Herstellung der Gegenstände tätig sind. Ehedem, als das Kunstgewerbe blühte, war Güterproduktion höchstpersönliche Werkschöpfung. Ein Meister, umgeben von wenigen Hilfspersonen, lebte sich in seinem Werke aus. Und der Meister war der Künstler selbst. Jetzt beruht die Herstellung eines Gegenstandes auf dem Zusammenwirken vieler, die in großen Betrieben unter einem einheitlichen Kommando zusammengefaßt sind. Diese vielen haben ihre Arbeit spezialisiert: der eine tut dies immerfort, der andere jenes. Was schließlich als Produkt herauskommt, ist gar nicht mehr das Werk eines einzelnen, sondern das Gesamterzeugnis einer großen Menge von Teilarbeitern. Und unser Künstler ist nicht einmal unter ihnen. Er steht dem Herstellungsprozeß selbst fern. Wie soll er ein individuelles, ein persönliches Werk schaffen? Wie soll er den Inhalt seiner Seele dem Stoffe mitteilen, den tausend andere bearbeiten? Die ehemals einheitlich organische Werkschöpfung ist in eine Anzahl disparater Teilprozesse auseinandergefallen. Wie soll der Künstler sie wieder zur Einheit emporheben? Wie soll er den Kampf mit diesen unheimlichen Mächten der Zerstörung bestehen?

Die Zukunft des Kunstgewerbes



Angesichts so vieler Widerwärtigkeiten, so vieler Häßlichkeiten ist es kein Wunder, wenn so mancher Künstler, so mancher Mann mit Geschmack heute die ganze moderne Kultur zum Teufel wünscht. Mit ihren Eisenbahnen und Warenhäusern und Kommerzienräten und Anilinfarben und Schnellpressen und Telephonen und allem was uns sonst noch das Leben verschönt. Wenn er insbesondere die Wiedergeburt einer von künstlerischem Geiste erfüllten Kultur, wenn er die Renaissance des Kunstgewerbes sich nicht anders vorzustellen vermag als auf den Trümmern der modernen Technik. Wenn er die Hoffnung auf Besserung an die Rückkehr zu den alten Lebensformen, vor allem auch zu den alten Produktionsformen: der „Handarbeit" oder dem „Handwerk" knüpft. Viele der Allerbesten unserer Zeit haben diese Empfindung im Herzen: es gibt kein Vorwärts, es gibt nur ein Zurück, wenn überhaupt wir noch einmal zu menschenwürdiger Existenz gelangen wollen. Der genialste Vertreter dieser Auffassung war John Ruskin. Dieser Mann ist, wie man jetzt weiß, sein langes Leben hindurch nicht müde geworden, die Rückkehr zu der Väter Daseinsweise zu predigen. In seiner prachtvollen Sprache hat er uns die Scheußlichkeiten alles modernen Wesens in das Herz geprägt, hat er uns entzückt, wenn er die Bilder eines wieder geruhsamen Lebens in und mit der Natur, fern von der nerven- und sinnzerstörenden Hetze der modernen Großstadt vor uns hinzeichnete.

Und es kann wohl heute für keinen Mann von Geschmack und Bildung mehr zweifelhaft sein, daß wirklich die moderne Kultur mehr Werte, zumal künstlerische Werte zerstört als neue geschaffen hat. Daß sie die Menschheit vor allem durch die „Errungenschaften der Technik" von allen Quellen des Lebens abgedrängt und in die Wüste seelischer Verkümmerung gestoßen hat. Es mehrt sich auch die Zahl derer, die eine Rückkehr in frühere Lebensformen als einen Segen für die Menschheit begrüßen würden. Gewiß. Aber ein anderes ist es, ob diese Rückkehr, dieser Wandel der Kultur im Sinne Ruskins nicht ein schöner Traum bleiben muß. Ob es nicht eine Utopie ist, an die Möglichkeit einer Wiedergeburt vorkapitalistischen, vormaschinellen Wesens zu glauben. Wir haben uns immer noch nicht genug daran gewöhnt, zwischen dem was uns wertvoll erscheint, von dem wir wünschen, daß es würde, und dem was wirklich wird, was notwendig sich vollziehen muß, zu unterscheiden. Uns erscheint die Zukunft, wenn wir Politik treiben, noch all zu oft als ein Gebilde, dessen Gestalt wir bestimmen können nach unserm Wünschen und Wollen. Wir sollten uns mehr daran gewöhnen, den Gang der Kultur wie einen Naturprozeß zu betrachten, an dessen Verlauf wir auch nur wenig zu ändern vermögen, an den wir uns vielmehr anpassen müssen und den wir allein durch Eindringen in seine Eigenart und Gewöhnung an seine Widerwärtigkeiten zu überwinden imstande sind.

Wir wandern nun einmal in die Wüste, so gilt es Wüstenkleidung anzulegen, Wüstengewohnheiten anzunehmen.

Oder wollte jemand in Wirklichkeit daran glauben, die moderne Kultur ließe sich aus der Welt schaffen? Woher wollte er die Kräfte nehmen, um diesen ungeheuren Sanierungsprozeß durchzuführen? Denn ohne lebendig wirkende Kräfte vollbringt man nichts. Und Kräfte heißt soviel wie Interessen, interessierte Leute. Wer ist aber an einer Revision unserer Kultur heutigen Tages interessiert? Ein paar Künstler vielleicht; eine Handvoll Einsamer. Und auch von denen, die heute nur Schlechtes von der modernen Kultur zu sagen wissen, würde manch einer vom Kampfe gegen sie abstehen, wenn nun wirklich mit einer Rückkehr in die Daseinsformen früherer Zeiten Ernst gemacht werden sollte. Wenn der moderne Komfort, die Hygiene, die Leichtigkeit des Verkehrs und all dieses zum Opfer gebracht werden müßten. Und wer außer den Paar Einsamen ist sonst noch von allem modernen Wesen so degoutiert, daß er für seine Beseitigung einstehen wollte? Eine Handvoll Handwerker vielleicht, die vom Rade der Zeit zu Boden geschleudert sind. In Summa: das Fähnlein, das im Kampfe gegen die „Errungenschaften" unsrer Zeit, um nicht zu sagen gegen alles, was „Fortschritt" heißt, aufzubringen wäre, würde nur klein sein und wenig kriegsgeübt, mit Waffen nur dürftig ausgerüstet. Und sollte den Kampf bestehen gegen die überwiegende Mehrzahl der lebenden Menschen, die wohl erprobt im Streite, mit allen Mitteln der politischen Kriegführung wohl vertraut, dem Fähnlein der Einsamen entgegentreten würde.

Und daß die erdrückende Mehrheit für alles, was „Fortschritt" heißt, einstehen würde, daran ist gar kein Zweifel. Nicht nur, daß sie im großen ganzen durchaus zufrieden sind mit dem, was die moderne Kultur ihnen gebracht hat (unzufrieden höchstens darüber, daß sie nicht genug teilhaben an den „Segnungen" der Kultur): sie könnten beim besten Willen gar nicht gegen den „Fortschritt" vor allem auf technischem Gebiete streiten, dieweil sie damit sich selbst negieren, ihre eigene Existenz vernichten würden. Die moderne Technik hat ja die Masse, die heute in den Kulturländern herumwimmelt erst möglich gemacht, dadurch daß sie ihr die Existenzmittel verschaffte. Und auf dieser Masse ruht wiederum die ganze Oberschicht, deren Reichtum nicht vorhanden wäre, wenn nicht eine so große Masse von Arbeitskräften mobil gemacht wäre.

Das also, daß wir noch einmal zu der natürlichen Daseinsweise früherer Zeiten zurückkehrten, ist eine Utopie. Die Schlöte werden weiterrauchen, bis die letzte Tonne Kohle aus der Erde geholt ist, die Warenhäuser (oder Massen von Kaufstätten in anderer Aufmachung) werden weiterflorieren, die Eisenbahnen und Trambahnen und Automobile werden weiter durch die Lande fauchen und rasseln.

Aber woran man denken könnte, wäre dieses: für das Kunstgewerbe, das doch so deutlichen Schaden in der modernen Atmosphäre nimmt, eine Art von Sonderexistenz in einer Art von Enklave zu schaffen; so zwar, daß man ihm die

alten Formen, die ihm von Nutzen waren, vor allem die handwerksmäßige Organisation der Produktion wieder anlegte.

Aber ich halte nun freilich auch diesen Gedanken für eine Utopie. Vor allem ist er unklar, nicht zu Ende gedacht. Es lohnt also wohl, ihn etwas näher ins Auge zu fassen. Zunächst halte man dieses deutlich vor Augen: Kann man im großen ganzen die moderne Kultur nicht bannen, so bleibt also das allgemeine Milieu so wie es heute ist. Es bleibt vor allem der Kreis der Konsumenten derselbe. Die Snobs und die Proleten bilden nach wie vor die Kundschaft. Man denke sich auch so viel „Sozialismus" in die Welt wie man wolle: mit der einstweilen ungebildeten Masse, mit den Kohorten der Leute ohne Geschmack, ohne Sinn für Schönheit und vor allem für schöne Lebensformen müßte man auf jeden Fall rechnen. Man kann die Leos und Sixtusse des Cinque-Cento ebensowenig wieder lebendig machen wie die stillen Mönche des elften Jahrhunderts und die Könige und Marquis von Frankreich vor der Revolution. Auch die Intimität der Beziehungen zwischen Künstler und Auftraggeber wird für immer dahin sein. Dazu sind unsere Verhältnisse zu weit, ist unsere Zeit zu unruhig geworden. So kann der Künstler immer nur mit Fremden rechnen, oder mit unpersönlichen Anstalten. Und seine Hoffnung muß darin bestehen, diese amorphen Haufen langsam wieder zu Kunst und Kunstgewerbe zu erziehen in der Weise, wie ich es oben schon andeutete: er muß den Snobs die Protzerei und den Proleten die Talmisucht auszutreiben trachten. Vielleicht wird dann in spätern Tagen noch einmal ein Geschlecht kunstfreudiger und kunstsinniger Menschen heranwachsen, denen das Schöne Bedürfnis, das Echte und Einfache Selbstverständlichkeiten sind.

Wie nun aber? Soll und kann für das „Publikum", wie es jetzt als Verzehrer von kunstgewerblichen Gegenständen auftritt, mag man auch an seine Entwicklungsfähigkeit glauben, die Erzeugung der kunstgewerblichen Gegenstände wieder in einer Weise erfolgen, wie sie ehedem üblich war? Ist mit anderen Worten die Rekonstruktion des früheren Zustands der Güterproduktion für die Sphäre des Kunstgewerbes denkbar?

Um diese Frage zu beantworten bedarf es einer genauen Unterscheidung der einzelnen Punkte, an denen man eine Änderung des heutigen Standes der Dinge für notwendig erachtet, der einzelnen Schäden also, die der heutigen Organisation der Produktion und des Absatzes nach Meinung der Künstler anhaften. Diese Unterscheidung werden wir leicht vornehmen können, wenn wir uns der feindlichen Mächte erinnern, die sich dem Künstler bei seinem Streben, das Kunstgewerbe wieder zu erobern, entgegenstellen.

Da war nicht am wenigsten gefährlich und dem künstlerischen Schaffen ein Hindernis: die moderne Technik. Muß sie, soll sie, kann sie durch die frühere Technik ersetzt werden oder ist sie doch vielleicht in bestimmtem Sinne vereinbar mit gutem und echtem Schaffen?

Ich meine: die moderne Technik hat auch für die solide und gefällige Pro-

duktion neben vielem Schlimmen Gutes gebracht. Um nur an einiges zu erinnern: die Art wie heute Hölzer getrocknet, furniert, gebeizt, exakt beschnitten und gehobelt werden können; die Kunst der Behandlung von Edelsteinen; die Fertigkeiten der Porzellan- und Glasherstellung (Tiffany-Gallet-Gläser); die Leistungen auf dem Gebiete der Stoffweberei, der Papiererzeugung, des Büchereinbandes, der Bilderproduktion und vieles andere bedeutet zweifellos wirklichen Fortschritt, wirkliche Verbesserung und Veredelung der Verfahrungsweisen, deren sich jeder Schöpfer kunstgewerblicher Gegenstände mit Freude bedienen wird.

Was aber die moderne Technik uns gelehrt hat, zur Herstellung von Schund und Talmiwaren: das braucht ja nicht angewendet zu werden. Gifte müssen ja nicht genommen werden und ihre bloße Existenz ist noch niemandem gefährlich. Wenn man nur Mittel und Wege findet, die verhängnisvollen Techniken außer Anwendung zu setzen, so kann jeder Künstler ruhig seine Straße ziehen. Die Hauptsache wird hier wiederum die Erziehung des Publikums sein: hat sich das erst daran gewöhnt, das Schäbig-Gleißende, das Unecht-Prunkende zurückzuweisen, auch nicht mehr immer nach dem billigsten zu fragen, wohl erkennend, daß ein billiger Einkauf sehr teuer zu stehen kommen kann: so wird schon der schäbigen Schundproduktion ein Damm gezogen sein. Zurück zu solider Arbeit, zurück zur Echtheit, zur Natürlichkeit! Das ist der Ruf, der erschallen muß. Aber bedeutet er in allen Fällen: Abkehr von der modernen Technik. Wir sagen: nein. Es gibt außerordentlich viele Verfahrungsweisen, maschineller oder chemischer Natur, die ebenso solide, ebenso echte Ware liefern wie je eine alte Technik es vermocht hätte. Der Gegensatz ist also keineswegs modern-unsolide gegen alte-solide Technik. Was häufig verkannt wird. Vielmehr wird man immer von Fall zu Fall prüfen müssen, wo die bessere Ausführung gewährleistet ist: ob bei mechanischer oder nicht mechanischer Technik.

Nun bleiben freilich eine Menge Gebiete übrig, wo wir die alte, handwerksmäßige, richtiger: handmäßige Technik aus andern Gründen als denen bloß größerer Solidität und Echtheit bevorzugen. Wo wir sie heischen um ihrer selbstwillen mit allen ihren Fehlern und Unvollkommenheiten, um ihres lebendigen Schimmers willen. Ein maschinengewebter Teppich und sei er noch so solide gearbeitet vermag uns niemals die holde Launenhaftigkeit des alten „echten" Handteppichs zu ersetzen; ein mit der Maschine geschnitzter Stuhl ist etwas grundverschiedenes von dem handgeschnitzten; die mit der Hand getriebene Kupfer- oder Messingplatte ist durch keine maschinell gearbeitete zu vertreten; die mit der Hand bemalte Vase, die von Künstlerhand nachgearbeitete Bronze oder Büste werden immer ihren Sonderwert bewahren, weil sie Handarbeit enthalten. Und zweifellos wird auch unser Verlangen nach Handarbeit wieder reger werden in dem Maße, wie unser Empfinden für das Echte, Originale, Solide wieder stärker sich entwickeln wird. Neben der (wenn auch soliden) maschinell erzeugten Dutzendware wird ganz gewiß einer Oberschicht wertvoller Gegenstände

nachgefragt werden, bei deren Herstellung wieder mehr die handmäßige Technik zur Anwendung gelangt.

Nun aber ist vielen, die über diese Dinge gesprochen und geschrieben haben, der verhängnisvolle Irrtum untergelaufen, daß sie die Technik der Güterherstellung mit ihrer Organisation in Betrieben und Wirtschaften verwechselt haben, daß sie aus dem Verlangen nach stärkerer Anwendung handwerksmäßige Technik die Notwendigkeit einer handwerksmäßigen Organisation des Kunstgewerbes ableiteten. Was nun ganz und gar verkehrt ist.

Zunächst mag noch einmal betont werden: Reform der Technik bedeutet keineswegs in allen Fällen Ausschaltung der modernen, das heißt mechanischen oder chemischen Verfahrungsweisen. Diese behalten vielmehr oft genug ihren gleichen wenn nicht einen höheren Wert neben den früheren Techniken. Daß ihre Anwendung nun aber nicht im Rahmen der alten handwerksmäßigen Organisation des Gewerbes möglich ist, liegt auf der Hand. Aber die Hauptsache: auch die Rückkehr zur Handtechnik macht keineswegs auch eine Rückkehr zu Kleinbetrieb und Handwerk notwendig. Vielmehr hat handwerksmäßige Technik, das heißt also die Bearbeitung eines Gegenstandes durch einen Arbeiter unter Anwendung einfacher Werkzeuge, sehr wohl Raum in großbetrieblichem Rahmen. Es steht nämlich dem nichts im Wege, daß in einem großen Betriebe einzelne Verrichtungen oder einzelne Stücke von einzelnen Personen mit ganz primitiver Technik — also handmäßig — ausgeführt werden. Das geschieht schon heute in weitem Umfange. Jede Kunstmöbelmanufaktur, jede Bronzenmanufaktur, jede Porzellanmanufaktur legt Zeugnis dafür ab, daß in sehr großen Betrieben Raum für ganz individuelle, ganz persönliche Arbeit ist. Gewisse Hilfsverrichtungen werden natürlich vernünftigerweise immer der Maschine oder einem chemischen Gesamtprozeß übertragen werden. Es hätte wahrhaftig keinen Sinn, wollte man die Bretter wieder mit der Hand zersägen, hobeln, fräsen usw. oder wollte man die einzelne kunstvoll bemalte Porzellanfigur je einem besonderen kleinen Brennofen anvertrauen. Aber die Hauptarbeit wird schon heute in solchen großen Betrieben mit der Hand von bestimmten Arbeitern an einem Stück von Anfang bis zu Ende ausgeführt. Und so könnte man die Handarbeit, wenn das Bedürfnis nach ihr wächst, sehr gut in allen Großbetrieben wieder mehr zur Entfaltung bringen. Einer Rückkehr zu handwerksmäßiger Organisation bedürfte es zu diesem Ende ganz und gar nicht.

Nun haben wir aber im Lauf unserer Betrachtungen wahrgenommen, daß dem Kunstgewerbe und seiner Neugeburt nicht nur aus der Technik Gefahren erwachsen, sondern auch unmittelbar aus der üblichen Betriebsgestaltung (dem gesellschaftlichen Großbetriebe) und der herrschenden Wirtschaftsform (der kapitalistischen Unternehmung) als solchen: daß sie — ganz abgesehen von der Technik, die zur Anwendung gelangt — der Durchsetzung künstlerischer Formen Schwierigkeiten bereiten. Diese Erwägung könnte nun doch den Anstoß geben, eine Rückkehr wirklich zu den alten Formen des Betriebes und der Wirtschaft, wirklich

zu Kleinbetrieb und Handwerk als notwendige Bedingung für eine Gesundung des Kunstgewerbes hinzustellen und somit praktisch zu fordern. Ganz abgesehen also von den Reformen rein technischer Natur, von denen schon die Rede war.

Und in der Tat hört man ja gerade von Freunden des Kunstgewerbes und oft genug von Künstlern den Wunsch nach einer Renaissance des Kunsthandwerks laut werden. Für das öffentliche Leben, für die Wirtschaftspolitik ist nun aber damit das allerbedeutsamste Problem berührt worden. Wenn wirklich eine Wiedergeburt des Kunstgewerbes nur im Rahmen der alten handwerksmäßigen Organisation zu erhoffen ist, so bedeutet das grundlegende Veränderungen unseres ganzen gesellschaftlichen Lebens. Es bedeutete eine Verschiebung der Richtung unserer ökonomischen Entwickelung, die bisher deutlich sich vom Handwerk ab- und den großbetrieblichen Formen in kapitalistischer oder gemeinwirtschaftlicher Aufmachung zuwendet. Es bedeutete eine Stärkung der Position aller derjenigen politischen Elemente, die die Umbildung unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in der angedeuteten Richtung hinten zu halten suchen, aller Mittelstandsretter und Zünftler. Deshalb lohnt es die Mühe, gerade diesen Punkt etwas genauer ins Auge zu fassen, genauer also zu prüfen, was es mit dem Schlagwort: zurück zum Kunsthandwerk auf sich habe.

Da sind denn nun zunächst zwei ganz und gar verschiedene Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Entweder nämlich der Künstler (den wir doch in Zukunft nicht wieder missen wollen) wird selbst wieder Handwerksmeister oder er schwebt über den einzelnen Handwerksbetrieben, bedient sich also dieser nur zur Ausführung seiner Ideen, die er ihnen auf dem Wege der Zeichnung übermittelt.

Die erste Möglichkeit! Die würde also wahrhaftig die Renaissance der Renaissance bedeuten. Und man ist wohl berechtigt zu der Frage: warum können unsere Künstler nicht so wie die großen Meister der früheren Jahrhunderte in eigenen Werkstätten als Handwerker schaffen und uns dadurch eine Hochblüte des Kunstgewerbes bereiten?

Nun, ich glaube der Gründe, weshalb diese Rückkehr des Stromes zu seiner Quelle unmöglich ist, sind zahlreiche. Erstens einmal und vor allem würden unsere Künstler, von deren Wiedererscheinen wir alles Gute für das Kunstgewerbe erhoffen, diese Metamorphose in Handwerksmeister nicht vollziehen wollen. Dazu haben sich denn doch die Zeiten zu sehr geändert. Der Wert der geistigen, der führenden Arbeit ist im Laufe der letzten Jahrhunderte so gestiegen, daß eine handwerksmäßige Tätigkeit durchaus nicht mehr als gleichwertig anerkannt wird. Vergessen wir niemals: die Meister früherer Zeiten wußten es nicht anders, als daß sie auch die niedere, rein mechanische Arbeit selbst auszuführen hatten. Von den kunstbegabten Mönchen ganz zu schweigen: auch noch die Maler und Bildhauer der Renaissancezeit hatten eine Menge rein mechanischer Arbeit zu verrichten, wie Farben reiben u. dgl., deren heute unsere Künstler entwöhnt sind. Und wer zu den „angewandten" Künsten sich wandte, der erachtete es als selbst-

verständlich, daß er das Schurzfell vorband und sich mit seinen Gesellen hinter Hobelbank, Schraubstock und Schmelztiegel stellte und Handarbeiter war.

Inzwischen hat sich die Differenzierung von geistiger und ausführender Arbeit vollzogen (ob zum Segen der Menschheit, zum Segen ihrer Werke, steht hier noch nicht in Frage); auf ihrer Basis hat sich ein neues Standesbewußtsein herausgebildet, so daß es einem „Geistesarbeiter" heute in der Tat schwer wird, sich wieder in die Sphäre der mechanischen Arbeit hinab zu begeben.

Diese Differenzierung zwischen geistig-schöpferischer und rein mechanisch-ausführender Arbeit hat nun aber auch den Wirkungskreis der Geistesarbeiter ausgeweitet. Was ehedem in der Seele eines Künstlers an Ideen geboren wurde, fand nur die enge Sphäre eines Handwerksbetriebes vor, um sich in stofflichen Werken auszudrücken. Der Künstler von heute würde sich beengt fühlen, wenn er sich in dem engen Rahmen eines einzigen Handwerksbetriebes ausleben müßte. Er will einen größeren Wirkungskreis für seine Ideen haben.

Er will aber auch durch seine Arbeit größeren Lohn erwerben als es ihm möglich wäre, wenn er nur seine eigenen, selbst ausgeführten Werke mit seinem Geiste erfüllte, das heißt, wenn er Handwerker wäre. Auch hier muß die veränderte gesellschaftliche Lage in Rücksicht gezogen werden. Der Künstler-Handwerker früherer Jahrhunderte begnügte sich mit einem bescheidenen Auskommen, weil er rings um sich (von ganz wenigen Reichen abgesehen) auch nur dasselbe dürftige Leben wahrnahm, das er selber führte. Hier prunkt und gleißt der Reichtum rings herum auf allen Straßen und erfüllt auch das Sehnen und Streben des Künstlers.

Und dann noch: wollte dieser wirklich wieder Handwerker auch und vor allem im wirtschaftlichen Verstande werden, dann müßte er natürlich auch alle die ökonomischen und organisatorischen Funktionen des Handwerkers mit übernehmen: er müßte sich um die Beschaffung der Produktionsmittel und der Arbeitskräfte kümmern; er müßte vor allem auch den Absatz seiner Erzeugnisse organisieren. Was aber in den früheren Zeiten eine Nebenfunktion des Produzenten war: die kaufmännische Tätigkeit: sie ist heute zu ganz anderer Bedeutung gelangt, da unsere Lebensverhältnisse so viel komplizierter geworden sind, vor allem der Absatz der gewerblichen Erzeugnisse unsicher und problematisch geworden ist. Der Künstler-Handwerker unserer Tage müßte den ganzen, lästigen Konkurrenzkampf selbst ausfechten, der heute die Nerven unserer Unternehmer aufreibt; er hätte zudem noch den Wettbewerb der routinierten Fachmänner auszuhalten, eben der Händler in Kunst und Kunstgewerbe, die es ja zu den Zeiten der seligen Donatellos und Cellinis noch nicht gab. Welche Zumutung! Wollte man aber daran denken, unser Künstler-Handwerker würde sich und den ganzen kaufmännischen Teil seiner Tätigkeit als Handwerker vertrauensvoll einem kapitalistischen Händler überantworten, so hieße das eine sklavische Unterwerfung, eine Societas leonina, zu der sich wiederum gerade die besten und leistungsfähigsten Künstler nicht hergeben würden.

Und wie würden gar erst die immer zahlreicher werdenden Künstlerinnen, die sich dem Kunstgewerbe widmen, als selbständige Handwerksmeisterinnen sich anstellen?!

Aber wenn nun auch der Künstler selbst alle Bedenken beiseite setzen wollte und sich entschlösse, eine Werkstatt aufzumachen: es wäre gar nicht zu wünschen im Interesse unserer gesamten Kultur.

Wiederum muß daran erinnert werden: als die Handwerker Künstler waren, war die Kunst noch größtenteils Handwerk. Und wir verdanken die Entwickelung zu freieren Kunstauffassungen eben der Emanzipation der Künstler aus dem Milieu des Handwerks, in dem die besten Talente erstickt wurden. Wenn ein Albrecht Dürer sich zu seinem vollen Können auswachsen sollte, so war die Voraussetzung, daß er endgültig sich aus der Handwerkeratmosphäre befreite, in der auch er noch aufgewachsen war. Als er aus der Werkstatt Meister Wolgemuts austrat, war er ein leidlicher Zeichner und Kolorist, ohne besondere Eigenarten. Erst auf der Wanderschaft entwickelte er sein großes Talent. Das Schicksal Dürers aber ist typisch für den Werdegang der gesamten Kunst. Gewiß trifft Goethe das richtige, wenn er als einen besonderen Vorzug der florentiner Kunst hinstellt, „daß sich aus dem Handwerke die Künste früher und allmählich entwickelten" . . . „die neu entstandene Kunst verweilte in den höheren Gegenden, in denen sie allein gedeiht". Den Künstler wieder zum Handwerker machen, hieße also die großen Kulturerrungenschaften der letzten Jahrhunderte auf künstlerischem Gebiete, hieße gerade die Renaissance, die das große Befreiungswerk vollbracht hat, verleugnen und zerstören.

Dann aber, meine ich, ist nicht nur der Künstler selbst, sondern auch die Allgemeinheit daran interessiert, daß große Talente einen weiten Kreis für ihre Betätigung haben. Wir wollen und wünschen, daß die großen und freien Geister auch im Großen und Freien wirken können.

Wir glauben an seiner Worte Wahrheit:

„Daß sich das größte Werk vollende,
„Genügt ein Geist für tausend Hände."

So können wir auch nicht wollen, daß sich eines begabten Künstlers Geist wieder in die engen Schranken eines Handwerksbetriebes zurückbegebe.

Was auch noch zum Überfluß das mißliche im Gefolge hätte, daß wir auf die Ausnutzung auch der guten und segensreichen Errungenschaften der modernen Technik verzichten müßten, die nur im Rahmen eines großen, reich mit Produktionsmitteln ausgestatteten Betriebes Verwendung finden können.

Dieser Grund spricht nun aber auch dagegen, daß der Künstler sich handwerksmäßiger Betriebe bediene, um seine Ideen zur Ausführung zu bringen: zweite Möglichkeit, wie man sich eine Renaissance des Kunsthandwerks denken könnte. Zunächst muß man sich doch wohl darüber klar sein, daß für eine große Reihe von Produktionszweigen und gerade solche, die für kunstgewerbliches Schaffen ganz besonders in Betracht kommen, eine handwerksmäßige Organi-

sation aus technischen Gründen überhaupt ausgeschlossen ist, weil der Großbetrieb schlechthin notwendig ist, um auch das künstlerisch Wertvolle zu schaffen. Hierhin gehören unter anderen die Keramik, die Glasindustrie, die Teppichweberei, die Tapetenfabrikation, die Industrie der Beleuchtungskörper, die Leder- und Papierfabrikation, die polygraphischen Gewerbe.

Aber auch in denjenigen Produktionszweigen, in denen eine handwerksmäßige Produktion wenigstens denkbar ist, als Tischlerei, Schlosserei, Goldschmiederei, bietet der Großbetrieb heute große Vorteile. Er gestattet eine reichere Auswahl der Rohmaterialien (Hölzer und dergleichen), er ermöglicht die Übertragung der rein mechanischen Teile des Produktionsprozesses auf Maschinen (wie die Holz- und Eisenbearbeitung im groben) und anderes mehr. Er erzieht aber auch ein Arbeitermaterial, das vor dem Handwerke alten Schlages viel voraus hat: die Differenzierung der Arbeitsleistungen ermöglicht die Herausbildung tüchtiger Spezialarbeiter usw.

Steht nun der Künstler vor der Wahl: ob er zur Ausführung seiner Ideen sich eines handwerksmäßigen Kleinbetriebes oder eines mit allen modernen Hülfsmitteln ausgestatteten Großbetriebes bedienen will: ich glaube, die Wahl kann ihm nicht schwer werden. Er wird in der großen Mehrzahl der Fälle den Großbetrieb wählen; wohlgemerkt in der Voraussetzung, daß er darin ebenso frei walten und schalten kann, wie in einem kleinen Betriebe.

Muß der Künstler doch schon seine Ideen andern zur Ausführung übertragen, so ist ja damit der größte Vorzug handwerksmäßiger Produktion: die unmittelbare Durchdringung des Stoffes mit künstlerischem Geiste, die höchstpersönliche Werkschöpfung verloren gegangen. Und es handelt sich nun noch darum: auf welchem Wege der Künstler am ehesten dazu kommt, daß das Werk nach Möglichkeit in seinen Intentionen von andern ausgeführt werde. Die Einheit von Seele und Leib muß auf anderem Wege wieder hergestellt werden. Und es fragt sich: ist das auf dem Boden großbetrieblicher Produktion nicht schließlich ebenso gut oder besser möglich als in dem Milieu einer handwerksmäßigen Organisation? Diese theoretischen Erwägungen sind nun in den letzten Jahren durch die Entwicklung der Praxis überholt worden. Diese nämlich hat gezeigt, daß in der Tat gerade das junge Künstlertum es vorgezogen hat, frischen Mutes sich der großbetrieblichen Formen der Produktion zu bedienen, um dem Kunstgewerbe neues Leben einzuhauchen. Die Notwendigkeit auf jenen Gebieten, auf denen es überhaupt kein Handwerk mehr gibt, mit den Großbetrieben zu arbeiten, indem man Muster für Tapeten, Bestecke, Gläser usw. entwarf, hat wohl auch in denjenigen Produktionszweigen, in denen Handwerk und Großbetrieb zur Wahl standen, die Formen vorbereitet, in denen modernes Künstlertum und moderne Betriebsorganisation zusammen wirken können. Vorbildlich ist die Organisation der „Vereinigten Werkstätten" (für Tischlerei usw.) in München und später in Dresden geworden, über die ich einige genauere Angaben machen möchte.

Gerade diese „Vereinigten Werkstätten" sind nämlich als Beispiel dafür angeführt worden, daß die Künstler selbst eine Wiederbelebung des Handwerks anstrebten.

Ich bin nun niemals darüber in Zweifel gewesen, daß jene Hoffnungen der Handwerkerfreunde eine schmerzliche Enttäuschung erleiden würden. So laut auch unter den Künstlern selbst manch einer von der Renaissance des „Handwerks" redete und auf den niederträchtigen „Großbetrieb" schimpfte: ich wußte aus persönlichem Umgang mit Künstlern zu gut, daß sie etwas ganz anderes im Sinne hatten, als die Erwartungen unserer Innungsschwärmer zu erfüllen, daß es nur unbehobene Unklarheiten über die Begriffe „Handwerk", „Großbetrieb" usw. waren, die sie zu ihrer scheinbaren Handwerkerfreundlichkeit verführten. Daß man in Künstlerkreisen, auch in solchen, die besonders gern von der „Wiedergeburt des Kunsthandwerks" reden, gar nicht in Wirklichkeit an etwas derartiges dachte, erwies ja schon das vortreffliche Einvernehmen, in dem die Herren mit den großen Tapetenfabriken, Webereien, Glasfabriken usw. stehen, für die seit langem die Läuger, Christiansen, Behrens, e tutti quanti die Entwürfe liefern. Bedeuteten die berühmten „Vereinigten Werkstätten" wirklich etwas anderes? Ganz und gar nicht.

Die Organisation der „Vereinigten Werkstätten" ist vielmehr der allereklatanteste Beweis für die Richtigkeit der von mir immer vertretenen Auffassung, daß heute gerade die höchsten Ansprüche künstlerischer Inspiration im Kunstgewerbe jede handwerksmäßige Produktionsweise ausschließen, daß die Künstler dort, wo sie sich frei entscheiden zwischen den verschiedenen Wirtschaftsformen, den großindustriellen Betrieb und zwar je größer desto lieber, wählen und niemals den Handwerksmeister alten Stils; gerade weil ihnen dort die Erfüllung ihrer Wünsche am ehesten gewährleistet scheint.

Die Organisation der „Vereinigten Werkstätten" ist aber in den Grundzügen diese:

An einer Zentrale sind außer der wirtschaftlichen Leitung eine Reihe von Zeichenbureaus errichtet. In diese liefert der Künstler eine flüchtig hingeworfene Skizze — sage eines Kandelabers oder Teppichs — ein. Die Skizze wird nun von geübten Zeichnern ausgeführt und in dem entsprechend großen Maßstabe als Werkvorlage zugerichtet. Die Zeichner spezialisieren sich tunlichst nach den verschiedenen Künstlern. So gibt es Zeichnerspezialisten für Pankok, für Obrist usw., die genau sich in die Intentionen des Künstlers eingelebt haben, jeden Schnörkel, jede Schattierung in der Originalskizze sofort zu deuten wissen und die außerdem während der Übertragung der Skizze in die größere Vorlage in unausgesetzter persönlicher Fühlung mit dem Künstler selbst bleiben. Dieser bestimmt denn auch genau das Material: die Farbe der Hölzer, der Fäden usw. Ist auf solche Weise die Werkvorlage vollendet, so beginnt die technische Ausführung, bei der von nun ab keinerlei künstlerische Funktion mehr zu verrichten ist. Worauf es vielmehr ankommt, ist die möglichst subtile, gleichsam sklavische

Übertragung der Vorlage in das Material. Jede Zulage von eigener „Individualität“ auf dem Wege zwischen fertiger Werkvorlage und fertigem Erzeugnis ist vom Übel. Deshalb erscheint als Ideal ein Troß höchstspezialisierter Qualitätsarbeiter, deren jeder einzelne, wenn möglich, ebenfalls nur auf einen Künstler und auf eine Verrichtung eingeschult ist: z. B. auf Intarsiaarbeit für Pankok. Daß bei dieser Art der Ausführung der ganz große Betrieb, in dem sich Hunderte von Spezialisten in die Hände arbeiten, in dem alle mechanische Arbeit maschinell ausgeführt werden kann usw., den Vorzug vor dem Handwerksbetriebe verdient, ist augenscheinlich. Wenn von der Geschäftsleitung der „Vereinigten Werkstätten“ in München, deren eigene Tischlerei übrigens 50—60 Arbeiter umfaßt, heute noch einzelne Handwerker beschäftigt werden, so geschieht dies nach Aussage ihres Direktors ganz und gar nicht, weil sie besser, sondern lediglich, weil sie im Moment billiger sind, sei es infolge stärkerer Ausbeutung ihres Arbeitermaterials (Lehrlinge!), sei es aus anderen zufälligen Gründen (Verwertung alter Metallteile und dergleichen).

Also es handelt sich bei den „Vereinigten Werkstätten“ allerdings um eine Neuorganisation des Kunstgewerbes, die aber nicht hinter die bestehende zurück ins Handwerk, sondern zu höheren, vollkommeneren, großindustriellen Formen führen wird.

Der Grundgedanke der neuen Ordnung ist: Sorge zu tragen, daß ein Geist nicht nur für tausend, sondern für zehntausend, für hunderttausend Hände genüge. Zu diesem Behufe muß der Musterzeichner der Einzelunternehmung eliminiert und durch den frei für viele Unternehmungen schaffenden Künstler ersetzt werden. Die Fabrik darf nur mechanisch ausführen, was die künstlerische Zentrale ihr vorschreibt; eine eigene „künstlerische“ Kraft ist für sie eher von Nachteil; sie verballhornisiert die Künstlerentwürfe gar zu leicht. Was sie dagegen braucht, ist ein Stamm geschickter Arbeiter, d. h. ausführender Organe, die auszubilden als Hauptaufgabe der Gewerbeschulen der Zukunft erscheint. Neben diesen rein exekutiven großindustriellen Betrieben müssen dann als Pflanzstätten der künstlerischen Ideen staatliche Gewerbeschulen und kunstgewerbliche Versuchsanstalten in größerer Menge errichtet werden, in denen die Künstlerentwürfe ausgeführt und probiert werden. In diesen Anstalten wird alsdann, wie ersichtlich, alle künstlerisch-schöpferische Arbeit konzentriert sein . . . .

Das etwa sind die leitenden Ideen der Organisatoren der „Vereinigten Werkstätten“.

In diesen Ideen ist, wie man sieht, auch die letzte Spur von Handwerksmäßigkeit der Organisation ausgelöscht. Der Künstler ist wieder in die Sphären der gewerblichen Produktion herabgestiegen, aber in anderer Gestalt als damals im Mittelalter, unter Berücksichtigung der radikalen Umgestaltung, die unser gesamtes Kulturleben in den langen Jahrhunderten erfahren hat. Sein Geist ist fruchtbar gemacht für ein großes Gebiet menschlichen Schaffens. Die Idee der Individualisierung, der künstlerischen Besonderheit und Eigenheit ist verwirklicht

nicht in der roh-sinnlichen Weise, daß nun die kostbare Kraft des Genius vergeudet werde in selbsthändiger Schnitzerei oder selbsthändigem Hantieren mit dem Schmelztiegel, sondern dadurch, daß die Welt der materiellen Arbeit seinem Geiste unterworfen, die vielen, die nur zum Ausführen taugen, zu gefügigen Werkzeugen in seiner Hand gemacht worden sind. Hatte der Künstler der Renaissance Hobel, Griffel oder Hammer als Mittel, seine Ideen zu verwirklichen, so hat der moderne Künstler jetzt zu seiner Verfügung ein kunstvolles System von Einzelarbeitern, durch die hindurch er auf den toten Stoff zu wirken vermag. Die zukünftige Organisation des Kunstgewerbes besteht also in ihrem Grundgedanken darin, daß die Idee der Differenzierung der Fähigkeiten nunmehr auch auf die schöpferische Leistung in viel radikalerer Weise als bisher zur Anwendung gelangt.

Dieses alles hat nun seine Geltung vor allem für die höchste Betätigung künstlerischen Wesens in der Sphäre der Gewerbe; also für die Herstellung erstklassiger, vielleicht sogar einziger kunstgewerblicher Gegenstände. Es war zu erweisen, daß selbst (oder gerade!) für diese die handwerksmäßige Organisation ungeeignet ist. Das gilt nun natürlich in gleichem Maße für alle kunstgewerbliche Dutzendware, die doch sicher einen immer größeren Raum in der Produktion ausfüllen wird. Von 1000 Menschen sind 999 froh, überhaupt einen schönen Stuhl, eine schöne Vase usw. zu besitzen, ohne sich viel darum zu kümmern, ob dieses Stück auch vom Nachbar besessen wird. Für diesen wachsenden Massenbedarf (im guten Sinne) an schönen und gefälligen Gebrauchsgütern kommt selbstverständlich überhaupt nur der so viel produktivere Großbetrieb in Frage.

So scheint es also für die Zukunft entschieden zu sein, daß das neue Kunstgewerbe sich nicht in die Formen des alten Handwerks kleidet, daß die Künstler von denen das Leben kommen soll, weder wieder Handwerker im alten Sinne werden wollen, noch auch sich handwerksmäßiger Betriebe zur Ausführung ihrer Ideen zu bedienen gewillt sind.

Noch ist aber nicht entschieden, ob die ausführenden Groß- oder Mittelbetriebe von kapitalistischen Unternehmungen oder auf anderem Wege ins Leben gerufen werden; noch ist nicht entschieden, ob die Wirtschaftsverfassung die privatkapitalistische sein soll oder ob man etwa daran denken darf, das Kunstgewerbe zu verstaatlichen oder von Künstlergenossenschaften pflegen zu lassen. Alle diese Möglichkeiten bestehen offenbar und eine Betriebsorganisation, wie sie beispielsweise die „Vereinigten Werkstätten" besitzen, ist ebenso gut im Rahmen einer kapitalistischen Unternehmung, wie einer Genossenschaft, wie auch einer Staatsanstalt möglich. Daß nun aus der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung als solcher, eben weil sie auf dem Prinzip des Gewinnstrebens aufgebaut ist, für das kunstgewerbliche Schaffen schwere Gefahren erwachsen, habe ich an anderer Stelle gezeigt. Vor allem die Unrast, die die kapitalistische Organisation mit Notwendigkeit mit sich bringt, ist, wie wir sahen, ein schlimmes Gift für alle künstlerische Produktion. Und diese Unrast, dieses Hetzen und Jagen, gerade

das die Konkurrenzunternehmung braucht, um sich erhalten zu können: sie würden ausgeschaltet werden, wenn man sich das Kunstgewerbe in allen seinen Zweigen verstaatlicht dächte, so wie es heute schon einzelne Gebiete (Porzellanindustrie, Gobelinweberei) sind. Nur daß natürlich die Staatsanstalt andere Gefahren in sich birgt: Verknöcherung, Bureaukratismus usw. Weiterhin wird man daran denken müssen, wenigstens Staatsbetriebe neben der Privatindustrie in größerem Umfange ins Leben zu rufen, denen die Pflege einer künstlerischen Produktion zur Aufgabe zu machen wäre, die auch bemüht sein müßten, ohne Rücksicht auf den momentanen Erfolg, das heißt also auf den Absatz, das heißt also auf die Rentabilität, namhafte Künstler durch hohe Entlohnung heranzuziehen, denen dann eine völlig unbehinderte Entfaltung ihres Wesens gewährleistet sein müßte. Ich glaube, daß von solchen staatlichen Musteranstalten, viel mehr noch als von staatlichen Museen und staatlichen Gewerbeschulen, ein wohltuender Einfluß auf die gesamte kunstgewerbliche Produktion ausströmen könnte. Wir haben heute schon Männer in unsern Ministerien, die ausgezeichnete Dezernenten für derartige staatliche kunstgewerbliche Anstalten abgeben würden.

Weniger vermag ich an die Zukunft der Künstlergenossenschaft zu glauben. Ihr würde die Bürde und das Onus der Konkurrenz nicht abgenommen werden: sie müßte ja im Wettbewerb mit der kapitalistischen Unternehmung eine Rente herauswirtschaften, da sich wohl kaum so viel reiche Künstler oder Kunstfreunde finden würden, die eine Genossenschaft großen Stils à fonds perdu fördern möchten. Sie muß also alle Reklame, allen Ausstellungsschwindel ebenso mitmachen, wie die kapitalistische Unternehmung. Die Mitglieder würden ebenso vom Sensationsteufel geritten werden, als ob sie für ein Geschäft produzierten: kurz, sie wiese alle Schattenseiten der kapitalistischen Unternehmung auf, ohne sich deren Vorzüge zunutze machen zu können. Denn diese sind doch zweifellos vorhanden. Für das Kunstgewerbe: weil am ehesten der kapitalistische Unternehmer auch einmal etwas Neues, Unbekanntes, Unerprobtes zur Ausführung bringt; für den Künstler vor allem: weil der kapitalistische Unternehmer ihm ganz und gar die Sorge um den Absatz abnimmt, alle Scherereien merkantilen Charakters ihm erspart und sein Können doch schließlich auch in einer Weise materiell zu lohnen vermag, wie es weder eine Genossenschaft noch der Staat vermöchte. Das gilt freilich nur für die großen Modekünstler. Aber nach diesen und ihren Revenuen orientiert sich ja doch die große Masse der Künstler heutzutage. Und bekanntlich sind die Lotterien mit großen Treffern (mag deren Zahl auch gering sein) bei der Menge die beliebtesten.

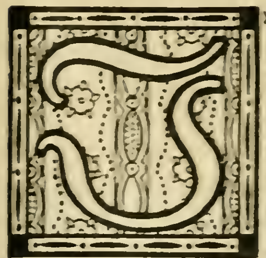
So glaube ich, wenn man alle Faktoren in Betracht zieht, wird man zu der Überzeugung kommen, daß der größte Teil kunstgewerblichen Schaffens sich in Zukunft im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung abspielen wird. Vielleicht bildet sich ein Mittelglied zwischen Produktionsunternehmung und Künstler heraus, wie es jetzt schon vielfach besteht: das große Warenhaus oder der Kunstsalon oder die Kunstgewerbehalle, in denen dann eine Konzentration des Absatzes

erfolgt, zur Bequemlichkeit des Publikums und wohl auch des leitenden Künstlers. Diese Entwicklung wird sich vollziehen, weil sie im Interesse der stärksten beteiligten Elemente liegt: des Kapitalisten, aber auch des Künstlers. Ich glaube nun aber auch, daß für das Kunstgewerbe selbst diese Entwicklung nicht zum Unheil auszuschlagen braucht. Voraussetzung dieser Hoffnung ist freilich, daß dem Künstler die Herrschaft gewahrt bleibe. Alle Zukunft des kunstgewerblichen Schaffens ist gebunden an die unmittelbare Befruchtung der Produktion mit den Ideen talentvoller Künstler. Da diese Befruchtung nun, wie wir sehen, nicht mehr in der ursprünglichen Weise erfolgen kann, daß der Künstler selber Handwerker wird, so bleibt nichts übrig, als daß der Künstler sich zum Leiter aller der bei der kunstgewerblichen Produktion beteiligten Faktoren aufschwinge. Er muß sie beherrschen und erziehen: Publikum, Arbeiter, Unternehmer. Und muß durch die Erfüllung aller dieser Elemente mit seinem Geiste die organische Einheit des Kunstschaffens wieder herzustellen trachten, die zunächst durch die moderne Entwicklung — sehr zum Schaden des Kunstgewerbes — verloren gegangen war. Im Künstler ruht unsere Hoffnung. Möge sie nicht getäuscht werden.



Das Haus zur Flamm' / Roman von Helene Böhlau

(Schluß)



m Winkelhof wurde Hermann von der jüngeren Schwester froh begrüßt. „Sibylle," sagte sie, „ist im Garten draußen." Die Lampe brannte im Zimmer. Der kleine Stutzflügel, den die Mädchen aus München mitgebracht hatten, stand offen. „Sie hat vorhin etwas musiziert," Maria sprach das leise, wie jemand, der immer auf der Hut ist, „aber sie ist dann erst recht schwermütig." „Ach," meinte Maria, „wir kommen da so hergeschneit — und Sie und Ihre Mutter werden nun durch uns beunruhigt."

„Sind Sie auch nur unseretwegen den Berg heruntergekommen?"

„Ja, denken Sie mal," sagte Hermann, „und befinde mich ganz wohl." Sein frisches Lachen steckte auch das junge bedrückte Geschöpf an.

Sie lachte, wie ein Kind unter Tränen lacht. Hermann empfand dadurch, wie schwer das arme Mädel an ihrer Sorge trug, denn sie war in diesem kurzen hellen Augenblick wie in Sonne getaucht.

„Sie können ja wie Friedel lachen!" meinte er.

„Ja, wir sind die Fröhlichsten gewesen, die Sie sich denken können, wie zwei Vögel. Wer uns kannte, sagte zwar: die armen Dinger, die beiden Herumgestoßenen. Wir sind früh verwaist und bald steckten wir bei diesen Verwandten, bald bei jenen und zuletzt haben allerlei Tanten ihr Glück an uns probiert. Wir hatten aber unsere Musik und gehörten zusammen, haben die Heimat mit uns getragen wie unseren kleinen Stutzflügel. Und wir beide waren immer etwas Ganzes miteinander. Ach, Sie glauben nicht, wie gut das alles war. Denken Sie, wir beide lebten ganz in Musik, alle unsere Pläne waren Musik, gelernt haben wir sonst alle zwei nicht viel, ein bisserl Sprachen und was man so braucht. — Und dann wurde Sibyllens Stimme so wundervoll, da lag die ganze Welt uns offen. — Und dann plötzlich brach diese schreckliche Erkrankung des Herzens bei ihr aus. — Sie war immer schon krank gewesen ohne es zu wissen. Mein Klavierspiel hat nun keinen Sinn mehr und ihre Stimme ebensowenig und Sibylle sagt: etwas Sinnloses mit sich herumtragen ist schrecklich. — Wir haben heute miteinander gespielt, aber Sibyllen greift auch das an. Sie ist ganz verzweifelt hinaus in den Garten gegangen. Vor allem schadet ihr Erregung, aber wie kann ich sie davor schützen? Sonst haben wir soviel miteinander gelacht und haben kaum gespürt, daß wir beide heimatlos waren — und jetzt!" Tränen stiegen ihr in die Augen. „Ich weiß mir gar nicht zu helfen — das sehen Sie daran," sie lächelte schmerzlich, „daß ich mich vor Ihnen so gehen lasse."

„Ja," sagte Hermann, „das finde ich ganz natürlich." Er sprach so einfach und selbstverständlich über die Lage der beiden Mädchen, daß es der Kleinen heimisch zumute wurde. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ein Bauer bin und

von Kunst nichts verstehe; das ist auch so; — wenn aber etwas im Leben zum Schmerz wird, so nehme ich's ganz wie's ist und grüble nicht weiter. Dann versteh ich's auch, wie sollte ich nicht! Ich liebe auch Kunst, ganz gewiß, wie ich die Natur liebe, wenn sie so echt wie Natur ist; aber so oft habe ich den Verdacht, daß es mit ihr nicht so recht Ernst ist, daß die Leute so eine Art Gefühlsindustrie treiben und dann langweilt sie mich. Nie wird mich der Kummer Ihrer Schwester langweilen."

In dem Augenblick, als Hermann dies ehrlich und energisch gesagt hatte, war Sibylle eingetreten, hatte offenbar die letzten Worte gehört. Sie trug eine rote faltige Seidenbluse, sah in den Schultern breiter aus als sonst im zarten weißen Kleid. Ihr Kopf, ihre ganze Erscheinung, machte den Eindruck erregter Leidenschaftlichkeit.

„Wen langweil ich?" frug sie herb. „Dich, Maria?" Sie ging in leichten elastischen Schritten durch den großen uralten Raum. „Wenn du dich langweilst, so geh doch! — Das kann ich dir sagen, mir kann kein Mensch helfen! — Niemand! — Ganz gleichgültig wer da ist! Du bist viel zu gut für mich! Verschwendung!" Sie ging ans Klavier, griff ein paar Akkorde heftig und zornig. Maria stand wie ein armes Kind, dem ein schmerzliches Unrecht geschieht, ganz hilflos.

„Sibylle," sagte sie weich. Nicht aus Vorwurf sprach sie den Namen aus, sondern ausdruckslos.

„Ja, ich weiß," sagte Sibylle heftig, — „ich bin schlecht. — Ich bin eine wahre Otter! — Ich weiß nicht — wir sind doch zu schlecht erzogen! Wer hat sich denn um uns gekümmert? — Kein Kuckuck." Sie fiel vor den Stuhl, der vor dem Flügel stand, in die Knie und verbarg den Kopf in die Hände. „Ich weiß, daß ich Maria langweile! Und Sie! — Ich finde es einfach verrückt vom Doktor, daß er Sie zu uns hergeschleppt hat! Ganz verrückt. — Was gehen wir Sie an? — Hätte uns jemand gesagt, daß einem solche Qualen, wie mich, im Leben treffen können, das wäre gescheiter gewesen, wie alles dumme Zeug!"

Hermann trat Sibylle etwas näher. Sie hatte den tränenüberströmten Kopf wieder aufgerichtet. „Der Doktor hat bei uns gesagt: wenn Sie Geduld haben würden, ging alles besser als Sie glauben."

„Ah! Ja! — Krüppelei in der Kunst! — Wundervoll! Wo man so schon nur mit Fliegenkräften darangehen muß!" Wieder barg sie den Kopf in die Hände. „Es sollen nur alle aufhören auf mich einzusprechen. Die einzig Vernünftige ist Maria! — Und ich bin so unliebenswürdig, so abscheulich — ganz gemein!" Sie sah kindlich hilflos zu den beiden auf. In diesem Augenblick veränderte sich ihr Gesicht, eine gelbliche Blässe überzog es, die Züge bekamen etwas Verzerrtes, der ganze Körper war krampfhaft gepeinigt.

Hermann und Maria neigten sich über sie. Hermann hob sie auf und führte sie, sie halb tragend, zum Sofa. Sie lag wie bewußtlos in seinen Armen. Er konnte sich nicht anders helfen, er mußte sich selbst so niederlassen, daß sie ganz

an seiner Brust ruhte. Maria hatte ihr die Füße aufs Sofa gehoben. So fühlte er ein fremdes zartes Leben, das junge, blasse, leidenschaftliche Gesicht, die gequälte Gestalt, das große Seelenleid, das ihm so nah war und doch so fern, berührte ihn ganz wunderlich. Er staunte über die fremde Körperlichkeit, und daß er dieses Mädchen so geheimnisvoll lebendig empfand. Die Geschöpfe sehen ist anders als sie fühlen und empfinden. Ihr Haar hatte einen natürlichen sanften Wohlgeruch. Ihr schmiegsamer Körper war so jugendleicht, ihr Gesicht, so erschien es ihm, duftete nach Pfirsich. Ein geheimnisvolles von ihr Wissen durchdrang ihn. Ihm erschien es, als kenne er sie inniger wie sonst irgend ein anderes Wesen. —

Bewegt legte er sie, als die Qualen ihres Körpers nachzulassen schienen, auf dem Sofa zurecht. Und nicht lange währte es, so kam wieder leichteres Leben in das arme Geschöpf. Maria kniete vor ihr, streichelte ihr die Wangen, war so zart mit ihr wie eine arme geängstigte Mutter mit ihrem Kind. Beide Schwestern gingen Hermann sehr zu Herzen, das sonnige kinderhafte Mädchen in seiner Bedrücktheit erschien ihm unendlich rührend und er dachte: hier soll mein Goldele wirklich helfen.

Als Sibylle sich von dem schweren Anfall ein wenig erholt hatte, ging Maria zur Wirtin hinunter, um das Abendessen zu bestellen. Der Tisch wurde gedeckt und alle drei, wie drei gute Kinder, verzehrten ihr Abendbrot miteinander. Maria schnitt Sibyllen ein paar zarte Bissen und Hermann brachte es ihr, hielt ihr den Teller, kniete vor ihr und erlaubte nicht, daß sie sich aus ihrer liegenden Stellung aufrichtete. Maria meinte: „Der Doktor hat recht, der sagte: wie ein guter Bruder würden Sie zu uns sein und so ist's auch. Sie sind wie ein Verwandter. Mit Ihnen ist die große Rederei gar nicht nötig. Bei andern Leuten denkt man immer, man muß was sagen."

„Nein," meinte Hermann, „wenn uns gerade nichts einfällt, wollen wir uns nicht plagen. Heute erzählte mir Friedels Mutter, daß er gesagt hat, die Blumen hab'n die größten Seelen, weil sie nie sprechen und nie schimpfen. Ich finde auch die Menschen sprechen viel zu viel. Jeder will immer sagen: siehst du, so bin ich und der andere will's gar nicht wissen. Ich weiß, ich habe manche Freunde gewonnen, weil ich zuhören kann, ich höre gern zu, weil ich ganz ruhig in mir selbst bin. Ich will nichts leidenschaftlich und finde mein Urteil durchaus nicht sehr wichtig. Ich bin auch überzeugt, daß wir alle gar nichts besonders tief verstehen, außer uns selbst manchmal."

„Ach," sagte Sibylle leise, „und wir! Ich bin das Gegenteil davon, ich bin nicht ruhig, gar nicht."

„Ich kann mir's denken," sagte Hermann.

„Nein, niemand kann sich das denken," flüsterte sie heftig. „Zu singen wie noch niemand auf Erden sang! — Sonst würd ich es nicht wollen."

„Nun und dann?" frug Hermann. „Wollen Sie die Menschen damit glücklich oder neidisch machen? Sie wollen sich größer machen als alle. Mich würde das nicht verlocken, aber ich kann mir's denken, daß es Sie verlockt."

„Das ist viel tiefer," sagte Sibylle, „ich wollte — ganz zu Musik werden, ganz ohne Körper, ganz, ganz . . ."

Hermann blickte sie still an. Nach einer Weile sagte er: „Ich verstehe Sie doch." Das sagte er einfach und ehrlich, mit voller Gewichtigkeit dieses: ich verstehe Sie. Das kranke Mädchen spürte die große Wahrhaftigkeit seiner Natur. Ja, er schien sie verstanden zu haben und das tat ihr wohl. Sie war aus der Einsamkeit ihres Schmerzes für den Augenblick erlöst. Als hätte ihr dies Mut gegeben, bat sie: „Maria spiel etwas."

„So spät am Abend, Sibylle?"

„Ich sehne mich nach Musik." Die Stimme der Kranken war von rührender Zartheit.

Maria spielte und Hermann verwunderte sich über die große Kunst des wunderschönen Kindes. Sibylle hörte mit tiefen heißen Augen zu. Hermann blickte sie mit Bewunderung an. Sie trug für ihn ein Leid wie aus einer anderen Welt. Mitleid berührte ihn mächtig, die seherische Kraft seiner Mutter, das Mitleiden; und seine Sinne empfanden noch den Duft des dunklen Haars und den Duft des jungen Gesichts, die ungeahnte Körperlichkeit des fremden Geschöpfes.

Bewegt ging er spät dem Haus zur Flamm' wieder zu. Er fand seine Mutter allein im Salon nach dem Abschied von Onkel Bernus. Hermann empfand, daß sie nicht ruhig war und so kam es, daß er vor ihrem Stuhl niederkniete und seinen Kopf auf ihre Schulter legte und wortlos so bei ihr blieb. Sie kannten einander. Keins störte das andre. In diesen stummen Augenblicken fühlten sie ihre Zusammengehörigkeit, ihre grenzenlose Wahrheit zu einander wie mit heiligem Schauer.

„Nicht wahr, Goldele", sagte er nach langem Schweigen. „Ich bleib deine Ewigkeit? — — — Und wie geht's dem Sommertag?"

Marianne lächelte und preßte ihren großen Bub an sich. — „Der Sommertag, mein Liebling, ist ein schöner, warmer sonniger Sommertag." Ihre Stimme klang so weich.

„Sonst wär's keiner, Goldele."

„Gönnst du mir's, Bub? — ist kein Gedanke in dir, der dich quält?"

„Keiner." Er wühlte sich mit seinem Kopfe in ihre Schulter ein, wie er als Kind schon immer getan hatte, wenn er ihr nah sein wollte; dann erzählte er ihr, daß der Doktor sie hinunter in den Winkelhof hatte haben wollen und daß er wieder statt ihrer gegangen war —.

„Nun, und was konntest du dort tun?" frug Marianne.

„Nichts. Wir haben geplaudert und ich habe die kranke Schwester in meinen Armen gehalten, als sie so etwas wie ohnmächtig war."

„Du?" „Ja." „War's keine eklige Person, keine Laus? oder wie es dir beliebt dich auszudrücken?" „Nein, Goldfisch." „Da müssen sie ja etwas sehr Merkwürdiges sein." „Sind sie auch. Du mußt zu ihnen gehn. Eigentlich sollten

wir sie hier heraufnehmen. Ich glaube, daß sie es verdienen, sie sind so verlassen."
„So," sagte Marianne, „ich werde gewiß zu ihnen gehn. Du, Baumgarten hat heut mit mir über dich gesprochen", sagte Marianne. „Er wundert sich, daß du Archäologie studierst."

„Komischer Herr, Goldele, was soll ich denn studieren? — Und bleib ich dabei? — Und wenn ich blieb, doch einzig nur, weil ich hoff damit kein Unheil anzurichten. — Die Vergangenheit ist schmerzlos und Recht und Unrecht kommt nicht zur Sprache und die Verantwortung gegen Steine drückt nicht. Wenn einer das Glück hat, kann er in der Erde wühlen wie Friedel. Und es gibt zu ordnen, zu kasteln und zu schnuppern. Richter, wie der Sommertag, werd ich nicht, fiel mir ein — selbstverständlich nicht. Die Harmlosigkeit vom Sommertag, die er so schön hatte, hätte ich nie, Goldele. Zum Narren würd ich auch als Arzt. Ich würde immer von der Pein der Verantwortung verfolgt. Ich guckte Einem in den Hals, weshalb nicht? — Dann ließ ich aber natürlich noch einen gucken — und noch einen — und den Bezirksarzt. — Eine Autorität her." Hermann streichelte Marianne, „ja, Goldele," sagte er, „tröst dich nur, es muß auch noch eine andere Autorität her! — denn was sind eigentlich Autoritäten? — Und noch eine! Und so weiter — und noch eine! Beim ersten Fall würd ich bis auf den letzten Pfennig verarmen und wenn ein Patient zugrunde ginge, käm ich um den Verstand und lieferte mich, der Sicherheit wegen, auf alle Fälle selbst im Zuchthaus ab, denn alle Wege auf Erden sind sehr dunkel, Goldele. — Theologie — da käm ich in die Taubstummenanstalt! — Philologie, zu ledern. Und Philologie zum Zweck der Schulschinderei — einfach Narr! — Obernarr! Ins Mittelalter gehören die Hexenprozesse, und Seuchen, Flagellanten, Autodafés. Wir haben die Schule. — Kunstgeschichtsprofessor nicht übel, Professor aller Ringelspiele und unterm Hollerbuschspiele und aller Haschemannspiele und Versteckspiele auf dieser Erde. — Ja meinetwegen. Siehst du, ich habe keinen Ehrgeiz. — All die Dichter und Denker, die ich bei uns sah, was waren's für kleinliche Herre — in ihrem Jagen nach Ruhm. — Niemanden haben sie erfreut, sich selber nicht — weißt du, Mutter, du hast mich auf einem Berg erzogen, da sieht alles im Tal so klein aus."

„Bub," sagte Marianne, „meiner weltlichen Mutter-Eitelkeit wirst du nicht viel Futter geben, fürcht ich."

„— Goldele," sagte er ernst und zärtlich, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sah sie innigst an: „meiner weltlichen Sohnes-Eitelkeit", wiederholte er sie, „wirst du auch nicht viel Futter geben, fürcht ich. — Oder du glaubst wohl, daß der Sommertag gerade aus Keiche Nr. 3 kommt, ist ganz besonders mein Fall? — Mach dir aber keine Sorge. Bei uns ist alles ganz gleich. Gelt wir kennen einander? — Bei uns braucht's kein Geschwätz? Und wenn ich schließlich nichts als Bauer werde —, seid ihr Keichenleute Nr. 3 auch einverstanden?"

„Wenn dich's glücklich macht, gewiß, Bub. Gute Nacht."


n einem Abend saßen Marianne und Baumgarten miteinander im niederen großen Zimmer unter der Benareslampe. Cenzi, die Köchin, hatte den Tee hereingebracht. Die Stimmung war von großem tiefen Glück belebt. Sie hatten geplaudert wie die Menschen plaudern, die sich unendlich viel zu sagen haben, die auch die Vergangenheit eins dem andern gegenwärtig machen möchten. Sie wollen auch die Vergangenheit nicht getrennt vom geliebten Menschen erlebt haben. Jonathan Baumgarten hatte ihr aus der Keichenzeit die wunderlichsten, herrlichsten Geschichten erzählt und jetzt sagte er mit unerschütterlichem Ernste, als die kostbare Köchin schlampig verträumt, als ginge sie sich selbst nichts an, zur Türe hinausgegangen war: „Eine große, große Königin ist deine Cenzi — Meinetwegen ist sie Kleopatra, weil diese süße Frau zufällig am Nagel der Geschichte hängen blieb und mir keine andere einfällt. Sie ist's — oder sie ist's nicht —. Königin aber ist sie, — war sie, — bleibt sie! — Und ich werde ihr meine tiefste Ehrfurcht beweisen. — Sag selbst, wenn ich sie grüße, kann man eine Königin ehrfürchtiger grüßen?"

„Nein," sagte Marianne scherzend. „Du bist tadellos."

„Selbstverständlich," sagte er: „denn ich war so gut wie dabei — als ihre Majestät nach jahrtausend-langem Todesschlaf und Träumerei von eigner Herrlichkeit, — Süßigkeit, — Schönheit, eigener anbetungswerten Lasterhaftigkeit, — Genäschigkeit, herrschsüchtiger Verliebtheit, — gebirgshohen Eitelkeit, — Skrupellosigkeit, — Miserabligkeit und den Bemühungen aller Art ihren Lebenshunger zu stillen, gegen den Napoleons Gier ein Kindchen ist, — — erwachte. — Alles Traumöl war aufgebraucht. Sie erwachte aus Frühstückshunger nach den geliebten Sünden unserer schönen Erde. Es packte sie Verschmachten, Sehnsucht, Unverstand sondergleichen, Schöpferkraft sondergleichen, was dasselbe ist — — und eh sie sich's versah — in zeitloser Kürze oder Länge, wurde ihre Seele wiedergeboren von einer armen lumpigen Dirne. — Ein ungewollter, mürrisch begrüßter Wurm; — ein zuviel auf Erden — ein wüstes Bündel unbewußten Jammers. — Da hatte sie's, die süße Königin! — Hätte sie sparsamer geträumt! Wer weiß, ob ihr Traumöl nicht Jahrtausende noch ausgereicht hätte. Aber sie war eine Traumschlemmerin. Es ist natürlich alles dasselbe: — ob der Asket gierig dem Leben entsagt, oder die traumsüchtige, verlangensüchtige süße Königin sich ins Leben wieder einschmuggelt. Sie wollen alle dasselbe — nämlich: Alles. — Sie wollen zum All — zum All! zum All! — Und machen ihre Sprünge und Dummheiten — und so saß nun die zärtlich verträumte Königin im Schmutz, im Schlamm des Lebens, ganz unten im Trichter, wo die sitzen, die der Lebenswirbel hinunterdrückt. Natürlich hatte sie nicht anders gemeint, als sie fiele wieder auf einen Thron. — Selbstverständlich. — Aber die Throne jetzt, — das ist eine ganz andere Sache als die ägyptischen zu ihrer Zeit. Und wer weiß, ob unten im Trichter jetzt nicht gewissermaßen mehr Möglichkeiten vorhanden sind, um sich zu amüsieren als gerade auf einem Thron. Und

müssen es denn undenkbar wertvolle Perlen sein? Müssen es denn Völker sein und Fürsten? und Gewänder von ausgesuchtem Raffinement? — Tut's nicht auch ein rotes Bändchen? Tut's nicht auch eine bunte Bohne, tun's nicht auch ein paar schmutzige Lausbuben? — Es ist nämlich wirklich alles dasselbe. Und ich kann versichern, daß die süße Königin gar nicht bemerkte, was mit ihr vorgegangen war. Sie saß gerade so königlich prinzeßlich im beißenden Schmutz des letzten Hinterhofes, wie sie als Prinzessin in den Raffinements einer vergessenen Kultur gesessen hatte — gerade so und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sie war ein richtiges kleines Schwein und amüsierte sich — und besaß allerlei Kostbarkeiten — und beherrschte eine Schar dreckiger Buben, die ihr dienten und eine Macht spürten, der sie sich unterwarfen. Und was wollte sie mehr? Hatte sie je etwas anderes gehabt? Sie wollte dasselbe was sie besessen wieder haben, ihre Herrlichkeiten weiter fortspinnen — und sie spann sie weiter. Ihre heißen Wünsche wurden erfüllt. — Sie war wie ein Kätzchen. Sie schlief und schnurrte in jeder Ecke vortrefflich und ihr guter Appetit schuf ihr Leckerbissen aller Art. Behende stahl sie auch aus den Körben der Hökerweiber ihrer Untertanen — lachenden Herzens — und so unbedacht wie einst. Es war alles gar nicht schlecht. Und dann kam die große Zeit, in der sie Funken schlagen konnte, in der sie Flammen schüren konnte, in der ein Zwinkern ihrer Augen einen Sklaven machte, in der sie Herzen brennen lassen konnte. Ein Ausgang abends, in der Dämmerung, mit einem Bändchen geschmückt, mit den Röcken geschwippt, mit den Augen geblinkt, — auf Raubzugswegen, nach Katzenart. — Sklaven! Sklaven! — Sklaven! Sie war ein Leckerbissen für viele! Gottlob nicht ganz was Besonderes für wenige. Wo wäre da ihr Königreich geblieben! Nein, das schwammlige, zart fettliche, schlangliche, schlickrige, — das war das rechte! Das Zwinkern und Blinkern, die Blickchen — und was es da alles gab! Nicht zu sagen, wie gut das alles war. Es ging alles ausgezeichnet, ganz vortrefflich. Sie hatte sich fast mehr als Königin anstrengen müssen — ja, wirklich viel mehr. Gott weiß, wie es kam, sie wurde Dienstmädel. Sie ging in Stellung. Die alte Kultur ihrer Seele half da, half dort. Nein, eine Barbarin war sie gewiß nicht. Es ging! Aber wie! Sie war ein wirkliches Kochgenie. Eine verträumte Frau freute sich über den Wohlgeschmack der Speisen, über das schnelle Begreifen und schaute nicht hin und schaute nicht her. — Was die süße Königin kochte, schmeckte nach Sonne, schmeckte nach Glückseligkeiten, schmeckte nach Reichtümern — schmeckte nach geheimnisvoll versunkenen Kulturen. Ihre genußsüchtige Seele steckte ihr bis in den Fingerspitzen. Sonderbar werden die Talente geboren. Es sind oft Erinnerungen vergangener Verlangen und Seligkeiten, oft heiße versunkene Sehnsüchte, und das Kochgenie der süßen Königin war solcher Art. — Sie hatte für die Hausfrauen etwas Betäubendes, etwas Einschläferndes. Sie ließen zunächst alles gehen, wie es ging — denn sie imponierte ihnen. Sie kochte sich frei — sie kochte sich unsichtbar, wann es ihr beliebte unsichtbar zu werden, — sie kochte sich in die Erfüllung all ihrer Bequemlichkeiten und

Schlampereien hinein. Abends stieg sie aus ihren Kleidern. An der Türe begann sie: da fiel das Kleid von ihr ab und sie stieg heraus wie aus einem zusammengefallenen Luftballon und ließ es liegen: — für die erste Kammerfrau ihrer Majestät. Dann stieg sie gerade so aus dem Rock und ließ ihn liegen: — für die zweite Kammerfrau ihrer Majestät. Dann stieg sie aus dem zweiten und dritten Rock: — für die dritte und vierte Kammerfrau ihrer Majestät. Und so fort in alle Ewigkeit, bis sie an ihr Bett gelangt war, und in königlichen Schlummer verfiel. Die Hausfrauen, die die Ehre hatten, daß die süße Königin ihnen ihre Speisen kochte, sahen und hörten also nicht durch ihren Zauber. Sie trug die Strümpfe der einen und lief sie ab bis sie keine Sohlen mehr hatten. Sie schlupfte in die Schuhe, ins Hemd der guten Frau, sie kämmte sich mit deren Kamm. Sie machte sich duftend mit den sorgsam behüteten Wohlgerüchen. Sie schlupfte in alles, in was sie schlupfen konnte, war Herrin von allem was sie fand. Sie nahm alles, gebrauchte alles, verschenkte alles, die Zigarren des Herrn und war im Weinkeller wohl bewandert. Der jüngste Sohn des Hauses schrieb mit Kreide an ihre Zimmertür: Hier wohnt das Lutter. Der älteste Sohn, der in den Ferien nach Hause kam, schrieb an die Küchentür: Gott segne unsere Schweinewirtschaft. Das machte alles nichts. Sie betäubte mit der uralten Kochkunst ihrer uralten Seele, die das Verlangen der Welt in sich trug."

„Wo, um Himmels willen, hast du all den Unsinn her?" frug Marianne lachend.

„Aus Brenning", sagte Baumgarten, ganz unbeirrt. „Dort wurde die Geschichte der süßen Königin, die mit Schlangenbiß in Ägypten aufhörte, fortgesponnen. Es geht auch noch weiter, wenn du es hören willst? Bei Brenning steht ein abgelegenes Wirtshaus am See. — Ein Wirtshaus vergessen von der Welt. Ein paar Käuze wissen davon, die dort sich ihre Sommerfrische erhocken. Um das Wirtshaus steht vertrauensvoll eine Handvoll Häuslein, die schauen mit ihren schiefen Fenstern mit verlangendem, — ja ganz deutlich verschmitztem Ausdruck, auf ihren soliden Halt, das alte Wirtshaus mit dem Schilde. So schauen keine kleinen braven Häuser auf ihr Kirchlein. Vor dem Wirtshaus steht ein langer Tisch, da sitzen die Bauern, jahraus jahrein, so bald sich's im Freien sitzen läßt — und schwätzen; die Bauern aus den kleinen verschmitzten Häusern. Steht die liebe Sonne am Himmel, wärmen sie sich an der Hausmauer entlang sitzend, wie die Hühner, und gackern und krähen und hocken und hocken, sehen nichts von der Welt und der Faden ihres Gebrummels geht ihnen nie aus. Etwas ähnliches wie einen Gedanken haben sie nie gehabt. — Merkwürdige Leute. Schöne stattliche Gestalten, zumeist Rotbärte und immer bester Laune. Im Herbst läßt der See seine Nebel gewaltig steigen. Fahles Schilf, das sie am Seeufer geerntet, liegt in Massen auf der moorigen Wiese. Die Hühner kratzen im Schilf herum. Mächtige Kirschbäume auf den nassen Wiesen leuchten wie aus lauter Rubinen gemacht und die Nebel steigen — steigen und

die Bauern schwatzen, — schwatzen, brummeln in der dumpfen Wirtsstube. Im Winter graben sie sich durch den gewaltigen Schnee Gänge; jeder von seinem Hause aus zu ihrem Allerheiligsten und schwatzen und schwatzen und schwatzen Wintertag und Winternacht hindurch. Dann ist der weltvergessne Winkel ganz vergessen und niemand weiß von diesem Bauernparadies. Und die Bauern brummeln, saufen langsam und sparsam saufen sie. Sie kommen ungewaschen. An ihren Bärten kann man sehen, auf welcher Seite sie nachts gelegen haben. Samstag abends aber, zu jeder Jahreszeit, da haben sie Feierabend, wohl ersessenen, ertrunkenen Feierabend. Da werden die Lachsalven brüllend, da schlagen sie mit den Fäusten auf den Tisch. Da begnügen sie sich nicht wie an den Werktagen mit Grunzen und Brummen, das an das liebe Vieh bei Stallfütterung erinnert — Samstag abend sind sie auf der Weide. Die Weiber finden sich auch ein. Sie huschen aus den grauen Hütten, so wie die Unberechtigten kommen, die nicht recht wissen, ob es schon an der Zeit ist. Ein Lauschen an den Fenstern, ein Kichern, ein Schubsen. Die Keckſten schleichen ein. Das Weibsvolk ist die schwache Seite hier. Ältlich schon die Jungen. Wie kommen diese prächtigen Männer zu solchen armseligen Weibern? Die vielen vielen Kindlein der köstlichen Väter, die Kindlein die vielen, die auf den moorigen Wiesen wie die Frösche leben, — und die schwere Arbeit in Haus und Stall. Die fröhlichen Eheherrn werfen lange lange Schatten, in diesem Schatten leben die Weibsen. Und schanzen und scharwerken und haben ihre liebe Not mit Vieh und Haus und Kind. Zum Schuhplattln aber müssen sie Samstags kommen, da sind sie notwendig. Und zu den Rotbärten, mit den Adlerblicken, da fand die süße Königin den Weg, der schluzige Leckerbissen, die uralte Seele, die aus uralten versunkenen Kulturen aufgetaucht war, das zart fettliche Bleichgesicht. Mit einer ihrer verträumten betäubten Hausfrauen war sie da. Irgend eine verspätete Sommerfamilie. Und sie tanzte in den Strümpfen der guten Frau und wenn sie ohne Sohlen waren, warf sie die Strümpfe in den See und nahm andere, kochte für ihre Sommerfrischkäuze und schlampte und kochte sich frei und kochte sich unsichtbar, daß es eine Lust war. Es schmeckte nach Sonne, nach Glückseligkeiten, nach süßen Träumen, was sie kochte. Und alles geschah wie es ihr bequem war. Sie tat was sie wollte. Es dudelte und sang und dudelte und sang ihr zu Ehren, Tag und Nacht. Da war kein Rotbart, der nicht ihr Sklave wurde und kein Weib, das sie nicht haßte. Sie sog Kraft aus dem Erdenleben, ihre Seele verwuchs damit, grub sich ganz darin ein wie ein Maulwurf. Erdenwohl war's ihr. — So hatte sie als Königin nicht getanzt, so hatte sie nicht geliebt, so war sie nicht geliebt, — so hatte man nicht geschrien, so war nicht gebrüllt, — so nicht gepufft und nicht gekost. — Solch ein Hexensabbat! Was wußte sie von der süßen Königin, die sie selbst war! aber Befriedigung fühlte sie bis in ihre uralte Seele hinein — und streckte sich und reckte sich — und fand es der Mühe wert zu leben — und lachte hell auf, ihr königliches Lachen, wenn sie einen besoffenen Bauern einfach zum niederen

Fenster hinauswarfen, daß der unten dumpf aufschlug und weiterschnarchend drunten liegen blieb. Sie hielt tapfer, lebendig aus bis in die Früh, lebendig bis in die Fingerspitzen und ruhte in den Armen irgend eines Rotbarts. Draußen auf der moorigen Wiese schnarchten die Bauern, die sich nicht mehr heimfinden konnten, in den weißen Nebel hinein, sie lagen im nassen Moor auf dem feuchten Schilf, das hier zum Trocknen gebreitet war, lagen unter den roten Kirschbäumen und die Blätter fielen wie Blutstropfen auf sie herab."

„Wie kommst du eigentlich mit ihr aus?" frug Baumgarten.

„Ach, ganz vorzüglich", sagte Marianne.

„Sie lernt bei mir das Zeremoniell aufs neue, — und macht es gar nicht schlecht, was schließlich von der Königin Kleopatra nicht zu verwundern ist. Wie du das schilderst — man fühlt, daß du das Sündennest mit lächelndem Interesse erforschtest. Gab's denn da keine besseren Regungen?"

„Da war kein Ansatz zur Kultur," meinte Baumgarten, „aber ich verlasse mich auf die Natur, aus den in diesem Sumpfe aufgesparten Kräften wird schon einmal eine große Natur aufwachsen."

Wieder in einer Dämmerstunde gingen Marianne und Baumgarten vor dem Hause auf und nieder in der heiteren Stimmung, die sie einander brachten.

„Du," sagte sie, „aber der erste kalte Ton, er wird ja kommen — aber erschrick dann nicht, wenn ich darüber herfahre wie der Falke über eine Maus. Da wirst du mich erst kennen lernen, als einen Dämon, als ein Ungewitter mit Hagel und Blitz."

„Ja," sagte Baumgarten, „das sollst du auch, — so will ich dich kennen lernen. Majestätsbeleidigung — Majestätsbeleidigung der Liebe." —

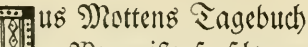
„Ja,"—sagte Marianne, „aus den unbeachteten Worten spinnt sich die große kühle Atmosphäre, in der die Menschen einander Feinde werden. So ein grobes Wort ist wie ein Windstoß, der eine Geheimtür im Herzen zuschlägt, die sich nicht mehr öffnet; die muß dann aufgeschmolzen werden. Jeden Kohlkopf begießen sie, verpflanzen sie, suchen ihm die Raupen ab, nähren ihn, pflegen ihn und auf dem Wunder Liebe trampeln sie herum und wundern sich, wenn's nicht wächst. Wenn's vergeht, vergeht's, — es ist da zum vergehen — und wenn's zum Krüppel wird, sie merken's gar nicht. Weißt du, wenn du einmal zu einem dritten sagst: Ehe? Ja wohl heiraten — nur das nicht! Nur nicht heiraten! Die meisten Männer sagen so — und wir haben eine Ehe miteinander, so sei versichert, keine Stunde bleib ich mit dir zusammen. Du wirst nie spüren, daß mein Bub und ich je ein unlebendiges Wort miteinander reden. Wir sind immer bewußt in der Liebe und das ist kein Geschenk was uns beiden vom Himmel fiel. O, nein, wir haben aus unserer Liebe eine wundervolle Kunst geschaffen. Wir sind beide verwöhnt durch unsere Kunst einander zu lieben. Die Ehen sind so fürchterlich, weil die Menschen die Gewohnheit nicht ertragen können. Je näher sie sich kommen, je weniger sehen sie einander. — Zuletzt

leben sie in großer, großer Dunkelheit, — tauchen nur manchmal vor einander auf, bei einer Gelegenheit, wo fremdes Licht auf sie fällt — oder wenn Angst und Zorn sie ins Feuer bringt. Dann denkt der, der den andern aufleuchten sieht: was ist das? Ist es das Feuer der Liebe, denkt er erstaunt: Welch ein herrliches Geschöpf lebt neben mir, das wußt ich gar nicht. Ist es Zorn, denken sie: welcher Teufel, welche Bestie! Sie sehen nur die glühenden Momente, für die stillen, sanften langen Zeiten, die hin und wieder einen leuchtenden Gipfel tragen, sind die Sinne zu stumpf geworden. Ich aber bin ein Mensch, der getrunken sein will," sagte sie leise, „langsam mit Bewußtsein getrunken."

„Du bist", sagte Baumgarten, „wie schwerer Wein."

„Nein", meinte sie, „ein gutes frisches Quellwasser — und nur an hohen Feiertagen wie schwerer süßer Wein. Ich will alles hell haben, nicht nur die höchsten Gipfel, auch die Ebenen und die tiefsten Täler. Ich will Tag in der Liebe, bis ins innerste Herz Tag, solch hellen Tag wie Hermann und ich ihn haben."

„Den sollst du haben", sagte Baumgarten, „schüttle mich, würg mich! wenn ich auch nur die Ohrenspitze vom groben Esel bekomme; nur lauf mir nicht fort, lauf mir nicht fort! mein freies Stück Erde du."



Aus Mottens Tagebuch

Wer reiste so schweren Herzens wie ich vor wenigen Tagen, Wochen in das geliebte Sonnenland? Wer wollte mit jeder Faser bleiben und ging doch? Wer war so ganz — so ganz glückselig? Wer streckte seinem verehrten Professor, wenn er den Rücken kehrte, die Zunge heraus? Und wer denkt mit Herzensangst daran ihn zu kränken? — Und wer denkt mit Herzensangst daran ihn nicht zu kränken? Wer ärgert sich über seines Professors Verwandlung in einen im „wesentlichen" berühmten Mann und gönnt's ihm doch so von Herzen. Wenn er nur diese steifleinenen Männerworte nicht immer brauchen wollte: im wesentlichen, — nichtsdestoweniger, — insonderheit, — allerdings, — immerhin, — unzweifelhaft, — entschieden —. Ja, das sagen sie immer, „entschieden", wenn sie's nicht wissen. Einerseits, anderseits: das ist das männlichste Wort. Dabei wissen sie nie beide Seiten. Es ist doch interessant — wenn's gar nicht interessant ist. Kalt ist's draußen, sagt er, wenn er belebt und angeregt heimkommt aus einer Welt, die der arme Ehevogel nicht kennt, nach der er gespannt frägt. Man weiß im voraus alles was sie sagen — alles — alles. O ihr im Trott, ihr Männer, seid ihr langweilig! Euere Persönlichkeit ist so aufgebraucht wie eine Bonbonniere, von der nur noch die Schachtel da ist. Man friert und gähnt und langweilt sich bei euch und achtet euch so sehr, weil ihr so vortrefflich seid und man gähnt und friert. Hat je ein Mann, den eine Frau frägt: was steht in der Zeitung, anders geantwortet als: 's steht nichts drin, — oder wie ging's auf der Praxis? — Nichts neues. Dumm genug sind die Fragen; aber so hat man nicht

immer gefragt: das sind die letzten Reste eines einst so ansehnlichen Vermögens an Fragen, an klugen und dummen; die alle so jämmerlich schlecht beantwortet wurden. Ach ja, mein Freund, ich hab mich bei dir oft sehr, so von ganzem Gemüte gelangweilt, denn Wissenschaft ist ein Vampyr, der den Fisch aussaugt und einen ganz wohlgedörrten Kabeljau übrig läßt, der erst ungeheuer gewässert und gekocht werden muß, um weich zu werden, so weich wie er einst war, als er noch lebte. Eine langweilig gewordene glückliche Ehe ist gewiß etwas sehr Vortreffliches. Es geht alles am Schnürchen. Es ist Geld da und alles Notwendige. — Achtung von allen Seiten. Sorglosigkeit. Ach, aber welches Unglück für den, der nicht dazu paßt! Aber gegen alles Wissen und Leiden und Wollen und gegen alle Herzensgluten hält mich's — hält mich's wie mit eisernen Händen — und ich sehe alles so klar — so kristallklar. — Ich sehe kristallklar, daß ich ihm half so zu werden, wie er jetzt ist. Mit aller Leidenschaft wollt ich sein Glück, nur wußt ich nicht, was er Glück nannte. Ich hab ihn ermuntert, habe ihn bei guter Laune erhalten, die kargen Zeiten ertragen zu können. Ein Heiland, glaubt ich, wollte er werden; — aber er wurde Professor und sagt jetzt: „Ei — ei — ei — ei", wenn er sich wundert, und: „Ei der tausend". Verräterisch komm ich mir vor, daß ich das alles mir zur Augenweide und zum Seelenweh niederschreibe, über den, den ich liebte. Meine Auf- und Davongefühle sind oft so stark, wie meine Treugefühle, meine Hochachtung so stark, wie meine Spottlust. — Ein bißchen mehr Wilde — ein bißchen mehr Katze und ich nähme mein Junges ins Maul und spränge damit fort. Ach Gott, wer hat uns nur so gut erzogen, wer hat uns nur so weh damit getan? Ach mein lieber lieber Gott im Himmel! Ich schreibe, ich spreche, ich plaudere, ich lache, ich spiele mit Friedel, ich fühle Mariannens Glück, ich fühle Hermanns große, gute Art zu leben, ich gehe unter Mariannens schönen Bäumen und was ich auch tue, die Sehnsucht nach Erwin läuft nebenher. Sie ist immer da. — Ich lebe doppelt.

So schmerzvoll lebe ich. — Alles tut weh, Lachen und Weinen! Keine größere Hoffnungslosigkeit als eine Liebe ohne Zukunft, ohne Gegenwart. — Die wird immer sehnsuchtsvoller, immer weher und das arme Herz immer müder. Die ganze Welt wird blaß und gleichgültig. Das Auge sieht so scharf und das Herz läßt matt die teuersten Dinge fahren, wird unendlich ungerecht. Ach, ich weiß wie ungerecht! Und welche süßen Wunder erlebe ich mit Friedel. Welche Undankbarkeiten stecken in mir? Müßte ich nicht ganz Demut und Glückseligkeit sein, um dieses Sonnenkindes willen. Wie kann so heißes Sehnen und Verlangen in meinem Herzen sein? Wie ist das möglich? Friedel und ich haben allerlei Erziehungsarten miteinander. Seine liebste Erziehung ist, wie er sie nennt, die Tier- und Seelenerziehung. Ich sagte ihm: der Mensch ist auf Erden, damit sein Tier klein wird wie eine Haselnuß und seine Seele groß wie die Welt. Das Tier aber will groß wie die Welt sein und die Seele klein wie eine Haselnuß machen. Das ist der Kampf zwischen Tier und Seele. Da gibt es Bilder ohne Ende. Das ist ein Gedanke, der ihm sehr gefällt. „Bei uns daheim", sagt er,

„wollte mein Tier an der Hausecke vom Nachbarfreund spucken. Und es sagte zur Seele: das ist das schönste auf der ganzen Welt, glaub mir. Die war so dumm und hat's geglaubt. Und das Tier spuckte ganz unverschämt. — Wie es geschehen war, — verstand die Seele alles." O Weisheit, rührende Weisheit! Er hat mir auch erzählt, der liebe Gott hat ein Tierbuch für ihn. Das ist groß und stark, aus rauhem, häßlichen Papier, gelb eingebunden. Da hinein wird alles Böse vom Tier geschrieben. Er hat auch ein Seelenbuch. Das ist klein, zärtlich, aus himmelblauer Seide. Das Gute von der Seele kommt mit goldenen Sternchen hinein, ganz aus Sternchen. Das sehr Gute aus hellen Mondchen. Die zärtlichen Büchlein fliegen bei schönem Wetter zwischen den weißen Wölkchen wie Schmetterlinge.

Gestern sagte er mir: „Ich will Gott werden oder das, was ihm von allen Dingen das Liebste ist — Christus —. Ein Christus fürs kalte Land. Wie kann ich Christus werden? — Wer kann mir's sagen?" „Du mußt dein Tier kleinkriegen und die Seele groß, das ist schwer," sagte ich zu ihm. „So?" meinte er. „Mein Tier muß aber auch ein starker, schweinischer Wildbock sein. Es ist furchtbar stark. Ich will Hermann und Mariannele fragen, wie ich Christus werden könnte. Aber", meinte er, „man kann es doch nicht so hinausbellen, wenn man Christus werden will. Ich werde es leise, leise, leise vor mich hinsagen: wie kann ich Christus werden?" Nach einer Weile kam er wieder und meinte: „Ich will in den Garten gehen und graben und dabei an Christus denken." Ist es möglich, da nicht ganz in Entzücken zu verstummen? Ist es möglich daneben ein Leben zu führen, weitab von dem geliebten Kinde. Und wie er frägt! Den ganzen Tag. Heute: „Kann man einen Hasen melken, wie denn? Kannst du's? Ist seine Milch weiß oder mehr gelblich? oder ganz anders? Wie denn?" So gibt es unendliche Fragen am Tag!

Und doch, und doch! Sehnsucht nach dem geliebten Manne ist mit nichts vergleichbar — sie löscht alles, alles, was sonst hell war, aus. Alles — alles. Man ist arm, müde, schlecht, und nichts hat die Kraft zu trösten und vergessen zu machen.

(An einem andern Tag.) Marianne ist unbeschreiblich gut zu mir; aber doch welch ein Schicksal, daß ich mit meinem zitternden Herzen, das ich hier von Glückseligkeiten losreißen will, gerade in diese Umgebung hinein mich retten mußte, in der Liebe lebt, wie ich es nie sah, — so heiter, so sichern Glückes voll, so ganz ohne Zweifel und über alles hinaus gewiß und froh.

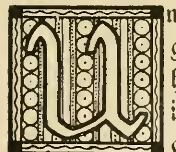
Dieser Baumgarten ist so selig wie ein gutes, glückliches Kind. — Das scharfe, von Lebensgrübelei ausgearbeitete Gesicht bekommt ganz neue Züge und Formen. Das wirkliche, wahrhaftige Glück ist doch die wahre Heimat der Menschen. Ich sehe es an Marianne und Baumgarten. Alles andere ist Ausgestoßensein. Im wahren, wirklichen Glücke hat man sich selbst — ohne Mühe. Ja, das ist der große — große Unsterblichkeitsglaube, die große, große Unsterblichkeitsoffenbarung! — Im Unglück hat man sich nicht selbst — es hat uns, es zerreißt uns. — Aber

das Glück haben wir! Ach, wie ich weiß, was Glückseligkeit ist! Untertauchen in die schrankenlose Gewißheit des Lebens!

„Meine liebe, liebe Motte," sagte Marianne heute, „ich fühl's, du hast dein Lachen verloren, was glaubst du denn? Meinst du, ich bin blind geworden?"

Wir gingen zusammen unter den hohen Kirschbäumen vor dem Hause auf und nieder. Es war schon späte Abenddämmerung. Marianne hatte den Arm um meine Schulter gelegt und zog mich zu sich heran. „Glaub nicht," sagte sie, „daß ich im Glück schon roh geworden bin. Ich kenne das Leben ohne Glück genau. Unglücklich war ich aber auch ohne Glück nie. Mir schien Leben immer ein Frohgefühl von tiefster Bedeutung. Ich hätte mich der Sünde gefürchtet, mich unglücklich zu fühlen. So ist mir das Glück jetzt auch kein Wunder, ich bin nicht berauscht davon. Es ist mir wie eine schöne Blüte, die mein Leben trieb — mein Leben, — das so blühen kann, weil es so wundervoller Art ist.

Das Glücksgefühl ist mir nicht angeflogen gekommen. Es sitzt nicht locker auf, es ist im tiefsten Grund durchs ganze Leben eingewurzelt. Du, ich sage dir das, weil ich fühle, du gehst dunkle Wege, du siehst nicht mehr was du hast. — Hüte dich davor."


Unten im Städtchen kamen, wie jedes Jahr, allerhand Frühsommergäste, die die Vorsommerstille hier lieben und in den alten Gasthäusern bequem Unterkunft finden. Marianne und Motte waren ins Städtchen hinabgestiegen und sahen dort solche Vorsommergäste, die ihnen bekannt waren, auf sich zukommen. Sie standen gerade vor dem Bezirksgefängnis zum goldenen Zeitalter und Marianne verabschiedete sich von Baumgarten, dem sie begegnet war. Er hatte sich noch nicht von seiner Zellenfreiheit trennen dürfen. Sie sagten sich warm und lebendig leb wohl, schüttelten sich die Hände und blickten sich an, wie die Menschen sich anblicken, die auch von einem kurzen Abschied verwundet werden, sich aber brav und lachend drein ergeben. Als hinter Baumgarten die Tür ins Schloß gefallen war, standen Marianne und Motte umringt von alten Bekannten, „von Dreiviertelsfeinden", wie Marianne die zu benennen liebte, die man in der Welt eben gute Bekannte nennt. Marianne wurde stürmisch begrüßt und auch Motte bekam ihren Teil an Handschütteln und überraschten Ausrufen.

„Das war ja, dächt ich, das schlechte Subjekt, der Baumgarten? Wie kommen Sie denn zu dem?" sagte ein trockener kleiner Herr, ein Philolog, der schon lange auf eine Professur wartete und in der Zeit des vielleicht endlosen Zwischenreichs aus Ärger eine Art Weltverbesserer geworden war und zwar einer von denen, die Ethik feilhalten, eine Ware, die im Mund vergeht.

Er traf sich jährlich im Winkelhof mit einigen seiner Freundinnen, denen er mit Genuß Vorträge hielt. Zwei von ihnen waren auch jetzt in seiner Gesellschaft. Zwei der gewaltigsten. Außer diesen ein in sich erstarrter wirklicher Philologieprofessor, ein erstes Licht der Wissenschaft, und noch einige würdige Persönlichkeiten mehr. Der Philolog im Zwischenreich war beunruhigt, wieder-

holte noch einmal seine Frage präzis in derselben Wortfolge: „Das war ja doch, dächt ich, nicht wahr, das schlechte Subjekt, der Baumgarten, treibt der sich noch immer hier in der Gegend umher?"

Marianne, die von einer der Damen in Anspruch genommen war, hatte den kleinen Herrn zuerst überhört. Jetzt sagte sie mit strahlenden Augen und so ruhig wie möglich: „Ja, Herr Doktor, das war der Baumgarten, der hier noch fünfzehn Tage seine Strafe verbüßt, — mein Verlobter. In kurzem werden wir Freunden und Bekannten diese erstaunliche Neuigkeit mitteilen. Wir überlegen uns sehr, aber vergnügt, ob wir nicht das Postskriptum anfügen: um stille Verachtung wird gebeten." Marianne sagte das mit den lachendsten Augen. Der Weltverbesserer sah sie starr an.

„Sie werden auch eine Anzeige bekommen, Herr Doktor. Und dann kann das Gebräu der sogenannten Teilnahme beginnen." Marianne lächelte. „Die guten Freunde können dann an die Arbeit gehen."

„Aber gnädige Frau", sagte der Professor.

„Ja, ja! Der eine kocht dann die Suppe, der andere wirft ein Zwiebelchen hinein — ‚Ach wie schade, die nette Frau!' —, wieder einer ein bissel Dreck. Die Hauptperson spuckt hinein und sagt nur: ‚Pfui, wie glücklich!' Der Gutmütige rührt —, ‚ja, ja, so geht's.' — Der Edle bringt die Suppe, denn Wahrheit muß ins Haus. Und auf der Schüssel steht: ‚Das kochten eure teilnehmenden Freunde.' „Der Dumme sauft's — trinkt's — — und der Gescheite? . . ."

„Immer zu Scherz und froher Laune aufgelegt", meinte der Weltverbesserer scheinbar vollkommen gefaßt. Er war der Mann, der sich in jeder Lage zurechtfand, der geistige Zuspruch von Baroninnen und Gräfinnen. Der Adel holt sich manchmal so einen bürgerlichen Karpfen in seinen Fischteich herüber. Es muß aber so ein etwas ausgefallener Karpfen sein und eben am liebsten Weltverbesserer, irgend ein Tuer in Dingen, die ihn nichts oder nicht viel angehen.

Das Erstaunen der Vorsommergäste wurde mit jedem Augenblick, in dem ihnen die Wirklichkeit des Unerhörten klar wurde, ein stummeres und hilfloseres, die Laune Mariannens immer heiterer. Ihr Auge strahlte so glückselig, wie das Auge eines Menschen, der im Tiefsten seiner Seele Herr über diese Erde ist. Und wenn es hier auch nur zusammengelaufene Gäste im winzigen Städtchen waren, so vertraten sie doch die Millionen, die gewissermaßen hinter ihren Vertretern standen und die für Marianne keine Last und keine Schwere ausdrückten. Das Souveräne ihres Wesens zog die verblüfften Leute an. Sie hätten doch allen Grund gehabt sich von Marianne, die ihren Verlobten schamlos vergnügt ins Bezirksgefängnis brachte, möglichst bald zu trennen; aber sie gingen mit ihr wie Kinder, die irgend einem Wunder nachlaufen. Marianne lud sie schließlich ein, den Abend bei ihr zu verbringen.

Die Einladung wurde auch angenommen. Die Leute waren hier, um sich zu vergnügen und auf dem Lande ist jeder, in bezug auf seinen Umgang, frei-

sinniger; — und schließlich war sie bis jetzt noch die Marianne Gamander, die vielgesuchte Frau. Der Abend in diesem stillen, sonnigen Reich schöner sanfter Menschlichkeit gestaltete sich wunderlich genug.

Die wichtigen Leute nahmen sich fremd und ungeheuerlich aus. Sie hatten alle sehr viel im Treiben. Der Philologieprofessor trug die Würde des deutschen berühmten Mannes, ein hoher rosiger älterer Herr mit weißem lockigem Haupt. Motte würde sagen: Auch einer von den „Ei-ei-ei-Professoren. Ei der tausend!" — Die offiziellen Ehren die ihm widerfuhren, lagen wie ein Glorienschein um sein Haupt. Er war wie abgeleckt durch den Neid und die Hochachtung seiner Kollegen und es schien ihm alles vorzüglich angeschlagen zu sein. Wie er sich mit den etwas wirren Herrschaften, dem Weltverbesserer und seinen gewaltigen Damen zurechtfand, war nicht ganz zu erklären. Da war auch noch eine Frau Doktor, eine Frau wie Lady Maybeth, so dunkel und temperamentvoll, die in die Friedensbestrebungen, Barmherzigkeitsbestrebungen aller Art, Sklavenbewegungen von Tier und Menschen, mit der hilfreichen Gewalt einer Kanone fuhr.

Es waren geräuschvolle streitlustige Friedensapostel beieinander, die die Menschenbeglückung gar gewaltig betrieben. Vater Goethe, der die Menschen blühen ließ wie Sommerblumen, hätte keine Freude an ihnen gehabt. Seinen Spaß an ihnen aber hatte unser braver Doktor, der sich auch an diesem Abend einfand. Später kamen noch der Bezirksrichter und Baumgarten. Als sie Baumgarten unter dem Schutz sozusagen, Arm in Arm mit der hohen Obrigkeit, eintreten sahen, wußten sie sich nichts mehr zu deuten und nahmen das alles wie eine Unverständlichkeit im allgemeinen hin, wie ein noch nicht entdecktes Naturgesetz, das sie gar nichts anging. Sie waren auch alsbald ganz in sich und ihren eigenen Spielereien versunken und hörten und sahen nicht.

Sie forderten Marianne auf, einem Verein beizutreten, der endgültig Frieden auf Erden schaffen wollte.

„Ja," sagte Marianne, „ich gebe gerne meine drei, vier Mark jährlich, als frommes Symbol, daß ich das Leiden der Geschöpfe ehrfürchtig weiß; aber weiter verspreche ich Ihnen nichts zu tun. — Dieser Welt ist nicht zu helfen. Verstopft man den Quell des Schreckens da, quillt er dort auf, die das nicht erkannt haben, mögen tun was ihnen beliebt und sollen es auch; Sünde, wenn sie's nicht täten! Ich aber habe zu viel zu tun, ich muß für die Menschen leben, die ich liebe. Das gibt mir mein eigentliches Lebensgefühl. Ich habe keine Ruhe, bis ich einem Menschen, den ich liebe, gefolgt bin bis in sein tiefstes Verschweigen, als ob ich ihn aus sich selbst herausschaffen und lieben müßte. Ihm helfen, um mir zu helfen. Sie laufen ja alle so gebunden umher. Goethe hätte mich verstanden, mit Christus hätte ich mich herrlich unterhalten, aber von der Kreuzigung hätte ich ihn abgebracht. Mit mir ist's nichts! — Ich helfe der Welt nicht weiter."

Der Professor lächelte. Baumgarten setzte sich zu Marianne, legte den Arm

um deren Stuhl. Die ist mein, sollte das heißen. Die Gäste aus dem Städtchen aber bemerkten es gar nicht, denn sie waren von den Friedensbestrebungen zur Vivisektion gekommen und dann wieder auf Gott weiß was. Sie waren über die Welt hergefallen wie fleißige Schneider über einen alten Rock.

Marianne sagte zu Baumgarten: „Für die Herde, so einfach ich bin, war ich immer Kaviarwiese und Ölsardinensee. Gott mache mich nicht größenwahnig. Mit Tränen habe ich oft gebetet: nur verstanden werden!"

Baumgarten sagte zu ihr: „Die brauchen wir nicht, sollen nur an der Kaviarwiese vorübergehen — mit allem was zu ihnen gehört, samt ihrem lieben Herrgott, der bei ihnen Hauspfarrer ist, — Christus aber Privatdozent. Ich habe einmal eine gestickte Fahne tragen sehen, die ihnen ganz gewiß gehörte: Kranken- und Sterbekasse ‚Zur Zerstreuung' stand darauf. — Sollen sie nur vor sich hertragen lassen. — Sollen uns nur in Ruhe lassen." „Ich trete auch den Friedensbestrebungen bei" mischte sich Baumgarten ins Gespräch. Wenn Sie beim Meeresgrunde anfangen wollen, lehren Sie die Fische zuerst Frieden halten, dann können wir ja zu den anderen Leuten übergehen. Sonst gebe ich wenigstens keinen Beitrag."

Die dunkle Frau Doktor guckte mit bösen selbstherrlichen Augen auf den armen Baumgarten, als wollte sie sagen: „was erfrechen Sie sich, Sie gehören gar nicht hierher. Wir wollen diese Welt, die solche Leute wie Sie, so haben verkommen lassen, ordentlich auf die Beine bringen."

Ganz zerknirscht von diesem Blick sagte Baumgarten lachend: „Aber weshalb fangen Sie denn eigentlich doch nicht bei den Fischen an? Weshalb denn nicht? Weshalb sind Sie darüber so bös? Weshalb halten Sie die Menschen in betreff Heilung vom Raubgier zugänglicher als etwa die Haifische? Das wäre mir interessant."

„Ach was", sagte der Professor, „diese Welt ist ganz geordnet, die Naturgesetze sind das Geordnetste, Logischste, was hä — häm — zu denken ist."

„Jetzt ist der Brei fertig", meinte Baumgarten leise zu Marianne und Motte. Gottlob! Es entwickelte sich aber noch vieles und wurde ein großer Wirrwarr, wie es immer wird, wenn mehrere Menschen über etwas reden. Der Weltverbesserer zerbrach im Eifer der Debatte ein wunderhübsches Figürchen, eine kleine nackte antike Tänzerin. — Er errötete. —

„Ja," sagte Marianne, „die ist nicht gewöhnt, so großem Eifer und so vielen Interessen zu widerstehen. Sie ist an ein außerordentlich einfaches und heiteres Leben gewöhnt. So große Fragen hielten ihre Gliederchen nicht aus".

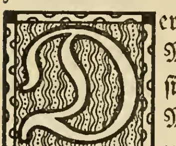
„Mein Gott," sagte die dunkle Frau Doktor zu Marianne, „Sie gehören auch zu denen, die sich um nichts kümmern."

„Ja," sagte Marianne, „es gibt hier auf Erden ungezählte Himmel und Höllen. Alle diese Himmel und Höllen wissen nichts voneinander. Alle Müh ist umsonst. Hat einer seinen Himmel, so lebt er fern, fern von allen andern, unnahbar und unverstanden. Hat einer seine Hölle, so lebt er im Grund der Hölle

von niemanden gekannt. Und wer das rechte Bild all dieser ungezählten Himmel und Höllen in sich trägt, der legt die Hände still zusammen, voll Schauer über das was er sieht und weiß." —

Schön und still wurde es erst wieder droben im Hause zur Flamm als die gegangen waren, die nicht in Mariannens Himmel gehörten.

„Die Erscheinungswelt ist wohl eine Krankheit des letzten Wesens", sagte Baumgarten, als alle zur Türe hinaus waren. „Man muß schauen, daß man dem Lauf der Welt entgegen gesund wird und die Kraft hat sein eigenes Leben zu leben und wenn man das zu zweit darf, das ist die Gnade dieser Welt."



Der singende gute Doktor freute sich, seine beiden Mädel durch Marianne Gamander so wohl versorgt zu sehen. Jeden Tag sah sie nach ihnen. Sibylla hatte ganz bewegt dafür gedankt, als Marianne ihnen angeboten, hinauf ins Berghaus als ihre Gäste zu ziehen. Nein, das wollte sie nicht. Jetzt nicht. Bei diesem Entschluß blieb sie und ihre traurigen Augen gaben die Erklärung dazu. Maria, das Kind, meinte auch, daß die zwei stillen großen Gartenzimmer im Winkelhof, in denen sie niemand störten und von niemand gestört wurden, das Beste jetzt für sie seien. Sie lobte die gute Wirtin, die freundlichen Töchter und den stillen blühenden Garten, wohin sich niemand verirrte.

Sibylle lag halbe Tage lang in der Weinlaube, die blauen Iris blühten in mächtigen Büschen, Feuerlilien, Goldregen und Flieder. Es war ein schöner stiller Aufenthalt. Marianne sah ihren Bub gern mit den Schwestern. — So etwas Gutes, Reines spürte sie zwischen den Dreien.

Hermann, der nur ihr bisher fast ausschließlich angehörte, war um die beiden auf das Innigste besorgt. Er hatte etwas Sanftes im Verkehr mit ihnen. Marianne fühlte, wie ihm das Wesen der Schwestern zu Herzen ging. Er, der fast allen ihren Freunden, außer Bernus und Motte kühl gegenüber stand, war ganz hingenommen.

„Er soll sich nur hinnehmen lassen", dachte Marianne, die wenigen Tage, die er noch im Hause zur Flamm sein konnte, ließ sie ihn ganz gewähren. Ihr erschien es gut, daß er so schöne junge Geschöpfe im Ernst des Lebens sah, sah wie auch sie an der Größe des Daseins schleppen mußten. Und daß ihr Bub den Schwestern in seiner Wahrheit und seiner Zartheit des Fühlens wohl tat, das wußte sie. So ließ sie es gern zu, daß er einen großen Teil seiner Zeit mit ihnen verbrachte. Marianne kam einstmals in den Winkelhof, da fand sie Hermann den Mädchen aus Goethe vorlesend.

„Ist das möglich?" lachte sie. „Er bekommt etwas dafür," sagte Maria ganz ernstlich, „sogar drei verzuckerte Maronen." „Dann", meinte Marianne, „versteh ich's, so hab ich es nie mit ihm versucht." „Ja", sagte Hermann, „Goldele, wir wollen's auch nicht versuchen. — Ich brauche Goethe noch nicht; aber es kann sein, die Zeit kommt einmal, in der ich ihn auch ohne verzuckerte Maronen lese. Übrigens wo sind sie denn? Keine Vorspiegelungen." „Nein, nein, die be-

kommen Sie." Maria stand auf und es begann ein Maronenhandel. Hermann wollte nur ganz große und Maria meinte, er müsse sie nehmen wie sie kämen.

So unterhielten sie sich wie Kinder, lachend und scherzend und auch in Sibylles leidendes Gesichtchen kam ein kindlicher Ausdruck auf wenige Augenblicke.

„Nun, ihr kommt ja gut mit meinem Bauern aus", meinte Marianne. „Wenn ihr mir ihn dahin bringt, daß er Goethe ohne Belohnung liest, so bekommt ihr beide eine ganz besondere von mir."

„Ach Goldele," sagte Hermann, „so viel widerliche gebildete Leut lesen Goethe, ich kann mir nicht denken, daß es ihm um Leser zu tun ist."

Schwere Tage kamen für Sibylle und Maria. Das Leiden, das ruhigere Wege zu gehen schien, trat heftiger auf. Sibylle lag fast immer im Wohnzimmer auf ihrem kleinen Sofa, schien aber geduldiger zu sein. Hermann war viel um sie. Alles war den Schwestern erträglicher, wenn er da sein konnte. Er brachte eine gute ruhige Atmosphäre mit sich; die schwersten Dinge bekamen, wenn er sie auffaßte und sich mit ihnen abgab, etwas leichteres — drückten weniger. Hoffnung sah er überall.

„Nehmen Sie doch den Tag und denken Sie nicht weiter — und wieviel Schönes kommt an so einem Tag", sagte er den Schwestern. „Heute kam die Mutter, die hat soviel gute Dinge erzählt — dann kam ich und wir haben uns doch alle ganz gut befunden. Die Wirtin weiß nicht, was sie für alle Gutes tun soll, — der Doktor sagt Geduld, Geduld! — Ist das so schlimm? Ein Wetter zum Entzücken, den Garten vor der Tür." Sibylle hörte ihm, wenn er so sprach, mit innigstem Verlangen nach Leben zu.

So saß er bei ihr an einem Maienabend, Maria war draußen im Garten. Sie schwiegen beide. Das Mädchen sah bleich und erregt aus. Die Augen blickten voller Weh. „In mir ist solche Bangigkeit," sagte sie, „so ein schwerer Druck" — und als sie sprach, rannen ihr langsam Tränen über die Wangen. „Wenn ich singen könnte, wär alles gut."

Nie hatte Hermann solch eine Trauer in den Zügen eines Menschengesichts gesehen. Er faßte ihre Hand und streichelte sie. Er neigte sich über sie. Da empfand er wieder den Duft ihres Haares und den Pfirsichgeruch des schönen Gesichts. Seine Hand umschloß die ihre, weicher, bewegter.

Sie richtete die Augen langsam auf ihn. „Ach es ist schwer so krank zu sein — gar nicht auszudenken — krank sein — und leiden! — Welche Einsamkeit! Ganz abgeschnitten von den Menschen." Er fand kein Wort — aber neigte sich tiefer zu ihr — und ihre Wangen berührten einander, — so natürlich als müßte es so sein. So blieben sie, wie in diesem Zusammenfließen versunken. Seine Hand hielt die ihre, so sich ihr ganz zuneigend — und es schien ihnen beiden das Wunder aller Wunder. Die sanfte Abendstille, die Düfte aus dem Garten; — draußen pfiff ein Star in hohem Baumgipfel.

„Sibylle," sagte er leise, „ich möchte all Ihr Leid auf mich nehmen. Glauben Sie mir." So ruhten sie wie in Mutterarm, ganz sorglos, alles vergessend. —

Hermann hob den Kopf nach langem Schweigen, ließ aber ihre Hand nicht los und küßte sie innig auf den Mund. Sie küßten sich in einem langen welt- und schmerzvergessenen Kuß und gaben sich in diesem Kusse einander. Er gab seine reine, ruhige, kühne Natur und sie gab ihm ihr schmerzbewegtes Herz, ihr zerrissenes banges Fühlen und ihre große wehe Lebenssehnsucht und beide ihre erste große Liebe, — die über sie wie ein See zusammenschlug.

Maria das Kind, trat leise durch die Gartentür ins Zimmer. Sie hörten sie nicht kommen. Bleich stand sie vor ihnen und lächelte. Hermann ließ Sibyllens Hand nicht los. Er hatte den Kopf erhoben und blickte Maria wie aus einem Traume an. Sibylle sagte leise: „Maria, wir lieben einander." Da neigte sich Maria über ihre Schwester, küßte sie und als sie sich wieder erhob, hatten sie beide geweint. „Du gehörst nun jetzt unser", sagte Maria und gab Hermann die rundliche noch kindliche Hand. Sibylle und Hermann hatten nicht gewagt, das „Du", das so nahe rückt, auszusprechen. Von Marias Lippen kam es ganz natürlich.

„Mich freut's," sagte sie, „daß du nun nicht so von uns gehen und uns vergessen kannst wie alle anderen Menschen." „Freut dich das so?" sagte Hermann.

„Ja, wir drei sind wundervoll miteinander, wie Geschwister sein müssen. Ich hol euch Blumen", sagte sie und war mit diesen Worten so eilig zur Gartentür hinaus, wie nur ein Kind schnell sein kann.

Hermann und Sibylle sanken einander wieder zu, Wange an Wange und Hand in Hand. Schweigend wie sie vordem aneinander geschmiegt gesessen hatten. Es war so unbegreiflich. Sibylle war es wie ein geheimnisvolles Gesunden. — Während er ihre Hand hielt, vergaß sie sich selbst, fühlte sich nicht. Ach und das Sichselbstfühlen ist meist Leid an sich.

Der junge Gamander hatte nie das Verlangen nach Sichvergessen empfunden. Ihm war sein Wachsein und Sichseinerbewußtsein Inbegriff des Lebens. Dies Aufgelöstsein, in das er sich versinken fühlte, hatte etwas Banges, Fremdes für ihn.

Er empfand dies leidensvolle Wesen neben sich, sich ihm zugehörig werden. Er empfand die heiße Seele, das sich ans Leben klammern. Er küßte sie so voller Mitleid und Trauer und Seligkeit. Sibylle sagte zaghaft und leise:

„Daß du mich liebst und ich dich! — Weißt du ich war die letzten Tage viel sanfter, nicht so ‚Otter', wie Maria sagt. Nicht wahr?" Sie lächelte. „Ach weißt du wie heiß ich gesund leben möchte! Und noch lieber als das, singen."

„Wenn du wählen solltest", frug Hermann, „zwischen deinem Gesang und dem, daß wir uns jetzt lieben?" Sie schwieg, ein tiefer Seufzer, Tränen rannen ihr über die Wangen. „Ich hab dich gequält!" „Nein," sagte sie, „nein —; aber heute Abend — sing ich für dich! — — Nur für dich!" „Das tust du nicht." „Doch!" sagte sie, „du sollst mich hören, — du sollst wissen, wen du eigentlich liebst. — Du kennst mich ja gar nicht! Ich weiß, das schadet mir nichts. Mir ist so wohl." „Du singst wenn du gesund wirst, Sibylle." Sie sah ihn tief und groß an.

„Was bedeutets für dich — daß du mich liebst! — Aber für mich!" Sie legte den Arm um seine Schulter und hing sich an ihm fest mit aller Kraft. „Du bist das Leben, das ich lieb hab! —" sagte sie leidenschaftlich. „Ich hab oft gedacht, wenn ich so schlaflos still lag, daß ich davongehen muß — und hab nur hergeben müssen, — alle Hoffnungen und alles!" Ein heißer Tränenstrom unterbrach sie. Sie schluchzte. „Mit dem Geduldigsein und Stilldaliegen wie diese Tage ists nicht's bei mir. — Laßt mich nur manchmal sein wie ich will." Hermann küßte und streichelte sie und legte ihr die Füße sorglich aufs Sofa. „Sei ruhig — sei ruhig."

Maria trat wieder ein und brachte einen Strauß Iris. „So etwas, wie hier die Iris blühen", sagte sie „und die rosa Pfingstrosen, ganz einhüllen könnte man sich in Blumen! Seht nur!" Sie legte Sibylle den Strauß in den Arm, so daß diese ganz versteckt dahinter lag. „So muß man Blumen haben, nicht für fünfundzwanzig Pfennig vom Gärtner." „Steck sie ins Wasser", sagte Sibylle. Maria holte einen Waschkrug und tat die Blumen hinein.

Dann sagte Sibylle: „Maria, ich möchte nicht, daß es dunkel wird. Brenne die Kerzen am Flügel an und die Lampe. Ich will Hermann heute etwas singen!" „Sibylle!" rief Maria. „Laß mich nicht unnötig mich anstrengen. Ich will es. — Und ich werde es tun", sagte die Kranke ruhig. „Ich gehöre niemandem als mir selbst und ich will's." „Du gehörst uns", sagte Maria. „Niemandem", wiederholte Sibylle. Maria stand hilflos. Sie wagte Sibylle nicht zu widersprechen. Sie sah die großen tief erregten dunklen Augen der Schwester. Sie erkannte diese Veränderung der Augen bei ihr. — Sie wußte, daß einer der schweren, qualvollen Anfälle bevorstehen konnte.

„Hör zu", sagte Sibylle und begann langsam und leise das Lied, das sie singen wollte, Hermann vorzusprechen:

Rosen brach ich nachts am dunklen Hage,
Süßer hauchten Duft sie wie je am Tage,
Doch zerstreuten reich die bewegten Äste
Tau, der mich näßte.

Der Küsse Duft mich wie nie berückte,
Den ich nachts vom Strauch Deiner Lippen pflückte,
Doch auch Dir im Gemüt wie jenen
Tauten die Tränen.

„Ich kenne das Lied" sagte Hermann gedankenvoll, „es wurde oben vor dem Berghaus nachts gesungen."

„Wer's auch sang," sagte Sibylle mit Tränen in den erregten Augen, — „so heiß liebt's keiner! — Und so schön findet's kein Mensch auf Erden wie ich. — Das ist ganz unmöglich! — Ganz unmöglich! — Weißt du," sagte sie wie fliegend, „ich will dir etwas geben — du sollst wissen wie unsagbar eine

Menschenseele das Schöne lieben kann. — Wenn du mich lieb hast, sollst du mich auch kennen."

Maria war in ihrer großen Angst hinunter zur Wirtin gelaufen und hatte sie gebeten den Doktor holen zu lassen. Sie suchte Sibyllen hinzuhalten, bald war das, bald war jenes zu tun. Sibylle sah still ihrem Treiben zu. „Maria, mißgönn mir's nicht, laß die Zeit nicht vergehen." In diesen sanften Worten lag eine so leidenschaftliche Bitte, daß Maria nach den Noten griff, die Lieder von Brahms aufschlug und sich an den kleinen Flügel setzte.

Sibylle trat zu ihr und küßte sie. „Du bist so ein liebes, gutes, kleines Kind."

Maria hatte zu Hermann gesagt: „Sybilles Stimme ist ganz einsam." Und Hermann fühlte jetzt, was damit gemeint war. Wie ein weicher, geheimnisvoller Glockenton begann das Lied. So konnte nur eine ganz einsame Stimme in tiefer, tiefer Abgeschiedenheit, von keinem Ohr gehört, sich offenbaren. Diese Stimme in einem Konzertsaal war entweiht. Hermann, dessen Seele nie von Kunst wahrhaft ergriffen worden war, erlebte ein Wunder, ein Wunder, wie es auch die Liebe zu diesem leidenschaftlichen Geschöpfe war. Er verstand jede Regung, jede Tiefe. Er fühlte das Wissen dieses Herzens, er fühlte die heiße Lebenswonne, die sie ahnte, die überwältigenden Daseinstränen, die Schönheit nächtlicher Sommerrosen. Sie sagte ihm, was sie selbst nicht wissen konnte. Die Stimme war wie die Prophetin der Liebe und des Scheidens von aller Schönheit und Glut dieser Welt.

Hermann wußte nicht wie ihm geschah. Er stand neben ihr und hielt sie bebend in den Armen, noch ehe sie geendet. Unbemerkt von allen war noch jemand eingetreten. Wie ein Schatten hielt der Doktor sich ruhig an der Tür. Als Sibylle geendet, trat er hervor: „Kind! Kind!" Seine Stimme klang fremd. „Kind, das ist Musik! Ah — das glaub ich! — das glaub ich!" Er faßte ihre Hand, ihren Puls, „Kind! Kind!" Sein gutes volles Gesicht sah wie vergeistigt aus. Er behandelte sie nicht, wie bisher, wie eine kleine närrische Person, sondern wie etwas Heiliges.

Der Doktor, den Mariannens Köchin „die singade Maschin" nannte, war ins Herz getroffen von dieser offenbarenden Stimme. Er führte Sibylle zu ihrem Lager zurück. „Nun alle Kraft zusammen nehmen, nun müssen wir die Erregung überwinden, ganz gut überwinden." Er ließ ihr durch Maria die Tropfen geben, die er ihr verordnet hatte.

Sibylle lag ruhig, Hermann saß neben ihr, ihre Hände hatten sich wieder gefunden, sie waren ganz ineinander versunken. Der Doktor betrachtete beide mit einem verblüfften Blick. Hermann flüsterte Sibyllen etwas zu. Die lächelte ihn an. „Kennst du mich nun ein wenig?" frug sie leise, — „ein wenig?" Er streichelte ihr die Hand. Ihre Blicke tauchten ganz ineinander. — Sie wußten von niemandem.

In diesem Augenblick trat Marianne ein. — Hermann hob den Kopf und

sagte, ohne Sibyllens Hand zu lassen, „Goldele! — Komm Goldele! —" Dann reichte er Mariannen die Hand, immer noch, ohne Sibyllen loszulassen, und küßte Sibylle auf die Stirne. Der ernste, tiefe, weiche Blick ihres großen Buben, der Marianne jetzt traf, sagte ihr von allem, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Sie sah das bleiche Gesicht Sibyllens, die mit großen, glänzenden, fragenden Augen in die ihren sah, und sie strich ihr zart übers Haar, — und strich ihren lieben Bub schmerzlich-zärtlich über die festen Locken, auf die sie gewohnt war niederzublicken, wenn er an ihrer Schulter lag. Jetzt sah sie diesen dunkeln lieben Kopf sorgenvoll und zärtlich über ein fremdes leidendes Gesicht gebeugt. Etwas Schweres, Ungeahntes ging durch ihre Seele. Jetzt erst bewunderte sie in ihrem eigenen Überraschtsein ganz die Einfachheit und Grazie dieses reinen Herzens, mit dem er ihre Beichte vor wenigen Abenden entgegen genommen hatte. „Ja, Bub," dachte sie, — „ich weiß, meine große Liebe zu dir ist kein Wahn."

Der Doktor machte ihr ein Zeichen. Sie ging zu ihm und beide traten mit einander hinaus in den Garten. „Frau Gamander," sagte der Doktor und drückte ihr die Hand. „Sie sind die herrliche Frau, die Sie sind. Ja, das war das Rechte, — kein Wort. — Hier ist auch kein Wort mehr zu sagen. Liebe verehrte Frau! Wir haben wundervolles erlebt. Das fremdartige Kind hat gesungen. — Gesungen! — Ich habe nie so etwas gehört. — Ich armer Musiknarr! — Aber das war das Rechte. — Kein Wort. — Kein Wort über alles. — Unser armer Bub!" sagte der Doktor weich. „Ich bleib heut nacht hier. — Gott gebe das Sanfteste."

Als sie wieder eingetreten waren, fanden sie Sibylle und Hermann noch gerade wie vordem. Die flüsterten leise. Der Doktor trat zu ihnen, nahm Sibyllens Hand und sagte: „Maria bringen Sie Ihre Schwester zu Bett. Sie muß jetzt vollkommen ruhen."

Als Maria ihr behilflich sein wollte sich zu erheben, kam eine große Schwäche über Sibylle. Sie sank wieder zurück mit geschlossenen Augen. Tiefe Schatten lagen im Gesicht. Die Blässe war wie durchsichtig. Der Doktor schien auf einen solchen Zufall vorbereitet. Sie schlug unter seiner Hand die Augen bald wieder auf, schien wieder kräftiger, frug nach Hermann, der neben seiner Mutter kniete und diese mit beiden Armen umfangen hielt, so wie sie abends vor Schlafengehen sich nahe zu sein gewohnt waren.

„Sibylle," sagte er weich und war wieder an ihrer Seite. „Mir ist wohler. — Ich fürchte mich gar nicht," flüsterte sie zu ihm. Der Doktor nahm sie in die Arme und trug sie in das Schlafzimmer der Schwestern. Maria und Marianne halfen ihr behutsam aus den Kleidern. Maria holte gewärmte Leinentücher aus der Küche, die sie über sie breitete, um ihr jedes Frösteln zu ersparen und so lag sie bald matt und friedlich in ihren Kissen.

Hermann sagte zu seiner Mutter: „Ich wache bei ihr." „Ja, mein Bub."

Marianne wußte nicht wie ihr geschah. — Ihr Kind, beladen mit einem schweren Schicksal. Ganz betäubt war sie davon. Wie konnte das so plötzlich

geschehen. — Wie war das möglich! Unerreichbar erschien er ihr —, fern — fern — fern von ihr weggerückt. Hier war alles Wortlosigkeit. — Was ihr und ihm in letzter Stunde geschehen. Die Erschütterung, die Marianne im Herzen spürte, war sondergleichen.

Der Doktor blieb, wie er's gesagt hatte, heute nacht im Winkelhof, aber er hatte sein Zimmer aufgesucht. Man sollte ihn rufen, wenn irgend eine Veränderung in Sibyllens Zustand einträte.

Hermann saß neben Sibyllens Bett. Ein dämmeriges Nachtlicht brannte, das Fenster stand offen, Gartendüfte drangen ein. Marianne und Maria waren im Nebenzimmer still bei einander. Sibylle wachte und hielt Hermanns Hand. Sie lebten und atmeten in dem Gefühl, einander nahe zu sein. Das erfüllte sie ganz, verscheuchte jeden andern Gedanken. „Nicht wahr," sagte sie einmal, „nun kennst du mich doch — — und vergißt mich nicht." Er küßte sie sanft. „Ich weiß, daß du eine große Welt liebst, die ich nicht kannte. Du hast sie mir gezeigt, — vielleicht sogar gegeben." „Wie schön," sagte sie.

Dann schwiegen beide wieder lange Zeit.

Oft war es ihm als schliefe sie; aber dann schlug sie mit einem Mal die Augen auf und blickte ihn groß an.

„Weißt du," sagte sie, „mir ist, als säße in deiner Gestalt das ganze Leben neben mir und alles was ich gehofft habe — und als hätte sich in dir und daß du mich liebst, alles erfüllt. — Ich bin so glücklich."

„Schlaf ein, Sibylle," er streichelte sie sanft und sie schloß die Augen und bald empfand er, daß sie schlief und er blickte lange auf das geliebte Gesicht. Ihre Hand löste sich im Schlafe aus der seinigen. Eine große Müdigkeit überfiel auch ihn, sein Kopf sank neben Sibyllens in die Kissen und er schlief an ihrem Bette sitzend.

Marianne trat ein und sah sie beide. Sie wagte nicht näher zu treten aus Furcht sie zu wecken. „Komm Kind," sagte sie zu Maria, die sich kaum mehr aufrecht hielt, „leg dich auch. Ich wache."

Bald war tiefe Stille; — über alle war der Schlaf gekommen.

Der Morgen dämmerte, da erwachte Maria. Ohne Störung waren Stunden der Nacht verflossen. Sie erhob sich von dem kleinen Sofa, auf dem Sibylle tagsüber zu liegen pflegte, sah Marianne schlafend im Lehnstuhl sitzen. Leise schlich sie in Sibyllens Zimmer. Das silberne Morgenlicht vor Sonnenaufgang erfüllte den Raum. — Hermann schlief fest, neben Sibyllens Lager sitzend, Sein brauner dunkler Kopf lag auf den weißen Kissen, ihm nahe Sibyllens bleiches Gesicht. Maria blickte unverwandt auf beide. Sonnengebräunt war Hermanns Haupt. Sein Atem ging leise. Das Gesicht neben ihm erschreckte Maria. Es war nicht die Blässe allein, die sie zittern machte, wie aus Stein so schwer war das geliebte Gesicht, als hätte es nie gelebt — so fremd, so unerweckbar war's. Maria stand, ohne sich zu regen, stand, ohne zu atmen. Ihr war als würde ihr die Kehle zugeschnürt. Endlich — endlich war sie imstand sich

zu bewegen, — berührte die weiße stille Stirn und fuhr zurück. Ein langer Blick auf Hermann — und das bleiche entsetzte Kind schlich aus dem Zimmer durch die Gartentür, hinaus in den Garten. — Dort brach sie Blumen und Blüten, so viel sie fassen konnte. Ihr Blick veränderte sich nicht. Mit ihrem Arm voll Blumen rannte sie zurück, schlich durch das Zimmer, — legte die Blumen sanft über Sibylle, wie gestern den Strauß und schob sich selbst zwischen die stille Schwester und Hermann, neigte sich ganz über ihn, als wollte sie ihn beschützen. Marianne sah das Unbeschreibliche, als sie in die Tür kam. Da weckte eine leichte Bewegung Marias Hermann. — Er erhob sich schlaf-befangen und an seinem Halse hing das gute Kind Maria, — umfing ihn — streichelte ihm übers Haar. „Komm mit mir," sagte sie. — „Komm mit mir. — Komm mit mir." Sie sagte das so weich, so rührend. Ihre Hände hielten seinen Kopf, als wollte sie verhindern, daß er sich umwendete. Er war so tief noch im Schlaf und vom unbegreiflichen Betragen Marias verwirrt, daß er sich von ihr bis zur Türe geleiten ließ — bis zu seiner Mutter. Da löste Maria die Arme von ihm, stürzte auf das Bett ihrer Schwester zu und warf sich in maßlosem Schmerz aufschluchzend über sie.



Die das innigste Leben tragen sind die Frauen. Sie tragen das Leben aller derer, die ihnen gehören. Das Leben der anderen neben dem eigenen Leben! Sie leben in sich und im andern. Sie sind die eigentlich Lebendigen hier auf Erden. Die ganz Lebendigen aber unter ihnen, diese seltenen, sind in ihrem Wissen, ihrem Handeln, ihrem Ertragen große Dichter und Fühler. Sie leben alles tief in sich selbst hinein. Ihre Seelen sind Kunstwerke, schweigende Kunstwerke, die sich nur in Scheu enthüllen.

Marianne Gamanders Seele war von dem traumhaft aufgetauchten Liebes-tag und der schwermutsvollen Liebestodesnacht ihres Sohnes angstvoll bewegt. Ihrem Kinde solch ein Überfall des Schicksals! Es tat ihr weh ihn jetzt sich vorzustellen. Wie hatte sie um ihn gelitten, von seiner frühesten Kindheit an, ihm, dem Ahnungslosen, die düstern Verhängnisse des Lebens zu gestehen; als ob sie schuldbeladen wäre, hatte sie ihm alles seinerzeit sanft gesagt, so ängst-lich nach Trost ausschauend, wie ein armer Verbrecher sein Verbrechen dem ge-liebtesten Wesen gesteht.

Sie dachte an eine längst vergangene Stunde: Da fuhren sie miteinander in der Bahn an einem kahlen Friedhof vorüber. — Kreuze, Kreuzchen, tausend-fach, dazwischen niedere Büsche, alles von einer Mauer umgeben. „Was ist das für ein Salat," hatte ihr kleiner Bub sie damals gefragt. „Ja, was ist das für ein Salat!" war es ihr ungeheuer durchs Herz geströmt. Sie hätte nicht um die Welt sprechen können, hatte ihr Kind an sich gedrückt und gelächelt.

Über so manche Weltfrage ihres Kindes ist sie schamrot geworden in tiefsten Schmerzen und hat oft gedacht: eine andere Welt wäre entstanden, hätte ein Schöpfer den Schmerz und die Scham einer Mutter gefühlt, die ihrem armen

heiligen Kinde enthüllen muß, was nicht zu sagen ist. Die schweren geheimnisvollen Verhängnisse der Natur konnten mit reinem schweren Herzen ausgesprochen werden; aber das, was die Menschen getan, der ganze große Riesenunsinn, die ganze große Riesenteufelei der Kultur und Bildung, das waren die Dinge, die sie am schwersten ihrem Kinde gedeutet. Sie hatte ihm gesagt, der Trost in allem Wirrwarr und allen Grausamkeiten und allen Torheiten dieser Menschenerde ist: daß man lacht — und einander lieb hat — und das andere sich nicht imponieren läßt.

So war die enge Kameradschaft zwischen Mutter und Sohn entstanden, ihr tiefes Einanderverstehn. Sie lebten miteinander in der schönen Welt der Herzen, die andere nie zu sehen bekommen, die sie unter die Füße treten.

Nach der ersten Stummheit und Qual, in der Hermann jedes Wort von sich gewiesen, war er ganz in Sorge um die Tote und Maria erwacht. Für seine Mutter aber hatte er das erste beruhigende Wort. „Goldele," sagte er, „laß mich ganz ruhig, ängstige dich nicht."

Auf seine Anordnung wurde Sibylle nachts in die kleine Kapelle, die zum Hause zur Flamm' gehörte, gebracht, um im nächsten einsamen Bergdorf begraben zu werden. Die beiden traurigen Kinder, Hermann und Maria bereiteten selbst die Kapelle zu ihrem Empfange vor. Marianne und Motte banden Kränze aus den Blumen, die die beiden ihnen brachten. Eine tiefe Stille und Weihe war oben im alten Hause eingekehrt.

Die kleine Kapelle war wie zu einem Frühlingsfeste geschmückt. Alle halfen aus der Ferne und ließen Hermann und Maria gewähren, die nur im Beieinandersein einigermaßen Frieden fanden. Nachts lag Sibylle keinen Augenblick zwischen den Kerzen allein. Hermann und Maria wachten die ersten Abendstunden zusammen. Miteinander sahen sie schmerz- und angstbedrückt auf das bleiche, weltabgeschiedene Gesicht, auf die stille Gestalt. In Maria wurde der Schmerz um den Verlust der Schwester immer hilfloser, immer tränenreicher. Sie fand nur ein wenig Halt, wenn sie ihre Hand in Hermanns liegen hatte.

Was in Hermanns Seele vorging, wußte niemand. Wortlos war sein Betragen. Marianne aber konnte ihm nicht in die Augen sehen, denn er trug diese erste große Qual der Seele wie ein Wissender, wie ohne Staunen auf eine selbstverständliche Art, die ihr wehe zu sehen tat.

Sie frug ihn. „Ja Mutterle, warum soll gerade mich nichts Schweres treffen?"

Sie wechselten im Wachen bei Sibylle. Baumgarten wachte bei ihr, Motte, Marianne, der gute Doktor, die Wirtin im Winkelhof und ihre freundlichen Töchter. Immer in den kurzen Nachtstunden war eine gute Seele bei dem stillen schönen Körper, der Mutter Erde entgegenschlief. Jeder, der da wachte, dachte sein Teil auf seine Weise, hielt seine stummen, schweren Stunden im Anblick der Vergänglichkeit, die auch ihn, ach, so nahe anging.

Tagsüber kamen die Bauern und die Leute aus dem Städtchen herauf, um die Sterbegebete zu sprechen und neugierig die schöne Fremde zu sehen.

Motte hatte Friedel von dem Anblick der Toten zurückhalten wollen, aber der Zufall führte ihn dahin und er hatte eine große Freude an dem schönen starren Gesicht. „Tote Leut sind schöner wie die Lebendigen! Und soviel Blumen — und dann bekommt sie ein schönes Gräbchen," sagte er heiter. Er war noch einmal in Begleitung mit Hermann und Maria bei ihr. Sie nahmen Friedel mit zu sich auf. Er ging zwischen ihnen, von ihnen geführt. Es war als spürte das Kind den Schmerz, den sie trugen, denn es war so innig zärtlich mit ihnen, so freundlich und weich, daß sie den kleinen Gefährten wie einen Trost empfanden. Als sie alle drei in der Kapelle still beieinander saßen, sagte das Kind auf seine fast geheimnisvolle Weise, mit der es manchmal ihm fernliegende Dinge aussprach: „Als sie starb, wußte sie, wen sie am meisten liebte." Niemand frug ihn wie so er dies meinte; aber Maria flossen die Augen über. Sie hielt Hermanns Hand und flüsterte: „Das Kind weiß darum." Dann strich sie Friedel über die Haare.



Aus Mottens Tagebuch

Sibyllens Begräbnistag. Heute in sanfter Abendstunde ist Sibylle begraben worden, die Sibylle, die ich nicht kannte, die zu uns im tiefsten Schlafe heraufgetragen wurde, von deren wundervollem Gesang unser Doktor ganz bewegt ist, — die von Hermann geliebt ist, von diesem herben gütigsten Herzen — und die meinem kleinen Friedel eine wahre Freude am Tode gegeben hat. Er spricht vom Tod wie von Weihnachten. Ja er sagte: es sollte ein Lichterbaum bei ihr im Kirchlein brennen. Sie liegt wie das Christuskind in der Wiege. „Schön und still sind die toten Menschen," sagte er. Wunderlich welch' tiefe Liebe mein Kind zur Stille hat, still ist für ihn ein wundervolles Wort. Die Worte machen auf ihn einen ganz merkwürdigen Eindruck. Das Wort Vater, Mutter sieht ihm aus wie ein weiches Wollnestchen, die fünf aber sagte er sieht mir ängstlich aus, wie etwas Verwundetes. Er ist so bewußt, er weiß auch, daß es schön ist ein Kind zu sein, er weiß so vieles. Als ich ihn gestern ausschalt, sagte er: „Böse Menschen haben keine Ohren. Weshalb sprichst du mit mir, wenn ich böse bin, warte doch bis ich wieder gut bin und wieder hören kann."

Er frägt mich manchmal: „Werde ich auch gut erzogen, Muttchen kannst du's, weißt du's wie es sein muß?" — Ach und ich bin jetzt nicht gut zu ihm wie ich sein sollte. Ich bin nicht gut! — Ich bin nicht so ganz bei ihm! — Ich bin innerlich zerrissen! — Ich denke oft nicht an ihn — nur, nur an mich — bin voller Sehnsucht. Ich bin auch gegen meinen Professor sehr ungerecht! Ich weiß alles! — Mein Herz aber will keine Vernunft! — Keine Pflicht — nur das was es Glück nennt. — Nur das und einzig das. So ein armer Mensch ist wirklich gut beraten mit solch einem Narren in der Brust. Sibyllens Gesicht schien auch mir etwas unbegreiflich Herrliches in seiner stillen Schönheit. Ich verstand Friedel. Ich habe mich auch in diese Stille tief hineinsehen müssen — nachts als ich bei ihr saß.

Die heiligen Menschen waren in ihrer Sehnsucht nach Stille — trunken von

der Ruhe im Tode. Sie wollten diese Ruhe ins Leben hinein erflehen, erbitten, erlisten, erkämpfen. — Diese Stillesucher, diese Gottsucher, — diese Sichselbstsucher. In der Stille da ahnten sie — da wußten sie, daß sie sich selbst finden würden. Wie die Sucher mit der Wünschelrute. Vor der Stille, da bewegte sich die Wünschelrute, da war die Quelle, da quoll der Schatz. Wie eine arme Verwirrte saß ich vor Sibylle und blickte auf sie und alle Unruhe meines Herzens schien mir doppelt Unruhe. — Aber ich dachte: sie ist liebend und geliebt eingeschlafen, — eingeschlafen in Seligkeit. Wir müssen bis zum Feierabend aushalten. Ich muß mich selbst in einem ungeheuern Durcheinander suchen.

Marianne und Hermann sind beide anders wie ich. Ganz anders. Hermann trägt seinen unvermittelten Schmerz, so jung er ist, mit einer großen Güte. Er ist zu uns allen fast noch sorgsamer und gütiger wie sonst, ebenso trägt Marianne ihr Glück. Sie verdienen beide ihr Glück und ihren Schmerz. Marianne und Hermann sind ihrem Schicksal gewachsen. Ein schöner seltner Anblick.

Ich bin meinem Schicksal nicht gewachsen. Es wächst, aber ich wachse nicht mit. Ich fühl's, ich war nur in der allerersten Jugend heimatsicher. Alles was später kam ist mir fremd, traurig unheimlich. Ich habe keine Freude daran. Ich sehe und höre und verstehe alles um mich her, aber wie ein Zuschauer. Ich bin nicht ergriffen. Es geht mich fast nichts an. Deshalb bin ich auch so eine Spielmutter mit Friedel. Das ist das einzig Heimische was ich fühle. Mir ist immer, als müßt ich einen steilen Berg steigen. Ich gehe nie gerade aus.

Mit Erwin konnte ich wieder im vollen schönen Atem laufen. Ich kann nur ganz jung sein. — Und gewiß werd' grade ich steinalt! Großmütterlein, du im goldenen Wurzelnest deines Lindenbaums, der dir aus dem Herzen wuchs, — du warst stärker als ich! Du gingst davon in deiner heißgeliebten Jugend und Schönheit. Dein Herz war kühl gegen alles andere auf Erden. —

Ich aber liebe Friedel, liebe, liebe Erwin, liebe auch meinen Professor, liebe sehnsüchtig die schöne Welt, liebe Marianne und Hermann — und sehe große schwere Pflichten und Wege. Dein Leichtsinn, Urgroßmütterchen, ist in mir gebrochen. — Ich kann nicht mehr so, wie du, mich vom goldenen Wurzelnest des Lindenbaumes umspinnen lassen. Ich kann nicht wie du mich verkriechen, wenn es mir nicht mehr auf Erden gefällt und alle Jahre glückselig in hunderttausend goldenen Lindenblüten blühen wie du.

Sie haben Sibylle sanft begraben und nicht im kleinen Friedhof, sondern auf einem wunderschönen Platz, den die Leute das Nonnengrab nennen. Man sieht von ihm aus das liebe Haus „zur Flamm" und in die weite Gegend hinein. Uralte Nußbäume stehn im Kreis wie ernste Wächter. Der Platz gehört zu Mariannens Besitztum. Wenige nur haben Sibylle mit zu Grabe gebracht. Alles schwarze Düstere war fern gehalten. Der Sarg mit weißen Rosen und Kränzen überdeckt. Die stille Abendstunde golden sonnig. Der Pfarrer sprach die ernsten feierlichen Worte und ein wundervoller Gesang der jungen Chor-

sänger, die verborgen im Walde standen, gaben ihr und uns den letzten Gruß. Maria hielt sich am Arm ihres Kameraden gestützt. Sie weinte nicht. Die Stunde ist zu fremd, gehört nicht ins Leben. Wir verstehen und fassen sie nicht.

Nie aber werde ich Hermann und Maria in ihrer stillen Schmerzenszusammengehörigkeit vergessen. Ich habe nichts Beweglicheres gesehen als ihre gegenseitige Sorge für einander.

In den Tagen, als die junge Tote im Kirchlein lag, war im Hause zur Flamm alle Schönheit und Wärme und Zartheit, die es auf Erden gibt, wach. Sie waren alle so unendlich gut zu einander. Jeder voller Schutz für den andern. Baumgarten gehörte ganz zu ihnen, war dasselbe wie sie, so ganz voll weicher Güte. Ich dachte an einen Ausspruch von Mariannen: Die Menschen sollten in Orden eingeteilt umherlaufen, damit sich die Narren vom selben Orden sicher zusammenfänden. Etwa die Narren Nr. 4. Was für eine Welt wäre das! Von weitem sähe man seinen geliebten Bruder kommen! Und ohne sich zu kennen wüßte man: da kommst du selbst, dein Versteher, dein Blutsverwandter!

Und ich und Friedel wir gehören auch zu ihnen! Sie lieben uns, sie sind gut zu uns, auch wenn ich kein echter Narr Nr. 4 bin, vielleicht nie einer werde oder doch nur nach großen Nöten und Qualen.

(An einem andern Tag.)

Hermann ist heut' nach Innsbruck abgereist. Er wird, so oft es ihm möglich ist, zum Haus zur Flamm' heraufkommen. Maria bleibt bei Marianne. Von der sagt Marianne, könnte ich mich jetzt nicht trennen. — Dies Kind hat mehr für meinen Bub getan als je ein Mensch für ihn tun wird. — Die Stunde vor seinem schweren Erwachen vergesse ich ihr nie. Daß ihn das arme zitternde Geschöpf mit sich selbst geschützt hat, die rührende Heldentat ist nicht umsonst getan. Maria bleibt bei mir.

Ja, und diese Maria! Hermann hat recht — sie gehört zu den herrlichen Geschöpfen der Erde, von denen es so wenige, wenige gibt. Ihr Schmerz ist nie aufdringlich. Er entstellt nichts an ihr, kein Wort und keine Bewegung. Wie sie mit Friedel lacht in ihrem Kummer ist das lieblichste, was ich je sah. Sie hat mich gebeten bei Friedel schlafen zu dürfen, weil sie bei ihm einen Trost fühlt wie sonst nirgends. Wie gern erlaubt ich's ihr, die den ganzen Tag so hilfbereit im Hause ist, so voller freundlicher Dankbarkeit, für die Liebe, die sie hier erfährt. Ich verstehe, daß Friedels schlafendes, warmes Körperchen ihr wohltut.

Weshalb aber tröstet Friedel mich jetzt selbst so wenig? Weshalb bin ich allen köstlichen Dingen dieser Erde so fern, nur meiner Sehnsucht nicht, die mich wie in dicke Schleier eingewickelt hat.

Heut' an diesem Abend sagte ich Marianne von meiner großen tiefen Liebe zu Erwin. Ich klagte ihr, daß ich nicht lebte, sondern verbrenne. Verbrennen ist

nicht Leben. Deshalb bin ich zu dir gekommen, „du solltest mich trösten", aber du bist zu glücklich dazu. Ein ganz Glücklicher kann nicht trösten, das fehlt an seinem Glück. „Vielleicht kann er dann doch trösten," sagte Marianne, „denn wenn er nicht trösten könnte, würde zuviel an seinem Glücke fehlen." „Nein, nein," sagte ich trotzig, „du kannst's nicht!" Ich ging schluchzend von ihr und schloß mich ein und lag in meinen Kissen — ganz still und unbeweglich — und wie ich früher den Tod gefühlt hatte, den Tod, der jedes Geschöpf trifft und alles wie ein Ährenfeld im Winde sich ihm zuneigen läßt, so fühlte ich jetzt die Sehnsucht brennen — brennen — brennen —. Sie war da! Sie war fest in die Seele eingewachsen, verdrängte alles. Ich stand auf und sah nach Friedel, der lag mit Maria und schlief.

Wie er mir fern ist. Wie die ganze Welt in undeutlichen Nebeln liegt. — Mein Daheim, ich mir selbst. Ich hielt einen Brief von Erwin in der Hand, der alles Leben in sich trägt. Der Sehnsucht entfliehen, der Sehnsucht entfliehen! dachte ich. Aber wohin? — Die Welt ist fern und tot. Ja hüte dich vor Sehnsucht! Sie nimmt dir alles, verbrennt alles, du weißt nicht mehr, was dein ist! Du sündigst! Du versündigst dich! Ach ich weiß es — ich weiß es! Hüte dich vor Sehnsucht. Sie ist ein Stück Wahnsinn und hat sie dich gefaßt, verläßt sie dich nicht — macht dich arm; wie Feuer brennt sie deine Ernten nieder.



ls heute wieder einige, die nicht in Mariannens Himmel gehörten, zu später Stunde gegangen waren, steckten der Doktor, der Bezirksrichter, Marianne und Motte die Köpfe zusammen und plauderten und Baumgarten sagte: „Ja wir, wir leben in unserm Himmel, den wenige, wenige wissen und ein Himmel ist's, in dem die Schicksale und Menschen zu süßen profanen Legenden werden.

Was für eine wundervolle Kette von Legenden erlebten wir: Unsere Mariannenlegende! Wie die Madonna mit den Ährenbündeln, die ihr aus den Händen wachsen, den rauhen Burschen, der in seiner Zelle sich als König dünkte, von seinem Wahn befreite, so daß er keine Zelle, kein Gefängnis mehr braucht um sich frei zu fühlen.

Und die süße Legende von Mutter und Sohn: alles wie soeben aus dem Herzen geboren, in keine alte Welt hinein, nicht schon befleckt und bös vererbt und nicht kulturbelastet. Nein, neu und zart und ganz ohne erfahrene Welt.

Und die weinende Legende von Sibylle und Maria und deinem Bub, Marianne, die schwere blütenreiche Frühlingsnachtsage, von junger Liebe und jungem Tod und jungem Schmerz voller Güte. Und die Engelstat Marias, der Maria, die jetzt ihren Schmerz bei Friedel verschläft, das gehört zur Frühlingstiefe dieses Wehs, daß Maria bat, mit einem solchen Menschenkinde schlafen zu gehn.

Und die zwischen Tod und Leben so wunderliche Legende von denen, die um der Liebe willen starben und vom Zufall, als ob der ein Menschenkenner wäre, gerettet wurden und kaum aus des Todes Rachen entlassen, aus Langerweile

auseinanderliefen. Das Bild der Liebe von dem, was die Menschen Liebe nennen.

Und die rührende Legende vom allzu getreuen Ehemann, der sein schweres Ehekreuz, das er leicht hätte niederlegen dürfen, wie ein heiliger Büßer der Liebe den Berg hinaufschleppte und für den karge Steine Lebensbrot wurden.

Und die mittelalterliche Legende vom singenden Doktor, der nächtlich Sibyllen das Wiegenlied singt, damit das gute Kind in ihrem Grabe sanft schläft.

Und die einfaltsreiche Legende von der Alten, die ihren Himmelsgarten kaufte und vom Knechtlein, das erwartet wurde.

Und die fast unglaubliche Legende von zwei Juristen," fuhr er in seiner Bewegtheit fort, „vom Bezirksrichter, der mit seinem Strolch spazieren geht, ihn heimlich liebt, nichts besseres weiß, als im Gefängnis zum goldenen Zeitalter mit ihm die Nächte zu verplaudern." Da streckte Baumgarten dem steifen Bezirksrichter seine Hand hin und schüttelte sie gewaltig.

Und alle, wie sie da beisammen saßen, sahen mit offenen hellen Blicken in ihr Leben.

Der weichen einsamen Motte aber standen die Tränen in den Augen.

Marianne strich ihr über die Stirn und sagte lächelnd: „Für dich suchen wir keine Worte. Aus dir könnte man sieben Legenden schmieden. Aber bei dir brennt's, da müssen die Flammen erst stiller werden."



aumgarten war seit Tagen dabei, eine alte abgestorbene Linde, die mitten zwischen den hohen Nußbäumen stand, die in weitem Halbkreis Sibyllens Grab umgaben, zu fällen.

Diese Linde war der Mittelpunkt des Halbkreises und war seit Jahren schon verdorrt. Marianne hatte sie nicht entfernen lassen, weil sie diesen grauen Baumgeist zwischen den grünen mächtigen Bäumen nicht ungern sah. Winterstürme und Regen hatten ihn fast ganz der Rinde entkleidet. Die Farbe des alten Stammes war vom zartesten Silbergrau. Jetzt aber wünschte sie, daß die Nähe um Sibyllens Grab gepflegt und behütet sei. Es erschien ihr lieblos, dieses abgestorbene Stück Vergangenheit länger hier stehen zu lassen und Jonathan hatte es mit dem Hausmeister und einem Arbeiter unternommen, ihm sein Ende zu bereiten. Seit Tagen waren sie schon eifrig bei der Arbeit. Marianne sah oft zu und freute sich, wie geschickt und kunstgerecht ihr Freund diese Arbeit tat. Mit Leib und Seele, wie einer, der der Natur ganz nahe steht. „O du Einsermensch! Du Närrischer", dachte Marianne lächelnd.

Zu einer Abendstunde kam er von seinem Arbeitsplatz herunter ins Haus zur Flamm, fand Marianne im Garten. In ihren Blicken feierten sie, wenn sie sich wieder sahen, jedesmal das große Fest der Einmütigkeit. Marianne fühlte aber an seiner Bewegtheit, daß ihm etwas geschehen sein müßte.

„Was denn?" frug sie, „was ist dir?"

„Ja, was ist mir?" sagte er ganz in sich versunken. —

„Es ist nichts — gar nichts — oder soll ich sagen, es ist etwas ganz Unbegreifliches. Was soll ich sagen?" Marianne blickte ihn betroffen an.

„Nein, nein, keine Sorge. Gar nichts was mit Sorge zusammenhinge. Gar nichts. Du kannst ganz ruhig sein. — Der Boden, den wir mit Füßen treten, hat ein Geheimnis offenbart — ein tiefsinniges Geheimnis. Komm mit mir hinauf. Du wirst's erfahren. Gar nichts Schreckliches, etwas Wundervolles! Hier hat vor dir schon eine Seele gehaust, eine große Seele der Liebe — o das ist ein wundervoller Ort, dein altes Haus zur Flamm, ein heiliges Haus. Glaub mir, hier ist vor dir schon eine Seele voll Feuer und Glut daheim gewesen. Hier hat sich vor hunderten von Jahren — Heiligstes in einem Menschenherzen begeben. Du sagtest ja immer: Dich hat die Sehnsucht längst Vergangner hier gehalten. — Du siehst und fühlst mit denen, die hier einst daheim waren." Er sprach in seltsamster Stimmung und faßte Mariannens beide Hände. „Unter den alten Lindenwurzeln stieg ein glühendes Leben auf, wie eine Flamme, wie die Wohlgerüche ekstatischen Lebens, vergangener Sonne, fremder längst entschwundener Sommer, großer, großer, tiefer, geheimnisvoller Seligkeiten und Leiden."

Marianne sagte: „Du erschrickst mich doch." —

„Nein, nein, es ist wundervoll." Er wehrte ab. „Kein Grund zum Erschrecken. — Komm mit hinauf. Nimm Motte mit und so viel Rosen wie du nur fassen kannst." Er nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt von den dunkelblühenden Rosen, vor denen Marianne gerade stand, von den herrlichen Blüten und gab Marianne einen ganzen Arm voll schwerer Zweige.

Darauf gingen sie miteinander und Motte begleitete sie. Die Abendsonne war noch ganz Gold und sanftes Feuer. Die fernen Bergzüge schwammen im Lichte, die Gletscher hoben sich rosaleuchtend daraus hervor. Die Wälder hatten einen goldenen Duft über sich und die Welt war so schön, als wäre sie ein ganz glückseliger Aufenthalt. Sie stiegen den Berg hinan.

Auf der kleinen Plattform spielten die rötlichen Sonnenbilder hin und wieder durch das dichte Nußbaumlaub. Die weite Gegend lag wie ein Abendsonnenmeer, in dem körperlose durchschienene Berge wie Inseln schwammen. — Eine vergeistigte Welt, die nicht nach Greifen und Schwere und Widerstand aussah. Sibyllens Grabhügel, mit Blüten bedeckt, schien auf dem dunkeln Waldboden ein Blumenspiel zu sein, das fröhliche Kinder getrieben, die davongegangen waren und ihr Gärtchen stehengelassen hatten. Der graue hohle Lindenbaum lag gefällt, zerspalten und zerhauen und zum Teile schon aufgeschichtet. Der gewaltige Wurzelstock war aus der Erde gehoben. An seinen tausendfältigen Wurzelarmen hingen Steine und Erdmassen und kahle, feuchte, aus der Erde gerissene Wurzeln starrten dunkel in die Luft, in das Licht, das jetzt schon im Verbleichen war. An den Bergwänden schwand die rosige Bestrahlung und wandelte sich in müdes Lila, in starres Grau. Nur die höchsten Grade leuchteten noch lebendig, aber wie ein Leben im Hinschwinden, wie ein letzter Hauch.

Eine offene, mit Steinen ausgelegte Grube, von der die riesige Wurzel des Lindenbaums beim Herauswinden die Platte abgehoben und gesprengt hatte, dunkelte den drei Menschen entgegen. Baumgarten ging voraus. „Marianne," sagte er, „sieh". Sie faßten sich an den Händen und Marianne blickte mit großen Augen: Ein Grab. Da ruhte unberührt in samtschwarzem Moder bleiches Totengebein. Die schwere Platte lag neben der Grube in zwei Teile zersprungen und wieder zusammengelegt.

Die drei Menschen standen stumm um das tiefe Dunkel. Das geduldige Totengebein schimmerte rätselhaft. Die Stille und Dunkelheit von Jahrhunderten stieg auf. Baumgarten deutete auf die Platte ohne ein Wort zu sprechen.

Da sah man die Gestalt eines Weibes, einer Nonne wohl langgestreckt, die Hände betend zusammengelegt, in gotischer Steife und Zartheit gebildet. Baumgarten deutete ihr zu Füßen und las die eingemeißelten Worte: Perfunde, o amor, ipsa haec ossa. „Das heißt," sagte er, „O Liebe, durchglühe auch noch diese Gebeine." Nur das leise Anschlagen süßer, müder Töne der schläfrigen Vögel tauchte hin und wieder aus dem Walde auf.

Herzensschauer hatten diese glühenden Worte, die jahrhundertelang als Geheimnis einer Seele unter der mächtigen Wurzel begraben waren, denen gebracht, die sie hörten — einen Schauer sondergleichen. Der Abendwind wehte leicht und es schien ihnen der Hauch auferstandenen Lebens zu sein. Die geduldigen Gebeine, die Zeiten und Zeiten unter getürmter Erde gelegen, unter der Last des mächtigen Baumes, der über ihnen gekeimt und gewaltig geworden war, schienen im Zauber jener heiligen Worte wie in Liebesflammen zu glühen. — Opferdampf schweren Erkennens und Leidens heiliger Liebesgluten stieg aus dem Grabe auf, der ungeheure Wille eines heißen unsterblichen Herzens — und die Grabesverlassenheit undenklicher Nächte.

Dies erloschene, zerfallene, liebetrunkene Herz tat Wunder. Wie berückende Essenzen stieg eine Zeit aus schwarzem Moder auf, eine Zeit mit großen Ekstasen und voll süßer Zartheit, großer Grausamkeiten voll, voll dunklen Sichwindens und glühenden Sichhingebens, erstickender Enge und dumpfer Wahrheiten voll, eine Zeit, in der Herzen in Feuergluten leben konnten, sich freibrennen konnten, eine Zeit sondergleichen, die in die gegenwärtige, aus dem dunkeln Grabe heraus, wie eine mystische Flamme schlug, eine einsame Flamme, die kein Opferfeuer außer ihrer eigenen Glut mehr fand. Gläubige und Sehnsüchtige, Gottsucher, Lebenssucher, Herzensglüher, Weltfremde aber schwiegen erschüttert um das Wunder, das aus der Erde, die wir mit Füßen treten, wie aus ihrem eigenen Herzen aufstieg, Bewahrer des heiligen Feuers, des brennenden Menschenherzens.

Marianne kniete, streute über die zarten, bleichen Knöchlein bebend ihre dunkeln Rosen. Sie blieb knien, ihre Augen füllten sich mit Tränen, ihr ganzes Wesen bekam in sich selbst Versunkenes, Entrücktes.

„Ach, komm zu mir", flüsterte sie und hielt sich an den geliebten Mann in großer Erschütterung. Er umfaßte sie angstvoll. „Geheimnisvolle Wege," sagte

Marianne leise, „mir ist's als stiege ich selbst aus diesen Totengebeinen auf. — Meine Flammen, meine Gluten. — Du spürtest mich — mich selbst und holtest mich zu diesem Wunder. Was es auch sei — das Unaussprechliche: es gibt keinen Tod!"

Sie sprach mit geschlossenen Augen, Tränen rannen ihr unter den Wimpern hervor. „Als ich in diesem Totengebeine ging, glühte ich wie ich heute glühe, aber doch anders befangener, wie ich jetzt befangen bin, schwerer, erdrückender, voll losgelöster Himmelssehnsucht." Sie schwieg. „Mein heiliger Erdenfrieden", fuhr sie mit glückseliger Stimme fort, — „ist durch Himmel und Ekstasen gegangen, durch Erdenentrückungen." — Wie Jubel kam es von ihren Lippen. „Ach Liebster, Liebster! Mir ist, als wüßte ich tiefstes Geheimnis und keine Worte könnten es andeuten. Ich empfinde die Himmelsart unseres Gefühls. Wir sind durchgedrungen zum Friedensfeuer."

Sie sah ihn strahlend an. Ihr Blick glühte in wundervoller Schönheit. „Daß wir auf Erden so friedvoll sind, so über allem Menschentreiben stehen ist höher als alle Himmelsseligkeit, die sich das Nönnchen träumte — tiefer, freier. Freier sind wir wie Engel, freier wie Heilige. Auf dieser Erde frei sein ist die Krone aller Freiheit. Ungezählte Himmel und Höllen gibt es hier. Wir aber leben in einem wundervollen Himmel. Ich bin's — ich bin es selbst! — als ich in diesem Totengebein ging, erglühte ich mir meinen Erdenfrieden. Himmel wollte ich, gottestrunken — Gottesgeliebte sein und bekam mich selbst und meinen Frieden auf Erden. Komm Motte, komm" — rief Marianne und legte ihren Arm um die stille sehnsüchtige Frau. „Und wenn du nun littest und aus deinem Leiden kämen Wunder und Herrlichkeiten — hier im Himmel auf Erden?"

Motte, die in Sehnsucht Brennende, hing an ihrem Halse und schluchzte herzzerreißend. Marianne liebkoste sie lange, sanft und leise, ohne daß Motte es wahrnahm.

Lächelnd und flüsternd sagte Marianne zu Baumgarten: „Laß meine armen Knöchelchen nicht unbedeckt hier oben in der Nacht. Sie haben für mich gelitten und getragen." Wunderlich klangen diese Worte über Motte hin. Baumgarten sagte: „Die Rosen schützen." Marianne und Motte gingen schweigend auf und nieder.

Baumgarten, der in das tief dämmerige Land hinausblickte, meinte weich, als die beiden Frauen an ihm vorüberkamen: Weshalb soll dein Erdenfrieden und der vom Manne aus Keiche Nr. 3 nicht durch tausend Gefäße sich gerungen haben — und unsere große Erdenglückseligkeit? — Aber trägst du die süße lebendige Seele in dir, die diese armen Totengebeine durchglühen wollte, — welch ein glückseliger Mensch bin dann ich! Vor einem Weibe, das auf seinen Grabstein meißeln läßt: Perfunde, o amor, ipsa haec ossa; vor der sollten die Knie aller Lebendigen sich beugen."

Marianne schaute auf Motte und machte Baumgarten ein Zeichen zu schweigen,

denn Motte ging im tiefsten Lebensgram, im Entsagungsgram, hielt ihr Häuptchen tief gebeugt und Baumgartens lebensfreudige Worte mochten ihr wie Schwerter durch die Seele gegangen sein.


n diesem Abend geschah es, daß Erwin in heißer Liebe, die geliebte Frau nicht mehr hatte missen können und daß er voller Sehnsucht hinauf zum Haus zur Flamm gewandert kam. —

Und es geschah, daß er Marianne, Baumgarten und Motte auf ihrem Heimweg begegnete und daß er auf Motte zustürzte, ihr die Hände küßte und die Kleider und seinen Kopf ganz in die Falten ihrer Kleider einhüllte. Und dann standen sie einander sich gegenüber, Motte bleich und weiß und zärtlich, mit der Zärtlichkeit einer Sterbenden.

Sie küßte ihn und hing an seinem Hals und küßte ihn und sagte: „Leb wohl — geh, mein Liebling. — Ich möchte dir mit Leib und Seele gehören, aber wir müssen andere Wege gehn. Bleib nicht bei mir — keine Stunde. Wie könnten je wir uns sonst trennen!" Er schaute in das verweinte Gesicht der geliebten Motte und fühlte wie das sonnensehnsüchtige, nach Geliebtsein heiß verlangende Herz sich von den Freuden dieser Erde losriß. Er sah den Todeskampf ihres sehnsüchtigen Herzens.

Und wie vor einer Sterbenden wagte er kein Wort, küßte ihre Hände und verließ sie, selbst so bleich, wie sie.

Baumgarten geleitete ihn und Marianne führte die arme Seele, die sich selbst geopfert hatte, hinauf in ihr Zimmer. Friedel schlief schon. Marianne schloß die Türe, die ihn von seiner Mutter trennte. Motte sollte den jetzt nicht sehen, für den sie ihre zu süßer Daseinslust geschaffene Seele, gekreuzigt hatte. Da wäre keine Berührung dieser Erde zart genug gewesen, für dieses arme verwundete Herz.

Vom Liebesbaum fällt selten eine reife Frucht. Wohl denen aber, die in sich selbst glückselig sind, die in sich selbst wundervoll leben, nur die sind auch glückselig durch Liebe, nur die sind stark genug Liebe zu tragen, Liebe zu leben, Liebe einst zu lassen ohne zerbrochen zu werden, ohne sich selbst zu verlieren.

Was in mir lebt ist größer als alle Welt.



Künstlerbriefe aus zwei Generationen



ie folgenden Künstlerbriefe wählten wir aus dem Nachlaß von Fritz Gurlitt aus. Die älteren sind an Buddeus, den Düsseldorfer Kunsthändler gerichtet, die jüngeren an Gurlitt. Dazwischen steht ein Familienbrief des jungen Hans Speckter. Zwei Generationen treten in ihnen auf, die erste schlicht und fromm, die sich um das romantische Düsseldorfer Ideal gruppiert, die zweite mit einem neuen starken Mut nach innen oder außen. Das Bild wandelt sich: die bescheidene altmeisterliche Graphik der Führich, Richter, Steinle weicht der großzügigen Problematik Stauffers; Gensler und Speckter, die uns die Jahrhundertausstellung in Erinnerung brachte, zeigen das deutsche Kleinbürgertum und den beschränkten Freiheitsdrang in einem interessanten Milieu; Thoma, gesprächiger, Leibl, zurückhaltender, sind die Zeugen der beginnenden Verinnerlichung. Charaktere offenbaren sich: der gute Schwind, wenn er Würste verzehrt, der tolle Stauffer, wenn er Rezensionen liest, und der nichts als liebenswürdige Passini, dem man das Fächernachspiel verzeihen möge.

An Buddeus

Euer Hochwohlgeboren Wien, am 21. April 1841.

Endlich bin ich im Stande Ihnen die gewünschte Platte für Ihr Album hiemit zu senden mit dem Wunsche daß Sie Ihnen gefallen möge. Den Probedruck lege ich bey, damit Sie gleich beym Empfange ohne Verweilen zur Ansicht gelangen. Was den gewählten Gegenstand betrifft so brauchen wir keinen erklärenden Text beyzufügen da er sich ohnehin vollkommen ausspricht, es ist die Hochzeit zu Cana in Galilea oder das erste Wunder des Herrn die Verwandlung des Wassers in Wein.

Das Honorar welches ich dafür anspreche sind 220 Gld. zweyhundertzwanzig Gulden Conventions Münz in 20 Fuß. wollen Sie mir zwey Exemplare auf weißes, und zwey auf kines. Papiere senden so werden Sie mich damit erfreuen, noch mehr aber wenn Sie mir stadt der letztern zwey Exemp. auf kines. Papier, ein Exemplar von Steinles Krippenfeyer d. h. Franziskus beylegen wollen jedoch nur dann wenn es Ihnen alles Eins ist und Sie es gerne thun, — jedenfalls aber bitte ich mir den Preiß um welchen Sie dieß letzte Blat von Steinle verkaufen zu bemerken, weil einige glauben, es werde hir theurer verkauft.

Mich freut es daß Sie erböthig sind, sich für die Vervielfältigung und Herausgabe meiner Weihnacht zu intressieren. Mit Vergnügen will ich sie Ihnen zur vorläufigen Ansicht einsenden nur möchte ich sie nicht gern rollen, vieleicht hat ein hiesiger Kunsthändler Sendungen größerer ungerollter Blätter an Sie — oder wollen Sie mir namhaft machen wie und auf welche Weise Sie dieselbe zu erhalten wünschen, daß sie nicht beschädigt ankomme, es ist eine Bleystift Zeich-

nung. meine Bedingungen würde ich Ihnen dann schon namhaft machen, auch eyle ich gerade nicht mit der Herausgabe nur meine ich, es wäre schön wenn sie gegen Weihnacht erschiene, jedoch an dem allen liegt soviel nicht. Viele freuen sich hir auf das bey Ihnen erscheinende Palmetum celeste, offenbar das schönste Gebethbuch und von Steinle's Hand gewiß würdig künstlerisch außgestadtet.

Ueberhaubt kann man sich an der Tendenz die Sie bey Ihren Unternehmungen leitet nur freuen, und Ihnen dazu Glück wünschen, auf diese meine Ihnen ohne alle Schmeicheley mitgetheilte Ansicht über den Geist Ihrer Unternehmungen gestützt, werde ich nicht ermangeln Ihnen dann und wann auch von meinen Arbeiten deren ich [wenn Gott hilft] noch recht viele vorhabe, zur Vervielfältigung anzubitten, ich zweifle auch nicht daß wir uns über die Bedingungen jederzeit leicht verständigen werden.

Mit dem nochmahligen Wunsche daß Ihnen die gesandte Platte gefallen möge bleibe ich mit aufrichtigster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebenster Joseph Führich.

Geehrter Herr Buddeus, Hamburg, 6. Nov. 1843.

schieben Sie mein langes Schweigen nicht auf Mangel an Theilnahme, — im Gegentheil, es ist bei uns recht oft die Rede von Ihnen und von Düsseldorf — lediglich meine Schreibfaulheit ist Schuld daran. Uebrigens gebe ich Ihnen zu bedenken daß ich seit acht oder neun Monaten ein so fleißiger, mittelalterlicher „Illuminirer" gewesen bin, daß ich weder von Feierabenden, Sonn- und Festtagen etwas mehr wußte. Es ist Ihnen vielleicht zu Ohren gekommen daß die Dankbriefe der Stadt Hamburg an diejenigen Staaten, welche sich ihr während ihres großen Unglücks so wohlthätig erzeigt haben, laut Gesetzes, durch die Kunst des Malers geschmückt wurden, und diese sind es, welche von den hier anwesenden Hamburgern, meinen Bruder, O. Speckter und mich (Kauffmann hatte die Theilnahme an dem Werk, als ihm zu fern liegend, abgelehnt), so besonders in Anspruch genommen haben. Seit Anfange dieses Jahres ist Alles liegen geblieben was ich an Compositionen angefangen und beabsichtigt habe, die Untermalungen warten vergeblich auf ihre Förderung, die Genremalerei, war von den gothischen, streng stylistischen Miniaturen ganz aus dem Felde geschlagen.

Als ich endlich Mitte Septembers mit den sechs Urkunden, die ich, von den 38 zu malenden, übernommen hatte, zu Stande gekommen war, hatte mich das anhaltende Sitzen, und scharfe Hinsehen auf so kleine Gegenstände, ziemlich herunter gestimmt. Jetzt aber, da ich mich durch eine kleine Reise nach Helgoland u. s. w. wieder angefrischt habe, kann ich mich wirklich nicht länger enthalten eine Composition, die ich neulich gemacht habe, zu untermalen; aus dem Miniatur-Format herauszugehen und wieder in gewohnter Größe in Oel zu malen ist mir zum unabweislichen Bedürfniß geworden. Nur allein dies, verehrter Herr Buddeus, konnte mich bis jetzt abhalten Ihrem mir so schmeichelhaften Antrag

und Ihr gefälligen Voraussetzung nach Kräften zu entsprechen; und wäre Ihr Werk nicht durch die Umstände so beeilt, würde ich Ihnen gewiß im Laufe des Winters eine Platte gemacht haben, um Ihnen einen thätigen Beweis meiner Theilnahme an einer Unternehmung zu geben, zu der ich Ihnen Glück wünsche, sie begonnen zu haben, und von der mir mehre Blätter das größte Vergnügen gemacht haben; Schrödters Trinker, mit den nach Hause Taumelnden seitwärts, dem Heuwagen pp., Camphausens Prinz Eugen sind ganz ausgezeichnet.

Mein Bruder Martin, der mit dem Ornamentwesen sehr vertraut ist, will Ihnen eine Platte machen sobald er nur erst ein ihm ganz zusagendes Gedicht gefunden hat, und er ersucht Sie, ihm den äußersten Termin zu sagen, in welchem Sie die Platte haben müßten.

Es scheint mir eine sehr glückliche Idee, daß Sie in Düsseldorf eine immerwährende Ausstellung eingerichtet haben, an einem so bedeutenden Kunstort, wie der Ihrige, kann es einer solchen nie an dem gehörigen Zufluß von neuen Werken fehlen, der nöthig ist, ihr die rechte Lebensfrische zu bewahren. Hier bei uns wird eine solche Einrichtung wol noch lange zu den frommen Wünschen gehören, da unser Häuflein zu klein ist. Nächstes Frühjahr hoffe ich Ihr freundliches Anerbieten benutzen, und Ihnen ein Bild einsenden zu können; auch Kauffmann, dem ich die Sache mitgetheilt habe, wird Ihnen gelegentlich etwas einschicken. Kürzlich ist hier einer unserer Hamburger Künstlerschaft, der Maler Wasmann, angekommen der lange Zeit im südlichen Tyrol, Rom und München lebte, und der ein recht gelungenes Bild mitgebracht hat, ein am Spätabend am Feuer eingeschlafenes Mädchen, welches er Ihnen vielleicht am Schlusse d. J. zuzuschicken sich erlauben wird; natürlich würde er die Frachtkosten selbst tragen.

Ihr freundschaftlich ergebener Jacob Gensler.

Hochgeehrtester Herr, Dresden, d. 15. Dec. 43.

Es gereichte mir zum größten Vergnügen, da ich aus Ihren geehrten ersah, daß Ihnen meine Platte nicht mißfallen hatte. Das machte mir auch um so mehr Lust, an Radierung einer 2ten zu denken, allein ich sah endlich doch, daß ich zumal bei diesen kurzen Tagen mein Wort nicht würde halten können, indem andere Arbeiten mich drängen, u. so könnte ich die Zeit bis Ende Januar schwerlich inne halten. Sollte für die 2te Abtheil. des 3ten Bds. noch eine längere Frist möglich seyn, so wird es mir viel Freude machen wieder etwas radieren zu können und würde in diesem Falle bitten, die Platte ungrundiert mir zukommen zu lassen.

Das Album deutscher Künstler besitze ich nicht, u. wenn nun Ihre Güte einige Blätter zu meinen Abdrucken beilegen will, so danke ich Ihnen im Voraus für diese Freude aufs herzlichste. Auf Schwinds Radierungen in den Bildern u. Lieder bin ich sehr gespannt, es wird gewiß etwas recht frisch romantisches seyn. Schwind sollte sein herrliches Bild, Ritter Curts Brautfarth selbst radieren,

es würde wohl ein noch größeres Publikum finden als das Gemälde selbst, an dessen Malerei, so passend ich sie finde, doch viele Laien großen Anstoß nehmen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster Ludwig Richter.

Lieber Freund! Frankfurt, d. 31. Oktober 1845.

Entschuldigen Sie daß ich Ihnen noch immer nicht den Empfang des gütig überschickten engl. Papiers angezeigt habe, indessen haben Sie mir die Sendung der Abdrücke vom guten Hirten in Ihrem Letzten als so nahe angezeigt daß ich der Meinung war das erst abwarten zu können. Jos. Keller war hier und brachte mir einen Abdruck der allerdings noch hie und da etwas zu wünschen übrig ließ, und ich denke wohl daß das der Grund der Verzögerung sein dürfte — das Blatt gefiel übrigens allen die es sahen, außerordentlich. Wäre es möglich diese Platte auf besseres Papier zu drucken? ich glaube die Ausgabe würde gewinnen und der Stich besser aussehen, denn das Maschinenpapier ist gar zu karakterlos — Bis auf 2 ganze glatte dünnere kleine Bogen ist das englische Papier recht gut — das dicke habe ich eben angefeuchtet um es wieder gerade zu bringen. Ich werde alles behalten und mir die Nummern und Bezeichnungen notieren für einen späthEren Fall. Ich ersuche Sie mir es in Rechnung zu bringen. —

Eine Madonna in Aquarell für Sie zum kleinen Stiche für Keller habe ich gestern zum Aufziehen gegeben, doch bin ich noch unschlüssig ob ich sie übersenden werde können oder nicht — ich bin seitdem Keller den Raphael vor sich hat sehr, sehr, verschämt geworden und wäre es das Beste was ich allenfalls senden könnte so müßte Keller über die Unverschämtheit hinwechsehen. Ich habe in letzter Zeit auch ein großes Aquarell nach einer Veit'schen Composition ausgeführt, welches wahrscheinlich Lord Egerton bekommen wird — Sollte es aber nicht nach England gehen so wäre es wohl möglich daß ich es einmal nach Düsseldorf zum Ausstellen sende. Keller hatte nicht übel Lust es klein wie die Raphaelsche Pest zu stechen — Ein Mehreres wird Ihnen Keller davon erzählen. Mir haben sich die Aufträge so gehäuft, daß ich leider manchen unserer vielbesprochenen Pläne einstweilen hinausschieben muß, denoch aber werde ich nach Gelegenheit Sie und Ihren Kunsthandel im Auge behalten — Könnte sich Keller entschließen sich in Düsseldorf eine Zeichnung eines Madonnenbildes das ich für Mad. des Bordes hier gemalt machen zu lassen so glaube ich wohl daß ich das Bild für einen solchen Zeitraum (etwa 6 Wochen) senden könnte — Das Bild ist ganz vollendet und würde glaube ich Keller besser entsprechen als das Aquarell — Wollen Sie hierüber Rücksprache nehmen und mir dann schreiben so will ich meine Bitte bei der Besitzerin anbringen, wobei ich aber freilich die Versicherung habe müßte, daß das Bild nicht über die Zeit wech bleibt. In Erwartung recht bald etwas von Ihnen zu hören verbleibe ich bestens grüßend

Ihr ergebener J. E. Steinle.

Sehr verehrter Freund! München, 6. Mey 1870.

Ich bin bereits in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß, die mir freundlichst zugesandten Würste etwas ganz außerordentliches sind. Es ist also nicht ein trockener Akt der Höflichkeit, sondern ein motivirter Akt des Entzückens, wenn ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank, nebst dem höchsten Lob, Ihrer Freundlichkeit ausspreche. Es wird Ihrer immer freundlichst gedacht werden so oft wir uns den Genuß bereiten, einiges von dem gustiosen Geschenk uns zu Gemüth zu führen.

Gratulire Ihnen auch, daß Sie hinter Ihrer Arbeit sitzen, was ich von mir leider nicht sagen kann. Ich bin müd von der langen Arbeit, und zerstreut von den Anfragen allen, um Ausstellung, und den langweiligen Anträgen von Vervielfältigung, die alle nichts heißen, bis das Bild selbst einen Herrn gefunden hat. Unser Allergnädigster hat nicht einmal für gut befunden, es anzusehen. Auch gut.

Vor allem ist meine Frau seit 14 Tagen im Bett, und die Nachwehen einer Bauchfell-Entzündung wollen nicht weichen. Da werden Sie, verehrter Freund begreifen, daß es mit der Poesie nichts ist.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin alles Gute und erfreuliche wünschend, verbleibe mit nochmaligem Dank Ihr ganz ergebener M. Schwind.

An Heinrich Speckter

Lieber Onkel Heinrich! München, d. 17. Okt. 72.

Wenn mein erster Gruß aus der Isarstadt Dir an einem friedlichen Sonntagmorgen gebracht werden soll, werde ich ihn wohl schon heute schreiben müssen, obgleich von allen wichtigen Fragen nach Atelier, Wohnung, oder vielleicht gar nach einem zu wählenden Meister, noch keine erledigt ist. Im Gegentheil ist die Aussicht nach eigenem Atelier seit heut Morgen noch wieder gesunken, seit ich ehemalige Weimaraner getroffen habe, die schon fast 14 Tage sich vergeblich danach umsehen. (Piglh. war eins mit Wohnung zu 30 fl. monatlich angeboten worden. Als er sich den Fall überschlafen hatte u. entschlossen war, in den sauren Apfel zu beißen, war es gerade schon vergeben.) So werde ich dann wohl zum Ramberg gehen, warte nur noch, zuvor seinen Schüler Spangenberg zu sehen, u. mich von diesem über die Fülle der Ateliers, u. Fähigkeit der Collegen unterrichten zu lassen. Sowohl ihn wie Hugo Kauffmann hab ich schon xmal vergeblich aufgesucht, sonst bin ich d. ganzen Tag nach Wohnungen herumgelaufen, ohne bis jetzt passendes zu finden, entweder sind sie zu weit hinaus, oder zu theuer, oder zu dumpfig, oder nicht nach Norden, — denn die erste Zeit werde ich mich wohl zu Haus beschäftigen müssen; ganz zuletzt fand ich eine, die ich mir morgen früh bei Tageslicht nochmals ansehen will.

Aber trotz aller dieser Calamitäten bin ich nur froh, daß ich hier bin! Und daß ich hier bin, danke ich Dir aus vollem Herzen. Sonst hätte ich noch lange in Hamburg hocken können; wäre vielleicht gar, wie Piltz leise, u. Kops in Berlin ganz lebhaft mir anriethen, nach Weimar zurückgekehrt.

Aber man ist hier so vollkommen frei von allen Rücksichten auf Lehrer, Collegen, Malweise, jeder folgt so durchaus nur seinem Schädel, daß ich die Zeit garnicht erwarten kann, was zu machen.

Eine wirkliche Blütezeit der Kunst ist zwar noch lang nicht angebrochen; sogar viel manirirtes Zeug. Piglhein ist so einseitig für die Münchener Malerei begeistert, daß er mir das nicht zugiebt, aber es ist doch so. Wer einen Namen hat, arbeitet ebensogut drauf los, um Geld zu machen, wie anderswo, z. B. Hugo Kauffmann, von dem ich höchst mittelmäßige Sachen gesehen habe; jedoch auch sehr gute.

Eigentlich wollte ich aber noch etwas Vaterstädtisches mit Dir beschwatzen: das Todtendenkmal. Ich habe heut die Brinckmann'sche Kritik im Corr. gelesen, die Du mir durch Erwin warm empfohlen hast. Br.'s Aufsätze sind stets reichlich lang, aber gut überlegt und für Jeden, der wirkliches Interesse am Gegenstand nimmt, angenehm zu lesen. Aber diesmal thut es mir doch Leid, daß er nicht unbedingter für d. Schilling'schen Entwurf in d. Schranke tritt. Der Einwand, den er gegen d. Ausführung macht, gebührt weder dem Programm, noch dem Kunstwerk. Ich habe es auf meiner Reise, wo ich so vieles an Bildwerken gesehen habe, deutlich empfunden, daß lieber ein vollendetes Kunstwerk geschaffen werden muß, als ein mittelmäßiges, welches vielleicht die wünschenswerthe Hindeutung auf den siegreichen Feldzug nebenbei auch noch mitenthält. Alle großen Meister haben eins im Auge gehabt, u. wenn sie dies eine voll zur Anschauung gebracht haben, haben sie wahrhaft großes geschaffen. Entweder — oder. Entweder ein Siegesdenkmal, oder eins für die Gefallenen. Entweder Jubel, dann aber auch mit vollem Orchester aller Engel u. Erzengel, oder das Bild des grausen Todes, des tiefsten Wehs u. des versöhnenden Trostes. — Peiffers Entwurf hat mir ganz gut gefallen, eh ich den Schilling'schen kannte; aber seit ich Berlin, Dresden u. München gesehen habe, ist er mir so gleichgültig, ja, wenn ich denken sollte, daß er ausgeführt würde, so wiederwärtig geworden, daß ich nicht umhin kann, es Dir auszusprechen. Ein Siegesdenkmal laß uns auf d. Niederwald errichten (von den Concurrenzentwürfen dazu einandermal!). in Berlin, u. am liebsten auch eins in Hamburg, hoch sich thürmend, auf den (Fisch- oder anderen) Markt, oder am Hafen weithin sichtbar, — aber wo wir den gefallenen Söhnen der Vaterstadt in stiller Umgebung der Wallanlagen ein Denkmal errichten wollen, da braucht des Sieges nur in der Inschrift Erwähnung getan zu werden, oder vielleicht in einem Relief, in dem der deutsche Adler den französischen überwunden hat, oder dergl. Der Sieg ist mannigfaltig in Symbolen auszudrücken, u. bes. wissen wir lebenden u. noch viele der späteren Geschlechter, daß der Feldzug ein Siegreicher war, dieser Einwand Dr. Brinckmann's ist nur zu archäologisch spitzfindig. Der Entwurf ist vollendet schön, vielleicht das beste, was Schilling gemacht hat. Seien wir froh, wenn wir ein wirkliches Kunstwerk ersten Ranges unserer Vaterstadt verschaffen. Bis jetzt haben wir noch garkeins. — Das schönste, was ich an Sculptur unterwegs

sah, ist d. Amazone von Kiß. Sein Erzengel Michael mit d. Drachen im Schloßhof leidet an complicirtem Denken. Er haut nach dem Biest mit d. Schwert (obendrein so unglücklich, daß er zuerst seinem Gaul d. Hals abschlägt, eh' er das Ungeheuer trifft) u. streckt ihm zugleich das Kreuzespanier entgegen, „hilft das eine nich, so hilft vielleicht d. andere". O wie anders haben es die Alten gemacht! Die Antiken sowohl wie Michel Angelo!! Nie löst eine Bewegung in d. Figur die andere wieder auf: Mit beiden Armen zeigen sie womöglich, worauf es ankommt. Wenn Raphael eine Madonna malen wollte, stellte er nur die Mutter vor in aller Hoheit, deren er fähig war, bei der Himmelfahrt der Madonna v. Murillo ists nur die himmelfahrende Jungfrau, u. s. w. Von modernen Sculpturen ist mir Rietschel's Lessing u. bes. der Luther darum so lieb. Höchst interessant sind die verschiedenen Entwürfe im Rietschel-Museum. Der erste ist so langweilig! Da legt er die Hand aufs Herz, um auszudrücken: Ich kann nicht anders! Aber jetzt sagt er: „Hier steh' ich!" — Daß er nicht anders kann, sieht man ihm schon ohne das an. (Davison hat ihm die Faust auf d. Bibel vorgeschlagen). — Rietschel hat unendlich gearbeitet u. geändert, u. nur in wenigen Arbeiten wirklich vollendetes geleistet. Dazu gehört bes. d. Pieta. Vieles ist so langweilig u. matt, daß sowohl Hähnel's wie Schilling's Arbeiten die seinigen weit an Grazie u. Aufbau überragen. Bes. in d. Sculpturen am Galleriegebäude sind mir die Hähnel'schen lieber. Ebenso das Denkmal Fr. August des II auf d. Markt mit 4 Herrschertugenden lieber als das im Zwingergarten Fr. Aug. d. I, mit denselben Allegorien von Rietschel. — Schilling's 4 Tageszeiten auf d. Brühl'schen Terrasse sind merkwürdig ungleich; die Nacht vollendet schön. Jetzt arbeitet er an einem Schiller für Wien mit 4 sitzenden Sockelfiguren, die Lebensalter vorstellend, u. dazwischen im Hautrelief: Poesie (zwischen Kind u. Jüngling) Genius (vorn, zwischen Jüngl. u. Mann) Philosophie (zw. Mann u. Greis) u. Religion oder Nächstenliebe, αγαπή, (zwischen Greis u. Kind). Baut sich sehr schön auf, ebenso ein großes Denkmal Kaiser's Max von Mexico für den Molo in Triest, unten d. 4 Himmelsgegenden, höher ein reiches Hautrelief, oben er selbst, dann macht er Dionys u. Ariadne auf einer Pantherquadriga für's neue Theater, u. vieles andere. Das schönste, was ich an anspruchsloserer Sculptur je sah, ist sein Zeus mit Ganymed, Relief, kreisrund, als Pendant dazu Venus u. Amor, auch sehr graziös. Wenn ich Arthur wäre, würde ich mir diese viel lieber kaufen, als die ewige Abend u. Nacht von Thorwaldsen. Ein Schüler, Möller, hatte gerade ein Marmorrelief für das Heinestift in Hamburg fertig, nicht sonderlich. Derselbe Möller hat ein paar famose Sachen gemacht, vollkommen Schilling's würdig: eine lebensgroße Gruppe: ein Faun, der einem Knaben Musik lehrt, u. 2 Amoretten, die um eine Venus oder Nymphe herum kriegen spielen.

Piglh.'s besten Freund: Dietz, ein stiller, blasser kleiner Mann, im Gesicht an Arthur Schroeder erinnernd, habe ich leider nicht im Atelier gesehen, er hatte immer Sitzung; der beste Schüler ist Maler geworden! war erst 1 Jahr in

Weimar, u. geht jetzt zu Angeli in Wien. Angeli hatte ein modernes Damenporträt, ganze Figur, ausgestellt, das wohl den vorzüglichsten van Dycks getrost zur Seite gestellt werden kann. Außerdem noch ein geistreiches Damenporträt von Biermann in Berlin, echt modern ideal (das andere mehr hocharistokratisch, fürstlich). München hatte überhaupt wenig geschickt u. Porträts garkeine. Plockhorst u. Prof. Schrader, sonst die Matadore Berlin's, waren recht gewöhnlich, ohne wirkliche Auffassung.

Aber noch etwas Sculptur! vom großen Kurfürsten, den Kloth'schen Rossebändigern, u. dem alten Fritz brauche ich nichts zu sagen, aber über Begas u. seine, den meisten „greuliche" Schillerstatue. Der Schiller ist nicht gut, u. das Denkmal steht 10 Fuß zu niedrig. Aber die 4 Sockelfiguren, abgesehen so weit es möglich ist von den ausdruckslosen Köpfen, sind meiner Meinung nach grandios, vielleicht zu grandios für ein Schillerdenkmal, für den Sockel eines Shakespearemonuments geeigneter, aber epochemachend in ungeschminkter Naturgroßartigkeit, wie Michel-Angelo'sche Sibyllen; die Philosophie fast zigeunerhaft, die Geschichte raphaelisch in der naiven Bewegung des eifrigen Schreibens, die beiden Vorderfiguren: Tragödie u. Lyrik urgewaltig. Die sticht wirklich mit dem Dolche zu, wenn's garnicht anders geht, u. die andere liebt wie Brunhild u. Kriemhild, u. bis zum Rasendwerden, wie eine wahnsinnige Ophelia. Aber die Köpfe sind allesammt schlecht, nur die Tragödie stört wenigstens nicht. — Aber diese Fülle schlechter Standbilder, die kein Mensch beachtet! zumal hier in München. Darin sind Berlin und Dresden ihm weit über.

Ich habe recht geschwafelt, lieber Onkel. Die Zeit vom Dunkelwerden bis zum Abendessen weiß ich aber nicht anders hinzubringen. Jedenfalls solls ein Zeichen sein, wie ich Deiner stets dankbar gedenke, bes., daß Du mich mit väterlichem Ernst wieder hinausgejagt hast in meine Kunstwelt. Grüß die Tanten alle 3 so recht von Herzen, u. wen Du sonst von den Unsern siehst

Dein Hans. [Speckter]

Nachdem ich das Geschreibe nochmal durchgelesen habe, schäme ich mich sowohl des unklaren Stils, wie einiger übertriebenen Urtheile, die ich vielleicht schon in 1 paar Tagen nicht mehr ganz unterschreiben möchte, schicke es aber doch ab. Ich will bald was gescheidteres von mir hören lassen.

An Fritz Gurlitt

Sehr geehrter Herr! Frankfurt a. M., 29. Januar 84.

Indem ich Ihnen für die freundliche Aufnahme welche meine Bilder bei Ihnen fanden bestens danke, bitte ich dieselben an meine Adresse zurück gelangen zu lassen.

Zugleich erlaube ich mir die Anfrage, ob u. zu welcher Zeit Sie wieder einiges von mir in Ihrer Ausstellung aufnehmen würden. — Meine Bilder sind, sowohl gegenständlich wie auch technisch sehr mannigfacher Art und es ist gewissermassen nothwendig mehreres von mir zu sehen, vielleicht auch Bilder aus

verschiedenen Zeiten meines Arbeitens, wenn man über meine Art zu einer klarern Anschauung gelangen will.

Die Mehrzahl meiner Bilder aus den letzten Jahren ist nach England gekommen, ich habe deshalb in Deutschland nicht mehr viel ausgestellt — am liebsten würde ich dies nun bei Ihnen thun da ich weiß, daß Sie nicht nur dem anerkannt Guten, dem des Erfolges und Beifalls Sichern einen Platz gewähren, sondern auch dem in der Kunst eben so nothwendigen, sich neu Entwickelnden — nach Ausdruck Suchenden. —

Einer gefälligen Antwort entgegensehend zeichnet Hochachtungsvoll

Hans Thoma.

Sehr geehrter Herr Gurlitt! Frankfurt a. M. 16. Juli 1884.

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief.

Da ich den Schutz, den Sie meinen Bildern angedeihen lassen wollen sehr hoch anschlage, so bin ich zu mancher Stunde recht im Zweifel, wenn ich die Auswahl ansehe, welche ich Ihnen zuerst schicken möchte, — es ist mir dann, als ob ich die Bilder nochmals u. besser malen müßte — als müßte ich es recht augenscheinlich machen u. unwiedersprechlich, daß Sie etwas Gutes in Pflege genommen. Aber ich weiß doch, daß ich erstens durch Übermalen immer nur ein anderes u. selten verbessertes Bild mache u. zweitens, daß wenn etwas an meinen Bildern ist, er dies nur ist dadurch, daß sie aufrichtig gemacht sind u. daß wer sich die Mühe giebt sie näher kennen zu lernen auch die Schwachheiten u. Unvollkommenheiten derselben gerne hinnimmt.

Es freut mich immer, wenn ich höre, daß man von meinen Bildern sagt, sie haben Verwandtschaft mit der Kunst Böcklins. — Gewiß war Böcklins Einfluß auf mein Arbeiten ein sehr guter — doch habe ich Böcklin zu einer Zeit kennen gelernt, in welcher ein Einfluß mich nicht mehr aus mir selbst herausbringen konnte — so bin ich wohl oder übel Thoma geblieben. Die Einflüsse wie sie ja auf jede bildsame Künstlerseele wirken sollen, sind auch bei mir sehr vielfache gewesen u. gerne teile ich Ihnen, so viel es durch kurze Worte geschehen kann, mit, wie der Gang gewesen ist, der mich abseits geführt hat. —

Ich bin in einem Schwarzwalddorfe geboren u. ich irre gewiß nicht, wenn ich sage mit Maleraugen, denn ich erinnere mich jetzt noch lebhafter Auffassung von Dingen um mich in meiner frohen Kindheit — gezeichnet habe ich so früh ich es denken kann — aber daß es eine Kunst u. Künstler gebe, wußten ich u. meine Umgebung nicht. — Das nächstliegende war, daß ich Anstreicher u. später Uhrenschildmaler wurde. In meinem 20. Jahre kam ich vom Großherzog unterstützt in die Kunstschule in Carlsruhe. — Im Schwarzwalde hatte ich sehen gelernt u. das Machen wie es die Kunstschule lehrte, wollte nie zu diesem Sehen stimmen, u. so war ich immer im Conflikte mit mir selber. Studien, die ich im Sommer für mich im Schwarzwald machte waren immer weitaus das Beste —

leider hatte ich keinen Lehrer, der mich auf mich selbst hinwies. — Dem Maler Canon habe ich zu danken, doch auch da hinderten mich die Zustände von Halbheit in der Carlsruher Kunstschule, von dessen großem verständigen technischen Können so zu profitieren, wie es hätte sein sollen. Ich kam im Jahre 66 nach Düsseldorf u. stand dort recht allein. — Der Maler Scholderer, jetzt in London, interessierte sich sehr für meine Bilder, u. er war es auch, der mich 68 auf ein paar Wochen nach Paris führte — dort kam das erste mal ein richtiges Selbstbewußtsein über mich, ich sah die Kunst als ein Ganzes. — Ich lernte die Italiener im Louvre zuerst kennen — vorerst bestimmte mich der lebendige Eindruck der Courbet'schen Bilder — es war mir, als wären sie meine Bilder. — Ich ging von Paris in den Schwarzwald u. malte getrost, was ich dort fand, was ich immer gesehen, ich malte mit einfachen, derben Mitteln u. in ziemlich großem Format. Als ich die Bilder aber in Carlsruhe ausstellte, ging ein wahrer Sturm los, man wollte mir das Ausstellen im Kunstverein im Ganzen verbieten. Einige dieser Bilder kaufte später in München ein Engländer, die meisten suchte ich in Carlsruher Kunstschulmanier zurecht zu malen u. verdarb sie folglich ganz. — In München 1870 fand ich Viktor Müller, der sich für meine Bilder sehr interessierte u. mich wieder stärkte — dort stellte ich aus u. fand so weit Beachtung, daß ich Freunde u. Feinde bekam. — Nach Viktor Müllers Tode 72, lernte ich Böcklin persönlich kennen, ich kam gerade nicht viel mit ihm zusammen, aber seine geschlossene verstandesmäßige Arbeitsart bei seiner Phantasie, öffnete mir für vieles in der Kunst die Augen. — Im Jahre 74 war ich das erstemal in Italien, — es war mir, als wäre ich in einer schönen Heimat. — In München kam dann über meine Bilder viel unfruchtbarer Lärm, ich könnte fast sagen, ich flüchtete mich davor ins Kunst-ruhige Frankfurt — wo mir mit anderen Freunden besonders Dr. Eiser eine Stütze war. — Hier arbeitete ich recht im Stillen u. hatte mich mancherlei kleinen Wünschen u. Bedürfnissen anzufügen. Manche alte liebe Pläne nach etwas Größerem mußte ich begraben. —

Im Jahre 79 sah Herr M., ein Frankfurter, der in Liverpool lebt, meine Bilder im hiesigen Kunstverein, er war gleich so dafür gewonnen, daß er mit noch einigen anderen Kunstliebhabern in Liverpool z. B. Hr. von Sobbe fast alles erworben, was ich seither gemalt habe. Im Jahre 1880 ging ich mit Aufträgen aus Liverpool nochmals nach Italien. Das sind so im groben Umriß die Einflüsse, von denen sich sagen läßt, daß sie mein Arbeiten bestimmten. Wie wird es mir nun in Berlin ergehen? Sie können wohl denken, daß ich darauf gespannt bin, — da aber meine Hoffnungen durch Erfahrung belehrt recht bescheiden sind [Thoma] (Ohne Schluß)

Frankfurt a. M., 20. Okt. 1884.

Hochverehrte Frau und lieber Herr Gurlitt!

Da ich nun wieder in meiner alten Häuslichkeit sitze soll es das erste sein daß ich Ihnen nochmals herzlich danke für die freundliche Aufnahme in Ihr liebes

Heim — von diesem Mittelpunkt aus konnte ich Berlin recht behaglich genießen — Ruh u. Sicherheit die Hauptbedingungen zum gedeihlichen Genusse haben Sie mir geboten. —

Die Eisenbahnnacht hat mich doch etwas müde gemacht u. dies mag schuld sein daß mir die Kasseler Gallerie weniger Eindruck machte als ich davon erwartet habe. —

Meiner Müdigkeit zu entreißen vermochte eigentlich nur ein Bildchen von Paul Potter — Kühe auf der Weide. — Das ist etwas ganz ursprüngliches. —

Vielleicht habe ich in Berlin wieder einmal zu viel in die alten Italiener hineingeguckt um den ja gewiß sehr großen Niederländern in Cassel ihr volles Recht zu geben. — Es sind auch wirklich für eine Gallerie zu viel recht geringe Sachen da. —

Hier in Frankfurt finde ich alles in guter alter Ordnung. — Meine Frau schließt sich mit freundlichen Grüßen der dankbar ergebenen Gesinnung die ich für Ihr Haus habe an. — Die kleine Ella ist glücklich mit ihrem Küchengeschirr, ich muß ihr viel von Angelina erzählen u. sie schickt an Angelina viele Küßle u. dankt ihr für die schönen Sachen. —

Auch ich schicke an den lieben Haus-Engel meine besten Wünsche und einen Kuß. —

Herzliche Grüße von Ihrem ganz ergebenen Hans Thoma.

Lieber Herr Gurlitt! Frankfurt a. M., 29. Januar 85.

Es thut mir recht leid daß Sie jetzt so vage geschäftliche Unannehmlichkeiten zu bekämpfen haben — ich wünsche Ihnen von Herzen Sieg über die schlimmen Elemente, damit bald eine angenehmere Zeit der Ruhe u. Erholung für Sie kommen möge. —

Böse war ich nie, ich nahm an daß Sie mir nichts Wesentliches über die Bilderangelegenheit zu sagen haben würden, u. wußte, daß bei Ihrer vielseitigen Thätigkeit nicht viel Zeit für nicht nothwendige Briefe übrig bleibt. —

Ich hoffte in München mit Ihnen zusammen zu treffen u. als dies nicht der Fall war u. ich nicht weiter von Ihnen hörte, dachte ich allerlei hin u. her über das Warum — aber böse sein wäre unrecht von mir gewesen u. ich hätte ganz vergessen müssen, wie lieb Sie mich in Ihr Haus aufgenommen haben.

Die Bilder von Dr. Fiedler und Hildebrand sind meiner Meinung nach recht gut geworden — es ist Schade, daß ich für Ihr Bild nicht etwas mehr Zeit verwenden konnte, es gehört doch dazu u. es wäre gewiß besser geworden. —

Gegenwärtig bin ich recht eifrig an der Arbeit — allerlei Erfahrungen zeigen mir daß ich nichts besseres thun kann als zu malen so als wäre ich allein auf der Welt. —

Wenn ich mein reines Vergnügen an der Arbeit habe, so wird es wohl wenn auch viel später einige Menschen geben, die wenigstens dies Vergnügen darin empfinden können.

Im März werde ich wahrscheinlich nach Florenz gehen auf einige Wochen. — Ob die Bilder die bei Ihnen im Depot liegen, ausgestellt werden sollen oder wieder so an mich zurück sollen, überlasse ich ganz Ihrer Entscheidung — ich mag sonst nirgends anders mehr etwas ausstellen und stelle einstweilen alles auf Lager.

Nun bitte ich Sie mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin bestens zu empfehlen, mit mir küßt auch Ella die liebe Angelina, wir sprechen viel von ihr. — Der Ella haben die überschickten Töpfchen Eindruck gemacht, mir Angelinas tiefe schöne Augen. Indem ich Ihnen u. Ihrer Familie alles Gute wünsche bin ich Ihr ergebener Hans Thoma.

Frankfurt a. M., 29. April 1886.

Lieber Herr Gurlitt!

Ich war so unvorsichtig zwei Bilder zur Berliner Kunst Ausstellung einzuschicken — sie sind refusiert worden. Nun komme ich zu Ihnen mit der Frage, ob Sie wohl in der Lage wären das eine der Bilder „Paradies" in Ihrem Salon zur Ausstellung zu bringen — es wäre mir von Wichtigkeit, daß dies Bild doch gerade in Berlin gesehen würde, denn ich lasse mich durch keinen Juryentschluß tot machen. —

Das andre Bild war schon früher bei Ihnen, es ist eine hl. Familie an einem Bach unter schattigem Gebüsch. —

Wenn der Juryentschluß Ihnen nicht zu heilig ist, so thun Sie mir die Gefälligkeit das Bild bei sich aufzunehmen u. in diesem Falle bitte ich Sie mir umgehend zu antworten, da ich in 8 Tagen über die Bilder verfügen muß.

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener Hans Thoma.

Frankfurt a. M., Januar 88.

Lieber Herr Gurlitt!

Ihr lieber Brief hat mich recht sehr gefreut, daß die gute Angelina mich noch im Andenken hat ist mir ein freundliches Zeichen. Sie wird jetzt schon recht groß geworden sein.

Vor ein paar Tagen habe ich zwei kleine Bilder in einer Kiste verpackt an Sie abgeschickt. — Natürlich würde ich sie gerne verkaufen — aber ich will jetzt noch gar nicht über einen Preis dafür sprechen, es kommt ja vorerst darauf an, ob sie in dem Kunstgelehrten Berlin nicht von vornherein für Unsinn gelten. Noch ein anderes kleines Bild, schicke ich Ihnen dieser Tage als Poststück zu. — Da ich keinen Preis dafür weiß, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich auch für keines einen passenden Titel habe — Sie sehen wie schwer das Ausstellen für mich ist. —

Als ich bei Ihnen war, habe ich, so viel ich mich erinnere, gesagt, daß ich mich gegen die Rolle eines Kunstmärtyrers etwa à la Feuerbach wehre — aber, aber —

Die Lichtdrucke hat Ihnen meine Frau geschickt, als ich in Florenz war — ich

wollte es einmal probieren u. habe zum Glück für meinen Geldbeutel so viele Exemplare an hiesige Freunde abgesetzt, daß die Kosten gedeckt wurden, ich bin sehr unzufrieden mit der Sache, der Drucker verstand seine Sache nicht u. war nachlässig u. ich hatte zu wenig Erfahrung. —

Mit den freundlichsten Grüßen an Sie, Ihre verehrte Frau Gemahlin u. an die liebe Angelina Ihr Hans Thoma.

Lieber Gurlitt! Berlin, den 4. Sept. 1884.

Sie erhalten hier das Gewünschte, resp. einige wesentliche Gesichtspunkte, die für meine Thätigkeit und für die Gründe, welche mich dazu bewogen maßgebend sind:

Zuerst brachte mich darauf die mangelhafte Reproduction meiner Arbeiten, sowohl durch fremde Radisten resp. Stecher, als durch Photographen, beides ersetzt nicht die reproductive Thaetigkeit des freischaffenden Künstlers. Das ist selbstredend.

Durch die Versuche mit der Radirung immer weiter getrieben, langte ich bei dem Stich an, für den ich eigentl. wenigstens wie er jetzt seit bald einem Jahrhundert geübt wird keine Vorliebe habe. Ich bin der Ansicht daß die Tage, des, im Laufe der Jahrhunderte einer kraftlosen glatten Manier verfallenen rein reproductiven, theuren Kupferstichs gezählt sind. Mit Recht. denn das mechanische Verfahren der heliographischen Kupferaetzung bietet mit all seinen Maengeln mehr Garantie für getreue Nachbildung des Originals als die Arbeiten der meisten Stecher wie wir sie gegenwärtig haben.

Stich und Radirung erhalten erst dann wieder Werth wenn der erfindende Künstler, Maler oder Zeichner wie seinerzeit Dürer und Consorten seine Arbeiten wieder selber reproducirt und sich wieder mit Stichel Nadel und Aetzwasser beschäftigt.

Gaillard hat wieder damit angefangen Kupferstecher und Maler in einer Person zu sein, (besser umgekehrt, denn er war zuerst Maler.) Die Künstler welche eventuell Lust zum Stechen haben könnten, gemaeß ihrer Begabung, sind meist schon abgeschreckt durch den pitoyablen Aspect eines solchen Machwerks und die unerhörte Langeweile die einem daraus entgegengaehnt, ganz abgesehen davon, daß die Kupferstecher ihr bischen Handwerkskniff mit einem geheimnisvollen Brimborium umgeben bei Adam anfangen um einem das Verfahren des Stiches auseinander zu setzen und einem die Sache so gründlich als moeglich verekeln, bevor nur der Anfang eines Versuches gemacht ist, sagte mir doch Jacoby, nachdem ich meine Schwester und Frau Klein schon gestochen: Fangen Sie um Gotteswillen nicht mit dem Stichel an, das ist das schwierigste perfideste Instrument was es giebt, schon 40 Jahre plage ich mich damit und habe immer die Technik noch nicht los. — Der Kerl hat nie zeichnen gelernt und denkt nun der Hund liege im Stichel begraben. Ich weiß aber, daß jeder gute Zeichner nach kleiner Uebung und Kenntniß des Materials ein seiner zeichnerischen Begabung entsprechender Stecher wird (resp. Radist). Denn alle

strenge Linienmanier die früher, um die Zahl der guten Abdrücke zu erhoehen geübt werden mußte (die sogenannte Gondelei) fällt heute beim galvanoplastischen Verfahren und bei der Verstählung von selbst weg, da durch diese Methoden auch die feinsten Nuancen und Linien in 10000den von Abdrücken unversehrt erhalten bleiben. — Die beste Reproduction, ist die, welche der Schoepfer des Kunstwerks selbst macht. Außerdem ist es für ihn ein Vergnügen.

Ich wenigstens kenne keinen groeßeren Genuß als nach der Vollendung eines Bildwerkes dasselbe in einigen Tagen der Muße zu reproduciren und waehrend dieser verhaeltnißmaeßig mühelosen Arbeit der überwundenen Schwierigkeiten zu gedenken welche einem das Opus bereitet hat. Diese Thaetigkeit ist eine Erholung und hat nichts gemein mit der jahrelangen Sclavenarbeit des Kupferstechers, der jeder Selbstaendigkeit bar stumpfsinnig auf seiner Platte herumsticht bis ihn schließlich der Teufel holt (wenn er ihn mag!?)

Schließlich ist das Handwerk mit dem Stichel entschieden keine Hexerei (auch das mit Nadel und Aetzung). Maßgebend für das Resultat ist nur die Qualitaet des Künstlers resp. ob er was gelernt hat oder nicht. Wer nicht zeichnen kann, wird es von selbst lassen, wer aber die noethige Formkenntniß besitzt dürfte in dieser Beschaeftigung nach einiger Uebung eine Quelle des Vergnügens finden und seine Bemühungen reichlich gelohnt sehen, denn radirt oder sticht er seine eigenen Werke so wird er kaum mehr als das Doppelte von Zeit dafür aufwenden, als wenn er sie mit der Feder gezeichnet haette, und außerdem den Vortheil haben, eine unbeschraenkte Anzahl gleichwerthiger Vervielfaeltigungen davon anfertigen lassen zu koennen.

Das ist etwa was ich zu sagen habe, benutzen Sie davon was Ihnen beliebt und moderiren Sie nach Gutdünken. Besten Gruß Ihr Stauffer-Bern.

Lieber Gurlitt. Bern. 9. Aug. 86.

Besten Dank für Ihren Brief. Mir geht es nicht gerade schlecht, ich habe ein Damenportrait gemalt, welches mir nicht übel gelungen scheint und sich hier vielen Beifalls erfreut, eine weiße Dame, viel schlechter als ein's der beiden berühmten ist es jedenfalls nicht (ich bin wenigstens so unbescheiden dies zu finden). Es ist völlig plein air und hat mir ein par Mal einen gehörigen Kater gemacht. Nächste Woche male ich den Gottfried Keller, er will mir sitzen. Er wird dann auch radirt im Herbst für den Weihnachtsmarkt.

Ich habe im Sinn um den Michael-Beer'schen Preis für Kupferstecher zu concurriren, es sind 2500 Mark nach Italien für ein Jahr, und es scheint mir daß die Sache zu wagen waere. Muße habe ich bis dato noch nicht viel gehabt, aber ich hoffe daß ich doch noch (in bescheidenster Weise zwar) eine Reise zu Fuß durch die Schweiz und nach den oberitalienischen Seeen machen kann. Ich lechze ordentlich danach, Natur zu sehen und den naechsten Sommer vom April bis Herbst wird nichts gethan als im Grünen gemalt: Landschaft — — es ist doch die Hauptsache.

Mein Freund in Zürich dessen Gattin ich gemalt, hat mir in generoesester Weise Gastfreundschaft angeboten, so daß ich mir eine solche Extravaganz leisten kann. Habe ich einmal die Landschaft ebenso begriffen wie die Figur so hoffe ich doch dies oder das schoene Bild zu malen. Wir werden ja sehen. Für Ihre frdl. Bemühungen danke ich Ihnen recht sehr, aber Verlaß auf die verdammten Schriftsteller ist nicht. Wie hat mir L. versprochen zu schreiben über meine Sachen und Tepper und alle moegl. Leute, und wie ist es gekommen.

L. das Schwein, hat mich nicht einmal erwaehnt und P. hat mir den Tort angethan mich mit den miserabelsten Schmierern wie Zickendraht, Brack und aehnlichen erfreulichen Erscheinungen zusammen zu bringen. Das ist das Gemeinste, was mir bis dato passirt ist, er kann schimpfen oder schweigen, aber zum Cretin braucht er mich nicht zu machen, Hund, verfluchter. Uebrigens ist meine Wuth vorbei und eines schoenen Tages wird er ja hoffentlich verrecken. Hier in der Schweiz ist es so schoen, daß ich am liebsten gar nicht mehr in das langweilige Berlin kaeme aber es wird doch sein müssen. —

Sie fragen nach Boecklin, er geht diese Woche nach Berlin, oder ist schon verreist, hat wieder mit seiner Flugmaschine zu thun, in seinem Atelier war ich nicht, habe ihn nur ab und zu in der Kneipe getroffen, nicht oft, denn seine Gesellschaft ist schwer zu ertragen wenn man nicht ganz genau denselben Strick zieht wie er, seine Schimpfereien und die Verachtung mit der er von Anderen, in meinen Augen tüchtigen Leuten spricht, machen mir Kater.

Das Portrait was ich gemalt, hat mich wieder ein wenig herausgerissen, na Sie werden es ja sehn im Herbst, ich will es mitbringen. Wir resp. meine Familie ziehen diesen Herbst von Bern nach Biel und Sie koennen sich denken daß jetzt von Ruhe oder stillem Natur Genuß nicht viel zu spüren ist. In circa Mitte September bin ich wieder in Berlin. Daß Ihnen die Ausstellung auch nach und nach über wird ist natürlich, ich begreife überhaupt nicht wie Sie es aushalten. —

Ich habe im Sinn diesen Winter in meinem Atelier (Nebenraum) ein par Schüler zum Zeichnen und Malen nach d. Act aufzunehmen, sprechen Sie bitte davon, vielleicht laeßt sich was machen.

Besten Gruß mein Verehrtester an Sie und Ihre Frau und Kind von Ihrem ergebensten Stauffer Bern.

Lieber Herr Gurlitt! Biel Juraſtraße La terrasse 9. Octob. 87.

Eben komme ich wieder nach Hause und erhalte Ihren Brief. Besten Dank! Wenn nicht der Teufel noch dazwisch. reitet, so habe ich das Atelier für 1 Jahr vermiethet. 1000 M. Ich moechte es aber definitif los sein. Ich habe dort eigentl. nichts mehr zu suchen und gehoere nicht in die Stadt am wenigsten nach Berlin. Der Maler gehört hinaus in die Natur und muß wenn etwas dabei herauskommen soll seine Eindrücke frisch verarbeiten. Noch einmal muß ich hinkommen im December und Januar um einige Auftraege die ich (merkwürdiger-

weise) noch habe zu erledigen. Dann hingegen ade. Was ich will weiß ich und was ich nicht will, erst recht. Eine aergere künstlerische Isolirung als in Berlin kann ich wohl nirgends treffen. Und schließlich ist es gleichgültig, ob man dort wohnt oder nicht, wenn man mit Niemand Verkehr hat.

Klinger mein Freund und Gesinnungsgenosse wird ja auch auswandern und außer Prell ist dann in der ganzen großen Stadt kein College mehr von den Altersgenossen (außer Hoecker, Liebermann kann nicht gerechnet werden denn er ist aelter und verheirathet) der mich interessirt und von dem ich was lernen koennte. Das werden Sie mir wohl zugeben, daß ein aergeres ignoranteres und aufgeblaseneres sogenanntes Künstlerthum wohl nirgends existirt als in Berlin. Ich habe mich diesen Sommer eigentlich einem goldenen Müßiggange ergeben, der mir aber so wohl gethan hat, daß ich der Ueberzeugung lebe, ich haette nichts besseres thun koennen. Ich gehe also erst im Februar für bleibend fort. Vorher sehen wir uns noch. Von Freytag und Keller koennen Sie Drucke haben, soviel Sie wollen.

Das Stück kostet 15 M. oder weniger, es ist mir ganz Wurscht. Haben Sie Jemand der große Freude daran hat und kein Geld koennen Sie ihm auch einen schenken.

Letzthin las ich in den Zeitungen daß Sie die Pietà wirklich verkauft. gratulire!

Ich singe jetzt

Von ferne sei herzlich gegrüßet
Du strebsame Stadt an der Spree
Wo duftend die Panke zerfließet,
Und viele Bildung beim Thee.

Und verbleibe wie immer mit d. besten Grüßen an Sie und Gemahlin Ihr

Stauffer.

Verehrtester Herr Gurlitt! Aibling den 25. März 1888.

Es ist fast nicht zu entschuldigen, daß ich auf Ihre letzte freundliche Einladung erst jetzt antworte. Ich war inzwischen in meiner Vaterstadt u. habe dort Portraits gemalt. Für Ihre Ausstellung hatte ich in Folge dessen nichts recht Passendes. Auch möchte ich nicht eher an die Öffentlichkeit treten, bis ich in der ganz neuen Art, in welcher ich jetzt male eine erkleckliche Anzahl von Sachen beisammen habe. Dann aber rechne ich mir es zur Ehre bei Ihnen zuerst auszustellen. Wenn Sie einmal nach München kommen so erweisen Sie uns das Vergnügen uns in Aibling zu besuchen. Mit den herzlichsten Grüßen auch an Herrn Sperl verbleibe Ihr ergebenster M. Leibl.

Sehr geehrter Gurlitt! Venedig 3. Juni 1884.

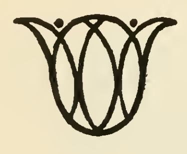
Entschuldigen Sie daß ich Ihnen erst heute das scheußliche Ding wieder schicke das Sie unvorsichtigerweise gekauft haben — Trotzdem ich der Ansicht

bin daß das Ding ganz so aussah wie ich es gepfuscht hatte — so habe ich doch noch daran herum gepinselt — Es läßt sich mit so einem „fertigen“ Zeug nicht viel machen — Aber nun ist mir ein Unglück passirt — für das ich nichts kann — (Sie übrigens auch nicht) — In der Ecke links vom Beschauer — ist das Papier stockfleckig — oder sonst durch irgend etwas beschädigt — (wie Sie selbst hinten sehen können) — Als ich nun mit dem Schwämmchen drüber fuhr bildete sich ein scharf begränzter — dunkler Fleck, der durch die am Horizonte hingesetzte — und hinauf gewaschene gelbe Farbe — ausserdem gelb geblieben ist — Da half nun kein Fluchen und kein Beten — Mit allen möglichen Kunstkniffen half ich so gut es geht — Sehr schön ist es nicht geworden — aber doch besser als ich glaubte —

Kaufen Sie doch solchen Schund nicht — sonst geb' ich Ihnen weiß Gott nichts mehr — Das Ding habe ich vor 1000 Jahren einem ungarischen Bildhauer geschenkt — der jetzt in Geldverlegenheit es verkaufte — In Esseg oder Arad könnte es bleiben — „Aber es ist (leider) nichts so fein gesponnen „Es kommt doch mal an die Sonnen“ — Daß Sie mir das aber anthun — das ist sehr unrecht — und wünsche ich Ihnen von Herzen — daß das Publicum gescheit genug ist es Ihnen zu lassen — Die Beichtstuhl lehnende Lesende werde ich — wenn ich Zeit habe noch fertig machen — und wenn sie gut wird schick' ich sie Ihnen — aber Köpfchen kann ich Ihnen jetzt keine malen — nicht wenn sie mir versprechen das kleine Fächermädel zu zerreißen — was eigentlich geschehen sollte — —

Doch! da thu' ich's — Einen male ich Ihnen — aber nur wenn Sie mir das Ding selber zerrissen zurückschicken. Überlegen Sie sich das —

Ihr ergebenster Ludwig Passini.



Moderne Erziehung/ von Julie Wassermann-Speyer



Vor dreißig Jahren stand man vor der ernstesten Angelegenheit des Lebens, der Kindererziehung, mit ungleich weniger Reflexion, als dies heute der Fall ist. Tradition und persönlicher Instinkt gaben Sicherheit und es lag fern, diese Angelegenheit als Problem zu fassen. Nicht nur die bedeutende Persönlichkeit oder der starke Instinktmensch oder die vollendete Dummheit hatten die Sicherheit der geraden Linie. Man darf das Ergebnis nicht allzu gering einschätzen. Respektvolle, pflichtbewußte, im günstigen Fall harmonische Menschen, verließen das Elternhaus. Es ist wahr, weder große politische Tugenden noch die differenzierteren einer fein kultivierten Menschheit wurden so gezüchtet. Ein verwahrloster Geschmack in allen Dingen der Kunst, eine ungefestigte Moral im Geschäftsleben, Stumpfheit oder bornierter Fanatismus im Politischen, dies sind die charakteristischen Gesichtszüge jener Generation, deren Erziehung „tüchtig und naiv" war.

Man hat im letzten Jahrzehnt für die Aufgaben der Erziehung und die Persönlichkeit des Kindes einen andern Blick bekommen. Das zwanzigste Jahrhundert akzentuiert vorderhand das Problem der Jugenderziehung. Man scheint sich endlich darüber klar geworden zu sein, daß man an keine kulturelle Neuordnung unsrer Existenz zu denken wagen darf, ohne die Jugend unsrer Kinder im tiefsten anders zu gestalten, als unsere eigene war.

Aber ist es ein Fluch unsrer Zeit, daß alles Leuchtende so schnell aufgegriffen, so schnell in aller Hände gebracht wird, daß es an Kraft einbüßt? Kann das, was uns in unserem lebendigsten Innersten angeht, seine Bedeutung verlieren, weil es zum Konversationsthema geworden ist?

Tatsache ist, daß man wieder anfängt die Hände in den Schoß zu legen. Die großen wünschenswerten Möglichkeiten scheinen so schwer erreichbar, daß die „kleinen, alltäglichen" an Interesse verloren haben. Vielleicht sind wir in unserem Verhalten der Jugend gegenüber vorsichtiger geworden, aber darf man darum behaupten, daß ein Ergebnis gewonnen ist? Die große Mehrheit unselbständiger Eltern verhält sich in Erziehungsfragen keineswegs feiner und vernünftiger als unsere Großeltern. Dem neuen Guten, das sich findet (vor allem die größere Kultur des Körpers im Bürgerhaus), steht ein neues typisches Erziehungsübel entgegen, das eine frühere Zeit nicht kannte: die überaus große Unsicherheit, tastende Schwäche, Zerrissenheit der Ansichten, aus denen sich die Fehler der „neuen Erziehung" ableiten lassen.

Sie sind da, wo früher die extrem brutalen oder die extrem verzärtelnden Fehler gemacht wurden, und wenn jene die sklavischen Instinkte weckten, diese die tyrannischen, so meine ich, daß die Form der hier geweckten Zuchtlosigkeit: die Nervosität, um so bedenklicher ist, als sie nicht nur ein moralisches, sondern auch ein körperliches Defizit bedeutet.

Es ist ein Maß für den Grad der Verwirrung, daß man heute nicht selten von gescheiten Eltern aussprechen hört: Erziehung sei etwas Illusionäres, da der Mensch immer das bleiben muß, was er vom ersten Lebenstag, von der Stunde der Konzeption an ist. Die Erziehung könne in nichts anderem bestehen, als in der Forderung, dem Kind gesellschaftliche Manieren beizubringen, in der Körperpflege und in der Vorbereitung zur beruflichen Tauglichkeit. Im übrigen sorge das kultivierte Heim, das gebildete Benehmen der Eltern, der Leute, die im Haus verkehren, die sorgfältige Auswahl von Schule und Gespielen genügend für den „Schliff". Diese schönen Wahrheiten aber kann irgend eine Katastrophe im Kinderzimmer, bei der sich Äußerungen von Maßlosigkeit und Roheit, Ansätze einer schlechten Charakterbildung zeigen, in Frage stellen.

Und doch sind diese Fehler des geistvollen Indifferentismus nicht die schwersten. Plato sagt: „Besser der Knabe bleibe ungeboren, als unerzogen." Ich möchte hinzufügen: Und besser noch, gar nicht erzogen als schlecht erzogen.

Ich kenne Kinder, mit besonders guten menschlichen Anlagen, die ich für ruiniert halte, weil ihre Eltern die modernen Ansichten über Erziehung und Freiheit der Jugend so mißglückt angewendet haben. Die zweifellos von Geburt an zarten Nerven dieser Kinder sind zum großen Teil darum so widerstandsunfähig, weil sie zu sehr geschont und in demselben Maß zu sehr abgenützt wurden. Aus dem pädagogischen Urantrieb heraus wollte man dem Kind eine möglichst glückliche Jugend schaffen, ihm die Leiden der Tyrannei ersparen, die man selbst erlitten hatte. Man versuchte also die „neue Erziehung", indem man möglichst viel Wünsche erfüllte und möglichst wenig Verbote erließ. Die Folge zeigte eine wachsende Begehrlichkeit, Maßlosigkeit und Selbstherrlichkeit des Lieblings. Nun kam die Angst, man habe das Kind „verwöhnt". Und da man durch gütigen Zuspruch nichts erreichte, so entstand der Entschluß, die Zügel „straffer" zu spannen. Das „strenge Regime" wird eingeführt. Der gemessene, meist in rauhem und enerviertem Ton gegebene Befehl soll jetzt die Handlungen des kleinen Wildlings bestimmen. Eine Verordnung nach der andern wird erlassen, denn um jeden Preis will man die „Zucht" nachholen. Und man ist erbittert, weil der Lohn der Zärtlichkeit und wohlmeinenden Liebe jener undankbare, gehässige und freche Ton des Kleinen ist, den man heute so oft von Kindern, ihren Eltern gegenüber hört, während sie sich allen andern Menschen lenksam und liebenswürdig geben. Katastrophen, Reue und Einkehr von beiden Seiten, Versöhnung und Eintracht bis zur nächsten Katastrophe, dies sind die Stationen des Weges, den man das Kind führt.

Vielleicht gibt es nur noch etwas betrüblicheres als den Typus dieses „verraunzten und respektlosen" Kindes. Ich meine das übermäßig verlegene, unfreie und affektierte, kleine Wesen, das als Produkt einer Erziehung hervorgeht, die sich sehr stolz „stramm" nennt. Sie ist zwar vorsichtiger in den Mitteln als die brutale „altmodische". Sie läßt nicht auf Erbsen knien und meidet Stockschläge. Aber der Inhalt ihrer Weisheit ist derselbe: Das Kind muß be-

dingungslos gehorchen, die Furcht vor Strafe muß seine Leidenschaften zügeln. Die Erziehung hat vor allem andern für diese „Hemmungen" zu sorgen. Allerdings spricht hier das Resultat scheinbar für den Erfolg der Erziehung, aber nur ein gründlich Kurzsichtiger wird in dem wohlerzogenen kleinen Musterexemplar nicht bereits sehr deutliche Spuren wahrnehmen von Verstocktheit, Heuchelei und moralischer Feigheit, also Ansätze zu einer vielleicht nie wieder gut zu machenden Charakterverderbnis.

Möge man sich doch endlich darüber klar werden, warum jede dieser Erziehungsformen innerlich verfehlt ist. Möge man es sich im tiefsten einprägen, daß Erziehungsfehler keineswegs leicht zu nehmen sind, da das allgemeine Verhalten des Kindes durchaus ein Reagieren auf das erzieherische Verhalten ist. Rousseaus Ansicht, daß das Kind von Natur aus makellos sei, muß als unser erstes und letztes Axiom gelten. Erst durch die Reibung, Widerstände und Einflüsse der Umwelt entwickeln sich seine Leidenschaften. Die Seele des Kindes ist wirklich eine weiße Tafel, ein unendlich feines Membran, das jeden Ton, der hineinfällt, unverbrüchlich bewahrt und als Auslösung von Erregungen wiedergibt. Jedes zornige Wort, das einem Kind je zugeflogen, nährt seinen Zorn, jede heuchlerische Entrüstung, jede verlogene Forderung seine Fähigkeit zu heucheln und zu lügen, jede Indifferenz seine Verwahrlosung.

Wir müssen uns der furchtbaren und wunderbaren Verantwortung unsern Kindern gegenüber bewußt werden.

Lassen wir uns nicht von der Tatsache verwirren, daß die typischen Kinderunarten: Begehrlichkeit, Unverträglichkeit, Naschhaftigkeit und Eigensinn der tierisch-menschlichen Natur innewohnen, und ausgetrieben werden müssen. Austreiben kann man sie eben darum nicht, weil sie zur menschlichen Natur gehören und man den Körper nicht in Äther auflösen kann. Austreiben kann man diese Unarten nicht, weder mit Gewalt noch durch Ermahnungen, Aussicht auf Strafen und Belohnungen, noch durch Bitten, Tränenfluten oder Stockschläge. Austreiben kann man nichts.

Es handelt sich vielmehr darum, dem Kind etwas hineinzutreiben, etwas zu schenken, was ihm die Kraft gibt, in sich selbst die Leidenschaften zu etwas Aufbauendem werden zu lassen, statt daß unsere zudringliche und ungeschickte Hand sie verschneidet und verpfuscht.

Wie können wir in die Kinderseele dieses aufbauende Element hineinbringen, diesen fruchtbaren Ansatz zu Selbstzucht und innerer Entwicklung? damit wir ein Recht haben, uns als Erzieher zu bekennen?

Wir müssen uns wieder die unerschütterlichen Wahrheiten der Grundbedürfnisse und Grundmöglichkeiten der Kinderseele ins Bewußtsein rufen, ohne uns durch die neuen psycho-physiologischen und analytischen Definitionen des Begriffes „Seele" verwirren zu lassen.

Wie die Entwicklung des Körpers Arbeit und Ruhe erfordert, so verlangt die von tausend Eindrücken beladene, durchwühlte und erschütterte Kinderseele vor allem andern ein Ausruhen in irgend einer Gewißheit.

Wir wagen nicht mehr zu glauben, daß das religiöse Dogma moralischen Halt gibt. Wir können nicht mehr, ohne daß das Kind in unsrer Stimme die Lüge ahnt, von einem Jenseits sprechen. Wir können der grauenhaften Erschütterung des Kindes, die das Wort „Tod" erweckt, nur in einem sehr vagen und abstrakten Sinn den Unsterblichkeitsgedanken entgegensetzen. Wir wissen wie vereinsamt und hilflos sich die kleine Seele fühlt, deren Märchenhimmel ein Loch bekommen hat, und wir sind entschlossen für jene Zeit vorzubauen, nicht Kräfte zu unterbinden. Ich glaube, daß wir dem Kind keine andere Gewißheit geben können, als die, daß unsere führende Hand die einzig heilsame sei.

Ich bin sicher, daß das Kind, auch wenn es uns zornig, verständnislos, maßlos oder grausam sieht, im Innersten dennoch nicht an unsrer Liebe zweifelt. Aber ebenso sicher weiß ich, daß nichts lähmender, verhängnisvoller wirkt und sich tiefer eingräbt, als die Erfahrung unsrer Hilflosigkeit und Schwäche, unsrer inneren Zerrissenheit und unsrer Unfähigkeit, folgerichtig zu handeln. Ich habe beobachtet, wie ein wunderbar gearteter fünfjähriger Knabe einen ganzen Tag lang bleich, in Unlust und Verzweiflung herumging, weil ihn jemand strafweise geschlagen hatte. Als Besuch kam, dem man keineswegs von der Unart erzählt hatte, war das Benehmen des Buben zu meinem Erstaunen anders wie sonst, fast gespreizt, hölzern, affektiert. Ich kannte seine Stimme nicht wieder. Die innere Verstörtheit dauerte durch Stunden, und wenn man mir sagen wird, daß diese Gedrücktheit, Geducktheit einem kleinen, unbändigen Frechling nicht schadet, so erwidre ich, daß mir in dieser Stunde klar geworden ist, daß sich im „schlechten Gewissen" des Kindes ein Schaden für das ganze Leben ansetzt.

Dieses schlechte Gewissen bezieht sich nämlich nicht, ganz und gar nicht auf die eigene Schuld. Natürlich überschätzt ein Kind seine Unart ebensosehr, als es auch zuweilen ahnungslos Grausamkeiten begeht. Seine mangelhafte Urteils-kraft versagt ihm ein inneres Maß. Kein Wunder, wenn die übertriebenen Bezichtigungen der Erwachsenen im Falle der Häufung moralischen Stumpfsinn, in seltener Anwendung aber eine ungebührliche Erschütterung erregten. Das gewaltsam geweckte schlechte Gewissen hat noch nie wurzelfeste edle Ansätze keimen lassen. Aber in der „Verzweiflung" des Kinderherzens mag die Disposition zur dauernden Charakterschwäche gelegt werden. Eine Beunruhigung, Friedlosigkeit, Uneinigkeit mit sich und der Welt, die nicht nur dem Gefühl eigner Verschuldung entspringt. Das schlechte Gewissen ist nicht nur darum so zerstörerisch, weil es Reue und Scham der eignen Missetat bedeutet, es enthält die furchtbare Ahnung des Kindes seiner Einsamkeit, die Ahnung von der Schwäche der Führerhand, der es anvertraut ist.

Das Kind bedarf seiner Leidenschaften halber selbstverständlich nachdrücklicher Hemmungen. Aber der verständige Erzieher wird sich vor dem deprimierenden Charakter dieser Hemmungen hüten, die den aufbauenden Möglichkeiten entgegen-arbeiten. Wenn die Strafe, sei sie nun ein Verweis oder eine Versagung oder Prügel — einen deprimierenden Charakter hat, so beruht dies hauptsächlich

darauf, daß sie das Gefühl erlittenen Unrechts hervorruft. Das Kind, in dessen Bewußtsein sich nicht Tatsachen von Unfeinheiten, Unbeherrschtheiten und Rücksichtslosigkeiten eingegraben haben, wird dieselbe ihm auferlegte „Strafe" anders tragen, als das Kind, dem in dieser Hinsicht denkbar viel erspart wird. Wenn die Urteilskraft des Kindes auch nicht entwickelt ist, so ist dafür sein Instinkt wachsamer. Und im innersten Herzen ist die Überzeugung da, daß der oder diejenige, die mit dieser Stimme oder diesem Gesichtsausdruck eine Strafe diktiert, sie ebenso wie der Erleidende verdient. Nur jene Strafe kann Sinn haben, die in keinem Mißverhältnis zu den moralischen Erfahrungen des Kindes steht, und darum kein auflösendes, abbröckelndes Element ist, statt dem Wachstum des moralischen Lebens zu dienen.

Niemals, niemals darf eine Strafe den innern Frieden des Kindes schädigen. Ein edles Kind erträgt leichter Hunger, als den Zwiespalt mit den Eltern. Und um so schlimmer, wenn es sich daran gewöhnt hat, ihn zu ertragen. Der innere Friede ist das Lebensbedürfnis einer wahrhaftig und gerade wachsenden Seele, die ihn entbehrend auch zu Größe und Kraft gelangen mag, aber nicht ohne die Qual der Verkrüppelung.

Es wäre unsinnig, zu verlangen, daß die Eltern ihren Kindern als bedingungslose Mustermenschen, als vollkommene Wesen erscheinen müssen, aber in einem dürfen sie niemals fehlen. Nie darf das Kind die leitende Hand als irrende empfinden. Diese eine Sicherheit können und müssen wir geben. An dieser Forderung dürfen wir nicht deuteln. Hier ist der Kern, die Grundbedingung und das Ziel aller Erziehung. Jedes Vergehen an ihr rächt sich, man möge wachsam sein. Die kleine Seele hat ein Konto, auf dem sich das versäumte Soll nur unendlich schwer ersetzt: der Riß des kleinsten Mißtrauens erweitert sich zum Abgrund.

Es ist endlich an der Zeit, zu begreifen, daß die Aufgabe, die die Leitung unsrer Kinder an uns stellt, von einer unmeßbaren Schwierigkeit ist. Es ist eine wahrhaft metaphysische Aufgabe. Je feiner ein Instrument ist, um so verletzbarer ist es auch, und um so gröber macht sich jeder Mißbrauch geltend. Wir kennen nichts Zarteres und Empfindlicheres als die Kinderseele. Um darauf spielen zu können, möge man erkennen, wie unzureichend die Normen der Tradition, die Einsichten der Vernunft, das Vertrauen auf den Impuls ist. Wir können nur Fehler machen, wenn wir uns einem dieser Faktoren oder ihnen wechselwirkend überlassen. Fehler allerdings, die sich je nach der Lebenskraft einer kleinen Menschenblüte korrigieren können, aber mit viel Kraftaufwand und keineswegs unbedingt.

Ein tiefes, andächtiges, wahrhaft mystisches Sinnen allein wird alle diese Faktoren zu einem Gewebe verarbeiten, das zugleich Frucht und Blüte ist. Maß ist das Grundbedürfnis der Kinderseele und der Erziehung: ein unsagbar schwer einzuhaltendes Gleichgewicht zwischen Forderungen und Freiheiten. Es handelt sich darum, dem Kinde gegenüber den Ton zu finden, der in der kleinen Seele

„Musik" zu wecken imstande ist: eine wahrhaftige Fügsamkeit, die der Beginn der Selbstbeherrschung ist, der erste Schritt zu einer schönen und großen persönlichen Kultur, die in sich selbst Maß und Rhythmus hat.

Diese Musik, diesen Frieden, diese Einheit der Seele des Kindes zu schenken ist unsere Aufgabe: dies sind die aufbauenden Möglichkeiten. Alle Adels-Ziele und Werte: Gesundheit, Freude, ethische Verantwortung, ein Leben in Religion oder ein Leben in Schönheit sind in diesem einen positiven Wert eingeschlossen.

Der Kinderseele Musik geben, das erfordert vor allem diese innere Musik zu haben: die mystische Wahrheit erlebt zu haben. Und sie in sich zum immer glühenderen, immer lebendigeren Erlebnis zu machen, daß sie nicht nur unsere seltensten Stunden durchleuchtet, sondern auch noch in unserem Alltagsgesicht widerschimmert. Wir müssen vor unserem Kinde erscheinen wie vor unserm Freund, der uns am meisten gilt.

„Du willst vor deinem Freunde kein Kleid tragen? Es soll deines Freundes Ehre sein, daß du dich ihm gibst, wie du bist? Aber er wünscht dich darum zum Teufel!"

„Du kannst dich für deinen Freund nicht schön genug putzen: denn du sollst ihm ein Pfeil und eine Sehnsucht nach dem Übermenschen sein."

Es ist kindisch, in dem Hin- und Herlavieren zwischen Gewaltmaßregeln und übertriebener Fürsorge die „Mitte" zu suchen. Unsinnig, täglich und stündlich seine persönlichen Bedürfnisse und Lebensforderungen um der Kinder willen zu unterdrücken und zu erwarten, daß sich bei ihnen Rücksicht, Pflichtgefühl und Bescheidung ausbilde. Und unlogisch, von ihnen Tugenden zu fordern, in denen sie nicht durch die Suggestion fortgesetzten Beispiels gestützt werden.

Die bereite schenkende Tugend aus der Fülle einer reinen, reichen und harmonischen Existenz — dies ist es, was der auf uns gerichtete große gläubige Blick des Kindes verlangt.

„Der Seele des Kindes Musik geben" — was für ein Wort ist dies der großen Mehrheit unserer Bourgeois-Väter und -Mütter, deren Kultur eine so unerfreuliche Mischung rationalistischer, belletristischer und journalistischer Bildungselemente ist. Ich meine, daß man so lange nicht von einem kulturellen Fortschritt der modernen Erziehung reden darf, so lange diese Väter die Kinder als das Mittel betrachten, sich von der Ermattung des Berufslebens zu erholen, und den Zweck der Erziehung darin sehen, alles zu unterdrücken, was diesem Mittel widerstrebt.

Und solange die „abgehetzte Frau" die typische Mutter unsrer Zeit ist. Ich meine die gutsituierte abgehetzte Frau. Denn die im Berufsleben stehende Frau, ob sie nun Ärztin oder Lehrerin oder Beamtin oder Künstlerin ist (ich spreche hier nur vom bürgerlichen Haus und der bürgerlichen Erziehung), wird der Aufgabe der unproblematischen, positiven Führung noch eher gewachsen sein, als die sogenannte „gute Hausfrau", die eine geringe Anzahl von Stunden der Wirtschaft widmet, eine noch geringere den Kindern, für die das Fräulein da

ist. Die beruflich tätige Frau wird die Zeit, die sie ihren Kindern widmen kann, als Fest zu empfinden imstande sein und aus diesem festlichen Gefühl, dem erhöhten Lebensgefühl, wird ihr Weisheit und Takt zuströmen.

Aber die berufslose abgehetzte Mutter, die täglich viele Stunden mit den Kindern sein könnte und sein müßte, ist nie, außer in den seltensten Fällen (mütterlicher Genialität), mit ganzem und reinem Sinn im Kinderzimmer. Die verwandtschaftlichen „Pflichten", Kommissionen, Jours, Korrespondenz, Romane, Liebhabereien, Sport, Gesellschaften vollführen einen wahren Hexenreigen im Leben solcher Frauen. Ein schwirrender Mückenschwarm winziger Solls vergiftet ihre Seele. Auf Jours spricht sie kaum zwei Sätze, die zusammengehören, in der Geselligkeit findet sie keineswegs Quellen innerer Bereicherung, und sie ist zu zerstreut, um vor Bildern, bei Musik, im Theater sich selbst zu finden.

Ist sie im Kinderzimmer, so treibt es sie fort, und ist sie wo anders, so verfällt sie der Unruhe eines in der Tiefe wühlenden unfrohen Gewissens.

Diese Frauen, die fast immer die Macht hätten, dem Geistesleben des Mannes, der sich im Berufsleben aufreibt, Quellen zum Lebensfrieden zu spenden, — die Korruption der Trägheit und des Stumpfsinnes dieser Frauen mit „zerrütteten Nerven", sie vergiftet und negiert die Möglichkeit einer wahrhaftigen Revolution großen Stiles in der modernen Erziehung.



Die Heimkehr des verlorenen Sohnes/ von André Gide



ch habe hier zu meiner heimlichen Freude, so wie man es auf alten Altarbildern tat, das Gleichnis geschildert, das Unser Herr Jesus Christus uns erzählt hat.

Die beiden Ströme der Begeisterung, die mich beseelte, ließ ich in ihrer Verstreuung und Vermischung, denn mein Streben ist nicht, den Sieg irgend eines Gottes über mich zu erweisen — auch nicht den meinen. Dennoch: wenn der Leser von mir etwas Frömmigkeit fordert, so wird er sie vielleicht nicht vergeblich in meinem Bilde suchen, wo ich mich wie ein Donator in der Ecke des Gemäldes dargestellt habe, ich selbst auf den Knien liegend und als Gegenstück zum verlorenen Sohn, gleich ihm lächelnd und zugleich mit tränenfeuchtem Antlitz.

Der verlorene Sohn



ach langer Abwesenheit denkt der verlorene Sohn, nackt und bloß, wie er es gewollt, aber seines Eigenwillens müde und wie gegen sich selbst gekehrt, an das Antlitz seines Vaters, an die geräumige Kammer, wo die Mutter sich über sein Bett neigte, an den Garten mit dem fließenden Wasser, den verschlossenen Garten, aus dem ihn immer zu fliehen verlangte, an den älteren Bruder, den guten Haushälter, der ihm nie lieb war, der aber immer noch wartet und den Teil der Güter zurückbehält, die der Verschwender nicht vergeuden konnte. Und der Sohn gesteht sich ein, daß er das Glück nicht gefunden hat, ja, daß er selbst den Rausch nicht lange bannen konnte, den er statt des Glücks gesucht. — Ach! wenn auch mein Vater, denkt er, anfangs gegen mich erzürnt war, — vielleicht hat er mich tot geglaubt, und vielleicht würde er sich dann trotz meiner Sünde freuen, mich wiederzusehen; ach, wenn ich zu ihm ganz demütig komme, wenn ich die Stirn neige und mit Asche bestreue und ihm sage: „Mein Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir.“ — Was werde ich tun, wenn er mich mit seiner Hand wieder aufhebt und mir sagt: „Geh in das Haus, mein Sohn.“ — Und schon macht sich der Sohn fromm auf den Weg.

Als er endlich nicht mehr den Hügel vor sich sieht, sondern die rauchenden Dächer des Hauses, ist es Abend geworden; aber er wartet noch auf die Schatten der Nacht, um sein Elend ein wenig zu verhüllen. Fern hört er die Stimme seines Vaters; die Knie wanken ihm; er fällt nieder und bedeckt sein Antlitz mit den Händen und schämt sich seiner Schande, denn er weiß, daß er dennoch der rechtmäßige Sohn ist. Ihn hungert, und er hat nur noch in einer Falte seines zerrissenen Mantels eine Handvoll Eicheln, von denen er sich gleich den Schweinen, die er gehütet, nährte. Er kann die Mutter auf der Außentreppe sehen ... es hält ihn hier nicht länger, er läuft den Hügel hinunter und

stürzt in den Hof; sein Hund erkennt ihn nicht wieder und bellt. Er will mit den Knechten sprechen; die aber entfernen sich mißtrauisch, um dem Herrn zu melden . . .

Wahrscheinlich hat er den verlorenen Sohn erwartet, denn er erkennt ihn sofort wieder. Er öffnet seine Arme, und der Sohn kniet vor ihm nieder, verbirgt sein Antlitz mit einem Arm und schreit zu ihm und streckt die Rechte empor, als suche sie dort die Vergebung:

„Mein Vater! mein Vater, ich habe schwer gesündigt vor dem Himmel und vor dir und bin nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; laß mich doch wenigstens in einem Winkel unseres Hauses leben, wie einen deiner Knechte, wie den letzten unter ihnen . . ."

Der Vater aber hebt ihn auf und drückt ihn an sich:

„Mein Sohn! mein Sohn! Gesegnet sei der Tag, da du zu mir zurückkehrst!" — und seine Freude strömt aus seinem Herzen in Tränen über; so hebt er das Haupt über die Stirn seines Sohnes, die er geküßt, und wendet sich zu den Dienern:

„Bringt das schönste Kleid. Tut Schuhe an seine Füße und einen kostbaren Ring an seinen Finger. Sucht in unseren Ställen das fetteste Kalb und tötet es, und bereitet ein Freudenmahl, denn der Sohn, den ich tot gesagt, ist am Leben."

Und da die Nachricht sich schon verbreitet, eilt er fort; er will keinen anderen sagen lassen:

„Mutter, der Sohn, den wir beweinten, ist uns wiedergeschenkt." —

Die allgemeine Freudigkeit macht den ältesten Sohn bekümmert. Wenn er sich an die gemeinsame Tafel setzt, so tut er es nur, weil ihn der Vater mit Bitten und Drängen genötigt hat. Er allein unter allen Tischgenossen (und alle bis zum geringsten Knecht sind geladen) zeigt ein erzürntes Gesicht. Warum dem reuigen Sünder mehr Ehre als ihm, der nie gesündigt? Ihm steht die rechte Ordnung höher als die Liebe. Er willigt ein und erscheint beim Mahl, nur weil er seinem Bruder ja Kredit gewähren und ihm seine Freude für einen Abend leihen kann. Und dann haben ihm Vater und Mutter versprochen, den Verlorenen streng zu verweisen, und er selbst denkt daran, ihn ernst ins Gebet zu nehmen. —

Die Fackeln rauchen zum Himmel. Das Mahl ist zu Ende. Die Diener haben abgeräumt. Nun in der hauchlos stillen Nacht kommt das müde Haus zur Ruhe, eine Seele nach der anderen. Und dennoch weiß ich in einer Kammer dicht neben der des Verlorenen einen Knaben, seinen jüngeren Bruder, der die ganze Nacht bis zum Morgengrauen vergebens Schlaf suchen wird.

Der Verweis des Vaters



Mein Gott, wie ein Kind knie ich heut vor dir nieder, und mein Antlitz ist von Tränen feucht. Wenn ich mich deines dringenden Gleichnisses erinnere und es hier niederschreibe, so geschieht es, weil ich weiß, was dein verlorener Sohn war, weil ich mich in ihm sehe, weil ich in mir manches Mal jene Worte höre und

im stillen wiederhole, jene Worte, die du ihm aus der Tiefe seines großen Kummers als Schrei entlocktest:

„Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben; und ich verderbe im Hunger!" Ich denke an die Umarmung des Vaters, und mein Herz wird in der Wärme solcher Liebe weich. Ich denke an den Kummer vorher, — ja selbst, ach! ich denke an alles, was man nur will; ich glaube es; ich fühle es; ich bin selbst der, dem das Herz so stürmisch klopft, als er statt des Hügels wieder die blauen Dächer des Hauses sieht, das er einst verlassen. Was warte ich denn, warum stürze ich nicht zur Wohnung, warum trete ich nicht ein? — Sie erwarten mich. Ich sehe schon wie man das gemästete Kalb zubereitet ... Haltet ein! Richtet das Festmahl nicht zu schnell!

Verlorener Sohn, ich denke an dich; sage, was hat dein Vater dir am Morgen nach der Feier des Wiedersehens gesagt? Könnte ich doch deine Stimme, Vater, dann und wann durch die Worte hindurch hören, die dir der ältere Bruder einflüstert! —

„Mein Sohn, warum hast du mich verlassen?"

„Habe ich dich wirklich verlassen? Vater, bist du nicht überall? Nie fand meine Liebe zu dir ein Ende."

„Wir wollen doch nicht um Worte streiten. Ich hatte ein Haus, und das Haus umschloß dich. Es war für dich errichtet. Auf daß deine Seele hier ein Obdach fände und ihr gebührenden Prunk und Hilfe und Versorgung, haben ganze Geschlechter geschaffen. Und warum mußtest du, der Erbe, der Sohn, aus dem Hause fliehen?"

„Weil das Haus mich umschloß. Das Haus — mein Vater, das bist du nicht."

„Ich, ich habe es gebaut, für dich gebaut."

„Ach! das sagst du nicht, mein Bruder hat das gesagt. Du, die ganze Erde hast du gebaut, das Haus und was außerhalb des Hauses ist. Das Haus haben andere als du gebaut; in deinem Namen, das weiß ich, aber andere als du."

„Der Mensch bedarf eines Daches um sein Haupt zu betten. Hochmütiger! Glaubst du, du kannst in Wind und Wetter schlafen?"

„Muß man dazu so hochmütig sein? Ärmere als ich haben es getan."

„Das sind die Armen. Arm das bist du nicht. Niemand kann seinem Reichtum entsagen. Und ich hatte dich unter allen reich gemacht."

„Du weißt recht gut, mein Vater, daß ich beim Weggehen von meinen Schätzen mitnahm soviel ich konnte. Was kümmern mich die Güter, die man nicht mit sich nehmen kann?"

„Dies ganze Vermögen hast du töricht vergeudet."

„Ich habe dein Gold in Vergnügen verwandelt, deine Gebote in Laune, meine Keuschheit in Leidenschaft und meine herbe Strenge in gierige Sehnsucht."

„Und darum waren deine Eltern sparsam und speicherten in dir soviel Tugend auf?"

„Ja, damit ich mit immer schönerer Flamme brenne und sich vielleicht eine ungeahnte Inbrunst in mir entzünde."

„Denk an jene reine Flamme, die Moses im heiligen Busch sah: sie leuchtete und verzehrte doch nicht."

„Ich aber habe die verzehrende Liebe gefunden."

„Die Liebe, die ich dich lehren will, erquickt. Was ist dir, verlorener Sohn, nach kurzer Zeit geblieben?"

„Die Erinnerung an jene Freuden."

„Und die Blöße, die ihnen folgt."

„In dieser Blöße fühlte ich mich dir nahe, Vater."

„So war das Elend nötig, um dich zur Umkehr zu treiben?"

„Ich weiß nicht; ich weiß nicht. In der Dürre der Wüste liebte ich meinen Durst am meisten."

„Im Elend lerntest du deine Reichtümer schätzen."

„Nein, nicht so! Verstehst du mich nicht, mein Vater? Mein leeres, leeres Herz füllte sich mit Liebe. Mit allen meinen Gütern hatte ich die Inbrunst erkauft."

„Warst du denn fern von mir glücklich?"

„Ich fühlte mich dir nicht fern."

„Was hat dich dann zurückgetrieben? Sprich."

„Ich weiß nicht. Vielleicht die Trägheit."

„Die Trägheit, mein Sohn! Wie: war es nicht Liebe?"

„Vater, ich habe es dir gesagt, ich liebte dich nie mehr als in der Wüste. Aber ich war es müde, jeden Morgen meinem Unterhalt nachzugehen. Wenigstens ißt man in dem Hause gut."

„Ja, hier sorgen Knechte dafür. So hat der Hunger dich zurückgeführt?"

„Vielleicht auch Feigheit, Krankheit ... Auf die Dauer machte die abenteuerliche Nahrung schwach, denn ich nährte mich von wilden Früchten und Heuschrecken und Honig. Und die Unbehaglichkeit, die zuerst meine Glut geschürt, ertrug ich von Tag zu Tag immer schlechter. Nachts, wenn mich fror, dachte ich, wie gut mein Bett bei dem Vater gemacht war; wenn ich fastete, daß bei dem Vater so viel Speisen aufgetragen wurden, daß mein Hunger stets für sie zu klein war. So habe ich nachgegeben, denn ich fühlte nicht genug Mut in mir, um weiter zu kämpfen, nicht genug Kraft — und trotzdem . . ."

„Also hat dir das gemästete Kalb gestern geschmeckt?"

Der verlorene Sohn wirft sich schluchzend mit dem Antlitz zur Erde: „Mein Vater! mein Vater! Der wilde Geschmack der süßen Eicheln bleibt mir trotz alledem im Munde, und nichts, nichts könnte ihn mir nehmen."

„Armes Kind!" — erwidert der Vater und hebt ihn auf — „ich habe vielleicht streng zu dir geredet. Dein Bruder wollte es so, und hier gilt sein Befehl. Nur er hat mich gemahnt, daß ich dir sage: „Außer dem Hause ist kein Heil für dich." Aber höre: Ich, ich habe dich geschaffen und ich weiß alles, was in dir ist. Ich weiß, was dich auf die Straßen trieb, und wartete an ihrem Ende auf dich. Hättest du mich angerufen . . . ich war da."

„Mein Vater! so hätte ich dich wiederfinden können, ohne umzukehren . . ."

„Da du dich schwach gefühlt, tatest du gut daran umzukehren. Nun geh; geh wieder in die Kammer, die ich dir bereiten ließ. Für heut ist es genug; ruh dich aus; und morgen kannst du mit deinem Bruder reden."

Der Verweis des älteren Bruders

er verlorene Sohn macht zunächst den Versuch, ihn von oben herab zu nehmen.

„Mein großer Bruder, beginnt er, wir gleichen uns nicht viel. Mein Bruder, wir gleichen uns gar nicht."

„Das ist deine Schuld."

„Warum die meine?"

„Weil ich unter der Regel stehe; alles, was davon abweicht, ist Frucht oder Same des Hochmuts."

„Kann ich mich denn nur durch meine Fehler unterscheiden?"

„Du darfst nur das Wert nennen, was dich zur Regel führt, und den Rest mußt du bezwingen."

„Aber eben diese Verstümmelung fürchte ich. Denn auch das, was du so unterdrückst, kommt vom *Vater*."

„Nein, nein! nicht unterdrücken! bezwingen, sagte ich."

„Ich verstehe dich wohl. Genau so hatte ich meine Tugenden bezwungen."

„Und deshalb finde ich sie heute wieder. Du mußt sie steigern. Und versteh mich recht: ich schlage dir keine Verkleinerung vor, nein, eine Begeisterung und Steigerung, zu der die verschiedensten und unbändigsten Teile deines Fleisches und deines Geistes wie die Stimmen eines Chores zusammenwirken sollen, wo dein Schlimmstes dein Bestes nähren soll, und wo dein Bestes sich unterwerfen soll dem . . . ."

„Auch ich suchte eine Steigerung und fand sie in der Wüste — vielleicht nicht sehr verschieden von der, die du mir vorschlägst."

„Offen gesagt: ich möchte sie dir vorschreiben."

„Unser *Vater* sprach nicht so streng."

„Ich weiß, was dir der Vater gesagt hat. Es ist vag. Er drückt sich nicht sehr klar aus, und so kann man ihm in den Mund legen, was man will. Aber ich, ich kenne seine Gedanken recht gut. Bei seinen Knechten bin und bleibe ich sein einziger Deuter, und wer den Vater verstehen will, muß mich anhören."

„Ich verstand ihn sehr leicht ohne dich."

„Das schien dir so; aber du hast ihn schlecht verstanden. Es gibt nicht mehrere Arten, den *Vater* zu verstehen; es gibt nicht mehrere Arten, ihn zu hören. Es gibt nicht mehrere Arten, ihn zu lieben; auf daß wir einig seien in seiner Liebe."

„In seinem *Hause*."

„Diese Liebe leitet dahin zurück; das siehst du ja, da du umgekehrt bist. Nun sage mir eins: Was trieb dich zum Weggehen?"

„Ich fühlte zu stark, daß das Haus nicht das All ist. Ich, ich bin nicht ganz und restlos in dem ich nach deinem Willen sein sollte. Mir selbst entgegen

träumte ich von anderen Kulturen und anderen Ländern; auf Wegen wollte ich dahin eilen, die noch niemand vorgezeichnet; ich träumte von einem neuen Wesen in mir und fühlte, wie es dorthin gerissen wurde. Da entfloh ich."

„Denke doch daran, was daraus geworden wäre, wenn auch ich das Haus des Vaters verlassen hätte. Die Diener und Räuber hätten es geplündert."

„Das kümmerte mich damals wenig; spähte ich doch nach anderen Gütern ....."

„Die dein Hochmut umsonst übertrieb. Die Zuchtlosigkeit, mein Bruder, liegt hinter uns. Aus welchem Chaos der Mensch hervorgegangen, wirst du erfahren, wenn du es noch nicht weißt. Er ist schlecht daraus hervorgegangen, denn er fällt mit der ganzen Schwere seines ursprünglichen Wesens zurück, solange ihn nicht der Geist darüber erhebt. Und lerne, ohne Lehrgeld zu zahlen: die gut gezogenen Elemente in dir warten nur auf dein Ausruhen, auf deine Erschlaffung, um zur Anarchie zurückzukehren . . . Nie aber wirst du ermessen, wie lang der Weg war, auf dem der Mensch den Menschen aus sich schuf. Heut, wo das Urbild erreicht ist, müssen wir uns auf der Höhe halten. „Halte fest, was du hast," sagt der Geist zum Engel der Kirche, und er fährt fort: „daß niemand deine Krone nehme". Was du hast, das ist deine Krone und dein Königtum über die anderen und über dich selbst. Deine Krone — der Thronräuber lauert auf sie; er ist überall und schleicht und streift um dich und in dir. Halte fest, mein Bruder! Halte fest."

„Ich habe seit zu langer Zeit alle Beute aus der Hand gleiten lassen; ich kann meine Hand nicht mehr um mein Gut schließen."

„Doch, doch! und ich werde dir helfen. Ich habe, während du weg warst, über dein Gut gewacht."

„Und dann: ich kenne dieses Wort des Geistes. Du hast es nicht vollständig angeführt."

„Ja, so heißt es weiter: Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes und soll nicht mehr hinausgehn."

„Und soll nicht mehr hinausgehn. Und gerade das ängstigt mich."

„Wenn es doch zu seinem Glück ist."

„O, ich verstehe wohl. Aber in diesem Tempel war ich . ."

„Der Ausgang ist dir schlecht bekommen, denn es war dein Wille wieder einzutreten."

„Ich weiß, ich weiß. Du siehst mich zurückgekehrt, das gebe ich zu."

„Welches Gut kannst du auch anderwärts suchen, das du hier nicht in Hülle und Fülle findest? oder noch richtiger: nur hier sind deine Güter."

„Ich weiß, du hast mir Schätze bewahrt."

„Die Güter, die du nicht vergeudet hast, das heißt der Teil, der uns gemein ist, uns allen gemein, der Grund und Boden."

„So besitze ich nichts Eigenes?"

„Ja; vielleicht gewährt dir der Vater einen besonderen Anteil von Gaben."

„Nur daran liegt mir etwas; anderes will ich nicht besitzen."

„Hochmütiger! Man wird dich nicht fragen. Unter uns, dieser Anteil ist unsicher; ich rate dir, lieber darauf zu verzichten. Schon einmal hat dich dieser Anteil der persönlichen Gaben ins Verderben gezogen; es sind doch die Güter, die du sogleich vergeudetest."

„Die anderen konnte ich ja nicht mitnehmen."

„So wirst du sie auch unberührt finden. Nun genug für heute. Komm in die Ruhe des Hauses."

„Das tut wohl, weil ich müde bin."

„Dann sei die Müdigkeit gesegnet! Schlafe jetzt. Und morgen wird die Mutter mit dir reden."

Die Mutter



Verlorener Sohn, dessen Geist sich noch bei den Vorschlägen deines Bruders aufbäumt, laß nun dein Herz reden. Wie süß ist es dir, halb liegend zu Füßen der sitzenden Mutter, die Stirn in ihren Knien geborgen, ihre liebkosende Hand zu spüren, wie sie deinen rebellischen Nacken neigt.

„Warum hast du mich so lang verlassen?"

Und da du nur mit Tränen antwortest:

„Warum jetzt weinen, mein Sohn? Du bist mir wiedergeschenkt. Im Harren auf dich habe ich all meine Tränen vergossen."

„Hast du noch meiner geharrt?"

„Nie habe ich aufgehört, auf dich zu hoffen. Vor dem Einschlafen, jeden Abend, dachte ich: wenn er diese Nacht zurückkehrt, wird er wohl das Tor öffnen können? Und ich lag lange ohne einzuschlafen. Jeden Morgen, bevor ich ganz wach wurde, dachte ich: Wird er nicht heut heimkehren? Dann betete ich, betete. Ich habe so viel gebetet, daß du wohl heimkehren mußtest."

„Deine Gebete haben meine Rückkehr erzwungen."

„Lächle nicht über mich, mein Kind."

„O Mutter! ich kehre sehr demütig zu dir zurück. Sieh, ich lege meine Stirn tiefer als dein Herz! Nicht einer meiner gestrigen Gedanken wird heut nicht eitel. Kaum daß ich, dir so nah, begreife, warum ich aus dem Hause weggegangen.

„Und du wirst nie mehr fortgehn?"

„Ich kann nicht mehr fortgehn."

„Was hat dich dann da draußen so gelockt?"

„Ich will nicht mehr daran denken. — Nichts . . . Ich selbst."

„Du glaubtest also, du könntest fern von uns glücklich werden?"

„Ich suchte nicht das Glück."

„Was suchtest du dann?"

„Ich suchte . . . wer ich war."

„O du Sohn deiner Eltern, du Bruder deiner Brüder."

„Ich war meinen Brüdern nicht ähnlich. Aber davon wollen wir nicht reden; du siehst mich zurückgekehrt."

„Ja, ja, wir wollen davon reden; Glaube nicht, sie wären so anders als du, deine Brüder."

„Von nun an ist meine ganze Sorge, euch allen ähnlich zu sein."

„Du sagst das förmlich mit Ergebung."

„Es gibt nichts beschwerlicheres als nach seiner Eigenheit zu streben. Und schließlich hat mich diese Reise müd gemacht."

„Nun bist du ganz gealtert, wirklich gealtert."

„Ich habe gelitten."

„Mein armes Kind! Gewiß war dein Bett nicht jeden Abend gemacht und dein Tisch nicht zu jeder Mahlzeit gedeckt."

„Ich aß, was ich fand, und oft stillte ich meinen Hunger mit grünen Früchten, unreifen oder faulen."

„Littest du wenigstens nur Hunger?"

„Die Sonne der Mitte des Tages, den Wind des Herzens der Nacht, den schwanken Sand der Wüste, das Gestrüpp, an dem sich meine Füße blutig ritzten: nichts hielt mich auf, aber — ich habe es meinem Bruder nicht gesagt, — ich mußte dienen . . ."

„Warum verbargst du es ihm?"

„Schlimme Herren, die meinen Körper mißhandelten, erregten meinen Stolz, und gaben mir kaum satt zu essen. Da endlich dachte ich: Ah! wenn ich doch einmal dienen soll . . . . im Traum sah ich das Haus wieder; und bin zurückgekehrt."

Der verlorene Sohn senkt wieder die Stirn, die seine Mutter zärtlich streichelt.

„Was willst du nun tun?"

„Ich habe es dir gesagt: nur meinem großen Bruder ähneln wollen, unsere Güter verwalten; wie er eine Frau nehmen."

„Gewiß denkst du an jemand, wenn du das sagst."

„O, ganz gleich wer, wenn du sie nur gewählt. Tu' so, wie du mit meinem Bruder getan."

„Ich hätte sie gern nach deinem Herzen gewählt."

„Was liegt daran! Mein Herz hatte gewählt. Ich verzichte auf den Stolz, der mich so weit von dir weggeführt hatte. Leite meine Wahl. Ich unterwerfe mich, sage ich dir. Ich werde auch meine Kinder dir unterstellen; und so wird mein Versuch mir nicht mehr so eitel dünken."

„Höre. Ich weiß jetzt ein Kind, dessen du dich annehmen könntest."

„Was willst du sagen? Von wem sprichst du?"

„Von deinem jüngeren Bruder, der erst zehn Jahr alt war, als du weggingst, den du kaum wiedererkannt hast, und der dennoch . . . ."

„Sprich weiter, Mutter; was kann dich jetzt noch beunruhigen?"

„Und in dem du dich dennoch hättest wiedererkennen können, denn er ist dem ganz ähnlich, als der du weggingst."

„Mir ähnlich?"

„Dem der du warst, sage ich dir, leider noch nicht dem, der du geworden."

„Und der er werden wird."

„Zu dem man ihn sofort machen muß. Sprich mit ihm; gewiß hört er auf dich, den Verlorenen. Sag ihm von der Müdigkeit auf dem Wege; erspare ihm ...."

„Aber sag', was macht dich so unruhig um meinen Bruder? Vielleicht nur eine Verwandtschaft der Züge ...."

„Nein, nein; die Ähnlichkeit zwischen euch beiden ist tiefer. Und ich bin jetzt um seinetwillen unruhig, weil ich zuerst um deinetwillen nicht unruhig genug war. Er liest zuviel und liebt nicht nur die guten Bücher."

„Weiter nichts?"

„Man findet ihn oft auf der höchsten Stelle des Gartens, wo man auf das Land schauen kann, weißt du? über die Mauern hinweg."

„Ja, ich erinnere mich. Ist das alles?"

„Er ist auch viel seltener bei uns als auf dem Pachthof."

„So! Was macht er da?"

„Nichts schlimmes. Aber er geht nicht zu den Pächtern, nein, zu den niedrigsten Knechten und zu denen, die nicht von hier stammen. Besonders einer ist da, der von weit her ist und ihm Geschichten erzählt."

„Ah! der Schweinehirt."

„Ja. Du kennst ihn? — Um ihn zu hören folgt ihm dein Bruder jeden Abend in den Schweinestall. Erst zum Essen kommt er zurück und ist nicht hungrig, und seine Kleider sind voll von Gerüchen. Alle Vorstellungen ändern daran nichts; der Zwang macht ihn nur verstockter. Manchen Morgen läuft er bei Tagesanbruch, bevor jemand von uns aufgestanden ist, fort und begleitet den Schweinehirten bis zum Tor, wenn er auszieht, seine Herde zu weiden."

„Er aber weiß, daß er nicht ausziehen darf."

„Du wußtest es auch. Eines Tages wird er mir entfliehen, sicher, sicher. Eines Tages wird er ausziehn ...."

„Nein, ich will mit ihm reden, Mutter. Ängstige dich nicht."

„Von dir, weiß ich, wird er sich viele Dinge sagen lassen. Hast du gesehen, wie er dich am ersten Abend ansah? Mit welchem Zauber waren deine Lumpen bedeckt! und dann das Purpurkleid, das der Vater dir umtat. Ich fürchtete, das eine mischte sich in seinem Geist ein wenig mit dem anderen, und was ihn hier lockte, wären zunächst die Lumpen. Aber der Gedanke dünkt mich wahnsinnig; denn wenn du, mein Kind, soviel Elend hättest voraussehen können, dann hättest du uns nicht verlassen, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht mehr, wie ich dich verlassen konnte, dich, meine Mutter."

„Gut, gut! Sag ihm all das."

„All das werde ich ihm Morgen abend sagen. Nun küsse mich auf die Stirn, wie damals, als ich ein kleines Kind war, und du zusahst, wie ich einschlief. Ich bin müde."

„Geh schlafen. Ich bete für euch alle."

Das Gespräch mit dem jüngeren Bruder



s ist neben der des Verlorenen eine geräumige Kammer mit kahlen Wänden. Der Verlorene geht, eine Lampe in der Hand, auf das Bett zu, wo sein jüngerer Bruder ruht, mit dem Gesicht zur Mauer gekehrt. Er beginnt mit leiser Stimme, um das Kind, wenn es schläft, nicht in seinem Schlummer zu stören.

„Ich möchte mit dir reden, mein Bruder."

„Was hindert dich daran?"

„Ich glaubte, du schliefst."

„Man braucht nicht zu schlafen um zu träumen."

„Du träumtest; wovon denn?"

„Was liegt dir daran! Wenn ich schon meine Träume nicht begreife, wirst du sie, denke ich, mir auch nicht deuten können."

„Sie sind also sehr subtil? Wenn du sie mir erzählst, will ich es versuchen."

„Wählst du dir etwa deine Träume? Meine sind, was sie wollen, und freier als ich ... Was hast du hier vor? Warum störst du mich in meinem Schlaf?"

„Du schläfst nicht, und ich will sanft mit dir reden."

„Was hast du mir denn zu sagen?"

„Nichts, wenn du diesen Ton anschlägst."

„Dann leb wohl."

Der Verlorene geht zur Tür, stellt aber die Lampe auf die Erde, so daß sie das Zimmer nur schwach erleuchtet, dann kehrt er um, setzt sich auf den Rand des Bettes und streichelt lang und sanft die abgewandte Stirn des Kindes.

„Du antwortest mir härter als je dein Bruder. Dennoch verwahrte ich mich auch gegen ihn."

Das starrsinnige Kind hat sich jäh aufgerichtet.

„Sage: unser Bruder schickt dich?"

„Nein, mein Kleiner; nicht er: unsere Mutter."

„So! Du wärst nicht von selbst gekommen?"

„Aber ich komme dennoch als Freund."

Halb auf seinem Bett aufgerichtet starrt das Kind den Verlorenen an.

„Wie sollte einer der Meinen mein Freund sein?"

„Du irrst dich in unserem Bruder ..."

„Schweig von ihm! Ich hasse ihn ... Mein ganzes Herz bäumt sich gegen ihn auf. Er ist der Grund, warum ich dir so hart geantwortet."

„Wie geht das zu?"

„Das kannst du nicht begreifen."

„Sprich trotzdem, sprich ..."

Der Verlorene zieht seinen Bruder an sich, und schon gibt sich der reifende Knabe ihm hin:

„Am Abend, da du zurückkehrtest, habe ich nicht schlafen können. Die ganze

Nacht dachte ich: Ich hatte einen anderen Bruder und wußte es nicht . . . Und deshalb hat mein Herz so stark geklopft, als ich dich ruhmbedeckt in den Hof des Hauses treten sah."

„Ach, ich war ja mit Lumpen bedeckt."

„Ja, ich habe dich gesehen, doch schon glorreich. Und ich sah, was unser Vater tat: er steckte dir einen Ring an den Finger, einen Ring, wie ihn unser Bruder nicht hat. Ich wollte niemand über dich befragen. Ich wußte nur, daß du von sehr weit kamst, und dein Blick bei Tisch . . ."

„Warst du bei dem Mahl?"

„O, ich weiß wohl, daß du mich nicht gesehen hast. Die ganze Zeit blicktest du in die Weite, ohne etwas zu sehen. Auch, daß du am zweiten Abend mit dem Vater gesprochen, war gut, — aber am dritten . . ."

„Sprich weiter."

„Ach, hättest du mir nicht ein einziges liebes Wort sagen können!"

„So hast du mich erwartet?"

„Und wie! Glaubst du, ich würde unseren Bruder so hassen, wenn du nicht mit ihm an jenem Abend gesprochen, und so lang, so lang? Was habt ihr euch nur sagen können? Du weißt ja, daß du nichts mit ihm gemein haben kannst, wenn du mir ähnelst."

„Ich hatte schweres Unrecht gegen ihn begangen."

„Ist das möglich?"

„Wenigstens gegen Vater und Mutter. Du weißt, daß ich aus dem Haus geflohen war."

„Ja, ich weiß. Es ist lange her, nicht wahr?"

„Ungefähr, als ich so alt war wie du."

„So! . . . Und das nennst du dein Unrecht?"

„Ja, das war mein Unrecht, meine Sünde."

„Als du weggingst, — fühltest du da, daß du böses tatst?"

„Nein, ich fühlte es in mir wie eine Forderung, wegzugehen."

„Was ist also seitdem geschehen? um deine Wahrheit in Irrtum zu verkehren."

„Ich habe gelitten."

„Und das hieß dich sagen: ich hatte unrecht?"

„Nein, nicht so. Das hieß mich zur Besinnung kommen."

„Vorher hattest du dich also nicht besonnen?"

„Ja, aber meine kraftlose Vernunft ließ sich durch meine Begierden bestimmen."

„Wie später durch das Leiden. So daß du heut zurückkehrst ... überwunden."

„Nein, nicht so; — ergeben."

„Schließlich hast du darauf verzichtet, der zu sein, der du sein wolltest."

„Der, zu dem mich mein Hochmut machen wollte."

Das Kind schweigt einen Augenblick, dann bricht es jäh in Schluchzen aus und schreit: „Mein Bruder! ich bin der, als der du weggingst. O sage: hast du nur Trug auf deinem Weg getroffen? Ist denn alles, was ich draußen ahne, alles was anders

ist als hier, nur Täuschung? alles was ich neues in mir fühle, nur Wahnsinn? Sage: Was ließ dich auf deinem Weg verzweifeln? O, was hat dich zurückgetrieben?"

„Die Freiheit, die ich suchte, verlor ich; gefesselt war ich und mußte dienen."

„Ich bin hier gefesselt."

„Ja, aber schlimmen Herren dienen; hier sind es die Eltern, denen du dienst."

„Ach, wenn man doch einmal dienen soll, ist man wenigstens nicht frei bei der Wahl seiner Knechtschaft?"

„Ich hoffte es. So weit wie mich meine Füße trugen, wanderte ich, wie Saul auf der Suche nach seinen Eselinnen, auf der Suche nach meiner Sehnsucht. Wo ich aber ein Königreich suchte, habe ich das Elend gefunden. Und dennoch..."

„Hast du auch nicht den Weg verfehlt?"

„Ich ging mir nach."

„Bist du ganz sicher? — Und dennoch gibt es andere Königreiche und herrscherlose Länder noch zu entdecken."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Ich weiß es. Ich fühle es. Mir ist, als herrschte ich schon dort."

„Hochmütiger!"

„Nein, nein: das hat nur unser Bruder gesagt. Warum sagst du, du es mir jetzt wieder? Warum bewahrtest du dir nicht diesen Hochmut! Du wärst dann nicht zurückgekehrt."

„So hätte ich dich nicht kennen gelernt."

„Doch, doch, dort draußen, wo ich dich wiedergetroffen hätte, würdest du in mir deinen Bruder erkannt haben; ja, mir ist, als zöge ich aus, um dich wiederzufinden."

„Als zögst du aus!?"

„Hast du es nicht begriffen? Machst du mir nicht Mut zum Weggehn?"

„Ich möchte dir die Heimkehr sparen... aber dadurch, daß ich dir die Abreise spare."

„Nein, nein, sag mir das nicht; nein, das willst du ja gar nicht sagen. Auch du, nicht wahr, bist wie ein Eroberer ausgezogen."

„Und fühlte meine Knechtschaft um so härter."

„Warum hast du dich dann unterworfen? Warst du schon so müde?"

„Nein, noch nicht; aber ich zweifelte."

„Was meinst du?"

„Zweifelte an allem, an mir. Ich wollte still stehen und mich irgendwo anklammern. Der Wohlstand, den mir dieser Meister versprach, hat mich in Versuchung geführt .... ja, jetzt fühle ich es deutlich: ich bin schwach geworden."

Der Verlorene neigt das Haupt und verbirgt seinen Blick in den Händen.

„Aber anfangs?"

„Ich war lange Zeit durch die weite, ungebändigte Erde gewandert."

„Die Wüste?"

„Es war nicht immer die Wüste."

„Was hast du da gesucht?"

„Ich begreife mich selbst nicht mehr."

„Steh von meinem Bett auf. Und sieh dort auf den Tisch, bei meinem Kopfkissen, da neben dem altmodischen Buch."

„Ich sehe einen offenen Granatapfel."

„Der Schweinehirt brachte ihn mir gestern abend; drei Tage war er nicht nach Haus gekommen."

„Ja, es ist ein wilder Granatapfel."

„Ich weiß. Er ist beinah fürchterlich herbe. Und doch fühle ich: wenn mein Durst nur groß genug wäre, ich würde hineinbeißen."

„Ah! so kann ich es dir jetzt sagen. Diesen Durst suchte ich in der Wüste."

„Einen Durst, den nur diese saure Frucht löscht . . ."

„Nein; aber um ihretwillen liebt man diesen Durst."

„Weißt du, wo man sie pflückt?"

„Es ist ein kleiner verlassener Garten, wo man abends anlangt. Keine Mauer trennt ihn von der Wüste. Dort floß ein Bach. Ein paar halbreife Früchte hingen an den Zweigen."

„Was für Früchte?"

„Die gleichen wie in unserem Garten; nur wild. Es war den ganzen Tag sehr heiß gewesen."

„Höre mich an. Weißt du, warum ich dich heute abend erwartete? — Vor dem Ende der Nacht noch gehe ich weg. Diese Nacht; diese Nacht, sowie sie bleicht . . . . . . Ich habe meine Lenden gegürtet; ich habe diese Nacht meine Sandalen bewahrt."

„Wie! was ich nicht tun konnte, wirst du tun . . .?"

„Du hast mir den Weg erschlossen, und der Gedanke an dich wird mich aufrecht erhalten."

„An mir ist es, dich zu bewundern, an dir, im Gegenteil, mich zu vergessen. Was nimmst du mit?"

„Du weißt wohl, daß ich als Jüngster keinen Teil am Erbe habe. Ich gehe ohne etwas fort."

„So ist es besser."

„Was siehst du denn durch die Scheiben?"

„Den Garten, wo unsere toten Eltern liegen."

„Mein Bruder — (und das Kind steht vom Bett auf und schlingt seinen Arm um den Hals seines Bruders, ebenso sanft wie seine Stimme) . . — Zieh mit mir."

„Laß mich! laß mich. Ich bleibe und tröste unsere Mutter. Ohne mich wirst du kühner sein. Jetzt ist es Zeit. Der Himmel bleicht. Geh ohne Lärm. Geh, geh! Küsse mich, mein junger Bruder; du trägst alle meine Hoffnungen. Sei stark; vergiß uns; vergiß mich. Kämst du doch nie wieder . . . . . Steig leise hinab. Ich halte die Lampe . . . . Und nimm dich vor den Stufen draußen in acht . . . . . ."

Aus dem Manuskript übersetzt von Kurt Singer

Der Traum von der Hölle / Novelle von Henning Berger

„Der nur das Leben träumt, kann mir nicht Leben geben — —
Und der es lebt, der nimmt mir meinen Traum."

Peter Altenberg: „Wie ich es sehe"

Erste Nacht



Der Abend war ein sonderbarer Abend. Ich hatte einen Freund, der weit fort reiste und nie wiederkehren sollte, nach einer Bahnstation begleitet. Als der Zug sachte vom Perron rollte, hatte der Freund sich über die Plattform des Wagens gebeugt und mir als letzten Gruß gesagt: „Leb wohl! Wie treffen uns im Hotel Helvetia — drüben." In mein Doppelzimmer in der fremden Stadt zurückgekehrt, ging ich sogleich zu Bett. Ich war sehr müde. Mit dem Freund, der eben abgereist war, verlor ich meinen letzten Verkehr, und die Verzweiflung des Einsamen überfiel mich. Ich wünschte, ich wär tot! Das ganze Leben ist ja doch nichts als ein fortwährendes Abschiednehmen, von der Wiege bis zum Grab. In der Minute, in der wir einem neuen Menschen begegnen und voll Wunderns und heimlicher Hoffnung seine Hand drücken, nehmen wir in Wirklichkeit Abschied von diesem Menschen, den wir bisher nur geahnt, dessen Innerstes wir nie ergründet haben. Und jeder neue Sonnenaufgang dünkt mich weit mehr ein Abschied als das Abenddämmern, das die Verheißung neuen Tages in sich trägt.

Ich dachte an Maupassant, der sich am einsamsten fühlte, wenn er seine Geliebte an die Brust drückte, wenn seine Blicke in verstehenden, zärtlichen Augen ertranken, wenn er des Lebens und der Liebe intimste Sekunde genoß. Und schaudernd mußte ich mir selber gestehen — eben dies hatte auch ich erfahren — — —. Ich weiß nicht, wie lange derartige Reflexionen mein armes Hirn marterten. Ich muß schließlich in einen leichten Schlummer gefallen sein, in dem die Gedanken ihre Wanderung im selben Kreislauf fortsetzten. Ich dachte an Freunde, die ins Unbekannte entschwunden waren, an andere, die ferne Pfade davongeführt hatten, wieder andere, die mir Feinde geworden waren. Ich sah Gesichter, die mir fremd waren, Augen, die mich dunkel und melancholisch betrachteten, ich hörte das Summen flüsternder und murmelnder Stimmen, wie hinter einem Vorhang hervor. Die Wirklichkeit begann sich aufzulösen, sachte ward ich dahingewiegt, des Schlafes Wolken schwammen um meine Stirn; die Bilder verblaßten, Ruhe legte sich über Sinne und Gedanken, ich atmete tiefer — — da — — da — — plötzlich fuhr ich zusammen, als hätte eine Waffe meine Brust berührt. Das Blut schoß mir zum Herzen; außer mir vor Angst saß ich kerzengrade, weitäugig, hellwach in meinem Bett. Die Pulse hämmerten; und der Schlaf war weg.

Ich wußte, was das bedeutete. Keine Ruhe, eh der neue Tagesschein die

Vorhänge am Fenster bleichblau färbte. Verzweifelt starrte ich ins Zimmer. Ein lichtgrüner Mondschein zog eine schmale Straße quer von der Türöffnung des äußeren Zimmers bis zum Fuß des Bettes. Sie glich einem graden Fluß. Der Spiegel in der Schranktür hob sich wie ein schimmernder Fels; der große Waschtisch im tiefen Schatten konnte ein phantastischer Gebäudekomplex sein, ein Schloß, eine Burg, eine Festung. Die Eckpfosten am Fußende des Bettes sahen aus wie Zaunpfähle. Zwischen ihnen hatte das weggeschleuderte Deckbett sich aufgetürmt und die Form einer weißen Nachtwolke angenommen.

Mußte ich ein paar Stunden Tod mit einer doppelten Dosis der Veronalpulver erkaufen, die dort in ihrer Schachtel auf dem Tisch standen? Dort schlief der Schlaf in feinsten, weißen Kristallpartikelchen. Wenn ich ihn weckte, würde das herbe Salz mir Schlummer schenken. Aber ich konnte mich nicht entschließen, aufzustehen, sondern blieb reglos in der Stellung sitzen, in die es mich vorhin aufgeschleudert hatte.

Und immerwährend betrachtete ich meine Zimmerlandschaft. Der Mondstrom floß jetzt um Haaresbreite näher der linken Wand, das Möbelschloß lag in breiten, schwarzen Schatten. Der Schrankspiegel blinkte wie ein Wasserfall, ein lautloser Wasserfall aus Wolkenhöhen.

Ich lauschte. Die Straße war still. In das Rauschen des Flusses vom obern Stadtviertel mischte sich das Sausen in den Kronen der Linden.

Und so nach und nach wurden mir die Lider wieder schwer. Ich dachte an meinen Freund, und wie wir uns jeden Tag zum Kaffee im Palmengarten des Hotels Helvetia getroffen und dort beim Melange den Klängen der Zigeunerkapelle gelauscht hatten. Ich hörte ganz schwach Streichinstrumente, das vibrierende, schmeichelnde, betäubende Ziehen — — Der Schlaf flüsterte in meinen Ohren, küßte meine Augen — —

Als ich in die Kissen zurücksank, um diesmal im Ernst einzuschlafen, sah ich als letztes die Silhouette meines Deckbetts in hochgetürmten Schattenrissen an der Decke. Sie glich dem Kamm der Bayrischen Alpen vom Starnbergersee aus gesehen.

Eine Straße. Sie ist breit und hat den Charakter einer Landstraße. Die Sonne scheint. Aber gleichzeitig brennen ungezählte Laternen. Ich gehe allein auf dieser Straße, obgleich ich die Empfindung habe, daß überall große Menschenmengen in Bewegung sind — hinter mir, vor mir, in der Ferne, in der Nähe, ringsumher — — aber wie hinter Kulissen. Ich bin sehr müde.

„Wenn ich doch fahren könnte!" denke ich.

Und im selben Augenblick hält eine Droschke neben mir.

Sie ist elegant, neu lackiert, die Federn wiegen wollüstig, während ich einsteige. Der Kutscher, der nach Wiener Mode als Gentleman gekleidet ist, grüßt äußerst höflich und fährt ohne Befehl rasch gradaus. Er fährt nach Wiener Art, mit steif ausgestreckten Armen.

Ich sitze in meinem Wagen und denke an nichts. Die Straße muß asphaltiert

sein; die Räder müssen dicke Gummireifen haben; wir gleiten so lautlos dahin als führen wir Schlitten über festen Schnee. Die Hufe der Pferde klappern so schön im Takt. Es klingt wie Schläge auf leere Kokosnußschalen.

Während ich so fahre, erfaßt mich eine leichte Unruhe. Wo fahre ich hin? Mir ist, als wüßt' ich ganz genau, wo es hingeht. Aber ich kann mich im Moment nicht auf den Ort besinnen. Ah — — doch — — wart einmal — — ich fahr' ja nach — nach — — (ich schnippe mit den Fingern) — — nach — — nein, ich weiß nicht, wohin ich fahre.

Plötzlich sehe ich, daß jemand neben mir fährt. Dicht neben meinem Wagen fährt ein zweiter. Ein appetitlicher Viktoria mit zwei schwarzen Vollbluten, die sehr schnell laufen und sehr gut gefahren werden. Auf dem Bock sitzen stramm ein kerzengrader Kutscher und ein Diener. Sie tragen niedere Stulpenstiefel, weiße Nankingbeinkleider und blaue Leibröcke mit silbernen Knöpfen. Ich sehe, daß auf den Knöpfen der Rockschöße ein Wappen eingraviert ist.

Im Wagen sitzt eine junge Dame. Sie ist in Lila — etwas Luftiges, Spitzenleichtes. Auch ihre durchbrochenen seidenen Strümpfe sind lila. Ich sehe den zierlichen Knöchel und die Wade unter einer weißen Schaumwolke von Unterröcken. Die kleinen, hochhackigen Lackschuhe mit ihren Bandrosetten scheinen in funkelnden Reflexen zu lachen. An dem weißen Gürtel, der die schmale Taille umschließt, hängt von verzierter goldener Schnalle ein großer Stein, der lila Blitze schießt. Das Bolerojäckchen hat halblange Ärmel; weiße Handschuhe, mit echten Perlen geknöpft, bedecken die tadellos geformten Unterarme. Über dem hohen Umlegekragen mit dem weißen Knoten seh ich den schönen, leicht gesenkten kleinen Kopf. Das Profil ist schwach orientalisch. Aus den schwarzen, à la Odette frisierten Haarmassen strebt keck der lila Hut empor. Der leichte Flaum der Federn zittert in der raschen Fahrt im Wind.

All das seh ich, während unsere Wagen hastig dahineilen — Seite an Seite. Manchmal kommen sie ein paar Meter auseinander; dann sind sie wieder so nah zusammen, daß die blitzenden Speichen sich streifen und der Veilchenduft meiner Nachbarin zu mir herüberweht. Zuletzt wendet sie den Kopf und streift mich mit einem raschen Blick.

Ich verliere den Kopf und stehe im Wagen auf, um in ihren Wagen hinüberzuspringen. Aber blitzschnell ist der verschwunden; und ich stehe auf einer öden Straße, die mir völlig fremd ist.

„Ich träume", sag' ich laut. „Es ist nur ein Traum. Ich bin mir ja vollkommen bewußt, daß es ein Traum ist, und daß ich aufwachen kann, wenn ich will. Aber es ist amüsant; ich will nicht aufwachen."

Als ich mich umwandte, sah ich dicht neben mir ein hohes Gittertor. Es war von schwarzem Schmiedeeisen, mit kleinen, goldenen Blumen. Die beiden Torpfeiler trugen schwarze Eisenkugeln. Eine schwarze Metallbrücke führte innerhalb des Tors über einen schmalen, graden, grünen Fluß. Dahinter erhob sich ein großes Schloß mit Terrassen, Galerien, Säulen und Balkons. Das Ganze

war wie aus schwarzem Granit gehauen. Einige von den Fenstern des Hauses glänzten wie quecksilberne Rechtecke. Es war Dämmerung. Eine aschgraue Dämmerung, die gleich einem Schleier alles einhüllte. Aber über dem steil gebrochenen schwarzen Dach stand regungslos eine große weiße Wolke.

Ich ging auf das Tor zu, öffnete es und trat ein. Der Weg war mit grobem, schwarzweißen Sand bedeckt, der eine Farbe hatte wie Pfeffer und Salz. Er knirschte unter meinen Füßen. Rasenteppiche in seltsamen Figuren lagen wie gemalte dunkelgrüne Flecke auf der ebenen Fläche vor dem Fluß.

Ich ging über die Metallbrücke. Obgleich der mondscheingrüne Fluß stumm und lautlos zu rinnen schien, hörte man doch ein Wasserrauschen, ein Sausen von Wind in Lindenkronen. Ich sah, daß der Fluß von einem hohen Wasserfall herkam, dessen Fläche wie eine Spiegelwand zwischen Rahmen schwarzer Zypressen glänzte.

Über dem hufeisenförmig gewölbten Portal entdeckte ich einen Halbbogen von Buchstaben, der aussah wie die transparenten Reklameschilder, die abends über Läden und Restaurants der Großstadt flammen. Er war nicht angezündet, und ich vermochte nicht herauszubuchstabieren, was für ein Wort die Lettern bilden sollten. Sie kamen mir vor wie verkehrte oder russische Lettern. Während ich sie betrachtete und meine Gedanken mühsam und erschöpft sich damit abquälten, die Zusammenstellung der Buchstaben zu deuten, flammten diese plötzlich in grellem Licht auf, brannten in klarer Diamantschrift auf sammetschwarzem Hintergrund. Und jetzt sah ich —— die steilen, ganz gewöhnlich geformten Buchstaben bildeten die Worte:

Hotel Hölle

Es kam mir ganz natürlich vor. Dann fiel mir ein, daß ich ja doch eine Droschke genommen hatte, um hierher zu fahren. Wo ist die Droschke? dachte ich. Da stand sie auch schon dicht neben mir. Ich steckte die Hand in die Tasche, um nach Geld zu suchen. Aber der Kutscher salutierte bloß mit der Peitsche und fuhr davon. Zu meiner Verwunderung sah ich ihn gradeswegs in den grünen Fluß hinabsteuern und dann auf der ebenen Wasserfläche wie auf einer Landstraße weiterfahren. Er fuhr in den Spiegelwasserfall, der sich wie ein Vorhang teilte. Und der Wagen war verschwunden.

Ich trat durch das Portal. Eine riesige Säulenhalle bildete das Vestibül. Massen von Menschen wimmelten eilig durcheinander. Die ganze Szene erinnerte an einen Londoner Bahnhof. Nur daß das Publikum sehr gut gekleidet, daß der Fußboden mit Teppichen belegt und die ganze Ausstattung kostbar und künstlerisch war.

Die Möbel, niedere Sessel und Tische, die sich um die Säulen gruppierten, waren im englischen Klubstil gehalten. Da und dort hoben sich Palmen. In der Ferne erblickte ich die kristallklaren Strahlen von ein paar Fontänen. Die Beleuchtung schien von oben zu kommen, doch nicht von der Decke, die in ein Dunkel gehüllt war, durch das undeutlich Gemälde und Mosaiken herabschienen.

Das Licht war ein angenehmer, gedämpfter Rosenschimmer wie von französischen Dinerlampen. Ganz in der Ferne spielte ein Orchester, dessen abgerissene Klänge ab und zu bis zum Vestibül drangen.

Ratlos war ich an der Tür stehen geblieben. Ich hatte aufs neue vergessen, was mich eigentlich hierher geführt hatte. Eine Angst überschlich mich, beklemmte mich.

„Es ist nur ein Traum", murmelte ich. „Ich weiß ja, es ist ein Traum. . ."

Jemand berührte meinen Arm. Es war ein glattrasierter Kellner im Frack. Er dienerte höflich.

„Gepäck?" sagte er. „Nur diese Tasche? Der Herr sind mit dem Siebenuhrzug angekommen? Die Zimmer sind in Ordnung. Korridor T, Flügel K, 11, 18 und 123. Wollen Sie mir, bitte, folgen!" Ich sah jetzt, daß er in der einen Hand eine kleine, unbedeutende Reisetasche trug.

Wir traten an eine Art Bureau aus Porphyr, an dem goldstrotzende Portiers eifrig an Ebenholzschränken mit unzähligen kleinen Fächern, Schiebladen und Abteilungen, deren Elfenbeintüren unablässig auf- und zuklappten, hantierten. Am äußersten Ende des Bureaus stand die Malachitbüste eines mir unbekannten Mannes. Daneben lag ein großes, in Saffian gebundenes Buch.

Mein Kellner sagte einige Worte, und einer der Portiers verbeugte sich und reichte mir einen kleinen goldenen Schlüssel. Wir schritten darauf durch die Halle; an manchen Stellen war das Gedränge geradezu unerhört. Ich sah, daß viele der männlichen Gäste — alle im Alter zwischen fünfundzwanzig und fünfzig — moderne Promenadekostümes englischen Schnitts trugen; die meisten waren aber in Gesellschaftstoilette. Überall blitzten Monokels.

Tief innen war die Halle durch einen Weg, eine Art mit Kokosläufern belegten Korsos, geteilt. Darauf fuhr in zwei Strömen eine endlose Reihe von Luxusfuhrwerken, Dogcarts, Vierspännern und anderes mehr. Spiegel strahlten diesen Korso wieder, der weit in der Ferne umbog und auf beiden Seiten mit eckig gestutzten Bäumen im Biedermeierstil dekoriert war. Die Decke war von durchsichtigem, geschliffenem Glas, wie in einem Gewächshaus; hinter den Scheiben sah man große Büschel blauer und grüner Trauben, die übereinander hingen, höher und höher, bis sie, durch die schwindelnde Perspektive verkleinert, entschwanden. An den Wänden erblickte man eine gemalte Landschaft; ein Motiv, ein englischer Garten mit Hügeln und Tempeln, wiederholte sich ins Unendliche. — — Die Luft war schwer von Parfüm.

Nachdem ich glücklich durch die Reihe der Wagen gelangt war, sah ich bei einer Wendung des Korso die Dame in Lila vorbeifahren. Ihr Viktoria rollte dicht hinter mir, und ich bildete mir ein, sie lächle. Ich wollte umdrehen, ihr nachlaufen, aber meine Füße wurden zu schweren Bleiklumpen, und ich fühlte, wie mein Begleiter mich am Arm zog.

„Kommen Sie," sagte er, „da sind die Fahrstühle."

Wir gingen an einem großen, in die Wand eingelassenen Aquarium vorüber.

Hinter dem Glas sah ich eine Menge in allen Farben schimmernder Fische zwischen hohen, wiegenden Seepflanzen und hin und her durch kunstvoll errichtete Grotten, die inwendig mit blauem und rotem Licht erleuchtet waren, schwimmen. Hohe Korallenstengel hoben die verzweigten Skelette, und in dem weißen Sand lagen prachtvolle Muscheln. Ich glaubte sogar im Innern des Bassins ein Café zu erblicken; aber ich hatte nicht Zeit, über eine derartige Möglichkeit nachzudenken. Denn der Kellner schob mich eben in einen Liftkorb.

Er war aus gebeiztem Stahl mit niederen, in safrangelber Seide bezogenen Kissen. Lautlos glitt er empor, während eine kleine Rubinlampe an der Decke aufglühte.

Es war eine wunderbare Fahrt. Sachte stiegen wir durch Stockwerk um Stockwerk; vom Fenster aus konnte ich die zunächst gelegenen Säle überblicken. Das eine Stockwerk schien ein riesiges Restaurant, in dem aller Luxus der Tafel vereint war; ein anderes sammelte in sich Vergnügungslokale aller Art, vom Kabarett bis zum Hippodrom. In andern Stockwerken waren Ballsäle, Spielsäle mit Billards und Roulettes, Cafés, Palmenhäuser, Orangerien, Tirolerdörfer und Bazars. Und überall ein heiter plaudernder Haufe eleganter Herren und Damen. An einer Stelle war ein Maskenball im Gang, eine Treppe höher schien die Eröffnung einer großen Kunstausstellung stattzufinden. Und immer weiter aufwärts glitt der Fahrstuhl, die Stockwerke wollten kein Ende nehmen, es war, als flöge man in einem Ballon den Turm zu Babel hinan. Manchmal suchte ich in meinem Gedächtnis nach etwas, womit ich all diese wechselnden Szenen vergleichen konnte, und das nächste, was ich finden konnte, war ein Vergleich des Hotels mit einem der kaufmännischen Riesenetablissements der neuen Welt. Aber auch ein solches modernes Warenhaus, wie sie ganze Stadtviertel einnehmen und sich vierzehn Stockwerke hoch erheben, und wo man alles kaufen kann, von der Stecknadel bis zum lebenden Elefanten, war bloß ein winziger Bruchteil im Vergleich zu meinem Hotel.

Endlich hielt der Aufzug. Eigentlich hätt' er zwischen den Wolken stehen müssen. Ich trat heraus und wurde in eine Reihe von Gemächern geführt, die, so behauptete man, für mich reserviert waren. Ich ging von einem Zimmer ins andere, fand einen Salon, ein Arbeitszimmer, ein Rauchzimmer und ein Schlafzimmer; und als ich eine Portiere zurückschob, sah ich eine weitere Reihe von Zimmern; Billardzimmer, Bibliothek und Salons. In der Ferne hörte ich die Stimme meines Führers:

„Hier ist das Badezimmer, hier das Ankleidezimmer, hier die Garderobe mit fünfzig verschiedenen Anzügen sowie dazu passendes Schuhwerk, Wäsche, Krawatten und Juwelen. Der Schrank hier enthält Erfrischungen; zwei Diener stehen jederzeit zur Verfügung. Heute abend ist Ball und Souper in Korridor M, Flügel R, 2, 4 und 100. Außerdem — — eh — — ist — -- brr — — blubb — — eh — — — — — — —"

Seine Worte wurden undeutlich. Die Stimme erstarb, und als meine Blicke den Mann suchten, verschwand er wie ein Rauch. Eine jagende Unruhe stieg in mir auf; ich zog aufs neue die Portiere zum Billardzimmer zurück, fand aber zu meiner Verwunderung, daß die Tür jetzt auf einen Balkon führte. Er mußte hoch wie die Alpen liegen; denn Bäume, die wie Pappeln aussahen, standen schwindelnd tief unter mir. Ich konnte nicht erkennen, ob es Nacht oder Tag war. Drunten im Garten wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt. Sonnen und Sterne stiegen in Bogen zu mir empor, und funkelnde Feuerschweife schienen sich grüßend vor mir zu neigen. Rackete um Rackete stieg auf — um besser zu sehen, trat ich auf den Balkon. Da brach der Boden und ich stürzte kopfüber hinab. Ich fühlte die Luft eisig um meine Ohren sausen und hörte meinen Körper dumpf auf der Erde aufschlagen. Ich wollte schreien — und in Schweiß gebadet und mit starkem Herzklopfen erwachte ich.

Zweite Nacht



Aus irgend einem Grund benützte ich nicht den Fahrstuhl, um in mein Hotelzimmer zu gelangen. Ich ging die breiten, mit Läufern in Blumenmustern, gelben, roten und schwarzen Rosen, belegten und mit vergoldetem Geländer versehenen Treppen hinauf. Es waren keine Absätze an den verschiedenen Stockwerken, sondern die Treppen gingen in einem Stück, das heißt, sie bildeten eine einzige Treppe, eine Jakobsleiter, die in die Wolken klomm. Es war keine Wendeltreppe, sie machte keine Biegung, sie war grade wie ein Band und führte ohne Abweichung geradeswegs nach oben. Man konnte einen Menschen, der diese Leiter hinankletterte, mit den Blicken verfolgen bis zum höchsten Ziel, bis er klein war wie ein Punkt und die Treppe schmal wie ein Bleistift. Ich war einsam auf meiner Wanderung über diese Treppe.

Es kam mir vor, als hätte ich schon lang im Hotel gewohnt. Ohne Unterbrechung hatten Tage sich an Nächte gereiht, die Stunden waren zu einem einzigen gleichlaufenden Strich geworden, wie die Treppe. Alles, was sich nur erdenken läßt an Vergnügungen, war mir hier geboten worden. Tag und Nacht dinierte und soupierte ich in einem erlesenen Kreis fröhlicher Menschen. Ich, der nie in meinem Leben einen Tanzschritt gemacht hatte, tanzte hier jeden Abend ununterbrochen, und die schönsten Frauen ruhten in meinen Armen. Ich hatte nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen; jetzt ritt ich jeden Vormittag ein prächtiges Vollblut und wohnte jedem Rennen als Sachverständiger bei. Meine Kleider, die stets einfach und billig und also häßlich und schlechtsitzend gewesen waren, hatten sich in eine Menge verschiedener Anzüge von den Meisterfirmen aller Weltstädte verwandelt, und stundenlang konnte ich, wenn es mich amüsierte, in Juwelen wühlen, um die passendsten zu den feinen Farben meiner Krawatten auszusuchen. Die Frauen, die mich nie hatten leiden mögen, kamen mit den Kleidern — zu jedem Anzug hatte ich eine Geliebte. Aber das merk-

würdigste von allem war, daß ich immer Geld hatte. Als ob meine Eltern nicht in Armut gestorben wären, als ob mein Beruf mir etwas eingebracht hätte. Ohne daß ich das mindeste dazu tat, war ich immer im Besitz reichlicher Mittel. Immer hatte ich in ein paar Taschen Goldstücke — kleine, schöne Goldstücke, grade recht zum mit vollen Händen Ausstreuen. Ich kümmerte mich so wenig wie meine Bekannten darum, woher dieser Reichtum stammte, und ob andere möglicherweise hart dafür büßen und sich abschinden mußten. Es genügte mir, zu wissen, daß mein Kammerdiener mir jeden Morgen die Taschen mit Gold füllte.

Ich ging also die hohe Treppe hinauf. Ich war im Gesellschaftsanzug und trug eine weiße Blume im Knopfloch. Ich weiß nicht, ob es Morgen, Mittag, Abend oder Nacht war — die Beleuchtung war immer gleich rosenfarben. Ich fühlte mich weder müde noch ausgeruht, weder froh noch traurig, weder satt noch hungrig. Ich wollte in meine Zimmer, die ich mir durch tägliche Einkäufe von Kunstwerken und Luxusgegenständen immer mehr ausgeschmückt hatte. Es war dies ein neuer Zeitvertreib, ein lang ersehnter Genuß, alles Schöne, was ich sah, kaufen zu können.

Da hörte ich Schritte hinter mir.

Ich wandte den Kopf und blickte hinab. Ein Mann kam in vollem Lauf die Treppe heraufgesprungen. Auch er war in Frack und weißer Weste, und während seine rechte Hand dem Geländer folgte, sah ich die Edelsteine in den Kettenknöpfen seiner Manschette blitzen.

Aber sein Gesicht konnte ich nicht sehen; und das beunruhigte mich. Ich sah nur den tadellosen Mittelscheitel des blonden Haars, der im Nacken bis zu dem hohen Kragen hinablief. Er hielt den Kopf gesenkt, während er in großer Hast die Treppe heraufsprang. Plötzlich von einem namenlosen Schreck erfaßt, begann auch ich zu springen.

Daß ich sein Gesicht nicht sah, das war's, das erschreckte mich. Das sagte ich mir unaufhörlich selber, während ich aufwärts stürzte. Wenn ich sage stürzte, so ist das falsch ausgedrückt. Ich wurde allerdings irgendwie nach oben geführt, aber meine Schritte wurden immer schwerer und es war, als stapfte ich über Moorboden. Ich strengte mich aufs äußerste an; ich nahm fünf Stufen auf einmal; ich versuchte, mit Hilfe der Geländerstange meine schleppenden Schritte zu beschleunigen. Aber sie zerbrach mir unter den Händen wie Glas oder war auf einmal so glatt, als wäre sie eingeseift. Ich keuchte vor Angst — mein Verfolger mußte mir dicht auf den Fersen sein. — Ein Traum — ein Traum! murmelte ich. Jetzt wache ich auf — es ist ein Traum ...

Aber ich wachte nicht auf. Meine Oberschenkel schmerzten, als hätte ich stundenlang Kegel geschoben. Und jetzt stand ich still — gelähmt, versteinert. — Jetzt kommt er ...

Da war ich oben und vor meiner Tür. Ich sah oder richtiger fühlte die Formel T, K, 11, 18, 123 wie Messinglettern in meinem Gehirn blinken. Nach dem Schloß tastend, versuchte ich zu öffnen. Aber die Tür war geschlossen. Ver-

zweifelt krampften sich meine steifen Finger um die Klinke; sie war unbeweglich. Im dunkelbraunen Spiegel der Tür, innen im Holz, glaubte ich das Gesicht der lila Dame zu erblicken, das abwechselnd lächelte und einen strengen Ausdruck annahm. Auch die Augen wechselten — ich konnte nicht sehen, ob sie offen waren oder geschlossen. Sie waren gleichzeitig beides, wie auf dem bekannten Bild des Christuskopfes auf dem Schweißtuch. Mehr Gesichter kamen dazu, grotesk, verzerrt, einige ohne Nase, andere mit bloß einem Auge. Sie hüpften in- und auseinander, wuchsen hervor und verschwanden, wie das Spiel eines Bildhauers im weichen Ton. Wilder wurden die Phantasien — ein Hoffmannscher Schattenspieltraum. Ich stemmte die Schulter gegen die Tür, die sogleich aufging.

Aber die Türöffnung hatte sich zusammengezogen. Sie war schmal wie die Ritzen in einer Lattentür. Ich konnte nicht durch. Meine Schultern blieben stecken, wurden eng zusammengeklemmt. Ich stöhnte schwer und drehte mich um. Noch fühlte ich den Schmerz in Rücken und Schultern, aber mit einer plötzlichen Wendung war ich frei und drinnen. Ein Blick nach rückwärts zeigte mir die Treppe, hell, elegant wie gewöhnlich, in schwindelnder Absturzperspektive und vollkommen leer. Nur ganz unten sah ich Damen und Herren zu Pferde Figuren ausführen wie bei einer Quadrille. Die Reiter waren nicht größer als Bleisoldaten.

Weshalb bin ich denn so gesprungen — es ist ja niemand da! sagte ich mit einem Seufzer der Erleichterung. Alles ward hell wie beim Sonnenaufgang; mein Zimmer mit dem Hintergrund der Wände und der Architektur der Möbel trat wie eine Landschaft aus Schleiern steigenden Nebels hervor. Es war wie immer, nur ein großer Kristallkronleuchter hing nicht mehr in der Mitte, sondern in einer Ecke, wo er zum Teil in einem geschnitzten Kunstschrank aus Jakaranda verschwand.

Das Gefühl, lange Zeit das Leben eines Goldfalters gelebt zu haben, stieg aufs neue in mir auf; in flatternden Fragmenten, gleich schillernder Seide im Schein eines Strahlenwerfers, erblickte ich in rasendem Tempo alles — Salons, Boudoirs, Schmuck und Blumen. Und dahinter grinsten die leeren Totenschädelaugen des Einsamkeitsgefühls.

Einsam! schrie ich auf, und wollte erwachen.

Der Mann von der Treppe saß auf meinem Sofa. Das heißt, es war nicht der Mann, der mich verfolgt hatte, sondern ein anderer, der ihm aber glich. Er war blond und blaß, mit einem nervösen, leidenden Zug im Gesicht und großen blauen Augen, die um etwas zu flehen schienen. Ich fand es ganz natürlich, daß er da saß. Wir lächelten einander gleichzeitig an.

Ich habe Ihnen gestern versprochen, sagte er, Ihnen von meinem Gedicht zu erzählen.

Ich glaubte mich des Zusammenhangs zu erinnern und antwortete: Ja, gewiß. Sie sind Dichter.

Ja, und ich liebte sie. Sagen Sie mir, daß Sie glauben, daß ich sie liebte.

Ich erkannte aus dem Tonfall, in dem er das Wort „liebte" aussprach, daß es wahr war. Jeder, der geliebt hat, spricht es auf ganz besondere Art aus, und man hört augenblicklich, ob der Klang echt ist. Leidenschaft und Ernst ist in dem Wort, am meisten aber vielleicht Trauer wie um etwas Verlorenes; es gibt Hymnen, die so klingen.

Ich sagte: Ja, Sie haben geliebt.

Sie kennen die italienische Ballade von den Blumen auf dem Grab, die Gedanken waren, die der Tote gedacht, aber nie geschrieben, Liebesworte, die er nie gesprochen hat. Die pflückt jetzt die Geliebte. Und Sie kennen den jüdischen Dichter, der ein armer Arbeitssklave war und sein Kind niemals wach sah. Der Kleine schlief, wenn der Vater früh an seine schwere Arbeit ging, und er schlief, wenn der Vater spät am Abend von des Tages Mühsal heimkehrte. Im Schlaf hörte er ihn manchmal murmeln: Vater! Und über das kleine Bett gebeugt, lauschte er dem wundernden Flüstern des Kindes: Vater! Vater!

Das ist sehr subtil, und es gibt tausende solcher subtilen, feinen, spröden Stimmungen. So war auch meine Liebe. Ich liebte sie. Ich liebte ihren Körper und ihre Bewegungen, den Duft des dunkeln Haars, den Blick des Auges. Aber mehr als alles liebte ich die unsichtbare Seele, den unausgesprochenen Gedanken, das nie faßbare Sehnen, die Ahnung, den Traum, den Schatten eines Lichts, das in der schönen Hülle wohnte. Wie ward ich nicht verzehrt vor Begier, dies Innerste, das da verborgen war und doch hindurchschimmerte, zu ergründen, die Flamme zu umfangen, die außer Seh- und Greifweite brannte, die mystische Herleitung des Fadens zu kennen, zu wissen, wo er angesponnen ward, wohin er führte ... Ja, ich liebte sie.

Ich liebte auch ihren animalen Geist, ihre Lust und ihren Durst. Das Tier in mir konnte sich nicht satt sehen an Linien und Bewegungen, an allem, was in Form und Farbe ihre Gestalt, ihre Jugend und Schönheit erhöhte, verjüngte und verschönte. Ich betete ihr Parfüm, ihren Schmuck, ihre Lieblingstoiletten in Lila an. Ihre Wagen und Pferde, ihr ganzer extravaganter Apparat war meiner Augen Weide. Die Nadeln in ihrem Hut, die Kämme in ihrem Haar, die Handschuhe um ihre Arme, die Spangen an ihren Schuhen konnte ich küssen.

Aber was ich ersehnte, war das andere, das Innere, das Innerste, das Unerreichbare.

Und das dichtete ich an. Ich dichtete mich schließlich in sie um und sie in mich, nur um mir auf diese Weise geben zu können, was sich doch nicht geben läßt.

So schrieb ich einmal in Gedanken ein Gedicht, dem ich als Titel das teure Wort: „Mein" gab.

Ich schrieb, wie wir in einem Park wanderten, einen langsam fließenden Strom entlang, der die Pappeln in der Abendsonne spiegelte.

Ich sagte: Du reisest fort, und dann bist du nicht mehr mein ...

Sie antwortete: Dann bin ich dein — mehr als je.

Ich sagte ihr Lebewohl in einem Haufen lärmender Menschen: Lebewohl!

Ich bin stets bei dir, ich bin immer dein.

Jahre darauf kam ich an einen Kirchhof und beugte mich über den Stein auf einem Hügel. Im letzten Schein der Abendsonne las ich: Geliebter! Ich bin immer bei dir. Jetzt bin ich dein — mehr als je.

Ja, ich liebte. Und das machte mich furchtbar einsam. Das, daß sie mich wieder liebte. Das war es, da begann die Einsamkeit.

Mir war, als wär' ich Zwei. Ich war der Dichter und war ein anderer. Ich war sie, kam es mir vor. Aber nie so, wie ich wollte. Ich hielt sie in meinen Armen, und wir blickten einander voll Verzweiflung in die Augen, die Geheimnisse der Tiefe suchend. Aber wir konnten die Perlen, die der Grund barg, nicht greifen. Nur hervorgestoßene Worte wurden daraus: Du, du, du! Und wie ein ewiges Echo: Ich liebe dich! Ich liebe dich! . . .

Und zuletzt wußten wir nicht mehr, war es Haß oder Liebe, was uns vereinte und trennte.

Ja, ich war Zwei. Und ich schrieb:

Ich bin gestückt aus mancherlei —
Halb gut, halb schlecht —
Halb Herr, halb Knecht,
Halb Geist, halb Tier dabei.
Zwei Leben in der Einen Brust,
Dies zur Verzweiflung, *das* zur Lust,
In Einem Käfig Zwei!

Und es war wahr. Was ist Liebe? — Opfer! antworten Sie vielleicht. Leben, antworten Sie vielleicht. Ich sage: Liebe ist der Tod. Wie ein Philosoph nachgewiesen hat, daß es Tiere gibt, die im Augenblick der Liebe sterben, so glaube auch ich, daß wir erst im Tod zur Liebe und zur Erkenntnis gelangen.

Nachdem der Dichter, der in meinem Zimmer saß, dies gesagt hatte, verstummte er. Und jetzt sah ich, daß er an der rechten Schläfe ein kleines kreisrundes und blutrotes Loch hatte. Er trug eine Brille, und jetzt erst merkte ich, daß hinter den Gläsern keine Augen waren.

Ich wollte ihn genauer betrachten, aber er war nicht mehr da. Die Sonne schien in mein Zimmer, oder vielleicht war es auch der Mond, und ich stand vor einem Spiegel.

Ich wußte nicht, war ich der Dichter oder war er ein Teil von mir, ich wußte nicht mehr, wer ich selber war, wo ich war, ob ich träumte, ob ich wach war oder tot. Ich dachte an meine Maitressen, und sie wurden zu Phantomen, mein Gold war Moder, ich selbst ein Gerippe, und um mich flatterte das Leben wie ein Schattenspiel. — Was du suchst, gibt es nicht, murmelte ich, für keinen ist es da, und wenn einer es findet, ist er des Todes. Nur dem Tier vergönnt das Leben Befriedigung.

Da sah ich vor mir meine Dame in Lila von der Wagenfahrt — sie, die der Dichter liebte. Wie sie in meine Wohnung gekommen war, begriff ich nicht; ich

hatte sie nicht durch eine Tür kommen sehen, sie war ganz einfach da. Sie sah mich an und lächelte. Darauf knöpfte sie das Jäckchen auf und zog es aus. Rasch öffnete sie dann die Taille und streifte sie ab — wie Blumen hingen die Kleidungsstücke über der Chaiselonguelehne. Ihr Hemd, dünn wie Seidenpapier, war auf den Achseln von lila Bändern zusammengehalten; die Spitzen des Korsettschoners hatten gleichfarbige kleine Seidenschleifen. Sie zerrte an einer Schleife.

Ich bekomm' sie nicht auf, sagte sie und sah mir grade in die Augen, ... hilf mir ...

Ohne Besinnen umfing ich sie, und sie schlang die nackten Arme um meinen Hals. Der Dichter und sein Suchen nach den Tiefen der Liebe, sein Glauben, sein Hoffen, sein Leiden und Tod waren vergessen, als hätt' ich ihn nie gesehen, gehört und gekannt. Ich wollte sie küssen, aber ihr Kopf wich immer aus, bog sich zurück. Unter dem breiten Rand des violetten Hutes saugten ihre Blicke sich in den meinen fest, der Bogen des Halses war weiß und rund, das Kinngrübchen und die Rundung der Wangen hatten die Farbe wilder Rosen. Aber ihr Mund wich dem meinen aus; die roten Lippen schienen zu verheißen, zu spielen und zu höhnen. Sie öffneten sich und schlossen sich, sie spitzten sich, weiteten sich zu einem Ring, zogen sich in ein Oval, lächelten, zitterten ... Zwischen den weißen Zähnen glänzte die Zungenspitze wie ein Blutfleck, wie ein Tropfen Duftblut. Ein Zurückwerfen des Kopfes entfernte den lockenden Mund immer aufs neue, aber die Arme hielten mich, die Hände liebkosten meinen Nacken, ich fühlte die Wärme des Körpers, der sich eng an den meinen drängte. Wie im Wahnsinn begann ich Arme, Schultern und Hals wild zu küssen. Da preßte sich ihr Mund, bebend und feucht, auf den meinen, und ihre Zähne bissen mir die Lippen blutig.

Aber während ich von Konvulsionen geschüttelt ward und alles vor meinen Augen tanzte, während der Rausch in meinen Ohren sang und das Blut mir in einer Woge zu Kopf schoß, sagte es tief innen in meinem Hirn ganz kalt: Nein, das ist es nicht, was ich suche.

Und in mir murmelte und flehte es irr: Es ist nur ein Traum — ich weiß, es ist ein Traum, und ich kann aufwachen, wenn ich will. Aber ich will nicht aufwachen, ich will träumen — nicht aufwachen — nicht aufwachen — nie wieder — — — Und damit erwachte ich.

Dritte Nacht



Wir gingen durch den Park, der das Hotel umgab. Die Bäume glichen schattigen Kastanien. Es war Mondschein, silbern und grün, und die Blätter zeichneten sich in durchbrochener Schmiedearbeit auf dem Sand der Wege ab. Der Fluß floß lautlos, gleichmäßig unter der schwarzen Brücke hin. Unter dem hohen Himmelsgewölbe hingen reglos ein paar weiße Nachtwolken.

Stumm wanderten wir Seite an Seite dahin; wir wußten beide, dies war das letztemal, daß wir uns sahen.

Der Spiegelglasfall glänzte zwischen Rahmen von Zypressen wie eine polierte Ebenholzscheibe. Weit in der Ferne war das Dunkel der Allee von leuchtenden Punkten durchwebt. Eine Uhr schlug neun Schläge.

Das wunderte mich. Eine Erinnerung tauchte auf in mir. Eine Uhr — — Zeit — — Zeitbestimmung? Soweit ich zurückdenken konnte, hatte ich während meines Aufenthalts im Hotel Hölle keine Uhr gesehen, an keine Uhr gedacht. Die Zeit hatte für mich aufgehört, war stehen geblieben, war zu Ende. Ich brauchte sie nicht mehr. Niemand brauchte sie mehr. Sie war ein unfaßbarer Begriff. Sollte sie jetzt wiederkommen? Eine unbeschreiblich quälende Empfindung wie von etwas Kommendem, Fürchterlichem, einer Veränderung, erfüllte mich. Ich blieb stehen.

Was ist das? fragte ich mich unruhig. Irgendetwas, was zu Ende ist — etwas Neues, das erst beginnen soll — weshalb dieser Uhrenschlag . . . . .?

Es schien mir ganz unerträglich, daß ich vielleicht aufs neue genötigt sein sollte, dieser grausamen Zeitmessung entgegenzugehen, die jeden Schritt unseres Lebens nachrechnet, dieser verzweifelten, unbarmherzigen Minuteneinteilung der knappen Freudenrationen, der randvollen Sorgenbecher unserer armen Stunden.

Ich sah, daß ich allein war. Meine Begleiterin schimmerte schemenhaft durch die Stämme der Bäume, die wie Pfeiler standen, verschmolz mit den Schatten, ward selbst ein Schatten, ward Dunkel der Nacht, war weg. Ich war allein.

Lauschend wanderte ich weiter und kam in einen Winkel zwischen gestutzten Hecken, wo auf einer kleinen Rasenfläche monumental sich eine Riesenuhr erhob. Sie war von einem Granitblock umschlossen, der in der launischen Mondscheindrapierung von Schwarz und Weiß die Formen einer unausgeführten, bloß flüchtig skizzierten Kolossalbüste annahm. Das Zifferblatt hatte mehr als doppelte Manneshöhe im Durchschnitt und leuchtete schwach grünlich, in einem transparenten Schimmer. Die unheimlichen Zeiger, die wie Speere aussahen, wiesen — der kürzere auf Neun, der andere auf Zwölf.

Stumm betrachtete ich diesen Zeitweiser. Unmerklich bewegte sich der längere schwarze Speer vorwärts. Wie ein Reptil kroch er über die Randzeichen des Zifferblatts. Eine Minute, zwei Minuten, fünf Minuten.

Wie seinen Lauf aufhalten?

In fünfundfünfzig Minuten würde eine neue Stunde schlagen. Tatsächlich bedeutet das nichts; aber ich hatte die bestimmte Empfindung, gerade dann müßte ich oder jemand anderes aufbrechen. Was für ein jemand? Sie, die ich zuletzt geliebt hatte, der ich näher gekommen zu sein glaubte, als all den andern? Oder der Dichter, der eines Nachts in meinem Zimmer saß; oder der Freund, der abgereist war und dessen Namen ich vergessen hatte; oder irgend jemand sonst von den Hunderten von Gestalten, denen ich die Hände gedrückt, denen ich eine Sekunde lang voll Sympathie ins Auge geblickt hatte? Keiner von ihnen

allen bedeutet irgendetwas. — Und ebenso wenig bedeutete es, ob zwischen jeder römischen Ziffer auf der grünglimmernden Scheibe der Uhr ein Zeitraum von fünf Minuten oder einem Monat lag. Ob der Kreislauf eine Stunde war oder ein Jahr. Immer gleich unaufhaltsam würden die Zeiger ihren Lauf vollenden, immer gleich unaufhaltsam mußte Abschied genommen werden, Sekunde um Sekunde, Abschied von allem, was das Leben bot.

Von ihr, die ich für eine Stunde umarmt, von ihr, mit der ich jahrelang gelebt und gelitten hatte und die mir nicht mehr hatte bieten können als das Kind der Sekunde, von den Freunden der frühen Kindheit, von den Bekannten von gestern. Von allen Blicken, die ich aufgefangen, allen Gedanken, die ich gestreift hatte, von allen Worten, die mir begegnet, allen Gefühlen, die berührt worden waren. Alle, alle wurden ein und dasselbe, ein schmerzliches Lebewohl. Und die Summe jedes einzelnen und aller zusammen war immer dieselbe — Einsamkeit.

Das war es — das war das Inferno, das brennende Fegefeuer ewigen Suchens, der Traum des Lebens von einem Himmel außerhalb seiner eigenen Hölle. Die Erinnerung, die noch fürchterlicher ist als die Einsamkeit, die einzige Pflanze, die üppig in der Wüste der Einsamkeit gedeiht, und die so selten zur erquickenden Oase wird, würde bald wieder funktionieren. Nichts vermochte den Gang des Rades, die Drehung der Walze, die Marter der Gedanken in den Infernostunden der Tage, den Fieberträumen der Nächte aufzuhalten.

Der Zeiger wies nach unten. Er stand auf dem Kopf wie ein Ausrufezeichen; jetzt glitt er über die Sechs; das Gesicht der Uhr wurde zur schiefgezerrten, melancholischen Grimasse, zur tragischen Maske. Immer näher rückte der Speer, hob sich bis zur Neun und lag da wie ein Gedankenstrich. Und dann würde er seine Bestimmung erreichen, um unmittelbar darauf die nie endende Rundwanderung fortzusetzen, die Zwölf zu passieren, Stunde auf Stunde, Nacht auf Tag, Tag auf Nacht folgen zu lassen. — Was suchte die Zeit? Etwas, das sie nie finden konnte, da sie so unablässig weitermachte — —

Ich suchte eines Menschen Seele. Ich wollte in ihr meine eigene schauen und glauben und verstehen.

Der grüne Mond schien, und über dem schwarzen Schloß segelten langsam weiße Wolken. Hinten, oben, unten, rundum, wölbte sich schweigend die große Kuppel, schimmernd wie das Zifferblatt der Uhr, und gleich ihm ein Bild der Ewigkeit.

Während ich müde die Arme ausstreckte wie zur Kreuzigung, wechselte die Szenerie, und ich saß in einer Droschke.

Die Bäume des Parks sanken langsam in die Erde, und der mondbestrahlte Sand ebnete sich über den Löchern, in denen sie verschwunden waren. Kleine Wirbel und Wogenkämme von Sand hoben und senkten sich um das Uhrmonument und sprühten in glitzernden Körnern zu der runden Scheibe empor, wo die Ziffern immer undeutlicher wurden. Die Weiser klappten zusammen wie Libellen-

flügel, schoben sich ineinander wie ein Fernrohr und verloren sich im Zentrumsknopf, der sich zu einem Kartengebirge in Form einer unregelmäßigen Wolke, ähnlich dem Mondberg Tyko, ausdehnte. Der Granitblock löste sich auf, und das noch immer grünglänzende Zifferblatt begann zu schwanken und zu rollen; dann hob es sich empor, erst sachte, dann immer rascher, bis es hoch am Himmelsgewölbe durch die schwimmenden Wolken dahinschoß und schließlich eins wurde mit dem Vollmond, der ihm entgegenkam. Mein Kutscher holte mit der Peitsche aus, aber die Schnur gab keinen Knall, und lautlos setzte sich der Wagen in Bewegung. Wir fuhren durch eine Reihe von Zimmern — meine eigene Wohnung — dann die lange Treppe hinab und durch die Orangerie, in der die roten und blauen Traubenbüschel hingen. Es war ein prachtvoller Anblick; die Sonne schien auf das Weinlaub und das lichte Rankengeschling; und als wir auf den Korso zwischen all die Fahrenden und Reitenden hinauskamen, schien sie noch immer. Alle die schönen Frauen nickten und lächelten, sie in Lila und andere in Blau, in Weiß, in Schwarz. Sonnenschirme glühten wie Mohnblumensträuße, Hutfedern wehten im Wind. Herren in Promenadenkostüm, Reitanzug oder Uniform schwenkten grüßend die Handschuhe oder ihre Spazierstöcke mit goldenen Krücken. Wir fuhren durch das Aquarium, in dem grüne, von Silberstreifen durchzogene Dämmerung herrschte, wir kamen vor die große Halle hinaus und über die Metallbrücke; und wieder war Mondschein, silbern und grün. Wir fuhren den Fluß hinauf, mitten im Fluß wie auf einem gläsernen Boden, und in den Spiegelfall hinein. Durch die steile Fläche, die wie Seide brach, hindurch, hinaus auf eine Straße, die den Charakter einer Landstraße hatte. Ich stieg aus der Droschke aus, sie rollte davon, und ich wanderte durch die menschenleere Allee. Aber die ganze Zeit über hatte ich den Eindruck, als wimmele es von Menschen um mich her. Gesichter tauchten auf, von Freunden und Feinden, von Gönnern und Neidern, von Frauen, welche ich lange Jahre, von Frauen, die ich nur eine Nacht gekannt hatte, Gesichter von Verwandten, von Eltern und Kindern, und noch viel mehr. Von Schulkameraden, von Arbeitsgenossen, von Cafébekanntschaften, von großen und kleinen Menschen der verschiedensten Branchen, von Menschen ohne Zahl. Aber je mehr ihrer wurden, desto einsamer fühlte ich mich, je näher sie mich streiften, desto leerer ward es in mir. Und es kam mir vor, als sei jeder einzelne von ihnen ebenso einsam, als suchten ihre Blicke alle fragend nach einer Gemeinschaft, die gar nicht existierte. Schließlich machte ich die Augen zu; da brauste in meinen Ohren ein Klang wie eines Stromes rinnendes Wasser, wie Sausen des Windes in den Kronen der Linden. Ich blickte wieder auf und fühlte aufs neue alle die Gesichter um mich. aber sie waren mir alle gleichgültig und ich hätte ihnen allen sagen mögen, daß sie alle mir nichts zu geben hatten zum Tausch für meine Seele, und daß in meiner Seele nichts war, was für sie Wert hatte.

So wanderte ich, — mein einziger Begleiter die Erinnerung, die ich nicht vertreiben konnte; und wir gingen durch Pforten und Tore, die sich öffneten unt

schlossen wie die Stellfallen einer Schleuse. Ich war ärmlich gekleidet, wie immer, war einsam wie immer und hatte wie immer ein unbekanntes Ziel. Die Straße dehnte sich ins Unendliche; die Mitwanderer, die ein Stück zusammen gingen, um sich dann Lebewohl zu sagen und zu scheiden, sahen alle unter den verschiedenen Masken der Gesichter fragend und müde aus, als quäle sie ein heimlicher Zweifel am Sinn des Wegs und dem endlichen Ziel der Fahrt. Von Müdigkeit, Leere und Unlust überwältigt, blieb ich plötzlich stehen. Mir war, als müßt' ich zusammenbrechen.

Das ist die Hölle, sagte ich zu mir selbst. Ganz sicher ist das die Hölle!

Und als ich die Augen schloß und aufs neue Wasserrauschen und Windessausen vernahm, flüsterte ich tröstend: Aber es ist ein Traum — ich weiß ja, es ist nur ein Traum!

Die Pfosten am Fußende des Betts hoben sich zu beiden Seiten des weggeschleuderten, zerwühlten Deckbetts. Im Türspiegel des Kleiderschranks und den Glasflaschen des Waschtisches spiegelte sich milchweißes Licht. Vor meinen Fenstern stand ein neuer Tag und wartete mit seinem grauen Dämmern, drohend, fordernd. Vögel zwitscherten schrill in den Bäumen der Boulevards, schwere Räder schleppten sich über den Asphalt.

Ich war wach und träumte nicht.



Wo steht die Sozialdemokratie? von Eduard Bernstein

ür die politische Orientierung gibt es keine wissenschaftlich bestimmten Präzisionsapparate. Sie ist auf ein gutes Stück Abschätzung angewiesen, der sich Sozialstatistik, Wahlstatistik und Parteiengeschichte als Handhaben darbieten, planloses Raten zu vermeiden, ohne jedoch untrügliche Maßstäbe dafür zu liefern, wie es um die jeweiligen Beziehungen der Parteien bestellt ist.

Die Presse der Großindustriellen hat dem Grafen Posadowski nachgesagt, er habe im Dezember vorigen Jahres die Reichstagsauflösung als ein höchst gefährliches Experiment bezeichnet und die Befürchtung ausgedrückt, daß die Sozialdemokraten in einer Stärke bis zu 120 in den Reichstag zurückkehren würden. Da in Wirklichkeit nur wenig daran gefehlt hat, daß die sozialdemokratische Fraktion noch unter 40 blieb, ist für diese Presse der Mann, den man den methodischsten Geist unter den Ministern des Reichs nennen könnte, als jeden staatsmännischen Blickes bar gerichtet und Fürst Bülow der unübertroffene Volkspsychologe. Aber wie in der Dramaturgie gibt es auch in der Politik Rechenfehler, die mehr ehren, als Dutzende von Glückswürfen.

Auf Grund derjenigen Faktoren, die sich wissenschaftlich ermitteln lassen, mußte ein Zuwachs der Sozialdemokratie erwartet werden. Die berufsstatistische Entwicklung, wie sie sich gemäß den Berichten der Arbeiterversicherungsämter übersehen läßt, zeigt nach wie vor eine regelmäßige relative Zunahme der Arbeiter und der ihnen gleichgestellten Volksschichten, die sozialdemokratischen und sozialdemokratisch gerichteten wirtschaftlichen Organisationen haben in den letzten Jahren einen geradezu phänomenalen Aufschwung genommen — man denke nur an das Wachstum der zentralisierten Gewerkschaften, die jetzt in ihrer Gesamtheit die bisher stärkste Gewerkschaftsbewegung der Welt, die englische, an Kopfzahl erreicht haben, an geistiger Regsamkeit und Geschlossenheit aber bei weitem übertreffen. Nicht minder bedeutsam ist das Wachstum der sozialdemokratischen Presse, und während die innere und äußere Reichspolitik nichts darbot, was auch nur durch Flitterglanz die Augen zu blenden vermochte, waren der Erreger von Mißstimmung in Stadt und Industriedorf zur Genüge vorhanden. Wie unter solchen Umständen der Aufstieg der Sozialdemokratie im Wahlkampf eine Unterbrechung oder auch nur Verlangsamung erleiden sollte, war nach Vernunftschlüssen nicht abzusehen. Um nur das Beispiel der Stadt Breslau zu wählen, an deren Wahlkampf ich persönlich beteiligt war, so zählte im Jahre 1903, wo beide Wahlkreise der Sozialdemokratie zufielen, der dortige sozialdemokratische Verein etwa 1800 Mitglieder, das sozialdemokratische Organ „Volkswacht" in Stadt und Außenvierteln etwa 12—15000 Auflage. Am Vorabend der diesmaligen Reichstagswahl dagegen hatte die „Volkswacht" gegen 30000 Auflage und wesentlich erweiterten Inhalt, der sozialdemokratische Verein 7400 Mitglieder

und sehr vervollkommneten inneren Ausbau. Wie sollten da die Mandate Breslaus der Sozialdemokratie verloren gehen, wo doch die neuen Handelsverträge und die neuen Verkehrssteuern die Hauptstadt Schlesiens in verschiedener Hinsicht empfindlich trafen?

Und doch gingen sie verloren und ebenso fielen die sozialdemokratischen Mandate anderer Städte, wo die Verhältnisse ähnlich lagen.

Ist es geschehen wider Sternenlauf und Schicksal? Nicht Bülow selbst, wohl aber der sich seiner Gunst erfreuende Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat bei dieser Wahl von dem Rat des braven Cicero, im Interesse der guten Sache es auf ein paar mendaciuncula nicht ankommen zu lassen, einen Gebrauch gemacht, angesichts dessen die Sozialdemokratie schon mit dem Friedländer ausrufen durfte:

> Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
> Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.

Indes ist die politische Anschwärzung schwerlich der mächtigste Wahlfaktor gewesen. Soweit sie die Wähler umzustimmen vermocht hat, hat sie der Sozialdemokratie nur den für sie wichtigen Beweis geliefert, daß es um die politische Erziehung breiter Wählermassen einstweilen noch viel schlechter steht, als die Sanguiniker der Partei bisher angenommen hatten. In der Sozialdemokratie ist das sehr wohl begriffen und beherzigt worden. Keine Partei hat weniger als sie ein Interesse daran, vor sich selbst stärker zu erscheinen, als wie sie in Wirklichkeit ist.

Viele Gründe sind vorgebracht worden, das relative Zurückbleiben der sozialdemokratischen Stimmenzahl bei dieser Wahl zu erklären, und sie alle werden wohl ein Stück Wahrheit bergen. Es sind immer Vielheiten von Tatsachen und Einbildungen, durch welche die Wahlen gemacht werden, auf die eine Gruppe wirkt das eine Moment, auf eine andere ein anderes stärker. Unter dem Gesichtswinkel der Agitation sind sie denn auch alle zu berücksichtigen. Für die Wertung des Wahlresultats als sozialen Kraftmessers im großen, geschichtlichen Sinne sind sie dagegen nebensächlich. Für sie kommt es nicht so sehr darauf an, was heute hier und morgen dort die Position der Sozialdemokratie schwächt oder stärkt, sondern steht die Frage so: wie groß ist überhaupt die innere Widerstandsfähigkeit des gegebenen Staats- und Gesellschaftsorganismus gegenüber dem Andrängen der Sozialdemokratie? Die soziale Widerstandskraft ist stets eine Resultierende aus einer Summe von verschiedenartigen, ja, nicht selten einander fast aufhebenden Einzelwiderständen, und ob diese letzteren so oder so beschaffen oder gemischt sind, ist erst die zweite Frage. Die erste Frage bleibt immer: einen wie starken Druck üben sie in ihrem Zusammenwirken als Gesamtkraft aus. Genau wie für den Ingenieur, der die Geschwindigkeit berechnen soll, mit der ein Fahrzeug einen Weg zurücklegen wird, die chemische Zusammensetzung der als Widerstand in Betracht kommenden Materie nebensächlich ist, sobald er nur den Koeffizienten ihrer Widerstandskraft genau kennt.

Prüft man das Ergebnis der Reichstagswahl vom 25. Januar 1907 unter diesem Gesichtspunkt für die Sozialdemokratie, so erhält man als Widerstandsformel der nichtsozialistischen Welt gegen die Sozialdemokratie die Proportion 71,05 : 28,95, während sie im Jahre 1903 nur 68,29 : 31,71 war. Um soviel ist der Gesamtwiderstand diesmal stärker gewesen.

Das kann nun als das Ergebnis einer Zufallskombination betrachtet werden, die sich nicht notwendig zu wiederholen braucht, sich sogar sehr wahrscheinlich nicht ganz so wiederholen wird, weil gewisse Effekte nicht zweimal hintereinander mit gleicher Kraft zu wirken pflegen. Für die Orientierung der Sozialdemokratie ist aber die Formel des *möglichen* Widerstandes die wichtigste.

So führt uns denn diese noch rein äußerlich dynamische Betrachtung zu der Folgerung, daß die Widerstandselemente der heutigen Gesellschaft gegen die Sozialdemokratie nicht in gleichem Verhältnis abgenommen haben, wie die Arbeiterklasse gewachsen ist; was wiederum anzeigt, daß die Struktur der Gesellschaft nicht einfacher geworden sein kann als früher, sondern noch eine sehr vielgestaltige sein muß. Sozialstatistisch wird sich das ja erst genauer beweisen lassen, wenn die Ergebnisse der jetzt beschlossenen Berufs- und Gewerbezählung vorliegen, Wahlergebnisse haben hierfür nur symptomatischen Wert. Aber jeder ruhig Prüfende wird sich doch sagen müssen, daß wenn sich die Gesellschaft in immer rascherem Tempo dahin vereinfachte, daß einer zusammenschrumpfenden Zahl von Kapitalmagnaten eine anschwellende Zahl von Lohnproletariern immer unvermittelter gegenüberstände, hundertmal dickere Lügen, als wie der Reichsverband sie ausgegeben hat, das diesmalige Wahlresultat nicht möglich gemacht haben würden. Es wurde nur dadurch möglich, daß die Lohnproletarier für eine beständig wachsende Schar von Kapitalmagnaten, für ganze Armeen von Kapitalisten und sonstigen Bevorzugten aller Grade schaffen müssen.

In Preußen ist von 1905 auf 1906 die Zahl der Personen mit über 1 Million Jahreseinkommen von 57 auf 64, die Zahl der Personen mit über 100000 Mark Jahreseinkommen von 2859 auf 3173 *gestiegen*. Die Zunahme ist nicht in jedem Jahr gleich, aber *sie geht ununterbrochen vor* sich. Dasselbe gilt vom Wachstum der mittleren Einkommensklassen.

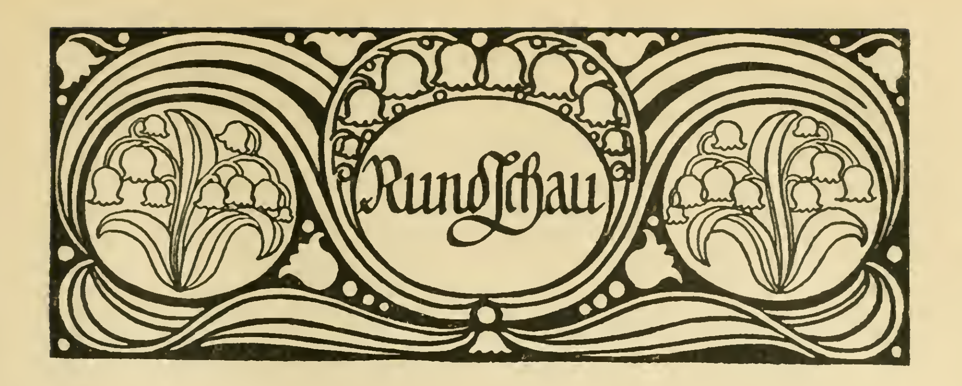
Die sozialistische Theorie behauptet, und die Wirklichkeit gibt ihr darin Recht, daß die Entfernung zwischen den an der Spitze der sozialen Stufenleiter und den auf der untersten Sprosse Befindlichen immer größer wird. Keine frühere Geschichtsepoche kannte die Riesenvermögen, bis zu denen es einzelne Kapitalmagnaten heute gebracht haben, und keine kannte auch nur annähernd eine so große Zahl von Reichen, als wie wir sie heute haben. Ferner aber kannte keine — und das ist der größte, bedeutsamste Unterschied — *soviel Zwischenelemente zwischen oben und unten*, als die heutige Gesellschaft. Die Leiter dehnt sich immer weiter aus, in immer schwindelhafterer Höhe ragen ihre obersten Sprossen. Aber die Zwischensprossen fallen nicht heraus, sondern bleiben

auch noch da. Es ist wie eine gewaltige Ziehharmonika, die sich ins Endlose ausziehen läßt, ohne dadurch ihre Mittelglieder zu verlieren.

Bei solcher Entwicklung kann es denn auch geschehen, daß gewisse Klassen des unteren Teils der Leiter, je nachdem sie die Blicke richten, d. h. von welcher Seite sie am meisten hoffen oder fürchten, heute sozialdemokratisch und morgen nichtsozialdemokratisch wählen. Was in Breslau — und wahrscheinlich auch in andern Städten — am meisten überraschte, war nicht, daß die Bezirke der inneren Stadt früher nicht gekannte Mehrheiten für die Gegner der Sozialdemokratie lieferten, obwohl man sich auch da fragen mußte, wo nur diese Masse der „Bürgerlichen" eigentlich herkomme. Weit mehr überraschte die Masse der Stimmen, welche für jene Kandidaten aus den für ganz proletarisch gehaltenen Vorstädten herausgeholt wurden. Was jene Elemente heute hinüber geworfen hat und morgen vielleicht herüberzieht, ist für die dynamische Inventur der Gesellschaft nebensächlich. Daß sie noch schwanken können, ist die bedeutsamste Tatsache. Auf ihr in der Hauptsache beruht es, daß politische Glücksspiele, wie das vom 13. Dezember 1906, gewonnen werden konnten.

Bei alledem darf man indes nicht vergessen, daß es außer einer politischen Dynamik auch eine Physiologie und einen Chemismus der Gesellschaft gibt. Die sozialistische Bewegung wirkt nicht nur durch Druck und Stoß, es gibt auch Diffusion und Symbiose, und ein Stück der Widerstandskraft des Gesellschaftsorganismus wider die Partei des Sozialismus beruht gerade auf seiner Durchdringung mit sozialistischen Säften. Als Partei hat die Sozialdemokratie bei dieser Wahl in höherem Grade als je zuvor die Rolle des politischen Ismaeliten gespielt — gemieden von allen, im unterschiedslosen Kampf mit allen. Eine weitverbreitete Auffassung hält dies für ein Zeichen normaler Entwicklung, für den politischen Ausdruck der höchsten gesellschaftlichen Zuspitzung der Dinge vor dem vollen Sieg des Sozialismus. Ob dies richtig ist oder ob es nicht eines Tages statt der „einen reaktionären Masse" doch noch zu einer, den reaktionären Mächten sich entgegenstellenden „progressiven Masse" kommen wird, mag der Zukunft überlassen bleiben. Aber daß der Sozialismus als physiologischer Bestandteil der Gesellschaft durch das Zusammendrücken der sozialdemokratischen Fraktion von 81 auf 43 noch keine Reduktion erfahren hat, das läßt sich mit Händen greifen.





Das Problem der tierischen Formbildung

Drei Faktoren sind es, auf welche die objektive Naturbetrachtung alle Erscheinungen in der Welt zurückführt: Materie, Energie und Struktur.

Materie und Energie sind unzerstörbar und ewig. Die Struktur aber ist zerstörbar, also sterblich. Aus dieser einfachen Tatsache hat die materialistische Naturphilosophie, welche Struktur und Geist nicht zu trennen vermag, geschlossen, daß auch die menschliche Seele sterblich sei.

Wo kommt aber die Struktur her? Die Beantwortung dieser Frage muß uns auch Aufschluß über die Herkunft des Geistes, der Seele geben.

Die Struktur des Weltraumes mit seinen Sternen führt man auf reine mechanische Ursachen zurück. Aus dem ursprünglichen Weltnebel konnten Sonnen und Planeten entstehen, weil die Struktur, die wir jetzt im Großen sehen, bereits vorher im Kleinen vorhanden war. Ebenso nimmt man an, daß die Struktur der Kristalle mit physikalischer Notwendigkeit aus der Mutterlauge entsteht, weil sie bereits in den Molekülen und Atomen vorgebildet ist und durch einfaches Wachstum in die Erscheinung tritt.

Kein Wunder, daß man ganz analog die Struktur des erwachsenen Tieres oder der erwachsenen Pflanze ebenfalls im Keim vorhanden glaubte, aus dem sie sich durch Größenzunahme entfaltet habe.

Im achtzehnten Jahrhundert suchte man ganz folgerichtig im Ei nach dem fertigen kleinen Hühnchen und in der Eichel nach der fertigen kleinen Eiche. Man fand ganz etwas anderes: nämlich einfache Gewebe, die Falten warfen, sich teilten, sich verdickten und gliederten, um schließlich nach einem festen Plan die endliche Struktur hervorgehen zu lassen.

Es entstand das Gegliederte aus dem Ungegliederten, die Struktur aus dem Strukturlosen, nach festen Gesetzen. Die strukturbildenden Gesetze begannen mit ihren Wirkungen, bevor noch irgend welche Struktur vorhanden war. Entsprechend diesem Befunde erklärte Karl Ernst von Baer: die Organismen gehorchen außer den mechanischen Gesetzen auch einer Zielstrebigkeit, die über der mechanischen Gesetzmäßigkeit steht. Die Zielstrebigkeit ist unabhängig von der Materie und ihren Kräften. Sie formt aus dem Formlosen die Struktur.

Diese Lehre, die einen immateriellen Faktor in die Naturwissenschaft einführte, mußte um jeden Preis unterdrückt werden, damit der Materialismus triumphieren konnte. Die Tatsache, daß jeder Organismus sich im Laufe seiner Entwicklung aus einem Ungegliederten gliedere und aufbaue, konnte freilich nicht geleugnet werden. Alle Organismen ohne Ausnahme zeigen sich hierin gleich.

Daher schritt man zur Annahme, daß in der ersten Keimzelle bereits die ganze Struktur des ausgewachsenen Tieres, obwohl unsichtbar, enthalten sei, aber in anderer Form und Anordnung.

Die Anordnung der unsichtbaren Struktur sei eine derartige, daß ihre einzelnen Teile

fest miteinander verkettet sind, so daß erst das nächste zur Entfaltung kommt, wenn das vorhergehende bereits entfaltet ist. Diese problematische Keimstruktur muß noch viel komplizierter sein als die Struktur des Erwachsenen, denn sie enthält nicht allein die Anordnung der Teile im Erwachsenen, sondern bestimmt auch die zeitliche Reihenfolge, in der sich die Organe entfalten müssen.

Bevor wir auf die Frage einer unsichtbaren Struktur näher eingehen, müssen wir uns genaue Rechenschaft davon geben, was wir unter Struktur verstehen wollen. Wenn ein menschliches Wohnhaus einstürzt, so bleibt nur ein Haufen Steine übrig. Weder die Materie, noch der Energievorrat erleiden dabei eine Einbuße. Nur die Struktur ist verschwunden. Die Struktur ist daher weder ein Teil der Materie noch der Energie, sondern ist eine bestimmte räumliche Anordnung verschiedenartiger Teile in einem einheitlichen Ganzen.

Einen Sandhaufen kann man beliebig teilen, und seine Teile beliebig vertauschen, ohne das Wesen des strukturlosen Sandhaufens zu verletzen. Bei einem Körper, der Struktur besitzt, wie z. B. das Haus, ist das unmöglich. Denn das Wesen der Struktur besteht in einer bestimmten Anordnung der einzelnen Teile, die nicht beliebig gestört werden kann, ohne daß das Ganze Schaden leidet. Wir haben daher die Möglichkeit zu entscheiden, ob in einem Ganzen eine unsichtbare Struktur vorhanden ist oder nicht — wenn es uns gelingt, die einzelnen Teile zu trennen oder beliebig zu versetzen. Gebt dabei das Ganze zugrunde, so besaß es eine Struktur, die wir zerstört haben. Bleibt dagegen das Ganze trotz dieses Eingriffes unverkümmert erhalten, so besitzt es keine Struktur.

Weißmann hat die verdienstvolle Arbeit geleistet, die Lehre von der unsichtbaren Keimstruktur nach allen Seiten auszubauen. Er zeigte, welche Eigenschaften die unsichtbare Struktur zum mindesten haben müsse, um die ihr gestellte Aufgabe, der Entfaltung zu einem ganzen Organismus gerecht zu werden.

Jede Entwicklung eines Tieres beginnt mit der Furchung; die darin besteht, daß das befruchtete Ei sich in zwei Kugeln teilt. Nun wußte man, daß beim Frosch aus diesen ersten beiden Kugeln die rechte und die linke Hälfte des ganzen Tieres hervorgehn. Es war also möglich, die Frage nach der unsichtbaren Struktur zu stellen, indem man eine der beiden Furchungskugeln abtötete. — Dann konnte aus der übriggebliebenen Kugel nur noch ein halber Frosch hervorgehen, wenn man wirklich eine Hälfte unsichtbarer Keimstruktur zerstört hatte. Mit diesem ersten prinzipiellen Experiment hat Roux die neue Wissenschaft der experimentellen Entwicklungslehre begründet.

Dieser erste Versuch entschied für das Vorhandensein einer unsichtbaren Struktur. Es entwickelte sich aus dem halben Keim ein halber Frosch. Man hatte also durch Zerstörung der einen Hälfte des Keimes das Ganze geschädigt, mithin Struktur vernichtet.

Dieser Erfolg der Strukturlehre war aber ein bloßer Blender. Die nächsten Tiere (die Seeigel), deren Furchungskugeln man untersuchte, zeigten ein ganz anderes Verhalten: von den zwei ersten Furchungskugeln lieferte jede einzelne ein ganzes Tier von der halben Größe. Hierbei war also durch den Eingriff keine Struktur zerstört worden, der halbe Keim leistete das gleiche wie der ganze.

Eine ganze Schar von Forschern begann jetzt durch experimentelle Untersuchungen diese Kardinalfrage zu lösen. Es sind besonders zu nennen die deutschen Forscher Driesch und Herbst, sowie die Amerikaner Wilson und Morgan. — Bald stellte es sich heraus, daß auch der halbe Froschkeim fähig war, ein ganzes Tier zu liefern, wenn man sein schwerflüssiges Protoplasma mechanisch erschüttert hatte.

Alle Eier aller Tiere zeigten schließlich das gleiche Gesetz: In ganz frühen Stadien bevor das Protoplasma schwerflüssig wird, ist jeder Teil eines Keimes, den man aus dem ganzen herausschneidet, befähigt, ein ganzes Tier zu liefern. — In diesem Stadium besitzt der Keim keine Struktur.

Dieser Schluß wurde von den Gegnern angefochten. Sie erklärten: es gibt unsicht-

bare Reserve-Strukturen, die erst zur Wirkung kommen, wenn die Hauptstruktur zerstört ist. Aber Driesch zeigte, daß man bei einem Seeigelkeim in einem späteren Stadium, nachdem sich bereits mehrere Kugeln gebildet haben, diese Kugeln beliebig durcheinander rollen kann — und trotzdem nun alle Teile ihre Stellen vertauscht haben, entsteht ein ganzes normales Tier. — In diesem Falle können weder die unsichtbare Hauptstruktur, noch die noch unsichtbareren Reservestrukturen eine Rolle spielen. Das Keimganze entwickelt sich ruhig weiter, trotz vertauschter Teilstücke. Diese Teilstücke besitzen also nicht den Wert von Strukturteilen, da sie sich beliebig vertauschen lassen.

Die Unmöglichkeit, sich mit Reservestrukturen aus der Verlegenheit zu helfen, bewiesen dann die sich Schlag auf Schlag folgenden Arbeiten über Regeneration.

Schneidet man einem Plattwurm den Kopf ab, so wächst ihm der Kopf wieder, teilt man das Vorderende des geköpften Tieres durch einen Längsschnitt in zwei Lappen, so bekommt jeder Lappen einen ganzen Kopf. Das Resultat ist ein zweiköpfiges Monstrum. Teilt man einen Regenwurm in zwei Hälften, so regeneriert die vordere Hälfte ein Hinterende und die hintere Hälfte ein Vorderende.

Pfropft man einem geköpften Regenwurm einen Ausschnitt aus dem Vorderende eines anderen Regenwurms in verkehrter Richtung auf, so daß jetzt eine Hinterfläche nach vorne sieht, so regeneriert diese Hinterfläche nicht mehr ein Hinterende, sondern einen Kopf. Damit ist bewiesen, daß nicht von den in den Schnittflächen verborgenen, problematischen Reservestrukturen, sondern vom Gesamtorganismus ein Einfluß auf die Strukturbildung ausgeht. Welcher Art ist dieser Einfluß? Darüber belehren uns Versuche am Plattwurm. Schneidet man einen Plattwurm in lauter hintereinanderliegende Scheiben, so regeneriert jede Scheibe jederseits die ihr fehlenden Körperteile und aus jeder Scheibe wird ein ganzes Tier. Nur der vorderste Abschnitt bildet eine Ausnahme. Hat der erste Schnitt den Kopf halbiert, so regeneriert sich der halbe Kopf selbst noch einmal, statt des übrigen Körpers. Es entsteht ein Januskopf.

In diesem Falle war die Tendenz, das verletzte Kopforgan wieder zu ersetzen, so stark, daß sie sich nicht abhalten ließ, selbst das noch vorhandene noch einmal zu bilden. Solche Fälle bilden aber die verschwindende Minderheit. In den allermeisten Fällen wird der Strukturbildung durch die vorhandene Struktur erfolgreich Einhalt geboten. Es stellt die bereits gebildete Struktur zwar kein unübersteigliches aber doch ein sehr wirksames Hindernis für die Neubildung dar.

Damit sind wir zur Erkenntnis der allgemeinsten Regel, die die Formbildung beherrscht, vorgedrungen. Die Strukturbildung geht normalerweise so lange ungestört weiter, bis ihr die selbsterzeugte Struktur nach und nach den Spielraum immer mehr verengt und das Erzeugte den Erzeuger zum Stillstand zwingt.

Struktur hemmt Strukturbildung, mit dieser Erkenntnis ist allen Theorien, welche die Strukturbildung aus der Struktur ableiten wollen ein für allemal ein Riegel vorgeschoben.

Je weniger ausgebildete Form vorhanden ist, um so freier zeigt sich die Formbildung. So vermag die Formbildung in ganz strukturlosen Keimen aus jedem Teil das ganze Tier zu formen. Diese Fähigkeit nimmt Hand in Hand mit der Ausbildung der Struktur ab. Ist das äußere Keimblatt gebildet, so kann aus seinen einzelnen Teilen nur noch ein Organ des äußeren Keimblattes hervorgehen, aber nicht mehr ein Organ des inneren Keimblattes. Innerhalb dieser Grenzen kann die Strukturbildung eine Zeitlang mit dem Material frei schalten und walten. Bis auch hierin die Ausbildung der Organe ihr immer engere und engere Grenzen setzt.

Die Unabhängigkeit der Strukturbildung vom Material, solange dieses keine Struktur besitzt, tritt am deutlichsten zutage, bei der sogenannten äquifinalen Regulation.

Es gibt Fälle, in denen drei Tiere der gleichen Kolonie, die das gleiche Organ verloren haben, dieses auf dreierlei Weise ersetzen. Auf drei verschiedenen Wegen gelangen sie alle zum gleichen Ziel. Es sind nach dem Ausspruch von Roux die organischen End-

produkte konstanter als die Art ihrer Erzeugung. Damit schließt sich die experimentelle Beweiskette.

Es läßt sich heute mit voller Sicherheit aussprechen, die Strukturbildung ist selbst ein unabhängiger Naturfaktor, der keine Struktur ist. Dieser Naturfaktor führt die Entwicklung jedes Tieres vom Allgemeinen zum Besonderen. Es entstehen erst die typischen Formen, dann die Formen, die den Familien-, den Gattungscharakter tragen, schließlich die charakteristischen Formen der Art und endlich das Individuum. So hat K. E. von Baer in allen Punkten Recht behalten und das biogenetische Grundgesetz Haeckels, jene halb physiologische halb historische Zwitterbildung löst sich in blauen Dunst auf.

Neben Materie, Energie und Struktur tritt als vierter Naturfaktor der Strukturbildner.

Sterblich ist nur die Struktur und alles was ihr gehorcht. Der Strukturbildner ist unabhängig von der Struktur und daher unzerstörbar und ewig.

Auch wir Menschen verdanken unser Werden und Bestehen diesem Strukturbildner, der keine Struktur ist, keine Materie, keine Energie, der nicht dem Kausalgesetz gehorcht, sondern Gesetze vorschreibt, die wir zweckmäßig nennen. Mit der Anerkennung dieses Naturfaktors bringt die experimentelle Naturforschung der Menschheit ein Gut zurück, das ihr ein Lebensbedürfnis ist und das ihr der Materialismus geraubt hatte, das Problem der Unsterblichkeit.

J. v. Uexküll

Persien

Wer kennt nicht Henriot, den berühmten Pariser Karikaturisten! Heutzutage sprechen begabte Romanziers von der Invasion Englands; das war viel zu gering für die Phantasie Henriots, er tat es nicht billiger als mit einer Invasion des Mars. Die Erdbewohner eroberten den Nachbar-Planeten. Die nächste Folge war, daß dort ein stehendes Heer errichtet wurde. Sodann Kriminalgerichte und natürlich auch Gefängnisse. Ferner Guillotinen. Sodann Bazillen und Epidemien. Weiter Beleidigungsprozesse und Ehebrüche. Gleichermaßen Staatsschulden und Staatsbankerotte. Endlich Attentate, Vitriol und Dynamit. Triumphierend rief man: der Mars ist zivilisiert.

Europa wie Amerika ist so unbändig stolz auf seinen Parlamentarismus. Viel glücklicher sind die Erdteile dadurch nicht geworden. Die Mutter des konstitutionellen Systems war einst Good Merry Old England. Und was ist es jetzt? Ein Land mit Schlotstädten, Temperenzlern, bleierner Sonntagsruhe und hirnverbrannten Frauenrechtlerinnen. Australien aber, wo die Selbstverwaltung den Gipfel erreicht hat, ist der Tummelplatz tyrannischer Arbeiterführer und nationalistisch verbohrter Demagogen. Trotzdem neidet der Osten diesen herrlichen Parlamentarismus dem Westen und glaubt nicht selig werden zu können, ehe er ihn eingeführt. Auf Japan folgte Rußland. Auf Rußland Persien und, mit einem Wechsel auf die Zukunft, China. Nicht allzuschwer wird die Sache im Reich der Mitte sein, da man dort eine Tradition von Jahrtausenden und eine weitgehende Selbstverwaltung der Gemeinden, ja ganzer Provinzen kennt, und in einer ununterbrochenen Reihe von Geheimbünden politisch zu handeln gelernt hat. Am schwierigsten wird sich die Sache im Zarenreiche gestalten, da dort die geringste Tradition vorhanden ist, und das Enfranchisment zugleich einen wütenden Nationalitätenhader entfachen wird. Auch in Persien ist das Experiment noch nicht geglückt. Schon hat es mächtige Stürme dort gegeben, doch ist immerhin die Volksvertretung, die im vorigen September eröffnet wurde, noch nicht auseinander gejagt worden. Kann es freilich noch werden.

Die Kadscharen, das herrschende Haus von Persien, sind keine Engel. Der Stifter der Dynastie, Aga Mohammed Khan, ließ in der Provinz Kerman 70000 Leuten die Augen ausstechen und sich die Augen auf Tellern reichen. Schinden, pfählen, brennen war auch bei seinen Nachkommen noch an der Tagesordnung. Der erste milde Herrscher der Reihe war Mozafr-ed-din. Allein seine Milde gereichte dem Lande nicht zum Heile. Sie

artete in heillose Schwäche aus. Sie brachte das Reich in einen Zustand, wie es ihn seit bald zwei Jahrhunderten, seit dem Interregnum vor Nadir Schah, nicht gesehen hatte. Der jetzige Schah, Mohammed Ali, ist dagegen wieder aus rauherem Holze geschnitzt. Er ist finster und kurz angebunden. Er hat eine sachdienliche Härte. Vor allem haßt er überflüssige Worte. Während seine beiden Vorgänger nicht selten rein aus Neugierde Audienzen abhielten, gibt er nur solche, die durchaus nötig sind, und eilt sofort zum Ende. Schon als er Statthalter von Täbris war, machten europäische Besucher die Erfahrung, daß sie in zwei Minuten entlassen waren, bevor sie selbst auch nur den Mund aufgetan. Daß Mohammed Ali Überflüssiges haßt, zeigt sich auch in seinem Eheleben. Er hat nämlich nur *eine* Frau, die allerdings von rein kaiserlichem Blute ist, mithin besserem als er selbst, da seine kurdische Großmutter unebenbürtig. Als er jetzt nach Teheran kam, löste er sofort den umfangreichen Harem daselbst auf. Das war eine hübsche Ersparnis. Muzaffr-ed-din hatte seinen Frauen nicht weniger als zwölf Pianos geschenkt und tausenderlei Schnickschnack, und wenn der Harem bei den häufigen Europareisen die Strecke von Teheran nach dem Kaspischen Meer zurücklegte, so kosteten die paar Tagereisen jedesmal 120000 Mark. Kein Wunder, daß ein solcher Mann wie Mohammed Ali bei seinen Untertanen nicht beliebt ist: Denn der Perser ist äußerst redselig, er liebt besonders die überflüssigen Phrasen; die schmeichelnden, höfischen, süßlichen am meisten; er liebt ferner Gepränge und Schaustellungen, und Weiber — — nun laßt mich davon schweigen. So sind denn auch an mehreren Stellen des Landes Aufstände ausgebrochen, verquickt mit einer Verfolgung der Christen in Urmia und Kirman. Das hat hinwiederum für England und Rußland den Vorwand gegeben, sich in persische Verhältnisse einzumischen.

Im September 1893 kam aus heiterem Himmel die Drahtung: Im Kraale Lobengulas ist alles ruhig. Kein Mensch hatte bisher von Lobengula gehört, und noch viel weniger wußte man, warum der Häuptling es so nötig habe, sich ruhig zu verhalten. Die Nachricht besagte einfach: Der alte Löwe will wieder auf Raub ausgehen. Und richtig! nur einen Monat später brach der Matabelekrieg aus. Ganz ähnlich heißt es nun schon seit Wochen: England und Rußland wollen in Persien nicht intervenieren. Mit anderen Worten: die beiden Mächte sind zur Intervention bereit. Wünschen sie wirklich das Land aufzuteilen? Ob sie es wünschen, das kann ich nicht sagen, was ich aber sicher weiß, ist, daß es ihnen nicht gelingen wird.

Albrecht Wirth

Umkehr

Wenn man einmal die Moral der Landschaften schreibt, wird man in den Büchern *André Gides* mit der seltenen Klarheit eines Beispiels die Wege vorgezeichnet finden, auf denen das Schicksal der Seele dem stummen Leben der Materie begegnet. Man wird dann beobachten, wie in den „Nourritures terrestres“ Innerstes und Äußerstes erst aneinander wird und sich entfaltet, wie dann der „Immoralist“ die Pole bis zur Distanz des Objektiven spannt, bis endlich im „Philoctet“ alle Spannungen in legendären Harmonien ausklingen und uns nur noch das Staunen übrig bleibt, das Staunen, ob jetzt der Mensch zum Symbol der Landschaft oder die Landschaft zum Symbol des Menschen geworden ist. Vielleicht lag hier noch die Gefahr der Allegorie, ein Ding für das andere zu setzen. Im echten Symbol aber sind die Verhältnisse nicht umkehrbar — das ist ein Axiom. Denn hier ist die Einheit nur durch die unendliche Spannung der Gegensätze möglich geworden, und stets wird hier ein Brennpunkt wie bei der Parabel im Unendlichen liegen. So mußten Landschaft und Schicksal sich einmal so weit trennen, daß das eine nur wie die Möglichkeit des anderen da ist, so wie die Sünde im Heiligen ruht als seine Möglichkeit, sein Traum. Und wie mir in der „Heimkehr“ die Landschaft wie aufgelöst und doch unendlich fern erscheint, ganz inwendig, in jedem Augenblick gleichsam „möglich“, so möchte ich mir die Bilder des *Amyntas* (Mercure de France, Paris

1906) als eine Landschaft deuten, in der die tausend Schicksale und Kulturen als Möglichkeiten und Träume der Wüste liegen, nackt und heimlich, nicht die Spiegelung eines état d'âme, sondern der abgründige Schoß von tausend Seelen. Auch dies ein Buch der Heimkehr. Die starren Wege der Entwickelung biegen sich zum Kreise und geben allen denen recht, die im Leben der Seele nicht das Ende, den Fortschritt, das Ziel suchen, sondern die rhythmische Bewegtheit eines leidenschaftlichen Geschehens.

Es ist auch so leicht und so wenig verführerisch, durch die Werke eines Schriftstellers ein Netz von geraden Linien zu ziehen, seine Entwicklung als eine konsequente Befreiung von allen Hüllen, Gesetzen, Formen zu begreifen, — um dann am Ende stutzig zu werden, wenn dort eine Frage steht und eine Umkehr andeutet, wo man einen logischen Fortgang ins Unendliche vermutet hatte. Gewiß, jede Umkehr fordert das Staunen, aber man sollte sie doch nicht immer an der Oberfläche, in den vielen Motiven und Erlebnissen suchen. Nachdem sich Gide einmal von den unpersönlichen Formen und Bindungen der Tradition losgelöst hatte, führte ihn sein Weg aus den unendlichen Möglichkeiten des Grenzenlosen zu den klaren Ordnungen der Formen und ihren Gesetzen, — das zu beobachten, ist nicht allzuschwer. Vielleicht ist es aber wichtiger, einzusehen, daß der Schriftsteller diesen Weg nicht einmal, zu dieser und jener Zeit, bei irgend einer bestimmten Gelegenheit gegangen ist und früher viele andere Wege ging und viele neue Wege gehen wird, sondern daß er fortwährend auf diesem Wege ist und ihn immer wieder gehen muß, denn er ist sein Schicksal und sein Gesetz und schuf nicht nur den Amyntas, sondern auch die „Paludes" und den „Immoralist". Und wenn man so diesen Weg als die Bildung des Stils begriffen hat, wird man in den leidenschaftlich gesuchten, verborgenen und entlegenen Sensationen und und Instinkten nur Motive sehen, Motive, Reize, die eine neue Form auslösen sollen, — bis schließlich die Dämonie der Erfahrung so ins Unendliche gesteigert ist, daß alle Dinge, die schönen und gräßlichen, sinnvollen und grundlosen, die gewohnten und die absonderlichen Dinge zu Motiven werden können, weil alle Bedeutung nur noch im Stil liegt, in der Form, im Zusammenhang, im Takt, im richtigen Sehen und richtigen Setzen der Worte. Die Tugend des Stils: erinnert man sich, daß Gide in den „Réflexions" Probleme des Lebens wie der Literatur, der Moral und des Stils unter e i n e m Gesetz begreifen durfte?

Jeder Stil, sagt einmal Rudolf Kassner, beginnt ganz genau dort, wo die Tendenz aufhört. Nun, man mag in den älteren Schriften von Gide die Tendenz noch wie einen Hauch, wie eine Versuchung, wie eine Möglichkeit spüren. Denn wie jede Tendenz durch eine Antithese bedingt ist, so leben dort die Landschaften und Menschen, die Sensationen und die Instinkte vom Außergewöhnlichen; sie hängen von ihrem Gegensatz ab und können nicht in sich selbst ruhen. Aber heut wird man eine wundervolle Notwendigkeit in diesem Umweg über das Fremde, Ungewöhnliche, Exotische sehen und wird die Umkehr und das Staunen nur dorthin setzen, wo der Mensch wie mit einem Sprung nun auch das Eigene, sein Ich, schließlich das ganze Dasein als fremd, dämonisch fremd empfindet. Einen Augenblick schien es, als ob Gide sich ganz an die vielen seltenen Dinge verlieren sollte, an die monotonen Rhythmen der arabischen Flöte, an den feinen, weichen, leisen Sandregen auf der Düne, an die gräßliche Herbe des wilden Granatapfels und die Stimmen der lachenden Frauen in den weißen Nächten. Aber in diesem selben Augenblick, im „Nu" der Mystiker, kam er aus den Träumen und Möglichkeiten zur Wirklichkeit, zum Dasein, und dieser Augenblick schenkte ihm das Staunen, das sich in diesen lichten und doch so geheimnisvollen Sätzen des Amyntas spiegelt und das Dasein selbst zum Motiv, zum einzig möglichen Motive machte. Diese Seiten erzählen ganz einfach von dem nackten Leben jedes Tages, von Regen und Sand, von Kindern und Tänzen und dem tödlichen Schweigen der Wüste. Und alles Einzelne versinkt schnell im Ganzen und existiert nur in dem traumhaft rhythmischen Zusammenhang der Worte, den wir Stil nennen. Alle Probleme, alle Abgründe sind hier offen und doch gelöst,

und jene Handlung ist symbolisch und fordert ihren „Gegenwurf", damit sich die mystische Summe von Sehnsucht und Ergebung, Weggeben und Heimkehr, Bitterkeit und Süße bilde. „Nulle mollesse ici, nulle mélancolie, un affluxe de paix inhumaine, de gloire éparse et d'indifférente splendeur."

Ich will hier den Stil des Amyntas nicht mit Begriffen und Bildern umschreiben, die doch nur ein Unfaßliches von außen her begrenzen können, ich will nur noch seine wirklich ursprüngliche Beziehung zu dem Lichte andeuten, zu dem reichen und magischen Licht, aus dem die Landschaft gebildet erscheint — von dem harten Glanz der sonnigen Wüste bis zu den weißen Vorhängen in der Tiefe düsterer Gärten und allen wehenden weißlichen Schatten im blauen Dunkel der Mondnächte. Die Dinge existieren nicht, bevor sie nicht das Licht berührt hat; doch das ist noch zu oberflächlich: bis sie selbst Licht geworden sind, Licht wie die Seele des Philoktet, die im Opfer Gnade und Dasein fand. So führen die Wege des Stils zum Letzten, Ursprünglichen, Religiösen. Man hat von Gides maskuliner Kunst gesagt, sie wurzele nicht in den vegetativen warmen Tiefen des Gemüts, sie wurzele überhaupt nicht und komme nicht bis zum Humor. Und doch wird es stets ein Zeichen des männlichen Geistes sein, daß er das Licht nicht als Schein und Oberfläche empfindet, sondern als Wesen und letzten Wert und alles Dumpfe und Dunkele nur als Umweg, um sein eigenes Dasein zu begründen, und daß er von hier aus die Dämonie dieses fragwürdigen Daseins zu erfassen sucht, wie Goethe in der Welt der Farben und des Auges die Taten und Leiden des Lichtes sah.

Kurt Singer

Börsenelegie

Längst sind die Ränder der Großstadt vom Eise befreit, aber nur matt und langsam beginnt sich die Tätigkeit auf den Bauplätzen wieder zu regen. Während sich sonst noch freundliche Aussichten zeigen, scheint dem Baugewerbe ein kümmerlicher Frühling beschieden zu sein und die Aktien mancher Terraingesellschaften sind innerhalb eines Jahres um vierzig Prozent gesunken. Allein man tröstet sich. Nicht kommender Krise unheilkündendes Zeichen ist die Stille im Baugeschäft, nein, nur eine Begleiterscheinung der Geldknappheit ist sie, muß sie sein. Noch wollen sich ja die Preise halten, noch entsprechen sich Angebot und Aufnahmefähigkeit am Markte, noch sind die Krisentheoretiker geteilter Meinung und die Mehrheit spricht sich für die Gunst der Lage aus. Hatten doch auch erst Shaw, dann Rheinbaben zu beiden Seiten des Ozeans den anhaltenden Aufschwung gefeiert. Der Gläubige findet stets noch Zeichen, wo der Bedenkliche nur Spuren zu entdecken vermag.

So achtete man nur der Blüten und vergaß der Schloßen, die sie zerstören könnten. Da warnte die Deutsche Bank. Die kleinen Kapitalisten draußen im Lande spitzten die Ohren. Ein Rauhreif war ihnen auf die Weide gefallen. Zugleich kam's wie Wetterleuchten von der andern Seite des großen Teiches. Wie kann der Kampf der Harriman, Hill und Morgan noch enden, was mag der Streit der Cliquen letzlich noch bringen? Schon flogen drüben die „schweren Werte" zu Myriaden auf den Markt. An den Iden des März schreckt Pan die Börse.

Aber noch war die Herde dem Abgrund nicht verfallen, noch ließ sie sich halten. Man griff ein und besserte, da und dort wenigstens, gewaltsam zwar und nicht ohne Schmerz und Verstimmung. Aber auch nicht ohne einstweiligen Erfolg. Nun lächelt zwischen Wolken wieder der strahlende Helios. Einige Halme freilich sind geknickt. „Selig ist flüchtig, der Mitinhaber Juda beging Selbstmord", meldete man am 2. April im Handelsteil. Leidtragende sind einige Privatkunden und Londoner Brokers. Aber der Frühling ist reich genug, um neue Schößlinge zu treiben, und aller Hagelschauer ist vergessen. Wohl werden Sorgen gehegt, doch blüht das Vertrauen. Der Totentanz wird später kommen. Allein die Stimmung der Börse ist aus einer dithyrambischen eine elegische geworden, sie gleicht, wie der Weise sagt, jener milden Wehmut, die aus dem Ver-

lust eines Gutes oder der Empfindung irdischer Unvollkommenheit entspringt, aber nicht ohne Hoffnung ist.

Bald vielleicht kann die Elegie zur Burleske werden. Fiel doch diesmal schon mancher gegen Ultimo in die Wolken des Aristophanes, um mit Strepsiades zu singen:

„Der fünfte, vierte, dritte, dann zweitletzte noch,
Alsdann von allen Tagen der zuallermeist
Mir Angst und Schaudern macht und mir ein Greuel ist,
Gleich ist er da nach jenem, der alt' und neue Tag."

So tönte auch diesmal wieder weidliche Empörung aus der Schar der Kleinen, deren auf Kredit gekaufte Papiere von den Banken à tout prix losgeschlagen wurden. Im Grunde zeigt das wechselvolle Spiel, da Hausse und Baisse sich die goldenen Eimer reichen, in neuen Reizen stets die alten Bilder. In den Perioden der wirtschaftlichen Hausse scheint alle Welt vom kapitalistischen Geiste besessen und man drängt sich um die großen Faiseurs, wie man sich einst um Mohammed scharte oder um Peter von Amiens. Es sind die Perioden des Erwerbsparoxysmus der Masse, da Saccard seine Künste treibt, die Zola so meisterhaft schilderte und an deren Darstellung Upton Sinclair, nachdem er sich zuvor in corpore vili versucht hatte, gar kläglich scheiterte. Aber die Tage des Elans und der Ekstase, an denen die sonst Vielzuvielen sich in Allzunotwendige wandelten, deren Suggestibilität man zur Verlängerung der wirtschaftlichen Hochgefühle bedurfte, schwinden wieder vor den Zeiten der Nüchternheit, in denen die kapitalistische Gesinnung sich zurückzieht in die kalkulatorischen Talente. Das Fieber der Spekulation weicht der Skepsis des Rechenstiftes. So will es der Rhythmus der kapitalistischen Welt, deren verkleinertes Spiegelbild die Börse ist. Es gibt Menschen, denen solcher Wechsel wie Torheit vorkommt und Unvernunft. Sie sollten aber bedenken, daß diesem Wechsel nichts anderes zugrunde liegt als die allzumenschliche Neigung, das nur unter bestimmten Bedingungen Gültige zum Allgemeingültigen zu erheben. Also müßten sie diese Neigung zunächst ausrotten. Solange aber ihnen das nicht gelingt, dürfen sie keine Steine werfen auf die, die handeln, Erfolge sammeln oder zugrunde gehen.

Friedrich Glaser

Herr Eberlein

Man hatte fürchten dürfen, daß die Römer sich den Goethe gefallen ließen. Es sind so höfliche Leute. Von so ausgezeichneter Kultur. Man konnte nicht wissen. Daß das Goethe-Denkmal ihnen mißfiele, mißfallen müsse, konnte man wissen, nicht aber, daß sie es schlankweg äußern würden. Schon aus Gründen der Politik vielleicht nicht. Oder vielleicht gerade? Hinneigung zu Frankreich? Nein, sie haben bewiesen, daß keine Urbanität sie abgehalten hat, in Wahrheit das, was sie empfanden, zu sagen, und daß auch die Politik keinen Anteil an ihrer Meinungsäußerung gehabt hat, denn in gleichem Atem mit dem Goethe haben sie auch ein ihnen von Frankreich geschenktes Victor Hugo-Monument verdammt.

Als das Goethe-Denkmal Eberleins in Rom noch neu war, war die italienische Presse zurückhaltend. Die Stunde der Kritik sei noch nicht gekommen, hieß es. In einer der Zeitungen wurde allerdings gesagt, daß die Figur „gewisse anatomische Unvollkommenheiten" hätte.

Unser Verlangen, Eberlein bei den Italienern in Grund und Boden verurteilt zu finden (ein Wunsch, der besonders bei den Bewohnern des Westens verzeihlich ist, die durch die Tiergartenstraße gehen und jeden Tag das schauderhafte Richard Wagner-Denkmal anstaunen müssen), unser Verlangen, Gustav Eberlein, so wie er es verdient, von seiten des alten Kulturvolks der Römer in Stücke gerissen zu sehen, wird erst jetzt erfüllt.

Der Generaldirektor der italienischen Museen Corrado Ricci gibt, mit der Unterstützung von ausgezeichneten Kennern, eine Sammlung von Abhandlungen über Italiens weihevollste Stätten heraus. Rusconi hat die Arbeit über die Villa Borghese übernommen. In ihr heißt es:

„Die schöne Heiterkeit der wundervollen Villa wurde in diesen letzten Jahren durch zwei gewöhnliche Monumente — liebenswürdige Gaben zweier befreundeten Nationen — gestört. Deutschland bot im Namen seines Kaisers der Stadt Rom ein großes und schwerfälliges Monument, dem Ruhme und der Erinnerung Wolfgang Goethes geweiht, zum Geschenk an. Aber dieses Denkmal, das Werk des mittelmäßigen Bildhauers Eberlein, bereits zurückgewiesen von mehreren deutschen Städten, nun in Rom in der Villa Borghese errichtet, ist eine recht armselige Huldigung für die großartige Kunst des deutschen Dichters, der Rom und Italien so innig liebte. Auch das andere, der Stadt von der französisch-italienischen Liga in Paris dargeboten, den Dichter Victor Hugo verherrlichend, erscheint eher wie eine Karikatur eines Monuments denn ein Kunstwerk."

Die Villa Borghese wird so wie so verballhornt. Italien auch an sich sorgt dafür. Der Bildhauer Calandra erhielt den Auftrag, ein Monument Umbertos an dieser Stelle zu errichten. Die „schöne Heiterkeit der wundervollen Villa" wird also durch die Mühewaltungen von Deutschland, Frankreich und Italien selber zerschnitten. Wir haben nur das Bewußtsein, daß Deutschland, wie man sagen könnte, das Eis brach — Frankreich und Italien beeilten sich erst nach unserm Vorgang, ihrerseits den Nachweis zu führen, daß auch die lateinischen Nationen mit schlechten Bildhauern aufzuwarten haben. Wann wird diese ansteckende Krankheit, phrasenhafte Monumente zu errichten, aus der deutschen und lateinischen Welt weichen? Freuen wir uns jedenfalls über die Blamage, die Herrn Eberlein (der gewiß deutsche Urteile nicht mehr liest) durch das Sammelwerk unter der Ägide von Corrado Ricci zugefügt worden ist. Er wird es vielleicht unterlassen, sich in Zukunft wieder an den Ausstellungen der „Amatori e Cultori di belle Arti" in Rom mit Wagenladungen zu beteiligen. Wenn dann die Wagenladungen bei uns bleiben, wird uns das freilich noch schlimmer dünken.

Emil Heilbut

Lange Gesichter und Masken

Nichts amüsanter als die langen Gesichter, die nach dem glänzenden Wahlsiege aus den Spalten der Scharfmacherorgane herausschauten. Hätte man das Ziel des Feldzuges erreicht: das Zentrum zerschmettert und — die Fraktion der Sozialdemokraten ein wenig verstärkt, dann drohte der beliebte Umsturz, und einer Änderung des Wahlrechts stand das Hindernis einer Abwehrmehrheit nicht mehr im Wege. Der auf den neuen Reichstag folgende, aus Zensuswahlen hervorgehende konnte dann in aller Seelenruhe die Arbeitergesetzgebung rückwärts revidieren und der Agitation der Gewerkvereine Polizeifesseln anlegen. Damit ist's vorläufig und vielleicht für immer vorbei. Sollen die mit dem Kolonialspeck gefangenen Mäuse bei der nächsten Wahl nicht entwischen — die zur Schwarzwildjad aufgebotenen Ritter dürften bei der geringen Aussicht auf Beute versagen —, so bleibt nichts übrig, als sie mit einem kräftigeren Köder festzuhalten. Daher das sozialpolitische Wettrennen aller bürgerlichen Parteien gleich nach der Eröffnung des Reichstages. Ein sozialdemokratisches Blatt illustriert die Situation mit einem hübschen Bilde. Ein Wanderbursch liegt im Grünen, erblickt den nahenden Gendarm, springt auf und rennt fort; das Ränzel läßt er liegen. Mit diesem beladen, keucht der wohlbeleibte Hüter der Ordnung dem Leichtfuß nach. Am Tor des nächsten Städtleins erwartet dieser den Verfolger und überreicht lachend seine Papiere. Sie sind in Ordnung, ebenso der Ranzen. „Warum lassen Sie mich Ihnen das Ränzel nachschleppen?" „Das wollte ich ja eben!" Der Spott ist berechtigt, seufzt ein Hauptscharfmacher. Einige Parterpfeile auf den Sozialminister Posadowsky abschießen, das ist das einzige, womit man die gepreßte Brust ein wenig erleichtern kann. Der eine der beiden Zwecke der großen Aktion ist also verfehlt. Wie wird es mit dem andern stehn, dem Bewilligungsautomaten? Warten wir die nächsten Militär- und Flottenvorlagen ab; die lächerlichen neun Millionen beweisen nichts. Und aus der andern Ecke schaut betrübt das liberale Gespons heraus.

Das dringendste Bedürfnis für dieses wäre eine Börsenreform; dafür aber, wird kleinlaut eingestanden, ist die Aussicht im neuen Reichstage noch schlechter als im alten, denn der Antisemiten sitzen darin mehr, der börsenfreundlichen Sozialdemokraten bedeutend weniger.

Bei Diplomaten, die ja immer Masken tragen, kann man nicht sehen, ob sie lange oder runde Gesichter machen. Für die Haager Konferenz müssen sie eine ihrer dümmsten vornehmen: Die Miene des dummen Kerls, der den Krieg für einen Kobold hält, welcher aus der vierten Dimension hereinzuspringen drohe, und vor dem man das holde Knäblein, den Frieden, mit Kanonen und Panzerschiffen schützen müsse. Das Wort „Abrüstung" ist ihnen hochwillkommen. Denn an Abrüstung oder auch nur an Hemmung des Fortschritts der Rüstungen ist natürlich nicht zu denken in einer Zeit, wo sogar die amerikanischen Republiken, denen kein auswärtiger Feind droht, und deren keine bevölkert genug ist, auch nur die Schätze ihres eignen Bodens vollständig heben zu können — da auch diese glücklichen Staaten von der tollsten aller Tollheiten ergriffen sind und wie besessen Kriegsschiffe bauen. Also von Abrüsten ist vorläufig keine Rede. Wohl aber sollten die amtlichen Wortführer der drei großen Kulturnationen unsers Erdteils (für Kriegsmöglichkeiten kommen in Europa nur Deutschland, England und Frankreich in Betracht) einander und dem Publikum offen sagen: „Besteht für uns höchst zivilisierte und höchst humane Nationen irgend welche zwingende Notwendigkeit, mit Mordmaschinen aufeinander loszugehen, einige Zehn- oder Hunderttausend Menschen (unter denen im Zeitalter der allgemeinen Dienstpflicht unersetzbare Genies und Wohltäter der Menschheit sein können) tot und zu Krüppeln zu schießen? Antwort: nein! Denn ein Fetzen Afrika, eine Südseeinsel (und andre Streitpunkte gibt es nicht) involviert keine solche Notwendigkeit. Grenzen wir also unsre kolonialen Interessensphären in Verhandlungen gegeneinander ab, und richten wir gemeinsam die Kanonen und Panzerschiffe, die wir nun einmal leider haben, nach den Gegenden, aus denen entweder von Barbaren Gefahr droht (falls es solche Gegenden gibt, wie der Urheber des Wortes: Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter, anzunehmen scheint) oder wo die für das Wohl der Gesamtmenschheit nötige Kulturentwicklung ohne einen kräftigen Eingriff von außen nicht in Gang kommen will." So also sollten die Herren Diplomaten sprechen. Es müßte denn sein, daß nicht bloß sie, sondern die Kulturvölker Europas selbst der Maske bedürften, weil sie unter dem Kulturfirnis blutgierige Bestien geblieben wären, und die einzige moralische Wirkung ihrer Kultur im Zwange zur Heuchelei bestünde.

Karl Jentsch

Tanzschule

Zu unserer Zeit zeichneten sich in den Schulzensuren die beiden Fächer „Singen" und „Turnen" fast immer durch das Prädikat „Mangelhaft" aus. Das Singen bestand in einer mechanischen Eindrillung von Tönen, und das Turnen in einer schablonenhaften Anwendung abgelegter Militärübungen. Wer also ein besserer Mensch war, konnte und durfte darin nichts leisten. Die Tanzstunde half später kaum über den Mangel hinweg. Herr Reif hatte bei uns in Breslau eine Art „Gymnastik" eingerichtet, die schon einen Fortschritt bedeuten sollte; er hat auch viel darüber nachgedacht und geschrieben. Aber das waren doch zu wichtige Kulturdinge, als daß sie ein Kantor oder Turnlehrer oder Tanzmeister hätte bessern können.

Die moderne nordische, speziell englische Kulturbewegung hat auch hier das Wesen an der Wurzel gefaßt. Wie sie vom Bau und Möbel den konstruktiven Stil verlangt, so auch vom Körper und Geist. Sie hat die Erziehung des konstruktiven Rhythmus erfunden.

Anfang war die rein körperliche schwedische Heilgymnastik, die in dem System von Ling ihren künstlerischesten Ausdruck fand: Steigerung des Rhythmus der Hygiene. Ins Psychologische spielt dann das amerikanische System des Delsarte, bei dem der „kallisthe-

nische" Apparat schon zurücktritt vor der eigentlichen Durchseelung der Körperübungen, die sich zu den Tanzgrammatiken des achtzehnten Jahrhunderts verhalten, wie eine moderne Villa zum Vitruvianischen Bausystem. Die Grenze zum schönen Spiel wird erreicht, die Spielbewegung wird, wie auf einem Bilde Ludwig v. Hofmanns, rhythmisches Kunstwerk, und die Musik tritt hinzu, als äußeres Mittel und Zeichen der Beseelung. Man vergleiche die Delsartesche Komposition eines Mädchens, das eine Tür schön öffnet, mit den Komplimentierparagraphen eines alten Damenalmanachs: Romantik gegen Klassizismus. Die Duncanschule versucht bei uns diese freie Gesetzmäßigkeit der Bewegung und das Gefühl für Körperlichkeit zu bilden. Aber wenn man die Kinder gleich wieder auf Bühnen Ballett tanzen läßt, zahlen sie die Buße der Pensionärinnen von Wedekinds Mine-Haha.

Der Zusammenschluß von Gymnastik und Musik hat in dem System von Jaques-Dalcroze, Genf stattgefunden. In seinen eignen Kompositionen recht geziert, hat er in der Pädagogik eine schlichte Auffassung bewährt. Die Märsche, mit denen begonnen wird, stärken rhythmisches Gefühl, und die Pausen, die er auf Kommando macht, oder die entgegengesetzten Bewegungen, die er Teile des Körpers ausführen läßt, pflegen den Rhythmus des Willens, die Selbstbeherrschung. Die rhythmische Übung erscheint als eine sehr interessante Regeldetri von Zeit, Raum und Kraft, oder Hören, Sehen und Fühlen. Kinderreigen und Gebärdenlieder lassen die ersten musikalischen Kenntnisse auf dem Boden der natürlichen Körperrhythmik wachsen. Die Musiklehre erweitert sich dann systematisch von den Noten auf die Tonleitern und Akkorde, bis man bei der Improvisation angelangt ist, die der freien Organisation der Körperbewegung, des harmonischen Benehmens entspricht. Die Musik wird Gefühl, das Gefühl Musik; die musikalische Körperübung wird aus einem Symbol der Energie ein wirkliches Erziehungsmittel zu jener Selbstrhythmik des Willens und Geistes, die wir gewöhnlich Lebenskunst nennen.

Wer sich für die Literatur interessiert: in der Sammlung „Kultur" unter dem Titel „Erziehung zur Körperschönheit" gibt Margarete Zepler das nötigste Material über Delsarte. Die Jaques-Dalcrozeschule, acht Bände mit drei Beilagen, ist bei Sandoz, Jobin & Co., Neuchatel, erschienen.

Oscar Bie

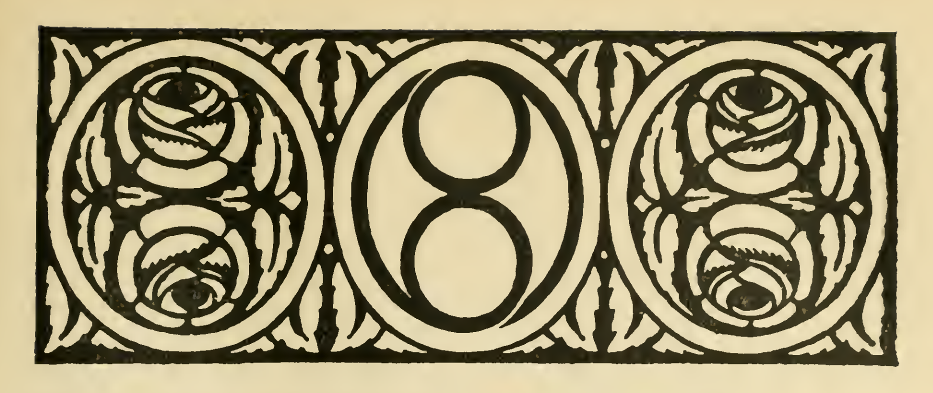
Guten Tag, Riesin!

Es ist einem, als schüttle da eine Riesin ihre Locken und strecke ein Bein zum Bett heraus, wenn man am frühen Morgen, noch ehe die Elektrischen fahren, von irgend einer Pflicht angetrieben, in die Weltstadt hineingeht. Kalt und weiß liegen die Straßen wie ausgestreckte Menschenarme da; man läuft, reibt sich die Hände und sieht, wie zu den Toren und Türen der Häuser Menschen heraustreten, als speie ein ungeduldiges Ungeheuer seinen warmen, flammenden Speichel aus. Augen begegnen dir, wenn du so dahergehst, Mädchen- und Männeraugen, trübe und frohmütige; Beine laufen hinter und vor dir, und du selber beinelst auch, was du nur kannst und schaust mit deinen eigenen Augen, mit denselben Blicken, wie alle blicken. Und die Brüste tragen alle irgend ein verschlafenes Geheimnis, und in den Köpfen allen spukt irgend ein wehmütiger oder anspornender Gedanke. Herrlich, herrlich. Da ist es also kalter, halb sonniger, halb trüber Morgen, viele, viele Menschen liegen noch in ihren Betten, Schwärmer, die die Nacht und den halben Morgen durchgelebt und -geabenteuert haben, Vornehme, zu deren Lebensgewohnheiten es gehört, spät aufzustehen, faule Hunde, die zwanzigmal erwachen, gähnen und wieder einschnarchen, Greise und Kranke, die sich überhaupt nicht mehr, oder nur mühsam erheben können, Frauen, die geliebt haben, Künstler, die sich sagen: a was, quatsch, früh aufstehen, Kinder von reichen, schönen Eltern, fabelhaft gepflegte und behütete Wesen, die in ihren eigenen Stuben, hinter schneeweißen Fensterumhängen, das Mündchen offen, märchenhaft träumend, bis neun, zehn oder elf Uhr schlafen. Was zu solch früher Morgenstunde auf den wild ineinander verschlungenen

Straßen gramselt und ameiselt, das sind, wenn nicht Dekorationsmaler so doch vielleicht Tapezierer, Adressenschreiber, kleine, lausichte Agenten, Menschen auch, die einen frühen Eisenbahnzug nach Wien, München, Paris oder Hamburg erreichen wollen, kleine Menschen in der Regel, Mädchen von allen möglichen Erwerbszweigen, Erwerbende also. Einer, der dem Rummel zusieht, muß das notwendigerweise einzig finden. Er geht dann so und meint beinahe, auch rennen, atempusten und seine Arme hin und her schwenken zu müssen; das Treiben und Emsigtun ist ja so ansteckend, wie etwa ein schönes Lächeln ansteckend sein kann. Nein nicht so. Der frühe Morgen ist noch etwas ganz anderes. Er schleudert aus Kneipen etwa noch ein paar schmierig gekleidete Nachtgestalten mit ekelhaft rotbemalten Gesichtern auf die blendend-staubig-weiße Straße hinaus, wo sie eine gute Weile, den Hakenstock an der Schulter tragend, blödsinnig stehen bleiben, um Vorübergehende anzuöden. Wie ihnen die trunkene Nacht zu den schmutzigen Augen hinausblendet! Weiter, weiter. Bei Besoffenen hält sich das blauäugige Wunder, der frühe Morgen, nicht auf. Er hat tausend schimmernde Fäden, womit er dich weiter zieht, er schiebt dich von hinten und lockt und lächelt dich von vorne an, du siehst hinauf, wo ein weißlich verschleierter Himmel ein paar zerrissene Stücke Blau hervorläßt; hinter dich, um einem Menschen, der dich interessiert, nachzuschauen, neben dich, an ein reiches Portal, hinter dem ein fürstliches Palais verdrossen und vornehm emporragt. Statuen winken dir aus Gärten und Parkanlagen entgegen; immer gehst du und hast flüchtige Blickes für alles, für Bewegliches und Feststehendes, für Droschken, die träge fortrumpeln, für die Elektrische, die jetzt zu fahren beginnt, von der herab Menschenaugen dich ansehen, für den stupiden Helm eines Schutzmannes, für einen Menschen mit zerrissenen Schuhen und Hosen, für einen zweifellos ehemals Gutsituierten, der im Pelzmantel und Zylinder die Straße fegt, für alles, wie du selber für alles ein flüchtiges Augenmerk bist. Das ist das Wunder der Stadt, daß eines jeden Haltung und Benehmen untertaucht in all diesen tausend Arten, daß das Betrachten ein flüchtiges, das Urteil ein schnelles und das Vergessen ein selbstverständliches ist. Vorüber. Was ist vorüber? Eine Fassade aus der Empirezeit? Wo? Da hinten? Ob sich da einer wohl entschließen kann, sich nochmals umzudrehen, um der alten Baukunst einen Extrablick zu schenken? I woher. Weiter, weiter. Die Brust dehnt sich, die Riesin Weltstadt hat jetzt in aller üppigen Gemächlichkeit ihr schimmernd-durchsonntes Hemd angezogen. So eine Riesin kleidet sich eben ein bißchen langsam an; dafür aber duftet und dampft und pocht und läutet jede ihrer schönen, großen Bewegungen. Droschken mit Amerikakoffern obenauf poltern und radebrechen vorbei, du gehst jetzt im Park; die stillen Kanäle sind noch mit grauem Eis bedeckt, die Matten frieren dich an, die schlanken, dünnen, kahlen Bäume jagen dich mit ihrem zitternd-frörlichen Aussehen flugs weiter; Karren werden geschoben, zwei herrschaftliche Fuhrwerke aus der Remise irgend eines Menschen von offiziellem Gepräge, jedes zwei Kutscher und einen Lakaien tragend, jagen vorüber; immer ist etwas, und jedesmal ist das Etwas, wenn man es näher betrachten will, verschwunden. Natürlich hast du eine Unmenge Gedanken während deines einstündigen Marsches, du bist Dichter und kannst dazu ruhig deine Hände in den Taschen deines hoffentlich anständigen Überziehers behalten, du bist Maler und hast vielleicht bereits während deines Morgenspazierganges fünf Bilder fix und fertig gemacht. Du bist Aristokrat, Held, Löwenbändiger, Sozialist, Afrikaforscher, Tänzer, Turner oder Kneipenwirt gewesen, hast flüchtig geträumt, eben jetzt dem Kaiser vorgestellt worden zu sein. Er ist vom Thron herniedergestiegen und hat dich in ein halbstündiges, vertrauliches Gespräch, an welchem sich auch die Frau Kaiserin dürfte beteiligt haben, gezogen. Du bist in Gedanken Stadtbahn gefahren, hast Dernburg seinen Lorbeerkranz vom Haupte gerissen, geheiratet und dich in einer Ortschaft in der Schweiz heimisch niedergelassen, ein bühnenfähiges Drama geschaffen — lustig, lustig, weiter, he da, was? Sollte das? Ja, da ist dir dein Kollege Kitsch begegnet, und da seid ihr zusammen nach Hause gegangen und habt Schokolade getrunken.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Umrisse einer kommenden Weltanschauung
von J. v. Uexküll



as Repertoire der philosophischen Systeme ist nicht reichhaltig. Es handelt sich in allen Fällen um die Stellungnahme zu den Beziehungen zweier Faktoren. Daher ist die Abwechselung gering. Diese beiden Faktoren sind die Körperwelt (unter der wir die Materie mit den sie bewegenden Kräften verstehen) und die Geisteswelt. Wir können sie beide für grundverschiedene Dinge erklären, dann entscheiden wir uns für den Dualismus, oder wir halten die eine von der anderen für ableitbar, dann treten wir für den Monismus ein. Ein drittes gibt es nicht. Entscheiden wir uns für den Monismus, so können wir die Geisteswelt für ein Produkt der Körperwelt halten — Materialismus, oder wir erklären umgekehrt die Körperwelt für ein Produkt der Geisteswelt — Idealismus.

Es ist daher der Haeckelsche Monismus, der in all seinen Folgerungen auf materialistischem Boden steht ohne die materialistische These, daß der Geist das Produkt der Materie sei, unumwunden auszusprechen — eine philosophische Unklarheit. Der sogenannte Psychomonismus ist dagegen ein verschämter Idealismus, welcher der Devise folgt: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. Der Psychomonismus ist übrigens neuerdings von seinem Entdecker (Verworn) klanglos versenkt worden.

Es stehen sich im ganzen nur drei prinzipiell verschiedene Systeme als Kämpfer um den Meisterschaftspreis menschlicher Weltanschauung gegenüber: der Dualismus, der Materialismus und der Idealismus.

Ohne Zweifel überragte bisher der Dualismus seine beiden Gegner um ein gewaltiges in seiner Bedeutung für die Geistesentwickelung der Menschheit. Der Dualismus ist die natürliche und dem naiven Menschen angemessene Denkweise. Ein jeder Mensch ist sich unmittelbar des Gegensatzes zwischen Empfin-

dungen und Gegenständen bewußt. Er erkennt auch ohne gelehrte Anweisung, daß er einen Körper besitzt, der zu den Gegenständen gehört und außerdem noch Empfindung, Gefühl, Denken und Willen beherbergt, die eine innere Einheit ausmachen, welche er Seele nennt. Diese Seele beherrscht seinen Körper und eine gleiche beherrschende Seele setzt er bei seinen Mitmenschen voraus, welche die Handlungen ihres Körpers beherrscht.

Dementsprechend wird er auch geneigt sein anzunehmen, daß die Gesamtheit aller Gegenstände gleichfalls von einer Weltseele beherrscht werde, die er Gott nennt.

Dies ist auch in der Tat der einzige vernünftige und der Natur des Menschen angemessene Schluß, zu dem er sich auch immer wieder zurückfindet, wenn er sich von aller Beeinflussung durch die Weisheit seiner Mitmenschen befreit hat.

Aus den Handlungen der Mitmenschen schließt er auf ihren Charakter und die Beschaffenheit ihrer Seele. In gleicher Weise schließt der naive Mensch aus dem Geschehen in der Außenwelt auf die Eigenschaften der Gottheit, die er bald für milde und liebevoll, bald für gewalttätig und grausam erklären wird. Immer aber bleibt die Gottheit erhaben und im letzten Grunde unerforschlich. Es steht der naive Mensch bei Betrachtung der Natur immer im Angesichte eines Wunders, das seinen Hochmut bändigt, seinem Willen Wege weist, seine Phantasie stärkt und seiner Sehnsucht ewige Ziele setzt.

So brachte der Dualismus die volle geistige Persönlichkeit zur Entfaltung — so lange der einzelne Mensch in unmittelbarer Berührung mit der Natur blieb und er gezwungen war sich selbst seine Weltanschauung zu schaffen.

Durch die Dogmen der Kirche wurde der einzelne Mensch der heilsamen Arbeit an seiner inneren Ausbildung überhoben. Der Dualismus blieb zwar die herrschende Weltanschauung, er wurde aber einseitig festgelegt.

Schon frühzeitig hatte sich das Bestreben geltend gemacht, den Gegensatz, den der Dualismus enthielt, dadurch aufzulösen, daß man die Gottheit nicht als Einzelexistenz irgendwo in der Außenwelt thronend annahm, sondern in der eigenen Seele die Pforte sah, die zur Weltseele führte.

All diesen Bestrebungen, die den Dualismus in einen Idealismus zu verwandeln suchten und die ihren Hauptverfechter in Meister Eckart fanden, hat die Kirche sich stets mit allen Mitteln widersetzt. Sie hat immer an der Transzendenz (Gott in der Welt) festgehalten und immer die Immanenz (Gott in der Menschenseele) verfolgt.

Erst als Kant in seinen unsterblichen Werken den Idealismus neu begründete, schien der Bann gebrochen und das Zeitalter unserer großen Dichter war zugleich das Zeitalter des Idealismus.

Da trat plötzlich ein neuer Gegner auf den Plan und schlug ohne die mindeste Schwierigkeit sowohl Dualisten wie Idealisten aus dem Felde. Dieser neue Simson war der alte Materialismus, der sich mit dem Löwenfell des Darwinis-

mus bekleidet hatte und sich als den neuen und einzigen **Monismus** präsentierte.

Der Materialismus galt als eine abgestorbene Weltanschauung, die nur noch innerhalb der Schulen als toter Lehrgegenstand fortvegetierte. Um die wunderbare Wiederbelebung des Materialismus zu begreifen, muß man sich die Gründe vergegenwärtigen, die seine Ausbreitung bisher verhinderten. Die materialistische Lehre, daß es bloß Materie und bewegende Kräfte gäbe und daß auch die Seele ein bloßes Produkt der Materie sei, konnte in dieser Form weder das Gemüt noch den Verstand der Menschen überzeugen. Das Gemüt nicht, weil die Unterwerfung unserer Seele unter rein mechanische Gesetze jedes höhere Streben vernichtet, und den Verstand nicht, weil es außer der Seele noch sehr greifbare Dinge gibt, die sich nicht durch die Wirkung physikalisch-chemischer Kräfte erklären lassen.

Diese Dinge sind die Organismen.

Es gibt zwei Arten von Organismen: Maschinen und lebende Wesen. Beide vollbringen ihre Leistungen mit Hilfe physikalisch-chemischer Kräfte, die in geordneter Weise ablaufen. Für diese Ordnung sorgt ihre Struktur. Die Schwierigkeiten, die das Lebensproblem dem Verständnis bietet, liegen gar nicht im normalen Ablauf der Lebenstätigkeiten. Der geschieht durchaus analog dem Arbeiten einer Maschine. Das Rätsel liegt in der Entstehung einer Struktur. Von den Maschinen wissen wir, daß sie ihren Ursprung einer menschlichen Vorstellung verdanken, die zur Ursache des Handelns ihres Erfinders wird. Man nennt eine solche Vorstellung einen Zweck und das Erzeugnis, das diesen Zweck erfüllt (in diesem Falle die Maschine) heißt zweckmäßig. Der Dualismus nahm an, daß die Struktur der lebenden Wesen analog der Struktur der Maschinen entstünde. Die Weltseele habe eine Zweckvorstellung gehabt und forme dieser Vorstellung entsprechend die lebenden Wesen — zweckmäßig. Man mag nun die Weltseele hierfür verantwortlich machen oder nicht, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Struktur der lebenden Wesen so gebaut ist und so entsteht, als sei das normale Leben der Zweck der Entstehung dieser Struktur gewesen und man hält sich deshalb für berechtigt, die Struktur der Lebewesen gleichfalls als zweckmäßig anzusprechen.

In den Lebewesen haben wir Gegenstände zu erblicken, für deren Existenz die materiellen Ursachen nicht ausreichen, sondern die eine andere außermaterielle Ursache verlangen. Sie bilden die feste, weithin sichtbare Mauer, die der Behauptung des Materialismus, daß alles durch materielle Kräfte entstünde, ein entschiedenes „Nein" entgegenstellt.

Die Zweckmäßigkeit mußte aus der Welt geschafft werden, eher gab es für den Materialismus keine Aussicht auf Erfolg.

Dieser Aufgabe hat sich der Darwinismus nicht ohne Geschick unterzogen. Er argumentierte dabei folgendermaßen: Der Fortpflanzungsstoff oder das Keimplasma, das jedes erwachsene Individuum bei sich trägt, stellt die Essenz des

ganzen Körpers seines Trägers dar. Das Keimplasma ist variabel, denn die Kinder gleicher Eltern gleichen sich niemals vollständig. Die Kinder sind infolge ihrer Verschiedenheit dem Kampf ums Dasein verschieden gut angepaßt. Die Passendsten überleben allein. Infolgedessen gelangt durch sie nur solches Keimplasma zur Weitervererbung, das in bestimmter Richtung variiert hat. Diese Variation kann durch den Kampf ums Dasein in der gleichen Richtung festgehalten und entwickelt werden. So kommt es schließlich zur Entstehung neuer Arten.

Auf diese Weise gelang es das ganze unlösbare Problem der Zweckmäßigkeit auf zwei mechanische Faktoren zurückzuführen; den Kampf ums Dasein und die Variabilität des Keimplasmas.

Zwar zeigte es sich sehr bald, daß die Voraussetzungen nicht zutrafen. Das Keimplasma ist keineswegs ein Erzeugnis des Individuums, wohl aber ist das Individuum ein Erzeugnis des Keimplasmas, das ein jedes Lebewesen unverändert und unbeeinflußt von seinem individuellen Leben als ein heiliges Vermächtnis forträgt von Geschlecht zu Geschlecht. Welche geheimnisvollen Gesetze den Fluß des sich immer wieder trennenden und vereinigenden Keimplasmas beherrschen, wissen wir nicht. An jeder Vereinigungsstelle zweier Keimplasmen entsteht ein neues Individuum immer neu und jugendfrisch aus dem uralten Mutterboden des Lebens.

Aber auch ohne diese veränderten Voraussetzungen war die Darwinsche These nicht haltbar. Wohl ist das Keimplasma die Essenz des künftigen Individuums. Aber wer gab Darwin das Recht diese Essenz für eine bloße Stoffmischung auszugeben?

Gesetzt, es ginge jemand hin und sprengte von allen Teilen einer Dampfmaschine kleine Splitter ab, die er dann in einen Sack täte, um die Essenz der Dampfmaschine mit nach Hause zu nehmen — so würde ihn jedermann für verrückt halten.

Dagegen wissen die Maschinenbauer ganz gut, daß es nur eines Taschenbuches und eines Bleistiftes bedarf, um es einem geübten Ingenieur zu ermöglichen, die Essenz einer neuen Maschine mit nach Hause zu tragen. Was im Taschenbuch mitgenommen wird, das ist nicht der Stoff der Maschine, sondern der Plan der Anordnung ihrer Teile.

Dementsprechend können wir vom Keimplasma aussagen, daß es sowohl den Plan des ausgewachsenen Tieres als auch den Plan, um dahin zu gelangen, bei sich führen muß. In welcher Form der Plan bereit liegt, soll uns hier nicht beschäftigen. Nur die Tatsache, daß das Keimplasma ebenso ein organisches Wesen ist und seine volle Zweckmäßigkeit besitzt, wie das erwachsene Tier, sei ausdrücklich betont. Damit fällt auch das allgemein geglaubte Dogma: Darwin habe die Zweckmäßigkeit auf materielles Geschehen zurückgeführt.

Die Mauer, die dem Materialismus Einhalt gebietet, steht noch in alter Festigkeit da. Es ist unmöglich, die Zweckmäßigkeit der Lebewesen aus materiellen Kräften zu erklären.

Aber es ist hier wie überall völlig gleichgültig was bewiesen wird. Es kommt nur darauf an was geglaubt wird. Und jetzt wird eben an den Darwinismus geglaubt, und zwar um so leichter und freudiger als das Keimplasma nach dieser Lehre durch Erzeugung neuer Arten im Kampfe ums Dasein zu immer höheren Lebensformen gelangt, die man als die einzig wahren, ewigen Ideale ausgeben kann.

Es findet der Materialismus einen außerordentlich fruchtbaren Boden in dem ungeheuer anschwellenden Großstadtpublikum, das verlernt hat Wunder zu sehen und daher überall mechanische Gesetze zu sehen glaubt.

Unseren Kindern erzählen wir wohl noch von der Märchenstadt, in der die Ziegelsteine lebendig sind und übereinanderkriechen, bis die Wände der Häuser fertig sind. Dort schwitzen die Fensterrahmen das Glas aus und die Dachsparren beschuppen sich mit Ziegeln. Man braucht bloß einen solchen Dachziegel in die Erde zu stecken, so wächst aus ihm ein ganzes Haus heraus. Und wenn die Bewohner im Hause etwas zerschlagen, so führt das Haus die Reparatur sofort selbst aus. Das sind, so sagt man den Kindern, unwahre Geschichten — Märchen und Wunder. Und doch braucht man bloß hinauszugehen in den Wald, um diese Märchenstadt zu sehen, die nur durch Wunder entsteht und sich erhält. Ja ist nicht unser eigener Körper ein solches Märchenhaus, dessen Entstehen und Vergehen weit über unser mechanisches Verständnis hinausgeht?

Aber für diese Wunder hat der Großstädter keinen Blick; vom Wald weiß er, daß er grün, schattig und nützlich ist, und für seinen Körper ruft er den Arzt.

Was ihn sonst umgibt, sind lauter menschliche Erzeugnisse, die alle eine einheitliche Wertmessung zulassen. Es ist dies der wahre Triumph unserer kulturellen Entwickelung, daß es gelungen ist, alle menschlichen Erzeugnisse in Heller und Pfennig umzurechnen. Es ist unbestreitbar, daß mit Einführung dieses einheitlichen Maßstabes für die ganze Welt unser Leben diese Gleichmäßigkeit, Bequemlichkeit und Leichtigkeit errungen hat, wodurch es sich so sehr von allen früheren Epochen auszeichnet.

Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß die Gewohnheit alles in Zahlenwerte umzurechnen für alle jene die Gefahr der Einseitigkeit mit sich brachte, die wie der Großstädter von allem intimen Verkehr mit der Natur abgeschnitten sind.

Solange noch das geistige Leben von dieser zahlenmäßigen Welt menschlicher Erzeugnisse eine Ausnahme bildete, war die Gefahr nicht so groß. Und Probleme wie Tod und Unsterblichkeit hielten in den Menschen auch die anderen Seiten seines Wesens neben dem rechnenden Verstande lebendig.

Da kam der Materialismus und lehrte, daß diese Skrupel unnütz seien: Alles, Körper und Geist gehorche den einfachen, zahlenmäßigen Gesetzen der Materie.

Kein Wunder, daß das Großstadtpublikum mit fliegenden Fahnen zum Materialismus überging, der das ganze Leben so ungeheuer vereinfachte und die Weltbetrachtung der gewohnten Gedankenrichtung unterwarf.

Ja es paßt der Materialismus in den ganzen Fluß unserer modernen Ent-

wicklung so innerlich hinein, daß man glauben könnte, er sei einfach mit entstanden.

Und doch ist dem nicht so. Er ist wirklich mehr als bloß ein neuer Geschäftskniff, um das Leben bequemer zu gestalten. Er geht auf verantwortliche Autoren zurück, die ihn in die Welt gesetzt haben.

Als Hauptvertreter und wirksamster Verbreiter des modernen Materialismus hat ohne Zweifel Haeckel zu gelten. Zwar erheben sich seine philosophischen Werke nur wenig über das geistige Niveau der Masse. Aber gerade darum finden sie um so weitere Verbreitung. Seine kritiklosen Anhänger sind auch gar nicht imstande die schreienden Mißverständnisse in seinen Werken zu entdecken. Besonders ergötzlich ist seine Wut auf Kant, den er immer als einen abtrünnigen Materialisten darstellt, der elenderweise zum kirchlichen Dualismus übergegangen wäre. Zu diesem komischen Mißverständnis konnte Haeckel nur gelangen, weil er keine Ahnung davon hat, daß es so etwas wie den Idealismus gibt. Nach seiner einfachen Denkungsart gibt es nur den einzigen Gegensatz zwischen Materialismus und kirchlichem Dualismus — zwischen ihm und Jehova. Ist erst Jehova mit seinen Pfaffen aus dem Tempel der reinen Natur hinausgeworfen, so beginnt das Reich des „Wahren, Schönen und Guten".

Eine so reine, kindliche Naivität hat, ich kann es nicht leugnen, immer eine Art Zauber auf mich ausgeübt und mir die Persönlichkeit dieses ewig Jugendlichen im hohen Grade sympathisch gemacht. Deshalb hoffe ich auch, daß es ihm erspart bleiben möge, eines Tages zu erkennen, was er wirklich angerichtet hat.

Betrachtet man nämlich die geistige Welt als völlig abhängig vom Geschehen der materiellen Welt, so ist es mit dem „Wahren, Schönen und Guten" auch sehr bald vorbei. Dann tritt an die Stelle einer göttlichen Weltseele wie sie der Dualismus lehrte, eine Riesenmaschine, die nur zeitweise und in ihren unwesentlichen Teilen sich mit der Produktion von Geistigem abgibt. Das organische Leben kann in der Geschichte der Sonnensysteme nur sporadisch auftreten, so lange die günstigen Bedingungen für seine Existenz vorhanden sind. Auf der Erde hat es, so lange sie glühend war, kein organisches Leben gegeben und es wird wieder aufhören wenn die Erde erkaltet oder wenn sie von einem Kometen zertrümmert wird.

Gegenüber diesem gewaltigen Weltenschicksal ist das von unseren Gehirnen produzierte geistige Leben mit seinen Gedanken und Empfindungen, mit seiner Sehnsucht nach dem „Guten, Wahren und Schönen" nichts als eine lächerliche Farce.

Diese trostlose Erkenntnis vermag wohl hie und da einen einzelnen zur Verzweiflung zu treiben, auf die große Masse der Menschen jedoch, die nicht über ihr Alltagsleben hinanschauen kann, wird sie ganz ohne Wirkung bleiben.

Der zersetzende Einfluß des Haeckelismus auf das geistige Leben der Massen beruht auch gar nicht in den Konsequenzen, die seine Weltanschauung der ewigen Dinge hervorruft, sondern entspringt der Darwinschen These, daß es keine Zweck-

mäßigkeit gibt, sondern nur eine Summe von Einzelfaktoren. Durch diese Lehre ging der großen Masse die Vorstellung verloren, daß der einzelne Mensch eine planvolle harmonische Einheit sei, die man nach allen Richtungen ausbilden müsse, um sie immer reicher zu entfalten. Die schöne Aufgabe, nach dem inneren Bauplan seiner selbst und seiner Mitmenschen zu forschen, wurde sinnlos, als man aufhörte an die Existenz eines Planes zu glauben und die Menschen zu einem mehr oder minder zufälligen Konglomerat von Eigenschaften wurden.

Daß dieses aber die allgemeine Ansicht geworden ist, wird niemand bestreiten, der sich die Mühe nimmt, sich den ideellen Leser im Geiste auszumalen, an den sich unsere beliebtesten Tagesblätter wenden. Gewinnt man etwa den Eindruck, daß die Zeitungen für eine urteilsfähige, kritische Persönlichkeit geschrieben sind, die fähig ist, verschiedene Meinungen gegeneinander abzuwägen und das Bedürfnis empfindet, Form und Inhalt im Einklang zu sehen? Ich habe leider den Eindruck gewonnen, daß die Zeitungen ihren Leser für ein Konglomerat von ziemlich widerwärtigen Eigenschaften und Instinkten halten, wie Eitelkeit, Hochmut, Ungerechtigkeit, Neid und Habgier.

Man darf sich nicht wundern, wenn diese Ansicht die herrschende wird, denn der Haeckelismus, der immer weiteren Boden gewinnt, ist seinem wahren Wesen nach nichts als eine einzige Predigt gegen die Bildung. Wenn man unter Bildung die planvolle Ausgestaltung einer Persönlichkeit und nicht die Anhäufung von Wissen versteht.

Kann man sich darüber forttäuschen, daß auf allen Gebieten des Lebens heutzutage die in Ziffern ausgedrückte Summe in höherem Ansehen steht als die Organisation?

Auf welchem Niveau die Bildung selbst in einer Versammlung so kenntnisreicher Männer steht, wie es die deutschen Naturforscher und Ärzte sind, dafür legt die Rede Ladenburgs beredtes Zeugnis ab, der in einem Vortrag über das uralte Thema „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" unter Freiheit das allgemeine Wahlrecht verstand.

Man kann wirklich den Eindruck gewinnen, daß am Tage, da die große Entdeckung der Abstammung des Menschen vom Affen bekannt wurde, zugleich die Parole ausgegeben ward: „Zurück zum Affen".

Nachdem es gelungen war, die Organisation der lebenden Wesen in ein Konglomerat materieller Teilchen zu verwandeln, hat der Materialismus auf der ganzen Linie gesiegt. Die Kräfte der Außenwelt haben sich als widerstandsfähiger erwiesen, als der flüchtige Traum der Gedanken und Empfindungen, ja widerstandsfähiger als das wechselnde Leben. Sie sind die Unsterblichen und wenn einmal das Leben ganz erlöschen wird, so werden sie ihr Dasein weiterführen von Äon zu Äon. Das Gesetz der Erhaltung des Stoffes und das Gesetz der Erhaltung der Kraft sind die einzigen Werte der Ewigkeit.

Man muß mit dieser Weltanschauung rechnen, sie wird noch auf Jahrzehnte

hinaus das Evangelium der Massen bleiben, denn sie wendet sich ebenso an den gemeinen Verstand, wie an den Verstand der Gemeinen.

Daß ihre Voraussetzungen unwahr und erschlichen sind, macht gar nichts aus. Die Schlagworte sind geprägt und das von der Natur losgerissene Volk wird ihnen folgen, selbst mit blutendem Herzen.


nd doch dürfen wir nicht verzweifeln, denn das Gestirn des Idealismus ist wieder im Aufsteigen begriffen, mächtiger und strahlender denn je und es wird der Tag kommen, an dem die Materie in Nichts zusammensinkt vor der Alleinherrschaft des Geistes.

Der erste gewaltige Streich gegen die omnipotente Außenwelt ist von den Physikern geführt worden. Die Physiker leugnen die objektive Existenz der Farben, Töne, Gerüche und Geschmäcke.

Von einem grünen Baum geht keine grüne Farbe aus, sondern bloß Ätherwellen von bestimmter Wellenlänge. Eine schwingende Glocke gibt keinen Ton von sich; nur Luftschwingungen ziehen in weiten Kreisen von dannen.

Geruch und Geschmack, so lehrt uns der Chemiker, sind keine Eigenschaften der Stoffe. Diese besitzen bloß verschiedene chemische Affinitäten.

Das Ziel, dem alle Chemiker und Physiker zustreben, ist: die Außenwelt von allem subjektiven Beiwerk zu reinigen, das erst durch den Menschen in die Welt hineingetragen wird. Ist dieses entfernt, so bleibt als einzige objektive reale Grundlage nur noch — die Bewegung materieller Teilchen im Raum. Keine Qualitäten, nur Quantitäten herrschen in der wirklichen Außenwelt. Eine ungeheuere, sich immer gleichbleibende Summe gleicher materieller Teilchen führt mit ungeschwächter Energie einen ewigen Tanz auf.

Man muß sich darüber klar sein, daß man in dieser rein physikalischen Außenwelt nicht von Gegenständen im strengen Sinn, sondern nur von Gruppen materieller Kräfte reden kann.

Ferner hat es in dieser auf ihre Elemente zurückgeführten Welt keinen Sinn nach Strukturen zu suchen. Wenn man unter Struktur die feste Beziehung der Teile zum Ganzen versteht.

Jedes einzelne Ur-Teilchen steht zu jedem anderen in einem mathematisch ausdrückbaren Verhältnis. Die räumlich näheren Teilchen mag man zu gesonderten Gruppen zusammenfassen, irgendwelche Beziehungen der Teilchen, die zur Absonderung von Einheiten Anlaß gäbe, existieren nicht.

Damit ist festgestellt, daß die wirkliche physikalische Außenwelt, die allein von unabänderlichen Bewegungsgesetzen beherrscht wird, nur Gruppen gleichartiger bewegter Teilchen enthält. Sie entbehrt aller Qualitäten, wie Töne, Farben usw. und ermangelt selbst aller Einheiten, die wir als Gegenstände ansprechen könnten. Denn unter einem Gegenstand verstehen wir immer eine Einheit, die aus verschiedenen Qualitäten zusammengesetzt ist und daher niemals unter eine mathematische Formel gebracht werden kann.

Ebensowenig wie die Einheit der Gegenstände findet sich in der physikalisch-mathematischen Außenwelt die Einheit der Struktur, da auch die Zweckmäßigkeit durch keine mathematische Formel ausgedrückt werden kann.

Sowohl die Frage nach den Qualitäten wie die Frage nach dem Plan hat in der wirklichen materiellen Außenwelt keinen Sinn. Das sind subjektive Zutaten, die mit der wahren Wirklichkeit nichts zu tun haben.

Wie kommen diese immerhin nicht unwichtigen Zutaten zustande?

Die Beantwortung dieser Frage übernimmt die Biologie. Sie konstatiert vor allem ihre volle Übereinstimmung mit der physikalischen Weltauffassung, die rein objektiv ist, setzt aber hinzu, daß es zur Erzeugung subjektiver Zutaten eines Subjektes bedarf.

Derartige Subjekte sind die lebenden Wesen. Wir betrachten hier speziell die Tiere.

Welches ist der Weg, auf dem in einem Tier die subjektiven Zutaten entstehen?

Als vorhanden haben wir all die unzähligen Gruppen bewegter materieller Teilchen anzusehen, die allseitig auf das Subjekt „Tier" einwirken.

Würden alle Kräfte unterschiedslos ihre Wirkung entfalten können, so wäre kein Unterschied zwischen Subjekt und Außenwelt da. Dieser Unterschied kommt dadurch zustande, daß das Tier eine Auswahl unter den Kraftwirkungen der Außenwelt trifft. Das geschieht durch die Sinnesorgane, die die Aufgabe haben, einen bestimmten sehr kleinen Bruchteil der Außenwelt in Nervenerregung zu verwandeln, die übrigen Reize aber alle zu unterdrücken.

Jedes einzelne Sinnesorgan eines jeden Tieres trifft eine andere ihm eigentümliche Auslese aus den Reizen der Außenwelt und alle Sinnesorgane des gleichen Tieres geben zusammengenommen einen bestimmten Ausschnitt aus der Außenwelt. Diesen Ausschnitt der Außenwelt, der für jedes Tier ein anderer ihm eigentümlicher ist, nennt man sein Milieu.

Doch ist dies nur die eine Seite der Sache, denn die Tätigkeit der Sinnesorgane erhält erst durch das Eingreifen der nervösen Zentralorgane seine volle Bedeutung.

Die Sinnesorgane senden die in Erregung verwandelten Außenreize auf getrennten Nervenbahnen zum Zentrum.

Es findet also durch die Sinnesorgane eine Analyse jeder aufgenommenen Reizgruppe statt, indem jedes Sinnesorgan auf einen anderen Bruchteil der Reizgruppe anspricht und diesen in Erregungen verwandelt, die dann auf isolierten Bahnen zentralwärts eilen.

Das Zentrum besteht im einfachsten Falle aus einem allgemeinen Nervennetz, aus dem die Erregungen auf zentrifugalen Nervenbahnen zu den Muskeln weitergehen.

Bei höher entwickelten Tieren münden alle jene Nerven, welche die Erregungen besonders wichtiger Reizgruppen zu transportieren berufen sind, ge-

meinsam in Separatnetzen. Diese Separatnetze heißen **Gegenstandskerne** auf Grund folgender Theorie: Wir wissen, daß die Erregungen im Zentrum auf gesetzmäßige Weise mit unseren einfachen Grundempfindungen (wie Blau, Grün, Hart usw.) zusammenhängen. Und zwar tritt bei der Erregung eines bestimmten Nerven nach dem J. **Müller**schen Gesetz immer die gleiche für diesen Nerven **spezifische** Empfindung ein.

Werden nun alle Nerven, die in das gleiche Separatnetz einmünden, gleichzeitig erregt, so klingen in uns alle die spezifischen Grundempfindungen an, die diesen Nerven entsprechen. Und während die Erregungen all dieser Nerven sich im Separatnetz vereinigen, vereinigen sich die verschiedenen Grundempfindungen zu einer Einheit, die wir **Gegenstand** nennen. So entsteht bei Erregung des Gegenstandskernes der Gegenstand.

Der Gegenstand, insofern er sich aus lauter Qualitäten aufbaut (wie ein Baum aus den Empfindungen Grün, Braun mit den entsprechenden Richtungsempfindungen), ist, wie schon die physikalische Weltanschauung lehrte, ein subjektives Produkt, das einer bestimmten Reizgruppe der Außenwelt entspricht. Diese Reizgruppe wurde von den verschiedenen Sinnesorganen aufgenommen, in ihre einzelnen Faktoren zerlegt und in Erregungen verwandelt. Die Erregungen eilten auf getrennten Bahnen dem Zentrum zu und im Zentrum erfolgte auf die **Analyse** der Sinnesorgane die **Synthese** zum Gegenstand.

Aus lauter so entstandenen Gegenständen setzt sich unser ganzes Milieu zusammen, das sich ganz wesentlich von dem physikalischen Weltbild unterscheidet.

Erstens bildet unser Milieu nur einen bescheidenen Ausschnitt aus der Außenwelt, dessen Größe durch die Erregbarkeitsbreite der Sinnesorgane bestimmt wird. Je zahlreichere Gruppen von Außenreizen auf unsere Sinnesorgane einzuwirken vermögen, desto größer ist ihre Erregbarkeitsbreite oder **Amplitüde**.

Neben der Amplitüde der Sinnesorgane ist die Zahl der im Gehirn vorhandenen Gegenstandskerne ausschlaggebend für den Grad der Ausbildung unseres Milieus. Denn es leuchtet von selbst ein, daß die Außenreize um so feiner differenziert werden, je zahlreicher die Einteilungsmöglichkeiten sind.

Die einfachsten Tiere scheinen noch keine Gegenstandskerne zu besitzen und erst mit dem Auftreten des Hirnes entsteht die Möglichkeit, einige häufig wiederkehrende Gruppen von Außenreizen zu festen Einheiten zusammenzufassen. Hierdurch wird die wichtige Unterscheidung von Reizgruppen allererst möglich gemacht, die es bei den niederen Tieren noch nicht gibt. Dieses neuerworbene Unterscheidungsvermögen steigt nun proportional der Ausbildung neuer Gegenstandskerne.

Und doch wäre es falsch hieraus zu schließen, ein niederes Tier würde sich durch ein einseitiges Hinzufügen neuer Gegenstandskerne besser im Leben zurechtfinden als bisher. Denn soviel läßt sich mit aller Bestimmtheit sagen, daß das Milieu eines jeden Tieres (das durch die Amplitüde der Sinnesorgane und

durch die Zahl der Gegenstandskerne eindeutig gegeben ist) immer in einem zweckmäßigen Verhältnis zu allen übrigen Fähigkeiten des Tieres steht.

Das Studium dieser planvollen harmonischen Beziehungen aller Teile eines lebenden Organismus zueinander und zum Ganzen, sowie des Ganzen zu seinem Milieu ist die Lebensaufgabe der neuerwachten Biologie.

Was für alle Tiere gilt, gilt auch vom Menschen. Auch er ist in ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Milieu hineingestellt.

Das normale Milieu des Menschen in der freien Natur zeigt ihm ein Wirkungsfeld, das ringsum vom Horizont begrenzt ist. Dieser Horizont ist selten weiter als sechs Wegstunden entfernt. Der Mensch kann also an einem Tage bis zu dieser Grenze und wieder zurückgelangen. Das vom Horizont eingeschlossene Gebiet ist seine Heimat, die er vollständig zu Fuß bereisen kann, ohne in der Fremde nächtigen zu müssen.

Über dem Horizont erhebt sich der Himmel als eine flache Kuppel, die am Rande ebenso fern ist wie der Horizont. Dagegen im Zenit kaum vier Wegstunden entfernt scheint. Am Himmel empor und wieder hinab zieht die Sonne, um dann wieder zu verschwinden im gleichen Rhythmus, wie sich beim Menschen Schlaf und Wachen einstellen.

In der Nacht ist der Himmel mit kleinen blanken Scheiben verziert, die alle in einer sonderbaren stillen Weise durcheinanderschweben.

Der wahre Wirkungskreis des Menschen aber ist der Erdboden, soweit sein Auge reicht. Der Erdboden trägt die Früchte, die er zur Nahrung bedarf und läßt Holz wachsen, aus dem er sich seine Wohnstätte zimmert.

Wenn er nach harter Arbeit aufschaut, so bietet ihm der Himmel ein Ziel, das er nicht erreichen kann, das ihm aber der Born des Lichtes und der Hort aller Herrlichkeit zu schein scheint.

So entsteht im Menschen die feste, freudige Zuversicht, daß er für die Welt und die Welt für ihn da ist — ja daß sie beide zusammen eine wundersame Einheit bilden, die er nicht versteht, deren Schönheit er aber empfindet.

Dieses Gefühl ist völlig berechtigt, denn das menschliche Milieu paßt zum Menschen genau so gut, wie der Fluß zur Forelle, der Kastanienbaum zum Maikäfer und die Ackerkrume zum Regenwurm. Wie in jedem Lebewesen sich die einzelnen Organe zu einem einheitlichen Organismus zusammenfinden, so bildet der Organismus mit seinem Milieu zusammen ein zweckmäßiges Ganzes.

Die Erkenntnis der eigenen Zweckmäßigkeit in einer zweckmäßigen Welt ist für das menschliche Leben von der allergrößten Bedeutung, denn die Überzeugung der eigenen Zweckmäßigkeit ist Glück und die empfundene Zweckmäßigkeit in der Umwelt ist Schönheit.

Es ist interessant die Ursachen zu verfolgen, welche die Überzeugung von der Zweckmäßigkeit der Umwelt ins Wanken brachten. Man wird kaum irren, wenn man in der veränderten Auffassung des Himmels den Hauptangriffspunkt aller Gegner der Zweckmäßigkeitslehre sucht.

Einzelne griechische Astronomen hatten bereits die Lehre von der zentralen Stellung der Erde erschüttert und von zahlreichen Sonnensystemen gesprochen, ohne dadurch die allgemeine Weltanschauung der Griechen, daß die Welt ein Kunstwerk sei, im mindesten zu stören.

In der Tat kann man ruhig zugeben, daß unser kleines Milieu nur ein Teil eines größeren Milieus ist, das ein Größerer als wir in seiner vollen Bedeutung zu fassen berufen sein wird.

Ganz die gleiche Entdeckung, die sich der griechischen Weltanschauung harmonisch einfügte, sprengte im 16. Jahrhundert die mittelalterliche Weltanschauung auseinander.

Im Mittelalter lebte über der festen Himmelsdecke, bloß vier Wegstunden von uns entfernt, ein gewaltiger Tyrann, der diese ganze Welt geschaffen hatte und sie bis ins einzelne unumschränkt regierte. Sein Charakter hatte sich im Lauf der Jahre immer erschreckender gestaltet. Es war furchtbar, dicht unter seinen immer wachen Augen umherzuwandeln. Keine Bewegung unserer Hände, kein Gedanke unserer Seele entging ihm — und immer war er bereit zu strafen und zu rächen. Um ihn zu besänftigen, wurden Hekatomben von Menschenopfern dargebracht. Durch ganz Europa flammten Tausende von Scheiterhaufen, auf denen Hexen und Ketzer verbrannt wurden.

Da geschah die größte Befreiungstat, die die Menschheit erlebt hat: Giordano Bruno sprengte die Himmelsdecke und eröffnete uns den Ausblick in einen unendlichen Raum mit Tausenden von Welten.

Jetzt sind wir zwar den unheimlichen Nachbar los geworden, dafür hat aber unsere Weltanschauung den Schwerpunkt eingebüßt.

Anstatt die Gestirne vom menschlichen Standpunkt aus zu betrachten, betrachtet man den Menschen vom Standpunkt der Gestirne aus. Raum und Zeit haben erschreckende Dimensionen angenommen, mit denen gemessen unser Dasein zur hoffnungslosen Nichtigkeit herabsinkt.

Und doch liegt die Schuld bloß an uns. Wir haben uns mit unseren Riesenfernrohren in ein Milieu hineingewagt, das nicht mehr das unsere ist. Ein Wesen, dessen Augen den Bau eines Riesenfernrohres hätten, wäre auch im übrigen ganz anders gestaltet als wir. Es besäße ganz andere Fähigkeiten, das Gesehene praktisch zu verwerten. Es würde andere Gegenstände formen und besäße vor allen Dingen eine unermeßlich längere Lebensdauer als wir. Vielleicht wäre auch seine Zeitauffassung eine fundamental verschiedene. Wenn es z. B. 100 Jahre in einem Moment zusammenfaßte, so würde das Weltbild im Himmelsraum zu einem wunderbaren Geflecht leuchtender Ringe werden, die alle ineinander hängend, das Bild einer großen harmonischen Einheit erzeugten.

So oft wir uns der Disharmonie zwischen den Raum- und Zeitverhältnissen jener Welten und unserem Dasein bewußt werden, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, daß wir auch mit einem Stelzfuß von ½ Kilometer Länge nicht laufen könnten. Ob wir aber unsere Sinnesorgane oder unsere Bewegungs-

organe über Gebühr vergrößern, ist im Prinzip das gleiche, — in jedem Fall durchbrechen wir die natürliche Zweckmäßigkeit unseres Organismus und geraten dadurch in Zwiespalt mit unserem Milieu.

So rollen sich alle die großen Fragen, die zur Zeit K. E. v. Baers die Gemüter beschäftigten, eine nach der anderen wieder auf und Haeckel muß am Ende seiner Tage, in seiner eigenen Wissenschaft das gleiche Schicksal erleben, das einst K. E. v. Baer vom Darwinismus bereitet wurde — er ist ein Vergessener.



Auf die Epoche der physikalisch-chemischen Weltbetrachtung, die zum Materialismus führte, folgt jetzt naturgemäß die biologische Weltbetrachtung. Sie ist aber der direkte Weg zum Idealismus.

Auf die bisher gestellte Frage: „Welches ist die Stellung des Menschen im Universum?" lautete die Antwort: „Ein von mechanischen Kräften umhergeschleuderter Komplex von Atomen".

Ohne die Korrektheit dieser Antwort im mindesten anzutasten, dürfen wir doch einigen Zweifel hegen, ob unser persönliches Interesse an dieser Erkenntnis wirklich so groß ist, wie allgemein behauptet wird. Denn stellen wir uns einmal ernstlich die Frage, ob wir jemals mit dem Universum in direkte Berührung kommen, so müssen wir der Wahrheit gemäß bekennen: „Niemals". Von all den gewaltigen Scharen bewegter materieller Atome ist es nur ein verschwindender Bruchteil, der auf uns einwirkt und dieser Bruchteil tritt uns nur in der Form von Gegenständen entgegen, das heißt als Einheiten, die aus unseren subjektiven Empfindungen gebildet sind.

Die Auswahl der wirksamen Außenreize und ihre Umformung in Gegenstände ist das Werk unseres zweckmäßig gebauten Organismus, der dafür sorgt, daß die von uns angeschaute Welt mit unseren sonstigen Fähigkeiten in harmonischem Einklang bleibt.

Werfen wir jetzt im Gegensatz zur physikalischen Fragestellung die biologische Frage auf: „Welches ist die Stellung des Menschen in der Natur?", so lautet die Antwort ganz anders: „Der Mensch und die ihn umgebende Natur bilden zusammen eine planvolle harmonische Einheit, in der alle Teile in zweckmäßiger Wechselwirkung stehen".

Die Natur besteht aus Gegenständen und ein jeder Gegenstand ist sowohl ein Produkt unseres Seelenlebens, als auch zugleich die Veranlassung zu dieser Produktion. Wie wir uns erinnern, sind es rein materielle Reizgruppen, die auf uns einwirken. Sie werden durch uns in Gegenstände verwandelt und diese Gegenstände werden als außer uns liegende Reizursachen aufgefaßt.

Dieser merkwürdige Charakter der Gegenstände ist äußerst zweckmäßig, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Aufgabe die Gegenstände im Leben des Menschen zu lösen haben. Das Subjekt ignoriert alle gleichgültigen Reizgruppen des riesigen Universums und sucht sich bloß diejenigen Gruppen heraus, die für sein Leben wichtig sind. Diese Gruppen werden aber nicht bloß quantitativ von-

einander unterschieden, wie sie es in der Wirklichkeit sind, sondern sie werden zu qualitativ-verschiedenen Einheiten umgeformt, die nun allein für das betreffende Subjekt die Welt bevölkern.

Es leuchtet unmittelbar ein, wie fundamental verschieden die Welt vom Standpunkt zweier Subjekte aussehen muß, wenn die Subjekte verschieden sind. Leider haben wir nur die Möglichkeit unser eigenes Milieu zu beschauen, das in all seinen Teilen unser subjektives Produkt ist.

Jeder von uns ist allein berechtigt zu sagen: „Mein Milieu besteht aus meinen Gegenständen", und nur soweit wir als Subjekte gleich sind, dürfen wir von der Gleichheit unserer Gegenstände reden.

Das Studium dieser Gegenstände und ihrer Beziehungen zum Subjekt ist die erste Grundlage einer wirklichen Naturerkenntnis.

Es ist dies eine neue Wissenschaft, die noch niemals systematisch in Angriff genommen worden ist. Wir wollen sie die „subjektive Biologie" nennen.

Bevor wir die ersten Grundlinien dieser Wissenschaft ziehen, müssen wir uns ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften wieder ins Gedächtnis zurückrufen.

Wir haben Physik und Chemie als die Wissenschaft der materiellen Außenwelt kennen gelernt. Ihre Gesetze sind, da es dort nur Quantitäts-Unterschiede gibt, alle mathematisch, d. h. durch Zahlenwerte ausdrückbar.

Als nächste Wissenschaft trat uns die objektive Biologie entgegen, die man als die Lehre von der Zweckmäßigkeit, oder da die Zweckmäßigkeit sich bloß bei Subjekten vorfindet, als die objektive Lehre von den Subjekten bezeichnen kann. Sie beschäftigt sich mit der planvoll gebauten Struktur der Lebewesen und ihren objektiven Leistungen. Jeder zweckmäßige Organismus, d. h. jedes Subjekt hat sein ihm entsprechendes Milieu, das aus den von ihm aufgenommenen und zu Einheiten verschmolzenen Reizgruppen besteht.

Hier knüpft die subjektive Biologie unmittelbar an. Sie ist die Lehre von den Qualitäten. Sie behandelt die uns nur durch persönliche Erfahrungen unseres Seelenlebens bekannten Qualitäten und ihre Umwandlung zu Gegenständen.

Die Beziehungen zwischen objektiver und subjektiver Biologie sucht die Sinnesphysiologie festzustellen. Sie ist deshalb die schwierigste aller Wissenschaften, weil sie keinen eigenen Standpunkt gewinnen kann. Man kann entweder die Vorgänge im Gehirn als objektive Bewegungsformen betrachten oder die Empfindungen in unserer Seele als subjektive Geschehnisse beobachten — einen dritten Standpunkt, von dem aus man sowohl das objektive wie das subjektive Geschehen beobachten und ihr Ineinandergreifen verstehen könnte, gibt es nicht. Je nachdem die Forscher die sinnesphysiologischen Erfahrungen mehr vom objektiven oder mehr vom subjektiven Gesichtspunkt aus betrachten, wird sich ihre Auffassung völlig verschieben. Schon die Gegnerschaft Goethes gegen Newton ist darauf zurückzuführen.

Die subjektive Biologie kümmert sich gar nicht um die Art des Zusammenhanges zwischen Objektivem und Subjektivem, sie ist eine rein subjektive Wissen-

schaft, die die Beziehungen eines jeden einzelnen zu seinem Milieu behandelt und über die ein jeder einzelne unmittelbar und allein Richter ist. Daher bitte ich die folgenden Darlegungen unbefangen und ohne Rücksicht auf irgendwelche sinnesphysiologische Autorität aufzunehmen.

Unser Milieu besteht aus lauter Gegenständen. Diese Gegenstände sind unser Forschungsobjekt. Nach Analogie der objektiven Biologie können wir unser Forschungsgebiet in eine subjektive Anatomie und in eine subjektive Physiologie der Gegenstände einteilen.

Die subjektive Anatomie der Gegenstände soll uns darüber Aufschluß geben, welche Empfindungen beim Aufbau der Gegenstände vorhanden sein müssen und welche Anordnung der Empfindungen sich etwa feststellen läßt.

Die subjektive Physiologie der Gegenstände, die den Akt der Entstehung der Gegenstände studiert, soll uns über das Nacheinander der auftretenden Empfindungen belehren.

Die subjektive Anatomie der Gegenstände

Die allgemeinste Erfahrung belehrt uns, daß ein jeder Gegenstand aus Form und Inhalt besteht.

Aus dieser Tatsache ergibt sich schon, daß zum Aufbau eines Gegenstandes Empfindungen erforderlich sind, die feste Beziehungen zum Raum enthalten, ohne die eine Form nicht möglich ist. Wir kennen räumliche Empfindungen sowohl beim Gesichtssinn wie beim Tastsinn und nennen sie dort Lokalzeichen. Die Lokalzeichen geben an, in welche Richtung des Raumes eine jede spezielle Licht- oder Tastempfindung hinaus verlegt werden soll. Auch die Empfindungen der anderen Sinne, wie die des Gehörs-, Geruchs- und Geschmacks-Sinnes, werden in den Raum außerhalb unseres Körpers hinaus verlegt, aber ohne Angabe einer speziellen Richtung. Infolgedessen sind sie unfähig Begrenzungen zu bilden. Ohne Grenzen gibt es aber keine Formen, deshalb ist es unmöglich, aus Gehörs-, Geruchs- oder Geschmacksqualitäten Gegenstände zu bilden, was mit Gesichts- oder Tastempfindungen ohne weiteres gelingt.

Nun sitzen bei uns die hauptsächlichen Lokalzeichen führenden Organe wie Hand und Auge leicht beweglich am Körper an. Von den Bewegungen unseres Körpers erhalten wir gleichfalls durch räumliche Richtungsempfindungen Kunde. Wir nennen sie am passendsten Bewegungsempfindungen. Sie lassen sich nach den drei Richtungen des Raumes gruppieren. Die Verbindung von Auge und Hand jede mit einem besonderen Bewegungsapparat ermöglicht es uns, die Umrisse eines bestimmten Gegenstandes mit der gleichen Gruppe von Lokalzeichen abzutasten. Die Lokalzeichen geben dabei dauernd die Empfindung des gleichen Punktes im Raum, während die Bewegungsempfindungen uns über seine Wanderschaft unterrichten.

Wenn eine bestimmte Folge von Bewegungsempfindungen sich häufig wieder-

holt, so bleibt sie nach Art einer in sich zurückkehrenden Melodie in unserem Gedächtnis haften. Bald lernen wir es, anstatt die Bewegungen mit der gleichen Gruppe von Lokalzeichen auszuführen, verschiedene Gruppen von Lokalzeichen, die von dem Umriß des Gegenstandes gleichzeitig angeschlagen werden, in einer der Bewegung entsprechenden Folge nacheinander anklingen zu lassen.

Immer bleibt die Bewegungsmelodie für jeden Gegenstand charakteristisch und ermöglicht uns deshalb den gleichen Gegenstand unter hundert anderen sofort herauszufinden, sobald nur ein paar charakteristische Takte der Melodie angeschlagen werden.

Dieses Herausfinden des Gegenstandes besteht nicht in einem bloßen Wiedererkennen, sondern auch in einem Gestalten. Wie die Verhältnisse liegen, sind uns keine Gegenstände gegeben, die wir einfach wiedererkennen könnten, sondern immer nur vielfache farbige Eindrücke, die wir erst zu Gegenständen formen müssen. Erst wenn die bunten Eindrücke sich ohne Widerstreben durch die Melodie zusammenfassen lassen, kann man sagen, man habe den Gegenstand wiedererkannt.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß diese Bewegungsmelodie das gleiche ist, was Kant unter dem empirischen Schema der Gegenstände verstanden hat und über dessen Schwierigkeit er folgendermaßen urteilt: „Dieser Schematismus unseres Verstandes in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Augen legen werden".

Durch die Entdeckung der Lokalzeichen sind wir den wahren Handgriffen der Natur viel näher gekommen. Kant vergleicht ferner das Schema mit einem Monogramm. Wir werden lieber eine dreidimensionale Hieroglyphe zum Vergleich heranziehen.

Das Schema dient nach Kant sowohl als Erkennungsmittel, wie als Gestaltungsmittel der Gegenstände. Es ist weder ein bestimmtes Erinnerungsbild, mit dem man nur einen bestimmten Gegenstand unter bestimmter Beleuchtung wiedererkennen könnte, noch ist es ein Begriff, den man erst auf den bereits erkannten Gegenstand anwenden kann. Das Schema dient dazu, eine große Menge von Einzelerscheinungen als eine gleichartige Einheit zu erkennen. Dazu bedarf es der natürlichen Farben der Gegenstände nicht, da wir sie auch in schwarzweißen Umrißzeichnungen wiedererkennen. Es kann daher das Schema nur aus räumlichen Zeichen gebildet sein. Da wir aber die Gegenstände auch wiedererkennen, wenn sie von den verschiedensten Lokalzeichen wahrgenommen werden, so kann es nur die gleichartige Bewegungsfolge sein, die als das immer wiederkehrende Charakteristikum zum Erkennungsmittel wird. Dieses Charakteristikum ist eben die Bewegungsmelodie, nach der sich die verschiedenen Inhaltsempfindungen zu einem geformten Gegenstand zusammenfinden.

Die subjektive Physiologie der Gegenstände



ach unseren bisherigen Feststellungen über das Schema als eine Bewegungsmelodie dürfen wir erwarten, daß der Prozeß der Bildung von Gegenständen durch das Auge folgendermaßen abläuft: Gegeben wird eine große Zahl von Farbenempfindungen im ganzen Sehfeld. Diese werden hierauf gruppenweise nach den vorhandenen Schematen zu Gegenständen geordnet. — Eine mit Hilfe eines Schemas geordnete Empfindungsgruppe ist ein Gegenstand. — Diese Ordnung verlangt deshalb eine gewisse Zeit, weil ein jedes Schema eine Bewegungsmelodie ist, von der wenigstens einige Takte nacheinander anklingen müssen, ehe die Empfindungen mit Sicherheit sich zu einem kenntlichen Gegenstand zusammen finden.

Von dieser zeitlichen Verschiedenheit im Auftreten der Empfindungen und ihrer Verwandlung in Gegenstände überzeugt uns folgender einfacher Versuch, der die einzelnen Phasen der Gegenstandsbildung deutlich vor Augen führt: Man halte ein Auge geschlossen, mit dem andern Auge blicke man durch einen regulierbaren Jalousieverschluß (wie er als Momentverschluß vor den Linsen photographischer Cameras Verwendung findet) und lasse sich von jemand anderem bunte Bilder zeigen, die man noch nicht kennt. Betrachtet man, während der Momentverschluß einmal aufblitzt, die Bilder, so wird man durch einiges Regulieren die Geschwindigkeit finden, bei welcher die Farben deutlich erscheinen, die Formen jedoch nicht. Dann schließe man die Augen und suche nachträglich aus den so gewonnenen farbigen Eindrücken Gegenstände zu formen, was ohne Schwierigkeit gelingt. Betrachtet man dann das Original, so wird man in vielen Fällen mit Erstaunen bemerken, daß es den so gewonnenen Bildern nicht im mindesten gleicht.

Das beweist zur Genüge, daß das richtige Schema durch die farbigen Eindrücke nicht ohne weiteres mit gegeben ist, sondern erst nachträglich angepaßt werden muß, wobei man dann noch ganz bedeutend fehlgreifen kann. Erst bei längerer Betrachtung wird das richtige Schema mit Sicherheit gefunden und die Gegenstände zutreffend geformt.

Betrachtet man hingegen bekannte Bilder auf die gleiche Weise, so ändert sich das Resultat von Grund aus. Erstens scheint uns der gleiche Belichtungsmoment von längerer Dauer zu sein und zweitens tritt uns unter den gleichen Umständen das ganze Bild mit allen Einzelheiten in voller Kenntlichkeit entgegen. In diesem Falle waren wir von vornherein über die in Frage kommenden Schemata und ihre Anordnung im klaren, wir brauchten daher nicht zu suchen und hatten nicht die mindeste Schwierigkeit den bunten Eindruck in richtiger Weise zu gruppieren und in Gegenstände zu verwandeln.

Alle Gegenstände finden sich innerhalb einer allgemeinen Einheit angeordnet. Diese Einheit ist der Raum. Er ist das Schema aller möglichen Bewegungs-

empfindungen überhaupt. Von dieser allgemeinsten Bewegungsmelodie bilden die Schemata der Gegenstände besondere Einzelfälle.

Es bildet jeder Gegenstand deshalb eine dreidimensionale Raumgröße, weil sein Schema die Bewegungsempfindungen aller drei Richtungen des Raumes in sich vereinigt.

Bei der Gegenstandsbildung durch die Hand werden sie uns alle unmittelbar gegeben. Wir führen Bewegungen in allen drei Richtungen des Raumes aus und haben die entsprechenden Bewegungsempfindungen.

Bei der Gegenstandsbildung durch das Auge sind wir von einem gewissen Abstand an ohne das Hilfsmittel der Bewegungsempfindung für die Tiefe. Das Auge vollführt nur Bewegungen in einer Ebene, d. h. in zwei Dimensionen des Raumes. Wir haben dementsprechend nur Bewegungsempfindungen von zwei Dimensionen.

Wie kommen wir dazu auch in der Ferne Gegenstände zu bilden, die dreidimensional sind?

Darauf läßt sich folgendes antworten. Die Melodie des Schemas braucht bloß an einer charakteristischen Stelle angeschlagen zu werden, um sich vollständig in uns zu reproduzieren. Diese Reproduktion wird aber erst dann mit Sicherheit ausgeführt, wenn sich nicht bloß die Bewegungsmelodie einer einzigen Front in uns abspielt, sondern auch die Melodie einer zweiten Front in einigen Takten mitgegeben ist. Dann formen wir sofort zwei Fronten des Gegenstandes. Die Vorstellung zweier Fronten ruft mit Notwendigkeit in uns die fehlende Bewegungsempfindung für die Tiefe hervor.

So setzt sich die formende Melodie eines jeden gesehenen Gegenstandes aus zwei unmittelbar gegebenen Empfindungsarten für zwei Dimensionen des Raumes und einer dritten mittelbar erzeugten Empfindung für die Bewegung nach der Tiefe zusammen.

Dem Umstand, daß die Bewegung in die Tiefe nicht unmittelbar gegeben ist, verdanken wir den Aufschwung der Malerei. Der Maler hat die Möglichkeit, auf der Leinwand dem Auge zwei Bewegungsrichtungen unmittelbar zu bieten. Die dritte muß er durch entsprechende Hilfsmittel wie die Natur mittelbar in uns hervorrufen, indem er uns das Vorhandensein einer zweiten Front andeutet. Diese Hilfsmittel, durch die uns die genialen Maler mit Naturgewalt zwingen eine dritte Bewegungsmelodie anklingen zu lassen, die allein die Gegenstände in ihre volle dimensionale Körperlichkeit zu kleiden vermag, nenne ich Gegenstandszeichen.

Die Gegenstandszeichen sind deshalb so wichtig, weil ihre richtige Anwendung einem Bilde die Einheit des Raumes erteilt. Unsicherheit in der Anwendung der Gegenstandszeichen kennzeichnet mit Sicherheit den Dilettanten.

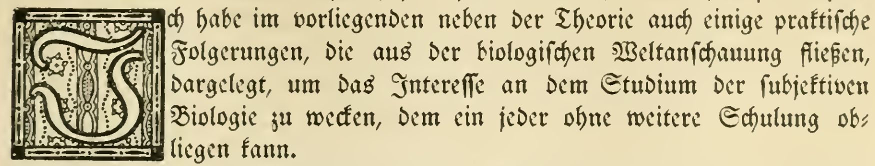
Doch ist der Raum keineswegs die einzige Einheit, die ein Künstler seinem Bilde zu verleihen vermag. Es gibt Künstler, wie die großen Meister der Mosaikkunst zur Normannenzeit, die alle Gegenstandszeichen grundsätzlich unter-

drückten, um unsere Seelen durch den Eindruck von lauter unräumlichen Erscheinungen von der Realität der Alltagswelt abzuziehen und zur Andacht zu stimmen.

Für andere Meister baut sich die Einheit des Bildes aus der Farbenstimmung auf. Andere verstehen es, ihren Landschaften einen einheitlichen Charakter aufzuprägen, den dann der Beschauer des Bildes in der wirklichen Landschaft wiederfindet, wie Thoma Südwestdeutschland, Böcklin aber Italien für uns neugeschaffen hat.

Das große Publikum sieht nämlich beim Lustwandeln in der freien Natur meistens nichts, sondern begnügt sich damit, Gegenstände wiederzuerkennen. Erst durch Vermittelung von Gemälden gelingt es dann auch dem Minderbegabten in der wirklichen Welt einheitliche Landschaften zu sehen.

So ist denn der Ausspruch Wildes: Nicht die Maler richten sich nach der Natur, sondern die Natur richtet sich nach den Malern, kein bloßes Paradoxon.



ch habe im vorliegenden neben der Theorie auch einige praktische Folgerungen, die aus der biologischen Weltanschauung fließen, dargelegt, um das Interesse an dem Studium der subjektiven Biologie zu wecken, dem ein jeder ohne weitere Schulung obliegen kann.

Es gilt vor allem das Interesse an den Leistungen des eigenen Organismus wieder zu gewinnen. Dann kommt alles wieder von selbst.

Die subjektive biologische Forschung eröffnet uns ein neues Tor zu dem Kantschen Idealismus; das ist ihre hohe Bedeutung. Kant hat uns gezeigt, daß die Seele des Menschen ein wunderbares, harmonisches Gebilde ist, in welchem sich eine planvoll wirkende Macht offenbart. Seine Werke lehren uns den Aufbau und das Funktionieren unserer Seelenstruktur und sie führen bis dicht an die Quelle, wo die Seele aus der geheimnisvollen Macht entspringt, die wir nicht kennen, zu deren planvollem Walten wir jedoch Vertrauen haben dürfen. Die Bauart unserer Seele zwingt uns, sowohl planlos wirkende Naturmächte, wie planvoll entstehende und wirkende Lebewesen um uns zu erkennen.

Wir sind so gebaut, daß wir fähig sind, bestimmte Zweckmäßigkeiten mit dem Verstande wahrzunehmen, andere dagegen mit unserem Schönheitsgefühl zu ahnen und zu genießen. Ein gemeinsamer Plan verbindet all unsere Geistes- und Gemütskräfte zu einer Einheit.

Die Erkenntnis dieses Planes ist das einzige, was dem Menschen Zutrauen zum Leben und Sicherheit darüber hinaus zu geben vermag. Denn der Tod ist in diesem Plan als notwendiger Faktor mitenthalten.

Diese Weltanschauung will Haeckel durch sein sinnloses Gerede von Zellseele und Seelenzelle ersetzen und glaubt mit seinen Knabenstreichen den Riesen Kant zu vernichten. Chamberlains Worte über den Haeckelismus: „Das ist weder Dichtung, noch Wissenschaft, noch Philosophie, sondern ein totgeborener Bastard aus allen dreien", sind jedem Gebildeten aus der Seele geschrieben.

Das Interesse für die biologische Auffassung der Natur und des Menschen muß aber noch aus einem anderen sehr wichtigen Grunde geweckt werden: Wir haben gesehen, daß das Milieu des Menschen nicht unabhängig von ihm existiert, sondern allein durch die dauernde Tätigkeit seines Organismus auf gleicher Höhe erhalten wird.

Wenn die Tätigkeit unserer Sinnesorgane erlahmt, so werden wir, wie allen bekannt ist, stumpfer und unbrauchbarer, weil wir die feineren Differenzen nicht mehr wahrzunehmen vermögen.

Noch gefährlicher ist es, wenn die Gegenstandsbildung selbst vernachlässigt wird und wir uns mit dem Anklingen der Schemata beruhigen. Dann hören wir auf zu beobachten und begnügen uns mit dem bloßen Wiedererkennen. Je weiter wir uns von der Natur entfernen und je mehr wir uns an das Leben unserer Großstädte gewöhnen, desto dringender wird diese Gefahr. Die Reklameschilder, die in rohen Farben ihre nichtige Existenz in die Welt brüllen, beweisen allein, wie sehr wir für die Beobachtung unserer Umgebung abgestumpft sind, denn sonst könnten wir dieses ewige Fortissimo gar nicht ertragen.

Je mehr wir uns als Kulturmenschen in künstlichen, nach unserer Bequemlichkeit eingefahrenen Bahnen bewegen, destomehr wird auch der Gebrauch der Schemata eingeschränkt. Denn wir begegnen immer weniger Gegenständen, die eine individuelle Entschließung von uns verlangen. Alles wird reflektorisch abgemacht. Schließlich ist der höchste Kulturmensch nur noch von ganz wenigen, gleichgültigen Gegenständen umgeben, die weder schön noch häßlich sind, die er gerade bemerkt, wenn sie seinen Weg kreuzen, um sie gleich wieder zu vergessen.

Es ist geradezu erschreckend, zu beobachten, wie rapid die Leute geistig verarmen, sobald sie sich einem Beruf in der Großstadt gewidmet haben, der sie zwingt, dem Verkehr mit der Natur zu entsagen. Die Einzelerscheinung des Gegenstandes mit ihrer tausendfältigen Harmonie zur Natur geht ihrem Milieu bald spurlos verloren. Die Schemata werden immer geringer an Zahl, immer blasser und allgemeiner. Schließlich sind die Leute noch froh, wenn sie einen Baum von einem Strauch unterscheiden können.

Die Welt, die sie auf einem Spaziergang zu sehen bekommen, besteht nur noch aus drei bis vier Gegenständen: Weg — Baum — Haus — Hund. Das ist alles.

Es kommt gar nicht mehr zur vollen Ausgestaltung einzelner Gegenstände. Sobald ein Schema anklingt, kümmert man sich um das Objekt nicht mehr, sondern geht gleich zum begrifflichen Denken über, das dann immer im gewohnten Alltagsstrom der Berufsgedanken mündet.

Ich hatte in Neapel Gelegenheit, das Ende einer solchen hochmodernen Laufbahn mitzuerleben. Es war ein Mann in den besten Jahren, der durch dreißigjährige angestrengte rastlose Arbeit sich in durchaus ehrlicher Weise von einem kleinen Bankbeamten zum Multimillionär aufgeschwungen hatte. Auf dem Gipfel seines Reichtums angelangt beschloß er, von nun ab nicht mehr an das Geschäft zu denken, sondern sein Leben zu genießen. Da er noch nichts gesehen

hatte, wollte er reisen. Wohin? An den schönsten Ort der Welt. Also Neapel. Als er ankam, war er furchtbar enttäuscht. Meer — Berge — Himmel kannte er schon. Die waren doch nichts besonderes. Etwas Interessantes wollte er sehen: Pompeji — lauter zerbrochene Häuser: Pästum — dasselbe. Nach einigen verzweifelten Anstrengungen, die Schönheit zu finden, wandte er sich dem einzigen soliden Genuß zu — dem Schnaps. Nach einigen Wochen brachte man ihn am Delirium tremens leidend wieder nach Hause.

Sein Milieu war während seiner einseitigen Berufstätigkeit langsam degeneriert. Als er sich ihm wieder zuwandte, war nichts mehr darin. Der rastlose arbeitsdurstige Geist konnte nur noch durch Alkohol betäubt werden. Eine andere Lösung gab es nicht.

Die Kulturmenschen üben sich jetzt in allerlei Sport, um ihr Gleichgewicht wieder zu erlangen. Viele dieser Sports dienen aber bloß dazu, die Muskeln vor Degeneration durch die sitzende Lebensweise zu schützen. Nebenbei reißen sie auch die Gedanken aus dem unerträglichen Einerlei des Alltagslebens heraus. Aber nur solche sportlichen Unternehmungen erfüllen ihre Pflicht, welche den Menschen wieder in intime Berührung mit der Natur bringen und dadurch das Alltagsleben befruchten. Das gesetzmäßige Geschehen des Wunderbaren in der Natur ist ein immer ungetrübter Quell für unser Geistesleben. Er gibt uns auch das Verständnis unserer selbst wieder, dessen der Kulturmensch dringend bedarf.

Doch nicht um diese einfachen Wahrheiten auseinanderzusetzen habe ich zur Feder gegriffen. Auch dem zersetzenden Einfluß des Materialismus kann ich ruhig zusehen, denn Beobachten ist der Beruf des Naturforschers. Aber ich halte es für meine Pflicht als Fachmann dagegen Verwahrung einzulegen, daß Haeckel und seine Apostel immer noch die Naturforschung als Autorität anrufen bei der Verkündigung ihrer Allerweltsunwahrheiten, nachdem die neuen Forschungen gerade das Gegenteil als richtig erwiesen haben.



Hoang Tchin Fo/ Novelle von Johannes V. Jensen



r hieß so etwas wie ein Räuspern, ein Niesen oder ein Spucken, und war Rickschawkuli, Droschkenpferd, in Singapore.

Die Personenbeförderung geschieht in dieser Stadt wie überall im Osten durch Rickschaws, leichte, zweirädrige Wagen, zwischen deren Deichselstangen ein Chinese läuft. Es soll über zehntausend solcher Beförderungsmittel in Singapore geben. Der Rickschawkuli steht tief, nicht viel höher als ein Huftier, dessen Amt er übernommen hat; viele von ihnen haben kaum sprechen gelernt, sondern behelfen sich in ihrem Beruf mit leichtfaßlichen Gebärden, kennen den Unterschied zwischen rechts und links, wenigstens wenn man mit einem Stock nachhilft; sie lassen sich durch Zurufe in Gang setzen und anhalten und haben im übrigen keine Verwendung für Geistesgaben. Und doch sagt man, daß die meisten der steinreichen chinesischen Kaufleute in Singapore ursprünglich als stumme Läufer begonnen haben.

Der Weg ist der, daß man einen Rickschaw mietet, nachdem man durch den ungeheuren Bevölkerungsdruck daheim in China aus dem Lande herausgedrängt, mit einer Djunke nach Süden ausgewandert und in Singapore an Land gegangen ist. Und wenn man einige Monate mit dem Fahrzeug gelaufen ist, erwirbt man es und läuft weiter, bis man ein zweites erwerben kann, das man einem anderen Anfänger vermietet, und so immer weiter, bis man schließlich Fuhrwerksbesitzer ist, Kapitalist, Wucherer, Besitzer eines Spielhauses und einer Opiumkneipe, Schiffsreeder und Millionär, worauf man entweder wie ein frommer Sohn des Himmels nach China, dem Land der Gräber, zurückkehrt, oder ein Abtrünniger bleibt, der mit amerikanischen Stiefeln an den Füßen und mit einem runden, englischen Filzhut auf dem bezopften Haupt in einer Equipage mit australischem Vollblutgespann fährt, und sich vorsichtig an der Schnur auf der Rennbahn vorbeidrückt, außerhalb derselben, während die weißgekleideten, kaltblütigen Engländer sich auf dem Rasen ergehen und kaum zu wissen scheinen, daß der gelbe Millionenfürst verliebt und haßerfüllt zu ihnen hineinstarrt und nie verzeiht, nie vergißt, daß diese Weißen, auf die er tief herabsieht, ihn niemals als ihresgleichen betrachten wollen . . . das ist der Weg.

Hoang Tchin Fo hatte ihn auch einst vor sich gesehen, ja, vor zwanzig Singaporesommern, was so viel wie eine Ewigkeit bedeutet. Aber es war beim Weg geblieben, nichts anderes als der Weg, bis Hoang Tchin Fo sich selbst und sein Ziel vergessen hatte, bis er das älteste Geschöpf der Welt, und laufend ein altes Skelett geworden war, das kleine Schritte machte, aber doch lief, wie eine steifbeinige Mähre, die über den Boden jammert. Ach, er hatte getrabt, ja, er hatte gelaufen, gelaufen, gelaufen, tausend Jahre lang, bis seine nackten Füße dieselbe Färbung bekommen hatten wie der ockergelbe Staub auf den

Wegen in Singapore, und er trabte noch immer und hatte es nicht einmal soweit gebracht, den zerlumpten Rickschaw selbst zu besitzen, in dem er die Fremdenteufel mit den steinharten, blauen Augen zog, bald vom „ofis“ zu „shaw-shaw“, was Essen und also Hotel bedeutet, bald durch die Malay Street und bald nach Bukit Tima, einen Weg von sechs Stunden unter der Tropensonne in 33° feuchter Wärme, bis er wie aus dem Wasser gezogen war und das Lendentuch von Schweiß triefte, bald nach den Wasserwerken und bald nach dem Botanischen Garten, Trablauf, kanan und kiri . . . und außerdem mußte er noch bei jeder zweiten Tour Ströme von künstlichen Tränen vergießen, um seine Bezahlung, fünf oder zehn mexikanische Cents, von dem bleichen Satan von einem Reisenden, den er umhergeschleppt hatte, zu bekommen; oder er mußte sich durch Flucht retten, wenn die weiße Gottheit ihn bei Betrügerei ertappt hatte und das spanische Rohr über seine nackten Schulterblätter schwang . . . Ach ja, und das schlimmste war, daß er sich wegen jeder Tour, die er überhaupt bekam, wie ein Ertrinkender mit seinesgleichen, den anderen Kulis, herumschlagen mußte, die immer zahlreicher und immer jünger wurden, neue Zufuhr aus China, lauter junge Athleten, deren Sprache er kaum verstand, und die ihm immer zuvorkamen und ihm den Raub vor der Nase wegnahmen . . . denn er war ja alt, freilich, er hatte sich durch seine Jugend und seine kräftigen Jahre hindurchgelaufen und trabte jetzt düster vor sich hin; ja, ja, Hoang Tchin Fo war alt geworden. Hatte er nicht während der letzten Zeit, hatte er nicht schon lange in den unbarmherzigen Augen der weißen Männer gelesen, daß er überflüssig sei; sie glitten über ihn hinweg und suchten in dem Haufen der herbeistürmenden Kulis nach dem Stärksten, nach den besten Beinkeulen . . . ihn sahen sie nie mehr; und wenn sie seiner ansichtig wurden, stießen sie sich an der offenen, grünen Wunde, die er längs des Schienbeines hatte, und wählten einen anderen, wogegen sich nichts sagen ließ, obgleich die Wunde ihn nicht am hinken hinderte . . . Hoang Tchin Fo sitzt ganze Tage lang auf seinen Wagenstangen und wartet unter den Akazienbäumen vor den Hotels, er streift durch die Straßen, zieht am Hafen auf und nieder, durchstöbert die Insel meilenweit und findet keinen Passagier, kehrt in die Stadt zurück, fährt längs der Fußsteige und sieht den Leuten in die Augen und ruft alle Welt an . . . Sa . . . Sa . . . und häufiger und häufiger kommt es vor, daß sich erst gegen Abend die Rettung einfindet in Gestalt zweier Gelben, wie er selbst, die sich damit brüsten zu zweien in einem Rickschaw zu fahren und die die Taxe kennen, verlaß dich darauf, die aber Trablauf verlangen, und die sich oft nach einer Stunde Fahrt mit dem Zugtier in einer dunklen Allee durch Fußtritte abfinden, ohne einen Cent zu bezahlen. Ach ja, Leute, die selbst Kulis gewesen sind, ach ja . . . Hoang Tchin Fo aber, der Heimatlose, schläft in dieser Nacht unter der Wachsdecke auf seinem Rickschaw, ohne sich durch das Pfund gekochten Reis gesättigt zu haben, das das einzige Bedürfnis des alten Mannes ist . . . so ist es um ihn bestellt.

Und doch hofft er, doch träumt er noch davon, sich selbst einst in einen Rick-

schaw zu setzen und den schweißtriefenden Rücken des Kulis, der zwischen den Stangen läuft, zu betrachten ... und ihm Fußtritte zu versetzen und ihn wegen der Bezahlung zu prellen; dieser Traum hält ihn aufrecht.

Sein Leben ist nicht ganz ohne Freuden. Das Schicksal ist ihm hin und wieder einmal günstig. Wie zum Beispiel heute, wo er so viel Glück gehabt hat, daß er dessen Süßigkeit noch immer fühlt. Hoang Tchin Fo sitzt vor dem Hotel de l'Europe und wartet darauf, daß die Weißen aus dem Tiffin kommen sollen, und ihm ist gleichsam etwas froher und hoffnungsvoller zumut. Er sitzt und raucht, hat ein paar Schillinge verdient und gönnt sich eine Stärkung. Er hat die Messingpfeife hervorgezogen und verbreitet einen Gestank wie von gebranntem Leim um sich herum; es ist eine scharfe Mischung die er raucht, halb „Tabak" und halb Harz, und während er sich daran labt, durchlebt er sein Glück noch einmal in Gedanken. Ja, es war vormittags unten am Hafen gewesen, als die Passagiere eines neuangekommenen Dampfers an Land gingen — nicht, daß er sich eine Fuhre sicherte, nein er bekam keine, aber er hatte das Glück, Ling Chang seine eine spitze Wagenstange zwischen die Rippen zu rennen und den hübschen Burschen ziemlich gefährlich zuzurichten. Es war bei dem gewöhnlichen Andrang der Kulis gewesen, die sich bemühten, einen Bissen zu bekommen, und in diesem Gedränge war es Hoang Tchin Fo gelungen, Ling Chang zu treffen. Und er selbst war unbeschadet davongekommen, denn Ling Chang fiel ja gleich in Ohnmacht — er hatte den Stoß in die Herzgrube bekommen, mit Vorbedacht — und was kümmerte es die anderen. Ach, es war herrlich gewesen. Hoang Tchin Fo stopfte die Pfeife wieder und tat mit Wohlbehagen die zwei, drei Züge, die der winzigkleine Pfeifenkopf enthielt. Es roch wie nach dem Rauch eines verbrannten Viehbestandes, sehr süß und kräftig. Hoffentlich hatte Ling Chang sich noch nicht davon erholt; er litt gewiß fürchterlich, denn es tut furchtbar weh das spitze Ende einer Wagenstange in die Herzgegend zu bekommen; man kann daran sterben, und das geschieht einem recht.

Ling Chang war ein junger, bernsteinfarbiger Klepper, frisch aus China eingetroffen, der Hoang Tchin Fo mehr als sonst plagte. Die Weißen entdeckten diesen Kuli gleich, der wie ein asiatischer Gott in Safran getaucht aussah, und der nicht vor dem Rickschaw lief, sondern in schwebenden Sprüngen dahineilte, wie ein Hirsch im Frühjahr; die Räder des Rickschaws drehten sich hinter ihm in den Staubwolken wie zwei Sonnen. Er war ein Läufer, der einen anderen, der hinter ihm kam, zum heulen bringen konnte. Wenn eine Gesellschaft von Weißen mehrere Wagen nahm und in der Reihe fuhr, sah Ling Chang nicht zurück; wollten sie mit, dann bitte keine Müdigkeit vorgeschützt! Der Schweinehund wartete auf niemanden. Und er war überall, allerwärts tauchte er mit seinem funkelnden Rickschaw auf, den er selbst besaß und deshalb reinhielt; überall nahm er den anderen den ersten Platz fort, oder die Fremdenteufel erspähten ihn weit hinten und konnten scheinbar keinen anderen als ihn sehen. Er bekam die Fuhre, immer lächelnd und seine dicke Flechte wie eine Krone von

Ebenholz reinlich auf dem frischrasierten Kopf aufgesteckt, immer sauber gewaschen und mit einem Duft von Blumentee aus dem Munde, immer mit ruhigen Lungen, denn der Atem schien ja in diesem Goldkörper nie zu versagen . . . Ah, bis heute vormittag, als er einer Wagenstange zum Opfer fiel, die aus Neugierde die Bekanntschaft seiner Eingeweide zu machen wünschte. Tjip! Der Stoß ermattete ihn, der gab ihm glücklicherweise einen Vorgeschmack dessen, was es heißt Blei in den Fußsohlen zu spüren, wie jemand, der alt war, wie Hoang Tchin Fo, der immer schwerer lief, je mehr er abmagerte, der aber auch einst in seinen jungen Tagen, als er von China kam, ein Läufer mit einem privilegierten Vorsprung gewesen war.

Hoang Tchin Fo strich sich über seinen nackten Brustkasten, der sich seinen knochigen Fingern wie ein zusammengefallenes Staket darbot; es war eine eigenartige Musik, die er durch diese Berührung hervorlockte, ein stummer Knochenakkord, der seine Seele häßlich stimmte; er betrachtete seine Beine, die die Zeit, die Knechtschaft und die Tropen geplündert hatten, so daß er sie kaum erkennen konnte; er bewegte seine Zehen, die wie zerfressen vom Wege waren . . . ja, noch war er es, aber wie lange würde es dauern?

Jetzt begannen die Fremden aus dem Hotel zu kommen, bis an den Hals vollgestopft mit Essen und kohlensauren Getränken, die ihnen aus der Nase dampften. Einige blieben auf der Terrasse stehen und besahen spanische Rohrstöcke mit Silberknöpfen, die ein Armenier feilbot, andere kamen mit fürstlichem Verweilen auf jeder Stufe die Treppe hinab und blickten mit ihren Eisaugen im Schatten des tiefen Tropenhelmes vor sich hin . . . Sa . . . Sa . . . endlich war die Chance da, auf die Hoang Tchin Fo solange gewartet hatte, bis ihm alle anderen Gelegenheiten entgangen waren; er fuhr fieberhaft bei der Treppe vor, kehrte die Wachstuchseite des Wagenkissens nach außen und strich einladend mit seinem alten, widerlichen Schweißlappen darüber hin, sehen Sie, nicht eine Staubfaser, mein Lieber, und Hoang Tchin Fo strahlte übers ganze Gesicht, trat feurig von einem seiner steifen Unterschenkel auf den anderen, wie ein Roß, das die Erde schrabt und nach Galopp verlangt . . . diese Tour war ihm ja sicher, hatte er doch drei Stunden vor dem Hotel gesessen, nur um der allererste in der Reihe der Rickschaws zu sein . . . Sa . . . Sa . . .

Aber nein, da geschah das Verzweifelte, daß kein einziger der Fremdenteufel ihn haben wollte. Er war der erste, ohne Zweifel, er hatte Anrecht auf eine Tour, wenn sie aber dem alten, häßlichen Gerippe abwinkten und in der Schar von wiehernden Kulis auf hübschere, stärkere Läufer deuteten, was war da zu machen, was war da zu tun? Fo versuchte es im guten, er lächelte den weißen Teufeln so süß, so sternenmild zu, er öffnete seinen Kopf wie einen Klumpen Knallgummi und ließ einige verfaulte Zahnstummel sehen, er kniff die Augen ganz klein zusammen und bewegte die Ohren vor hündischer Unterwürfigkeit auf und nieder, er kroch förmlich auf der Erde und flüsterte, flüsterte wie in tiefster Geheimnistuerei . . . Sa . . . Sa . . . aber nein, sie hatten keine Ver-

wendung für ihn, sie gingen an ihm vorbei, und der eine Rickschaw nach dem anderen wurde hinter ihm besetzt und fuhr ab. Fo machte einen einzigen übelgesinnten Versuch, einem Weißen seine Wagenstangen vor die Beine zu schieben, um ihn am Weitergehen zu hindern, aber da wollte seine weißgekleidete Majestät kaum seinen Augen trauen und es flimmerte durch die lotrechte Sonne wie von spanischem Rohr, so daß Hoang Tchin Fo zitternd vor Angst und mit krummen Knien den Platz räumte, während der leere Rickschaw hinter ihm herrasselte. Es war vorbei.

Es war vorbei. Fo schlich durch die Straßen, in dem glühenden Sonnenschein, der den Raum zwischen den Häusern füllte und alles weiß und unwirklich machte, zitternd unsichtbar wie einen blendenden Tiegel; er ging lange mit krummem Rücken, von Enttäuschung verzehrt. Dann blieb er stehen, wandte betrübt den Kopf, blickte zurück, setzte sich wieder in Bewegung, das Kinn auf die Brust gedrückt, und jetzt kamen ihm die Tränen. Er schwankte kraftlos zwischen den Stangen, der Rickschaw folgte seinen Bewegungen, ungeschickt aber getreulich wie ein elender Wagen, der seinen Herrn trösten will. Fo schwankte wie ein Betrunkener durch die Straßen und erleichterte sein verbrühtes Herz durch Tränen.

Wie immer, wenn er weinte, wurde er hungrig, und das rettete ihn. Er war bis ins Chinesenviertel gekommen und dort kaufte er sich für seine letzte Kupfermünze einen halben Meter grünes Zuckerrohr. Er setzte sich auf seinen Wagen und begann sich mit dem Zuckerrohr in den Mundwinkeln zu stochern, nagte es vom einen Ende ab wie ein Schaf, das einen Kohlstock knabbert, saß mit leerer Miene und verweinten, ausgelöschten Augen und kaute, als wolle er alle Welt auffressen. Als der Saft ihm zu schmecken begann, wurden ihm die Augen wieder feucht, und ein Schluchzen rüttelte seine Brust, aber dann ergab er sich und aß dankbar, wurde ruhig und begann seinen traurigen Gedanken nachzuhängen, während das Zuckerrohr kürzer und kürzer wurde, ebenso wie sein verfehltes Leben.

Weshalb hatte Fo kein Glück gehabt, warum war er allein von der ganzen Schar, die vor zwanzig Jahren aus China kam und den Wettlauf begann und vorwärtskam, auf dem Wege zurückgeblieben? Weshalb besaß er noch heutigentags nichts, nicht einmal Obdach, weshalb war er langsam aber unabwendbar Nummer zwei geworden, und dann Nummer drei und jetzt der Letzte bei dem Wettlauf des Lebens in der roten Wüste der Singaporewege? Ach, wohl aus demselben Grunde, weshalb er jetzt hier saß und über den Wohlgeschmack des Zuckerrohres weinte, bis in die Seele hinein von Dankbarkeit gerührt über den Reichtum und die Freigiebigkeit, die das Mark des Zuckerrohres barg. Anstatt es den Schweinen hinzuwerfen und aufzustehen und vor den Türen der Reichen shaw shaw zu brüllen, bis man ihm in den Hals hinuntersah und Ansteckung von ihm befürchtete und ihn als Teilhaber eines Bordells aufnahm! Fo hatte sich nie darauf verstanden. Er eignete sich nicht für die obere Klasse, er war ein Gefühlsmensch. Ja, das war's, er hatte zuviel Herz, seine Gefühle gingen

immer mit ihm durch. Dies vermochte Fo sich natürlich nicht durch Selbstüberlegung klarzumachen, aber der Sinn davon schwebte ihm wie ein unersetzbarer Kummer darüber vor, daß er nicht die Fähigkeit oder den Willen gehabt hatte, andere Leute zu hunzen und sie als Reitpferd zu benutzen, wenn sie ihm in einem schwachen Augenblick Freundlichkeit erwiesen hatten. Auf diese Weise kamen andere Chinesen vorwärts. Fo verstand sich nicht darauf und das war sein Unglück. Er liebte den Genuß, und der Genuß des Augenblickes ist zu teuer. Sich beherrschen und für später aufbewahren, das verstand er nicht. Wie zum Beispiel heute vormittag, als er Ling Chang übel zurichtete, das hatte er getan, weil sein Herz mit ihm durchging, das geschah aus einer Gefühlsinnigkeit heraus, deren Folgen er nicht berechnete. Er hätte als nüchterner Chinese heimlich den Giftzahn einer Kobra in Ling Changs Hutriemen stecken oder ihm jahrelang Dienste erweisen sollen, um schließlich den Augenblick zu erleben, in dem er ihn in einen Brunnen stoßen konnte. Aber wie gesagt, sein Herz ging mit ihm durch; so war es und so blieb es. Fo war ein Genußmensch, das isolierte ihn, das ließ ihn in Armut leben. Er war ein Esser und ein Beschauer, er liebte das Leben im kleinen Stil. In früheren Jahren war er auch glücklich gewesen; viel zu froh mit nichts, hatte er sich manch liebes Mal wie ein Gott in der Genügsamkeit gefühlt; bei solchen Gelegenheiten war es gewesen, daß die anderen ihn distanzierten. Während der guten Jahre, als er noch ein Schnellläufer von Rang war, so daß er gut verdiente, war er auch nicht so allein und obdachlos gewesen wie jetzt. Da hatte er ein Loch gehabt, das er hinter sich zuschließen konnte, in einem der großen Chinesenbienenkörbe in der South Water Street, und hier wurde er jeden Abend von einer zahmen Ente empfangen, die viele Jahre sein Glück bedeutete, bis auch hier sein Gefühl ihn einsam machte, indem er ihr einst in zärtlicher Raserei den Hals umdrehte. Seitdem war Fo allein gewesen. Und jetzt war er alt und litt Not.

Aber das Zuckerrohr schmeckte doch nach dem Überfluß der Welt und für diesmal war er satt. Jetzt, da seine Adern von Ernährung schwollen, empfand er den Sonnenbrand nicht mehr als eine Plage; er empfand ihn als das, was er war, Wärme in gutem Glauben, wenn auch etwas reichlich viel des Guten. Ja, ja. Man mußte sich durchschlagen. Jedenfalls so lange, bis man das Geld für einen Sarg zusammengespart hatte.

Fo erfaßte die Stangen seines Rickschaws und machte sich wieder auf den Weg, er stieß recht gefaßt auf, die letzte Faser des Zuckerrohres saß ihm noch behaglich im Mundwinkel. Er meinte, daß es das beste sei, zum Botanischen Garten zu pilgern; vielleicht fand sich irgend ein weißer Fremder, der zur Stadt zurückgefahren werden wollte. Wer weiß, vielleicht ein netter, liebenswürdiger Mensch, deren es doch auch hin und wieder einen gab. Dann kam es darauf an, seiner nicht froh zu sein und ihn zu schonen, sondern im Gegenteil die vierfache Taxe zu verlangen und hochfahrend auf seinem Recht zu bestehen oder lange Krokodiltränen zu weinen, je nach den Umständen, bis der Einfaltspinsel

darauf reinfiel. Noch war es wohl nicht zu spät seinen Charakter zu verbessern. Und dann immer so weiter.

Fo zog seinen Rickschaw den steilen Weg hinauf, bei dem Eiswerk vorbei und weiter hinauf zu den Gärten, wo die vornehmen Bungalows der Europäer zwischen Palmen und Mangobäumen lagen. An einer Stelle rechts vom Wege war das Terrain nicht bebaut, und hier gleich neben dem Graben stand ein einsamer Riesenbaum, in dessen Schatten gewöhnlich eine Gruppe ruhender Rickschawkulis zu liegen pflegte. So auch heute. Einige aßen bei einem umherziehenden chinesischen Restaurateur kleine Fleischstückchen in Cayenne, die auf Wurstspieße gezogen und an Ort und Stelle glühendheiß geröstet waren, verfaulte, getrocknete Fische und was der Mann sonst Leckeres hatte; einer saß, die Augen vor Wohlbehagen zugedrückt, bei dem ambulanten Barbier und wurde tief im Ohrloch mit einem langen, dünnen Ohrlöffel behandelt. Andere rauchten oder lagen und schliefen, mit dem Kopf im Rickschaw und mit den Beinen draußen; es war allgemeine Siesta. Draußen im Sonnenbrand, mitten auf dem Wege, gingen zwei schwarzbraune Hindus und hackten in dem Staub die harte Kiespflasterung auf. Etwas weiter entfernt führte ein malaiischer Polizist seine Würde in Khakiuniform spazieren, mit Orden geschmückt und mit nackten, behaarten Beinen, samt Säbel. Sonst tiefe Stille in der Mittagshitze.


iemand beachtete Fo, als er an dem gastfreien Baum vorbeiging, und doch blickte er verlegen zur Seite, weil er wußte, daß er kein Geld hatte und an keiner der Herrlichkeiten teilnehmen konnte, selbst wenn er wollte. Er schlich vorbei und machte sich so klein wie möglich.

Da hörte er einen Krach aus einem Rickschaw und sah, indem er den Kopf wendete, einen Kuli, der geschlafen hatte, mit einem Satz aufspringen, so daß es in den Stangen krachte, und über den Weg auf ihn losgefahren kommen ... hohe, bodenüberschlagende Sprünge ... das war Ling Chang!

Ach, er hatte also doch nicht genug bekommen, er war schrecklich lebendig ...

Klatsch ...

Ling Chang packte im fliegenden Sprung Fo am Zopf, an dem dünnen, grauen Zopf, der auf dem Hinterkopf in einem Kringel zusammengelegt war, und warf ihn mit einem einzigen gewaltsamen Schwung mit dem Gesicht zur Erde nieder, so daß der Staub hoch aufspritzte. Der alte Pyramidenkorb, den Fo auf dem Kopfe trug, flog weit fort, der Rickschaw brach zusammen ... und während Ling Chang mit beiden Knien Fos Gesicht in den Wegsand bohrte, ließ er Faustschläge auf dessen nackten Hals und Körper niederhageln, mit jener unglaublichen, explosiven Geschwindigkeit, die die Jugend in ihre Bosheit legt ... tju, tju, tju ... und er hatte Geistesgegenwart genug nicht aufs Geratewohl loszuhauen, sondern er suchte sich die Stellen aus, wo es weh tat und wo es eindrang ...

Der Überfall war wie ein Blitz vor sich gegangen. Die anderen Kulis

unter dem Baum aber faßten sich schnell, sahen, daß es ein Kollege war, der Prügel bekam, und ein Elender, der sich nicht wehren konnte ... und im nächsten Augenblick liegen so viele auf den Ruinen von Fo und dem Rickschaw, wie überhaupt Platz finden können, und prügeln auf den Gefallenen los, daß der Speichel ihnen aus den Zähnen spritzt ... tse ... tse ... während der Rest der Schar dabeisteht und zusieht und sich wahrlich nicht am wenigsten amüsiert, o, sie kratzen sich die Arme und stehen wie auf Kohlen und weiden sich, es ist ihnen ein viel größeres, teuflischeres Vergnügen zuzusehen, als selbst zu prügeln. Der Barbier aber springt von seiner Arbeit auf, ergreift das Schulterjoch aus Bambus, auf dem er sein wanderndes Geschäft trägt, und läßt die vier Zoll dicke Stange mit einem hohlen Bums auf Fos Hacke niedersausen, die aus dem über ihm liegenden Haufen hervorragt. Er hebt sie zum zweiten Schlag und will sie gerade niederfallen lassen, als er sie plötzlich wegwirft und ohne sich etwas anmerken zu lassen, eiligst hinter den großen Baum flüchtet; er hat den Schutzmann kommen sehen! Ja, der malaiische Panzer kommt im Galopp und mit gezogenem Säbel auf den Auflauf losgestürzt, vor Autorität bebend. Er fällt wie eine Bombe mitten in den Schwarm hinein — klitsch, klatsch — flache Säbelhiebe auf die nackten Rücken, während er mit der verächtlichen Stimme der Obrigkeit dazwischenbrüllt und der Kulischwarm unter lautem, feigen Geheul nach allen Seiten davonstiebt ... und dann ist das Ganze vorbei.

Der Malaie bleibt auf dem Wege zurück, mit sechs Kulis, die er bei den Zöpfen gepackt hält. Es sind sechs von denen, die zugesehen haben und insofern unschuldig sind; das böse Gewissen lieh ihnen keine Flügel wie den Schuldigen, und darum wurden sie gefangen. Glaubt nicht, daß Ling Chang zwischen diesen war; er sprang in der Ferne davon wie ein Hirsch, feurig und frei. Aber selbst wenn die eigentlichen Missetäter entkamen, was schadete es, wer konnte den einen Chinesen von dem anderen unterscheiden, und das Zuchthaus hatten sie doch allesamt verdient. Der Malaie bindet die sechs Zopfenden zusammen, nicht ohne Zeichen persönlichen Abscheus, indem er das schmutzige Gewürm berührt, aber er ist Beamter und kennt seine Pflicht — und jetzt können sie ihm nicht davonlaufen (denn wie in aller Welt sollten sechs Chinesen sich darüber einigen, in dieselbe Richtung zu laufen?) und nun zur Polizei! Ihr Schweine!

Fo, der windelweich gehauen und bewußtlos auf dem Weg liegt, schenkt der Malaie kaum einen Blick; was geht das blutende Tier ihn an? Der Kuli ist schändlich ermordet worden, und die Gerechtigkeit, die natürlich ihren Gang gehen muß, besteht darin, die Missetäter auf der Polizei zu strafen. Pegi, vorwärts ... lekas, und ein bißchen plötzlich!

Unten auf der Orchard Road, wo die vornehme Welt in Traberwagen fährt, wurde man zehn Minuten später Zeuge des nicht ungewöhnlichen Anblicks von einem Rudel Chinesen, an den Zöpfen zusammengebunden und alle in Tränen aufgelöst, die von einem gebietenden und von Verachtung geschwellten malai-

ischen Schutzmann in den Arrest abgeführt wurden. Wieder ein halbes Dutzend gelbe Banditen, die natürlich nichts getan hatten; das hatten diese Hallunken ja nie!

Als der Leichenwagen sich eine Stunde später bei der Aasstelle einfand, um das Opfer zu holen, war Fo verschwunden; er hatte eine Blutlache auf dem Wege hinterlassen und die Trümmer des Rickschaws, die in den Graben geworfen waren. Ob er wieder zum Bewußtsein erwacht oder ob einer der heimlichen chinesischen Vereine die Leiche aus dem Wege geräumt hatte, das war eine der Fragen, die den englischen Beamten, die der Justiz in Singapore vorstehen, graue Haare wachsen läßt. Jetzt war nichts anderes zu tun, als die sechs Mörder freizulassen! Von dieser Art Blindekuhspielen mit den Farbigen hatte das Gericht manche Probe zu bestehen.

Kaum acht Tage später ereignete sich ein neuer Mord unter den Chinesen; diesmal gelang es dem Gericht, auf die Leiche Beschlag zu legen, wogegen sich keine direkte Spur fand, die auf den Täter hinwies; eigentümlich für die chinesischen Verbrechen ist, daß gewöhnlich mehrere an einem Mord beteiligt sind. Dieser neue Mord war von besonders unheimlichen Beschaffenheit. Es war ein junger Rickschawkuli, der in seinem Logis in der South Water Street ermordet vorgefunden wurde, ein insofern Namenloser, als er Ling Chang hieß und im übrigen ein Gelber zwischen Gelben war. Er wurde eines Morgens mit durchschnittener Kehle gefunden, tot wie ein Stock. Das Abscheuliche bei dem Mord war, daß der Tote auf eine tierische Weise verstümmelt war, indem die Nase und die Ohren abgeschnitten und beide Augen ausgekratzt waren. Etwas Geld, das er besessen haben sollte und worauf er des Nachts schlief, war fort. Nun gut, einige eingeborene Detektivs wurden in die chinesische Bevölkerung hineingeschmuggelt, und bereits tags darauf kehrten sie mit Hoang Tchin Fo zurück, der der Untat überwiesen und gehängt wurde.

Er war es gewesen, der Ling Chang ermordet hatte; hier handelte die Gerechtigkeit endlich einmal sehenden Auges.

Der Verdacht fiel augenblicklich auf Fo, weil er am Tage nach dem Mord als feiernder Lebemann angetroffen wurde, während alle anderen Kulis für ihr tägliches Reisgericht schufteten. Ja, Fo fiel seiner Natur zum Opfer, seiner unbedachtsamen Lust, den Augenblick zu genießen. Anstatt seinen Raub bis auf weiteres zu vergraben und später, wenn die Sache in Vergessenheit geraten war, einen Anteil an einem einträglichen Unternehmen zu kaufen, an einer Opiumkneipe oder an einem Mädchenimportgeschäft, ging er geradeswegs in den Sonnenschein hinaus und bereitete sich ein Fest nach seinem Herzen. Man fand ihn auf einer Wiese, außerhalb der Stadt, neben einer Quelle, die aus der Böschung hervorsprudelte und die Feuchtigkeit und Kühlung spendete. Nicht weit davon entfernt stand der turmhohe Waldrand eines Haines von Gummibäumen, ein Rest von dem Urwald der Insel, der aus irgend einem Grund stehengeblieben war, und von der sanft ansteigenden Wiese aus konnte man die grünen Wogen der

Meerenge von Singapore sehen und die vielen kleinen, waldbekleideten Inseln, die unter der Dunstatmosphäre wie weißblaue Nebelwelten dalagen. So fehlte es nicht an dem Sinn für Natur, der den Chinesen eigen ist. Er hatte seit vielen Jahren diese Stelle im Auge gehabt, hatte sich bereits früher zu der Quelle zurückgezogen und es genossen, dort ein Weilchen zu ruhen. Des Abends war hier gut sein, wenn die Ochsenfrösche tief unten aus dem Sumpf, in den die Quelle sich verlief, ihr Gebrüll hören ließen, und die Dunkelheit oben bei den Kronen der Riesenbäume sich von fliegenden Hunden bewegte. Dann schwitzte das Gras und die Mimosen, und die dicke Nachtluft schäumte über von dem Dunst, gesättigt wie sie war mit Tau, mit dem Wachstum der Tropenpflanzen und dem kräuterigen Rauch der Scheiterhaufen aus Laub und Abfall, die auf allen Wegen unten in der Stadt glimmen. Aus der nahegelegenen Baumgruppe strömte eine süße und schwangere Waldluft wie Federdecken von Wohlgeruch, die Allnatur strahlte Kampfer aus, wie die Haut der brünstigen Götter der Finsternis. Pflanzen und Bäume ändern bekanntlich ihre Atmung des Nachts, töten statt zu nähren; Naturmenschen, die dies nicht wissen, empfinden es stärker, sie riechen sich in das gefährliche Geheimnis hinein, sie nehmen teil an der Zauberei. So verstand sich darauf, er hatte die Narkose der Dunkelheit mit seinen Nasenlöchern eingezogen, die sich ihr weit öffneten, er hatte das ungeheure Fabeltier der Nacht *gesehen*. So rauchte kein Opium, so nüchtern veranlagt war er nicht; er besaß ja die Quelle, den eigenen Traumschoß der Erde.

Und hier wurde er gefangen. So hatte es sich hier für Ling Changs Ersparnisse so behaglich gemacht, wie seine Phantasie es sich nur wünschen konnte. Er hatte einen Bambusschirm gekauft, unter dem er Schatten atmete, wie unter einem Zelt, außerdem eine dicke Tüte Tabak mit pulverisiertem Lack gemischt, eine ordentliche Wasserpfeife von Zinn, mit Confuzius Goldspruch auf dem Behälter, Teufelsdreck, um seine Wunden einzuschmieren, und dann natürlich Nahrungsmittel, Reis, Tee, Ananas und Bonbons mit Nußkernen gefüllt. So kochte sich selbst einen Topf Wasser auf einem kleinen Feuer im Gras, ging hin und her und hantierte umständlich, wie ein alter Großvater, der wieder Kind geworden ist und alles selbst tun will. Der Frühling war wieder in sein Herz eingezogen ... ja, mit Gesang und Vogelgezwitscher, denn das Schönste war, daß er wieder einen Vogel hatte! Mitten in dem saftigen Gras, neben der Quelle stand ein Vogelbauer, ein kostbares, herrliches, funkelnagelneues Vogelbauer aus weißem Draht mit einem Henkel, Futternapf und allem übrigen, und darin saß auf einer zierlichen Stange ein hübscher Sänger und schnabelte klug an den Grashalmen, die durch die Stäbe zu ihm hereindrangen. Er war so froh, ins Freie gekommen zu sein, er legte den Kopf auf die Seite und sah zum Himmel hinauf, lauschte, blähte seine Federn ... noch schwieg er, vor den Wundern des Grases und der Quelle verstummt, später aber, wenn er gelernt haben wird, daß er sich darauf verlassen kann, wird die Süßigkeit aus seiner Kehle quellen.

Fo ging hin und her, beschäftigte sich mit dem Feuer und mit seinen Gedanken, aber nicht einen Augenblick ließ er den Vogel außer acht. Er erkannte sein Herz in ihm wieder.

Als Fo Tee gemacht hatte, kauerte er sich nieder und genoß ihn, hielt ihn unter die Nase und sog den Duft ein, während er ihn trank. Er füllte die Tasse mit Reis, den er gekocht hatte, goß Tee darüber, und ließ sich den Dampf um die Augen wogen, während er sich mit den Eßstäbchen den Reis in den Mund schaufelte. Zwischendurch rauchte er ein paar Züge von dem guten Tabak, der nach Lichtschnuppe schmeckte, einfach köstlich, und während er beständig den Vogel im Auge behielt, durchrieselte ihn etwas, das ferner wurde und doch ewig nahe blieb: das Ereignis der vorigen Nacht, als das Rasiermesser seinen Feind aufschlitzte, und der kochende Blutstrahl im Dunkeln seine Beine berührte, wie die Schnauze eines Hundes, der für seinen Herrn bittet. Der Schweinehund floß wie eine Tonne aus, der das Spundloch herausgeschlagen ist. Nachher hatte Fo sich in der Quelle gebadet.

Nachmittags, als Fo gerade von einem Schläfchen unterm Sonnenschirm erwachte, stellten die beiden Naseweisen sich ein und begannen ihn ins Verhör zu nehmen, woher er all die schönen Sachen habe. Fo brüstete seinen welken Körper und erzählte ein Märchen von einem Geldschein, den er in der Telegraph Street gefunden habe. Als sie Ling Chang nannten, grinste er unschuldig, kannte ihn nicht. Aber sie sperrten ihn als verdächtig ein, und wenige Stunden später war er gefällt.

Wieder war es das Gefühl, dem Fo zum Opfer fiel. Denn sorgfältig in sein Lendentuch eingewickelt, fand man Ling Changs Augen und die übrigen fehlenden Gesichtsteile. In einer sentimentalen Laune hatte Fo diese Dinge an sich genommen, damit Ling Chang in seinem neuen jenseitigen Dasein nicht allzu schön aussehen solle.



Rußlands „Auferstehung“ / von R. v. Hardt



it hochgespannten Erwartungen hatte Westeuropa die Eröffnung des ersten russischen Parlaments begrüßt, mit Achselzucken und Kopfschütteln begleitete es die eintönige Farce im Taurischen Palais, bis der Vorhang vor dieser eigenartigen Schaubühne sank und die drapierten Freiheitshelden und Volksbeglücker im Wyborger Aufruf noch einen verlogen-dramatischen Aktschluß dem schlecht komponierten Stück anhefteten!

Wie wird sich die zweite Aufführung gestalten? Diese Frage liegt jedem Politiker auf den Lippen. Die Optimisten sagen: laßt dem jungen Most Zeit, je absurder er sich gebärdet, desto sicherer kommt die Klärung! Die Pessimisten sehen in diesen sonderbaren politischen Orgien die Symptome einer unheilbaren Psychose.

War vielleicht nur das unglückliche Wahlsystem daran schuld, daß die politisch reifen Köpfe Rußlands nicht zu Worte kamen und nur konfuse und kindische politische Ansichten als Ausdruck des russischen Volkswillens aufgetischt wurden? Ist die heutige Duma wirklich eine Volksvertretung oder nur ein zufällig zusammengewürfelter Haufe von Phantasten, deren Wünsche im Grunde nichts mit der slavischen Volksseele gemein haben?

Das sind Fragen, die in der europäischen Presse verschieden beantwortet werden, je nach der politischen Färbung ihrer Organe. Die Konstellation der politischen Parteien, ihr Verhältnis zu den Vertretern der Regierung, das alles kann sich von heute auf morgen ändern und daher darf eine politische Prognose für die Duma nur den Wert einer Vermutung beanspruchen. Anders liegt die Sache, wenn wir das Problem tiefer fassen: die bestimmenden Faktoren liegen nicht in dieser oder jener politischen Gruppenbildung, sie liegen in der psychologischen Eigenart des Slaven, sie sind nicht politischer, sondern psychologischer Natur. Aus ihnen läßt sich eine Prognose für das slavische Zukunftsreich stellen, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als jedes politische Kalkül.

Graf Leo Tolstoi hat in scharfen Worten das Vorgehen der Duma gegeißelt, derselbe Tolstoi, den man für den Reformator Rußlands hielt, der im Tiergartenviertel Berlins als neuer Prophet und Messias begrüßt wurde. Von ihm mußte, so glaubte man, eine Erneuerung des innerlich faulen Zarenreiches ausgehen, ja, sein zur Tat gewordenes Christentum sollte auch dem Scheinchristentum des kulturmüden Westens den erbarmungslosen Spiegel vorhalten! Wer in Berlin W. Zweifel darüber zu äußern wagte, daß dort, wo ein Luther gesprochen, noch einem Tolstoi das letzte Wort gebühre, wurde für rückständig erklärt, die besten Verleger Deutschlands wetteiferten in der Verbreitung Tolstoischer Werke und dem Kultus seiner Person gewidmeter Schriften. Der Tolstoibegeisterung folgte der Gorkitaumel. Die slavische Seele wurde für West-

europa zum rätselhaften Problem, unter dessen halbexotischer Hülle ungeahnte Lebenskraft schlummerte, eine seltsame Mischung von wacher schonungsloser Selbstkritik und weihrauchgeschwängerter, traumhafter Mystik, die nach Gestaltung rang. Und die Vorstellung von dieser noch unerweckten an, bloß geahnten Möglichkeiten überreichen Volksseele verband sich ungezwungen mit dem Glauben an die Macht und Stabilität des unermeßlichen Zarenreiches mit seiner starren Orthodoxie. Staat und Orthodoxie, das war die harte Kruste, die gesprengt werden mußte, damit der Frühling, der Ostertag für die slavische Seele anbreche.

Und der Tag kam. Fern im Osten dämmerte er auf, wo das Land der aufgehenden Sonne liegt, stieg er empor aus dem Meer, er leuchtete über Tsushima und Port Arthur und er brannte hell über den Barrikaden von Moskau und dem Rauch der zerstörten baltischen Edelsitze. Da war etwas klirrend gesprungen in dem festgeschmiedeten Staatengebilde. Westeuropa rieb sich verwundert die Augen: jetzt mußte der zweite Teil des Dramas beginnen, „die Auferstehung", Tolstois Auferstehung, das Osterfest. Aber es kam wieder anders: kein helles, zukunftsfrohes Erwachen am Ostermorgen, bloß ein wilder Taumel, wie nach slavisch durchzechter Osternacht — und feierlichst sagte sich der Autor des Stückes von dieser Parodie seiner eigenen Arbeit los. Denn eigene Arbeit war es, die hier als „Parlament" auftrat, Tolstois Arbeit.

Rußlands Intelligenz steht bewußt oder unbewußt unter dem Einfluß Tolstoischer Ideen, und das rohe unwissende Volk teilt mit dem Philosophen von Jassnaja Poljäna die gemeinsame slavische Anlage. Trotz aller scheinbaren Unabhängigkeit schleppt dieser abtrünnige Sohn der Kirche die tausendjährige tote Last der Überlieferung auf seinem Rücken. Er ist nie wirklich frei geworden und der glühende Fanatismus, mit dem er seine Lehre im Gegensatz zur Kirche zum Leben gestalten wollte, ändert nichts an dieser Tatsache, denn gerade weil seine Lehre doch im tiefsten Grunde Erbteil der orthodoxen Kirche ist, wurde seine Lehre vom Leben zum Chaos.

Die zentrale Frage der orthodoxen Kirche ist die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach der Erkenntnis überhaupt. „Die Ausspinnung des Evangeliums zu einer großen Gott-Welt-Philosophie ... das ist griechischer Intellektualismus. Nach ihm ist ja die Erkenntnis das Höchste und der Geist ist nur Geist als erkennender: alles Ästhetische, Ethische und Religiöse muß umgesetzt werden in ein Wissen, dem dann der Wille und das Leben mit Sicherheit folgen werden."*) Das ist auch die zentrale religiöse Frage für Tolstoi. Sie nimmt nur scheinbar bei ihm eine ethische Form an, während sie im Grunde rein intellektuell bleibt. Wozu lebe ich, wie befreie ich mein Leben von den irdischen Schranken — das ist der Kernpunkt seiner Fragestellung. Die praktische Lösung dieser Frage findet er in der dienenden Nächstenliebe, denn sie allein

*) A. Harnack, Wesen des Christentums, S. 192.

kann uns vom irdischen zum göttlichen Leben erheben, zur „Vergottung" führen. Das soziale Leben mit seinen Staatsformen und seiner Staatskirche ist nichts weiter, als bloß die Erweiterung der egoistischen, animalischen Lebensauffassung der Wilden auf Familie, Staat, Nationalität. Erst wenn diese Stufe überwunden ist, beginnt das wahrhaft göttliche Leben. Das ist das Reich Gottes auf Erden, wo jeder nach den Worten der Bergpredigt lebt, „ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel". Und der Lohn dafür ist die Glückseligkeit. Tolstois Ideal ist weltflüchtig und kulturfeindlich, seine moralische Forderung an den einzelnen, „widerstrebet nicht dem Übel", ist echt slavisch, nicht das Gebot der Tat, sondern das Verbot der Vergeltung, es bedeutet nicht Aktivität, sondern Passivität. Ebenso typisch für den Slaven ist die einseitige Formulierung des Gebots der dienenden Nächstenliebe, die nie zur germanischen Höhe sittlicher Forderung führt, weil sie zu nichts verpflichtet, weil sie der Endpunkt in der religiösen Entwicklung ist.

Die völlige Loslösung des allein wahren Lebens in Gott von allem irdisch Gewordenen, von Staatsform und Staatskirche, von Kunst und Kultur, darf mit Recht, sobald sie sich anheischig macht, das Leben programmatisch zu regeln, als christlicher Anarchismus bezeichnet werden. Im Gegensatz zur lebendigen Lehre Christi, die durch die besondere Stimmung, durch die Gesinnung, die sie in die menschliche Arbeit hineinträgt, die Welt adeln und heiligen will, findet Tolstoi in einzelnen herausgerissenen Bruchstücken der Bergpredigt die Polizeiverordnung, die wörtlich erfüllt werden muß. „Widerstrebet nicht dem Übel", also fort mit jeder staatlichen Ordnung, fort mit Gericht und Vergeltung! Diese Verordnung wird zum Glückseligkeitsrezept, das unbedingt seine Wirkung tun muß, sobald die störenden Elemente, Staat und Kirche entfernt sind. So predigt er indirekt Umsturz, wenn er auch die Aufforderung zur Aktivität vermeidet.

Und er bleibt nicht stehen bei dem Anathema, das er gegen Staat und Kirche schleudert, gegen jede menschliche Kulturarbeit, sofern sie nicht in den Dienst seiner Idee tritt; ihm verfallen auch die Vorrechte der Stände, der Begüterten und mit Bewunderung und Rührung preist er die schlichte Frömmigkeit und Gottesnähe des einfachen Mannes. „Das Bäurische, die Unwissenheit, Armut, Roheit, die Einfachheit der Umgebung, der Nahrung, der Kleidung, der Umgangsformen — alles das ward für mich gut und erhaben", so bekennt Tolstoi, aber der Bauer, der die Welt ernährt, ist das Opfer der bestehenden sozialen Verhältnisse geworden. Die Quelle der Verarmung des Volkes ist das Wohlleben der Reichen. Erst dann kann eine Gesundung dieser Verhältnisse eintreten, wenn der in der Fabrikarbeit verkommende Bauer wieder aufs Land zurückkehrt und auf seinem eigenen Landanteil dem schlichten Beruf treu bleibt, für den er bestimmt ist. Neben dem Dogma von der Stabilität sozialer Bestimmung taucht hier wieder das slavische Idol des Seelenlandes auf, der Landbesitz, der glücklich machen soll an Stelle der sozial differenzierten und organisierten Arbeit. In dem ganzen System waltet die Negation vor: ausgehend

von der zersetzenden Kritik des russischen Polizeistaates, der Bureaukratie, der sozialen Gliederung der Gesellschaft baut Tolstoi ein utopisches Gebilde auf einer weltflüchtigen Frömmigkeit auf, das erst verwirklicht werden kann, wenn alle Gliederung der Gesellschaft zerfallen und ein kommunistischer Mechanismus geschaffen ist.

Denselben Ideen begegnen wir im ersten russischen Parlament, nur daß sich hier die von Tolstoi geforderte Passivität in eine stürmische politische Aktivität verwandelte. Aber kein schöpferischer Gedanke kennzeichnete diese Aktivität, auch nicht der leiseste Versuch etwas Lebensfähiges zu schaffen, in bombastisch aufgebauschten Phrasen wurde jeder Vorschlag des Ministeriums zu gemeinsamer Arbeit zurückgewiesen, wenn nicht vorher die Forderungen der radikalen Gruppe erfüllt wären.

Und diese Forderungen bewegten sich alle in dem Tolstoischen Geleise: Aufhebung der Todesstrafe — Du sollst nicht töten, Amnestie für alle politischen Verbrecher — „Widerstrebet nicht dem Übel", Aufhebung aller ständischen Vorrechte — die soziale Gleichheit Tolstois — Unantastbarkeit der Person, Freiheit des Bekenntnisses, des Wortes und der Presse, Versammlungsrecht — Alles uneingeschränkt, unverantwortlich, damit der freien Entwicklung des Volkes nichts im Wege stünde. Nur die Bureaukratie, das Ministerium sollten von der Volksvertretung zur Rechenschaft gezogen werden können. Und damit dem Glücksrezept auch die positive Forderung nicht fehle: Landbesitz für jeden einzelnen und dazu zwangsweise Enteignung des Privatbesitzes und Aufteilung des Landes — der Kommunismus Tolstois. Ohne Zweifel sind in die Ausgestaltung dieses sozialrevolutionären Programms auch westeuropäische Elemente aufgenommen worden, aber ihre eigenartige Prägung erhielten sie doch erst durch den slavischen Einschlag.

Wenn man bei dem Vorwalten der radikalen Elemente im ersten Parlament noch an eine besonders unglückliche politische Konstellation denken durfte, die sich heute so, morgen wieder anders gestalten könnte, die ja auch in der Geschichte Westeuropas ihre Vorbilder fand, so erlischt bei der psychologischen Analyse der slavischen Seele jeder Schimmer einer Hoffnung, daß es je anders werden könnte und das trostlose Bild der heutigen Duma bestätigt diese Ansicht in vollem Umfang. Diese Untersuchung wird uns zeigen, daß auch nicht die geringste Berechtigung vorliegt, von der einfachen Masse des Volkes oder ihren Vertretern etwas anderes zu erwarten, als von der mit Tolstoischen Ideen infizierten Intelligenz.

Im Gegensatz zur objektiv-historischen Weltanschauung des Kulturvolkes ist die Kindheitsepoche jedes Volkes charakterisiert durch eine legendarisch-phantastische Weltauffassung. Sie ist eminent subjektiv, sie ist nicht sachlich sondern persönlich, dichterisch und stimmungsvoll, tendenziös. Diese Phantasiewelt charakterisiert den Slaven. Er vergewaltigt oft, ohne es zu wollen, die Tatsachen und fälscht Geschichte. Vor wenigen Jahren wies die Akademie der Wissenschaften zu

St. Petersburg nach, daß der seit Jahrzehnten in sämtlichen Schulen obligatorische Leitfaden der russischen Geschichte von Ilowaiski gefälschte Geschichte sei. Trotzdem wird heute noch dieses Buch von den Gymnasiallehrern eifrig empfohlen, um den lauen Patriotismus zu erwärmen und den Glauben an die Größe des Vaterlandes zu mehren. Die Presse ist in Rußland mehr als anderswo ein System von Lügen und je weiter die Zentren dieser politischen Schulen von der Kulturgrenze des Westens nach Osten rücken, desto unentwirrbarer wird das Netz von Phantasie und Tendenz. Aber der Slave leidet nicht eigentlich unter dieser unwahren Atmosphäre. Es ist falsch zu glauben, daß dieses System nur in der Bureaukratie vorherrsche; in jedem Gespräch, das zwischen Russen geführt wird, hört man das Wörtchen „Du lügst" als freundliches Reizmittel für den Fluß der Unterhaltung. Der Realismus der russischen Dichtung scheint dieser Behauptung zu widersprechen, aber bei näherer Prüfung wird man bemerken, daß Stimmungsgehalt und Tendenz ihren Charakter bestimmen. Ihre Tendenz ist negative Kritik, Ironie, Satire, immer Analyse, nie Synthese und ihr Stimmungsgehalt ist subjektiv, oft lyrisch, bedingt durch die differenzierte Sensibilität des Slaven. Diese Züge sind eminent feminin; der Slave wird so zum Spielball seiner Stimmungen, oder des Milieus, in das er gestellt ist. In der Kanzlei ist er Bureaukrat vom Scheitel bis zur Zeh, außerhalb derselben, auf dem Meeting, roter Revolutionär. Ihm fehlt das Bewußtsein der Kontinuität seiner eigenen Persönlichkeit, der Richtlinie seiner geistigen Entwicklung, das was wir „Gesinnung" nennen. Der Slave hat dafür keine Bezeichnung. Ein Versprechen ist für ihn ein leeres Wort, es hat keine bindende Kraft: er gibt es überall und hält es selten. Soziale Unterschiede spielen dabei keine Rolle: der General ist ebenso unzuverlässig wie der Offizier, der Chef eines Gerichtshofs ebenso wie sein Kanzleibeamter. Deshalb wartet der Slave immer wieder mit einer gewissen Spannung, ob die Erfüllung einer Zusage eintreten wird, er ist auf dieses Warten angewiesen, das in allen Sphären der Gesellschaft seine lähmende Wirkung entfaltet. Wie wir ratlos jedem Zufall preisgegeben wären, wenn in uns plötzlich jegliche Erfahrung ausgelöscht wäre, jeglicher Glaube an unumstößliche Gesetze, so entwickelt sich beim Slaven eine resignierte Passivität, weil ihm das Vertrauen zum Menschen fehlt, er kann nie auf ihn und mit ihm rechnen. Es gibt kein zweites Land, das ein so verschlagenes System der Beamtenkontrolle besitzt, wie Rußland, und trotzdem wird nirgends so viel veruntreut, wie dort, aber der eigentlich Verantwortliche läßt sich dank diesem System nie finden. Dieser Mangel an Vertrauen macht es begreiflich, daß er als Politiker, der eben erst die Freiheit gekostet hat, stürmisch die sofortige Erfüllung seiner Wünsche fordert. Er kann und will nicht mehr warten, denn niemand garantiert ihm dafür, daß Absichten oder Versprechungen der Regierung morgen dieselben sind wie heute. Er will heute schon etwas Reales, Greifbares haben — Amnestie, Aufhebung der Todesstrafe, Land. Wer ohne viel Zögern auf dieses Ziel lossteuert, die Minister beschmäht, die Regierung verhöhnt, ist sein Mann. Erreicht

er das Ziel nicht, läßt man ihn fallen und hält sich an den nächsten, der vielleicht noch unbedenklicher zu Werke geht. Verständigung unter den politischen Gruppen ist ausgeschlossen, weil das Vertrauen fehlt und der Glaube an ehrlich gemeinte Programme — es ist ein Handel, in dem der Listige und Schnelle den Besonnenen und Vorsichtigen meist übervorteilt.

„Grauenvoll frei ist der russische Mann in seinem Denken", sagt Dostojewski und Mereschkowski fügt hinzu: „in dieser grauenvollen Freiheit des Geistes, in dieser Fähigkeit, sich plötzlich von seinem Boden, von der Sitte und der Geschichte loszureißen, die Schiffe hinter sich zu verbrennen, seine ganze Vergangenheit zu zerbrechen im Namen einer unbekannten Zukunft, in dieser beliebig zu Gebote stehenden „Ackerlosigkeit" liegt eben eine der tiefsten Eigentümlichkeiten des russischen Geistes umschlossen." Diese „Ackerlosigkeit" auf intellektuellem Gebiet stempelt den Slaven zum geborenen Proletarier und uferlosen Doktrinär.

Nur ein Mensch, der bewußt Erfahrungen sammelt und sie organisch miteinander zu einem Ganzen, der bewußten Persönlichkeit verknüpft, stellt sich unter das Gebot historisch gewordener sittlicher Normen und handelt ihnen gemäß, er allein kann Begriffe wie Gehorsam, Pflicht, Rechtsbewußtsein, Ehrfurcht zu Leben bestimmenden Faktoren machen.

Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in russisches Familienleben zu tun, wird bemerkt haben, daß der Begriff des Gehorsams dort fremd ist. Der Dienende muß gehorsam sein, ein Sklave jeder Willkür, aber das heranwachsende Kind darf nicht vergewaltigt werden. Der Slave sieht Beschränkung der Freiheit und Knechtung des Willens in der Forderung des Gehorsams, wir sehen darin eine Stärkung und Übung des kindlichen Willens, um im reifen Alter den stummen Gesetzen des eigenen Herzens zu gehorchen. Pflichterfüllung kennt der Slave als Mittel zum Zweck, nicht als Zweck selbst: er hofft dabei auf Vorteile, Belohnungen, die innere Befriedigung des erfüllten kategorischen Imperativs ist ihm fremd. Recht und Gesetz empfindet der Slave als aufgezwängte Schranke seiner individuellen Freiheit, er umgeht sie, wo er es ungestraft kann und nicht das geringste Verantwortlichkeitsgefühl veranlaßt ihn, die Willkür seiner eigenen Empfindungen durch das Rechtsbewußtsein zu korrigieren. Ehrfurcht? Die alten patriarchalischen Verhältnisse in Rußland hatten ein Stück Ehrfurcht gezeitigt, das vielleicht in seinen Spuren noch heute erkennbar ist. Aber es lag darin mehr Kindheitsbefangenheit und Wahn, mehr Distanzgefühl als wirklich bewußte Ehrfurcht. Die Kluft zwischen Zar und Volk, zwischen Herr und Knecht, Alter und Jugend schien damals unüberbrückbar. Aber die Traumnebel hoben sich und man sah die scheinbare Kluft zusammenschrumpfen, schon in den Tagen, als Turgenjew seine „Väter und Söhne" schrieb, und am 30. Oktober 1905 war der Zar seinem Volk so menschlich nahe gerückt, daß es mit verwunderten Augen den schwachen, irrenden Menschen in ihm entdeckte. Was Ehrfurcht schien, war bloß Folge der räumlichen, persönlichen Distanz gewesen. Wo alles Heilige betastet werden durfte, verlor es seinen Glanz und im Herbst

1905 boten russische Schüleraufzüge ein widerwärtiges Schauspiel: Fahnen mit der Aufschrift „Nieder mit den Eltern".

Es wäre trostlos, wenn eine so tiefgreifende Depravation nicht einzelner Volksschichten, sondern eines ganzen Volkes nur Resultat einer Rassenanlage wäre; es müssen unglückliche äußere Ereignisse und innere Einflüsse mitgewirkt haben, um diesen Tiefstand ethischer Kultur herbeizuführen.

Als die Wogen der naturwissenschaftlichen Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert über Europa dahinrollten, als die mechanistische Weltanschauung oder der Materialismus die Idealwelt der klassisch-deutschen Epoche zu begraben drohte, machte diese Bewegung nicht Halt an der russischen Grenze. Das Land, das weder eine Renaissance, noch eine Reformation erlebt hatte, das in einem dämmerhaften, halbmittelalterlichen Traumzustande hinvegetierte, sah sich plötzlich einer geistigen Bewegung gegenüber, der es nichts entgegenzusetzen hatte. Die dünne Kulturschicht, welche Rußland dem westeuropäischen Einfluß verdankte, hielt nicht stand, wie das gewaltige deutsche Bollwerk, das die Namen eines Luther und Kant, eines Goethe und Schiller, eines Bismarck trug! Unaufhaltsam drangen halbverstandene moderne Ideen ins Land und verwirrten die Köpfe. Und das Resultat war ein dumpfes Abhängigkeitsgefühl vor dem Walten eiserner, unverbrüchlicher Gesetze, die Natur und Geisteswelt beherrschten und den einzelnen zum unverantwortlichen Sklaven im Weltmechanismus machten und ein zügelloser Individualismus, dem jeder historische Kritizismus fernlag, der nur im schonungslosen Bruch mit aller Vergangenheit sein Ziel sah. Was auf dem durchackerten Boden Westeuropas vielfältige Frucht trug, zeitigte in Rußland wildes Unkraut. Und so fielen die letzten Ecksteine, die das morsche Gebäude zusammenhielten: der Glaube an das Recht des autonomen Herrschers und der Glaube an die bindende Kraft der rechtgläubigen Kirche und an ihre Stelle trat ein fadenscheiniges Gebilde, der slavische Begriff der Freiheit.

Es war ein gewaltiger Moment in der Geschichte Rußlands, als die Regierung sich entschloß, diesen verdorbenen Staatsmechanismus durch einen Bruch mit der Vergangenheit zu einem Staatsorganismus umzugestalten. Sie hatte sich aber furchtbar in den Faktoren getäuscht, auf deren Mithilfe sie rechnen mußte. Von heute auf morgen sollte der fertige Organismus dastehen, so verlangten es die Vertreter des Volkes — wahrlich das Faustexperiment mit dem Homunkulus! Und das Rezept dazu hatten sie fertig in der Tasche, das Programm des Kommunismus! An Stelle eines Organismus, der aus heterogenen Teilen besteht, ein Konglomerat künstlich homogen gemachter Teile, d. h. eine andere und schlimmere Form des Staatsmechanismus, die Freiheit des einzelnen, für die das Blut Unschuldiger geflossen, deren Wiedererwachen vom dumpfen Knall der Bomben begleitet wurde, eingeengt und eingezwängt in ein totes, mechanisches System.

Einem der bedeutendsten russischen Naturforscher verdanken wir die Entdeckung, daß die weißen Blutkörperchen im menschlichen Blute, die Phagocyten

Schutzkörper des Organismus sind, welche den Kampf mit Bakterien und ähnlichen Feinden des Menschen aufnehmen. Ihnen aber verdankt der Mensch auch die Beschwerden des Alters, da sie ihre Tätigkeit in späteren Jahren direkt gegen den Organismus richten, den sie vorher vor Schädigung jeglicher Art bewahrten. Jener Forscher erblickt in den Alterserscheinungen einen pathologischen Vorgang, „ein instinktives Gefühl", sagt er, „zeigt uns an, daß im Alter etwas Anormales liegt. Das Alter als eine physiologische Erscheinung zu betrachten ist sicherlich unrichtig". Aufgabe der Wissenschaft ist es, Mittel und Wege zu finden, die Tätigkeit jener Phagocyten zu schwächen, ihnen den Gesinnungswechsel abzugewöhnen und nach einem normalen Alter ohne „Disharmonien" den Menschen eines „natürlichen" Todes sterben zu lassen.

Das ist die slavische Auffassung vom Organischen: ein glatter mechanischer Ablauf, während wir gerade in der disharmonischen Wechselwirkung von Reiz und Reaktion das Wesen des Lebens zu erkennen glauben.

Ist es nicht mehr, als ein bloßes Spiel des Zufalls, daß Rußland von einem Volk besiegt werden mußte, dem die Ehrfurcht vor dem Organischen angeboren ist, das in frommer Andacht das natürlich Gewordene, den Baum und die Pflanze verehrt. Wenn der Slave ein fremdes Land kultiviert, so vernichtet er zuerst meilenweit die Vegetation, soweit es ihm nicht viel Arbeit macht, der Japaner unterbricht die Symmetrie einer gewaltigen Tempelanlage, um eine einzige alte Pinie am Leben zu erhalten.

Nur wer den Sinn des Lebens aus sich selbst begriffen hat, kann Lebendiges schaffen. Solange der Slave das höchste Glück für einen abgeschlossenen Zustand hält, für ein Sein oder Haben — nicht für ein Werden, so lange wird er an dem Problem eines lebendig funktionierenden Staatsmechanismus scheitern. Glück ist das Bewußtwerden inneren gesetzmäßigen, oft schmerzlichen Wachstums durch eigene Arbeit — weder Seelenland, noch Ständegleichheit, weder Mord noch Gewalttat kann dazu verhelfen.

Ein Genie braucht Rußland, an welches es glauben kann, nicht an das, was es ihm gibt, sondern an das, was es ist! Wenn aber das Genie aus dem beständig wachen Bewußtsein für das Vergangene den hellen Seherblick für Gegenwart und Zukunft gewinnt, dann kann nur ein Wunder solch ein Genie aus der dumpfen, traumumfangenen, slavischen Volksseele gebären.



Constables Skizzen / von Julius Meier-Graefe

mmer, nicht nur in unserer Zeit, wird die größte Begeisterung für Constable seinen Skizzen zu teil werden, so lange wenigstens, als man die Betrachtung auf das Entscheidende seines Werkes lenkt. Aus der Masse der Skizzen sind natürlich die abzusondern, die lediglich als Hilfsarbeiten entstanden und von denen z. B. das British Museum eine große Anzahl aufbewahrt. Sie sind neben den hier genannten belanglos. Wie Lord Windsor sagt, waren Constables Skizzen nicht für fremde Augen und nie für den Verkauf bestimmt;* die meisten sind erst viele Jahrzehnte nach seinem Tode in die Sammlungen gelangt. Doch das war bei den Arbeiten vieler anderer Meister auch der Fall. Was sie unterscheidet, ist, daß sie selbst von dem Utilitarismus freibleiben, den der Gedanke an das zukünftige Bild dem Künstler auferlegt. Sie waren keine Zweckschöpfungen, nicht das, was man den ersten Gedanken eines Werkes zu nennen pflegt, eine notwendig provisorische Form, die nur gewisse Seiten des zukünftigen Opus verrät. Auch wäre bei der geringen Bedeutung, die Constable dem Motiv zuerkannte, ihre große Anzahl überflüssig. Zudem zeigt jeder Vergleich mit den Bildern den Mangel an jeder wesentlichen Beziehung zwischen beiden Arten. Die Skizzen entstanden vielmehr ihrer selbst wegen. Die Technik war ganz auf sie zugeschnitten. Ihre Form läßt sich durch nichts ergänzen. Andererseits kann man sie wiederum auch nicht zu den kleinen Bildern rechnen, die Nasmyth, Callcott und andere schon vor und gleichzeitig mit Constable malten. Wenn schon die kleinen Formate dieser Künstler weit ihre großen Gemälde übertreffen, verleugnen auch sie nicht die Abhängigkeit von den Holländern, die so manchen Zeitgenossen zum Epigonentum verurteilte. Dagegen scheint Constables Beziehung zu dem Lande Hobbemas in seinen Skizzen völlig abgeschnitten und nichts fehlt ihnen mehr als die verführerische Niedlichkeit der englisch-holländischen Bildchen. Er ist nie größer, und zwar im wörtlichen Sinne größer, denn der Fleck ist hier von unverhältnismäßig gröberem Gefüge als in den Gemälden. Die Absicht, hübsche Bilder zu machen, wäre nicht auf solche Mittel gefallen. Die Skizzen waren eine Art Tagebuch. Was wir an Constables Briefen und seinen anderen schriftlichen Aufzeichnungen entbehren, wird durch dieses gemalte Journal reichlich ersetzt. Viele der kleinen Holzpanneaux tragen auf der Rückseite einen Zettel mit genauer Angabe des Datums und der Stunde der Entstehung. Es waren gemalte Berichte von Ereignissen, die sich um die Atmosphäre und das Licht drehten. Die Art der Begebenheiten zwang den Gemächlichen zur äußersten Geschwindigkeit. Das Komplex der Erscheinung bedingte eine möglichst einfache und lesbare Handschrift.

---

* John Constable (London 1903), S. 188.

Solche Bedürfnisse hatten Hollands behäbige Landschafter nicht gekannt. Auch ihnen war die Natur die Richtschnur der Kunst, sie malten, was sie sahen, jeder nach seinem Temperament, aber vor allem wollten sie Bilder machen. Daran dachte Constable am wenigsten. Auch kann man nicht sagen, daß er vom Temperament gepeitscht wurde, er scheint ein behaglicher Mann gewesen zu sein. Auch der Ehrgeiz der Persönlichkeit hat ihn nicht beunruhigt; er gab sich stets so wenig originell wie möglich. Die Notwendigkeit trieb ihn, weil es ihn verlangte, gewissen Dingen nachzugehen, die sich nur auf diese Weise erreichen ließen. Die Notwendigkeit kam ihm von der Zeit, vom Instinkt des Fortschritts, der Erkenntnisdrang führte den Pinsel.

Mit Constable kommt die Geschichte der zur Kunstschöpfung treibenden Faktoren — auch eine Entwicklungsgeschichte, die noch ihres Schreibers wartet — in eine neue Phase. Seine Skizzen sind der erste und bedeutsamste Schritt einer Malerei, die sich aller Kunstträger früherer Zeiten beraubt sieht. In der primitiven Epoche war die Natur ein Korrektiv für Tendenzen, die an sich von der Natur völlig unabhängig waren. Den großen Realisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war sie ein Novum, das vor allen Dingen reproduziert werden mußte. Was die verderbliche Wörtlichkeit ausschloß, war nicht der Wille des einzelnen, sondern die Vorschrift der Gilde. Diese verlor schon bei den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts an Autorität und wurde am Schluß des achtzehnten durch die französische Revolution vollkommen gebrochen. Der Neuzeit blieb als letzter Kunstzweck nur noch die Reproduktion der Natur übrig. Der Zweck drohte die Kunst zu vernichten, sobald er sich erreichen ließ, weil alsdann die Kräfte des Künstlers der letzten Züchtung beraubt wurden. Man kann sich vorstellen, daß der Grad von Realismus, den die Ruisdael und Hobbema in ihre Naturanschauung brachten, nicht über das Niveau hinausging, das heute auf mechanischem Wege erreicht wird, d. h. daß der in der Natur ihrer Zeit gelegene Kunsterreger heute vergleichsweise an der Amateurphotographie Genüge finden würde. Damit soll selbstverständlich nicht etwa behauptet werden, daß man heute fähig wäre, auf photographischem Wege holländische Bilder herzustellen. Der Gefahr kam die Erkenntnis zuvor. Sie eilte dem Zweck voran. Was Hobbema und Ruisdael die Sehnsucht geschwellt hatte, wurde von Zielen überstrahlt, die jenseits der Sichtbarkeit der holländischen Modelle lagen und so wurden neue Erfindungen der Künstler notwendig. Die Kunst erhielt neue Erreger.

Henry Richter, ein wenig bekannter Zeitgenosse Constables, hat ein amüsantes Zwiegespräch zwischen Rembrandt, Rubens, Teniers, Cuyp und anderen großen Schatten der Vergangenheit mit modernen, zu Richters Zeit modernen, Künstlern geschrieben. Walter Stengel hat die Broschüre ausgegraben und ins Deutsche übertragen.* Das Gespräch dreht sich um die neue Erfindung des „Day light",

* Day Light, a recent discovery in the Art of Painting (Ackermann, London 1817), vgl. den Aufsatz Stengels in „Kunst und Künstler" Februar 1906.

der Plainärmalerei von dazumal, und die Diskussion läßt bei aller Gelassenheit der Geister die Hitze spüren, mit der man damals so gut wie heute über das Richtige, die rechte Farbe, das rechte Licht und was sonst zum Thema Natur gehört, debattiert wurde. Am Schluß erlaubt sich einer der Lebenden die Frage, was sich die verehrten Toten nun eigentlich von der Einführung des neu entdeckten Tageslichtes in die Bilder der Modernen versprächen. Darauf bestätigt Rembrandt mit einigermaßen verdächtiger Begeisterung das Ersprießliche der Entdeckung und meint, diese Neuheit müsse unbedingt die offiziellen Kunstförderer zur Einsicht bringen, daß die Künstler sich ohne Rücksicht auf die alten Meister an die Natur selbst zu wenden hätten, wenn etwas Großes dabei herauskommen solle, und daß man gewiß demnächst seine und der anderen Kollegen Werke älteren Datums ob ihrer Finsterheit bemitleiden würde. Und Cuyp treibt die Aktualität so weit, den Galeriedirektoren vorzuschlagen, statt der Leih-Ausstellungen berühmter Meister wie seiner Wenigkeit, die doch immer nur die Kopie und die Schablone unterstützten, jährliche Vorführungen von ehrlichen Lichtstudien zu veranstalten mit anständigen Prämien und soliden Ankäufen. So würde mit verhältnismäßig sehr geringen Unkosten eine äußerst wertvolle Schule für das Farbenstudium entstehen, in der sich sowohl Laien wie Künstler zur Kenntnis der Natur selbst zu erziehen vermöchten.

Ein wenig mehr oder weniger naiv wird immer in gleicher Lage dieselbe Forderung formuliert werden. Man kann sich die Entwicklung nicht ohne die Fiktion vorstellen. Die Kunst als Selbstzweck ist wohl objektiv als Quelle höchster vom Zweck befreiter Freude, nicht aber subjektiv, d. i. in den Händen der Künstler denkbar. Es entzieht sich unserem Vorstellungsvermögen, daß bedeutende Menschen sich einem Abstraktum mit der Intensität hinzugeben vermögen, die zur Schöpfung des Kunstwerks nötig ist. Die „Aussprache der Persönlichkeit" ist nur eine Umschreibung post festum. Kein Künstler findet heute die zu solcher Aussprache treibende Kraft ohne die Sehnsucht nach der Natur. Sie war es denn auch, die Constable trieb. Bis heute ist die Intensität seiner Erfassung der Natur unübertroffen und es steht dahin, ob sie größer werden kann. Das gilt nicht nur für das Gebiet seiner Kunst. Wir finden nichts in der Literatur seines Landes, was sich mit seinen Aspirationen deckte, nichts in der gleichzeitigen Frankreichs, noch weniger in der deutschen. J. J. Rousseaus Hymnen an die Natur sind zu sehr Hymnen, um die gleiche Intimität der Beziehung zur Natur auch nur anzudeuten. Erst in den Briefen des jungen Flaubert, der fünfzehn Jahre war, als Constable starb, beginnt in der Dichtkunst derselbe Geist. Es gehörte der penetrante Pessimismus des Instinkts, die starke Lebensverachtung des Dichters dazu, die seine fanatische Liebe zur Kunst beflügelte. Erst in der Zeit eines alle vergangenen Epochen übertreffenden individuellen Kunstverstehens konnte die Natur so wie von diesen großen Menschen begriffen werden. Noch heute aber ist der feine Flaum auf dem Naturalismus der Briefe Flauberts, dieser ganz und gar unliterarischen Taufdokumente einer neuen

Literatur, so isoliert, daß man ihn besser durch einen Vergleich mit Constable als mit seinesgleichen bezeichnet. Und wiederum scheint mir der Geist in den Skizzen Constables durch den Vergleich mit dem Dichter näher bestimmt zu werden als mit einer kunstgeschichtlichen Parallele.

Was die sogenannten fertigen Gemälde Constables unter die Skizzen stellt, ist die Rücksichtnahme ihres Autors auf eine nicht mehr lebendige Gildenregel. Keine feile Rücksicht, die mit Bewußtsein spekuliert, sondern eine geringe Fessel des Instinktes. Vielleicht war sie unvermeidlich. Constable hat in den Skizzen Dinge gewagt, von denen es nicht schwer fällt, zu glauben, daß sie einer neuen Generation bedurften, um zu Gemälden gemacht zu werden. Dabei verhehle ich mir nicht die Schwierigkeit, zwischen Constables Skizzen und seinen Gemälden zu unterscheiden und abgesehen von späten Bildern wie dem „Cenotaph" die Differenz immer mit Sicherheit festzustellen. Das Format ist durchaus nicht, selbst für die höchste Qualität Constables, unbedingt maßgebend. Es fehlt nicht an Werken, die beträchtlich über das gewohnte Diminutiv-Format hinausgehen und den Vorzügen der feinsten Skizzen nahekommen.

Zweierlei zeichnet die Skizzen aus. Eine unmittelbare Interpretation der Natur, über die man kaum reden kann, ohne die Bilder vor sich zu haben und von der auch Abbildungen keinen Begriff geben; und eine in unserer beschränkten Sprache nicht anders als dekorativ zu bezeichnende Wirkung. Das wirksamste der beiden Eigenschaften ist ihre Gemeinsamkeit. Wir sind durch die jüngste, nicht zuletzt die englische Kunstbewegung gewöhnt worden, das Dekorative mit nichts weniger als naturalistischen Werken verbunden zu sehen, und daraus ist die moderne Anschauung entstanden, das Dekorative sei der Entfernung des Kunstwerkes von der Natur proportional. Die Konsequenz dieser Anschauung führt mit Sicherheit zur Tapete und scheidet also die Malerei als solche überhaupt aus. Nur das Dekorative, das gleichzeitig dem höchsten Zweck der Kunst, der Anschauung, dient, kommt bei Constable in Frage, der Schmuck einer Fläche, in deren winzigem Format der Kosmos seine Fülle offenbart.

Seit ein paar Jahren hängen in der Londoner National Gallery, in den Ecken des Saales, der die großen Constable beherbergt, eine Menge seiner Skizzen. Man hat den Eindruck, als ob es Lichter wären. Sie ziehen trotz des geringen Umfangs die Augen aus einer Entfernung an, in der sonst nur die großen Formate bemerkt werden. Man sieht nichts von den dargestellten Begebenheiten. Das Auge sucht sie sich vielmehr, ohne den Verstand zu fragen, weil sie ihm die angenehmste, wohltuendste Fläche bieten. Es sind Teppichwirkungen, die vor der Schönheit eines Gewebes den Vorzug ungleich reicherer Mannigfaltigkeit haben. Der Faden ist hier nicht nur Träger der Farbe, sondern vermag gleichzeitig mit der Wiederholung des Farbenwertes eine unübersehbare Sonderheit der einzelnen Farbenpartikel zu geben, wie sie etwa Juwelen zeigen. Eine Kombination von Teppich und Juwelen also, wenn das denkbar wäre; wobei der Schwerpunkt vielleicht auf der Steinwirkung liegt. Wie es einem geschickten Juwelier

nicht nur auf kostbare Steine, nicht nur auf den farbigen Zusammenklang der Teile, sondern auch noch darauf ankommt, daß der Schliff jedem Stein das größte Feuer und die vorteilhafteste Verwendung gibt, so stellt Constable nicht nur harmonische Farbenwirkungen zusammen, sondern formt mit dem Pinsel, mit dem Messer und mit dem Finger den einzelnen Fleck und vergrößert so die Pracht weit über die gegebenen Eigenschaften der Materie hinaus. Und alles das geschieht nicht der Pracht willen, für die kein Zweck erdacht werden kann, der hoch genug wäre, um jeden Gedanken an Materialismus auszuschließen, sondern um auf denkbar kürzestem Wege ein Bildnis der Natur zu geben. Ein Abbild, das konkret ist, weil es einen ganz determinierten Ausschnitt festhält, und das höchste Abstraktion ist, weil es gleichzeitig nicht nur den Zustand, sondern das Werden schildert, weniger den Moment, als die Kräfte, die dahin drängten. So wirkt Dedham Vale in der National Gallery, wo das Grün der Vegetation in Ur-Teile zerlegt scheint, oder in der Sammlung Cheramy die Hampstead Heath-Skizze, ein Fluß von Farben, deren flammende Gewalt uns mit der Ahnung eines mystischen Konnexes des Künstlers mit der Erde, die er darstellte, erfüllt. Auf den Rücken schrieb er außer dem Datum — 9. August 1823 — „Stormy Evening after a fine day. It rained all the next day". Das heißt also, so wirkte auf einen Menschen mit den äußerst verfeinerten Sinnen Constables die Natur in diesem Augenblick. Man hat den Eindruck, daß er das Anormale eines solchen Witterungswechsels in der Scholle der Erde wahrnahm und selbst zu den Dingen gehörte, die er malte, mehr Nerv, zuckende Empfindung als Gestalter. Und dieser Eindruck läßt das, was man zuerst wahrnahm, in neuem Lichte erscheinen und verdoppelt die Pracht.

Skizzen der Natur möchte man diese Bildchen nennen, nicht Skizzen zu Bildern. Abbildungen weniger gesehener als geahnter elementarer Zustände, die unter der Oberfläche jener Erscheinungen liegen, die uns bis dahin von Bildern der Natur überliefert wurden. Die Erde erscheint in ihnen nicht malerisch, obschon nichts als das Malerische zur Darstellung dient, sondern tätig, in Werden und Wachsen begriffen, als großes Fruchtelement, das alles Sein enthält.

Solcher Skizzen hat Constable hunderte geschaffen. Im South Kensington hängt ein ganzer Saal davon, in der Diploma Gallery schmücken sie bescheiden die Treppe und wecken hochgespannte Vorstellungen von dem, was man in den Sälen vermutet. In der Tate Gallery geben sie ungefähr die einzige Entschädigung für den Ballast zeitgenössischer englischer Kunst. Auf dem Kontinent kommt nur Cheramy in Paris mit einigen dreißig zum größten Teil glänzenden Werken den englischen Sammlungen nahe. Einige Kunsthändler, wie Sedlmayr in Paris und seit kurzem Heinemann in München, haben sehr achtbare Kollektionen zusammengebracht. Von den Museen des Kontinents besitzt die Berliner National-Galerie die beiden Stour-Landschaften kleinen Umfangs, die nicht die hier gemeinte Seite Constables illustrieren. Eine sehr schöne Skizze in Gemälde-Format ist in der Sammlung Ullmann in Frankfurt a. M.

Der Mannigfaltigkeit der Skizzen wird keine Einteilung Herr. Man kann die großen Gemälde nach Techniken unterscheiden und darin eine Entwicklung erkennen; nicht die Skizzen. Das Auffallendste daran ist, zumal in der mittleren Zeit die Gleichzeitigkeit der teppichhaften Fleckenwirkung mit einer gleitenden Strichgestaltung größter Weichheit. Ein paar kleine Marinen aus Brighton des Jahres 1824, im South Kensington zeigen die seltenere geschmeidige Art besonders deutlich. Noch reicher die Marine bei Cheramy, „A coast scene with fishing boat".* Das Bild ist in einem einzigen grauen Ton gemalt, der aus Schwarz und Weiß besteht. Nichts als die aufs äußerste variierte Kombination dieser beiden Farben gibt den ganzen Reichtum. In den großen Wolken erscheinen sie in unendlich feinem Gemenge. Man meint das Weiß und Schwarz in mikroskopischen Pünktchen immer noch getrennt zu erkennen, und gleichzeitig trägt jedes Haar des breiten weichen Pinsels das seinige zu der Gestaltung bei. Im Vordergrund wachsen dieselben Elemente zur größten Macht. In dem kleinen Segel vorn am Schiffe und in dem ersten Mann links am Ufer gelangen die beiden Farben zu breiten Flächen und stehen sich in stärkstem Kontrast gegenüber. Gleichzeitig gibt der Pinsel die stärkste Modellierung. Die Farbe in dem kleinen Segel wird noch schöner durch die weiche Geschmeidigkeit, mit der ein einziger Strich die Form gibt, durch die Ausdruckskraft der drei Striche, mit denen der Mann hingesetzt ist. Hier wirkt eine Perspektive, von der den Holländern nur die erste Ahnung vorschwebte und die den früheren Realisten, die sich zuerst mit der Perspektive beschäftigten und nicht über das mathematische auf Maßdifferenzen begründete Kunststück hinauskamen, vollkommen entgangen war. In den fernsten Segeln Constables spüren wir noch eine Eigenschaft der Materie, neben der die Reduktion der Größe unwesentlich erscheint; sehen noch den Hauch des Windes in dem Segel, empfinden noch eine Zusammengehörigkeit des Segels mit der Luft, von der Art Zusammengehörigkeit, die vorne nicht mehr noch weniger angedeutet wird. Die Struktur des Werkes wird in allen nur denkbaren Nuancen erwiesen, zugunsten eines neuen, reicheren, natürlicheren Symbols, zuungunsten des kompakteren Farbenbegriffs der Alten. Man denkt nicht an de Vlieger oder an van de Cappelle. Selbst die feinsten Dinge dieser Feinen haben nicht das Charakteristische Constables. Ihre Substanz ist materieller, brutal gesprochen: mehr dünn als fein. Sie stellen uns von vornherein in eine zarte Atmosphäre und begnügen sich, diesen Zustand auszudehnen, lassen uns nicht den Zustand mitschaffen. Sie geben mehr die Anomalie eines Natureffektes als die ihrer Gestaltungskraft. Vielmehr an unsere Zeitgenossen denkt man, und zwar an unsere besten, an Manet vor allem. Dinge, wie die kleine Küstenszene sind die ersten Zeugnisse genau derselben Naturanschauung, die wir Impressionismus nennen, und enthalten in Andeutungen alles, was Manet auf gleichem Gebiete gebracht hat.

---

* Abgebildet in meiner „Entwicklungsgeschichte".

Wohlverstanden in nuce, aber keineswegs in vereinzelten Zufällen. Die Zeit nach den Lehrjahren, die Periode der weichsten Malerei Constables, vielen Kennern die liebste, ist reich an solchen Hinweisen. Die „Bridge over the Mole“ der Sammlung Alexander Young von 1807 erinnert frappierend an die breite Art Corots, die von den Impressionisten übernommen wurde. Im South Kensington hängen mehrere Bilder mittleren Umfangs, unübertreffliche Muster jener Grazie moderner Pinselführung, die uns so leicht ihre Fragilität vergessen macht. Kein Whistler hat je im entferntesten das Halbgewischte, Halbgestrichene und doch vollkommen Gestaltende der Stour-Landschaft (Nr. 325) mit den Kähnen im Vordergrund und der gehauchten Silhouette der Kirche von Dedham am Horizont getroffen oder die machtvolle, aus breiten Flecken gewonnene Natur der anderen Stour-Landschaft „Flatford Mill“. Aus derselben Zeit — etwa 1810 — stammt das Mädchenprofil derselben Sammlung, das man dem Meister, nach den langweiligen Bildnissen, die wenige Jahre vorher entstanden, nie zugetraut hätte. Das merkwürdigste Dokument für den Umfang der Begabung des Künstlers. Eine Fleischmalerei, die allen Vorstellungen von der Kunst eines Landschafters widerspricht und vermuten läßt, daß Constable einer der großen Frauenmaler geworden wäre, wenn er nicht vorgezogen hätte, bei seinen Bäumen und Windmühlen zu bleiben. Man spürt hier allein einen Zusammenhang Constables mit der berühmten Schule seines Landes, und zwar ist der Eindruck bezeichnenderweise ganz von dem seiner ersten Bildnisse verschieden, die schlecht und recht in der englischen Tradition gemalt sind und nicht über eine in ihrer Ungelenkigkeit fast drollige Nachahmung der Natur und bekannter Vorbilder hinauskommen. Ich denke an die Lloydbildnisse des Jahres 1807 u. dergl. Vor kurzem tauchten im Handel zwei Porträts der Eltern auf, die aus derselben Zeit sein mögen; von derselben Belanglosigkeit. In dem Mädchenprofil dagegen steckt ein erhöhter Begriff der Grazie der Maler, die das Profil der Lady Hamilton verewigten. Es ist dieselbe Virtuosität, die ohne modellierende Vorzeichnung nur mit dem Pinsel zu formen vermag, und sie hat den Vorzug, uns nicht mit Kunststücken zu fesseln. Haar, Auge, Fleisch werden mit dem Schwung einer und derselben Kraft zusammen geschaffen und wahren die Verschiedenheiten innerhalb desselben Körpers durch eine innerhalb derselben Form gelegene Bewegung. Es ist mehr die Anschauung von einem Körper im Raum als die von einem Körper als solchem. Daher wird das Auge als farbiger Fleck im Gesicht, das Haar mehr durch die Zusammengehörigkeit zum Fleisch als durch den Gegensatz gegeben. Die Weichheit des Fraulichen kann nicht besser als mit dem wundervollen Haaransatz gemalt werden, und deshalb ist das Ohr nur mit ein paar Strichen angedeutet. Diese andeutende Art findet man auch bei den englischen Frauenmalern des 18. Jahrhunderts, und daß ihre traditionelle Geschicklichkeit Constable zu Hilfe kam, läßt sich nicht leugnen. Aber ernster als sie, vermeidet er, aus der Geschicklichkeit den Zweck zu machen. Seine Absicht zielt nicht auf einen summarischen Begriff von Grazie, sondern wie in seinen Land-

schaften auf die Natur. Nicht die Pose ist edler, darüber kann man streiten; der Ausdruck des Malers ist stärker. Mit diesem einzigen Gesicht sehen wir eine neue Seite Constables, vertiefen das, was wir uns unter seiner durch Rubens geläuterten Geschmeidigkeit und Zartheit dachten und bringen die eine Erfahrung zu anderen hinzu. Bei den alten Engländern treten wir stets auf derselben Stelle. Und dieser Unterschied unterdrückt die Nähe, die der Historiker aus einer gewissen Ähnlichkeit der Zeichen herleiten könnte. Der erste Eindruck, wenn man vor den Kopf tritt, lenkt unsere Gedanken nicht auf Romney und seine Zeitgenossen, sondern auf Manet, (die Ähnlichkeit wurde auch von Holmes und anderen Engländern konstatiert) und dieser Eindruck bleibt, auch wenn man bei näherem Vergleich mit einem Kopfe Manets über die Verschiedenheit der Zeichen erstaunt.

Constable war nie jünger als in diesen Jahren. Man kann sich nichts zierlicheres denken, als den kleinen Jahrmarkt „A village fair" von 1810, im South Kensington: die Buden mit dem Gewimmel von Menschen, deren Bewegung den Betrachter elektrisiert, ohne daß man auch nur im mindesten Körper oder gar Gesichter zu erkennen vermöchte. So hat er das Leben in den Themsedocks in London geschildert, mit Punkten, die lebendig werden. Nicht viel größer als Stecknadelköpfe sind auf manchen Hampstead-Skizzen die Menschen. Drei solcher Köpfe in verschiedenen Farben geben eine Gruppe, ein Dutzend eine vielköpfige Menge, und es ist vollkommen unmöglich, von dem, was gezeigt wird, größere Deutlichkeit auszudenken.


ieses Punktverfahren hatte schon, als Constable ans Ruder kam, eine ruhmreiche internationale Geschichte. Die Canaletti verdankten ihm ihre Rokoko-Bilder. Auch sie hatten die Technik nicht erfunden, wenn schon sie wie fertig gefunden für sie paßte. Canalettos großer Freund Tiepolo unterschied sich von seinen großen Vorgängern dadurch, daß er punktierte, was jene die Muße hatten, gelassen hinzuschreiben. Kaum wäre Italien ohne fremde Hilfe auf diese Technik gekommen; dafür entsprach sie zu wenig der alten Tradition des Landes. Lange vor Tiepolo ward sie in Holland geübt. Dort verschmähte der Größte nicht, das Ornat seiner Gewänder damit zu schmücken. Seine Nachfolger bildeten das Verfahren aus, und Vermeer schuf aus blitzenden Punkten seinen Kanal. Die Holländer, die nach Italien gingen, empfingen und gaben zugleich. Sie erkannten, welche Vergrößerung des Reizes sich durch die Kombination mit der reicheren Koloristik der Italiener erreichen ließ, sahen die Wirkung der kleinen leuchtenden Mittelgruppen in den Landschaften Claudes und die Möglichkeit, die oft isolierten Prunkstücke, die Claude mehr als Zugabe betrachtete und zuweilen von fremder Hand machen ließ, noch inniger mit dem Rest zu verbinden. Claude schliff in vielen Fällen die Gruppen aus Blau, Gelb und Rot zu glatten Flächen, ließ sie mehr von Licht umspielen als bescheinen und stellte sie mit Vorliebe in den kühlen Schatten, wo die reizende Geste für reiche Abwechselung sorgte. Die

Holländer gingen weniger bedachtsam vor, mehr auf die Vitalität der Figürchen als auf ihre Pracht gerichtet. Den Großen unter ihnen war die Farbe nie der Dekoration wegen da, sondern um die Natürlichkeit des Ausdrucks zu vergrößern.

Zwischen beiden Anschauungen hatte Canaletto zu wählen. Er entschied sich für keine von beiden. Sondern nahm mit seltenem Takt von jeder. Belotto und noch mehr die anderen Nachahmer ohne Namen, denen es weniger auf die Zukunft der Malerei als die Fastnachtslust der Gegenwart ankam, reduzierten zuweilen ihre Bilder auf einen primitiven Tanz mehr oder weniger runder Punkte. Ihr Manierismus ist von zu lustiger und harmloser Art, um unseren Groll zu verdienen. Einer, dem die Musen alles Liebliche schenkten, brachte höhere Anschauung in das Spiel. Guardi hemmte den allzu leichten Rhythmus seines großen Lehrers und wählte die Einheit nach freieren Erwägungen des Malers, gleichzeitig auf größeren Reichtum und intimeren Zusammenhang bedacht. Seine wohlgebauten Schiffe mit farbigen Waren beladen, segeln wie köstliche Spezereien auf dem großen Kanal. Die Persönchen auf dem Markusplatz haben alles Zierliche des Rokoko, aber die Farbe, geschmeidiger als in den Bildern der Vorgänger, kleidet nicht nur die Menge, sondern hält sie lebendig. Es ist sachlichere Kunst und höherer Geschmack. Seine Arkaden sind wie Bildnisse ausdrucksvoll und übertreffen weit, was die Architekturmaler Frankreichs gleichzeitig hervorbrachten. Er hat der Punkttechnik die relative Bedeutung zurückgegeben, die ihr die Holländer erteilten, aber hat sie mit allen Resultaten der Zwischenstationen bereichert.

Sicher gingen die Erfolge dieser Künstler nicht spurlos an England vorüber, dem Canaletto im Jahre 1746 einen zweijährigen Besuch abstattete und das von ihm und seiner Schule so viele glänzende Werke besitzt. Die hübsche Themseansicht eines unbekannten Engländers aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, seit ein paar Jahren in der National Gallery (Nr. 1681), dürfte nicht das einzige Zeugnis dafür sein. Leichter lassen sich Guardis Spuren verfolgen. Constables jüngerer Landsmann Bonington ergab sich, als er nach der Pariser Lehrzeit nach Italien kam, ohne Widerstand dem Venezianer. Cheramy besitzt zwei kleine Ansichten des Markusplatzes, von denen die eine die freie und verkleinerte Kopie des früher im Besitz der Prinzessin Mathilde gewesenen sehr schönen Guardi sein könnte.* Bonington besaß damals noch nichts, um die goldigen Töne seines Vorbildes zu ersetzen, und begnügte sich, das Kostüm und den ganzen Esprit des venezianischen Dix-huitième, das die Menschen bei Guardi zur Schau tragen, durch das Kleid seiner Zeit zu ersetzen. Nicht ohne Schaden für das Resultat. Der Impressionismus der Vorlage ist einer ungelenken Frostigkeit gewichen, und der harte blaue Himmel läßt schmerzlich die zauberhafte Atmosphäre Guardis entbehren. Man glaubt, die Versteinerung einer beweglichen Szene vor sich zu haben. Es dauerte nicht lange, bis Boning-

---

* Katalog der Pariser Auktion (Hotel Drouot, 1904), Nr. 62.

ton der Abhängigkeit Herr wurde, um sie mit einer edleren zu vertauschen. Bis zu seinem frühen Tode aber ist ihm in seinen Landschaften die Schule Guardis förderlich gewesen.

Ob Constable aus derselben Quelle seine — glittering points — nahm, von denen MacColl in seinem Constable-Kapitel spricht,* steht dahin. Er war aus festerem Fleisch und ließ sich überhaupt nicht wie Bonington beeinflussen. Was er übernahm, durchlief so viele Siebe, bis es wieder zum Vorschein kam, daß man, abgesehen von den dokumentarisch nachweisbaren Einflüssen seiner Lehrzeit, nur immer wieder neue Seiten seiner Art, nicht die Anreger entdeckt. Immerhin glaube ich, daß auch die Venezianer des 18. Jahrhunderts einen Anteil an der Verehrung besaßen, die er ihren Vorgängern entgegenbrachte. So manches Bildchen deutet daraufhin. So die Skizze von der Insel Wight bei Cheramy. Auf einem Hügel des Vordergrundes betrachtet eine Gesellschaft von Soldaten und sonntäglich geputzten Frauen die Landschaft. Das Bunt der Uniformen hebt sich blitzend von dem Blaugrau der dunstigen Szene ab. Noch deutlicher wird die Beziehung in der merkwürdigen Ansicht der braunen Themsedocks derselben Sammlung, wo die Kähne mit weißen Punkten auf blaugrauem Wasser gegeben sind. In dem Bildchen erkennt man gleichzeitig eine der vielen Brücken zu Whistler, der mit Constable und Japan bewaffnet, wiederum nach Venedig zurückkehrte, um dem Spiel eine neue Nuance abzugewinnen. In ihm klingt das letzte Echo Canalettos, des Meisters, den er über alle anderen stellte, aus.

Turner und die ganzen englischen Landschafter benutzten die Punkte als Akzente. Schon Gainsborough hatte sie in seinen kleinen blonden Skizzen verwandt, die Constable eifrig studierte. Für Turner waren sie die Ankerpunkte, um seinen Phantasien den Anstrich von Ölgemälden zu geben; Hilfsmittel, die nichtsdestoweniger nie vermochten, den Charakter der „large Water-Colours“ — wie Constable sie nannte — zu verstecken. Auch Constable hatte sich am Anfang seiner Laufbahn mit der Tradition der englischen Aquarellisten auseinandergesetzt. Die Jahre 1801 bis 1806 gehören zum guten Teil dem Einfluß Cozen's, den er einmal für den größten Landschafter erklärte, und zumal Girtin's. Die Mehrzahl der vielen Aquarelle im South Kensington fällt in das Jahr 1806 und repräsentiert Constables wesentlichste Produktion dieses Jahres. Der werdende Meister fand in Girtin das Gegengewicht sowohl Claudes wie der Holländer und die Vorbereitung für Rubens. Nach einer kurzen schülerhaften Lehrzeit, während der er nicht die Kopie nach Girtin verschmähte und eigene Arbeiten machte, die sich kaum vom Vorbild unterscheiden, begann er das erworbene Mittel seinen neuen Zwecken unterzuordnen. Turner begnügte sich, Girtin auf die Leinwand zu übertragen. Constable erreichte die Vereinigung der Aquarelltradition, eines wertvollen Seitenflusses der englischen Kunst, mit dem Hauptstrom, weil er sich

* Nineteenth Century Art (James Maclehose Glasgow, 1903), S. 74.

weder von diesem Anreger noch von den anderen ein artistisches Ideal vorschreiben ließ, das, wie immer es sein mochte, die Entwicklung beschränken mußte, sondern das Mittel zur besseren Erschließung der Natur mitbenutzte. Die Ansicht des Sees von Windermeere um 1807 (vielleicht identisch mit einem der 1807 und 1808 in der Royal Academy ausgestellten Bilder dieses Titels. Jetzt bei Cheramy) zeigt noch die Spuren des Aquarells; die Anlage der Massen und das Summarische der Koloristik deutet auf Girtin, zumal der Hintergrund mit dem blaugrau verhüllten Plateau, das der gelbe Schein der Sonne trifft. Girtin scheint sich hier auch mit Gainsborough zu begegnen. Das Niedliche und Appetitliche der Szene kommt von dem einen, die Romantik der lauschigen Schatten von dem anderen. Die Technik bestätigt den Zwischencharakter des Bildes. Die dünnen Töne sind in allen belichteten Teilen mit kleinen Farbenpartikeln verschiedenen Umfangs besät. Die Pünktchen geben Abwechselung und heben dieses und jenes Detail hervor, das sonst zu schattenhaft bliebe, aber ihre Wirkung ist nicht von der Art der Striche und Flecken in den um wenige Jahre späteren Bildern. Sie dienen mehr als schmückende Auflage, mehr als konventionelle Zutat, sind vorteilhaft. Während später Constables Einheiten den Worten eines kurzen Satzes gleichen, spielen die Punkte hier mehr die Rolle von Interpunktionen, und manche von ihnen ähneln den Gedankenstrichen, denen empfindsame Schriftsteller zumuten, nicht geprägte Gedanken erraten zu lassen. Constable ist in diesem Bilde, das für seine ganze Produktion der ersten Zeit typisch ist, seinen zeitgenössischen Landsleuten ähnlich. Nie ist er Turner wieder so nahe gekommen. Zumal in der Bergpartie des Hintergrundes, wo sich aus dem Dunst, von dem man nicht recht weiß, wo er herkommt, die winzigen Zierlichkeiten verdichten, unter einem Himmel, der noch nichts von dem mächtigen Gewölbe ahnen läßt, das der spätere Constable über seine Landschaften zu bauen pflegte, ein Himmel, der mehr bequemer Hintergrund als organischer Teil des Bildes ist und sich um so besser zum Schlupfwinkel all der Merkwürdigkeiten hergibt, die Turner aufzutischen wußte. Noch sucht der Maler den Aquarellisten durch den Materialismus zu übertreffen. Aber auch von der Künstlerschaft des Mannes, der kommen sollte, gibt das Bildchen Kunde. Es hat nichts von dem Theaterplunder Turners. Das Ungelöste und Verschwommene der Formen ist Ungeschick. Das Auge durchdringt noch nicht, was es umfaßt und behilft sich deshalb, aber man ahnt, daß die Einfalt dieses Anfängertums dem Wachstum nicht hinderlich sein wird. Die Liebe zur Natur, die sich weniger auf den Bergen, als in dem stillen Tale des Bildes zu Hause fühlte, die das Stück mit dem rotjackigen Ruderer im Kahn und die rotbedachte Mühle im Schatten des Waldes ersah, versprach eine gute Zukunft. Freilich, wer hätte je in dieser unscheinbaren Mühle den Vorgänger der Mühlenbilder des reifen Constable vermutet!

Schon nach ein paar Jahren waren die blitzenden Punkte die Augen seiner Landschaften geworden, saßen an dem richtigen Fleck und regierten die Bilder.

Später verlieren sie immer mehr das mutwillig Zugespitzte, werden vielseitiger und verbreitern sich notwendigerweise. Die Skizzen werden Querschnitte ernsterer, tiefer dringender Anschauung; aus der Keckheit des Jungen wächst die Entschlossenheit des Mannes. Von etwa 1820 an ist Constable im Besitz aller seiner Mittel, soweit die Skizzen in Betracht kommen, und es wäre vergebliche Mühe, auch nur andeutungsweise diesen Umfang festzustellen suchen. Er schaffte mit Massen und den Massen entsprechend. Der breite Auftrag hinderte ihn nicht in der Beweglichkeit, die wir an den Skizzen der früheren Zeit, wie dem erwähnten „Village Fair" aus 1810 hervorhoben. Nur wich das Pikante einem stärkeren Ausdruck. Cheramys „Jubilee at East Bergholt after Waterloo" erinnert in der Technik an die wundervolle Skizze für die Salisbury Cathedral in der National Gallery (Nr. 1814) aus dem Jahre 1831 und dürfte um wenige Jahre früher sein. Den Vorgang sah Constable 1824. Auf einem von grünen Bäumen gerahmten Platz drängt sich eine vielköpfige Menge, um der Hinrichtung in effigie des gehaßten Korsen beizuwohnen. Neben einer riesigen weißgelben Flagge steht der Galgen, und daran baumelt ein ausgestopfter Napoleon. Von der drolligen Episode ist nur die Bewegung gegeben, ja die Bewegung scheint die wirkliche Episode, der Rhythmus der schwarzweiß skizzierten Menge, der Fahnen, der Bäume, der Wolken, selbst der Häuser. Wenn sich einer von der Menge mal weggestohlen hätte, hätte er so die Szene gesehen. Freilich gab es keinen darunter, der die Entfernung weit genug genommen hätte, um seine persönliche Beteiligung auf das Niveau solcher Anschauungsmöglichkeiten zu erheben. Noch summarischer behandelte er seine Mitmenschen in den vielen Skizzen für das Hauptbild von 1832, die Einweihung der Waterloobrücke im Jahre 1817. Dieses in der Sammlung Tennant. Eine sehr schöne kleinere Fassung, nach Holmes* aus, 1824 im South Kensington (Nr. 322). Hier auch die erste Zeichnung von 1817. In der Diploma Gallery, bei Cheramy und in den anderen Sammlungen dürften noch im ganzen 6—10 Skizzen für dasselbe Bild aus verschiedenen Zeiten dazukommen. Er gelangte immer mehr zu einer Gesamtform für das Leben des Kosmos und verzichtete immer mehr, die Einzelheit — auch der Mensch in der Landschaft war ihm nichts anderes — hervorzuheben.

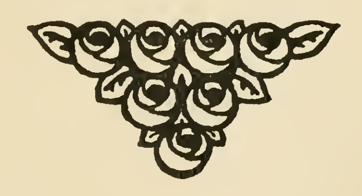
Sehr viel von dieser Frische geht in den großen Gemälden Constables verloren. Ein guter Teil des Verlustes ist kaum vermeidlich. Die Energie bedient sich weiterer und vielseitigerer Formen, und muß, normalerweise an Konzentration einbüßen, was sie an Umfang gewinnt. Aber der Verlust Constables ist nicht nur von dieser Art. Er ist gleichzeitig kleiner und größer. Vergleicht man das fertige Gemälde aus 1819 „The White Horse", das jetzt Pierpont Morgan besitzt, mit der Skizze bei Alexander Young, so will es uns kaum in den Kopf,

* Constable and his influence on Landscape by C. J. Holmes. (Archibald Constable & Co. Ltd. Westminster 1902).

daß beide Bilder von demselben Meister, nun gar, wie behauptet wird, aus derselben Zeit — nach Holmes sogar aus demselben Jahre — sein sollen. Es sind beides wunderbare Dinge. Das fertige Gemälde die denkbar großartigste Vollendung des von den holländischen Landschaftern begonnenen Werkes; eine Idylle nach der Natur mit allen gewohnten Details. Das Wasser mit dem spiegelnden Schatten, der Kahn darauf mit dem Schimmel und den Ruderern, die Bäume, zwischen denen sich die Häuser verstecken, der Himmel mit den Wolken, alles ist vollständig wiedergegeben, mit vollkommener Harmonie, und man bewundert mit der Vollendung die weise Ökonomie, die so viele Dinge, ohne daß sie zuviel werden, zusammenbrachte. Die Skizze verhält sich dazu wie der alte Rembrandt zu einem Hobbema. Alles Typische der holländischen Landschaft ist wie weggeblasen. Keine Details. Wo auf dem Gemälde der Kahn schwimmt, dehnt sich die gewaltige schwarze Masse der Bäume. Selbst die Hauptsachen schwanken. Ob die Fläche im Vordergrund Wasser sein soll oder feste Erde, erkennt ohne weiteres nur, wer sich an das Gemälde erinnert. Ein paar Dächer im Hintergrund sind außer den Bäumen das halbwegs Konkrete. Aber der Geist des Betrachters hat längst die Klaviatur der Sachbegriffe überflogen und genießt jubelnd die Pracht der riesigen Form, um Welten entfernt von der Freude an der Realität eines Kahnes, eines Baumes, einer Wasserfläche. Die Tatsache eines Symbols von Himmel und Erde, von Elementarkräften hat sich in ihm erschlossen. Das Bewußtsein, daß in den beiden Bildern dasselbe Stück Natur — nur rechts ist die Skizze um ein Zehntel beschnitten — als Modell diente, beunruhigt. Man kommt nicht von der Anomalie so entgegengesetzter gleichzeitiger Äußerungsarten los. Der gewohnte Gegensatz zwischen Skizze und Bild hat nichts damit zu schaffen. Die Skizze, die dem Bilde bei Pierpont Morgan dienen könnte, kann nicht von der Art der Youngschen Fassung sein, und die weitere Ausgestaltung dieses Bildes nie zu der Art des vorliegenden als endgültig anzusehenden Gemäldes führen. Diese Anomalie erschwert die Entscheidung, welche von den beiden Formen Constables höher steht. Man kann versucht sein, das Youngsche Bild Poesie, das andere Prosa zu nennen, ohne das wesentliche zu berühren. Denn die Prosa eines der Prosa mächtigen Dichters wird immer, nur in anderer Form, die Eigentümlichkeiten der Anschauung sehen lassen, die seine Verse verraten. Bei Constable aber haben wir oft den Eindruck, als seien die Werke nicht nur von verschiedenen Menschen gemacht, sondern verschiedenen Weltanschauungen entsprungen. Und das Phänomen wird nicht geringer durch den Umstand, daß die Resultate beider Anschauungen zu den größten Meisterwerken gehören.

Zuweilen, zumal bei den Werken der letzten Zeit, wird man ohne jede Einschränkung zugunsten der Skizze entscheiden können. Format und Verdeutlichung fügen in diesen Fällen nichts hinzu, die Detailierung tritt vergleichsweise störend hervor, der knappe Ausdruck geht verloren. Dagegen ist es ungerecht, die ganze letzte Produktion Constables als minderwertig zu rechnen. Dafür enthält sie zuviel, wenn nicht der schönsten, mindestens ganz reifer Werke, an denen kaum

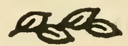
ein Hauch die Schwächung der Kraft andeutet. Bei einem notwendig summarischen Urteil wird man zugeben müssen, daß die letzten fünf Jahre etwa, von einzelnen, freilich unübersehbaren Ausnahmen abgesehen, dem Fundus des Meisters wenig zugefügt haben. Er beschränkte sich mehr auf Transformationen gegebener Werke, gab nichts Neues mehr. Die Biographen Englands führen diesen Stillstand auf die Technik zurück und machen die übertriebene Verwendung des Palettenmessers dafür verantwortlich. Mit Recht insofern, als die schwächeren Werke in der Tat immer mehr gestrichen als gemalt sind. Während Constable früher mit dem Pinsel anfing und das Messer nur als ein Mittel, um in bestimmten Momenten den Pinsel zu verbreitern, benutzte, begann er später seine Kompositionen mit dem Messer und benutzte den Pinsel zum Schmuck. Er fühlte, daß ihm der Ausdruck entglitt und wollte sich durch Vergröberung des Mittels schützen. Um einheitlich zu bleiben, verzichtete er auf die Differenzierung, mit der er uns früher verwöhnte. Eine nicht mehr tragende Verbreiterung, noch häufiger eine übertriebene Zuspitzung des Auftrags war die Folge. Der „Cenotaph" aus 1836, dem Jahr vor Constables Tode, glänzt noch, aber man hat das Gefühl, als erschöpfe sich die Absicht des Künstlers mit diesem materiellen Effekt. Die glitzernden Spitzen der Blätter, die früheren Bildern als Schmuck dienten, werden hier zum Vorwurf. In anderen scheint die Mosaik der Mosaik wegen gemacht, merkwürdigerweise nie in den Skizzen, deren Dekorationswert solche Übertreibung motivieren würde, sondern in den nicht so dekorativen großen Gemälden. Wir entbehren das Atmen der Natur unter den farbigen Flecken. Wieder andere, wie das „Romantic House" lösen die Form auf, die verdichtet werden müßte und stehen weit hinter ähnlichen Motiven der früheren Zeit zurück. Und doch erschien gleichzeitig mit dem „Romantic House" in derselben Ausstellung der Royal Academy von 1832 das grandiose Bild von der Waterloobrücke, die Zusammenfassung einer vieljährigen Arbeit, ein Werk, das allein genügt, das vorschnelle Urteil über die letzte Epoche zu revidieren.



Das vielgeliebte Weib / von Otto Julius Bierbaum



as Papageienbuch (Tuti-Name), das uns in zwei persischen Fassungen und einer türkischen Bearbeitung überliefert ist, geht auf ein indisches Original zurück, das wir nicht mehr besitzen. Vielleicht sind auch nur die einzelnen Geschichten indischer Herkunft, und die Aneinanderreihung im Rahmen einer kleinen Fabel ist die glückliche Erfindung des älteren persischen Bearbeiters Nechschebi. Diese Fabel ist folgende: Ein junger reicher Kaufmann macht, nicht lange nach seiner Verheiratung, auf Anraten seines weisen Papageien eine Seereise. Kaum ist er fort, so verliebt sich seine junge Frau Chodscheste in einen schönen Fremdling, der sie zu sich einlädt. Da ihr aber ihr Mann geraten hat, nichts ohne das Einverständnis des weisen Papageien zu unternehmen, so eröffnet sie sich diesem und erbittet seine Zustimmung, ehe sie zu dem Geliebten geht. Der kluge Vogel sieht sofort ein, daß einfaches Abraten zu nichts führen würde, und so beschließt er, die Neugierde der jungen Frau gegen ihre Verliebtheit auszuspielen, indem er sie jedesmal, wenn sie seine Einwilligung erbittet, durch eine Erzählung fesselt, nach deren Beendigung dann immer die Nacht und somit die Zeit zu einem heimlichen Besuche herum ist. — Meine Nachdichtung lehnt sich nur ganz lose an die persischen und die türkische Vorlagen an.



Als sich zum fünften Male im Westen
Die Sonne verbarg vor des Mondes Schein,
Bedrückte wieder die Lust Chodschesten,
Des schönen Fremdlings Lust zu sein.
Und sprach mit Seufzern, tief entpreßten,
Zu unserm klugen Papagei'n:
Wie kannst du mich so bangen sehn!
Grausamer Vogel, laß heute mich gehn!

Der Papagei benetzte sich
Die dicke Zung', tat einen Strich
Mit seinem Schnabel am Gefieder,
Hob müd' die schweren Augenlider
Und sprach, ein wenig schläferig:
Geh, schöne Frau! Beeile dich!
Denn, Herrin, sieh, es kann geschehn,
Dein Gatte kehrt mit einmal wieder,
Und, was du dir in Wünschen baust,

In heißen Sinnen lebend schaust,
Wirst plötzlich du verschwinden sehn,
Wie jene Vier ihr Meisterstück.
Verschwunden war's, kam nie zurück.

Was denn? Was war's? Was ist verschwunden?
Ein Meisterstück? Nie mehr gefunden?
War's wirklich so ein kostbar Ding?
Ein Bild? Ein Lied? Ein Kleid? Ein Ring?
Ach, liebes, gutes Papchen, sprich!

Und Frau Chodschesche setzte sich.

Der Vogel kraute sich am Schopfe
Und wackelte mit seinem Kopfe
Und tat das linke Auge zu
Und sprach nach seiner Art, gemessen,
Langsam, um ja nichts zu vergessen:
So höre, du!
Ein Goldschmied und ein Zimmermann,
Die huben eine Reise an
Und fanden, wie sie fürbaß schritten,
Am Wege als willkommnen Dritten
Einen alt ehrwürdigen Eremiten,
Und, als sie weiter pilgerierten,
Gleichfalls willkommen einen Vierten.
Das war ein Schneider lobesan,
Mit dem sie fleißig diskutierten.
So kam denn bald die Nacht heran.
Kein Baum, kein Strauch in weiter Runden:
Die Wüste war's, in der sie stunden.

„Ich mein', wir woll'n uns schlafen legen!"
Der Schneider sprach. Und „meinetwegen"
Erwiderte der Zimmermann.
Der Goldschmied war auch nicht dagegen,
Und, weil man zu nachtschlafner Zeit
Nichts beßres tun, als schlafen kann,
Gab auch Einsiedel seinen Segen.
Jedoch gebot Fürsichtigkeit,
Daß jeder einmal nach der Reih
Zur Sicherheit der Kumpanei
Gebotner Wache mußte pflegen.

Den Zimmermann, als jüngsten, traf
Die erste Wache. Tief in Schlaf
Verfielen bald die andern drei.

Daß ihm nicht auch die Lider sänken,
Begann im Kreise weit herum
Der Zimmermann den Schritt zu lenken.
Und, siehe da, er fand ein Trumm
Von einem Lorbeerbaum am Wege.
„Du kommst mir recht in mein Gehege",
Sprach allsogleich der Zimmermann
Den schönen dicken Baumstamm an
Und nahm sein Beil und hieb ihn glatt
Und rund und schön. Und, noch nicht satt
Der lieben Arbeit, sachte, sachte
Er ein Figürchen daraus machte,
Schöngliederig und schlank und fein,
So, wie er sich das Mädchen dachte,
Das einmal möcht sein Weibchen sein.

Drauf weckte er den Juwelier
Und sprach: „Ich laß Gesellschaft dir,
Und zwar zur Nacht die allerbeste!"

(Hier lächelte vergnügt Chodscheste.)

Der Goldschmied sah das Dingchen an
Und dachte sich: „Da fehlt was dran.
Ein Mädchen ohne Kett und Ring,
Das ist fürwahr ein halbes Ding."
Und tät sogleich den zierlichen Gelenken
An Fuß und Hand Goldreife schenken
Und eine Perlschnur um den Hals.
Brust, Stirn und Ohren ebenfalls
Bedacht er kunstreich mit Geschmeiden.

Dann tippte er den Schneidersmann
Mit leisem Finger weckend an
Und sprach: „Ich laß dir was, zu kleiden!"

„Was!?" rief der Schneider, „in der Nacht?!
In dieser leeren Wüstenei?"
Dann aber: „Himmel! Welche Pracht!"
Und gleich begann die Schneiderei.

Denn, was ein rechter Schneider heißt,
Die Nacktheit nicht als höchstes preist,
Und wenn sie zehnmal göttlich sei.
Hat also Kleiderchen gemacht
Dem Weibchen so aufs allerbeste,
Daß es, obwohl aus Holze, lacht
(Das Gleiche tat Madam Chodscheste)
Und selig in die Wüste schaut,
Als wär's lebendig eine Braut.

Der Schneider sehr zufrieden war.
Zupfte Einsiedelmann am Haar
Und sprach: „Hochwürden wollt geruhn,
Einen frommen Blick dorthin zu tun,
Wo uns Besuch geworden ist,
Erbaulich für Moslem und Christ.
Ich weiß, es wird Euch nicht verdrießen,
Einer Houri Anblick zu genießen,
Und sicher ist, wie müd Ihr seid:
Vor Schlaf seid Ihr anjetzt gefeit!"

Und also war's. Einsiedelmann,
(Dieweil ein Frommer sonst nichts kann)
Hub allsogleich zu beten an
Mit selig hochgezogenen Brau'n
Zum Dank, daß ihm das Glück beschert,
In Wüstennacht ein Weib zu schau'n,
An Schönheit des Propheten wert.
„Nur," sprach er zu sich selber dann,
„Wie schade, daß das Ding nicht lebt,
Der Busen sich nicht senkt und hebt,
Der volle Arm ans Herz nicht drückt,
Das dunkle Aug' ins Herz nicht blickt!"
Und warf sich nieder auf die Erden:
„Bei Allah! Das muß anders werden!
Allah ist groß! Allah vermag
Aus Nacht zu machen hellen Tag;
Drum wird er, wenn ein Frommer fleht,
(Wie ich) auf herzliches Gebet
Gewiß, gewiß ein Wunder tun!
Allah, nicht wahr, du wirst geruhn
Und allsogleich befehlen nun,

Daß Lebensodem in sie weht,
Die viel zu schön ist, tot zu bleiben!
O Allah, laß sie nicht bloß leiben!
Laß sie auch leben! Und — laß sie lieben!
Wir alle wären ja Staub geblieben,
Hättest nicht du in unsre Nasen
Deines Geistes einen Hauch geblasen."

Und sieh: Ein Wehn kam durch die Nacht
Und hat lebendig das Holz gemacht,
Das augenblicks mit seinem Munde
Silberhell zu lachen begunnte,
Daß Zimmermann, Schneider und Juwelier
Aufwachten und rasten vor Liebe schier.

Und, da den alten Eremiten
Die Liebe gleichfalls hat geritten,
So rasten gemeinsam alle vier.

Das Weiblein aber, was tat Es?
Je nun, — nichts weiter besonderes.
Setzte sich still auf den Bettelsack
Des Eremiten in guter Ruh
Und schaute dem Tanze der Viere zu,
Die sich traktierten wie Lumpenpack.
Mit viel Gefuchtel, Geschimpf, Geschrei
Rief jeder, daß sie *sein* Eigen sei
Und jeder andre ein Schubiak.

„Wer machte sie?" rief der Schreiner stolz:
„Ich, ich, ich, ich! aus Lorbeerholz!"

„Wer schmückte sie?" rief der Goldschmied aus:
„Ich! Vorher sah sie nach gar nichts aus!"

„Wer zog sie an?" der Schneider schrie,
„*Ich* machte gesellschaftsfähig sie!"

„Wer betete ihr das Leben an?
Wer? Ich!" rief der Einsiedelmann.

Indessen trat durch Ostens Tor
Die Sonne königlich hervor
Und tauchte in Gold mit ihrem Schein
Die weite Wüste leuchtend ein.

Und sieh: Es war in ihrem Strahle
Die Wüste eine goldne Schale,
Nur ein Gefäß für deren Pracht,
Die in der wunderlichen Nacht
Die Viere wie im Traum gemacht.

Und auf die Kniee hin vor ihr,
Der Lächelnden, die sich nicht rührte,
Stürzten verzückt, berückt die Vier,
Als ob nicht Allah das Gebet gebührte.

So gottlos ist verliebter Lust Begier.

Doch Strafe folgt der Sünde auf dem Fuß.
Dies, Herrin, ist nicht eines Kakadus
Private Meinung, sondern tief erwiesen.
Ein süß Konfekt ist sündiges Genießen,
Doch nachher kommt das bittre Myrrhenmus
Verdienter Strafe. Niemand feiert Feste
Verbotenen Rausches ohne Nachgeschmack!

(Halt dich nicht auf! stirnrunzelte Chodscheste.)

Wie du befiehlst! Also: Das Schnick und Schnack
Der Viere, die verzückt auf ihren Knien lagen,
Ward plötzlich unterbrochen. Hüh! und hoh!
Erscholl und das Geknirsch von einem Reisewagen,
Auf dem, im Sande nicht prestissimo,
Ein reicher Mann herbeigefahren kam.

Wie der das Weib sah auf dem Bettelsack,
Gab's einen Ruck ihm, und er rief: „O scham-,
Schamloseste von allen Frauen! Da,
Auf diesem Bettelsacke sitzt sie, ha!
Die ich verliebt zum Eheweibe nahm!
Ein schönes Wiedersehn, fürwahr, Madam!
Mit Vieren, Vieren! ist sie durchgegangen,
Drum ist nicht eins, nein viermal sie infam,
Und diese Viere müssen schleunigst hangen!
Auf! Bindet sie — und sie! Bei meinem Gram!
Ich will mein Recht und ihren Tod erlangen!"

Es schrie das Weib. Die vier Verliebten schrien.
Es schrie der reiche Mann und seine Knechte.
Es war, als ob ein Heer von Moslemin
Für Allah schrie im heiligen Gefechte.

Doch, als die Fünfe dann gebunden waren,
Ist schweigend man zu einer nahen Feste,
In der's an Galgen keineswegs gebrach,
Durch tiefen Wüstensand langsam gefahren.

(Hier schüttelte das schöne Haupt Chodschеste,
Indessen sie im Ton der Neugier sprach:
Und wie empfing der Kommandeur die Gäste?)

Gleich, Herrin, gleich! Du weißt es ja: das Beste
Kommt bei Geschichten immer hintennach.
Denk dir! Der Kommandeur, kaum, daß ein Blick
Aus seinem dunklen Aug das Weib gestreift,
Ruft aus: „Dank, Allah, dir und dem Geschick!
Da ist sie, sie, die scham- und treulose,
Die viel zu früh mein Jugendhaar bereift
Mit schneeigem Schimmer hat, die meine Rose
Verliebt ich hieß, und die ich jetzt,
Da sie mein Herz zerrissen und zerfetzt,
Den Dornbusch aller Schande nenne,
Den Dornbusch, den ich, wenn Gerechtigkeit
In unserm Land noch herrscht, bei meinem Eid,
Samt dem Gestrüpp, das ihn umgibt, verbrenne!
Zum Kadi! Auf zum Kadi augenblicks
Mit ihr und jenen, die mir hinterrücks,
Die frechen Hunde, sie, mein Weib, geraubt!"

Der reiche Mann reibt sich die Augen, glaubt,
Er träume, ringt nach Worten, stottert, stöhnt, —
Es hilft ihm nichts, man läßt ihn nicht beginnen.
Es wird die Hand, des Hanfschmucks nicht gewöhnt,
Seilfest gefesselt, und er muß von hinnen.

Und unsre Vier, natürlich, ebenfalls.
„Zum Kadi! Wehe! Wehe unserm Hals!"

Nur das Madamchen bleibt ganz still und laß;
Sie hat sogar, obgleich auch sie gebunden

Und an den Knöchelchen leicht aufgeschunden
Von diesen dummen Stricken war, etwas
Wie kitzelnde Genugtuung empfunden:
Ob auch die Fessel ihr das Pülschen preßte,
Sie fühlte sich wie Vögelchen im Neste
Bei der sehr angenehmen Rechnung, daß
Sechs Männer sich in sie verliebt in wenigen Stunden.

(Sechs! Träumte vor sich hin Chodscheste.)

Und nun zum Kadi denn! Hoch zu Kamele
Ritt schlanken Paßtrabs schnell der Kommandeur
Voll Rachedurst voraus, und seiner Seele
Hinströmender Erguß fand huldreiches Gehör.
Der Kadi sprach: „Bei Gott! die Philomele,
Die dich betrogen hat, singt bald nicht mehr!
Denn Ehebruch heißt Kapitalverbrechen,
Und nur der Tod kann den Gehörnten rächen!"

Du siehst, der Kadi war ein strenger Mann.
(Sind alle so? frug bang Chodscheste an).
Der unsere war's, d. h. — nun, du wirst sehn.
Er war schon alt. Schwer wurde ihm das Gehn,
Und reichlich fettbeladen war er auch.
Nie sah die Welt so ungeheuren Bauch
Und niemals, glaub ich, sieht sie mehr
An einem Menschen soviel Schmeer.
Die Augen aber waren winzig,
Der Blick war blöde, müde, blinzig,
Die Haut war, ja, wie sag ich gleich,
Nicht seiden- oder sammetweich,
Mehr lederartig und dabei
Nicht ganz von kleinen Flecken frei,
Die ab und an ein wenig näßten.

(Hier wurde nicht ganz wohl Chodschesten.)

Kurz: reizend war er eben nicht.
Doch, wer sucht Reize bei Gericht?
Auch hatte er, das muß der Neid ihm lassen,
Die Kunst der niederschmetternden Grimassen,
Vor denen, wer mit Sündenlast

In ihr Bereich tritt, jäh erblaßt.
So saß er da mit fürchterlichen Mienen,
Als unsere Vier vor ihm erschienen,
Und, — na, was ist? um Gottes willen,
Was ist denn los? —: der Kadi schreit
Und reißt die kleinen Augen weit,
Unglaublich weit auf: „Meine Brillen!
So bringt mir doch die Brillen!" — Da, —
Er setzt sie auf: — „Bei Allah! Ja!
Sie ist's! Sie ist's! O welch Entzücken!
Komm, laß an meine Brust dich drücken!
Hab keine Angst, ich straf dich nicht,
O du mein Mond- und Sonnenlicht!
Was du auch tatst, es ist verziehn,
Willst du nur nicht noch einmal fliehn!
Mein Zuckerschötchen! Mein Perlenschneckchen!
Mein Sammetsüßchen! Mein Honigweckchen!
O komm, sei gut, o komm zu mir,
Mein Seligkeitenelixier!
Was du verlangst, ich will dir alles schenken,
Und bloß die andern laß ich henken!"

Bei diesen Worten des alten Kadi
Standen bildsäulenähnlich da die
Männlichen Personen dieser Geschichte.
Doch auf des Weibes schönem Gesichte
War immer das gleiche Lächeln zu sehn
Und nicht ein steinerner Zug zu erspähn.
Es schien, was alles auch passierte,
Das holde Dämchen fand es bloß scharmant,
Daß jeder Mann für sich sie reklamierte.
Die ganze Welt schien ihr ein Zuckerkant,
Den sie mit Lächeln schnabulierte,
Im Süßigkeitenknabbern höchst gewandt.

Sie tat, als wär' sie zum Vergnügen hier.
Sogar der Kadi machte ihr Pläsier.

Die andern aber, als das starre Staunen
Vorüber war, empörten sich gewaltig
Und äußerten mit Worten mannigfaltig,
Und mehr mit Brüllen, als mit leisem Raunen,

Sie seien nicht im mindesten gesonnen,
Beim Fest der richterlichen Liebeswonnen
Als Fahnenschmuck am Galgenstamm zu dienen.
„Das Weib ist mein!" rief jeglicher von ihnen,
Und der Herr Kadi ist jetzt selbst Partei.

Es war ein Armefuchteln, ein Geschrei,
Ein Fäusteballen, Hälserecken, Toben,
Daß selbst die Seligen im Himmel oben
Sich wolkennieder bückten, was denn sei;
Und alles Volk, aus Küchen, Kellern, Koben,
Wer sich nur regen konnte, kam herbei;
Sogar die Koranschüler kriegten frei
Und hatten einen Grund mehr, Gott zu loben.

So groß war das Getrubel und Geschwärme,
So ungeheuer war des Volks Gelärme,
Daß selbst ein Dschogi, der nun schon ein Jahr,
Andächtig, aller Weltgedanken bar,
Verzückt auf einer hohen Säule Knauf
Gleich einem Ölbaumstrunk gestanden war,
Das Wesen merkte. Niemand sah hinauf
Zu seiner frommen Pose. Selbst die Weiberschaar,
Die stets bewundernd ihm zu Füßen stand
Und nie genug Bewunderungsworte fand,
Des Heiligen Kraft und Wundertum zu preisen,
Selbst sie war weg, war einfach durchgebrannt.
Der Dschogi kam sich vor wie altes Eisen.
„Das also ist der Welten Lauf!"
So rief er aus. „Ich laß mir durch die Hand
Das ganze liebe Jahr die Nägel wachsen,
Und die Bewunderung hört mit einmal auf,
Macht irgendwer, Gott weiß es, was für Faxen,
Die, darauf nehm ich Gift, gar nichts bedeuten.
Schlimm ist die Welt, weiß Gott, die Zeit ist bös,
Sogar die Weiber sind irreligiös,
Und überhaupt, es ist nichts mit den Leuten."

Nach diesen Worten drehte er sich um
Und hob die dünnen Hände, krumm,
Weil wirklich sie durchwachsen waren
Von seinen Nägeln, übers Augenpaar,

Zu sehn, wohin das Volk in Schaaren
Denn eigentlich gelaufen war.
„Natürlich! Ein Prozeß! Beim Kadi. Hum!
Gewiß ein schöner Fall! Wie dumm, wie dumm,
Daß just der göttlichste Jurist
Vom Zuhörn ausgeschlossen ist!"
(Der Dschogi nämlich, daß ihr's wißt,
War früher, eh ihm klar geworden,
Daß nichts vergleichbar sei im ganzen Staat
An innerem Wert dem Bettelorden,
Ein höchst berühmter Advokat.)
„Ich, gerade ich! Beim Himmel: nein!
Ich will und muß zugegen sein!
Ein Fall, der alle interessiert,
Wird würdig nur durch mich plädiert."

Und sieh, der Heilige, der sonst nichts kannte,
Als tiefste Selbstversunkenheit,
Der allem Leben Abgewandte
In tiefster Seelentrunkenheit,
Der alles Wollen aus sich bannte
In dieser Welt Hallunkenheit:
Der Säulenheilige umspannte
Mit seinem dürren Beinepaar
Der Säule Schaft — und war viel eher unten,
Als seinem Hinterteile dienlich war.
Er hat nicht leicht das Gleichgewicht gefunden.
Doch, als er's hatte, hei, wie rannte er!
Sein Lendenschurz genierte ihn nicht sehr,
Und, als er ihn verlor im heißen Lauf,
Hielt unsern guten Dschogi gar nichts mehr,
Als höchstens seine schwache Lunge auf.

Mit Keuchen kam der heilige Mann
In des Gerichts Getümmel an,
Und alles schrie: „Paßt auf! Jetzt wird es Licht!
Jetzt sitzt der Heilige zu Gericht!"

Und als nun Seit an Seit das Paar,
Der Dicke und der Dünne saß,
Da sah das Publikum erst klar,
Wie dick sein dicker Kadi war.

Der Dünne war des Dicken Maß.
Und zu gemeinem Gaudium
Rief einer aus dem Publikum:
„Seht, welch ein Spaß:
Die Mutterzwiebel und das Zittergras!"

(Für welchen Witz der Humorist,
Der so des Ortes Würdigkeit vergaß,
Gleich krumm geschlossen worden ist.)

Und aller Blicke wandten sich
Dem heiligen Manne zu, und: „Sprich!
Sprich Recht, du Unbefleckter!" schrien
Die Tausende und nannten ihn
Bei tausend Heiligen- und Ehrennamen.

Er aber sprang in seiner Nacktheit hoch
Vom Sitz empor und drehte sich im Kreise,
Indes den Leib er wie im Krampfe bog,
Und schrie auf fürchterliche Weise:
„Amen! Amen! Amen!
Allah illallilah!
Allah illallilah!
Kniet nieder! Nieder! Nieder!
Der Vogel des Paradieses kam wieder!
Mein Glück ist wieder da!
Und nun auf von den Knie'n!
Allah illallilah!
Tanzt, Moslemin!
Allah illallilah!
Tanzet um ihn,
Tanzt um den Vogel mit goldnem Gefieder!
Viel besser ist's, um ihn sich drehn,
Allah illalillah,
Als auf dem Säulenknauf zu stehn,
Allah illalillah,
Und der Sonne ins goldne Gesicht zu sehn.
Ich tu es niemals wieder,
Seitdem sie wieder da.
Allah illalillah,
Und nie soll sie wieder von mir gehn!"

Du siehst, o Herrin, unser Dschogi war
Seit Jahresfrist ein Heiliger zwar,
Jedoch in punkto punkti just auch nicht der beste.

(Das dünkt mich weiter nicht so wunderbar,
Dieweil ein Mönch — ein Mann, erwiderte Chodschechte.
Und wieder zeigt der alte Spruch sich wahr:
Wie klein davon auch immer sei'n die Reste:
Moschus und Liebe sind un-aus-treib-bar.
Die Tugend kann ein jeder Mensch verhehlen,
Vertreibbar ist Geruch, selbst von Kamelen,
Doch, wo nur Liebe je und Moschus war:
Ein Rüchlein bleibt in Kästen oder Seelen.)

Sehr richtig, Herrin! Und in diesem Falle
Rochen den Braten auf der Stelle alle.
Und wie aus einem Munde schrie
Das ganze Volk: „Schon wieder sie!
Das Weibchen, scheint's, hat eine gute Kralle!
Wer soll hier richten, wenn ein Heiliger gar
Bekennen muß verliebtestes Verfehlen?
Sie kann wohl selbst nicht ihre Liebsten zählen
Und niemals wird ihr dunkler Rechtsstreit klar,
Woll'n wir zu Richtern nicht die Weiber wählen."

Der Punkt war kritisch, denn die Weiber, jetzt
Durch Eifersucht und — Tugend aufgehetzt,
Begannen in der Tat, ein wenig Lust zu spüren,
Dem Weibe, das (gewiß mit Hexerei) betört
So viele Männer schon, was sich gehört
Für eine brave Frau, scharf zu Gemüt zu führen.
Schon rief, Xanthippen gleich, ein krasses Weib: „So setzt
Ihr doch die Daumenschrauben an!
Ich will doch sehn, ob nicht mit meinem Mann
Sie auch das heilige Eherecht verletzt
So wie mit jenen hat. Und dann:
Ins Feuer, Feuer mit dem Höllenbraten
Für seine schauderhaften Freveltaten,
Daß er nicht weiter Unheil stiften kann!"

So, Mann und Weib verschiedentlich bewegt,
War unseres dicken Kadi Tribunal

Dem Meere gleich, vom Nordwind überfegt.
Nur sie, die den Spektakel hat erregt,
Steht ruhig da, als wär' es ihr egal,
Woher, wohin die wilde Woge schlägt.
Sie hüllt ihr Haupt in ihren seidnen Schal
Und hat sich, unerhört! dem Eremiten,
Als wollte schlafen sie, jetzt, hier, inmitten
Des tollen Tobens, an die Brust gelegt.

Und sieh, wie sie die Augen schloß,
Da ward es still mit einem Mal,
Indes vom Himmel sich ein breiter Strahl
Von Sonnenlicht durch Wolkenspalt ergoß.

Und durch die Menge, die sich teilte, ritt,
Man wußte, ahnte nicht woher, ein greiser,
Doch schöner Mann, ein Herrscher oder Weiser,
Gemächlich, lächelnd, ritt im Schritt
Bis zu der Stelle, wo der Eremit
Mit unserm Weibchen stand, das ruhig, tief,
Mit vollen Kinderatemzügen schlief
Und längst wer weiß, in welchen Traums Bereichen
Zufrieden und zu Hause war.
Hier hielt der alte würdevolle Mann
Sein Reittier an
Und gab, so schien es, einer Dienerschaar,
Die, allem Volke unsichtbar,
Ihn dienstbereit umgab, ein Zeichen.
Drauf ward, von wem ist nicht zu sagen,
Das Weib behutsam, daß es nicht erwachte,
Von unsichtbaren Armen, sachte, sachte
Erhoben und in einer Sänfte, nein,
Es war ja keine da, doch war's der Schein,
Als läg's in einer Sänfte, still davongetragen.

Und ruhig ritt der Alte hinterdrein.

Lautlos, als wär's mit einmal stumm,
Das eben noch so laute, auf Geheiß
Allahs geworden, schritt das Publikum,
Voran die immer noch verliebten Achte,
Zum Zug geordnet gleichfalls hinterher,

Als ob die schwebende ein zaubrischer Magnet,
Das ganze Tribunal ein Zauberkreis
Und jeder einzelne ein Mensch nicht mehr,
Nein, eine willenlose Puppe wär',
Von unsichtbarer Hand bewegt, gedreht.
Und, wunderlich, ein jeder sagte sich:
Nicht jenen achten oder irgendwen: nein: mich
Geht diese Sache an, — das Weib ist mein!
Die Weiber aber trollten hinterdrein
Und fühlten nicht den allermindsten Stich
Von Eifersucht. Im Gegenteil, sie schienen
Geschmeichelt und zufrieden wie noch nie.
So ganz vollkommen war die Harmonie
In allen Blicken, allen Mienen,
Daß diese selig stille Prozession
Ein Zug von Engeln schien und nicht von Leuten,
Von denen doch ein jedes schon
Gebrandmarkt war von Schmerzen und von Freuden.

Bei Allah, ja! Es war kein Gehn: ein Wallen;
Ein großer Heiligenschein stand über allen,
So mancher Schuft auch unter ihnen war.
Es schwebte wie durch Paradieseshallen
Dem allgeliebten Weibe nach die Schaar.

Wie lang dies währte, weiß ich nicht zu künden.
Es hielt die Zeit, so schien's, den Atem an.
Vielleicht gab's überhaupt in diesen Gründen
Das gar nicht mehr, was Zeit man nennen kann,
Dies Stundenlaufen und Zusammenründen
Von War und Ist und Einst und Nun und Dann.

Jedoch, mit einem Male kam ein Punkt,
Und alles war in tiefste Nacht getunkt.

Nur Eines sah man grell als wie im Traum:
Auf einem Hügel einen Lorbeerbaum,
Uralt und hoch und bis hinauf gespalten,
Wie's sonst des Ölbaums Art, und neben ihm,
Umleuchtet wie die ewigen Seraphim
Von überirdisch mildem Glanz, den Alten,
Vor dem das Weib, ein wenig dunkler, stand.

Dunkler, obwohl kein Fäserchen Gewand
Den wundervollen Leib umpreßte.

(Vor allen Leuten? Pfui! Wie kann man nur!
Ereiferte sich stark schokiert Chodscheste,
Indem sie über Jäckchen, Höschen, Weste
Mit schambeflissenen Fingern fuhr.)

Es tut mir leid, daß ich's nicht leugnen kann,
Sie hatte wirklich nicht das mind'ste an:
Nackt war sie, nackt; nackt wie die liebe Sonne.
Und niemand, sonderbar, nicht Weib noch Mann,
Nahm irgendwie den kleinsten Anstoß an,
Erfüllt von andachtsvoller, heiliger Wonne.
Es war so ein erhabener Moment
(Sie sind sehr selten unter Menschgebornen),
Wo männiglich nichts weiter fühlt und kennt,
Als tiefe Ahnung eines längst verlornen;
Und bei Empfindungen von solcher Stärke
Denkt selbst ein Schneider nicht an Schneiderwerke.
Wahrlich, ich sage dir: durch jede Brust,
Ein Strom, ein Sturm, fuhr ungeheuere Lust
Des allertiefsten, innigsten Begreifens,
Des Lebensinnersten, des Urgebots,
Des dunklen Werdens, stätig hellen Reifens,
Des Zeugens und Gebärens und des Tods.
All in die Kniee nieder sanken sie, wie wenn
Der Gottheit Odem über ihnen bliese,
Die Stirn zur Erde nieder schlugen sie, wie wenn
Der Gottheit Hand sie auf die Erde stieße,
Und wieder hoch sodann die Köpfe all, wie wenn
Der Gottheit Mund sie rief zum Paradiese.
Und ihre Augen, siehe, sie ersahn
Den Lorbeerbaum das nackte Weib umfahn.

Es ist nicht leicht, zu sagen, wie das war,
Denn, war bisher schon manches wunderbar,
Dies, Herrin, war noch wunder-wunderbarer.
Er nahm sie in sich auf mit Haut und Haar
Und schloß sich dann gleich einem Schatzbewahrer;
Verschwunden war sie in ihm ganz und gar.
Der Alte aber, schien es, war der Paarer,

Der Priester Gottes, der den Segen gibt,
Wenn er vereint, was sich so innig liebt,
Daß es allein nicht fürder leben mag. —
Er hob die Hände, und — es wurde Tag.

Zum Tage aber will kein Wunder taugen.
Das Volk stand auf und wischte sich die Augen,
Rieb sich die Kniee, kraute sich am Ohr
Und kam sich eigentlich belämmert vor.

„Herr Gott!" schrie auf ein Weib, „mein Mittagsessen!
Ganz sicher, es ist angebrannt."
„Ich hab den Schlüssel abzuziehn vergessen
Von meinem Geldschrank", rief ein Bankier.
„Gerechter Himmel! Ich muß ins Café!"
Ein Müßiggänger. Ein Schmuckfabrikant
Rang wild die Hände: „Meine neuen Tressen!"
Ein Priester wimmerte: „O domine!
Die Vesperlitanei! Die Seelenmessen!"
Und ein Konditor, völlig wie besessen,
Riß sich am Bart: „Verpappt ist mein Tragant!"
Ein tausendstimmiges Herrjemineh
Tät tausend Lippen kreischend sich entpressen,
Und alles ist davon gerannt.

Nur jener Alte blieb am Baume stehn
Und blickte lächelnd hinterher dem Volke,
Von dem bald nichts, als eine dicke Wolke
Von aufgetriebenem Staube war zu sehn.

Im Lorbeerzweigicht aber hob ein Wehn
Als wie von Windesstimmen säuselnd an,
Aus dem, o wie so süß, ein Zwiegesang,
Adams und Evas Liebeslied begann:
Ein Sichdurchflechten, Miteinanderschweben,
Ein Insichdringen, Durcheinanderweben,
Ein Insichsterben, Insichwiederleben,
Ein Durcheinanderblühn im Doppelklang.

Der Alte kreuzte über seiner Brust
Andachtdurchseligt seine schönen Hände
Und murmelte: „Von Anfang bis zu Ende,

Allüberall ist Gott, und Gott ist Lust.
Gepriesen sei die Welt! Die Welt ist recht.
Kein Strähnchen Irrtum geht durch das Geflecht
Des Lebensteppichs, der die Tempelwände
Des urvollkommenen Alls bespannt,
Und wer es auch im Traume nur erkannt,
Einmal im Traume nur und unbewußt:
Er ist voll Gott und ewiglich gerecht.

Was sahen sie, die jetzt davon gerannt sind
Und wieder nun ins Enge eingebannt sind? —
Ins Feuer sahn sie und ins Herz der Welt.
Allahs Augapfel sahen sie: das Weib,
Ein Püppchen erst, geschnitzt zum Zeitvertreib,
Und dann der Sinn des Seins, der alles hält:
Natur und Liebe, Weg zur Ewigkeit
Aus eines Augenblicks Vergessenheit, —
Ein Nichts und Alles, — wie es euch gefällt."



Hector Berlioz Briefe an Franz Liszt



In den „Briefen hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt" veröffentlichte ich 64 französische Schreiben von Berlioz, deren Originale — vier ausgenommen — zu den Schätzen des Weimarer Liszt-Museums zählen. Ich darf die Reihe jetzt durch 17 Briefe erweitern, die, durch Zufall in fremder Hand verborgen, erst neuerdings ans Tageslicht kamen und von der Eigentümerin, Fürstin Marie Hohenlohe, wiederum dem durch sie begründeten Liszt-Museum überwiesen wurden. Ins Deutsche übersetzt, teile ich sie, durch die Fürstin ermächtigt, nachstehend mit. Sie sind, wie fast alle brieflichen Kundgebungen des französischen Meisters an seinen großen Weimarer Freund, teils unvollständig, teils überhaupt nicht datiert. Ein einziger Brief nur nennt eine Jahreszahl. Doch glaube ich, das Fehlende richtig ergänzt zu haben.

La Mara.

Mein lieber Liszt! 16. März [1844, Paris].

So oft schon hast Du mir Deinen Beistand für meine Konzerte angeboten, daß ich ihn diesmal annehme. Für den 22. d. M. kündigt man Deine Ankunft an, und für den 6. April, wo die königlichen Theater geschlossen sein werden, habe ich den Saal der Opéra Comique gemietet, um daselbst eine glänzende Soiree mit 180 Musikern zu veranstalten. Könntest Du darin, ohne Deine Pläne zu durchkreuzen, wenigstens einmal spielen, so würdest Du meinem Versuch den Erfolg sichern.* Ich rechne unter anderem auf zwei italienische Sänger: Salvi und die Brambilla; Alard wird Beethovens Violinkonzert spielen. Der Rest des Programms fällt mir zu.

Antworte mir sogleich nach Empfang dieser Zeilen. Noch habe ich Tag und Ort des Konzerts nicht angezeigt und warte mit Ungeduld darauf, das Programm veröffentlichen zu können. Es sind doppelte Preise.

Alles Freundschaftliche. Hector Berlioz.

Lieber Liszt! [Wohl April 1844, Paris.)

Ich wäre diesen Morgen gekommen Dir die Hand zu schütteln, hätte ich nicht das Bett hüten müssen. Die ganze Nacht und noch tagsüber habe ich vor heftigen Schmerzen im Arm (im linken glücklicherweise) mörderisch geschrien. Doch morgen stehe ich auf und wir sehen uns, denke ich, Vormittag.

Mit tausendmillionenfachem Applaus, in herzlicher Freundschaft

H. Berlioz.

---

* Das Konzert fand ohne Mitwirkung Liszts statt, der sich dafür bald darauf im Mai an einem Berlioz-Konzert im Théâtre Italien hervorragend beteiligte.

[Paris, 16. oder 25. April 1844.]

Belloni schickt mir zwei Billetts auf der Bühne für heute abend.* Ich hatte ihn um einen andern Platz gebeten. Sieh doch zu, ob Du nicht etwas im Saale hast, worüber Du zu meinen Gunsten verfügen könntest; denn ich gestehe, daß ich mich nicht gern zur Schau stelle, wie die Marquis zu Molières Zeiten.

Dein H. Berlioz.

Lieber Liszt! St. Petersburg, 27. April / 9. Mai [1847].

Eine äußerst liebenswürdige und geistreiche Fürstin,** die besser als wir alle weiß, wo Du zu finden bist und was Du machst, will diese Zeilen unter ihren Schutz nehmen, um sie zu Dir gelangen zu lassen. Sei gegrüßt, lieber, wundersamer Pilger! Sei gegrüßt! Viel denke ich Deiner, auch fehlt es nicht an Gelegenheit von Dir zu sprechen, hier, wo alle Welt Dich beinahe ebenso sehr als ich liebt und bewundert. Findest Du nicht, daß wir beide fürchterlich vagabundieren?... Ich bin traurig, todestraurig zu eben dieser Stunde. Eine meiner Isolierungsanwandlungen hat mich gepackt. Das hat die Romeo-Aufführung im Grand Théâtre zu verantworten. Im Adagio wollte mir's das Herz abdrücken. Nun bin ich wieder auf Gott weiß wie lange dem Banne verfallen! Unglückseliges Naturell!! ...

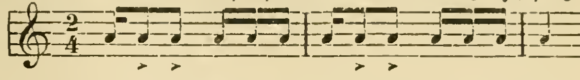
Doch genug davon! Ich habe hier viel Musik gemacht. Nächsten Mittwoch gebe ich mit dem vollständigen Romeo und einem Teil des Faust mein viertes und letztes Konzert. Auch bei einem Hofkonzert am selben Tag wünscht man meine Beteiligung. Die Kaiserin und die Prinzen zeigen sich äußerst liebenswürdig. Meine Musik hat hier sofort eingeschlagen. An Zudrang, Geld, Geschenken hat es nicht gefehlt. Nun läßt mir der König von Preußen durch Graf Redern schreiben, die Berliner Oper stehe zu einer vollständigen Aufführung des Faust zu meiner Verfügung. Ich gehe also nach Preußen. Aber mein Herz ist nicht bei der Sache ... ob es wohl noch kommt? Doch da verfalle ich schon wieder in meine Klagen. 's ist ein Unglück, wenn man eine geladene Elektrisiermaschine vorstellt!

---

* Bezieht sich augenscheinlich auf Liszts letzte Pariser Virtuosenkonzerte im Théâtre Italien. Der Andrang zu denselben war ein derartiger, daß das Parterre bis zur letzten Kulisse der Bühne vom gewähltesten Publikum eingenommen war und selbst der Raum hinter den Kulissen, sowie die Gänge den Hörbegierigen eingeräumt werden mußten. Laut Lina Ramanns Liszt-Biographie (II, S. 233) ergab jedes der beiden Konzerte einen Ertrag von 12000 Franks.

** Die Fürstin Carolyne Wittgenstein, Liszts Freundin, die Berlioz zu dieser Zeit in Petersburg, wo er Konzerte gab, kennen lernte.

Du komponierst viel, sagt mir die Fürstin. Wann wird der Sardanapal*
in Wien zur Aufführung kommen?

Aus Paris schreibe ich Dir wieder. Antworte mir nicht früher, denn ich weiß
Dir keine Adresse zu bezeichnen. Adieu Lieber, ich vermag Dir nicht weiter zu
schreiben. Mein nervöses Zittern überkommt mich schon wieder. Mein Herz schlägt
in diesem Rhythmus, 
ich muß aufhören.

Leb wohl, ich umarme Dich, mich verlangt Dich zu sehen. Hier habe ich
italienische Sonne, 34 Grad Wärme. Welche Qual, wenn Kälte, Eis, Nebel,
Gefühllosigkeit mich wieder umgeben werden!

Nochmals leb wohl! Lache nicht über mich — so fern Du auch seist, ich würde
es fühlen. H. Berlioz.

Mein lieber Liszt! Paris, 8. Januar [1850], 19. Rue de Boursault.

Ich habe soeben eine Philharmonische Gesellschaft gegründet, die aus 200 Mitgliedern (110 Choristen, 90 Instrumentalisten) besteht. Am 19. Februar geben
wir unser erstes Konzert. Die Sitzungen werden den zweiten Dienstag jeden
Monats, abends 8 Uhr, im Saal Ste Cécile, rue du Montblanc stattfinden. Das
Ganze nimmt einen guten Anlauf. Willst Du uns gestatten, Deinen Namen
an die Spitze unsrer Ehrenmitglieder zu setzen? Dann dürfte die Gesellschaft
hoffen, wenn Du nach Paris kommst, einige Deiner neuen Werke aufzuführen.
Ich schreibe Dir eiligst nur wenige Zeilen. Wir haben Sitzungen über Sitzungen,
Verhandlungen aller Art. Ich füge mich nur schwer diesen Formen einer
parlamentarischen Regierung, denen zufolge wir acht Tage brauchen, um das
zustande zu bringen, was ich in einer Stunde fertig brächte.

Ein andermal schreibe ich Dir länger. Antworte mir nur baldmöglichst, damit
wir Deinen Namen, gleich denen Meyerbeers, Ernsts, Spontinis, auf unsere
erste Anzeige setzen können.

Freundschaftlichst Dein ergebener H. Berlioz.

P. S. Willst Du mich Frau Fürstin Wittgenstein in Erinnerung bringen und
ihr meine Huldigungen zu Füßen legen?

Mein lieber Liszt! Paris, 27. oder 28. Juli [1852].

Die Absendung der von Dir erwarteten Musikalien hat sich verzögert, erstens
weil die Stimmen der Phantastischen Symphonie und des Romeo, die
Brandus nicht vorrätig hatte, erst gedruckt werden mußten; zweitens weil —
da dieser Abdruck ohne mein Wissen vorgenommen wurde — ich die zahlreichen
Fehler nicht auf den Platten korrigieren konnte. So hat denn einer von Brandus'
Leuten diese Korrekturen mit Feder und Bleistift ausführen müssen. Sie sollen

* Eine von Liszt geplante Oper nach Byrons Dichtung.

morgen fertig werden und sobald ich selber alles durchgesehen habe, wird die Sendung an Dich abgehen. Obgleich Du mich nicht dazu beauftragtest, lasse ich zwei Paar kleiner Pauken in B und F, die für das Scherzo nötig sind, beipacken. Das Paar kostet, glaube ich, 5 Franken. Der Kommis von Brandus machte mich darauf aufmerksam, daß man für die von Dir angegebene Summe (180 Franken meines Wissens) kein vierfaches Quartett der drei Symphonien haben könne. Man wird demnach nur so viele Exemplare schicken, als der Summe entspricht.

Was meine deutschen Chorstimmen betrifft, so stehen sie Dir gern zu Diensten, aber leider in so geringer Anzahl und so voll lächerlicher Textworte, daß sie Dir von wenig Nutzen sein werden. Gathy ist augenblicklich damit beschäftigt, die abscheuliche deutsche Übersetzung, die mich soviel Geld gekostet hat und an der kein gutes Haar ist, erträglich zu machen. Er schreibt seine Umänderungen in die Partitur ein, ich muß sie dann sofort in die Gesangsstimmen übertragen. Da Du im Romeo eine so beträchtliche Anzahl von Choristen verwenden willst, wird man, glaube ich, am besten tun, die Stimmen zu den zwei großen Chören (Montecchi und Capuletti) autographieren zu lassen. Das ist viermal so billig als das Abschreiben. Die Stimmen zu dem Chor des Prologs und den Soli schicke ich Dir mit der Partitur. Doch erfordern die Textkorrekturen viel Mühe, weil große Genauigkeit.

Die Stimmen zu den großen Chören, die ich in Prag benutzte, hat man mir überallhin verstreut, und auch in Petersburg gingen mir so viele verloren, daß mir kaum einige dreißig noch übriggeblieben sind.

Dieser Tage sah ich Joachim. Ich fragte ihn nach der Vesqueschen Oper, von der Du mir nur den Titel anführst. Ich will suchen für den Autor des Lustigen Rats ein paar freundliche Worte zu finden und sie in meinem nächsten Feuilleton anzubringen. Das vom letzten Dienstag fiel zu lang aus, so daß ich keinen Raum mehr übrig hatte.

Für Deine an die Braunschweiger gerichteten Worte sage ich Dir Dank. Gleichwohl werden, wenn es der Veranstaltung von Musikfesten gilt, die Oratorien immer viele Anhänger finden. Derlei fromme Werke sind nicht nur der Unterstützung aller der Ehrgeizigen, die auf einen reservierten Platz im Himmel hoffen, sondern auch der ihrer Schüler sicher. Ist überhaupt der langweilige Genre nicht der allerorten am meisten respektierte und bewunderte?

Ich weiß nicht ob Du Romeo und Julia vor meiner Ankunft in Weimar aufzuführen oder nur einzustudieren beabsichtigst. Auf jeden Fall ist es ein mühseliges Unternehmen. Sage mir in Deinem nächsten Brief, ob Dir mein Reiseplan ausführbar scheint. Ich halte ihn folgendermaßen für möglich:

Am 10. oder 12. November würde ich abreisen. Das ließe sich mit dem Zeitpunkt vereinigen, wo ich im Konservatorium anwesend zu sein und die Abrechnung des Kassierers zu unterzeichnen habe. Auf diese Weise hätte ich nicht nötig einen Urlaub zu erbitten (was ich vermeiden möchte). Aus eben demselben Grunde aber müßte ich spätestens am 25. zurück sein. Eine Woche

bliebe mir demnach für Weimar, um eine von Dir geleitete Probe und Aufführung des Benvenuto hören, sowie ein von mir zu dirigierendes Konzert geben zu können, darin ich Romeo zu Gehör brächte.

Wie viel würden wohl die Kosten eines solchen Konzerts betragen? Und wie hoch etwa ließe sich die Einnahme veranschlagen? Ich weiß das eine so wenig als das andere. Das aber weiß ich, daß mich die Reise alles in allem mindestens 700 Franken kosten wird. Glaubst Du, daß das Konzert diese Ausgabe decken würde? Leider muß ich so streng rechnen. Glaubst Du ferner, daß ich bei meiner Ankunft Chor und Solisten hinreichend mit dem Romeo vertraut finden könnte, daß drei Proben zu einer guten Aufführung genügten? . . Auch das ist wichtig und läßt sich schwer schon jetzt voraussehen.*

Lebe wohl, antworte so bald Du kannst auf meine prosaischen Fragen. Viel andere Dinge noch bleiben uns zu besprechen, über die zu schreiben zu weitläufig wäre. Leb wohl, in aller Freundschaft H. Berlioz.

Lieber Freund!

Eben hatte ich mir vorgenommen Dir ausführlich zu schreiben — da fällt mir unversehens ein Feuilleton wie ein Dachziegel auf den Kopf, so daß ich Dir nur wenige Zeilen senden kann. Deinen Brief habe ich erhalten, muß Dir aber auf Deinen Vorschlag, beide Werke Faust und Romeo an einem Abend aufzuführen, erwidern, daß ich ihn für dreifach unmöglich halte. Das Konzert würde fünf Stunden in Anspruch nehmen. Das wäre zum Umkommen, und wir brauchten drei Wochen, um alles vorzubereiten.

Meine Meinung wäre, da Du den großen Chor für Romeo nicht genügend besetzen kannst, nur die vier ersten Akte dieses Werks und die zwei ersten des Faust zu geben. Das alles läßt sich mit einem Chor von etwa fünfzig Stimmen ganz anständig bewältigen, sobald diese nur gut einstudiert und sicher sind. Der Schwur am Schlusse des Romeo verlangt durchaus eine Massenbesetzung.

Ich habe Brandus vorläufig bezüglich des Austausches der Stimmen benachrichtigt. Heute sende ich Dir: 1. Die Partitur des Romeo. 2. Die Chorstimmen, die mir von meinem russischen Feldzug noch übriggeblieben sind. 3. Je ein Exemplar der drei letzthin von mir veröffentlichten und Dir zugedachten Partituren: Tristia, der Corsar, die Flucht nach Ägypten, samt den Partituren von La Captive und Sara la Baigneuse, zwei meiner Töchter, die, seit Du sie kanntest, groß geworden sind.

Adieu! Mein Weimarer Ausflug, das Wiedersehen mit Dir, die erneute Bekanntschaft mit Deiner Kapelle wird ein Fest für mich sein. Mittlerweile werde ich den September dazu verwenden, eine große Aufführung meines Requiems in

---

* Liszt veranlaßte nicht nur eine seitens des Hofes an den französischen Meister ergehende Einladung, er veranstaltete auch eine Berliozwoche, in der er selbst zweimal den „Cellini" und Berlioz den „Faust" und „Romeo" leitete.

St. Eustache zu bewerkstelligen. Taylor meldet mir eben, das Komitee der Association des musiciens habe dasselbe für die Trauerfeier des Baron Trémont gewählt — eines braven kleinen Alten, den Du auch gekannt hast und der den fünf Künstlervereinen eine Rente hinterlassen hat.
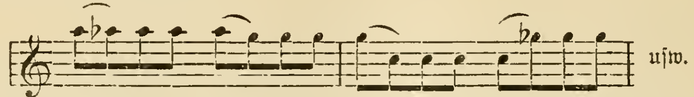
Fare well once more! H. Berlioz.

P. S. Gathy läßt sich in Deine Erinnerung zurückrufen.

Paris, 14. [August 1852.]

Mein lieber Liszt! [Juli 1853.]

Ich vergaß (denn alles dreht sich mir jetzt im Kopfe sobald ich ein paar Zeilen schreibe), ich vergaß Dir zu sagen, daß ich, seitdem Du Deine Klavier-Übertragung von König Lear gemacht hast, die Coda dieser Ouvertüre geändert habe.* Du besitzest, glaube ich, die Orchesterpartitur davon. Nimm Dir doch, bitte, die Mühe, den Schluß wieder anzusehen. Auch bitte ich Dich, eine Klavierfigur für die Schlußpassage



zu suchen. Du hast, so oft sie auftritt, Triolen in Oktaven angewandt. Nun ist aber die Triole zur Wiedergabe dieser Achtelnoten ganz ungenügend. Der Tripeltakt verträgt sich hier nicht mit dem stürmisch drängenden Charakter, den ich darin ausdrücken wollte. Man kann dann freilich keine Oktaven anbringen, das ist wahr; doch muß man sie eben opfern, und Du wirst sicher schon irgend ein furchtbares und außerordentliches Mittel zu finden wissen, um die in jedem Takt enthaltenen Achtel entsprechend zur Geltung zu bringen.

Der Faust wird gegenwärtig gestochen. Wann kommst Du nach Paris? Im August gehe ich nach Baden. Benazet hat mich ausdrücklich eingeladen, den Faust ganz oder teilweise zur Aufführung zu bringen. Wirst Du zu dieser Zeit nicht irgendwo in der Nähe sein?

Lebe wohl, ich drücke Dir die Hand. Meine Gedanken beginnen sich zu verwirren — ich muß mich wieder niederlegen.

Der Deinige H. Berlioz.

Lieber Freund!

Das Konzert Müllers, das mich hierher führte, findet Sonnabend statt; demnach werde ich Montag, den 10. April in Weimar sein. Willst Du die Güte haben, den Wirt vom „Erbprinzen" zu benachrichtigen, daß ihm eine kleine Schachtel unter meiner Adresse zugehen wird, die er in Empfang nehmen soll.

* Liszts Bearbeitung ist ungedruckt. Das Manuskript galt lange als verloren, fand sich aber vor einigen Jahren wieder und befindet sich jetzt im Liszt-Museum.

Darin sind meine Orden, die ich in Paris mitzunehmen vergaß. Es wäre doch unschicklich, mich dem Großherzog ohne den von seinem Vater erhaltenen Orden vorzustellen. Graf Platen sagte mir gestern, der König von Hannover wolle mir seinen Welfenorden schicken, worüber die Marschnerianer Zeter schrien. Das Konzert war glänzend. König und Königin überhäuften mich mit Güte.

Wir versuchen hier eine Ouvertüre, die ich nie gehört habe: den Corsaren. Doch wird die Zahl der Geigen nicht genügen.

Wahrscheinlich wirst Du noch vor meiner Ankunft in Weimar die Benvenuto-Partitur in prachtvoller Abschrift erhalten. Was das in Weimar greulich kopierte zweite Tableau betrifft, das Du von mir verlangst, so vergaßest Du wohl, daß ich es Dir schon vor langer Zeit zurückgeschickt habe und zwar mit einer Menge von Korrekturen und Angaben versehen, um es so gut als möglich mit meinem Exemplar in Übereinstimmung zu bringen. Es ist nahezu unmöglich, die Stimmen nach einer derartigen Partitur abzuschreiben, die von Fehlern wimmelt und die Instrumente oft falsch angibt. Einige falsche Noten werden wohl auch in der, die ich Dir schicke, mit unterlaufen, aber gewiß nur wenige, und sicherlich stehen die Instrumente da am rechten Platz und sind ohne unverständliche Abkürzungen deutlich bezeichnet.

Adieu! Ich bin glücklich, vor meiner Abreise nach Dresden 24 Stunden mit Dir verbringen zu können.

Dein ergebener H. Berlioz.

Braunschweig, Deutsches Haus, Dienstag, 4. April [1854].

P. S. Deinen mir aus Paris nachgesandten guten vortrefflichen Brief habe ich erhalten.

Lieber Freund!

Nur sechs Zeilen schreibe ich Dir, um Dich wissen zu lassen, daß ich erst nächsten Mittwoch von hier fortkommen kann. Morgen, Montag will Herr von Lüttichau das gestrige Konzert wiederholen. Es war glänzend, viel vornehme Welt, große Begeisterung, eine prächtige Aufführung. Vielleicht wäre es klüger gewesen, es bei diesem Schlußeffekt zu belassen; doch habe ich nun zugesagt und bleibe also noch zwei Tage hier.

Mittwoch abend werde ich somit in Weimar sein. Lebe wohl, die vier Dresdener Konzerte werden hoffentlich gute Folgen haben.

Freundschaftlichst ganz der Deine. H. Berlioz.

Sonntag, 30. April [1854, Dresden].

Brüssel, 14. März [1855], Hotel de Saxe.

Mein lieber Liszt! Auf Deinen Wunsch unterrichte ich Dich durch ein paar eilige Zeilen von dem Ergebnis meiner Gothaer Reise. Der Herzog war krank; doch bereitete mir die Herzogin den besten Empfang. Ich speiste am Tag nach meiner Ankunft bei Hofe und der Intendant nahm mir das ausdrückliche Ver-

sprechen ab, nächstes Jahr und zwar an erster Stelle nach Gotha zu kommen. So ist demnach alles in bester Ordnung.

Vorgestern habe ich mit Richaut den Vertrag über die französische Ausgabe der Kindheit des Herrn und des Monodramas* abgeschlossen. Er gibt mir im ganzen 1500 Fr. Ich weiß also, daß ich für meine deutsche Ausgabe jährlich 15—1800 Fr. werde verwenden können. Jedenfalls fange ich mit den noch nicht veröffentlichten Partituren an und bin zur Fortsetzung nicht verpflichtet, dafern ich nicht weiter gehen kann.

Meines Erachtens begönne ich am besten mit der Cellini-Partitur. Ich möchte sie unter den Schutz der verwitweten Frau Großherzogin von Weimar stellen, indem ich sie ihr zueignete; war es doch der sel. Großherzog (wenn nicht sie selbst), der Dir die Mittel gab, diese meine arme Oper wieder zu beleben.**

Gehst Du nach Leipzig, so erkundige Dich, bitte, bei Hofmeister nach den geschäftlichen Vereinbarungen bezüglich der drei oder vier Partituren, deren Eigentumsrecht für Deutschland ihm Richaut abgetreten hat, obgleich er, Hofmeister, sie noch nicht veröffentlichte. Vielleicht wäre es das beste, Hofmeister als Kommissionär zu nehmen und ihm einen Gewinnanteil am Verkauf zu überlassen — wenn es überhaupt dazu kommt. Frage auch, was Stich und Platten (vom Format meines Requiems, anderthalb Zoll höher und breiter als das der Bach-Ausgabe, die Du mir zeigtest) kosten werden. Ich wünsche dieses Format für meine ganze Sammlung beizubehalten. In Anbetracht der vielen Linien und Takte, die sich darauf unterbringen lassen, scheint es mir am vorteilhaftesten.

Um eine Probe im Theater abzuhalten, muß ich Dir Lebewohl sagen. Die Chöre fand ich hier gut vorbereitet; so hoffe ich, daß alles auch gut ablaufen werde. Besuche machte ich noch nicht; morgen will ich damit beginnen.

Für mein in der Opéra Comique am 7. April stattfindendes Konzert dachte ich Dich um Dein Klavierkonzert zu bitten. Leider aber stellt sich heraus, daß Fumagalli, für den ich es bestimmte, ein so schwacher Musiker ist, daß er zwei Monate brauchen würde, um es einzustudieren. So habe ich denn auf diesen mir sehr verlockenden Plan verzichtet, aus lauter Furcht, Dein prächtiges, ebenso kraftvolles als neues, glänzendes, frisches und leidenschaftliches Werk zu unvollkommener Aufführung zu bringen.

Adieu, einen Händedruck von Deinem H. Berlioz.

Meine Frau bringt sich Dir und der Fürstin, die sie mit Güte überschüttet hat, in Erinnerung.

---

* Die Fortsetzung der „Sinfonie Fantastique“: „Lélio ou le retour à la vie“, die der Komponist während einer abermaligen Berlioz-Woche im Februar 1855 in Weimar aufgeführt hatte.

** Sie war in Paris bei der ersten Aufführung 1838 ausgepfiffen worden und bald von der Bühne verschwunden.

Mein sehr lieber Liszt! [Brüssel, zwischen 22. und 24. März 1855.]

Zwischen meinem zweiten und dritten Konzert heute nur ein kurzes Wort. Man bereitet mir hier einen Riesenerfolg — aber ich nehme wie immer wenig ein. Es heißt, die Fastenzeit trage die Schuld daran, da die frommen Brüsseler da nicht ins Theater gingen. Ein andermal ist das Wetter entweder zu schön oder zu schlecht, oder man gibt zuviel Bälle, oder — usw.

Fétis zeigt sich mir sehr wohlwollend, behauptet aber nichts von alledem zu verstehen. Die Begeisterungsausbrüche, deren Zeuge er ist, lassen ihn glauben, die ganze Jugend seines Konservatoriums sei närrisch geworden.

Die gestrige Aufführung war ziemlich gut, aber die erste entsetzlich. Die Esel von Sänger, die (kaum zwei ausgenommen) nicht das ABC der Musik kennen, konnten ihre Partien nicht und sangen drauf los, wie es gerade kam. Dann verloren sie vor Angst alle Geistesgegenwart. Einen Augenblick lang glaubte ich, die biedern Familienväter würden die Marseillaise anstimmen, um nicht stecken zu bleiben. Einzig der Chor machte seine Sache gut, dank meinem elektrischen Metronom, dessen Hülfe bei Leitung unsichtbarer Chöre unschätzbar ist. Das Orchester hat eine Leidenschaft für die Fortestellen. Zudem ist es gichtisch und um es in Fluß zu bringen, muß man es mit einem glühenden Eisen in die Waden stechen.

Nimm nochmals meinen Dank dafür, daß Du freundlichst mein Firmin Didot sein willst. Wir wollen langsam und vorsichtig zu Werke gehen. Ich weiß nicht, ob ich Dir mitteilte, daß Richaut Die Kindheit des Herrn und das Monodram gleichzeitig stechen läßt. Du erhältst sie sobald die ersten Exemplare erscheinen.

Unlängst sprach ich mit einer für die Größen der Kunst begeisterten Dame viel von Dir. „O, Liszt!" sagte sie, „ich liebe Liszt dermaßen, daß, wenn ich die Wahl zwischen einer guten italienischen Oper und einer musikalischen Soiree von Liszt hätte, ich mich, glaube ich, ohne Zögern für Liszt entschiede." — Das erinnert mich an eine Pariser Posse, darin Bouffé die Rolle eines zum Tode verurteilten Buckligen spielte, dem man vor seiner Hinrichtung die Erfüllung der von ihm zu äußernden Wünsche zusagte. „Geben Sie mir eine Melone", bat der kleine bucklige Mann. — „Aber es gibt ja im Winter keine Melonen." — „Es gibt keine Melonen? Nun gut, so bringen Sie mir Walter Scott! Ja, wirklich, reiflich erwogen ist mir Walter Scott lieber!"

Unsern vortrefflichen Freunden Raff, Cornelius, Pohl alles Freundschaftliche. Ich fand bei meiner Durchreise in Paris, wo ich überdies recht krank war, nicht Zeit, mich mit allerlei Dingen zu beschäftigen, die ich Dir schicken soll. Nach meiner Rückkehr werde ich das Versäumte nachholen. Also muß man dies Jahr darauf verzichten, Dich in Paris zu sehen? Ich hatte Dein Kommen bereits aller Welt verkündet.

„Wie heißest du?" fragte das römische Volk einen Unglücklichen, den man nach der Ermordung Cäsars aufgegriffen hatte. „Ich heiße Cinna." — „Cinna, einer der Mörder des großen Cäsar! In die Kloake mit ihm! Reißt ihn in

Stücke!" — ‚Haltet ein! Gnade! Ich bin nicht der, für den ihr mich haltet. Ich bin Cinna — Cinna der Dichter." — „Ah, Cinna der Dichter bist du? Um so besser! Zum Tode mit dir, Dichter Cinna! Tötet ihn um seiner schlechten Verse willen!" (Shakespeare.) Ich weiß nicht, warum mir das einfällt. —

Vergiß mich, bitte, nicht beim Namensvetter des großen Phantasten, Herrn Hoffmann.*

Leb wohl, ich lege mich der Fürstin zu Füßen und bitte Dich in Deiner Eigenschaft als Prospero, der jungen schönen Miranda** meine ehrfurchtsvollen Huldigungen zu vermitteln.
H. Berlioz.

Lieber Freund!

Hoffentlich bist Du von Deiner glänzenden Künstlerfahrt durch Süddeutschland jetzt nach Weimar heimgekehrt. Wenigstens meldete der letzte Brief der Fürstin Deine bevorstehende Rückkunft. Mir fehlt die Zeit, Dir mehr als ein paar flüchtige Zeilen zu senden. Willst Du mir umgehend sagen, ob ich durch Dich die Orchesterstimmen und Solopartien zum Cellini vom Weimarer Theater geliehen bekommen könnte? Partituren und Chorstimmen brauche ich nicht. Ich müßte sie Ende dieses Jahres haben und bis zum April behalten können. Dann würde ich sie ordnungsgemäß in gutem Zustande zurückschicken. Später erfährst Du, um was es sich handelt. Nur fürchte ich, daß meine Anfrage sehr unbescheiden erscheint. Sage mir auf alle Fälle was Du denkst.

Die Fürstin spricht von einem Feuilleton der Débats, darin ich Deines Aufenthalts in Ungarn und Deiner Messe Erwähnung getan habe. Es ist am 24. September erschienen. Entschuldige mich bei ihr, wenn ich ihr geistvolles Schreiben heute nicht beantworte. Ich bin so zerstreut und soviel geht mir im Kopfe herum, daß ich nur Dummheiten herausbringen würde und Ihr Euch über mich lustig machtet.

Lebe wohl, ich drücke Dir die Hand und wünsche Dir Glück zu Deinem auch hier viel besprochenen großen Erfolge.

Dein freundschaftlich ergebener
H. Berlioz.

17. Rue Vintimille, 8. Oktober [1856].

Lieber Freund! Paris, Sonntag 14. Juni [1857], 4. Rue de Calais.

Habe Dank für Deine eingehenden Mitteilungen über die Vorkommnisse in Aachen. Die Notiz in den Signalen hatte ich erst ein paar Stunden vor Empfang Deines Briefes gelesen. Ich lag bis dahin krank zu Bett und nicht

---

* Hoffmann von Fallersleben, der damals in Weimar lebende Dichter und Sprachforscher (1798—1871).

** Die Tochter der Fürstin W., Prinzessin Marie, nachmals Gattin des Fürsten Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, erstem Obersthofmeister des Kaisers von Österreich.

das geringste war mir über das Geschehene zu Ohren gekommen. Dein Schweigen schien mir allerdings nichts Gutes zu bedeuten ...

Als ich die Fürstin bat, Dich zu veranlassen, daß Du nicht darauf bestehen möchtest, den Widerstand des Festkomitees gegen Aufnahme der Kindheit des Herrn in das Programm zu besiegen, meinte ich es ernst. Ich habe eine lebhafte Abneigung dagegen, mich in eine Festfeier einzudrängen, deren Veranstalter nichts von mir wissen wollen ... Darum bin ich dem Zufall dankbar, der Dalle Aste zu singen verhinderte und den zwei ersten Teilen meines Werkes die Beschimpfungen ersparte, die seiner warteten. Es gibt nichts Dümmeres und dabei Brutaleres auf der Welt, als die Eitelkeit der Provinzler, die Vorurteile der Kleinstädter, zumal der deutschen Kleinstädter. Unsere Aufgabe ist es nicht, sie zu zerstören; warum sollen wir ihnen die Ehre antun, gegen sie zu kämpfen?

„Geduld und Zeit vermögen mehr
denn Kraft und Zorn."

Darum, mein lieber Liszt, suchen wir in Zukunft lieber keine Propaganda mehr zu machen. Du siehst, „das Spiel lohnt nicht das Licht".

Tue mir den Gefallen, Frau von Milde für den liebenswürdigen Eifer zu danken, mit dem sie sich in aller Eile die Partie der Maria zu eigen machte; sie würde dieselbe ohne Zweifel entzückend gesungen haben. Doch Du wirst des Redenhörens über diese Angelegenheit überdrüssig sein.

Adieu, laß Dir die Hand drücken. Dein ergebener H. Berlioz.

Lieber Freund! [Dezember 1859.]

Ein grausamer Schicksalsschlag hat Dich betroffen. Sei meines Anteils an Deinem Schmerze versichert. Seit langem, glaube ich, warst Du auf den Verlust Deines armen Kindes vorbereitet und sein Leben erlosch, bevor es Leiden erfuhr. Aber das Geschick hatte Dich bisher verschont; herzzerreißender Kummer dieser Art war Dir noch unbekannt geblieben. In erster Jugend verlorst Du Deinen Vater; doch seither sahst Du kein geliebtes Wesen, weder Bruder noch Schwester, noch Kind ins Grab sinken. Die Unerfahrenheit im Schmerze ist es, die ich für Dich fürchte.

Ich wüßte gern, ob Du Deine Töchter bei Dir in Weimar hast. Alle beide sind nach jeder Richtung hin reich begabt. Ich kenne sie erst seit einem Jahre. Vor einigen Wochen brachte ich mit der älteren und ihrem Gatten einen Abend bei Wagner zu. Madame Ollivier spricht von ihrem Vater stets mit einer zärtlichen Bewunderung, die alle entzückt, die Zeugen dessen sind. Ihre Schwester habe ich nicht so oft gesehen; doch scheint sie mir eine Persönlichkeit von seltner Vornehmheit und ihre Verehrung für Dich offenbart sich in jedem ihrer Worte.

Lebewohl, lieber Freund. Dir bleibt noch viel Liebe. Laß Dich umarmen, indem ich Dir den Ausdruck der meinen wiederhole. H. Berlioz.

Lieber Freund! Paris, 19. Juli 1862.

In diesem Augenblick erhalte ich Eure beiden Briefe aus Rom. So muß es sein. Seit Monaten haben wir heute zum erstenmal ein Wetter wie in Otahaiti, und zum erstenmal seit wohl einem Jahre bin ich ohne die Marter der allmorgendlichen Schmerzen, die sich um acht Uhr einzustellen pflegen, um mich erst um zwei oder drei Uhr nachmittags zu verlassen. Gestern haben wir eine sehr gelungene Probe abgehalten. So ist denn heute mein Geist etwas freier als gewöhnlich, um Dir zu antworten.

Vor allem danke ich Dir, daß Du Pohl beauftragtest, die unglaubliche Nachlässigkeit Deines Verlegers wieder gut zu machen. Also werde ich Faust binnen einiger Tage in Baden erhalten. Ich reise erst am 28. ab. Es wird mich sehr freuen Herrn Delâtre kennen zu lernen und mit ihm von Dir zu sprechen.

Du wünschest mir verständnisvolle Sänger. Die, über welche ich verfüge, sind es im allgemeinen, so daß ich unrecht täte mich zu beklagen. Madame Charton-Demeur ist ohne Frage die beste Sängerin, die wir gegenwärtig in Frankreich haben. Im Théâtre Italien hatte sie diesen Winter als Desdemona einen sehr schönen Erfolg. Man kündigte ihr bevorstehendes Engagement in der Grand Opéra an. Aus Mangel an Geld, heißt es, gab man es wieder auf. Nun wird sie nach der Havanna gehen, wohin sie eins der jetzt üblichen verrückten Engagements (85 000 für 4 Monate) ruft, und ich darf glücklich sein, sie, bevor sie davonfliegt, auf vierzehn Tage für Baden gewonnen zu haben. Das ist meine Beatrice. Sie ist in dieser so schwierigen Rolle nach jeder Seite hin reizend. Mlle. Monrose (Hero) ist ohne allen musikalischen Instinkt; doch hat sie ihre Partie schließlich inne und wird sie mit ihrer frischen natürlichen Stimme gut zur Geltung bringen. Die Besetzung einer dritten weiblichen Rolle dürfte genügen. Die vier Männer singen wie alle Welt. Im ganzen haben meine Sänger mich nicht gequält. Sie haben meiner Musik weder etwas hinzugesetzt, noch ihr etwas genommen und sich immer voll Eifer und Feuer gezeigt. Die Chöre — sie werden vom Straßburger Theater gestellt — sollen sehr gut einstudiert sein, wie man mir aus Baden schreibt.

Demnächst schicke ich Dir den Klavierauszug der Trojaner. Er hat keine Ouvertüre. Aus Instrumentierungsgründen unterließ ich es, eine zu schreiben. Bei den Volksszenen zu Beginn der Oper habe ich dem trojanischen Pöbel nur Blas-(Holz-)Instrumente zur Begleitung gegeben. Die Streicher bleiben untätig und treten erst ein, wenn Kassandra das Wort nimmt. Das macht einen besondern Effekt, der durch die Ouvertüre zerstört worden wäre, denn bei ihr hätte ich die Streichinstrumente nicht entbehren können. Es ist überdies soviel Musik dabei.

In der Grand Opéra kommt es noch immer zu nichts. Aubers Stumme wird wieder aufgenommen, doch kein neues Werk ist in Vorbereitung. Der Minister findet sich mit freundlichen Händedrücken ab, wenn er mir begegnet.

Du meinst, man solle Beatrice in Paris auf die Bühne bringen. Ich glaube

Perrin wäre vollkommen damit einverstanden; aber ihm fehlt eine erste Sängerin, und niemand in seinem Theater ist imstande die Beatrice zu singen und zu spielen. Er kann nur den Benedict, sowie den grotesken Kapellmeister besetzen (Montaubry und Prilleux), weiter nichts. Kann man sich eine derartige lyrische Bühne vorstellen?

Adieu, meine Schmerzen packen mich wieder. Ich vermag der Fürstin erst heute abend zu antworten.

Dein H. Berlioz.

Lieber Freund! [Paris, 15. Oktober 1864.]

Willst Du mit Frau von Bülow an einem der nächsten, von Dir zu bestimmenden Tage im Café anglais bei mir zu Mittag speisen? Das wäre prächtig; wir könnten ungezwungen miteinander plaudern. Nur Sonntag bin ich in Passy bei Madame Erard. Weißt Du mir einen Vierten zu nennen, der in unsern C-dur-Dreiklang nicht als fis hineinplatzt, so werde ich ihn einladen.

Dein H. Berlioz.

Donnerstag Abend.

(Nach den Originalen übersetzt und mitgeteilt von La Mara.)



Das Rufen/ Eine chassidische Legende/ von Martin Buber



Rabbi David Pirkes, der Schweigende, der Schüler des Baalschem, wollte den Messias rufen. Er wollte aus seinem Willen einen Sturmwind machen, der sollte an der oberen Pforte rütteln, sollte einziehen und rufen und fassen und auf die Erde reißen. Und er versammelte seine Kraft und holte sie aus allen Dingen, denen sie gegeben war, und band sein Leben los von allen Wesen und Mächten. Und als seines Leibes Gegenwart und schwerer Sinn seine Weihetaten störten, kasteite er sich und brachte sich dahin, wo man der Speisen und des Schlafes entraten kann, und lebte in Einheit und Gelöstheit der Seele viele Tage und Nächte. Aber bald gewahrte er seine Schranken und sah, daß er allein war. Er sollte für die Zeit sprechen, aber er konnte es nicht. Er sollte ihre Reife künden, aber er fühlte sie nicht. Er war nicht mit ihr vermählt. Fern von ihm breiteten sich die Lager der Menschen.

Da fand Rabbi David, was ihm zu tun gebührte. In jedem Jahre am Versöhnungstag wurde er berufen, das große Gebet vor der Gemeinde zu sprechen. Jetzt verstand er den Sinn davon. Er wußte, er würde auf den Flügeln seines Wortes das Beten aller tragen, das Gebet der Gemeinde und das Gebet ganz Israels, — denn ist nicht das Bethaus des Baalschem der Mittelpunkt der geistigen Erde? Und er beschloß, sein Wort zu schleudern auf das Volk wie ein gewaltiges Netz, daß alle Inbrunst von ihren engen Eigenzielen weggezogen und dem Messias zugeführt werde. Binden wollte er die Seelen Israels zu einer ringenden Schar, zu einem fordernden Fluge. Ja, er wollte für die Zeit sprechen. Alle Worte sollten in sein Wort fließen und in ihm emporströmen. Ja, er wollte die Reife der Zeit künden. Das Vielfache sollte zur Einheit zusammenwachsen, die keinen Mangel mehr kennt. Vermählen wollte er sich mit der Zeit und sein Blut mischen mit ihrem Blute, seine Seele mischen mit ihrer Seele, und das Vermählte in die Nacht werfen um des Morgens willen.

Der Versöhnungstag war da und die Gemeinde versammelte sich zum Früh-

---

Die chassidischen Legenden erzählen das Leben des Israel „Baalschem", des „Meisters des wundersamen Gottesnamens", des Begründers des Chassidismus, der die letzte Phase jüdischer Mystik ist, und das Leben seiner Schüler und Schülersschüler. Sie sind in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Volke entstanden. Hier ist eine von ihnen, dem hebräischen Original nacherzählt.

Die Bedeutung der in der Legende vorkommenden hebräischen Worte ist: Jomhakippurim = Versöhnungstag; Zaddik = Gerechter, Heiliger (Name der chassidischen Rabbis); Kawwana = Intention, das Mysterium der auf ein Ziel gerichteten Seele; Neïla = Schlußgebet des Versöhnungstages.

gebete. Wie Tote standen sie da in den Kleidern der Toten und bereiteten sich, in das Auge der Ewigkeit zu schauen. Nur der Meister fehlte. Der Baalschem war sonst der Erste im Bethause, wie ein Torhüter Gottes. Heute säumte er, und die Schar der Seinen harrte sein voller Bangigkeit, denn sie wußten, wie alles was er tat seinen Sinn nahm aus dem heimlichen Geschehen der Welt. Als der Morgen sich schon in den breiten Tag ergossen hatte, trat der Baalschem endlich leise und fast zögernd ein und ging den Versammelten vorbei und sah keinen an und ging an seinen Ort und setzte sich und legte den Kopf auf das Betpult. Und jene standen und schauten zu ihm und wagten nicht, mit dem Beten zu beginnen. Er aber hob den Kopf nach einer Weile und seine Augen blinzelten wie eines, der sich müht, in die Sonne zu blicken, und dann senkte er ihn und hob ihn wieder, und dies währte eine Zeit. Danach regte er sich wie ein Erwachender, der einen umklammernden Traum von den Gliedern abtun will, und winkte, man solle sich zum Frühgebete stellen. Aber als dieses gesprochen war und die Gemeinde sich geweihten Herzens zu dem großen Gebete rüstete, welches das Mussaf genannt wird, sah der Meister sich im Kreise um und sah sie stehen, eine große Schar, stumm, im Gewande des Todes, hingegeben zum Sterben und zum Leben. Und leise, Wort von Wort gezogen, wie aus der Tiefe des Sterbens sprach er zu denen, die um ihn standen: „Wer wird Mussaf vorbeten?" Und so kaum hörbar die Rede war, im gleichen Augenblick war ein Staunen entzündet in der Gemeinde und wogte still durch den stillen Raum. Denn alle wußten, dies war Rabbi Davids Amt und er war eingesetzt vom Meister seit Jahr und Jahr und war Gottes Diener im lauten und tragenden Sprechen des hohen Mussaf am Tage der Versöhnung, aus all den zitternden Herzen und von all den flüsternden Lippen emporzutragen die Wünsche und die Bitten, von der Scheu der Herzen und Lippen gelöst. Aber keiner wagte, dem Heiligen zu antworten, und schweigend wogte das Staunen. Er jedoch fragte wieder und wieder, bis einer leise und mit Zagen sprach: „Rabbi David ist doch der Beter!" Da richtete sich der Baalschem auf und wendete sich zur Lade, vor der Rabbi David unirdisch bleich und wie abgestorben stand, und redete zu ihm in gewaltigem Hohn, Wort von Wort gezogen, wie aus der Tiefe der Hölle: „Du, David, willst Mussaf vorbeten? Weißt nichts und willst Mussaf vorbeten am Jomhakippurim?" Da standen sie alle bestürzt da und verstanden nicht, was sich ereignete, und jeder fragte seine Seele, wie es möglich sei, daß der Meister dergestalt einen Menschen schmähe, und gar einen Zaddik, und gar am Tage der Versöhnung. Allein die Furcht war groß und niemand sprach ein Wort. Rabbi David aber stand noch starr und aufgereckt vor der Lade und ihm war, als trüge ihn ein Wirbelsturm durch die Nacht; und Fäuste hoben sich aus dem Wirbel und schlugen ihn, und dünne spitzige Finger zerrten das Gewand von ihm, und stählerne Knöchel klopften ihm an Aug und Ohr und Brust und Arm und Knie und lähmten ihm Sinne und Glieder, und eisige Krallen rissen seine Seele hervor und warfen sie in die Nacht. So stand er wie in leerem Raume

und wurde keiner Zeit gewahr und war verloren. Urplötzlich aber wich der Wirbel von ihm und er sah sich vor der Lade stehen und hörte ein Wort des Baalschem zu sich herübertönen. Und der Baalschem redete mit leichter Stimme: „Ist keiner da, vorzubeten, nun so geh schon du, Rabbi David!“ Da stürzten Rabbi David die Tränen hervor und er weinte und weinte und begann aus dem Weinen zu beten und betete in großem Weinen, und sein brechendes Herz sandte ihm Tränen und immer neue Tränen. Und die Tränen nahmen in ihrem Strome seine Bereitschaft mit und seinen großen Willen und trugen mit sich davon die Kawwana seiner Seele, die Frucht der Tage und der Nächte, die Spannung des Unendlichen. Und nichts fühlte und wußte er mehr als das Leid seines Herzens, und aus seinem Herzeleid redete er zu Gott und betete und weinte. Und an seinem Leid entbrannte das Leid der Gemeinde und schlug empor wie Bergesfeuer. Wer eine Decke gebreitet hatte über die Winkel seines Lebens, der zog sie nun weg und wies Gott seine Wunden wie einem Arzte. Wer eine Mauer errichtet hatte zwischen sich und den Menschen, der riß sie nieder und litt den Schmerz der anderen in seinem Schmerze mit. Und wem die Brust schwer war, weil er in seinen engen Kreisen das Wort nicht finden konnte, das hindringt zum Kern der Geschicke, der fand es nun und atmete in Freiheit.

Aber als das Fest sich geneigt hatte und die letzten Feiertöne der Neïla in den Abend verbraust waren, trat Rabbi David vor den Baalschem hin. Und als er vor ihm stand, ohne ihn anblicken zu können, und das gütige, ruhevolle Angesicht unfern des seinen nicht sah, nur fühlte, vermochte er sich nicht länger zu halten, sondern sank vor die Füße des Herrn und lag eine Weile stumm und ringend da. Endlich hob er den Blick und sprach in schwerer Mühe: „Rabbi, welche Schuld hast du an mir erschaut?“ Und hinter ihm hatte sich die Gemeinde geschart und alle harrten der Worte des Meisters; mit Augen, die das Gebet geläutert und befriedet hatte, sahen sie auf seinen Mund, und von all den Herzen, die aus dem Quell der Gottesglut gestillt waren, schlug ihm die eine Frage entgegen. Und der Baalschem sprach: „Keine Schuld finde ich an dir, Rabbi.“ Und legte ihm die Hände auf die Schultern und neigte sich zu ihm wie ein Vater, der seinen Sohn im Schweigen segnet, und sprach zum andern Mal: „Keine Schuld finde ich an dir.“ Und als des andern trauervoller, wartender Blick zu ihm aufflog, sprach er weiter: „O Rabbi David, du hast dich bereitet und geheiligt und hast im Feuer der Kasteiung gebadet deinen Leib und hast deine Seele gespannt wie eine Bogensehne der Kawwana, um den Messias zu rufen.“ Und er hielt inne, und jener beugte die Stirn, und er sprach weiter: „O Rabbi David, du wolltest dein Wort wie ein Netz schleudern auf das Volk Israel und aller Willen dir dienstbar machen, um den Messias zu rufen.“ Und tiefer beugte jener die Stirn, und der Baalschem sprach weiter: „O Rabbi David, vermeinst du, deine Gewalt könnte fassen das Unfaßbare? Und dränge sie auch vor bis zum innersten Himmel und umfinge mit zwingenden Armen den Thron des Messias, vermeinst du, du hieltest ihn, wie meine Hand deine Schulter

greift? Über die Sonnen, über die Erden wandelt Messias in tausend und tausend Gestalten, und die Sonnen und die Erden reifen ihm entgegen. In seiner obern Form gesammelt, zerstreut in unsägliche Weite, hütet er allerorten das Wachsen der Seele, hebt er aus allen Tiefen die gefallenen Funken. Täglich stirbt er die stillen Tode, täglich keimt er in stillen Geburten, täglich steigt er empor und nieder. Wenn einst die Seele schlank und vollendet mit reinen Sohlen den reinen Boden tritt, dann wird seine Stunde in seinem Herzen aufpochen, dann wird er sich aus allen Gestalten ziehen und wird sitzen auf dem Throne, Herr der Himmelsflammen, die gesprossen sind aus den erlösten Funken, und wird niedersteigen und kommen und leben, und wird der Seele sein Reich schenken." Und weiter sprach der Baalschem: „Du aber, Rabbi David, was hast du getan? Du wolltest deine Seele mit der Seele Israels in die Nacht werfen um des Morgens willen. Aber kennst du den Herrn der Nacht, den Herrn des anderen Reiches? Wisse, immer ist Einer, der die Zeit befragt, und Einer, der für die Zeit antwortet. Einer, der geben will, und Einer, der nicht annehmen kann. Dieser ist er, der Herr der Nacht, der dazu eingesetzt ist, das Fehle der Zeit zu künden und zu vollziehen. Und als er sah, daß du dich bereitetest und heiligtest, da glomm eine große Freude in ihm auf, und er gedachte in deinem Gebete das Gebet Israels einzufangen und sich ein Spiel und ein Kleinod daraus zu machen. Und auch er spannte seine Seele wie eine Bogensehne der Kawwana und stellte sich auf dem Wege auf, wo dein Gebet aufsteigen sollte, und mühte sich, es zu fangen. Und ich stritt mit ihm an diesem Morgen und wollte ihn verjagen, aber ich konnte es nicht. Da schlug ich deine Seele mit einem Wirbel der Schande, daß sie ihren Willen verließ und in Tränen aufging. Und dein Gebet stieg auf mitten in den Gebeten Israels und stieg frei empor zu Gott." Da beugte sich noch tiefer und völlig zu Boden die Stirn des Rabbi David. Aber der Baalschem hob ihn empor und zog ihn zu sich heran und sprach: „Als das Weinen über deine Seele kam, da ist an deinem Leide das Leid Israels entbrannt. Und jeder stand im Läuterfeuer seines Herzeleids vor Gott, und jeder wurde rein im Strome seiner Tränen. Wie viele gefallene Funken hast du da emporgehoben! Fürwahr, Rabbi, als du weintest, da war der Messias in dir."



Südamerikanische Reise / von E. Nordenskiöld

Ein Tag im Quinta-Lager



Die Sonne blickt über den Saum des Urwaldes in das Lager von Quinta hinein. Es ist ziemlich kalt, und es wäre schön, wenn man sich noch ein wenig recken könnte, aber wir müssen mit der Sonne auf. Ein Revolverschuß gegen die Decke weckt das Lager auf, eine zweite Kugel sende ich einigen jungen Wildschweinen, den Haustieren der Donna Juliana hier im Urwalde, nach, die sich mit unseren Vorräten zu schaffen gemacht haben. Ja, es ist Morgen in Quinta, ein solcher Morgen, wo man fühlt, wie das Blut in den Adern rauscht, wo man leben will, leben.

Wir haben eine Hütte und ein paar Zelte. Das ist unser Lager. Es liegt in einer Lichtung des Urwaldes, des düstern, hohen, schweigsamen Urwaldes. Die Hütte gehört der Donna Juliana. Sie besitzt ein Zuckerfeld und einige Apfelsinenbäume. Sie wohnt dort mit ihrem Sohne.

Aus Donna Julianas kleinem Heim, in dem sie jahrelang am Feuer gesessen, Zuckerrohr gekaut und Mate mit irgend einem Gaucho getrunken hat, der auf dem Wege nach oder von den Wildnissen des Chacos dort eingekehrt ist, um Apfelsinen zu kaufen, ist nun ein lärmendes Lager geworden.

Maximo kommt mit Mate. Leiva, unser Arriero,* sprengt über den Hof. Die Maulesel eilen ihm voraus. Er hat sie zur Tränke geführt. Sie sind sehr mager, da es in der kleinen Lichtung an Futter fehlt. Ein schwarzer, großer Maulesel kommt bis dicht an mein Bett heran, er weiß nämlich, daß die Maissäcke neben mir aufgestapelt liegen.

Das Bett steht am Eingange der Hütte. Mit Donna Julianas Hausgerät, einem wackeligen alten Tisch, einem Bettgestell, einigen zerbrochenen Stühlen und unseren leeren Kisten haben wir es uns so gemütlich wie möglich eingerichtet. Alles ist systematisch geordnet, und wehe dem, der nicht den Hammer an den bestimmten Nagel hängt, oder der das Petroleum oder das Sublimat an den Platz für den Whisky stellt.

Für das Ästhetische ist auch gesorgt. Wir haben ja den Urwald in seiner düstren Schönheit, den Saum des Urwaldes mit Blumen und Kolibris, und im übrigen sind „Ideale" an die Wände der Hütte angenagelt. Dort hängen Cleo de Merode und andere Schönheiten über unseren Eßwaren.

Maximo reicht mir mein drittes Glas Mate. Ich setze mich auf, rolle mir eine Zigarette und überlege mir, ob ich mich heute waschen oder damit bis morgen warten soll. Donna Juliana sucht den Arzt. Das ist Don Roberto.

---

* Derjenige, der die Wartung der Maulesel, die Bepackung derselben usw. zu besorgen hat.

Er betreibt die ärztliche Praxis, Boman und ich den Humbug, und wir heilen auch eine Menge Leute. Alle wollen etwas zum Einnehmen haben, selbst wenn sie sich in den Finger geschnitten haben; und dann stecken sie Don Roberto einen Peso oder zwei in die Hand, was er stets geniert ablehnt.

Unser Roberto mit seiner Universalmedizin ist ein großer Arzt. Er gibt für alles Laxiermittel; ich glaube, er würde selbst gegen Taubheit und Stottern „Aloepillen" verschreiben.

Wir haben im Lager einen Gast; es ist ein Estanciero, Sennor Gill. Er ist eigentlich nicht unseretwegen hier, sondern des Whiskys wegen. Er liebt den Whisky, und solange noch solcher da ist, liebt er auch uns.

Nachdem ich beschlossen habe, mich morgen zu waschen, aber morgen ganz sicher, stehe ich auf und verlasse die Hütte, wechsele das Hemd und nicke Donna Juliana, die am Feuer sitzt und Mate trinkt, einen guten Morgen zu. Dort ist auch unser Schelm von Koch. Ganz sicher war er es, der eines Nachts eine Liane über den Weg zum Lager gespannt hat. Die Falle war für Boman berechnet, aber ich ritt natürlich hinein. Mein Maulesel wurde wild und setzte mich kopfüber in die Trümmer einer alten Feuerstätte hinein. Ich bekam die Augen voll von Asche und fluchte so, daß die Alligatoren an der Laguna del Sauzal sich sicher bekreuzt haben, und der Jaguar, der auf dem Wege nach dem Bache war, um zu trinken, stehen blieb und lauschte.

Nicht lange darauf mußten wir den Koch entlassen. Wir mußten ihm auch noch einen Maulesel leihen, damit er fortkonnte. Ein Mataco-Indianer begleitete ihn. Der Koch stahl den Maulesel, später bekamen wir ihn aber doch wieder. Der Koch schwur, er würde uns in Bolivia ermorden, aber das haben so viele getan, und wir leben doch noch.

Don Roberto steht ganz leicht bekleidet da und wickelt anderes Papier um seine Pflanzen. Von Zeit zu Zeit fährt er mit der Hand nervös in das Hemd und mordet mit blutdürstigem Angesicht Kosmopoliten und Südamerikaner.

Von allen den Tieren, die die Europäer in Amerika eingeführt haben, gedeiht „Pulex irritans" am besten. Die südamerikanische Rasse dieser Tiere ist wohlgeformt und groß und kommt überall fort. Treu, rührend treu, folgt er dem Menschen bis in die allerentlegensten Winkel des Urwaldes.

Auf den einen Fuß ziehe ich einen Stiefel, den anderen stecke ich vorsichtig in einen Pantoffel. Ich habe nämlich überall Wunden von Garrapatas und Sandläusen. Sandläuse und Garrapatas, in diesen beiden Worten liegt die ganze Kehrseite des Urwaldlebens. Die ersteren bohren sich in die Haut, besonders unter den Zehennägeln ein, legen Eier, aus welchen dann kleine weiße Larven kriechen, die sich an dem eiterigen Fleisch delektieren. Garrapatas! brr! Es sind eine Art Zecken, die sich in die Haut bohren. Nimmt man sie nicht vorsichtig heraus, so entstehen Beulen, die sich in große Wunden verwandeln.

„Achte auf die Maulesel, Leiva, daß keiner gestohlen wird!" schreit Boman und brüllt einige spanische Flüche, die sogar einen Schweden in Verwunderung

setzen. Dann saugt er atemlos an seinem siebenten Mate, den Maximo ihm reicht.

Ein stattlicher alter Kreole, mit einem mit Silber beschlagenen Sattel und Riesensporen, der einen kostbaren Vicunnaponscho nachlässig über die Schultern geworfen hat, hat Bomans Brüllen verursacht. Er hält vor dem Lager und spricht mit Gill. Der Kreole ist ein Ansiedler und als großer Pferdedieb bekannt. Gill erzählte mir, daß er ihm einen Tribut bezahlt, damit er seine Tiere in Ruhe lasse. Der Kreole reitet ein gutes Pferd, ein solches, wie ein Pferdedieb es braucht. Er kennt genau alle Steige im Urwalde. Ein noch nicht großjähriger Knabe begleitet ihn. Der wird von dem Gericht nicht als Zeuge zugelassen. Viele Schelme benutzen hier den Kniff, solche Knaben in ihren Diensten zu haben.

Wir gehen nun alle an unsere Arbeit. Don Roberto geht nach dem Sumpf unweit unseres Lagers, um Pflanzen zu sammeln. Boman sieht den Proviant nach, flucht über die Diener, die zuviel Zucker essen und setzt sich dann zu Gill, um ihm alle Geheimnisse des Urwaldes, die er kennt, zu entlocken.

Ich selbst ordne und etikettiere die Funde der letzten Tage. Darunter ist ein kleines Insekt, das mir interessant erscheint und von dem ich zu meinem Ärger so wenig Exemplare habe bekommen können.

Die Mataco-Indianer, die an einem kleinen See, der Laguna de San Miquel, nicht weit von hier wohnen, und gestern hier waren, haben mir jedoch versprochen, mir mehr davon zu verschaffen.

Und ganz richtig, eben kommt ein Indianerjunge mit einer ganzen Büchse voll! Ja, diese Indianer kennen den Urwald, aber es ist nicht leicht, ihnen dessen Geheimnisse zu entlocken.

So vergeht der Tag unter Arbeit und Unruhe. Am Abend sind wir wieder alle versammelt. Maximo deckt den Tisch, ich zünde die Azetylenlampe an.

Wir setzen uns zu Tische. Gill ist noch immer unser Gast. Der Whisky tut seine Wirkung; er spricht französisch: „Je parlez français, parlez-vous français... Je parlez français. Parlez-vous usw. usw. . . ."

„Den Hammer her, Maximo!" ruft einer.

Er gehört nämlich zum Tischgeschirr, er dient zum Zerkleinern der Schiffszwiebäcke. Das Mittagsessen besteht aus Reis mit Fleisch und einem kleinen, in der Schale gebratenen Gürteltier.

Gill ist höflich und zuvorkommend. Er zerbricht das Gürteltier mit seinen schmutzigen Fingern und reicht dann jedem von uns ein Stück auf der Gabel, mit der er selbst ißt. Das ist sehr höflich, aber nicht gerade angenehm.

Um ihn los zu werden, machen wir ihn betrunken; und er geht wirklich und setzt sich zu Donna Juliana.

Wir anderen bleiben sitzen, trinken Kaffee, rauchen und plaudern und entwerfen Pläne. Don Roberto liest zum zehnten Male eine drei Monate alte Zeitung. Als wir müde von der Tagesarbeit sind, legen wir uns.

Ich liege noch einen Augenblick und betrachte die Diener, die am Feuer sitzen, Mate trinken und schwelgen und lärmen. Als ich müde bin, schlafe ich ein und vergesse alles, sogar das, was am Halse beißt.

Das Feuer erlischt, die Glut erstirbt



Wir hatten unser gemütliches Lager in Quinta verlassen. Ich fühle mich übermütig und froh. Der Aufenthalt in Quinta war angenehm und reich an Resultaten gewesen. Der erste Teil der Reise war wohl gelungen. Wir verlassen spät das Lager, und es ist schon dunkel, ja so dunkel, wie es des Nachts im Urwald ist. Mit der Reitgerte untersuche ich, ob nicht Zweige im Wege sind, die mir ins Gesicht schlagen könnten, und wo sie allzutief hängen, beuge ich mich tief auf den Rücken des Maulesels. Der Klang der Sporen meines Dieners Mennas und die Klugheit meines Maulesels leiten mich.

Wenn man Stunde auf Stunde ganz still im dunklen Urwalde reitet, wird man weich; da überfallen einen Gedanken und Erinnerungen, und man fühlt sich einsam, allzuweit entfernt von der Heimat und den Seinen, und man wünscht vielleicht zuweilen, man hätte sich nicht in den Kampf hinaus begeben, sondern säße und wärmte sich am heimischen Herde. Man wünscht, man könnte nur eine einzige Stunde nach Hause eilen und erzählen, erzählen und immer wieder erzählen. —

Ein Licht erhellt das Dunkel, ein halbes Dutzend Hunde bellen. Es ist der Rancho von Agua Blanca. In Agua Blanca hat man sich um den Herd versammelt. Dort sitzt der Herr des Hauses, Don Jose selbst, gebieterisch und faul und rollt sich eine Zigarette aus Maisblättern, die er mit einer Kohle in Brand setzt, die ihm ein kleines Mädchen, deren blaue Augen fremdes Blut verraten, reicht. Dort sitzt Donna Julia, die Hausfrau, und die Söhne und die blinde Tochter, der Liebling der Alten, die Enkelin der Tochter, die starb, weil sie von ihrem Geliebten verlassen worden war, die Diener und deren Kinder, die Hunde und die Katzen. Auch das junge Wildschwein, das Don Felix aus dem Walde geholt, genießt die schöne Wärme und scheuert sich vergnügt an Donna Julia. Beinahe direkt im Feuer sitzt der struppige Papagei.

Man heißt uns willkommen, tauscht einige zierliche, freundliche Phrasen aus, macht Platz, bietet den Reitern Stühle an. Sie sind mit den Leuten des Ranchos schon befreundet. Sie kennen sie, ihre Pläne, ihre Hoffnungen, ihre Sorgen. Freunde, die das Schicksal hierher verschlagen hat, Freunde, die wieder fortgehen und die sie niemals wiedersehen. Ja, zuweilen erhält man einen Freund, zuweilen mehr als einen Freund. Eine kurze Zeit des Zusammenseins, reich an Sympathie, das ist alles. Dann trennt man sich, um sich nie mehr wiederzusehen.

Mate, das Nationalgetränk, wird herumgereicht. Das Gespräch dreht sich um die wenigen Ereignisse der Gegend. Mit ungläubigem, verständnislosem

Lächeln erkundigt man sich nach unseren Ausgrabungen und Funden, und viel wird erzählt, was für uns Wert hat, und viel, was dem Aberglauben entstammt. Jose war der erste, der uns von den Kindergräbern bei Arrogo del Medio erzählt hatte. Er hatte nach Schätzen gegraben und dort nur Knochen gefunden. Wir gruben später an demselben Platz nach und fanden vier modellierte, mit phantastischen Gesichtern versehene, Kinderskelette enthaltende Urnen. In einer dieser Urnen befanden sich außer dem Skelett sieben Schnecken vom Meere, die auf eine vorhistorische friedliche Verbindung zwischen den Völkern des Inneren des Kontinentes und denen der Küste hinwiesen.

Da ich müde und krank war, sagte ich gute Nacht und streichelte das blauäugige Mädchen, was mir einen freundlichen Nick von Donna Julia einbrachte. Zu meinen Füßen lag einer von Don Joses Hunden und wärmte sich und mich.

Bevor ich einschlief, warf ich noch einen Blick nach dem Feuer hin. Donna Julias Antlitz zeichnete sich, vom Lichte erhellt, gegen den dunklen Wald ab, es war vor der Zeit alt, voll von Furchen, und es lag etwas Gedankenvolles, Bitteres darüber. Das Leben und die Sorgen sind überall gleich, im kalten Norden, wie in dem tropischen Urwald.

Die Kinder sagten gute Nacht und beteten für uns alle. Die kleine Blauäugige wagte sich sogar an mein Bett heran und murmelte mit gefalteten Händen einige Worte, sie eilte aber sofort wieder zu den älteren Kindern hin, die ihr wohl gesagt hatten, das sei so ein Unglücklicher, der nicht zu beten verstehe; und sie hatte sich vergessen; er, der Heide, war ja doch freundlich zu ihr gewesen!

Da ich müde war, schlief ich bald ein und erwachte erst durch die kühle Morgenluft. Ich trank etwas Mate, nahm einen Schluck aus der Flasche und entnahm dann meiner Satteltasche einen von einem Esel gezogenen Kinderspielwagen, mit schraubbarer Feder. Die Kinder und auch die Alten spielten damit und lachten über den Esel, der vorwärts und rückwärts gehen konnte. Man amüsierte sich, und Donna Julia freute sich über die Freude ihrer Lieblingstochter.

Es war froher Lärm, es war Munterkeit in Don Joses Rancho, und auch ich wurde heiter dadurch.

Da kam der Schlag!

Der Telegraph hatte es über die Welt getragen. Ein Reiter hatte es mir gebracht.*

Es wurde still im Rancho in Agua Blanca, der Kinderwagen wurde weggestellt, keine Fragen, keine Ausdrücke des Beklagens, eine stille Freundlichkeit, das war alles, ein Takt, den ich niemals vergessen werde, ein Takt, der mir eine der schönen Seiten des Kreolen zeigte, wenn er auch dem Urwald angehört.

---

* Das Telegramm, das dem Verf. den plötzlichen Tod seines Vaters, des berühmten Nordpolforschers A. Nordenskiöld verkündete.

Als ich fortritt, schenkte mir Donna Julia ein Kruzifix. Es war alt und verrostet. Sie hatte es einem Ketzer, vielleicht einem Heiden gegeben, das wußte sie nicht so genau, aber es war gut gemeint. Um sich zu entschuldigen, daß sie es mir aufdrängte, sagte sie, es sei in der Erde gefunden und sei sehr alt.

Der Weg ging durch trockenen Wald nach Piqueta, wo düstre Kakteen stehen und der Boden des Grüns entbehrt. Dort schlugen wir unser Lager auf.

Wenn es tagte, ging ich aus, um Wohn- und Begräbnisplätze auszugraben, und wenn es dunkelte, ging ich ins Lager zurück, wo das Feuer brannte, wo die Flammen glühten und prasselten, verloschen und in der Glut verschwanden.

Ich hatte mich, als wir Quinta verließen, so übermütig über meine kleinen Siege gefreut. Ich hatte mich um meiner selbst willen darüber gefreut, am meisten aber doch, um den Meinen Freude zu bereiten. Piquete sollte ein Glied in dieser Kette werden.

Meine Diener, Menna aus der Sierra, der kaum jemals aus seinem Gebirgstal herausgekommen ist, Bustamante mit dem blauen, flatternden Halstuch, dem rosenroten Taschentuch, den engen, lackierten Stiefeln mit den hohen Absätzen, der lustige Zechbruder, der sein väterliches Erbe durch Wein und Weiber verloren hat, und Leiva, der alte Fuchs, der unzählige Abenteuer erlebt, das ganze Innere des Landes bereist und in allen Wirtshäusern gespielt hat — alle erzeigten mir eine Freundlichkeit, die niemals aufdringlich war, bewiesen einen Takt, der von den Tagen der Konquistatoren her sich auf diese Kreolen vererbt hat und von ihnen täglich geübt wird.

Es ist still am Lagerfeuer; ich liege einsam und denke und traure. Das Feuer erlischt, die Holzscheite sind niedergebrannt, die Glut erstirbt.

Das Dorf der Mataco-Indianer



Es ist tiefe Nacht. Das Pferd stutzt. Das Pferd scheut. Musik, Lärm und Tanz erschrecken es. Durch die Bäume schimmern die Feuer vom Lager der Mataco-Indianer und beleuchten die Palmenhütten und die tanzenden Schatten. Die Musik schweigt, der Tanz hört auf, die Hunde bellen, als die weißen Männer in das Dorf der Matacos hineinreiten. Dort herrscht Trauer. Mit Tanz und Musik wird das Fest des Todes gefeiert. Ein Mann ist gestorben und sein Geist ist gegangen, um in dem Chaco, den seligen Jagdgefilden der Indianer, zu jagen und zu fischen. Ist der Tote ein großer und weiser Mann gewesen, so wird sein getrockneter Leichnam nach dem Chaco gebracht, um in seiner salzgetränkten heiligen Erde begraben zu werden. Denn heilig sind den Indianern die ungastfreundlichen Gebüsche und wasserarmen Marken des Chacos, denn dort haben sie den Weißen getrotzt, dort haben sie gejagt, geplündert und gehungert.

Hier im Dorfe ist beinahe alles indianisch. Kleine runde Hütten liegen dicht nebeneinander; jede ist mit einem niedrigen, schrägen Eingang versehen. Viele der Kleidungsstücke der Indianer sind zwar abgetragene Kleider der Christen,

aber der eine oder andere hat noch ein Hemd aus Chaguarbast oder einen Mantel aus Otterfell. Das Hausgerät ist fast ausschließlich indianisch, und die Waffen sind noch Pfeil und Bogen.

Wie fein gebaut ist nicht das dreizehnjährige Mädchen, das die Fremden mit scheuen Blicken betrachtet. Aus Schneckenschalen hat ihr ein Bewunderer ein Halsband verfertigt und auf den Gürtel aus Tapierfell, der die schlanke Taille umgibt, Schnörkel geschnitzt. Auf den Backenknochen ist sie mit blauen Kreisen tätowiert und von jedem Mundwinkel gehen drei blaue Striche hinab. Häßlicheres habe ich gesehen.

Wie abscheulich ist doch die vielleicht nicht mehr als vierzig Jahre alte Frau mit rinnenden Augen, die ihr schmutziges Kind an die mageren Brüste drückt.

Warum sind die Indianer aus dem Chaco hierher nach der Zuckerfabrik gekommen! Vielleicht ist die Jagd fehlgeschlagen, vielleicht ist der Fluß trocken, vielleicht sind die wilden Wurzelknollen, welche die Natur für sie und die Wildschweine wachsen läßt, mißraten. Ja, der Mangel an Nahrung hat die Wilden sicher verlockt, Freiheit, Hunger und Jagd aufzugeben und Gräber zu graben und Zuckerrohr zu schneiden. Aber noch mehr hat sie vielleicht der Branntwein verlockt.

Der Chaco ist nicht mehr dasselbe wie früher, Fuß für Fuß vermindern sich die Jagdmarken der Wilden. Der Wilde wird in immer ungastfreundlichere Gegenden vertrieben. Er nimmt zuviel Platz ein. Er muß kämpfen oder sich ergeben; entweder sich mit den wilden Tieren verbinden, den Kampf gegen die Weißen aufnehmen, oder sich ihnen unterwerfen, für sie arbeiten, ihren Mais essen und ihren Branntwein trinken. Er muß untergehen. Die Kinder seiner geschändeten Töchter werden die einzigen sein, die übrig bleiben. In den Gebüschen wird man ihn niederschießen, wenn er sich nicht dazu hergibt, Zucker zu mahlen und der Diener der Mammonsdiener zu sein.

Pachamama

Lipau ist der Name einer Hütte, die beinahe im Grunde der Quebrada liegt, einer solchen engen Quebrada, wo die Seele sich gestützt fühlt durch die Wände der Felsen. Dort wohnt eine Indianerfamilie.

Wir saßen alle auf der Steinbank vor der großen Hütte und plauderten. Einsam war ich gekommen, um nach alten Wohnplätzen zu suchen. Gab ich den Indianern Coca oder Branntwein, so opferten sie einige Blätter und gossen einige Tropfen auf die Erde, ehe sie tranken. Dies Opfer brachten sie der Pachamama, der Göttin der Erde. Seitdem sie eine christliche Göttin geworden ist, nennen sie sie auch Santa Tierra.

Pachamama ist die Göttin der Erde, sie gibt ihnen reiche Ernten, sie beschützt die Herden, besonders wenn sie ihr zur Ehre rote Büschel tragen. Will man oben in der Puna etwas suchen oder ausfindig machen, will man Steinäxte und

Mumien ermitteln, muß man der Göttin Cocablätter und Branntwein opfern. Manchesmal habe auch ich geopfert, und fand ich dann einige hübsche Gegenstände, so sagten die Indianer: „Siehst du, Herr, opfern bringt Glück", und unter sich flüsterten sie vielleicht: „Siehe, er verhöhnt unsere alten Bräuche nicht", und das ist meinen Sammlungen möglicherweise zugute gekommen.

Das Kreuz Christi sitzt auf dem Dachgiebel. Es ist aus Kaktusholz. Es steht da so klein und so scheu, als wäre es in den Gebirgstälern der Pachamama noch nicht recht heimisch.

Hütet euch vor der Pachamama, wenn sie zürnt. Bei Organoyo ist ein Berg. Er ist nicht hoch, aber die Indianer wagen es nicht, ihn zu besteigen, denn dunkle Mächte schleudern Steine von seiner Spitze. Don Gustavo bestieg trotz der Warnungen der Indianer den Berg. In demselben Augenblicke, wo er seinen Fuß auf den Gipfel des Berges setzte, stürzte einer der Maulesel in einen Abgrund und starb. Dies hat den Glauben der Indianer bestärkt. Mehr als je fürchten sie den Organoyo, den Berg, der zürnt.

Als Pedro, ebenfalls ein Halbindianer, den Enrico den Channi hinauf begleitete, opferte er unaufhörlich, weil sie der Göttlichkeit trotzten. Glaubt ihr nicht, die Indianer sagen, daß die dunklen Mächte Don Roberto mit Blindheit geschlagen hätten, als er den Channi hinabging, dessen Gipfel er und Don Gustavo als die ersten in postkolumbischer Zeit bestiegen, und wo sie einen alten Opferplatz gefunden hatten, den sie geplündert hatten. Mehr als zwei Tage lang war Don Roberto blind. Don Gustavo mußte ihn den Berg hinabführen.

Die Grotten bei Quatchichocana haben ebenfalls einen schlechten Ruf, ein Priester war da gewesen und hatte sie gesegnet, ich glaube aber nicht recht, daß der neue Gott den Sieg über die alte Göttin davongetragen hat. Sie wohnt noch immmer da. Wenn ein Punaindianer mit seinen Eseln und Lamas an ihr vorbeigeht, so opfert er ein Stück Coca an der Felswand.

Auf den Gebirgspässen sind große Steinhaufen aufgestapelt. Ich versuchte einmal, die Steine eines solchen Haufens zu zählen. Es waren mehr als fünfzigtausend. In den Steinhaufen staken Zweige mit roten Büscheln.

Geht ein Indianer über den Paß, so opfert er einen Stein, wie es seine Vorväter seit den Tagen des Incareiches getan haben, und auf diese Weise sind diese großen Steinhaufen entstanden. Er opfert hier der Pachamama, damit seine Lasttiere und er selbst nicht auf dem Wege ermüden.

Auf anderen Pässen sind kleine Vierecke aus Stein. Dort wirft jeder vorübergehende Indianer ein Stück Coca hinein.

Ist die Natur düster und verschlossen, so ist es der Mensch, der in einer solchen Natur lebt, ebenfalls. So hat sich der Charakter des Indianers sehr nach der Natur der Puna gestaltet. Er ist verschlossen. Er ist ungastfreundlich wie die Hochebene, die er bewohnt. Die Fata morganas auf den Salzfeldern lügen, wenn sie Seen und Insel vorspiegeln, wo nur eine unendliche Salzwüste ist. Der Punaindianer lügt immer, zuweilen aus Vorsicht, meistens aus Gewohnheit.

Die Punanatur erfordert Arbeit; sie ist sparsam mit ihren Gaben. Dies hat bewirkt, daß die Indianer das Geld lieben. Wenn er einige argentinische Papierpesos zusammengescharrt hat, wechselt er sie in blanke Bolivianer ein. Dann vergräbt er das meiste in der Erde; nur einiges darf für Branntwein draufgehen. In Quinta, hinten im Urwalde, dagegen, da rollte das Geld. Hat der Gaucho seinen Lohn erhalten, so spielt er Taba, und er spielt hoch, er reitet mit in Wettrennen und hält hohe Wetten, er trinkt Branntwein, er küßt seine Mädchen, bis der letzte Pfennig ausgegeben ist. Der Punaindianer kaut Coca und trinkt Branntwein, er will aber gern etwas übrig haben für die Geldkruke, die er oben auf dem Berge vergräbt.

Ja, wohl ist die Natur in der Puna großartig, aber sie ist düster, sie macht das Herz schwer und läßt die Sorgen an das Tageslicht kommen; deshalb sehne ich mich auch nicht nach der Puna zurück, als ich den Paß überschritten. Wieder Bäume, wieder Grün, wieder Früchte, wieder Vögel, die singen; unterhalb des Passes das lachende Tal des Tarija, dort oben die unendliche Puna — wo die Indianer wie Gespenster wandeln, beinahe unberührt davon, daß Almagro mit seinen Abenteurern durch die Quebrada de Humahuaca gezogen ist und daß Millionen Abenteurer seinen Spuren nachgefolgt sind und mit dem christlichen Kreuz als Symbol alles alte, alles inkasische fortgefegt haben.

Das Todestal der Riesen

Die Phantasie führt mich Jahrtausende zurück. — Um das Tarijatal erheben sich Berge. Es ist eine große Ebene mit Gebüsch, in der die von den Bergen kommenden Bäche blind enden und einzelne Moräste bilden.

In einen Mantel aus dem wärmenden Fell eines Zwergguanacos gekleidet, versucht ein junger Wilder die Moräste zu durchwaten. Seine Waffen sind Pfeil und Bogen. Der Köcher ist voll von Pfeilen. Die Pfeilspitzen sind ganz grob, einige aus Obsidian, andere aus Calcedon. Im Gürtel hängt eine Axt aus Stein, auch sie ist grob zugehauen. Auf dem Rücken trägt der Jüngling einen Schild. Nie war ein Pfeil imstande, ihn zu durchbohren. Viele Pfeile sind daran zurückgeprallt. Sowohl im Kampfe gegen die harten Holzpfeilspitzen der Chacoindianer, wie gegen die Steinspitzen der Punaindianer hat er stets seinen Besitzer geschützt. Zum Schild hat ein Riesenfaultier, ein Mylodon, seine mit kleinen runden Hautknochen gepanzerte Haut hergeben müssen.

Das hohe Gras verbirgt den heranschleichenden Jüngling. Reich ist die Jagd, aber sie ist gefährlich. Der Wilde kommt zu einem Platze, wo die Tiere zu trinken pflegen. Eine Herde eigentümlicher, pferdeähnlicher Tiere wittern mit den schnabelförmigen Nüstern die drohende Gefahr und eilen davon. Ein Riesengürteltier wird ebenfalls unruhig und eilt, auf den Spitzen seiner Klauen schleichend, in seine Höhle. Aber nicht der Jüngling hat es erschreckt, sondern ein Dolchtiger, den auch das scharfe Auge des Wilden im Grase entdeckt hat. Die

dolchähnlichen Zähne des Tigers sehen auch respekteinflößend aus, wie sie da aus dem breiten Oberkiefer hervorragen. Sie sind nicht zum Beißen, sondern zum Stoßen und Zerreißen, wie die Stoßzähne des Walfisches. Sie eignen sich ausgezeichnet zum Aufbrechen der gepanzerten Haut der Faultiere. Nicht den Pferden lauerte der Tiger auf, die sind ihm zu schnellfüßig, sondern dem Riesengürteltier und einem andern großen Faultier, das, auf seinen Armbogen gestützt, gemächlich grast.

Die Erde bebt: es ist eine Herde elephantenähnlicher Tiere, Mastodonten, die vorübereilen. Es ist ein stattliches Schauspiel. Eins ist zurückgeblieben. Das schwere Tier ist im Schlamme versunken. Es arbeitet, um heraus zu kommen. Der Schmutz spritzt hoch. Immer tiefer sinkt das Tier.

Dieser Todeskampf ist großartig. —

Seitdem sind Jahrtausende vergangen. Alle diese Tierarten sind verschwunden. Neue Arten, weit kleiner, von schlankerem Bau, mit größerer Intelligenz sind an ihrer Stelle aufgetreten. Das Klima und die Pflanzenwelt haben sich ebenfalls verändert.

Das das Tarijatal nach allen Richtungen durchschneidende Wasser hat die Denkmäler einer dahingeschwundenen Zeit aufgedeckt. Jede Rinne hat hier in den Erdschichten einen Kanon geschnitten. Zuweilen hat das Wasser Abgründe gebildet, über welche hier und da Stücke des Bodens stehen geblieben sind und Brücken bilden. Zuweilen, wo einzelne Steine mit der feinen Erde, die hier den Boden bildet, gemischt sind, hat das Wasser das Material zwischen den Steinen fortgeschwemmt und phantastische, zuckerhutförmige Erdbildungen, mit einem Stein auf jedem Kegel, geschaffen. Oft sind die Steine durch Knochen ersetzt, zuweilen vom Mastodon, zuweilen von einem Dolchtiger, sehr oft von einem Faultier oder einem Pferd. Sucht man in den Barrankas, (so werden hier die Abgründe genannt,) so findet man Knochen von allen diesen Tieren. Sucht man sorgfältig, so findet man Kranien.

Das Knochensuchen ist eine Leidenschaft, wie das Spiel. Du siehst den Schädel eines Kraniums in der Barranka; den ganzen Tag arbeitest du mit dem Messer; denn ist es etwas Schönes, darf es nicht zerstört werden. Du deckst den Schädel Stück für Stück auf. Plötzlich hört es auf. Es war nur ein Stück. Ein anderes Mal hast du wieder mehr Glück in der Lotterie: das Kranium ist ganz, du hast gewonnen.

Die Indianer glauben, die Mastodonten seien Riesen oder Geister gewesen. Es hielt schwer, sie zu lehren, nach etwas anderem zu suchen, als nach den mächtigen Knochen der Riesen. Da kam einer darauf, sie zu bitten, nach den Pferden, Lamas und Hunden der Geister zu suchen. Sie meinten zwar, die Riesen hätten merkwürdige Haustiere gehabt, sie lernten aber doch auch nach Knochen kleinerer Tiere zu suchen.

Ein hervorragender Tierfreund und Tierkenner, der die Fauna der Pampas geschildert hat, erzählt, der Guanaco suche, wenn er fühlt, daß er sterben muß,

die Stelle auf, wo sein Vater gestorben ist; das ist der Todesplatz des Guanacos. Geht man dorthin, so findet man den Boden mit Knochen bedeckt, einige von eben getöteten Tieren, andere, die schon in Verwesung übergegangen sind. Dort hinten in den Barrankas, gegenüber dem Lager, findet man überall Überreste von Schalen von Riesengürteltieren, auf einige hundert Meter oft von bis 10 Individuen. An anderen Stellen trifft man nur Mylodonten an, usw. Teile von Mastodonten findet man jedoch beinahe überall, aber auch diese meistens an bestimmten Plätzen aufgehäuft, an.

Hat jede Tierart ihren Todesplatz gehabt, wohin alle Arten gegangen sind, um zu sterben, wenn sie die Nähe des Todes gemerkt haben, oder ist dies nur ein Zufall?

Das Tarijatal ist das Todestal der Riesen genannt worden. Die Natur bewahrt hier die Gräber ihrer sonderbaren Schöpfungen. Feine Akazien und Kakteen mit herrlichen Blumen wachsen auf den Gräbern der Mastodonten. Diese Tierwelt war großartig, und das Grab, das ihnen geworden, ist ihrer würdig.

Karnevalleben in Tarija



Wir sind auf einem Gutshof, ganz dicht bei Tarija, zum Frühstück eingeladen. Das Gut ist eines der schönsten im Tarijatale, der Wirt einer der besten von den vielen Freunden, die wir uns hier in diesem vergessenen Märchental erworben haben, in das man nur auf sich schlingenden Mauleselpfaden, die über den Paß an den Steinhaufen der Pachamama vorbei und durch Abgründe führen, kommt.

Es ist Karneval. Das Frühstück ist unter den Humboldtweiden angerichtet, deren langherabhängende, grünende, feine Zweige sich in dem schwachen Winde bewegen und Schatten und Labung spenden. Eine Schale mit leckeren Trauben und Feigen ist zum letzten Male herumgereicht worden. Eine entzückende kleine kreolische Frau bietet Zucker zum Kaffee an. Der Wirt gießt Don Roberto ein Glas Wein ein, das dieser, von zwei jungen Damen dazu aufgefordert, leertrinkt, und dann erheben wir uns von der Tafel.

Nun beginnt der Kampf, der Karnevalkampf. Die eine Partie besteht aus den Herren, die andere aus den Damen. Die Waffen sind Wasser und Mehl; hier kennt man weder Rosen noch Konfetti.

Mir ist es gelungen, meine Dame vom Frühstückstische, eine etwas bejahrte unverheiratete kreolische Schönheit in eine Ecke des Hofes zu bekommen, wo ich rücksichtslos, unter Jubel und Gelächter, einen Eimer Wasser, den mir eine kleine, niedliche Halbindianerin, mit der man leider nicht scherzen darf, gereicht hat, über die Schöne gieße. Nachdem meine fette Schöne hinreichend naß geworden ist, reibe ich ihr schwarzes Haar mit einem halben Kilo Mehl ein.

Plötzlich fühle ich mich rücklings von zwei jungen Damen ergriffen, die mich

unbarmherzig mit dem Inhalt ihrer Gießkannen taufen. Mit einer Handvoll Mehl verstopft die Dicke, die diese Verstärkung erhalten hat, meinen Mund, den ich gerade geöffnet habe, um eine Schmeichelei zu sagen, und springt mit Gelächter davon.

Nachdem wir alle naß, müde und vergnügt geworden sind, und die Schminke der Damen so rein abgewaschen ist, daß man ihre wirklich schöne Hautfarbe sieht — warum sie sie schminken, habe ich nie verstehen können — trinken wir mit unserem liebenswürdigen Wirte und unserer fetten und netten Wirtin ein Glas Wein und steigen dann in den Sattel.

Es gilt sich warm zu reiten. Im Schritt geht es aus dem Garten, die kleine Halbindianerin erhält einen Nick, und dann im Galopp nach dem Flusse, der dicht dabei fließt. Wir überschreiten die Furt, die die Indianer und Indianerinnen zu Fuß durchwaten. Diese haben ihre Kleider beinahe bis zur Mitte hochgehoben, um sie nicht naß zu machen, und doch ist es Karneval, wo alle alle taufen. Dann geht es nach Tarija.

Im Karriere sprengen wir durch die Straßen, während die Leute auf die Trottoirs springen, oder sonst an die Hauswände. Mit Wasser gefüllte Eier und Mehlbeutel sausen, von dunkeläugigen Schönheiten geschleudert, die auf den Balkons oder in den Türen Platz genommen haben, uns um die Ohren. Im letzten Augenblicke ziehe ich meinen Maulesel hoch, der beinahe über ein Schwein gestolpert wäre, das, unbekümmert um den Karneval, auf der Straße liegt und sich sonnt.

Ein freundlicher, vielleicht allzu freundlicher Blick auf eine kleine Schönheit auf einem blauen Balkon wird mit einem Ei belohnt, das meine Wange schrammt. Dann verschwindet die Schöne auf einen Augenblick mit einem schallenden Gelächter hinter der Balkontür, um unmittelbar darauf herauszuspringen und dem davoneilenden Reiter noch ein Ei nachzuwerfen.

Mit Schwierigkeit komme ich durch das Tor des Wirtshauses, schüttele meinen letzten Mehlbeutel der Wirtin in die Augen, werfe Antonio, den eine kleine nette Aufwärterin mit rotem Mehl gepudert hat, die Zügel zu, und suche im Wirtshause Schutz.

Dort werde ich von einem betrunkenen Doktor umarmt. In Bolivia wimmelt es von Doktoren. Er drückt mich an seine Brust, hält eine Rede auf seinen „distinguido, querido amigo" und versucht gleichzeitig, einen Mehlbeutel in meinen Nacken zu schütten. Ich entreiße ihm den Beutel und reibe ihn mit seinem Inhalt ein. Der Doktor ladet zu Muskateller, einem leckeren, aus Tarijatrauben bereiteten Branntwein, ein. Wir trinken ein Glas. Hier im Wirtshaus ist er jedoch ziemlich schlecht. Da lob ich mir die Franziskanermönche, dort ist der Branntwein ausgezeichnet.

Ein alter Graubart tritt ein. Es ist ein Franzose, Marquis G. de G. Er leistet uns Gesellschaft bei einem Glase Wein. „Die Diamanten, die Diamanten!" sagt der betrunkene Doktor; „glauben Sie daran, Herr Baron?" G. de G.

nimmt die Sache ernst und holt einige Stücke Quarz aus der Tasche hervor. Das sind seine Diamanten. Er sieht, daß ich lache, sagt aber, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen: „Ich habe sie verbrannt und Kohle erhalten. Es sind wirkliche Diamanten, und ich habe Millionen davon."

„Stecken Sie sie doch in die Pfeife, dann wollen wir sehen, ob sie verkohlen", sagt einer. Der arme, arme G. de G. ist ein wenig geistesgestört. Er glaubt in seinen Diamanten, die die dummen Menschen nicht zu würdigen wissen, unermeßliche Schätze zu besitzen. Er glaubt, er wäre von allen verfolgt, und warnt uns stets vor Meuchelmördern und besonders vor den Mönchen. Armer, armer G. de G., er wurde geisteskrank, als seine Frau starb. Die Sorge erstickte seine Seele. Er ist einer der Unglücklichen, die durch Lebensschicksale von Haus und Heim getrieben wurden. Er gehört zu dem Treibholz auf dem Meere des Lebens, und solches Treibholz gibt es hier hinten viel.

G. de G. ist ein feingebildeter Mann, der vielleicht die größte Allgemeinbildung von allen hier besitzt. Die feinen, scharfen Züge verraten den Aristokraten, den Sprossen eines Marschalls von Frankreich. Wäre er nicht etwas geistesgestört, so wäre er noch mehr zu beklagen. Armer, armer G. de G.

Mit einem „Buena tarde amigos, como esta senor Baron" begrüßt uns der Führer der Opposition, Dr. P., der eben eingetreten ist. Dr. P. hat mehrere Male das Gefängnis gesehen, und hat ebenso oft die höchste Macht im Staate besessen. Er ist ein Freund der Mönche, und jetzt regiert hier der Säbel, eigentümlicherweise vertragen sich hier aber Kirche und Militär nicht gut miteinander.

Wir sitzen und trinken. Es ist schon dunkel geworden. Dr. P. schlägt einen Spaziergang durch die Stadt vor. Wir gehen auf den reich mit Bäumen und Blumen bepflanzten Marktplatz. Auf einer Bank hat sich ein Geier niedergelassen; er gehört zu der fliegenden Straßenreinigungsgesellschaft.

Wir gehen in den munteren Stadtteil, und dazu gehört beinahe ganz Tarija. In den Zimmern ist Musik, ist Tanz, ist lärmende Heiterkeit. Wir gehen in ein kleines Wirtshaus und trinken ein Glas Chicha. Die Alte, die den Chicha verkauft, hat einige Mastodonknochen, aber sie will sie nicht hergeben, denn sie bringen Glück.

Einige Soldaten in roten Hosen und Sandalen sind mit ein paar Mauleseltreibern wegen eines Mädchens in Streit geraten. Sie verhält sich ziemlich passiv dabei und hat offenbar beschlossen, mit dem Stärkeren zu gehen.

Da ich gerade von Streit rede, will ich erwähnen, daß meine Leute mit den Bolivianern eine große Schlägerei gehabt haben. Antonios langes, breites Messer war aus der Scheide. Es sitzt hier so lose. Es hatte einige Stiche ausgeteilt. Als die anderen von den Soldaten festgenommen waren, hatte sich Antonio, in eine Ecke eingeklemmt, eine längere Zeit gegen einige 20 Soldaten verteidigt und war nun der Günstling der Tarijamädchen. Mein Antonio hat heißes Blut. Ein Argentinier begrüßte ihn hier einmal mit „guten Tag, Landsmann". An-

tonio glaubte, es sei ein Bolivianer, und richtete mit einem „der Teufel ist dein Landsmann" einen Hieb gegen ihn, der den Landsmann neunfingerig machte. Aber Antonio ist ein prächtiger Bursche, der tüchtigste Reiter, der größte Mädchenjäger des Lagers, obschon Alvino auch nicht so übel ist. Antonio ist unser treuster Diener. Ist er betrunken und ist das Blut in Brand, dann ist das Messer sein Freund. Ja, ich werde nie vergessen, wie Antonio, als er einmal in angeheitertem Zustande sich schlagen und Boman ihn beruhigen wollte, diesen ganz freundlich umarmte und ihn mit dem flachen Rücken des breiten Messers auf den Rücken klopfte.

Wir wandern hierhin und dahin und kommen an das Ende der Stadt, ganz nahe den Abgründen. Dorthin holt sich, so sagt man, „la vinda", wenn sie Liebe sucht und ihren Karneval feiern will, einen Burschen aus dem Wirtshause. Von dem Liebesabenteuer kommt er nicht lebendig nach Hause, sondern liegt zerschmettert in der Tiefe eines Abgrundes. Ja, es wohnen Geister und Unholde in den Abgründen, und begibt sich ein Betrunkener in der Finsternis unter sie, so stürzen ihn der Branntwein und die Geister leicht in die Tiefe.

In einem Wirtshaus sitzt ein Polizeikommissarius. Er gehört zur Regierung, und die munteren Mädchen gehören alle der Regierungspartei an. Die Opposition muß mit der Liebe warten, bis sie wieder zur Macht kommt, und meinst du nicht, es lohnt sich, wenn nicht wegen etwas anderen, so nur der Mädchen wegen Revolution zu machen?

Als wir müde von der Wanderung waren, traten wir bei Sennor Navarro ein. Er war Leutnant in der Leibwache Sr. Exzellenz des Gouverneurs. Dort soll ein Festschmaus stattfinden. Man ersucht mich, bei Tische zu präsidieren. An meiner einen Seite sitzt ein ehemaliger Minister, am anderen Ende der Chef der Opposition mit seinen beiden Söhnen, an den Längsseiten einige Herren, ein paar heitere junge Mädchen und der Präsident des höchsten Gerichtes. Dieser Titel klingt großartig, aber Tarija ist doch immerhin eine Stadt. In San Luis, einem Dörfchen auf dem Wege nach der Chaco, ist der Gerichtspräsident, wenn er nicht seine richterlichen Pflichten erfüllt, Hufschmied.

Der Tisch ist im Garten Navarros unter Weinranken gedeckt, von denen die Trauben halbreif herabhingen. Der Rio Grande de Tarija fließt dicht vorbei, sein Brausen und das Zirpen der Grillen vermischt sich mit der Musik der Violinen. Einige flackernde Lichte und der Mond, der durch das Laub schimmert, geben eine sparsame Beleuchtung.

Wie süß ist nicht das junge Mädchen, das Don Gustavo gegenüber sitzt! In der zauberischen Beleuchtung hat ihr Gesicht eine feine, gelbliche Farbe bekommen. Sie, die heute Morgen in der Messe so ernst in ihrem schwarzen Schleier auf dem Stein kniete, ohne die ihr zugeworfenen Blicke zu beantworten, sie, die wir „die kleine Heilige" nannten, sie hatten wir nicht erwartet, hier in diesem Hause zu finden, wo das feine Takt- und Anstandsgefühl des Kreolen beinahe alles verdeckt, wo aber sicher nicht die Tugend wohnt.

Es liegt eine eigentümliche Stimmung über diesem Mahle; Nordländer in Stulpenstiefeln und Reithosen, der Tarija-Doktor im Frack und schwarzäugige Kreolinnen trinken einander zu. Hier wird auf Schweden ein Glas geleert, für Bolivia, für unsere Freunde die Kreolen. Der Chef der Opposition springt auf, schlägt sich vor die Brust und hält eine Rede auf uns, die wir von so weit her nach dieser kleinen Stadt im Gebirge gekommen sind.

Nun spielt die Musik zum Tanz auf, Chicha, Wein und Muskateller fließen in Strömen. Es liegt Stimmung, es liegt Feuer in der Luft.

Trinke Südländer, trinke Nordländer, trinke auf das Leben, trinke auf die Freude, trinke auf die Mädchen. Heute ist Karneval. Heute nacht sollen die Sorgen begraben und in Branntwein und Chicha ertränkt werden. Ein Rausch, ein Freudenrausch soll durch Mark und Bein gehen, morgen kommen die Gedanken und das Alltagsleben mit Sorgen im Gefolge. Tarija bebt vor Musik, vor Tanz. Das heiße Blut des Südländers ist in Wallung geraten.

Der Mond wirft seinen Zauberglanz über junge Männer und heitere Mädchen, die auf das Leben, auf die Jugend, auf die Freude trinken. — Dumpf ertönt das Brausen des Tarija. Von dem Gebirge der Pachamama, von der düsteren Puna eilt er zu den Urwäldern, zur Wärme, zum Leben und deckt auf und zertrümmert die Denkmäler von der Zeit her, wo Mastodonten und Riesenfaultiere hier weideten, und wo hier Chicha getrunken wurde zu Ehren des Inka, des Kaisergottes.

Auf nach dem Märchen-Chaco



Der Weg führt über die Cannone. Das Wasser hat sie nach seiner launenhaften Phantasie gestaltet. Mimosaceen wachsen hier und da am Wege. Ein vergessener Mastodontenknochen ragt, halb entblößt von dem letzten Regen, aus einer „Barranca" hervor. Der Weg geht aus dem Tarijatal heraus und schlängelt sich hinauf zu den das Tal umgebenden Tälern; dieses Mal jedoch nicht nach der Puna, die wir hinter uns gelassen, sondern nach den Sierras, die uns von der Wildnis des Chaco trennen. Ein eintägiger Ritt und die Barranken sind niedriger und ihre Zahl geringer. Der Boden besteht nicht mehr aus derselben feinen, leichtgeformten Erde, wie unten im Todestal der Riesen, sondern aus Kies und Steinen. Die Tarijavegetation folgt uns ein Stückchen den Berg hinauf. Auf der Sierra ist eine alpine Grasebene, keine Puna, aber öde wie eine solche.

Der Weg geht über die Berge, klettert manchmal zwischen den Klüften in die Täler hinab und folgt zuweilen den Gebirgskämmen. In den Tälern ist es wieder weniger öde, einzelne Bäume, die knorrigen Quennuas gehen am höchsten hinauf und mit ihnen folgt eine üppige Pflanzen- und Gebüschvegetation, die reich an Blumen, reich an Farben ist. Wieder ein Tag, und der Weg klettert über mehrere Sierras. Die Erde kommt nun statt der Quenna oder mit ihr

zusammen vor. Andere Bäume, Tannen, hier Pinos genannt, mischen sich mit den Erlen. Ihre Stämme sind mit Epiphylen bekleidet, Pflanzen, die sich um die Rinde der Bäume gerankt haben. Sie zeigen uns, daß wir uns dem tropischen Urwald nähern.

Der Weg klettert und klettert, zuweilen in die Täler hinab, zuweilen im Zickzack an den Hängen hinauf, zuweilen die Kämme entlang. Das Schreien der Papageien erinnert an das Quintalager und die Urwälder. Die Vegetation wird auch immer üppiger.

Urwälder bedecken die Täler. Die Seiten des Weges sind mit grünenden Stämmen schlanker, hoher Bäume bedeckt, deren Zweige und Blätter eine Wölbung über den Weg bilden. Orchideen, Farne, Kakteen und viele andere Pflanzen bekleiden die Stämme der Bäume oder haben sich in den Klammern der Zweige eingenistet; überall ein weiches, feuchtes Grün. Lianen umschlingen die Stämme oder ranken sich von Baum zu Baum. Von der grünenden Decke hängen, gleich Stalaktiten, lange, Bartmoos gleichende Epiphylen. Die Sonne glitzert zwischen Zweigen und Blättern. Es ist wie ein Traum — vor kurzem die kalten, düstren Felsen, jetzt der wärmende, belebende Urwald, dessen Schönheit das Auge entzückt und das Herz erweicht. Durch das Urwaldtal rieselt ein Bächlein mit reinem, klarem Wasser. Wenn das Tal breit wird, folgt der Urwald den Bergkanten und macht Platz für Rasenflächen.

Das Tal drängt sich wieder zusammen. Urwald füllt die Täler, Urwald bekleidet die Berge bis zu ihren Kämmen. Der Wald wird immer üppiger. In einer Lichtung haben einige Chiriguan-Indianer ihre feinen, luftigen, mit Palmenblättern bedeckten Hütten aufgeschlagen.

Der Charakter der Menschen gestaltet sich nach der Natur, in der er lebt. Die Bewohner der Berge wie die der Puna hatten düstere, graue Backstein- oder Lehmhütten. Diese Bergbewohner hatten etwas Bedrücktes, wie die Berge. Auf den Pässen hat die Pachamama auch hier Opfersteinhaufen, aber sie sind klein und es wird dort selten geopfert. Dies ist auch die Grenze des Reiches der Pachamama. Sie ist die Herrscherin der Puna und der Berge, an den Ausläufern der Berge und in dem Chaco herrscht Tunpa, und er ist ein großer und mächtiger Gott. Tunpa ist beinahe der alleinige Herrscher über den größten Teil des Chacos, während die Anhänger der Pachamama alle Christus bekennen.

Schwer ist die Arbeit in der Puna. Dort muß der Mensch arbeiten, um zu leben, und schwer Verdientes wird nicht so leicht verschleudert. Hier in den Urwaldtälern bringt der Boden beinahe ohne Arbeit Früchte hervor, und will der Mensch sein Leben in Leichtsinn und Trägheit genießen, so bietet sich ihm hier Gelegenheit dazu. Der Chiriguaner ist ein Kind einer üppigen Natur, eines erhitzenden Klimas, wo der Tod immerwährend auf der Lauer liegt, einer Natur, die den Menschen zwingt, viel zu genießen und viel zu leiden, eine Natur und ein Klima, die den Menschen zu einem Naturkind machen, das nur für den Tag sieht und für die Stunde liebt.

Der Weg geht über mehrere Sierras. Vom Urwald geht er über die Baumgrenze hinaus und wieder unter dieselbe. Der letzte Ausläufer der Sierra ist der Cuesta de Aguayrenda. Den Berg hinauf klettert der Weg längs Abgründen, er kriecht in Bergspalten. Zuweilen muß man Stufen in die Abgründe hauen, damit die Maulesel hinüberklettern. Wenn es regnet, ist alles schlüpfrig, aber die Maulesel sind ungemein sicher auf den Füßen, sie rutschen, wenn sie nicht mehr klettern können. Ist der Weg schwierig, so ist er auch wildschön, wo er an den mit Urwald bestandenen Schlünden vorüberführt. Zuletzt findet er doch zu dem Kamme der letzten Sierra hinauf.

Welche Aussicht! Der Chaco, der Märchenchaco breitet sich von dem Fuße des Berges bis zum Horizonte aus. Soweit das Auge reicht, eine wellenförmige Ebene mit Wäldern, Wiesen und Palmenhainen. Nahe dem Horizont erblickt man den Rio Pilcomayo, dessen Gebiet so viele Reisende zu erforschen versucht haben, was keinem wirklich gelungen ist, wo Crevaux und Ibarreta von wilden Indianern getötet worden sind. Es ist der ungastfreundliche Chaco, das Jagdgebiet der Toba, Chorote und Mataco-Indianer.

Wie wechselt nicht die Natur in diesen Gegenden. Wüstenartige Hochebenen, schneebedeckte Plateaus, wilde Canonlandschaften, Alpenwiesen, die verschiedenen Waldregionen der Gebirge, üppige, feuchte Urwälder, an Kakteen reiche trockene Wälder, Unterholz, Palmengebüsche und Grasflächen bieten sich hier dem Naturfreunde dar, und beinahe alle diese Naturformen haben wir auf dem Wege von Tarija nach dem Chaco gesehen.

Ein weißer Kondor, der König der Kondore, schwebt über dem Cuesta de Aguayrenda. Die anderen Kondore wagen es nicht, sich in einen Wettstreit mit ihm einzulassen. Der einzige, der von ihm zu Tische geladen wird, ist der Tierkönig des Chacos und der Urwälder, der Jaguar. Das sagen die Indianer und die Jäger. Nun überschreiten wir die Grenze des Reiches des schwarzen Kondors, um bei dem weißen Kondor und seinem Mitregenten, dem Jaguar, dem Herrn der Urwälder, zu Gaste zu sein.

Grabesplünderung im Chaco



ir haben unser Lager im bolivianischen Chaco, nicht weit von dem Fuße der Anden aufgeschlagen.

Don Francisco hatte uns nach seinem Rancho eingeladen. Er lag eine halbe Meile vom Lager am Saume des Urwaldes. Es war eine luftige Hütte, ohne Wände und mit einem Dach aus Palmenblättern. Die Möbel bestanden aus zwei Betten und einigen ungleichen mit Leder bekleideten Holzstühlen, die Wände schmückten ein Madonnabild und ein Bild des heiligen Franciscus. Auf einem Regal stand auf einer aufrecht stehenden leeren Zigarrenkiste die heilige Barbara in goldglitzernder, etwas verschlissener Tracht. An den Pfosten, die das Dach trugen, hingen silberne Steigbügel und ein Sattel, in dessen blankgeputzte silberne Platte F. M., die

Anfangsbuchstaben des Namens Don Francisco Mocenos, eingraviert waren. Eine aus feinsten Lederstreifen geflochtene Reitpeitsche mit silbernem Beschlag lag auf dem Bette; daneben ein Gürtel aus Otterfell, an dem Münzen befestigt waren, die die Bilder spanischer Könige und republikanischer Präsidenten trugen. Papierblumen waren in eine häßliche zerbrochene Vase gestellt, die irgendein umherziehender Armenier zu einem hohen Preise verkauft hatte. Ein paar Koffer aus Leder, mit eigentümlich geflochtenen Ornamenten standen zwischen den Betten. Aus dem einen, der halb offen stand, guckte ein bunter seidener Schal heraus, den die Herrscherin des Hauses, Donna Barbara, bei feierlichen Gelegenheiten trug.

Zwei Seile, an welchen dünne Fleischscheiben zum Trocknen hingen, waren über den Hof gespannt. Eine übelriechende Kuhhaut lag ausgebreitet auf dem Boden. Einige Blutlachen zeigten, daß großes Schlachten gewesen war, und daß man, wie gewöhnlich bei diesem Nationalvergnügen, den offenen Platz vor dem Rancho dazu gewählt hatte. Ein gesatteltes und ein ungesatteltes Pferd standen an einem der querliegenden Pfosten, die den Hof umzäunten, angebunden.

Hinter dem Gebäude war der Herd. Er bestand aus einigen flachen Steinen, auf denen ein paar, mit einer Suppe aus Fleisch und Mais angefüllte grobe Tongefäße standen. Über den glühenden Kohlen röstete ein Stück Fleisch der eben geschlachteten Kuh. Eine schmutzige Halbindianerin mit zwei noch schmutzigeren Kindern in zerlumpten Kleidern wendete mit geübter Hand den Asadon (den Braten) und kratzte dann einen zerschnittenen Kürbis ab, der in der warmen Asche zum Rösten gelegen hatte.

Man lud mich ein, auf dem einzigen Stuhle, der ganz war, Platz zu nehmen, und Donna Barbara reichte mir in einer reichverzierten Kalabasse Mate. Donna Barbara war ein hübsches, beinahe kreolisch schönes Weib, nur etwas mager. An ihrem halb entblößten Busen lag ein kleines Kind.

Ich bot Zigaretten an, sagte Don Francisco eine Schmeichelei über sein schönes Pferd, schlug mit der Reitpeitsche nach einem seiner abgemagerten zudringlichen Köter und streichelte seinen Ältesten, der sofort heulend davonlief, um sich hinter seinem Vater zu verstecken. Don Francisco war, obschon einäugig, ein ganz stattlicher, hübscher Mann mit feinen Zügen, hoher Stirn und schwarzem Bart.

Zugegen war auch ein Bruder von ihm, Don Juan.

Vor der Hütte standen zwei Mataco-Indianer und mahlten Mais. Es waren keine mit Federn und Schneckenschalen geschmückte Wilden aus dem Urwalde, die, wenn der Magen nicht knurrt und die Nacht nicht zu kühl ist, ihr sorgenloses Leben mit heiterem Angesicht verbringen. Nein, es waren Wilde, die die Zivilisation mit ihren Polypenarmen erfaßt und in die menschliche Tretmühle geschleudert hatte. Da gehen sie nun gebeugt einher und mahlen Mais, weil sie mehr begehren, als der Urwald ihnen geben kann.

Aber ich war nicht hergekommen, um Mate zu trinken, oder um Donna Barbara zu betrachten, sondern um mit Don Francisco ein Indianergrab aufzugraben. Als es zu dunkeln begann, und das geht in den Tropen schnell, nahmen wir einen Spaten und gingen nach dem Hügel, wo ein Chiriguan-Indianer gehaust hatte. Dort fingen wir zu graben an und legten in einer Tiefe von einem Meter eine gewaltige Doppelurne bloß, in welcher der Chiriguan zusammengekauert, mit der roten, vermoderten Binde um die Stirn, saß.

Es liegt eine unheimliche Stimmung über einer solchen nächtlichen Gräberplünderung. Einige flackernde, oft erlöschende, in die Erde gesteckte Talglichter verbreiten ein spärliches, unruhiges Licht. Zuweilen ist es totenstill, während die in der feuchtwarmen Nacht halbnackten Gräber den einen Knochen nach dem anderen hervorholen, zuweilen unterbricht einer die Stille durch einen rohen Scherz, um sich selbst und die anderen zu ermuntern.

Über dem Walde hinter dem Rio Grande ist der Mond aufgegangen und leuchtet gerade so stark, daß wir den Heimweg finden. Der Chiriguan wird in einen Sack gesteckt und auf das Pferd gebunden. Don Francisco und Don Juan begleiten mich. Ich habe sie, zum Dank für die Hilfe, nach dem Wirtshaus des Dorfes Caiza eingeladen. Es war keine angenehme Arbeit gewesen, und es konnte wirklich vonnöten sein, durch ein Gläschen Branntwein die Stimmung zu heben. So reiten wir durch den Urwald, voran mein Diener Albina, mit dem Chiriguan hinter sich auf dem Sattelrücken, dann Don Francisco, hierauf ich und zuletzt Don Juan. Der Mond leuchtet uns auf dem Wege. Das Wasser des Rio Grande glitzert. Die Feuerfliegen leuchten auf und verschwinden oder kriechen in dem feuchten Grase umher. Die Nacht ist warm. Alle reiten schweigend, man hört nichts als das Rasseln der gewaltigen Sporenräder und hier und da einen Fluch über einen Zweig oder Ast, der einem das Gesicht aufgerissen hat, während er ritt und schlief.

Im Wirtshaus zu Caiza ist Munterkeit und Leben. Die Stimmung ist schon sehr ausgelassen. Man trinkt Chicha oder Bier, trinkt Obigos und muß mit ehrenwerten Kolonisten und Pferdedieben und Banditen anstoßen. Man trifft dort manch ehrlichen Mann an, der sich den Klauen der argentinischen Polizei durch schnelle Flucht entzogen hat. Man hat Taba gespielt und Don Enrique hat falsch gespielt und ist hinausgeworfen worden. Die Messer sind schon halb aus der Scheide gewesen, aber Don Pedro, der stark ist und viel Autorität besitzt, hat den Frieden wiederhergestellt. Man hat auf das Porträt des Präsidenten Roca, das aus einer Zeitung ausgeschnitten, schmutzig an der Wand hängt, Scheibe geschossen, und Don Carlos, der ihm eine Kugel in den Mund geschossen und sechs Flaschen Bier gewonnen hat, ladet alle zum Mittrinken ein. Donna Ana, das Schenkmädchen, gießt mir mit herausforderndem Lächeln ein Glas Chicha, ein aus Mais bereitetes Getränk, ein. Es scheint schwach zu sein, ist aber sehr hinterlistig. Donna Ana hat sich nun die tollen Hörner abgelaufen.

Sie, die die Freundin aller munteren Burschen gewesen ist und niemals, wenn sie nicht gerade Fieber gehabt, bei einem Trinkgelage gefehlt hat, ist jetzt alt. Und so wird getrunken und gespielt und gelacht und gescherzt.

Die Tische werden weggenommen. Don Francisco spielt die Mundharmonika. Don Jose und Donna Ana tanzen miteinander. Der Tanz ist zierlich und hübsch und ehrbar, aber Don Jose ist betrunken und Donna Ana ebenfalls.

In der Morgendämmerung lasse ich meinem Maulesel den Sattelgurt aufschnallen, Albina ladet den Chiriguan auf, und langsamen Schrittes geht es nach Hause. Meine Gäste sind auf dem Fußboden eingeschlafen.

Don Jose sprengt in vollem Karriere an mir vorbei und obschon so betrunken, daß er kaum gehen kann, sitzt er doch fest im Sattel und ruft mir ein „hasta luego, amico" zu. Wir reiten langsam weiter. Es ist ein schöner Morgen. Die Abendwärme ist gewichen und es ist ganz kühl geworden.

Ein paar Ibisse fliegen aufgescheucht davon, ein Geier sitzt verfroren auf einem vertrockneten Baum und erwartet die wärmende Morgensonne.

Wo der Weg zum Lager führt, steht Don Joses Pferd, nicht angebunden, die Zügel liegen auf der Erde. Ohne sich zu bewegen, wartet es auf seinen Herrn, der auf seinem auf dem Boden ausgebreiteten Ponscho eingeschlafen ist.

Wir sind bald im Lager, packen den Chiriguan ein, und bald wird er, geputzt und etikettiert, in einer großen, langen, weißen Pappschachtel im Museum zu Stockholm liegen.

Jägerleben im Chaco



Die Indianer sagen, die Tapire gingen in der Nacht nach den „Lagunas de las Antas", um zu trinken.

Damit es nicht vom See aus zu sehen sei, haben wir, Don Enrico und ich, ein kleines Lagerfeuer angemacht, um uns nach der Abendjagd zu erwärmen. Sigfrid, Don Enricos Bedienter, macht Tee, der Schweizer Potti schürt in dem Feuer, damit es besser brenne. Don Enrico und ich trocknen oder richtiger braten die vom Waten im Wasser feuchten Kleider.

Die Jagd war reich. Enten mit roten, blauen und grauen Schnäbeln, Taucher mit blutroten Augen, Falken, Waldhühner verschiedener Art, Blattspringer sind aufgehängt, damit sie nicht den Ameisen zur Beute fallen. Ibisse und Reiher hätten wir auch haben können, aber es lohnt sich nicht, Pulver an sie zu verschwenden, da wir schon vorher so viele geschossen haben. Auf Alligatoren lauerte Don Enrico im Dickicht, aber es war zu kalt in der Luft; sie zeigten sich nicht an der Oberfläche, man hörte nur, wie sie, durch die Schüsse erschreckt, das Wasser mit ihrem kräftigen Schwanze peitschten.

Zwei Alligatoren haben wir gleichwohl auf der Reise geschossen. Dem einen spaltete Don Roberto mit einem prächtigen Flintenschuß die Stirn, mit einem

anderen hatte ich ein kleines Abenteuer. Eifrig mit dem Sammeln von Schnecken am Ufer der Laguna del Sansal beschäftigt, sah ich einen jungen Alligator. Nach und nach fischte ich noch vier aus dem Schlamme auf. Nach mehreren suchend, ergriff ich einen großen Gegenstand. „Patron, es la madre" (Herr, das ist die Mutter), rief mein kreolischer Diener. Augenblicklich zog ich den Revolver und schoß. Hoch spritzte der Schmutz auf und ein großer Alligator stürzt aus dem Wasser. Noch ein Revolverschuß, aber die Kugel prallt gegen den Panzer ab, dann ein Flintenschuß und das Tier ist tot. Ich hatte den Schwanz des Alligators in der Hand gehabt — hätte ich den Arm in den Rachen des Tieres gesteckt, so wäre ich wohl jetzt einarmig.

Und nun werden Jagdgeschichten und Erlebnisse erzählt und Pläne geschmiedet. Allmählich tauchen Erinnerungen auf, und es wird still um das Lagerfeuer, denn die schöne Tropennacht und die Flammen sprechen zum Herzen.

Der Mond guckt durch den Urwald, der die Ufer der Laguna de las Antas bekleidet. Die Enten girren im Dickicht. Leuchtende Würmer heben sich hell von dem dunklen Wald ab, andere leuchtende Insekten kriechen auf dem feuchten, taugetränkten Gras; einige leuchten mit grünem, andere mit gelbem Licht. In einen vermoderten Stock kriecht eine Larve, der Kopf leuchtet wie ein Rubin, auf jedem Segment trägt sie zwei Smaragde. Wird das Tier beunruhigt, so verschwinden die Smaragde, der Rubin jedoch nicht, denn nur das grüne Licht steht unter dem Einflusse des Willens.

In der Nacht ist Musik im Walde. Die Frösche spielen mit Kastagnetten und Glocken, die Heimchen summen mit ohrzerreißenden Tönen. Von dort her ertönen auch Seufzer und Klagen. Ein großer Baum unten am Wasser mit knotigen Ästen und stattlichem Stamm sieht im Mondenscheine wie ein Mensch aus. Etwas schleicht an seinen Fuß heran, es ist ein Fuchs. Es haust ein Geist im Baume, sagen die Indianer. Der Geist war erst Mensch, dann war er im Himmel der Chiriguaner, trank Chicha, sang und tanzte und koste mit hübschen Mädchen, dann kam er wieder zur Erde in Gestalt eines Fuchses. Als der Fuchs starb, wurde er eine Ratte, und als die Ratte starb, wuchs ein Baum, und wenn der Baum vermodert und stürzt, verschwindet der Geist in das Nichts. Der Fuchs heult, der Wind seufzt in der Krone des alten Baumes.

Über das Feuer fliegen Vampyre. Zahlreiche Mosquitos peinigen die Jäger. Zwei große Taranteln jagen einander in Don Enricos Bett. Eine Eule schreit am Waldessaum. Piotti schleicht hin. Ein Schuß und die Eule fällt herunter. Im Walde hört man die Stimmen vieler Tiere, aber der Schuß hat sie gewarnt. Zwei zischende Brüllaute erschallen vom See her. Es ist ein Puma, der eben auf der Jagd war und brüllt, weil wir in sein Gebiet eingedrungen sind.

Beim ersten leichten Schimmer beginnen die Vögel und wir aufzustehen, und die Jagd wird fortgesetzt. Papageienschwärme fliegen schreiend von ihren Schlaf-

plätzen auf, um Nahrung zu suchen. Ein großer Vogel mit drei scharfen Sporen an jedem Flügel fällt von Don Enricos Flinte. Verwundet, versucht er sich mit der Flügelwaffe zu verteidigen, wird aber mit einem Stich des Jagddolchs getötet.

Es ist morgen, die Sonne steht schon hoch. Durch Urwald und Gebüsch reiten wir heim. Falken, herrliche Papageien und ein „Para del Monte", ein schönes, leckres Huhn, sind geschossen. Der Weg geht durch den Urwald, dort kreuzt ihn ein kleiner Palmenhain. Die roten großen Schnäbel der Tukane gucken zwischen den Zweigen hervor. Diese Vögel beginnen, seitdem wir sie hier beständig jagen, scheu zu werden. Ein Adler hat sich auf dem Stil eines Palmenblattes niedergelassen, der unter der Schwere des Vogels leise schaukelt.

Wir reiten schneller. Im Galopp geht es über die Ebenen. Die blendendweißen Reiherfedern wehen auf den Stanleyhelmen. Erschreckte Ibisse und Kibitze fliegen zur Seite. Ein Geier betrachtet uns ganz ruhig und pflückt dann wieder unberührt Zecken von einer Kuh, seiner alten Freundin.



Deutsche Politik im Osten/ von Erich Dombrowski



Die deutsch-englischen Gefühlsausbrüche über den gegenseitigen wirtschaftlichen Konkurrenzkampf, die zu gefährlichen politischen Verwickelungen Anlaß gaben, sind nunmehr vergessen und durch die Kolonialfreudigkeit der Intellektuellen unseres Volkes übertönt. Nach einem Exkurse in die auswärtige Politik hat man sich wiederum an die internen Angelegenheiten gemacht — dieses Mal die Kolonien; daß dabei gleichzeitig die allzu schwarze Kunst des Zentrums aufgedeckt und der Kampf auf der ganzen Linie gegen den Ultramontanismus eröffnet wurde, wer wollte des nicht danken.

Sieht man genau hin, so war bei den englischen Bosheiten der Neid über unser wirtschaftliches Emporkommen der letzte Grund. Und mächtig rüsten sich vor allen Dingen England und Amerika, uns von der einmal erworbenen Machtstellung auf dem Weltmarkte zu verdrängen. Die ausländische Konkurrenz wird immer stärker und gefährlicher, so daß unsere Exportindustrie mehr wie je danach strebt, sich größere Absatzgebiete auf dem heimischen Markte zu schaffen.

Sprechen wir von deutscher Industrie, so denken wir vornehmlich an die großen Zentren im Westen, an Oberschlesien, allenfalls noch an Sachsen. Und nur ein mitleidig Lächeln hätte der zu gewärtigen, der auf die von der Regierung inaugurierte Industrialpolitik im Osten des Reiches hinwiese. Ein schöner Traum des verstorbenen westpreußischen Oberpräsidenten Gustav von Goßler war sie, diese ganze gewaltsam vom grünen Tisch beorderte doktrinäre Deutschtumspolitik, die ein Delbrück, der sich seit über Jahresfrist als Handelsminister geriert, fortführen zu müssen glaubte. Heute schon sind sie fast alle, diese Unternehmungen, Trümmer, die der Seehandlung so manche Hunderttausend Mark gekostet haben.

Man wollte die Ostmarken industrialisieren und dadurch kulturell heben, in der falschen Voraussetzung, daß allein Industrie Kultur bedeutet.

Wer je in den östlichen Provinzen gewesen ist, weiß, daß diese Landstriche der Landwirtschaft gehören und auch gehören müssen, wenn auch die Landwirtschaft infolge der miserablen Landarbeiterfrage schwer zu kämpfen hat. Und selbst die Regierung steht doch gerade heute auf dem Standpunkte des Protektionismus: Ein Staat muß nach Möglichkeit dahin streben, seine Lebensbedürfnisse selbst decken zu können, daher die Schutzzölle, solange die heimische Landwirtschaft es noch nicht so weit gebracht hat. Ein Widerspruch wär's also, wenn diese Kornkammer Deutschlands in ein Industrieland verwandelt würde. Den Agrariern wäre das freilich eben recht — die Grundstücke würden dann noch mehr, wie jetzt durch die Germanisationspolitik der Ansiedelungskommission, zum Fangspiel wildester Spekulation werden und die Kornpreise im ganzen Reiche infolge des noch geringeren Angebots noch mehr in die Höhe schnellen.

Zieht man das Fazit unserer bisherigen Ostmarkenpolitik, so komme ich wenigstens, als genauer Kenner der Verhältnisse, zu dem Schlusse, daß „die Karre

ordentlich in den Dreck gefahren ist". Krasseste Gegenüberstellung des Deutschtums und des Polentums unter ganz besonderer Betonung der konfessionellen Gegensätze, eine gehörig verkrachte Industriepolitik, eine völlig falsch angefaßte Ansiedelungspolitik, die statt ernster landwirtschaftlicher Arbeit lediglich der Spekulation Tür und Tor geöffnet hat und die, jetzt am Ende ihres Lateins, durch die neue, in Aussicht stehende Enteignungs-Gesetzesvorlage in neue Bahnen gelenkt werden soll; dagegen ein immer weiter vordringendes wirtschaftlich und politisch erstarkendes Polentum (man denke an Oberschlesien!): das sind die Ergebnisse der preußischen Ostmarkenpolitik. Mit anderen Worten: Bankerott!

Was kann denn nur helfen? Eine Konnivenz-Politik den Polen gegenüber führt zu den Resultaten, die ein Koscielski-Admiralski verkörperte. Also hierhin geht die Karre nicht, nicht dorthin. Was nun?

Der Hauptfehler lag darin, daß unsere Regierung immer nur negative, eine Abwehrpolitik trieb, nicht positiv vorwärtsschritt. Und wo eine Wille ist, da wird der Widerwille erzeugt; mithin wurden die Polen, besonders die unteren, mit allen preußischen Einrichtungen bisher durchaus zufriedenen Volksschichten künstlich zum Kampfe wider die Regierung aufgewiegelt und aufgehetzt.

Unsere Staatsmänner waren eben kurzsichtig genug, wenn sie sich lediglich vor die interne Polenfrage gestellt sahen. Indem sie die polnische Angelegenheit ganz einseitig vom rein preußischen Regierungsstandpunkte, als einmal festgelegter und starrer Kampfpolitik, ansahen, vergaßen sie, hier wenigstens, den Blick zu schärfen und weiter, ich möchte sagen, über das Ziel hinauszuschauen. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um zu erkennen, daß das polnische Element in Rußland, von Östreich gar nicht zu reden, ganz andere Dimensionen umfaßt. Und wer nur eine Ahnung von Kultur- und Wirtschaftspolitik hat, weiß, daß in Rußland die Polen das Volk der Intelligenz, der Arbeit, der Produktivität ist, daß im Gegensatze zu den öden Steppen und so spärlich bewohnten Landstrichen des weiten russischen Reiches Polen das Land der stärksten Bevölkerung, der größten Industrie, des Handels und der bestentwickelten Landwirtschaft ist. Gebaut werden dort neben Roggen, Gerste, Hafer, ein vortrefflicher Weizen. Bedeutend ist die Viehzucht, namentlich die Zucht spanischer Schafe, ferner Pferdezucht und Bienenzucht in den Wäldern. Bergmännisch gewonnen werden hauptsächlich Eisenerz und Steinkohlen (jährlich etwa 200 Mill. Pud).

Andererseits, und das ist wiederum für die Beurteilung der Sachlage von ausschlaggebender Wichtigkeit, sind es nicht die National-Polen, die allein dieses Stück Kulturarbeit geschaffen haben, vor allen Dingen sind es die Deutschen, die hier mit viel Initiative großes und viel produktiv geleistet haben, während die Juden fast den ganzen Handel beherrschen. Und hinter diesem entwickelten Landwirtschafts- und Industriezentrum dehnt sich in ungeheurer Weite und Endlosigkeit das starre und schlaftrunkene Rußland und Sibirien aus, daran gliedern sich all die so wenig entwickelten Staaten Asiens an. Diese Völkerkonglomerate, allen voran Rußland, schreien förmlich nach Kultur, und hier in diese Kerbe zu hauen,

hier mit einer entschiedenen wirtschaftlich erschließenden Politik einzusetzen, wäre die Aufgabe unserer Politik: Hier ist uns eine kolonisatorische Aufgabe gestellt, wie wir sie großartiger und gewinnbringender gar nicht haben können. Unsere Devise müßte sein: „Nach dem Osten!"

Wenn auch heute Rußland in seinem Innersten aufgerührt ist und sein finanzieller Zusammenbruch bevorstand, so können wir nur Vorteile daraus ziehen, denn an einen Wiederaufbau des russischen Reiches ist nicht zu zweifeln, wenn auch nicht heute oder morgen. Ohne zu säen keine Ernte, doch es dämmert schon im finsteren Osten, aber verpassen wir die Spanne Zeit nicht, versäumen wir sie nicht und zögern nicht, es könnte uns dann so gehen wie bei Erwerbung der Kolonien. Nur die Brocken durften wir auflesen, die von der Herren Tische fielen. Heute noch haben wir die Anwartschaft, uns Rußland wirtschaftlich zu unterjochen und abhängig zu machen, lassen wir den günstigen Augenblick vorüber, streckt John Bull verlangend seine Hand von Asien her aus, und dann wäre es wieder einmal vorbei. Unvermeidlich ist's fast auch hier Bismarck anzuführen. Warum sein fast liebedienerisches Wesen Rußland gegenüber? Der militärischen Überlegenheit, die sich heute ja als trügerisch erwies, gewiß nicht allein. Daß selbst in den Kreisen der Regierung, sogar an höchster Stelle seit den Lehren des unglücklichen Krieges und der Revolution sich in der Beurteilung der deutschen Nachbarschaft und Invasion, ein Stimmungsumschwung bemerkbar macht, ist unverkennbar. Man lernt jetzt erst die Wichtigkeit der deutschen Kulturträger in Rußland schätzen und die Russifizierung der baltischen Provinzen läßt nichts mehr von sich hören. Im Gegenteil, während ich die Zeilen schreibe, kommt mir eine nach dieser Richtung hin recht erfreuliche Nachricht zu Gesicht: der russische Ministerrat stimmte dem Vorschlag des Ministeriums für Volksaufklärung zu, betreffend die Zulässigkeit der deutschen Sprache als Unterrichtssprache in den Elementar- und Privatschulen des Warschauer Lehrbezirks, ausgenommen für den Unterricht in der russischen Sprache, in Geographie und Geschichte. Von diesem Lande, das uns ein gewaltiger Konsument werden kann, trennt uns wie eine Mauer das deutsche und russische Polen. Ein Keil ist es, der sich zwischen das geben wollende Deutschland und das empfangen wollende Rußland geschoben hat.

Daher muß es nunmehr unsere erste und vornehmste Aufgabe sein, nicht die Polen doktrinär und zwecklos zu befehden, sondern sie auszunutzen, sie zu positiver Kulturarbeit zu gewinnen und uns ein ungeahnt großes Absatzgebiet jenseits der russischen Weichsel zu schaffen.

Der wirtschaftliche Rückgang, ja noch mehr Ruin, der preußischen Ostprovinzen ist seit 1879 zu datieren, als Bismarck die Grenzen nach Rußland mit hohen Schutzzöllen verschloß. Seitdem ist in erster Linie der ganze Handel unterbunden und das natürliche Hinterland der Ostprovinzen, das russische Polen, hat für uns jeden wirtschaftlichen Wert eingebüßt. Auf der einen Seite wollte man der Landwirtschaft, die damals übrigens gar nicht so sehr von einem solchen

Schutzzollsystem entzückt war, nützen, aber der geringe Nutzen wiegt den nach Millionen zählenden Schaden, der uns auf der anderen Seite dadurch erwuchs, daß sich der ganze polnische Warenexport nunmehr neue Ventile suchte, und man schließlich eigene Häfen baute, nicht auf. Ich erinnere nur an den Niedergang des Danziger Handels, an die heutige Bedeutungslosigkeit des vorzüglichen Schiffahrtsweges, der Weichsel. Was damals Danzig und Königsberg, um nur diese beiden einstigen Zentren des Handels zu nennen, der deutschen Volkswirtschaft einbrachten, das haben sie seither an Libau, Riga usw. abtreten müssen.

In allererster Linie wird man den *Konnex mit Rußland durch den Handel suchen müssen*, wird bestrebt sein, den Durchgangshandel zu forcieren. Auf den Wert des Handels kann nicht genug hingewiesen werden; hier liegen die Berührungspunkte, hier liegen die Wurzeln einer Machtentfaltung. Preußen muß, wie ehedem die Hansestädte, danach streben, den gesamten Handel im baltischen Meere zu beherrschen, den Handel Rußlands mit seinem heute weit mehr wie früher durch Eisenbahnen aufgeschlossenen Hinterlande an sich zu reißen.

Auch einer *Industrie in unseren Ostmarken* müssen wir unbedingt das Wort reden, aber einer Industrie, die sich weise zu der in Russisch-Polen ergänzt und nicht aussichtslos konkurriert, wie das klägliche Fiasko der norddeutschen Stahlwerke ein warnendes Beispiel sein soll. Eine Industrie ins Leben zu rufen, die den geologischen und landwirtschaftlichen Verhältnissen, den Bedürfnissen und günstigen Exportbedingungen entspricht, dafür müssen wir eintreten, nicht aber Treibhauspflanzen von Imitationen westlicher Industrien schaffen. Die Industrie unsers ganzen Reiches wird einsehen müssen, ein wie großes Absatzgebiet ihnen im Osten winkt. Daß außer gesteigertem Export nach Rußland die Gründung von industriellen Tochtergesellschaften eine Hauptrolle spielen wird, ist selbstverständlich. Außer unserer wirtschaftlichen Ausnutzung sind wir gleichzeitig Kulturträger und machen infolgedessen durch diese kulturelle Kleinarbeit Rußland konsumfähiger.

Radikal und utopistisch mag es klingen, wenn ich eine, wenn auch nicht völlige *Beseitigung des so hohen Schutzzolles* als das ausschlaggebende Moment einer Besserung der Verhältnisse erachte. Ein Sturm der Entrüstung würde durch das agrarische Lager gehen, aber vielleicht stehen wir heute einer liberaleren Regung der Regierung näher als wir glauben, einer Richtung, die *praktische Realpolitik* treibt und sich nicht hinter einmal festgesetzten starren agrarischen Parteiforderungen verschanzt; die hier, bei dem Nachbarstaate Rußland, in Zollfragen anders denkt als England und Amerika gegenüber. Aber freilich, das Schematische ist einfacher, wenn es einmal gegeben — und letzthin hieß nun einmal die nationale Forderung „Zollschutz" — wenn schon, denn schon überall.

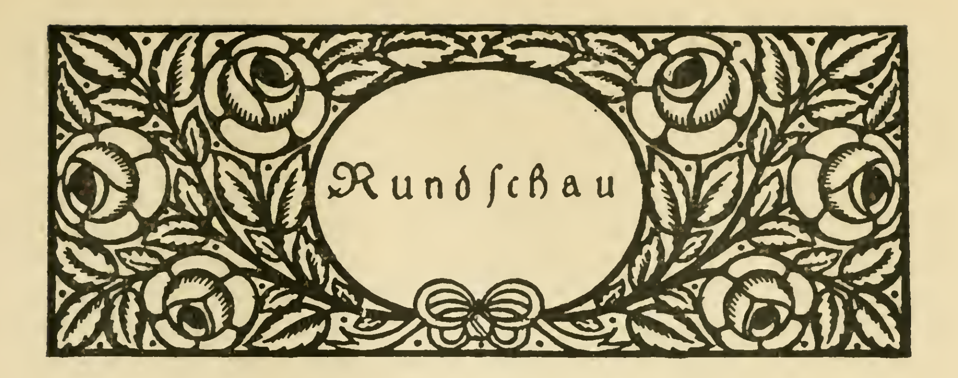
Mit der *Landwirtschaft* ist es eine eigene Sache. Sie muß noch mehr gestärkt und ertragsfähiger ausgestaltet werden, um so mehr, als sie einen Wall gegen unnötige Überschwemmung russischen Getreides bilden soll. Oft las man schon, daß im Verhältnis viel zu viel Getreide durch spekulativ gesteigerten Export dem russischen Volke entzogen wird. Treten also bessere Zustände in Rußland

ein, die kulturwürdiger sind, so wird erst an die Befriedigung des eigenen Bedarfes gedacht werden, ehe sinnlos ausgeführt wird. Bei Import russischen Fleisches muß nach wie vor die Veterinärfrage strengstens beobachtet werden. Zur heimischen Scholle zurückkehrend, wird man das Parzellieren der großen Güter noch mehr forcieren müssen, wird doch auch hierdurch in gewisser, nicht zu unterschätzender Weise der kläglichen Landarbeiterfrage und -Plage entgegengearbeitet. Die Freude zur Rückkehr zur Landwirtschaft wird durch diese Maßnahmen nicht zum mindesten neu belebt. Hand in Hand mit dieser Aufteilung der großen Güterkomplexe muß eine weitgreifendere Regelung des landschaftlichen Kreditwesens gehen. Die von Friedrich dem Großen eingerichteten und so segensreich wirkenden Landschafts-Institute werden ihren Darlehnsverkehr nicht nur auf die Gewährung erststelliger Hypotheken beschränken dürfen, sondern notwendigerweise auch so zu sagen nachlandschaftlichen Kredit einräumen müssen, der zwar amortisierbar, zu einem höheren Zinsfuße gegeben, aber von der Landschaft im Gegensatze zu den erststelligen Hypotheken kündbar ist.

In kultureller Beziehung ist gerade in letzter Zeit Sünde auf Sünde von seiten der Regierung gehäuft. Die Regierung verneint auf der einen Seite, was sie auf der anderen Seite bejaht. Hier sorgt sie für Hochschulen und volksbildnerische Anstalten, dort unterbindet sie jede freie Geistesbetätigung, züchtet durch die Ostmarkenzulagen ein Strebertum groß, bemüht sich nicht, den entsetzlichen Kastengeist, der gerade in den Ostprovinzen sonderliche Blüten treibt, zu bannen. Wenn irgendwo unsere Schulpolitik fast nie gut zu machende Schäden geschlagen hat, so ist es hier in den Ostmarken. Ein Radikalmittel zur Beseitigung des klerikalen und zugleich polnisch-verhetzenden Einflusses wäre die völlige Ausschaltung des Religionsunterrichtes aus der Schule oder auch der religiösen Einmischung der Kirche in die Schulangelegenheiten; so paradox es klingen mag, wenn ich auf das Beispiel Frankreich hinweise, hier wäre die ganze polnische Frage in ihrem innersten Kerne getroffen. Im Kultusministerium brauchen wir einen Mann der Tat, der unbekümmert um Tradition und althergebrachte Vorurteile das Messer an diese schwärende Eiterbeule führt — würde man hier praktische Kulturpolitik treiben, die ganze polnische, d. h. klerikale Gefahr wäre vorüber. Aber wer will sich unterfangen, so hohe Ziele zu stecken? Man wird leider auch hier immer wieder sich mit Kompromissen begnügen und dadurch den polnischen Krankheitsbazillus mehr und mehr züchten.

Feste politische Grundsätze müssen nach der Periode des Rassen- und Nationalkampfes den arg mitgenommenen und zerrissenen Ostmarken wieder Ruhe bringen, stete Ruhe und Beständigkeit; das kulturelle Ziel gemeinsamen Vorgehens muß die Erschließung des Nachbarlandes sein. Im Osten dämmert es schon, die Morgenröte beginnt den Horizont zu verklären — ehe die Sonne anbricht, auf zur gemeinsamen Tat; es gilt ein Stück Kulturarbeit leisten.





Weltpolitik

Amerika stand im Mittelpunkt. Sowohl finanziell als in den Verschiebungen der hohen Politik. Der große Sturm, der im März über unsere Börsen wegfegte, hatte in dem Krach von Wallstreet seinen Anlaß. Dieser Krach wiederum war zum Teil durch hochpolitische Momente verursacht. Zum größten Teile durch die von Roosevelt aufgeworfene Frage, von deren Lösung ohne Zweifel die ganze Zukunft der Union abhängen wird: Staatsgewalt oder Trusts, Demokratie oder Plutokratie? Zum geringeren Teile kam die Krisis durch die bedrohliche Haltung Japans. In Kalifornien wollte man die Gelben nicht in die Elementarschule aufnehmen, kriegerische Japaner von reizbarem Ehrgefühl ebensowenig wie dickfellige Chinesen mit ihrer geduldigen Langmut. Die Mannen des Mikado wollten sich das nicht gefallen lassen. Einen Augenblick lang glaubte man an Krieg. Die Wolke zog jedoch vorüber. Das Problem aber wird bleiben. Nämlich das Problem, wie die Weißen den Aufstieg des gelben Mannes ertragen werden. Das ist eine harte Nuß, an der noch das zehnte Geschlecht zu knacken haben wird. Auch gegenwärtig ist die Kriegsgefahr nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Ich persönlich glaube zwar nicht an eine unmittelbare Gefahr; doch muß der Weltpolitiker deren Möglichkeit immer vor Augen haben. Unmittelbare Folgen hat dagegen der Vorfall für die innere Politik der vereinigten Staaten gehabt. Kalifornien und der ganze Nordwesten der Union wählte bisher republikanisch, war also für Roosevelt. Nun hält der Nordwesten an seiner Abneigung gegen die Japaner fest, und hat sich nur zähneknirschend, infolge bestimmter Weisung von Washington, in das Unvermeidliche gefügt. Aber ein Gegensatz zu dem Osten hat sich aufgetan, und seine Wut, die er gegen die Söhne des Morgensonnenlandes nicht entladen konnte, wird der Nordwesten bei der nächsten Wahl gegen Roosevelt wenden.

Nicht nur im Inselreiche des fernen Ostens, auch in China ist seit einigen Jahren Onkel Sam äußerst unbeliebt. Die Chinesen haben einen Boykott amerikanischer Waren veranstaltet, durch den der ostasiatische Handel der Union um viele Millionen zurückgegangen ist. Dafür ist das Verhältnis Onkel Sams mit Deutschland immer besser geworden, das sich ja als Führer der Völker Europas im Kampfe gegen die Gelben fühlt. Der Professorenaustausch, das äußere Symptom unserer Verständigung, hat sich zu einem tüchtigen Erfolge ausgewachsen. Präsident und Kaiser sind au mieux; die Deutschenhetze in den Vereinigten Staaten läßt nach, zumal Iren und Deutsche sich gegen die Angloamerikaner zusammengeschlossen haben. Nirgends mehr eine Reibungsfläche. Wenn nur erst einmal auch ein vernünftiger Handelsvertrag zwischen den beiden Weltstaaten zum Abschluß gelangen könnte! Hundert Versuche sind bereits gescheitert. Die Yankees fühlen ihre starke Position und wollen kein I-Pünktchen nachgeben. Deutschland hat bisher stets den kürzeren gezogen. Es wäre aber doch sehr wohl denkbar, daß wir bessere Bedingungen erlangen könnten, da wir durch

Ausschluß amerikanischen Erdöls und Fleisches doch einen bedeutenden Druck ausüben können. Einstweilen ist einmal wieder das Provisorium für ein Jahr verlängert worden — eine Schraube ohne Ende, die nicht von der Stelle rückt.

Nur in Südamerika kreuzen sich noch immer die Waffen Deutschlands und der Union. Eine Art Pénétration pacifique wird von den Yankees im lateinischen Amerika erstrebt und teilweise schon ins Werk gesetzt.

Mit Brasilien haben sie einen günstigen Handelsvertrag geschlossen. Überhaupt schwimmt Brasilien seit dem großen panamerikanischen Kongreß, der in Rio vorigen Sommer stattfand, in Liebe und Begeisterung für die angelsächsische Republik. Es geht mit ihr durch dick und dünn, und horcht denn auch auf die Ratschläge, die in der letzten Zeit wieder dringlicher erteilt werden, die Deutschen im Lande, ungefähr 420000 an der Zahl, nicht zu stark werden zu lassen. Roosevelts Politik geht dahin, vorläufig in erster Linie den Handel zu befördern. In der Tat ist namentlich in Argentinien der Handel der Yankees zuungunsten des deutschen stark gewachsen. Gegen andere Schwierigkeiten hat Washington in Mittelamerika anzukämpfen, nämlich gegen die Rauf- und Verschwörungssucht der Einheimischen, durch die die dortigen Interessen aller Weißen bedroht werden. Im März und April hat wieder einmal ein Krieg in Nikaragua und Honduras „getobt". Nichts ist leichter, als bei den Mulatten, Mestizen, Quarteronen und Oktoronen eine Revolution auf den Damm zu bringen. Überall in den zahlreichen Nachbarstaaten, bis auf die Inseln des Karaibischen Meeres essen vertriebene Mitbürger das Brot der Verbannung, und lauern nur auf den Augenblick, wo sie mit einem Gewalthaufen in die Heimat zurückkehren, um eines der Häupter der Unzufriedenen, der entweder General oder Advokat ist, zum Diktator zu ernennen. Irgend eine Nachbarrepublik mischt sich in den Bürgerkrieg ein, und zu der inneren kommt eine auswärtige Verwicklung. Diesmal verlief die Sache verhältnismäßig recht blutig. Gewöhnlich beläuft sich der Verlust bei den Schlachten nur auf ein paar Dutzend, diesmal aber ging er in die Hunderte. Der Streit wurde regelrecht ausgefochten, es scheint jedoch, daß auch hier die Vereinigten Staaten einen Druck zu gunsten des Friedens ausgeübt haben.

Auch sonst war Roosevelt für den Frieden tätig. Zwar bestimmte er den Nobelpreis, der ihm zufiel, nicht für internationale, sondern für innere Zwecke, nämlich für ein Unionsschiedsgericht zwischen Arbeitgebern und -Nehmern. Dagegen zeigte er viel Interesse für die kommenden Verhandlungen im Haag. Auch der Zar, der geistige Urheber der Haager Friedensbewegung, hat wieder von sich hören lassen. Am rührigsten aber war England. Sehr einfach: es hat jetzt seinen Two zu einem Three power standard erweitert, es hat eine Flotte, die nicht mehr bloß zwei, sondern bereits drei fremden Kriegsmarinen gewachsen ist; da wäre es denn zu Englands Vorteil, wenn die andern Mächte die Konkurrenz nicht zu scharf machten. Der Zar aber, der arme Mann, hat gut für den Frieden zu reden, denn es fehlen ihm alle Mittel, fehlt ihm insonderheit eine Flotte, um einem Angriff zu begegnen. Wie nach außen, so sind auch im Innern die Aussichten Rußlands sehr trübe. Die Hoffnungen, die man auf die Beruhigung des Landes gesetzt hat, haben sich keineswegs erfüllt. Selbst der Zusammentritt der zweiten Duma, der im März erfolgte, hat bloß das Zeichen zu verstärkter Tätigkeit der Revolutionäre gegeben. Zwar hat Stolypin, dem Festigkeit und Geschick nicht abzusprechen ist, es eine Zeitlang verstanden, das Einvernehmen der Regierung mit der Duma zu behaupten, wobei die Überlegenheit der Regierung deutlich hervortrat. Im späteren Verlauf machten sich jedoch genug Gegensätze, die nicht immer überbrückt wurden, zwischen dem Ministerium und der Volksvertretung geltend. Auch nach außen zu war nicht immer smooth sailing. In der Auslegung des Portsmouther Vertrages machten die Japaner die größten Schwierigkeiten. China aber befestigte seine Grenzen in der Mongolei und gab zu erkennen, daß es ein weiteres Überschreiten der Grenzen, wie es die Russen seit langem beliebten, nicht mehr dulden würde. Finnland gebärdete sich ganz unabhängig, und man spricht von einer militärischen Besetzung seiner Küsten. Im Kan-

kasus hörten die Unruhen nicht auf. Endlich zog Persien, das sich zum parlamentarischen System bekehrt hat, und infolgedessen von Unruhen erschüttert wird, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Möglichkeit einer russisch-englischen Intervention wurde erörtert. Hieraus geht zugleich hervor, was auch sonst verlautete, daß eine Entente zwischen dem Bären und dem Walfisch im Entstehen oder gar schon perfekt ist. Fürst Bülow erklärte denn auch in seiner Rede zum Etat des Reichskanzlers, daß der Gegensatz zwischen dem Zaren und England nicht mehr als ein dauernder Faktor in die deutsche Weltpolitik eingestellt werden könne.

Überhaupt ist König Eduard mit seinen Ententen sehr erfolgreich. Er hat jetzt einen ganzen Kreis von Bündnissen und Verständigungen zusammengezaubert, einen Kreis, den er durch häufige Reisen nach Frankreich, nach Österreich, ins Mittelmeer — die letzte Mittelmeerfahrt geschah diesen April — zu pflegen weiß. Portugal ist längst der Briten Vasall, Spanien ist durch Königin Ena mit ihnen verbunden, Norwegen durch Königin Maud, Frankreich sogar durch einen Militärvertrag, der durch eine Unvorsichtigkeit Clémenceaus publik wurde, Italien und Rußland durch freundschaftliche Abmachungen, der Zaren- wie der dänische Hof noch außerdem durch Verschwägerung; endlich versucht König Eduard seit einigen Monaten auch nach Wien seine Hände auszustrecken. Hauptzweck: die Isolierung Deutschlands.

Deutschland merkte zunächst zu wenig auf diese Wetterzeichen, weil es zu sehr mit Vorgängen im Inneren beschäftigt war. Ein neuer Reichstag ist gewählt worden. Die Sozialisten haben eine zerschmetternde Niederlage erlitten. Der Zentrumsturm aber, gegen den eigentlich die ganze Bewegung entfacht war, ist unerschüttert aus dem Kampfe hervorgegangen. Immerhin ist die neue Konstellation ein großer Gewinn. Eine konservativ-liberale Paarung sollte jetzt ins Werk gesetzt werden. Zwar fehlt es weder bei den Liberalen, bei denen der Sozialtheoretiker Naumann als neuer Stern aufgetaucht ist, noch bei den Konservativen an Stimmen, die von einer solchen Paarung nichts wissen wollen. Jedenfalls wurde indes das eine erreicht, daß der neuen Koalition die Besetzung des Reichstagspräsidiums restlos zufiel. Auch ist durch die ganze Bewegung das Band zwischen Nord und Süd wieder enger geknüpft worden, wie denn namentlich in dem binnenländischen Bayern sich großes Interesse für Kolonien und Flotte zeigt. Inzwischen ist der Aufstand in Südwest so ziemlich erloschen und wurde amtlich als beendet erklärt. Die Erschließung der Kolonie, namentlich auch durch Bahnbauten, beginnt nun. Auch will Dernburg im Mai mit großem Gefolge von Praktikern, besonders Großindustriellen, eine längere Reise nach den Kolonien unternehmen. Auch in Marokko haben wir einige Vorteile errungen, eine Hafenkonzession in Larache, die Bestellung deutscher Militär-Instrukteure und die Bildung einer neuen marokkanischen Erwerbsgesellschaft, Heining, Fuchs & Co.

Marokko steht offenbar vor dem Anbruch einer neuen Ära, aber nicht einer Ära des Friedens. Erzürnt durch die Tötung des Dr. Mauchamps, der in Marakesch vordringlich und herausfordernd mohammedanische Bräuche verletzt hatte, sandten die Franzosen ein Ultimatum an den Sultan und besetzten im März Udschda. Das Vorgehen der Franzosen fand militärisch kein Hindernis. Ohnehin war die Sache von langer Hand aus vorbereitet. Als ich vor zwei Jahren in Lalla Marnia war, sprach man schon von der Besetzung als einer Notwendigkeit. Die Bahn von Tlemcen nach Lalla Marnia war damals noch nicht einmal begonnen; da sie jetzt fertig ist, muß sie mit großer Schnelligkeit hergestellt worden sein. Die Besetzung soll so lange dauern, bis die Forderungen Frankreichs erfüllt seien. Der Sultan hat sich nicht gerade beeilt, doch ließ er im April einstweilen einen Erlaß in der Moschee verlesen, in dem er das Gebaren der Marakescher verurteilt und sein Volk zur Ruhe auffordert. Es ist aber sehr die Frage, ob man dem Sultan gehorchen wird. Alle Zeichen in Marokko deuten auf Sturm.

Albrecht Wirth

Tausendundein Bücher

Da sind vor allem die unzähligen Bücher „über". Sie stehen im Katalog meines Gehirns unter der Marke „Über". Denn sie bringen fast nie was eigenes, nicht Form, nicht Stoff, nicht Art, nicht einmal Unart; sie helfen keinem, kaum dem Schreiber, der ein paar Mark und ein winzig Quentlein Ruhm dafür ergattern wird, noch den Verlegern — — — sondern sie sind Dienstboten, freiwillige Dienstboten fremder, oft entlegener, oft unwahrer Berühmtheiten, ungebetene Knappen ungerufener Ritter. Nach Toten und Lebenden wird emsig gepirscht. Nach ihren Werken geforscht, nicht, daß man sich an ihnen freue, o nein, sondern daß man eine Monographie anfertige und die Werke beschreibe, nacherzähle, reproduziere (o, du heiliges Zinkklischee, 10 Pfennig den cm²). Das Publikum mag lieber von einem Dichter lesen, als einen Dichter. Es ist bequem. So gräbt man aus und schändet in Auswahl und Brevier mit andächtiger Gebärde Poetenleichen. Da ist schon etwas „Schätzenswertes" — denn wirklich, hat man von den Großen und den Romantikern nicht eine jener Ausgaben, die erschienen, bevor das Drucken billig und gemein wurde, dann mußte man bis vor geringer Zeit sich mit jenen Leinwandbänden, rot, grün, Goldpressung, begnügen. Das ist also jetzt besser. Ihr Hölderlin, Mörike (bei Diederichs), Casanova in Pergament, ihr bleibt; euch streichelt eine zärtliche Hand: ihr seid freundliche Zeugnisse, daß unsere Generation auch etwas eigenes vermag: nämlich Kleider anziehen den Ahnen, den teuern, aus Büchern Bibelots machen. Und manches vergessene, ewige Werk erhält so für drei Monate neues Leben. Liest man die Dinge nicht, so kost man doch mit Vorsatzpapieren ...

Allein das „Aber" wartet schon längst in in der 1. Kulisse aufs Stichwort. Aber was wird nicht alles ausgegraben! Was keiner begehrt, jeder verschmerzte und nur Regal, Gehirn und Druckerkonto belastet. Was nur des Lederbandes, des Buchschmucks wegen da ist. Überhaupt, was ist das für eine anspruchsvolle Zeit, in die man uns hineingeboren hat! Was kann man von „Novitäten" so in dreimal 24 Stunden zusammenlesen, wenn das Schicksal es gut zusammenstellt und der Schlaf so gar nicht kommen will. Ach, ihr Autoren der 1001 Bücher, von denen ich fünfen vielleicht unrecht tue, schreibt ihr nicht ein wenig eilig nur so eure Werke hin, wie's euch gerade einfällt, müht ihr euch auch um die beste Form, die Ökonomie eures Talents?... ich glaube wenigen von euch, daß ihr in Schmerzen gebäret und unveröffentlichte Blätter in der Lade ruhen habt. Ihr eilt, euch neben den Ausgrabungen Platz in der Sonne zu schaffen. Und ich muß schmähen. Muß?

Oder auch loben. Ich habe (in Zeitlers Ausgabe) die Briefe jener frommen Schwester Katharina von Siena gelesen, die so heiße kühle Episteln an fromme Brüder schrieb. (Omelette à la Surprise, aber nein, schön, sehr schön.) Und man darf dabei an die Stadt dort oben in den Bergen denken, in der die „Thumbheit" wohnt und die Malerei einmal — sie wurde es bekanntlich mehrmals — geboren wurde. Nur eine Viertelstunde trennte mir solche Lektüre von dem einst verbotenen Genuß des Casanova (bei G. Müller, München), der soviel von Liebe wußte und immer noch neugierig war auf jene Nacht und dieser Frau Gebärde und jenes Mädchens eilig gelöstes Haar; Casanova, er genoß die Liebe scheffelweise, so daß man sich den Namen der Donnas gar nicht merken kann; scheint's nur mir, daß aus all diesen Abenteuern gar nichts Abenteuerliches hervorschlägt? Sind wir so verwöhnt mit Lastern? — Der Morgen graut noch nicht und ich stecke mitten drin in einem zweibändigen Fragment von Otto Julius Bierbaum. „Der Kuckuck". Zwei starke, rote Bände, Roman der Zeit, der Dekadence, und erst Fragment; ein dritter soll folgen, ein dritter. Ich weiß schon jetzt, daß das Schönste von alledem das Vorwort ist (das hier stand), die wundervolle Geschichte einer Cocotte aus bestem Hause und von Talent. Zwei dicke Bände, ein dritter muß, so seufzt der Autor, wider Erwarten folgen. Soviel schreiben, immer schreiben, bestenfalls diktieren, und es dann selbst noch lesen müssen, Korrektur, Revision und fühlen, da ist was gar nicht gelungen, und all das warum?... Metier.

Dichtermisere. Eine ganze Nacht hat sie

mich bewegt. Nicht unsere, über die sich auch manches mitteilen ließe, was wohl noch kommt, alles zu seiner Zeit. Sondern historische, über die also der wohlerzogene Ästhet reden darf, besonders da's französische ist. Da liegt der 2. Band der Lettres à l'Etrangère Balzacs neben dem ersten. Und dazu ist uns beschert, auf daß wir der lieben Gegenwart näher rücken, Baudelaire, Briefe. (Mercure de France) Ja, so leben wir, so leben wir alle Tage. Wird jener Redakteur, dieser Verleger das Manuskript nehmen, wird er's zur Zeit drucken, wird er die paar Franken schicken oder an die Bagatelle vergessen? ... Von diesem Gelde hängt vielleicht diese Liebe ab, jene Lösung drückendster Fessel. ... Und schreiben, immer schreiben. Dieser Balzac. Tag für Tag sagt er der Geliebten von den vielen tausend Silben, den endlosen Fahnen, Neukorrekturen, vom Gelingen einmal und dem toten Hirn dreißigmal, und von den Schulden, die mit Literatur, mit Poesie bezahlt werden müssen, das Zimmer riecht schon von Druckerschwärze; und dann, liest man die Zeilen des armen Baudelaire, bekommen die süßen Verse einen Nebenton von Wechselkrediten, Zinsen, jäher Wut, Demütigung — und wieder: schreiben, schreiben.

Ein frischer Luftzug: A. Wirths kleines Buch „Der Weltverkehr". Man erwartet Wirtschaftslehre, Roggenpreise, stealtrusr. Und einer, der so und so viele Male über den Ozean und durch Sibirien gefahren ist, und schreiben kann, erzählt, wie die Welt kleiner und enger geworden ist und doch noch so seltsam, daß beim Lesen selbst unsereinem, der auch sein Teil gesehen hat, das Herz pocht beim Anblicke solcher Globetrotterei. Ein paar Seiten und es steht von allem was drin, Eilzugstempo, wie wir eben leben ... und da schielt aus einem anderen Bande derselben Sammlung „Die Gesellschaft" (Frankfurt, Rütten & Löning) aus dem bärtigen Gesicht Schweningers Augenpaar. Er hat sich da in einem Bande „Der Arzt" das Herz frei gemacht; und wir geben ihm hundertmal recht, wenn er gegen die Spezialisiererei der Medizin schimpft und sagt, ein Arzt ist so was wie ein Maler, Bildhauer, Dichter — kurz ein Künstler. Nicht jeder kann's lernen und die heutigen Universitätsfabriken zur Doktorenerzeugung haben ihr Teil Schuld am vielen Kranksein der Menschen. Und dann sagt Schweninger sehr gescheite Dinge darüber, was das überhaupt heißt: krank und kurieren, und führt den Leser totsicher zur Einsicht, daß in unserem Leben irgendwo die ganze Geschichte nicht stimmt ...

Aus. Ich will nicht weiter denken ... Lese ich darum Bücher, daß sie mir sagen, was ich aus mir heraus weiß, daß in der Riesenmaschinerie unseres Lebens doch ein Rädchen nicht richtig eingesetzt sein dürfte bei so und so vielen und daß daher all die Misere kommt, aus der dann die Bücher wachsen. Ja, die Bücher sind fast alle Krankheit. Gesunde leben. Es schreibt, wen das Leben drückt und schmerzt, wer zuviel in sich hat oder wer muß. Sale métier. Die tausend Bücher auf den Regalen, in den Schränken, den Paketen, sie sind alle, ja fast alle nur Krankengeschichten, wie die Kliniker sagen. Im besten Falle mit „gutem" Ausgang.

W. Fred

Sinnliche und geistige Liebe

Es gibt ursprünglich nur eine Art Liebe; sie ist umfassend, unmittelbar, das gesamte Wesen des Menschen erschöpfend. Sei dieses Wesen rein physisch gerichtet, wie beim Primitiven, oder gipfele es in geistigen Interessen und Zielen: jede ursprüngliche, volle, harmonisch entwickelte Natur liebt gleichsam en bloc, einheitlich, physisch und geistig zugleich.

Der Primitive kennt keine Unterschiede in der Art zu lieben; Physis und Psyche sind untrennbar in ihm verknüpft. Mit fortschreitender Differenziation lösen sich die verschiedenen Triebe voneinander, dissoziieren sie sich. Was im Anfang ein homogener Impuls war, spaltet sich nun zu verschiedenartigen und verschiedengradigen Interessen: das Prisma der Kultur hat den einheitlichen Naturtrieb in seine Komponenten zerlegt. Der Kulturmensch stellt sich mitunter eine Frage, die dem urwüchsigen einfach unverständlich wäre: ob er das Weib, das ihn seelisch anzieht, auch begehrt? — Es braucht nicht zu sein; es kann bei gewissen Charakteren sogar vorkommen, daß die Sinnlichkeit das geistige Interesse ertötet und umgekehrt. Was

ursprünglich als selbstverständliche Einheit erscheint, kann sich zum Gegensatze entwickeln. So haben ganze Epochen in der Sinnlichkeit etwas Tierisches erblickt, das der höhere Mensch unbedingt zu überwinden hätte; so haben nicht wenige raffinierte Menschen für ihre verschiedenen Triebe auch verschiedene Objekte gesucht: on peut adorer une femme et aller chaque soir chez des filles, bekennt Flaubert. Manche hypersensible Naturen lieben nur in der Phantasie und werden von der Wirklichkeit unweigerlich abgestoßen. Die verschiedenartigsten Assoziationen und Dissoziationen stellen sich ein, in schillernder Mannigfaltigkeit; die Extreme möglicher Liebesart bezeichnen die sinnenfremde, allumfassende Sympathie des Heiligen und die brutale Geilheit des Tiers.

Eigentümlich ist nun das folgende Verhältnis: zu Zeiten einer reifsten, höchsten Kultur verengt sich wiederum der Kreis möglicher Liebesweisen. Was in mittleren Stadien nur lose zusammenhängt, leicht auseinandergeht und nicht selten dauernd getrennt erscheint, tritt in den spätesten in starrer Assoziation in die Erscheinung: die Liebe erscheint wieder untrennbar mit der Sinnlichkeit verknüpft; jetzt erschöpft die Erotik die Beziehung zwischen den Geschlechtern. So war es in Rom, als Petron es verspottete; so ist es seit bald 200 Jahren in Frankreich. Und wenn ich recht sehe, so steuert auch die oberste Kulturschicht Deutschlands allmählich diesem Ziele zu.

Welches ist der Sinn dieses Verhältnisses? Ich will versuchen, ihn deutlich zu machen.

Die Differenziation schreitet überall auf Kosten der Unmittelbarkeit, der Ursprünglichkeit fort: ursprünglich unmittelbare Beziehungen erscheinen im Laufe der Entwickelung immer mehr vermittelt; bis die Vermittelungen zuletzt die direkte Linie überwuchern und verwischen. Dergestalt war stets die Geschichte der Religiosität. Das religiöse Gefühl bezeichnet die einzige schlechthin unmittelbare Beziehung des Menschen zum All der Natur. Darum ist es bei ursprünglichen Naturen, deren Sinne und Verstand das Gemütsleben nicht knechten, am stärksten. Je schärfer und verfeinerter nun die Sinne werden, je mehr der Verstand sich präzisiert, desto schwächer muß die Grundstimmung tönen. Man sieht zuletzt den Wald vor Bäumen nicht: wer jedes einzelne im Weltall bemerkt, dem kann die oberste Synthese nicht gegenwärtig bleiben. Wer sich von allem Begriffe bildet, dem muß das Bewußtsein des emotiven Seinsgrundes aller Reflexion zuletzt verlöschen. Vor lauter Kurven wird die gerade Verbindungslinie zwischen Ich und Natur am Ende unsichtbar. Im Übermaße der Vermittelungen geht schließlich die Unmittelbarkeit verloren. Daher fehlt späten Zeiten alle Glaubenskraft; daher mündet alle Religiosität zuletzt in der Skepsis.

Aus dem gleichen Grunde sind höchste Kulturstufen nicht produktiv, sondern sie haben Geschmack. Geschmack ist kritische Empfänglichkeit für die Nuance; er setzt ungemein scharfe Sinne voraus, und die Fähigkeit, die Sinneseindrücke leicht intellektuell zu verarbeiten; sonst nichts. Phantasie ist dazu gänzlich unnötig. Darum sind Schöpferkraft und Geschmack beinahe Gegensätze: wer alles bemerkt, dem fällt zuletzt nichts mehr ein. Der ursprüngliche Impuls wird vom Übermaß der Eindrücke erstickt; die Außenwelt tötet die Person. So ist denn die europäische Nation, die am meisten, die vielleicht allein von allen Geschmack besitzt — die französische —, zugleich die unproduktivste und unpersönlichste des Westens.

Der gleiche Verlust an Ursprünglichkeit, der den Tod der Religiosität und die Geburt des Geschmacks bewirkt, bedingt auch das Verhältnis, das den Ausgangspunkt unserer letzten Betrachtungen bildete: daß späte Zeiten von Liebe nur noch in Form von Erotik wissen. Der unmittelbare, homogene Trieb des Menschen wird vor lauter Zersplitterungen schwach; aus dem Wasserfall wird ein Sprühregen. Und da zugleich die Sinne immer schärfer werden, die Sinnlichkeit immer akzentuierter und beziehungsreicher sich gestaltet, so assoziiert sich der Naturimpuls, der im Falle des stärksten, lebendigsten Instinktes, der Liebe, unmöglich absterben kann, notwendig mit dem, was im Bewußtsein vorherrscht: es sind sinnliche Momente. Die dunkle, ungefüge Kraft totaler Sympathie, die dem ursprünglichen Menschen eignet, fehlt allzu differenzierten Naturen. Allgemeines, warmes Mitgefühl ohne bestimmte Zwecke —

das Wesen der idealen Liebe — setzt eine produktive Phantasie voraus, die dem Spätling abgeht. Seine Anlage ist eine kritisch-rezeptive: daher scheiden die meisten imaginativen Momente aus seiner Liebe aus, und was übrig bleibt, ist die Sinnlichkeit. Ja, man kann geradezu sagen, daß die Liebe höchstkultivierter Menschen und Völker, gleich ihrer Kunst, nicht zum geringsten Teil in die Kategorie des Geschmacks gehört. Die Sprache beweist in ihrer präzisen Aufrichtigkeit oft mehr, als alle Beobachtung und alles Räsonnement: der Franzose fragt seine schmollende Maitresse angstvoll: Vous déplais-je? — Dem ursprünglichen Menschen scheint es höchst sonderbar, daß bei wahrhaft intimen Beziehungen überhaupt von „gefallen" die Rede sein könne. Aber in Frankreichs raffiniertesten Sphären ist es wirklich nicht anders: durch ein taktloses Wort, eine geschmacklose Gebärde kann die wahrste Liebe verscherzt werden. Sogar langjährige Ehegatten von bewährter Treue wagen es dort selten, sich vor einander gehen zu lassen. Wo nun die Idee der Liebe notwendig und wesentlich mit der Vorstellung des Sinnengenusses verknüpft ist, da fehlt natürlich jedes Verständnis für nichtsinnliche Beziehungen zwischen Mann und Weib; an ihre Existenz, ja an ihre bloße Möglichkeit wird kaum geglaubt. Und ist eine solche einmal nachgewiesen, so muß sie unbeschreiblich lächerlich erscheinen. Lächerlich wirkt jede Diskrepanz zwischen den Faktoren einer Beziehung — handele es sich um Grund und Folge, Mittel und Zweck oder was immer. Und wo der Sinn der Liebe par définition einzig im Geschlechtsgenuß begründet liegt, da muß ein ideales Verhältnis unbedingt als Diskrepanz, mithin lächerlich erscheinen. Die Schönheit und Größe reiner Beziehungen sind die wenigsten Franzosen zu begreifen fähig.

So führt denn die Evolution der Liebe, die mit der Differenzierung des einheitlichen Grundtriebes beginnt, zuletzt zur Reduktion seiner Faktoren, zu ihrem Verschmelzen in gesteigerter Sinnlichkeit. Alle Liebe ist nunmehr Erotik. Dieses Vorherrschen der Erotik bedeutet aber keinen Höhepunkt der Phantasie, wie manche Moderne es verstehen, sondern ganz im Gegenteil: die Erotik verhält sich zur ursprünglichen Liebe, wie der Geschmack zur künstlerischen Schöpferkraft. Sie beweist also Mangel an Einbildungskraft — wenngleich höchste Kultur der Sinne.

Hermann Graf Keyserling

Rudolf Rittner

Daß ein Mann von noch nicht vierzig Jahren sich entschließt, einem Ruhm den Rücken zu kehren, sich der Macht, die im Geld liegt, zu begeben und auf die Schmeicheleien vieler Menschen und Dinge zu verzichten, aus weiter keinem Grunde, als dem natürlichen der Persönlichkeit, die sich mit ihrem Werke nicht mehr eins fühlt, ist an sich nicht eben häufig; von einem Schauspieler ist es unerhört. Also, sagen die Leute, die lieber einen Menschen opfern als eine Definition, ist Rittner kein Schauspieler; es ist nicht möglich, daß diese verführerischste, betäubendste Gemeinschaft, das Theater, einen entließe, der je zu ihr gehört hätte. Und so viel ist wahr, daß schon vor vierzehn Jahren die ersten Regungen seines jetzt ausgeführten Entschlusses Rittnern beunruhigten, das heißt in einer Zeit, wo er in den Anfängen seiner Laufbahn stand, ohne zu zweifeln, das Höchste, was sie schenken könnte, zu erreichen; — eine Bestätigung mehr für die Leute, die ihm abstreiten, ein Schauspieler zu sein, und die, zum dritten, keine Bestätigung ihrer Theorie nötig haben, weil sie Rittners Mangel an Verwandelbarkeit, seine unproteische Natur genügend oft beklagt haben.

Da es sich leider jetzt um vergangene Dinge handelt, kann man das Urteil annehmen; denn es stellt ihn, da wir ihn noch mit unserm innern Aug vor dem Vater Scholz zusammenbrechen sehen, mit unserm innern Ohr Florian Geyers hysterisches, erhabenes, hohnvolles und siegreiches Lachen vernehmen, da seine bald kühlgütige, bald schmetternd wahrhaftige, unwirsch kluge und helle Stimme aus unserer Erinnerung nicht schwinden wird, auf einen besondern Platz.

Ihn hatte die Schauspielkunst nicht, sondern er hatte sie. Nicht träge Rosse zogen seinen Wagen, aber seine Faust war stärker als ihr

Feuer. In seiner Hingabe an die Kunst war Zurückhaltung, aber die Kunst hatte davon keine verminderte Lust. Er, der ganz in seinen Rollen aufging, stand frei über diesem Aufgehen. Wo ein solches Paradoxon Wahrheit wird, ist immer Größe. In dieser Paradoxie, nicht in einer Zufälligkeit wie dem Schlesiertum oder einem Mißverständnis wie dem Naturalismus, liegt seine Wahlverwandtschaft mit Hauptmann.

Ein schlechter Schauspieler macht eine Rolle aus fünf Points, ein passabler aus fünfzehn, ein guter aus fünfzig; Rittner gab die Einheit. Bei ihm — und bei Else Lehmann — fanden wir in den Fällen, in denen sie nicht von vornherein gehemmt waren, die fließende, kontinuierliche Einheit, das Gegenteil der kinematographischen Wirkung, mit dem einzigen, von der Natur bedingten Unterschied, daß das Genie des Weibes triebhaft, dumpf und ursprünglich ist und das des Mannes zweckhaft, hell und unsicher. Kunst dieser Art gibt sich nur dem Gefühl zu erkennen, nicht der Analyse, und wird darum, weil die Menschen überall weniger die Kunst als die Kunstkennerschaft und mehr das Schwatzen als das Vernehmen lieben, oft von der Mode verdunkelt.

Es war von Anfang falsch und ist immer falscher geworden, Rittnern einen Naturalisten zu nennen. Er war ein Stilist, wie alle Kraft; sein Stil wurde als solcher nicht erkannt, weil er nicht dazu diente, Schwäche und Armut. Er war kein Naturalist; denn erstens ließ er sich von keinem Mittel, als wäre es ein Zweck, verführen, gab Sterben, Ohnmacht, Ausbrüche jeder Art nicht um ihrer selbst willen und nicht ausführlich, sondern immer symbolisch abgekürzt und intensiv; und zweitens hatte er das feinste Gefühl für das Tempo. Selbst hierin noch erniedrigte er sich nie zur Virtuosität und gab nicht das Tempo als Tempo, unbekümmert, ob die Rede noch verständlich sei; sondern er umfaßte mit großer Intelligenz den Zeitkomplex, den ein Auftritt und eine Rolle auszufüllen hatten, und verteilte in diesem Rahmen kraft- und kunstvoll die Akzente. Sein Stil wird der der Zukunft sein: aus der Dichtung heraus, ohne Umwege, gewaltsam, wahr und nicht psychologisch.

So, als Vorbild, wird er die Szene wieder betreten, nicht in Person, soweit über einen Menschen Sicheres ausgesagt werden kann. Sein Entschluß sitzt ihm wie ein fugenloser Panzer auf dem Leib, die Zeit müßte die Lücke erst schaffen, durch die er gesprengt werden könnte. Ich glaube nicht, daß sie es tun wird. Aber so stark das Bedauern über den Verlust auch sein möge, größer soll die Befriedigung darüber sein, daß wir einen Menschen in ihm kannten, bei dem das Gewissen des Gewissens, das Zarteste der Seele das Stärkste war.

Moritz Heimann

Das Einwanderungsproblem

Hochschutzzölle, diesen stärksten Ausdruck nationalen Unabhängigkeitsgefühles, suchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ganz neuerdings auch auf das kostbarste Einfuhrgut, die einwandernden Menschen, auszudehnen — versuchen's nach Kräften und sind dennoch, sonst so durchgreifend in allen ihren Schritten, plötzlich zu halben Maßregeln gezwungen.

Da in guten Jahren die Einwanderung weit über eine Million Köpfe beträgt, dürfte der Wert dieser Einfuhr mindestens eine Milliarde Mark betragen, den Menschen (unter Berücksichtigung der mit einwandernden Kinder) auf etwa tausend Mark geschätzt: soviel betragen die Aufwendungen von Staat, Gemeinde, Familie schon bei ganz primitiven Verhältnissen. — Diese Milliarde wird noch dazu der Neuen Welt *geschenkt* von dem Überflusse Europas und Asiens. Woher kommen da die starken Strömungen, welche jede Einwanderung ablehnen möchten? Nun, Hochschutzzölle sind dazu bestimmt, den heimischen Erzeugnissen einen bestimmten Preis zu garantieren. Auch der Mensch besitzt seinen Handelswert, der sich nach Angebot und Nachfrage richtet. Die letztere ist in dem unendlich großen, aber so dünn bevölkerten Lande enorm, daher ist ihm ein guter Preis gewiß, d. h. die Erwerbsmöglichkeit ausgezeichnet. Zudem teilen sich nur wenige in die ungeheuren Reichtümer des Landes. Die Einwanderung aber drückt die

Löhne und zwingt, das von einem gütigen Geschick geschenkte Gut weiter zu teilen. —

Genau genommen ist die erwähnte Milliarde auch gar kein Geschenk. Ein großer Teil der Einwanderer zieht wieder heim, wenn sie kürzere oder längere Zeit im Lande geweilt haben, tragen das Zugebrachte wieder fort. Nehmen noch dazu ihre Ersparnisse mit, die oft ganz beträchtliche Summen repräsentieren. Andere senden, selbst wenn sie persönlich in der Union bleiben, ständig ihren überschüssigen Verdienst in die Heimat. Wieder andere, die es „zu nichts gebracht" haben, kehren doch wertvoller heim, als sie gekommen sind, d. h. sie haben Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt, welche sie nach ihrer Rückkehr sich oder ihrem speziellen Vaterlande wieder nutzbar machen. Mein republikanischer Statistiker berechnet, daß der Wert der Ausfuhr den der Einfuhr bei weitem übersteigt.

Die Grenzen sperren? Was wird Amerika ohne die Einwanderung? Der kaukasische Teil der Bevölkerung ist selbständig nicht existenzfähig. „Gebären ist mühsam, wozu noch gebären?" Er geht an Zahl ständig zurück. Dagegen ist die afrikanische Bevölkerung, jetzt schon 15 Prozent der Gesamtheit, in rapider Zunahme begriffen. Man hatte nach Beendigung des Bürgerkrieges versäumt, die Neger nach Afrika zurückzubringen. Das rächt sich nun. Dabei erstarkt das schwarze Element auch wirtschaftlich mehr und mehr, wenn es auch nur langsam geschieht infolge der Rasseneigentümlichkeit des Negers, seiner relativen Trägheit. Schließlich findet eine zunehmende Vermischung der Kinder Japhets und Hams statt. Langsam geht dieser Prozeß vor sich, und der Übertreter fällt der gesellschaftlichen Ächtung anheim, aber dennoch sieht man schon häufig Menschen, bei denen man im Zweifel ist, ob sie noch rein kaukasisch sind oder bereits etwas afrikanisches Blut in sich tragen. Ohne die Einwanderung ist das Entstehen einer neuen, aber keineswegs guten Rasse, eines afrikano-kaukasischen Geschlechtes, unvermeidlich.

Vorläufig stärkt die Einwanderung die kaukasische Superiorität. Indessen von Jahr zu Jahr in unerwünschterem Maße. Die russisch-polnisch-jüdischen, die italienischen, die balkanischen Elemente überwiegen mehr und mehr. Das ist an der Ostküste. An der Westküste aber sucht die gelbe Rasse einzudringen. Gegen die Chinesen ist bereits ein Bollwerk aus Gesetzen entstanden — gegen die Japaner kann man sich kaum schützen. Die erwünschte Einwanderung aber, die englische und deutsche, von welcher allein eine Auffrischung des Blutes und ein nationaler Gewinn zugleich zu hoffen wäre, da diese Menschen zumeist mit der Absicht kommen, gute Bürger des neuen Vaterlandes zu werden, nimmt immer mehr ab.

So entbrennen über die Einwandererfrage die Parteileidenschaften. Dagegen sind die unteren Schichten des Volkes, die arbeitenden Klassen, welche naturgemäß nur einen beschränkten Gesichtskreis haben, nur das nächstliegende sehen: die Konkurrenz, das Sinken der Löhne. Um so eifriger bekämpfen die großen Unternehmer alle Absperrmaßregeln. Sie sehnen sich nach billigen Hilfskräften; besonders die großen Farmer des Südens fühlen bitter den Arbeitermangel. Und die kalifornischen Arbeitgeber würden tausendmal lieber die verachteten chinesischen Kulis in ihre Dienste nehmen, als sich weiter mit den schwer zu behandelnden, trotzigen, in ihren labour-unions fast unantastbaren und enorm kostspieligen kaukasischen Arbeitern plagen. — Gut verstandenes Nationalinteresse schreit nach Menschen: laßt sie ruhig wieder von dannen ziehen, das Portefeuille mit dollar-bills gefüllt — sie vermehrten während ihres Hierseins die Kaufkraft des Landes und die Zirkulation aller Werte. Alles gewinnt, woran die Menschen arbeiten; die Felder auf dem Flachlande erblühen, die Erzlager im Gebirge werden kostbar, die Wälder nützlich; Schiffe und Schienenstränge und Brücken und Bauten entstehen unter den fleißigen Händen und machen die Schätze des Landes dienstbar; Kulturgüter aller Art erzeugt der Fleiß — Menschenschweiß ist ein absonderlicher Saft, das Ingredienz, das aus Erde Gold macht.

Den Frieden sich zu erhalten, entschloß man sich zu Kompromissen. Beschränkung der Einwanderung auf die erwünschten Elemente, das hält man für die Lösung des Problems. Man spricht davon, allen Völkern die Einwanderung zu verbieten, außer Deutschen,

Engländern und Franzosen. Man fühlt sich als Herrn des Kontinents und glaubt tun zu können, was man will. Der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, verlangt man den Bildungsnachweis: die Beherrschung in Wort und Schrift einer der drei Kultursprachen: englisch, deutsch, französisch. Ist hart für die andern Nationen, sie müssen's sich aber gefallen lassen.

Da geschieht das Unerwartete: Japan schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit: Auch wir sind Kulturnation. Was den andern recht ist, muß uns billig sein. Seit zwei Jahren kann es so sprechen. Es muß so sprechen, denn seine bittere Armut muß zum Teil wenigstens durch die Möglichkeit des reichen amerikanischen Erwerbes gemildert werden. Es ist entschlossen, im Notfalle die Angelegenheit auf des Schwertes Spitze zu stellen.

Was tun? Der Kanal ist nicht fertig, die Philippinen, Hawai, vielleicht sogar das wundervolle Kalifornien dem überlegenen Gegner wehrlos ausgeliefert. Die Grenzen vollständig sperren? Dann geht das Land zugrunde. Die Grenzen allen öffnen? Dann murren die Wähler — — einen Ausweg um jeden Preis!

Und man verfällt auf die Vorschriften, die wir staunend kennen lernten. Die längst bestehenden werden verschärft, die Kopfsteuer wird erhöht — ebenso der Überfahrtspreis durch das Gebot, den Raum für den Passagier zu vergrößern. Es ist ein Eingriff in fremde Gerechtsame — und ein nutzloser, denn aus Ostasien werden die Schiffe häufiger kommen, wenn sie etwas weniger Menschen fassen. Es hilft nichts — und dem Amerikaner ist das Herz recht schwer dabei. Sein Land soll das Asyl sein für alle, die unglücklich und beladen sind. Soll es nun, da es entstanden ist aus den Millionen, welche die Enge der Heimat erdrückte, zu einer Welt, wie sie grandioser niemals gesehen worden, engherzig alles ausschließen, weil ein paar Dollars zur Bestreitung der verteuerten Reise fehlen? Man verkenne nicht des Amerikaners großes Herz. Hunderttausende verspritzten ihr Blut für die Menschenrechte der Neger. Generös ist er, wie sein Land es gegen ihn war, und seine Freigebigkeit ist seine größte Tugend. Der Verstand dekretiert — aber er tut es gegen das Herz. Man macht die Gesetze, aber man spricht am liebsten nicht davon. Für jetzt ein paar halbe Maßregeln — im übrigen aber baut man emsig am Kanal.

Ludwig Brinkmann

Ideal

Ideal ist ursprünglich ein philosophischer Terminus technicus für eine Weltanschauung, deren Hauptvertreter Plato und Kant sind. Man soll den Fachphilosophen diesen Ausdruck nicht streitig machen.

Ideal nennt sich die Weltanschauung der Gebildeten, die das Christentum als Dogma fallen gelassen haben, aber den christlichen Geist festhalten wollen oder auf die Wissenschaft schwören, oder auf die Schönheit, die Menschheit, den Fortschritt, oder auf Goethe, Beethoven oder Mrs. Blavatsky.

Ideal nennt sich ein Mensch, der statt das tüchtig zu tun, was er vielleicht könnte, sich nach etwas „Höherem" sehnt oder darin dilettiert, der statt zu arbeiten von seiner „Mission", seiner „Lebensaufgabe" spricht.

Ideal nennt sich ein Künstler, der sich nicht in den Rahmen seines Talentes zu fügen vermag, sondern „titanische Ideen" in das geduldige Material zwängen möchte.

Ideal nennt sich das Mißtrauen gegen sich selbst, der innere Bankrott, die seelische Falschmünzerei, das geistige Parvenutum, das den guten Willen zur Tat für die Tat genommen haben will.

Ideal nennt sich die Glorifizierung aller untauglichen Versuche.

Ideal nennen sich die Frauen, die den zahmen Kitzel sogenannter „platonischer" Beziehungen einer tapferen Hingabe vorziehen.

Ideal nennen sich Männer, die mit armen Mädchen schlafen gehen und ihre Schüchternheit ausnützen, um sie „aus Liebe", d. h. gratis, zu besitzen, Männer, die „um ihrer selbst willen" geliebt sein wollen.

Ideal heißt ein weniger gelungenes Parfüm des sonst schätzenswerten Hauses Houbigant.

Ideal heißt eine Klosettschüssel, die wie

Fachmänner versichern, Aussicht hat, den „Kohinor" und die „Valesca" zu verdrängen.
U. s. f.

Oscar A. H. Schmitz

Der Blütenzweig in der Vase

Kokoro war eine seltsam verschlungene Kette von Seelen und Schicksalen und Spekulationen, unvergleichlich in seinem matten Glanz, Lotos ein dekoratives Paradies von Tempeln und Landschaften und alten Legenden, — und doch liebe ich dies dritte Buch Lafcadio Hearns* tiefer, weil es eine Schönheit ausstrahlt, die über alle Spekulationen und Ornamente hinausgeht, die mystische Schönheit der kleinen, kleinen Selbsette. Irgend ein Traum kommt zu uns und läßt uns die reine Seele der Dinge sehen. Wir hören von ganz einfachen und alltäglichen Dingen, von Gärten und Spielsachen und Tänzerinnen, und antworten nur mit jenem fragenden Lächeln, mit dem wir bewußte Träume erleben. Alle tiefsinnigen Gedanken sind vergessen, die Ideenkette ist wie mit einem Ruck abgelaufen. Und auch die subtilen Reize der feuchten klingenden Grotten, der körperlos lichten Nachmittage im Park verfließen. Die berückende Magie der Erscheinungen hält uns nicht mehr. Alle Dinge, Blumen und Insekten und Steine, werden zum Abgrund, in den wir selig hineingleiten, zum stillen reinen Sein und zu seinen Wurzeln. Past we glide and past and past...

Die Legende wird hier Wirklichkeit. Diese Gärten sind Miniaturen von Landschaften und Träger von Stimmungen, Modell und Symbol zugleich. Und seltsame Beziehungen sind wie ein Netz von Silberfäden zwischen Mensch und Stein und Pflanzen aufgespannt. Leichname richten sich auf und tanzen, wenn man sie mit einer Katze allein läßt. Ein Stein auf der Straße läuft davon, als der Kaiser im Rausch nach ihm schlägt. Man verscheucht böse Träume durch einen Baum, dem man sie erzählt. Wo sind da die starken, selbstbewußten Worte unserer Vernunft? Darf ich gestehen, daß ich diesen „Aberglauben", diese Riten und Kulte sehr suggestiv finde, weil sich mir hier das Sinnlose, Oberflächliche, Unvernünftige, oder lieber positiv gewendet: das Zeichenhafte, Symbolische jeder Ethik, jeder Handlung und Gebärde offenbart? Die Moral wird hier von der unfruchtbaren Tautologie der europäischen Systeme frei und gleicht der „schattenhaft durchsichtigen Gebärde", mit der die Blumen bei Hofmannsthal dem königlichen Gärtner winken. Und der Einzelne ist in die rhythmische Bewegtheit des Ganzen nach den Gesetzen des Taktes eingestellt wie der Blütenzweig in eine Vase. Wir wissen heute, daß Kapitalismus und Individualität diese primitiven Harmonien der Legende durchbrochen haben. Und es macht vielleicht die traumhafte Heiterkeit des altjapanischen Lebens etwas menschlicher, daß Hearn den Schleier einer leisen Melancholie über den Spiegel gelegt hat, in dem er das Lächeln seiner toten Götter auffangen durfte.

Kurt Singer

* Lafcadio Hearn: Izumo. Literarische Anstalt Rütten und Löning, Frankfurt a. M. 1907.

Kutsch

Man weiß von Kutsch, daß er drei unfertige Dramen im Kleiderschrank hat, außerdem arbeitet er jetzt an einem vierten, den Stoff liefert ihm Maupassant.

Heda, Kutsch!

Kutsch liebt es gar nicht, in so leichtsinniger Weise angesprochen zu werden, er ist mißtrauisch und er hat vielleicht Ursache dazu, denn er erstrebt das Höchste, und alle, die ganz Hohes erstreben, mögen nicht recht vertraulich zu den Nebenmenschen sein.

Da ist immer so etwas Fernes, was solchen Leuten vorschwebt. Solche Menschen sehen immer die Notwendigkeit vor sich, die ihnen zuflüstert: Entwickle dich! — Kutsch muß sich entwickeln, das steht oben an in seinem Programm, und das ist das Unheimliche, das ihn beständig ein wenig foltert, das ihn schärfer horchen läßt, das ihm befiehlt, ein nervös-zerrissenes Gesicht zu machen.

Er hat lange, schmale Hände, sensible Hände. Gewisse Witzblattzeichner machen sich gern

über solche Hände her, um sie zeichnerisch auszubeuten. Mir liegt daran, eine ernste Charakterstudie zu bieten, und da heißt es so sehr aufpassen, kommt es so sehr darauf an, keinen Wesenszug zu übertreiben.

Kollege Kutsch!

Er hört dieses Wort nicht gern, er möchte am liebsten Niemandes Kollege sein, er ist so eine Art Höhenmensch, der den Mantelkragen in die Höhe zieht. Wenn man seine Hand lebhaft drückt, knackt sie und wenn Kutsch seinen Hut auf hat, so ist sein Kopf sehr interessant.

Er fürchtet immer, man könne über ihn spotten, aber es gibt gewisse Menschen, die man nur dann getreu abbildet, indem man über sie spottet.

Kutsch hat eines Nachts ein flüchtig entworfenes Drama im Kaffeehaus liegen lassen, auf so einem Kaffeehaussofa, auf das der Gewohnheitsschöngeist sich in der Regel so nachlässig-edel hinwirft, um Kaffee zu schlürfen und in die Luft zu starren. Ein anderer hat das Stück gefunden, genommen, eingesteckt, nach Hause getragen, abgeschrieben, vollendet, bühnenfähig gemacht und zur Aufführung auf den weltbedeutenden Brettern gebracht und Erfolg gehabt.

Es war auch nach einer Novelle von Maupassant. Ja, ja. Bei Maupassant, diesem normännischen Bauernlümmel, liegt das „Leben" eben nur so aufgespeichert, das wird jeder empfunden haben, der ihn einmal gelesen hat.

Kutsch studiert die Stoffe, nicht das Leben; das Leben, das er zu erleben bekommt, ist bis jetzt noch nicht weit her. Er ist Zeitungsreferent und Bücherbesprecher, das hat er erlebt, und das ist nach seiner eigenen Meinung kein apartes Erlebnis.

Schade, daß er nicht, sagen wir beispielsweise, zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich zur Welt gekommen ist; er hätte dann dem einen oder dem andern jener geistvollen Schlingel, die damals in die Höhe schossen, schon gezeigt, was er gekonnt hätte.

Die Sache ist die: Kutsch kann alles und will alles, aber er tut effektiv nichts. Er bespricht jetzt Romane, weil er selber durch und durch Epiker ist, er kritisiert Dramen, weil er selber durch und durch vom Teufel dieses Faches besessen ist, er schreibt über Gedichte, weil er selber welche hätte machen müssen, wenn er gewollt hätte.

Er wird böse sein, wenn er dies liest. Ich werde ihm sagen: Da, nimm! Und werde ihm das wenn auch kleine, so doch für ihn nicht belanglose Honorar in die Hand drücken, das ich für diese Studie bekomme.

Spötter haben manchmal die Extravaganz, menschenfreundlich zu sein.

Ach Gott, Kutsch ist so arm, so weltverlassen. Man bedenke, er strebt nach nur Hohem und Erstklassigem. Er ist nicht ein Mensch wie andere Menschen, gerade so, wie die meisten Menschen nicht Menschen sind wie andere Menschen.

Ich aber gehöre entschieden unter die Hunderttausend. Ich bin zum Verwechseln einem Hausdiener ähnlich, und ich bin so froh, so gewöhnlich zu sein.

Man höre diesen Unterton rachesüchtigen Neides!

Weshalb sollte ich Kutsch beneiden? Im Gegenteil, ich bedaure ihn. Ich schreibe ja über ihn, ich muß ihn also unter mir fühlen, denn sonst schriebe ich ja nicht „über" ihn.

Diese Gemeinheit. — Hinzugehen und über lebende Menschen zu schreiben, als ob sie tot wären. Und dann ist dieser Kutsch ja nicht einmal interessant, höre ich den Leser.

Robert Walser



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



